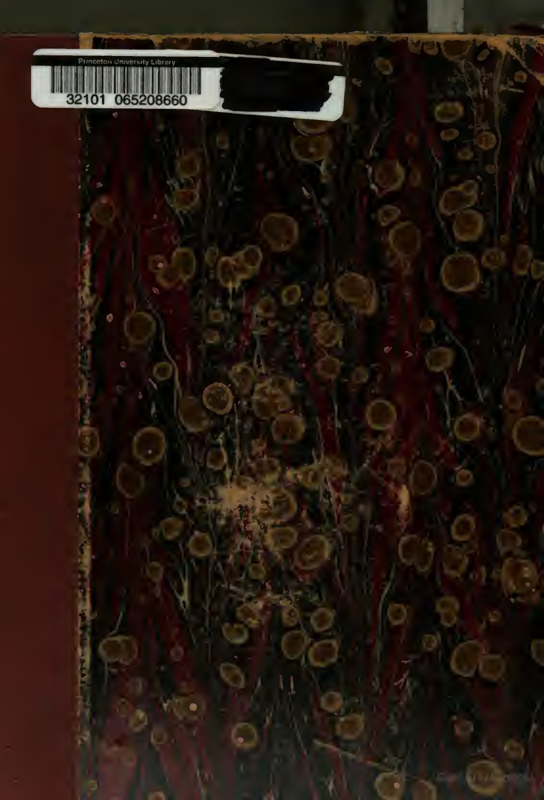





Dei
Sub Numine
Viget

MITTEILUNGEN

DER

SCHLESISCHEN GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE

herausgegeben

von

THEODOR SIEBS.

Band X.

Jahrgang 1908. — Heft XIX und XX der ganzen Reihe.

BRESLAU

Selbstverlag der Gesellschaft

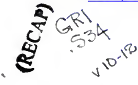
(für den Buchhandel zu beziehen durch Max Woywod's Verlag, Breslau VIII)

1908.

Inhalt.

Aufsätze und Mitteilungen.

Besprechungen.



Geschäftliche Mitteilungen.

Die Seele nach dem Tode in der Anschauung des Volkes.

Von Dr. Paul Drechsler in Zabrze.

„Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben". — Wer wollte sagen, wann und wo dem Menschen die Erscheinung des Sterbens zum erstenmale vor Augen getreten ist! Aber sie wiederholte sich immer und immer wieder und wurde stete, lückenlose Erfahrung, ergreifend und geheimnisvoll heute wie am ersten Tage. Dieses Kind, das sich vor kurzem mit rosigen Wangen und blitzenden Augen im Reigen auf dem Anger drehte, dieser Mann, der in der Fülle des Lebens dastund mit festen, markigen Knochen — sie liegen auf dem Sterbebette. Ihrer Brust entringt sich der letzte Laut, der letzte Hauch, der Körper reckt und streckt sich noch einmal, und mit der fliehenden Wärme erblasst die Wange, das Siegeszeichen des Todes.

Doch die Seele kann sich von dem Körper, den sie solange belebt und bewegt hat, nicht völlig gelöst haben, sie weilt in ihm, wie im Schlafe, in stiller Ruhe, gleichwie im kalten Baume zur Winterszeit das stille Leben in das innerste Mark, in die tiefste Wurzel geflüchtet ist, um dem Kusse der Lenzessonne zu erwachen, oder sie führt, zunächst in der Nähe des Körpers und des Grabes, ein selbständiges Dasein, um weiter zu wirken in unvergänglicher Kraft. So ist (philosophisch gesprochen) die Grundverschiedenheit von Stoff und Kraft die Grundlage des Unsterblichkeitsglaubens.

Aus diesem uralten Glauben, dass auch nach dem Tode die Seele fortlebe, erklärt sich bei allen Völkern eine Fülle von Anschauungen, Sitten und Gebräuchen, die sich aus gleichen menschlichen Voraussetzungen in gleicher Gemeinsamkeit gebildet und teils in ursprünglicher Fassung, teils mehr oder weniger verdunkelt bis zur Gegenwart erhalten haben. Ich beschränke mich hier

darauf, mit besonderer Berücksichtigung Schlesiens, eine Übersicht des Wesentlichsten zu geben[1]), denn wenn je auf einem Gebiete der Volkskunde ist hier Beschränkung und Mass geboten.

Zunächst sind nach dem Glauben des Volkes Leben und Seele von dem Körper nicht geschieden, der Tote ist nicht ohne Leben, sondern nur ohne Bewegung. Er beobachtet bis zum Begräbnistage die Trauer der Überlebenden (Ludwigsdorf bei Görlitz). Noch heute denkt man sich, dass ein Verstorbener ganz gut hören und verstehen könne, was man zu ihm sage, und dass er nur nicht imstande sei, seine Gedanken und Gefühle zu äussern. Oft erzählt man, die tote Mutter habe mit geweint, als der liebe Sohn aus der Ferne herbeieilte und über die Leiche gebeugt heisse Tränen vergoss (Breslau 1906). Wird die Leiche angekleidet, dann ruft man den Toten dreimal beim Vor- und Zunamen: N. N., wir wollen dich anziehen! — Sofort werden die starren Glieder beweglich und lassen sich bequem bekleiden (Leobschütz, Neustadt, Kreuzburg). Auch kann man dann der Leiche den Trauring ohne Schwierigkeit vom Finger ziehen (Breslau) und die Sterbehandschuhe anlegen (Leipe bei Jauer). Ruft man nach dem Anziehen: N. N., nun kannst du wieder ruhig schlafen! wird der Tote wieder steif und starr (Gramschütz bei Glogau).

Wie man dem Sterbenden die Gabe zuschreibt, in die Zukunft zu schauen, so richtet man auch Fragen und Bitten an den Toten und deutet scheinbare oder zufällige passive Bewegungen des Körpers als Antworten und Erhörungen (hieraus hat sich mannigfaltiger Totenzauber entwickelt); besonders bittet man die Leiche, Krankheiten allerart mitzunehmen, z. B. Hühnerwurzeln, Überbeine, Zahnschmerzen.

Neben diese Vorstellung, dass die Seele in gleichsam nur gehemmter Beweglichkeit auch nach dem Tode im Körper fortlebe, tritt die andere, auf die Traumerscheinungen nicht unwesentlich eingewirkt haben, dass mit Eintritt des Todes sich

[1]) In der reichen Literatur ist in letzter Zeit hinzugekommen: W. Wundt, Völkerpsychologie 2. Band: Mythus und Religion. 2. Teil, Leipzig 1906; O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte. II. Teil, 2. Abschnitt: Die Urzeit. Jena 1907. Einschlägigen Stoff boten vor allem A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, 3. Aufl., Berlin 1900; P. Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglauben in Schlesien. I. Leipzig 1903 II. 1906, und E. H. Meyer, Mythologie der Germanen. Strassburg 1903.

die Seele vom Körper löse und selbständig fortlebe. Das Sinnfälligste beim Sterben ist das schwere und langsame Atmen: in ihm scheint das Leben hin- und herzufluten, mit ihm das Leben zu schwinden. Mit dem letzten Atem, dem letzten Hauche entweicht die Seele, selbst ein Hauch (vgl. sanskrit. âtmán Hauch, Leben, Seele = ahd. âtum Atem, Seele), ein Wind (vgl. lat. animus Seele, griech. ἄνεμος Wind), ein Lüftchen, eine Wolke: der Mensch haucht sein Leben aus, er hat ausgeatmet, oder, wie es Freidank derber ausdrückt: „Die Seele fährt von mir wie ein Blaas (Hauch) und lässt mich liegen wie ein Aas". Der Körper liegt kalt und steif da, die Seele aber lebt in einer anderen Welt unvergänglich weiter. Dass sie auch in Tier-, vornehmlich Mausgestalt, aus dem Munde des Sterbenden schlüpft, wird z. B. aus Franken und Schlesien (Breslau) berichtet. Die Anschauung, dass die Seele nach dem Tode ein Scheinleben als Schatten führe, ist (hierin stimme ich Wernicke in Grimms Wörterbuch bei) aus dem klassischen Altertum in unsere Literatur aufgenommen und nie volkstümlich geworden; vgl. Pradel, Mitteil. 1904 S. 1 ff.

Um die Seele am Entweichen zu hindern, vielleicht, um sie im Körper festzuhalten und mit ihm zu begraben, schliesst man der Leiche Mund und Augen, ein Brauch, der auch zu der nordischen und griechischen Totenbesorgung gehört. Heute will man dadurch vermeiden, dass das starre Auge des Toten, „der böse Blick", einen aus der Familie nachhole, oder man will den Verstorbenen als Schlafenden erscheinen lassen. Anderseits stellt man sich vor, dass mit der entweichenden Seele auch die seelischen Kräfte des Sterbenden entweichen, und dass ein anderer diese Kräfte auffangen und sich aneignen könne. Darum ist es ein lebendiger Brauch, dass ein Kind über den Mund des Sterbenden gehalten (in abgeschwächter Form: an das Herz der sterbenden Mutter gelegt) wird oder ein Verwandter sich über ihn beugt (Leobschütz, Breslau, Goldberg). So will auch die Schwester der durch Selbstmord endenden Dido, wenn noch ein letzter Atem der Sterbenden umherirren sollte, diesen mit ihrem Munde auffangen. Vergil, Aeneis IV, 684 ff.; vgl. Cic. Verr. V, 45.

Am gebräuchlichsten aber ist es, sobald der Sterbende den letzten Atemzug getan hat, sofort alle Türen und Fenster zu öffnen, damit die Seele ungehindert ins Luftreich entweiche und

sich nirgend verhalte. Als man dies nicht beachtet hatte, fand man am andern Morgen eine Rauchwolke im Zimmer (Dyhernfurth, Kreis Wohlau). In Ostpreussen können manche den Gestorbenen noch vierzig Tage nach dem Tode als eine nebelartige Gestalt erkennen. Man stürzt alle Stühle und Gefässe um, rückt alles von der Stelle, verhängt Bilder und Spiegel, lässt die Stubenuhr und die Hofplumpe stillestehen, damit nichts die Seele festhalte oder störe. Um ja nichts zu versäumen, was das Entweichen der Seele begünstigt, wird ausserdem allem und jedem im Hause, den Mitbewohnern, dem Vieh, den Haustieren, dem Vogel im Käfig, den Bienen, ja, dem Getreide, den Sämereien und Blumen, dem Brunnenwasser, kurz, der ganzen Wirtschaft, mit der der Verstorbene in trauter Häuslichkeit und Berührung gelebt hat, sein Tod angesagt; vgl. Drechsler, Sitte, Brauch I, 291.

Dass dies alles geschieht, wird eingeschärft. Werden bei einem Todesfalle die Stühle nicht umgedreht, so bekommt, wer sich darauf setzt, Kreuzschmerzen (Gleiwitz). Wird die Uhr nicht angehalten, so bleibt sie von selbst stehen und geht nie wieder. Unterlässt man das Ansagen, verendet das Vieh, die Bienen wandern oder sterben aus, der Vogel im Bauer „geht ein", das Getreide verdirbt, das Brunnenwasser versiegt usw.

Falls dem Verstorbenen nicht alles nach Gebühr zuteil wird (de mortuis nil nisi bene), fürchtet man sein Wiederkommen, und diese Furcht spricht aus allen Gebräuchen der Totenbehandlung.

Dazu gehört die Ausstellung der Leiche (griech. πρόθεσις) und die Leichenwache. Der Tote wird gewaschen und mit dem Leichenhemde bekleidet. Dabei achtet man darauf, dass das Hemd auf dem Rücken zugenäht ist, sonst müsste sich ja, wie mir eine Frau in Oberschlesien (Beuthen) sagte, „der Vater im Himmel schämen und nur immer mit dem Rücken an der Wand stehen". Dann wird er, mit den Füssen zur Türe gewendet, zur Besichtigung für Verwandte und Freunde aufgebahrt, die es auch nicht unterlassen, in stillem Gebete von der Leiche Abschied zu nehmen und ihr ewige Ruhe zu wünschen.

Ein Rest der alten Leichenwache ist noch heute der Brauch, dass bei dem Toten Tag und Nacht gedungene alte Männer oder Frauen wachen, Totengebete murmeln und religiöse Lieder flüstern (Schlesien, Tirol, Skandinavien).

Früher wurde auch eine feierliche Totenklage, in der die Verdienste des Verstorbenen gepriesen werden, angestimmt, so schon bei den Indern, den Griechen, den Römern, so bei Slaven und Germanen. Von Hektor singt Homer (Ilias XXIV, 719 ff.):

> Als sie den Leichnam nun in die prangende Wohnung geführet,
> Legten sie ihn auf ein schönes Gestell' und ordneten Sänger,
> Anzuheben die Klag', und gerührt mit jammernden Tönen
> Sangen sie Trauergesang . . .

Wenn sich bei den Germanen für diese Totenlieder, die super mortuos, d. h. vor der Leiche, gesungen wurden, der Ausdruck sesu, siso findet (R. Kögel bei Paul, Grundriss II² 1, 42), so liegt auch darin etwas Vorbeugendes, Abwehrendes. Die Bezeichnung sesu ist verwandt mit lat. sesmo, sermo und tritt zu ahd. sûsôn, sûsên, sûsen (Diefenbach nov. gloss. 337ᵇ sussen) und bezeichnet etwa „leises Singen", „Flüstern": man will „flüsternd", was der Luftnatur der Seele rücksichtsvoll entspricht, den Toten an der Rückkehr hindern. Es ist eine Beschwörung, ein Zauberlied[1]), ähnlich den im Indiculus superstitionum et paganiarum (aus der Zeit Karl des Grossen) verbotenen dâdsisas, womit gleichfalls „Totenzauberlieder" bei der Leichenwache und bei der Leichenstätte bezeichnet werden. Zu diesen Liedern wurde auch getanzt, um die bösen Geister abzuwehren (vgl. ahd. sespilôn). Aus einem schlesischen Berichte schimmert eine Erinnerung daran durch: In diesem Jahre (1406) wurde in Schlesien ein Totentanz aufgeführet, der mit lautem Jubel und Jauchzen begann. Plötzlich fiel ein Jüngling oder ein Mädchen zu Boden und stellte sich tot, worauf die Musik verstummte und von allen Lippen dumpfer Totengesang erscholl. (O. Schwebel, Tod und ewiges Leben im deutschen Volksglauben. Minden 1887 S. 199). Da diese Tänze ausarteten, wurden sie von der Kirche seit dem 10. Jahrhundert wiederholt verboten. In Tirol und im Schwarzwald beten die Wächter bei der Leiche („super mortuos") meistens, aber sie spielen und trinken auch dazwischen und erzählen sich lustige Geschichten.

Bei der Leiche brennt auch fortwährend ein Licht, und unter oder an das Leichenbett stellt man eine Schüssel Wasser (all-

[1]) Hierin findet der Anfang des besonders in Schlesien heimischen Wiegenliedes: Sause, ninne, sause und suse ninne seine Erklärung: man beschwört flüsternd (heute: einschläfernd) alles Böse, besonders den Tod, der ninne, d. i. der Wiege, und dem Kinde fernzubleiben.

gemein). Dies sind gleichfalls alte Schutzmittel, deren Bedeutung durch die Erklärungen späterer Zeit verdunkelt wird. So heisst es im Vogtlande, ein Licht muss brennen, damit die Seele nicht im Finstern zu wandeln braucht (Wuttke § 729). Doch das Feuer hat eine reinigende Kraft; die Fackel oder Kerze gehört seit jeher, z. B. im griechischen und römischen Ritus, zu den Reinigungszeremonien. (Diels, Sibyllin. Blätter S. 47 ff.) Das Licht soll die Seele aus dem Hause scheuchen, wie der schlesische Bauer die bösen Geister durch Ausräuchern aus Haus und Hof verjagt. Aus demselben Grunde gibt man in Schlesien, in Franken und in Süddeutschland dem Sterbenden eine brennende Kerze, die sogenannte Sterbekerze, in die Hand oder steckt um ihn sechs bis acht brennende Lichter herum (Ostpreussen, Lausitz, Oberpfalz, Vogtland). Wuttke § 723. Zu diesem Gedankengange stimmt auch der altertümliche Segensspruch, der bei der Weihe der Kerzen an Mariae Lichtmess von der Kirche gesprochen wird. Sie sollen die Kraft erhalten, den bösen Geist zu vertreiben „aus allen Wohnungen der Verehrer Gottes, aus Kirchen, aus Häusern, aus den Winkeln, aus den Betten, aus den Speisezimmern, aus allen Orten, wo immer Knechte Gottes wohnen und ruhen, schlafen und wachen, gehen und stehen“. Usener, Religionsgeschichtliche Untersuchungen I S. 311. Dieselbe schützende Kraft besitzt das Wasser. Drechsler, Sitte, Brauch II S. 148; besonders das Weihwasser, das in keiner katholischen Familie fehlt. „A Schälche (kleine Schale, Glasnäpfchen) mit Weihwasser über am Bett is gutt vor alles; do kimmt nischt Schieches (d. i. was scheucht, schaecht, spukt) ei de Stuw (Stube)“. Max Waldau, Nach der Natur ²II, 276 (aus der Gegend von Katscher). Wird der Sarg aus dem Hause getragen, giesst man hinter ihm kreuzweise Wasser vor die Türe, um sich gegen die Wiederkehr des Toten zu sichern und wäscht sich in derselben Absicht nach der Rückkunft vom Kirchhofe sorgfältig die Hände.

Es ist erwiesen, dass bei den indogermanischen Völkern das Begraben der unverbrannten Leiche der ältere Bestattungsbrauch war, der eine Zeit lang durch das Verbrennen abgelöst wurde, dann aber unter dem Einflusse des Christentums wieder allgemeine Geltung erlangte. Ebenso fest steht, dass die Indogermanen ihrem Toten für seinen Gebrauch bestimmte Beigaben in das Grab mitgaben oder später auf dem Scheiterhaufen mitverbrannten, damit sie dem Toten in das Jenseits folgten. Dass man es dem Ver-

storbenen dort an nichts fehlen lasse, damit er nur „die ewige Ruhe“ finde, ist der Überlebenden ängstliche Sorge; freilich ist die Hauptursache aber auch hierbei die Angst, sich selbst durch die Mitgabe alles dessen, was jene Ruhe verschaffen kann, gegen den Wiedergänger zu schützen. Darum legt man ihm in den Sarg, was ihm im Leben besonders lieb war, und was er im künftigen Leben nicht missen soll: Gebetbuch, Kamm, Schmucksachen, Brot, dem Alten seine Dose, der Frau Putzgerät, Nähnadel mit Zwirn und Fingerhut, dem Kinde den Saugpfropfen und die Puppe, der Braut das Hochzeitskleid und den bräutlichen Schmuck, mit der ausgesprochenen Erklärung, damit die Toten zufrieden seien, Beschäftigung hätten und nicht umgingen. Stirbt eine Wöchnerin vor dem Kirchgange, so wird sie in Nieder- und Mittelschlesien schwarzgekleidet, also im Kirchgangstaat, in den Sarg gelegt, während sonst alle Sterbekleider weiss sind; andernfalls „meldet sie sich“. Auch muss sie unter allen Umständen (Lauban, Schweidnitz, Schönau, Parchwitz, Jauer) das Traugesangbuch, Flicken und Nähzeug mit in den Sarg bekommen, weil sie, wie es in Liebau, Landeshut, Grünberg heisst, für das Kind arbeiten muss; unterliesse man diese Beigaben, würde sie wiederkommen und ihr Kind gar holen. Geht einer Wöchnerin das Kind im Tode voran, so gab man ihr in Ludwigsdorf bei Görlitz auch ein Töpfchen oder einen kleinen Tiegel, einen Löffel und Quirl mit, denn sie muss für ihr Kind kochen; auch eine Windel, Nähnadel, Zwirn, Kinderhemdchen, Schere, denn sie muss ihr Kind warten und dafür nähen. Diese Beigaben finden wir bei allen Völkern. „Noch heute“, erzählt Šejn von den Weissrussen (Sbornik der Kais. Akad. der Wiss. in St. Petersburg LI Nr. 3 p. 534), „senken sie nach dem Totenamt den Verstorbenen in das Grab zusammen mit Gegenständen, die von ihm besonders geschätzt und ihm bei Lebzeiten besonders lieb waren. Wenn er z. B. seinem Gewerbe nach ein Schuhflechter war, so legen sie ihm unweigerlich einen angefangenen Bastschuh hin, wenn er ein Zimmermann war oder sonst ein Handwerker, dann geben sie ihm eine Axt, einen Meissel, einen Hobel, eine Feile. Abgesehen von diesen (besonderen) Dingen geben sie jedem Toten ins Grab mit: Brot, Salz, Eier für einen Eierkuchen, Nüsse, Bier und Schnaps in einer Flasche, ebenso wie eine kurze Tabakpfeife mit Tabak und Feuerzeug oder eine Tabakdose mit Schnupftabak“. Vgl. Schrader a. a. O. S. 426.

Tacitus erzählt (Germania c. 27): „Die Leichen berühmter Männer werden auf bestimmten Holzarten samt ihren Waffen und ihrem Rosse verbrannt“. Auch die Westgoten senkten ihren König Alarich „mit der Rüstung auf dem Pferde“ in das aufgewühlte Flussbett des Busento. Eine Erinnerung an diese Beigaben von Waffen und Ross hatte sich auch in unserer Heimat erhalten. Hier folgte das Klagepferd, verhüllt mit Trauergewändern, dem Sarge des Herrn. Darauf nimmt die Ölser Kirchenkonstitution von 1664 Bezug und verbietet: Was die Begräbnisse derer vom Adel betrifft, soll vor das verkappte Pferd, wenn es nachgeführt wird, 10 Tlr. Schlesisch gegeben werden.

Wie bei den Römern die Vorschrift bestand, dass der Erbe, sobald die Leiche aus dem Hause herausgetragen ist, das Haus mit einem Besen fegen muss (Festus Ep. S. 77, 18), so ist es auch in Deutschland Brauch, hinter einer aus der Stube getragenen Leiche auszukehren, damit der Tote nicht wiederkehre. Wuttke § 737, Drechsler I § 331. Man fürchtete sogar, dass die Seele, wenn die Leiche zum Kirchhofe gefahren wird — das geschah früher auf den in Schlesien häufigen besonderen Totenwegen — und der Kutscher nicht wieder über die Dorfgrenze gelangt, ehe der Sarg versenkt wird, dass die Seele auf dem Wagen mitzurückfährt (Zobtener Halt). Um sich ganz zu sichern, nimmt man nach der Beerdigung den Leichenwagen auseinander oder stellt ihn mit den Rädern nach oben auf die Rungen (Gross-Wartenberg, Militsch, Trachenberg). Einen solchen auseinandergeteilten Leichenwagen erwähnt schon Burchard von Worms ums Jahr 1000.

Ein Rest der Totenopfer, durch die man die Verstorbenen ferner zu beruhigen suchte, ist das Leichenmahl, der Leichenschmaus, das Trauer- oder Totenessen, das niederdeutsche Tröstelbier oder Rüeaten. Findet dieses Opfer auch meistens nach der Beerdigung statt, so wissen wir aus Schlesien, dass es auch im Trauerhause vor dem Hinaustragen der Leiche nicht ungebräuchlich war. Es war früher Sitte, z. B. in der Grafschaft, dass im Trauerhause vor dem Sarge ein Trunk und Imbiss gereicht wurden. Im Mai 1839 erliess das katholische Kirchenkollegium zu Neisse das Verbot: „Wir haben oft zu bemerken Gelegenheit gehabt, dass in dem Trauerhause, bevor die Leiche zur Beerdigung gehoben wird, den Leichenträgern Branntwein zum Trinken vorgesetzt wird usw.“.

Gegen Ende der fünfziger Jahre kam es im polnischen Oberschlesien (Ruda) noch vor, dass sich die Leidtragenden auf den eben aufgeschütteten Grabhügel niedersetzten, Brot und Käse assen, aus einer Flasche einen Umtrunk hielten und dabei religiöse Lieder sangen. Gewöhnlich kehrt man jetzt auf dem Rückwege vom Kirchhofe im nächsten Kretscham ein, um den Toten zu vertrinken, „das Fell oder die Haut zu versaufen", ein Brauch, der von Schleswig-Holsteins Spitze bis zu den Gipfeln der Alpen unter verschiedenen Bezeichnungen bekannt ist. Ich habe es selbst erlebt, dass man dem Toten einen Ehrenstuhl oben an der Schmalseite des Tisches frei liess, in einer Rede seiner Vorzüge gedachte und zum Schluss auf sein Wohl trank. Der Leichenschmaus unverheirateter Personen heisst auch himmlische Hochzeit, im deutschen Oberschlesien bloss „Hochzeit" oder „Trauerhochzeit". Das Trauerhaus wird mit Kränzen und Maien festlich geschmückt, denn dieser Tag gilt als Hochzeitstag des Verstorbenen; deshalb wird denn auch das sogenannte Traueressen oft wie ein vollständiges Hochzeitsmahl zugerichtet und dazu ausser den Verwandten, Trägern und Leidjungfern ein grosser Teil der Leichenbegleitung zu Gaste geladen (Piltsch, Mocker, Leobschütz, Ratibor, Zobtener Halt, Kreis Jauer). Nach einer solchen Hochzeit wird nicht selten wie in alter Zeit zu Ehren des Toten getanzt (poln. Oberschlesien, Cosel, Rudelsdorf bei Heidersdorf, Grafschaft). In der mittelschlesischen Gebirgsgegend wird ein Leidessen mit Kaffee und Kuchen vorgesetzt [1]).

Es sind noch zwei Mitgaben für die Toten zu besprechen, die vorher absichtlich unerwähnt blieben: Brot und Geld.

Auf das Hausbrot haben die Verstorbenen Anspruch, ein Zug, der schon im alten Griechenland begegnet. Darum legt man ihnen Brot in den Sarg und lässt ihnen die Brotkrümel, die man sorgsam zusammenfegt, zukommen, indem man sie in das Feuer wirft (allgemein). Auch in Griechenland gehörten vom Tische gefallene Brosamen den Verstorbenen, den Heroen. Dieser Glaube erklärt folgenden in Schlesien und in England geübten Brauch: Ist ein

[1]) Thukydides II. 34 erzählt, dass man im Winter 431/430 die im Peloponnesischen Kriege zuerst Gefallenen öffentlich bestattet habe und nach der Leichenrede des Perikles nach Hause gegangen sei; bei Demosthenes pro corona wird noch ein von den Vätern und Brüdern der Begrabenen veranstaltetes Leichenmahl erwähnt.

im Wasser Verunglückter so tief gesunken, dass man ihn nicht findet, so wird ein Stück Brot aufs Wasser gelegt (in Gurek bei Rybnik wird — zum Schutze der Lebenden — in das Brot ein brennendes Licht gesteckt): der Tote nähert sich dem Brote, auf das er Anspruch hat, und wird unter ihm gefunden.

Wie die Gewährung des Brotes den Toten zufrieden stellen soll, so ist anderseits die Mitgabe eines oder dreier Geldstücke, meist Pfennige, nicht, wie ich früher auf Grund schlesischer Redensarten annahm, das Fährgeld in die Unterwelt gleich dem griechischen ναῦλον, sondern eine Geldabfindung für den Toten. Stirbt in Rossberg bei Beuthen OS. ein kleines Kind, so gibt man ihm in den Sarg das Taufkleid und legt ihm Brot auf eine, drei Pfennige, die ihm von den Paten eingebunden worden sind, auf die andere Seite. So hat man dem Kinde alles, was es sich, herangewachsen, im Leben hätte erwerben können, Lebensunterhalt und Besitz, mitgegeben und hofft dadurch jeder Wiederkehr der Seele vorzubeugen.

Wo und wie lebt die Seele, nachdem sie sich im Tode vom Körper losgelöst hat? Bis zur Beerdigung im Körper oder gleich nach dem Eintritt des Todes in dem ihrer Windnatur verwandten Elemente, in der Luft. Dies ist wohl seit alters die allgemeine volkstümliche Vorstellung.

Das Christentum brachte dem Volke als Seelenorte den Himmel, den sich der gewöhnliche Mann nur ganz allgemein als einen Ort ewiger Seligkeit hoch oben im Luftreich vorstellt, wo man den harten Kampf um das tägliche Brot nicht kennt, eine Vorstellung, in die sich die Erfüllung aller Hoffnungen, die restlose Gewährung hochgesteigerter irdischer Genüsse einmischt — man denke an das Gedicht „Der schlesische Bauernhimmel“, das uns in derber Weise lehrt, wonach das Volk sich sehnt — und die Hölle, von der man sich als einem Orte ewiger Qual tief im dunkeln Erdenschosse gleichfalls keinen bestimmten Begriff macht. Zwischen Himmel und Hölle liegt unbestimmt und nebelhaft das christliche Fegefeuer und das grenzenlose Totenreich, das Land „der armen Seelen“, von wo sie, je nachdem sie gelebt haben und behandelt worden sind, als teils freundliche, teils feindliche Wesen in luftigen, nebelhaften Umrissen oder in Menschen- und Tiergestalt wiederkehren und in mannigfache Beziehungen und Berührungen zu den Menschen treten, auf ihr Wohl und Wehe einwirken.

Für gewöhnlich werden sie auf dem Kirchhofe in der Nähe der Gräber weilend gedacht. Hier besucht man sie nach alter Sitte am Vorabende von Allerseelen (2. November) und schmückt ihre Gräber mit Kränzen und Lichtern. Am Morgen des Allerseelentages findet auf manchen Kirchhöfen ein Umgang (Prozession) statt, während der die Lichter wiederum brennen,

> Die Lichter, von Erinnerung entzündet,
> Wies frommer Brauch am Allerseelentage,
> Und dass der Toten keiner wiederkehr',
> Wenn man's versäumt, raunt alte Volksmär [1])

Da flattern die Seelen der Kinder als Vögel um die Leichensteine. Aus diesen Vogelseelen entwickeln sich die geflügelten Genien und in der christlichen Kunst die Engelgestalten.

In der Allerseelennacht versammeln sich die Seelen der verstorbenen Gemeindemitglieder in der Kirche und wohnen einer Messe bei, die der letztverstorbene Pfarrer liest. Man kann sie um die Mitternachtstunde singen hören; besonders begnadete, fromme Menschen können sie auch sehen (Oberschlesien). Wenn es weiter heisst, dass sie auch zu Opfer gehen und dabei das ihnen in den Sarg mitgegebene Geld auflegen, beweist dies nur die Mitgabe von Geld und ist eine spätere Deutung. Darauf wandeln die Toten in wallenden weissen Gewändern auf den Feldern und zu den menschlichen Wohnungen (Cosel). So besuchten in Rom die Seelen der Verstorbenen im Mai, an den Lemurien, die Wohnungen der Nachkommen. Im Dunkel der Nacht ging dann der Hausherr durch die Wohnung und streute ihnen neunmal schwarze Bohnen hin, um sie durch diese Gabe zum Verlassen des Hauses zu bewegen. (Vgl. Wissowa, Religion und Kultus der Römer S. 189). Ähnliches geschah in Athen im Frühling, am dritten Tage des dem Dionysos geweihten Anthesterienfestes (vgl. Samter, Familienfeste S. 114). Nach dem Glauben der Tiroler werden vom Mittagsläuten am Allerheiligentage bis zum Festläuten des folgenden Tages die armen Seelen aus dem Fegefeuer freigelassen: man lässt für sie besondere Kuchen auf dem Tische die Nacht über stehen und heizt die Stube, damit sie sich wärmen können. Man zündet auch auf dem Herde ein „Seelenlichtlein" an, mit dessen geschmolzenem Fette sie ihre Brandwunden be-

[1]) Drechsler, Heimatlust und Jugendglück, Kattowitz 1903. S. 96.

streichen, wie in Böhmen mit der Butter, mit der man am Allerseelentage die brennende Herdlampe füllt. Wuttke § 752.

Doch auch zu anderer Zeit ziehen die Seelen umher, besonders in den zwölf Nächten vor Weihnachten oder in den Nächten von Weihnachten bis Dreikönigstag. In dieser Zeit werden Haus, Feld und Garten mit Zauberschutz umgeben. Man zog Zauber wirkend symbolisch einen Kreis um das Grundstück — „die goldne Schnur geht um das Haus“ (in den Sommerliedern am Sommer- oder Totensonntag), — wie man um das brennende Haus laufend das Feuer beschwört. Man brennt um Militsch-Trachenberg die ganze Nacht hindurch Kien, man schiesst über Feld und Flur, in Strauch und Baum und umwindet die Obstbäume mit Stroh, damit ihnen die Geister nichts anhaben und sie im nächsten Jahre reiche Frucht tragen.

In der Christnacht lässt man in Ratibor, Mocker, Schweidnitz nach der Mahlzeit den Tisch gedeckt, damit die armen Seelen davon essen können; denn, wie es in Österreichisch-Schlesien heisst, um Mitternacht ist es ihnen gestattet, zu essen.

So zeigt sich schon hier die Unterscheidung guter Geister, deren Gunst man sich sichern will, und böser, die man abwehren will.

Daneben ist die Vorstellung lebendig, dass sich auch zu anderen Zeiten, ja, beständig die Seelen im Hause oder in seiner Nähe in benachbarten Räumen, sei es Baum, Hügel, Wasser, aufhalten. Geht die Stubentüre von selbst auf, so kommt eine arme Seele auf Besuch. Mit Vorliebe sitzen die Seelen im Kehrbesen und zwischen Tür und Angel. Darum darf man nicht mit dem Besen, aber auch nicht auf ihn schlagen, und die Türe nicht zuwerfen, sonst leiden die Seelen. Drechsler, Sitte, Brauch I, 310. Ein Bettlerlied in Hessen lautet: Ei orm Seelche sass henger de Dehr on guckte ganz trurig hervör. Wuttke § 750. Nach ostpreussischem Glauben halten sich die Seelen gern vor der Haustür auf; deshalb darf man kein Wasser hastig hinausgiessen, sonst begiesst man sie, oder sie sind, wie es in Oberfranken heisst, unter der Hausschwelle; wenn man ein neues Haus betritt, soll man nicht auf die Schwelle treten, weil dies den armen Seelen, die darunter sind, wehtut. Findet hierin der schlesische Brauch, dass man die junge Frau über die Schwelle ins Haus hebt (Naumburg, Kreis Sagan), seine Erklärung? Auch tritt die Wöch-

nerin um Sprottau nur scheuvoll über die Schwelle und hält dabei den Atem an.

Mit diesen Hausgeistern steht der Mensch in innigem Verkehr. Am Andreasabend betet man zu ihnen, dass die künftige Ehehälfte im Traume erscheinen möge; man bittet sie, einen zur gewünschten Stunde zu wecken u. a. m. Ja, sie helfen sogar dem Holzdiebe auf seine Bitte unertappt stehlen.

Dass die Seelen, Geister, Wichter, Unterirdischen im Hause dauernd weilen und darin herrschen, ist uralter Glaube. So ritt schon der Altisländer Oddr um ein verlassenes Haus gegen die Sonne von rechts nach links, zur persönlichen Sicherheit mit einem lodernden Holzbrande, und sprach: „Hier nehme ich mir Land, denn ich sehe hier keine bewohnte Baustätte. Hört das, ihr Wichter, die ihr in der Nähe seid!“ E. H. Meyer, German. Mythol. S. 213. Ihr Sitz ist der Herd, der Mittelpunkt der Häuslichkeit, und sie sind geradezu die Schützer der Herdgemeinschaft, deren Gunst man anfleht und sich bei allem sichert. Das sind, wie Schrader, Die Urzeit S. 428, ausführt, die indischen pitaras „die Väter“, die griechischen *θεοὶ πατρῷοι* „die Seelen der Väter oder Vorfahren“ oder die *τριτοπάτορες* „die Urgrossväter“ oder die oben erwähnte *ἥρωες*, denen die Brosamen zukommen, die lat. di parentes oder die Divi manes, die (erschlossenen) got. Anseis, die russischen rodíteli „Eltern“, die weissrussischen dzjady „Grossväter“. Der bekannteste Hausgeist ist der gemeingermanische Kobold, an den in Schlesien die aus Holundermark gebildeten Stehaufmännchen erinnern, er ist „der im Hause waltende“, der *ἀγαθὸς δαίμων* des griechischen, der lar familiaris des altrömischen Volksglaubens. Wie letzterer mit der Familie das Haus wechselt und ihm beim Eintritt in die neue Wohnung ein Opfer dargebracht wird, ut nobis haec habitatio

Bona fausta felix fortunataque evenat

Plautus Trinummus v. 40 f.,

so begrüsst man ihn in Schlesien beim Beziehen eines neuen Heims durch Hineinlachen in das Ofenloch (Breslau) und opfert ihm auf dem oberen Rande des Ofens Geld (gewöhnlich drei Pfennige) (Katscher), auch Brot. Werden Salz und Besen dabei erwähnt, so sind das alte Schutzmittel. Dem Schutze der penates „der (Geister) drinnen“ empfiehlt sich die Braut, indem sie heute, ganz wie im alten Indien, in Norddeutschland, Ostpreussen, Westfalen, in der Eifel dreimal um das Herdfeuer oder den Kessel-

haken schreitet (Wuttke § 566), in Schlesien, wo der Ofen oft an der Wand steht, um den Tisch.

Ein traulicher seelischer Hausgeist ist in Schlesien das Klageweibel, dessen wehklagende Stimme in der Stille der Nacht auf dem dunklen Boden gehört wird, wo es seinen Aufenthalt hat. In der Grafschaft lässt das Klagemütterlein vor den Fenstern oder in einem Winkel des Hauses ein gewisses Weinen und Wimmern — es ist der wehklagende Wind — hören, wenn jemand krank ist und sterben wird. Drechsler, Sitte, Brauch II, 163.

Wie wir am Allerseelentage die Seelen der Kinder als Vögel um die Totensteine flattern sahen, so stecken auch in den Motten, Schmetterlingen, Käfern und sonstigem Getier, das da im Hanse und ausserhalb „kreucht und fleugt", Seelen. Es sei nur der Holzwurm oder die Totenuhr erwähnt, ein Käfer (Blaps mortisaga), dessen Ticken einen nahen Todesfall anzeigt. In Schlesien ist besonders die Hausotter ein Tier, unter dem sich nach lebendigem Glauben eine Seele birgt. Hieraus hat sich, schon bei den alten Griechen und Römern, ein häuslicher Schlangenkultus entwickelt[1]. Jedes Haus birgt ein Otterpaar, das man hegt und pflegt. Die Tiere haben im Keller oder unter der Hausschwelle (Oberschlesien) ihren Sitz; hier wühlen sie sich in den Grund des Hauses und sind gewöhnlich unsichtbar. Zuweilen gibt die Hausotter einen eigentümlichen pech- und wachholderartigen Geruch von sich, worauf dann gemeiniglich Regenwetter folgt, oder sie kündigt eine den Hausbewohnern drohende Gefahr, eine Feuersbrunst oder einen Todesfall, durch ein dem Bohren der Totenuhr ähnliches Geräusch an. Wechseln die Hausbewohner die Wohnung, so ziehen die Hausottern mit, wie der Hausgeist. In der „Tunkelstunde" kommt der Otterkönig, der Ahne, oder die Otterkönigin, die Ahnfrau, die Muhme, bisweilen aus dem Grunde oder der Mauer des Hauses hervor und geniesst Milch und Brot, das die Kinder gern mit ihnen teilen. Seelentiere sind auch das Wiesel, das der Schlesier schmeichelnd „Gevatterle" nennt, wie es in Spanien comadreja (commatercula) Gevatterin, bei den Slaven nevěstuka: nevěsta Braut, junge Frau, im Altpreussischen mosuco Mühmchen, im Litauischen mosza Mannesschwester heisst, die Eidechse, die Schönjungfer, das Schinjimferle, ein Name, der in Oberbayern für das

[1] Vgl. Olbrich in Mitteil. V, 40 ff.

Hauswiesel gilt, der Hausfrosch und unter anderen besonders auch die Maus, wovon viele bekannte Sagen gehen. In manchen Gegenden (so um Striegau, Brieg, Kreuzburg) vertritt das Heimchen (die Hausgrille) die Hausotter. Man darf das Heimchen nicht stören, sonst verlässt der lar familiaris das Haus, und das Glück zieht mit fort. Schön sagt E. H. Meyer a. a. O. S. 77: „Der Wohnung der Menschen zugetan, leise aus der Erde kriechend oder horchend und wieder still und plötzlich darin verschwindend, erschienen (diese Tiere) wie geheimnisvoll in ihrem alten Heim fortlebende Seelen der Verstorbenen, deren Leiber früher in dessen unmittelbarer Nähe oder sogar in dessen Innerem bestattet wurden. Wir blicken in den dunkelsten Winkel indogermanischer Hausreligion mit all ihrer Heimlichkeit und Unheimlichkeit, wie sie durch zahllose neuere, aber auch viele ältere nicht nur germanische, sondern auch andere indogermanische Zeugnisse enthüllt wird“. Neben diesen in der Nähe des Menschen weilenden Tieren, unter denen sich die Ahnengeister bergen und mit dem Wohl und Wehe der Nachlebenden innig verknüpft sind, gibt es Seelen oder Geister, die in den Elementen, in Wind und Wasser, Wald und Feld, auf und in der Erde, kurz überall, wo ein Mensch je seinen Geist ausgehaucht hat, ihr Wesen treiben, zu leben und zu weben scheinen.

Das Seelenwesen wohnt im Baume,
In Berg und Fluss, in Wald und Hang,
Schwebt mückengleich im luftigen Raume
Und teilt der Vöglein süssen Sang[1]).

Dass aus diesen Seelenorten auch die Seelen Neugeborener herkommen, ist ein naheliegender Schluss.

Wie die Seelen guter Menschen in Gestalt zarter, lichtflockiger (Lämmel)wölkchen auf- und abschweben, so fährt die Seele eines Bösen wie ein Sturm, ein Wirbel (man denke an Goethe, der auf seiner Schweizerreise von 1780 in dem Wolkenschleier des Staubbachfalles selige Geister erblickte und ihrem Gesange lauschte) nach englischem Glauben „as a furious whirlwind“ (Hans Sachs sagt „als ein scharpfer wind“) dahin. Darum besteht im Volksbewusstsein der engste Zusammenhang zwischen der gewaltsam ausgepressten Seele eines Gehängten und dem Winde. „Es ist so windig, es muss sich einer gehängt haben“ heisst es allgemein, und man setzt wohl hinzu: Die Bäume läuten aus (weil dem

[1]) Drechsler, Heimatlust S. 132.

Selbstmörder Glockengeläute versagt ist). Dies ist der Kern des schon von Geiler von Keisersperg um 1500 bezeugten Glaubens an das wütende Heer oder die wilde Jagd, die Gesellschaft aller eines gewaltsamen oder plötzlichen Todes Gestorbener, an deren Spitze ein Führer (Wodan oder auch Bertha oder Holda) tritt. Wenn es draussen heult und stürmt, besonders in den zwölf Nächten, da zieht die Geisterschar (Wuotans Heer = wütendes Heer) mit Rüdengebell und Peitschenknall, Jagdruf und unheimlichem Getöse auf bestimmten Strassen durch die Lüfte.

Die alte volkstümliche Meinung, dass die Seelenwindgeister, denen sich unter kirchlichem Einfluss auch die vor der Taufe gestorbenen Kinder und Irrlichter beigesellen, in einem Berge weilen, von wo sie hervorbrechen und wohin sie zurückkehren, bewahren auch schlesische Sagen. So weilt das Seelenheer mit seinem Führer im Geiersberge (an der Südseite des Zobten), im Hausberge bei Hirschberg, in Oberschlesien bei Siemianowitz an der russischen Grenze, im Walde bei dem deutschen Dorfe Schönwald, Kreis Gleiwitz. In Oberschlesien ist an die Stelle Wodans die heilige Hedwig, die Schutzpatronin Schlesiens, getreten: sie hat die Seelen der auf der Walstatt bei Liegnitz Gefallenen um sich vereinigt. In entscheidender Stunde wird sie mit ihren Schläfern erwachen und des Landes Feinde besiegen. Im Jahre 1848 hat man Zeichen bemerkt, die auf das Erwachen deuteten: man hat Männerstimmen und Waffengeklirr gehört und wunderbare Gestalten gesehen. Gewöhnlich hört man bloss manchmal Schnarchen und tiefe Atemzüge.

Dass dieser Glaube an die Windseelen indogermanisches Erbteil ist, beweist die indische Vorstellung von den Bhûtas, den Seelen von Bösewichtern, die im Gefolge des Sturmgottes Rudra durch die Luft fahren. Im altgriechischen Seelenglauben, der uns in Homers Gedichten entgegentritt, sind die Harpyien, „dahin raffende“ Windgeister, die dicht vor ihrer Hochzeit gestorbenen Töchter des Pandareos.

Eine andere Form, unter der sich die Hauchseele birgt, ist das Licht oder Feuer. Wenn eine Sternschnuppe vom Himmel fällt, sagt man, eine arme Seele wird erlöst: man bringt den plötzlichen Lichtschein in Beziehung zu der Seele. In Gestalt lichter Flämmchen erscheinen auf Sümpfen, feuchten Wiesen, Feldrainen und an Landstrassen die Irrwische, die Irrlichter, oft

unter Führung des grossen Leuchters, und die Feuermänner. Es sind die Seelen noch ungetaufter Kinder oder solcher Menschen, die noch eine Schuld gegen die Mitmenschen wegen unehrlichen Land- oder Gelderwerbs abzubüssen haben, die Grenzsteinverrücker, unehrliche Landmesser und Richter oder Geizhälse, die Geld, um es den rechtmässigen Besitzern zu entziehen, irgendwo im Gelände vergraben haben. Sie sausen im Gefolge des wilden Jägers dahin oder führen einsame Wanderer irre, hocken ihnen auf und bringen sogar den, der über ihr Erscheinen spottet, in Lebensgefahr. Meist aber schütteln sie sich, dass die Funken umhersprühen, und verschwinden.

Die Seelen anderer Toten erscheinen in mannigfacher Tiergestalt und schrecken die Menschen. Hat in einem Teiche jemand durch Mord oder Selbstmord sein Leben verloren, so zeigt sich zu bestimmter Zeit ein weisses Kalb, das Wasserkalb. Es läuft hinkend und ängstlich schreiend (es „schreit etwas wie ein Wasserkalb" geläufige Redensart) um den Teich herum und verschwindet wieder im Wasser.

Zur Strafe für noch abzubüssende Sünden gehen die Toten um, spuken, scheuchen, schaechen; man sagt: es schaecht, spukt, geht um. Ein solches Umgehding erscheint in unheimlicher, feueraugiger Gestalt. Die christliche Phantasie belastet sie oft noch mit Ketten, den Zeichen der Verdammnis. Von den Tieren, deren Gestalt die argen Sünder annehmen, begegnen im Glauben und in der Sagenwelt Schlesiens schwarze Hunde, schwarze Hennen, feurige Schweine, feuerschnaubende Pferde, Stiere, dreibeinige Hasen, Kröten und vieles andere. Gute Seelen zeichnet die weisse Gestalt aus. So bringt die weisse Henne Glück. Im polnischen Oberschlesien glaubt man allgemein, dass bei armen, braven Leuten sich eines Tages eine weisse Henne, statt ihrer wohl auch ein kleiner weisser Vogel (von seinem pfeifenden Tone genannt Gwisdek) einfinde, in der Stube herumpicke und dann unter dem Ofensaume, wo der Sitz des Hausgeistes ist, ein goldenes Ei lege. Vielleicht finden hierin Günthers Worte ihre Erklärung:

Ich nennte mich schon selbst der weissen Henne Sohn
Und lebte so vergnügt als weiland Salomon. (1732) S. 62.

Viele brechen ihren eigenen Grabesfrieden durch irgendeine Schuld, nach deren Abbüssung sie erst Ruhe finden. Dem Pastor von Gross-Parchwitz, Kreis Hoyerswerda, erzählte eine Frau, ihr

vor zwei Jahren gestorbener Mann sei ihr im weissen Gewande erschienen, aber als sie ihm zugerufen habe: Matthes, bist du da! wieder verschwunden. Auch die Mieter des Hauses wollen einige Tage darauf die Erscheinung vor ihren Fenstern haben vorbeihuschen sehen und wunderten sich, dass er keine Ruhe finden konnte, da er nicht gerade besonders Böses getan habe.

Vielleicht gehören zu den persönlich gefassten Seelenwesen des Volksglaubens ursprünglich auch die in allen Waldgegenden unter verschiedener Bezeichnung vorkommenden zarten Gebilde, die in Schlesien als Buschmännlein und -weiblein bekannt sind, die Seelen guter, aber plötzlich und unbussfertig gestorbener Baumfäller, Beeren- und Pilzensammler und -sammlerinnen. Diese Seelen schweben, wenn sie heimziehen, als lichte Wölkchen über dem Walde; ihre Erlösung scheint davon abzuhängen, dass die Baumfäller ihr Werk mit dem frommen Spruche „In Gottes Namen" beginnen. Mit diesen Wesen bevölkert die germanische Phantasie gern das einsame, beängstigende Dämmerweben des Waldes, und man opfert ihnen Brot, um sich ihrer Gunst zu versichern.

Aus der uralten Auffassung, dass sich die Seele im Tode vom Leibe löse, dann ruhelos umherirre und wiederkehre, eine Strafe, zu der hauptsächlich böse Menschen verurteilt sind, bildete sich schon in der Urzeit die Vorstellung von mehr oder minder unheimlichen Wesen, die weniger in den Bereich des Gesichts-, als des Tastsinns gehören: es sind die Quäl- und Druckgeister, die allen Indogermanen unliebsam bekannt sind, Seelen Verstorbener, die als Maren, Älber (Plural zu Alp) und Truden sich bald als Tiere bald in menschlicher Gestalt auf den Körper des Schlafenden setzen und ihn quälen. Spricht der Norddeutsche: „Mich reitet die Mahre", so heisst es in Schlesien: „Mich drückt der Alp" und in Österreich und Bayern: „Es hat mi die Trud druckt". Dieser Vorstellung leiht auch in gesteigerter Weise Deutschlands grösste Dichterin, Annette von Droste-Hülshoff, Ausdruck, wenn sie sagt, dass sich die Wolkenschichte auf die Heide legte „wie ein dunkler Mar".

Ein Spross des Alptraums ist die nächtliche Spukgestalt des Vampirs[1]). Es ist dies nach der Volkssage der Geist eines Toten, der nachts dem Grabe entsteigt und den Schläfer umklammert, um

[1]) Vgl. Klapper in Mitteil. XVII S. 110 f

ihm das Blut auszusaugen und dadurch sein eigenes Leben zu verlängern. So trieb es die widerwillig zum Christentum bekehrte „Braut von Korinth" aus dem Grabe, den ihr genommenen heidnischen Bräutigam zu umarmen,

„Noch zu suchen das vermisste Gut,
Noch den schon verlornen Mann zu lieben
Und zu saugen seines Herzens Blut".

Das Wort Vampir ist dem Serbischen entnommen, und der damit bezeichnete „Nachzehrer" gehört dem Volksglauben der Slaven, Rumänen, Albanesen und Griechen an. Ein slavischer Fremdling ist auch die im polnischen Oberschlesien, z. B. Beuthen, unter dem Namen Šeiga (Scheiga) bekannte und dem Vampir verwandte Spukgestalt. Kinder, die auf dem Rücken ein grosses Mal haben, das wie eine Schere aussieht, werden Šeigas. Ein Jahr nach ihrem Tode kommt unfehlbar ein grosses Sterben über das Volk. Will man das verhüten, muss man der Leiche den Kopf abschlagen und ihr in den Schoss legen oder einen Pfahl durch das Herz treiben. Sonst bleibt sie lebendig und geht verderbenbringend um. Neben dem Vampirglauben ist in polnischen Gegenden Schlesiens (Beuthen, Zabrze, Namslau) heute noch der Glaube verbreitet, dass solche Menschen, die mit einer doppelten Reihe von Zähnen oder überhaupt mit Zähnen geboren werden, Strzygi genannt, zwei Seelen haben. Stirbt ein solcher Mensch, so bleibt eine Seele in seiner Leiche; diese kommt um Mitternacht aus dem Grabe heraus, besteigt den Kirchturm, und soweit ihr Blick reicht, sterben die Menschen, die in dem Alter stehen, das die Leiche erreicht hatte. Um diesem Sterben vorzubeugen, soll man der Leiche vor deren Beerdigung zwischen die Zähne einen Kieselstein geben (damit sie daran zehrt!) und sie mit dem Rücken nach oben in den Sarg legen (ist noch 1899 in Namslau geschehen), oder man muss ihr mit einem Spaten das Haupt abtrennen und zwischen die Beine legen. Leichenpfählung und Kopfabschneiden werden als Abwehrmittel schon in alten Berichten erwähnt und sollen noch in neuerer Zeit toten Kindbetterinnen und ungetauften Kindern gegenüber angewendet worden sein[1]).

Der Vampirglaube lebt auch in einer Beuthener Sage fort[2]): Zur Zeit als man noch keinen anderen Kirchhof als den bei der

[1]) E. H. Meyer a. a. O. 101 f.

[2]) F. Gramer, Chronik der Stadt Beuthen in Oberschlesien. 1863 S. 319 f.

Pfarrkirche hatte (etwa ums Ende des 16. Jahrhunderts), soll sich beim Scheine des Vollmondes eine Gestalt aus einem Grabe, unfern des Kirchhofeingangs, um Mitternacht gezeigt haben. Diese Gestalt habe ein Leichentuch von sich aufs Grab geworfen, sei in den Glockenturm gegangen und habe geläutet, sei eine Stunde darauf wiedergekommen, habe das Tuch umgelegt und sich dann wieder ins Grab versenkt. Nachdem die Nachbarn aus ihren Fenstern dies Tun mehrere Monate beobachtet hatten, wagte es ein unerschrockener Mann, hinzugehen und das Leichentuch wegzunehmen. Darauf sei das Gespenst vom Kirchendache herabgesprungen und habe das Tuch zurückverlangt. Dieser soll das Leichentuch hingeworfen haben und schnell fortgelaufen sein. Von da an habe man das Gespenst nicht wieder gesehen. — Dazu stellt sich eine Vampirsage, die aus dem Dorfe Gross-Neundorf, ½ Meile von Neisse entfernt, A. Kastner (1845) nach mündlichen Erzählungen mitteilt: Jede Nacht starb einer im Dorfe; der Vampir ging von Haus zu Haus und holte sich sein Opfer. Er kam um Mitternacht vom Kirchhofe und verschwand dort wieder. Da stiegen vier Wächter auf den Kirchturm, um den Kirchhof nach allen Seiten hin zu beobachten. In der Mitternacht erblickten sie die Schreckgestalt. Mit geisterhaftem Tone rief sie ihnen zu: „Komm' ich bis ein Uhr hinauf, so seid ihr verloren!" Und sie mühte sich fort und fort, an den Mauern des Turmes emporzuklettern, und schon war sie fast oben, da schlug es eins, und sie stürzte herab und war verschwunden. Am andern Morgen grub man an der Stelle, wohin das Gespenst gefallen war, die Erde auf und fand einen schlafenden Menschen. Sogleich wurde der Schläfer gevierteilt und wieder begraben: das Sterben hörte auf. A. Kastner, Einiges über Sagen, namentlich Schlesiens. Neisse 1845 S. 21. — Ähnliche Sagen waren im benachbarten Böhmen verbreitet. Davon erzählte August Goethe, der im Jahre 1807 in Böhmen weilte, seinem Vater, und Goethe schuf, indem er mit der Sage von dem das Grab verlassenden Spukgeiste die sonst bekannte Sage von den um Mitternacht tanzenden Toten verband, im Jahre 1813 die bekannte Ballade „Der Totentanz".

Tote kommen auch wieder, wenn sie falsch geschworen haben, wenn ihre letzten Wünsche nicht erfüllt werden, wenn sie mit einem unenthüllten Geheimnis gestorben sind, oder wenn etwas zurückgeblieben ist, woran ihr Herz gehangen hat (Lauban, Gold-

berg). Auch der Gram der Zurückgebliebenen lässt sie keine Ruhe finden, bis sie sie nachgeholt haben, wie in Bürgers Leonore. Rührend ist die Mutterliebe, die der Seele auch im Grabe keine Ruhe lässt. Die Wöchnerin kommt (neun oder zehn Tage lang) jede Nacht ihr Kind pflegen und beugt sich über sein Lager (Liebenthal, Landeshut, Bunzlau, Ratibor, Leobschütz). Auch bettet man, wenn eine Wöchnerin mitsamt dem Kinde stirbt, in der Gegend um Jauer, Striegau und Liebenthal, sechs Wochen lang das Wochenbette sowie des Kindes Bette oder Wiege frisch auf. Die rührenden Erzählungen von dem Kinde, das in seinem Sarge nicht einschlafen kann, weil sein Hemdchen von den Tränen der Mutter nass ist, und von dem Tränenkrüglein sind neueren Ursprungs.

Selbstmörder finden keine Ruhe und kommen wieder. Auf dem Friedhofe muss, wie es in Goldberg heisst, der zuletzt begrabene Selbstmörder Wache halten, bis der nächste kommt. Damit nicht die Überlebenden gepeinigt werden, wurde früher auch jeder Selbstmörder im Sarge aufs Angesicht gelegt. Auch wurden die Selbstmörder auf dem Fiebig (Viehweg, Viehtrift), wo zuweilen der Galgen stand, oder auf den Grenzwegen, wo die Felder von zwei Gemeinden zusammenstossen, in tiefe Löcher verscharrt. Hier findet in dunkeler Nacht das Stelldichein der unheimlichen Geister statt: schwarze Hunde heulen, unsichtbare Hähne krähen, Kühe brüllen, Schweine grunzen. Wehe dem Wanderer, der hier des Weges muss: es „huckt“ ihm auf, es huscht hin und her, besonders nach dem Orte der Entleibung hin, wie es den Mörder nach dem Schauplatz seiner Untat zieht.

Bevor man einen Gehängten abschneidet, gibt man ihm eine Ohrfeige; sonst würde die Seele einen beunruhigen (allgemein).

Zahlreich sind die Wiedergänger, die Seelen oder Geister eines plötzlichen Todes Gestorbener oder Verunglückter: sie müssen solange umgehen, als sie noch hätten leben können. Schon die blosse Nähe des Mörders bewirkt, dass die Seele in die Leiche zurückkehrt und das starre Blut des daliegenden Erschlagenen fliessen macht. Als Hagen an Siegfrieds Bahre trat, „flossen die Wunden sehr“. Dieser Glaube an das Bahrgericht war schon in Indien lebendig, tritt in den französischen Artusromanen des 12. Jahrhunderts in die Gedankenwelt Mitteleuropas und findet sich auch in Schlesien. In einem Konzeptbuche des Ursulinerklosters

zu Liebenthal vom 6. Mai 1602 bis 20. Juni 1606 findet sich die Eintragung: Bei einer Schlägerei wurde Matthes Scholz der Sohn in den Leib gestochen und blieb tot. Alle bestätigen nachher, dass dies geschehen ist, aber keiner will wissen, wer der Mörder sei, ja, sogar als in gehegtem Dinge allesamt die Leiche anrühren, ist kein Zeichen, wie man vermeint, gemerkt worden.

Unruhig und gefürchtet sind auch die Geister der Unseligen, der Verworfenen, die Gespenster (vom ahd. gispanst „Verlockung, Trugbild"). Sie hausen, oft bis zum jüngsten Tage, in Wald und Wiese, auf Grenzen oder Rainen, in Hohlwegen, auf Burgen und in Sandgruben, auf Kirchhöfen, unter Brücken, in der Luft, im Wasser und tief in den Höhlen der Erde; ja, selbst aus der Kirche in Wohlau zeigen die Geister mit den Fingern auf die Strasse. Man kann ohne Übertreibung sagen: fast jeder Ort hat sein Gespenst, das zu bestimmter Zeit umgeht und bis zu seiner Erlösung Schrecken verbreitet. Dass diese Spukgeister oft kopflos erscheinen, erklärt sich daher, dass es ursprünglich die Seelen Geköpfter oder Hingerichteter waren.

Die umgehenden Seelen oder Geister sucht man auch durch die geforderte Erfüllung einer unlösbaren Aufgabe an einen bestimmten Ort zu bannen. Solche Aufgaben sind in Schlesien: die Tannennadeln eines Waldes (in Oldenburg: die Sandkörner der Heide) zu zählen, den Bober mit Topf ohne Boden auszuschöpfen (man denkt an die Danaiden), bei einem eisernen Pfahle zu verweilen, bis er verfault ist, alle Wasser zu durchwaten u. a. Auch kann man den Geist in einen Busch oder einen Sumpf oder in eine Hummel und diese in den Wald bannen. Dieses Verbannen besorgen der Scharfrichter, katholische Priester und Mönche, vor allem die Kapuziner und die Jesuiten, auch in evangelischen Gegenden, oder sonst ein kluger Mann.

Selbst ja entschwebt unruhig dem Irrwischmore der kopflos
Wankende Wicht mit Gekreisch, den ein Mönch hinbannte vom Richtplatz.
Voss, Das Ständchen v. 23.

Hat jemand Geld vergraben, so findet er im Grabe keine Ruhe, bis der Schatz gehoben ist. Er erscheint in der Mitternachtsstunde und winkt; folgt ihm einer furchtlos und schweigend, ohne sich umzusehen, und findet den Schatz, so ist der Geist erlöst.

Davon wissen die auch in Schlesien häufigen Schatzsagen viel zu erzählen [1]).

Tote erscheinen ferner zur Qual anderer. Die von ihrem Gatten misshandelte Ehefrau erscheint dem Manne allnächtlich und quält ihn. Umgekehrt kommt in Pommern die heissgeliebte Frau allnächtlich aus ihrem Grabe ans Bett ihres Gatten, um ihm freundlich zuzusprechen, bis er eines Morgens auf ihrem Grabe gefunden wird, lang ausgestreckt, als ob er die schwindende Frau hätte küssen und mit seinen Armen umfangen wollen. Vgl. Jahn, Volkss. aus Pommern S. VIII.

Sollen denn die armen Seelen niemals Ruhe finden? sollen sie nie erlöst werden? Ihre Erlösung geschieht durch Erfüllung ihrer letzten Bitten und Gelübde, durch an ihrer Stelle geleistete Sühne, durch fromme Werke, Almosen, Erbauung von Kapellen, Kreuzen, Bildstöcken, „Martern", Fürbitte oder auch liebende Teilnahme. Dankt man z. B. einem Feuermanne, der einen begleitet hat, mit den Worten: „Bezahl dir's Gott viel tausendmal!" so bringt man ihn der Erlösung näher, andernfalls jammert er: „Nun muss ich noch hundert Jahre hier umgehn". Trägt einer den Grenzstein, den er verrückt hat, auf der Schulter vorbei und fragt: „Wo soll ich ihn hintragen?" und antwortet man: „Trag ihn hin, wo du ihn weggenommen hast!", so ist er erlöst (allgemein). Wenn zwei Personen gleichzeitig dasselbe sprechen, so haben sie eine arme Seele erlöst. Die erlöste Seele fliegt bisweilen als weisse Taube davon. In denjenigen Teilen Schlesiens, wo die Toten- oder Leichenbretter bekannt sind, glaubt man, dass die Seele dann in die ewige Seligkeit eingehe, wenn das Leichenbrett durchgetreten ist.

Nach weitverbreitetem Glauben muss derjenige, der eine Seele erlöst, selbst sterben (Wuttke § 768): nur die aufopfernde Liebe sühnt.

Vom Burgberge im Steinseifersdorfer Tale geht ein Höhenzug der hohen Eule zu und führt zu einem Grenzsteine. Hier ist das sogenannte „Stölzelloch", ein verrufenes, unheimliches Gebiet. Für alle Schätze der Welt möchte es niemand zur Nachtzeit betreten. Hier, unter dem Steine, auch die „drei Aspen" genannt, liegen viele böse Geister verbannt, die um Mitternacht ihr schauerliches,

[1]) Vgl. Kühnau in Mitteil XVIII S. 68 ff.

Wesen treiben. Geister mit klaffenden Wunden oder den Kopf unter dem Arme, nach Ruhe ächzend, durchjagen zu Ross und zu Fuss, umgeben von feuersprühendem Getier, das Gebiet. Ein junges, reiches Weib, das über die Grenzen dreier Ortschaften hinaus wohnen und mehr Schandtaten in seinem kurzen Leben begehen wird, als alle unter den „drei Aspen“ Verbannten zusammen begangen haben, wird ihnen die ersehnte Erlösung bringen.

Auch die Vorstellung findet sich, dass die im Grabe mit dem Körper verbundene Seele mit dem Zerfall der Leiche vergeht oder doch wenigstens nach drei Menschenaltern, oder dass die in der Erinnerung der Überlebenden fortlebende Seele sich mit dem schwindenden Gedenken an den Toten mehr und mehr verflüchtige und in das All aufgehe.

Aus dem Gesagten ersehen wir: Der Menschheit ist seit ihrer frühesten Kindheitsstufe der Unsterblichkeitsglaube, der Glaube an das Fortleben der Seele nach dem Tode, und das Abhängigkeitsgefühl von etwas höherem eigen, denn was soll das heissen: diese und jene Seelen haben noch zu büssen, bis sie Ruhe finden, wenn hier nicht etwas Höheres, eine sittliche Weltordnung vorschwebt!

So bestehen zwischen dem Leben und dem Tode ungezählte Wechselbeziehungen:

Menschenhast und Totenrast scheidet keine Schranke.

Über allem aber schwebt siegreich die Überzeugung: Derjenige findet im Grabe Ruhe, d. h. je nach der verschiedenen Glaubensfassung im Jenseits die ewige Seligkeit, der in seinem Leben die Mahnung befolgt hat:

„Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“

Anderseits gilt die Auffassung, wie sie die Chorführerin in Goethes Helena ausspricht:

„Wer keinen Namen sich erwarb noch Edles will,
Gehört den Elementen an“. —

Aus orientalischen Quellen.

Von Dr. S. Fraenkel.

I. Zucken als Vorbedeutung[1]).

Die Kunst, aus den Zuckungen einzelner Glieder die Zukunft vorherzusagen, ist vom Altertume an bis in die neuere Zeit namentlich im Orient systematisch gepflegt worden. Daher finden sich gerade in den alten Kirchenverordnungen des Ostens Warnungen vor solchem heidnischen Zauberwesen. So wird in einem alten Canon (Reliquiae jur. ecclesiast. antiquissim. ed. de Lagarde p. 12) ein *παλμῶν ἑρμηνεύς* genannt und in einer Glosse erklärt als *ἐπιλύων τὰς διαφόρους κινήσεις τῶν μελῶν* („der die verschiedenen Gliederbewegungen deutet"). (Ebenda S. 131,8 wird den Klerikern verboten, ein Buch über die Zuckungen oder die Male des Körpers zu lesen.) Auch der syrische Julianosroman (S. 48) kennt diese Wahrsagung.

Der Glaube an die vorbedeutende Kraft der Zuckungen lässt sich auch aus einer Stelle eines älteren arabischen Dichters erschliessen, der, weil ihm das Auge zuckt, Hoffnung hegt, dass seine Geliebte ihn erhören wird. (Omar b. Abu Rabiah ed. Schwarz 2, 30, 132, 13[2]).) Mit anderer orientalischer Weisheit ist die Zuckungsauslegung auch in die spätgriechische Literatur gewandert, wie der Tractat: *Μελάμποδος ἱερογραμματέως περὶ παλμῶν μαντικὴ πρὸς Πτολεμᾶιον βασιλέα* (Franz Scriptores physiognomoniae veteres Altenburg 1780 p. 451—508) zeigt. — Eine ausführliche arabische Abhandlung über dieses Thema, verfasst von dem bekannten Polyhistor al Ǵâhiẓ († 869) ist kürzlich von Inostranzeff im XVIII. Bande der kaiserl. russischen Archäolog. Gesellschaft zugleich mit einer Übersetzung und ausführlichem Kommentar veröffentlicht worden. Da diese russische Übersetzung aber vielleicht nicht allen Freunden der Volkskunde zugänglich ist, so folge hier

[1]) Nachschrift bei der Korrektur: Auf die kürzlich erschienene ausführliche Abhandlung von Diels über diesen Gegenstand, die dem Verf. noch nicht zugänglich war, kann hier nur verwiesen werden.]

[2]) „Mein rechtes Auge zuckte glückverheissend; das ist das Auge, dessen Zucken man vertrauen darf".

eine deutsche Übertragung des Hauptstückes, das von den Zuckungen und ihrer Deutung handelt, nach dem arabischen Original.

Al Ǵâḥiz gibt da zunächst Nachrichten über die Berufung indischer Wahrsager durch persische Könige aus dem Sasaniden-Geschlechte. „Diese Inder“, heisst es (S. 5), „sagen, dass alles auf der Erde, Steine, Pflanzen, Tiere, unter dem Einflusse der oberen Burgen[1]) und der leuchtenden Sterne stehe und alle Veränderungen von ihrer Vereinigung oder Trennung, ihrer Verschiedenheit oder Übereinstimmung abhängen. . . . Sie urteilten nun nach allem, was sie sahen und hörten, nahmen es als Omen an und deuteten es auf jedem Gebiete, wie z. B. das Hören eines Wortes, den Laut eines Vogels, die Bewegung einer Pflanze, das Fallen eines Steines, das Entgegenkommen eines Tieres, und ebenso urteilten sie nach Zeichen an Gliedern von Menschen und Tieren und auf Grund ihrer Kenntnis der Bedeutung der Zuckungen der Adern oder Glieder und auf Grund der Betrachtung der Schulterknochen[2]).

(S. 21.) „Man sagt: Wenn der Vorderkopf oder der Schädel eines Menschen zuckt, so deutet das auf Krankheit oder Verreisen. Manche von den Kundigen aber sagen, es ist ein Anzeichen von hohem Sinn und deutet auf Erreichen einer angesehenen Stellung. . . . Wenn die rechte Seite des Kopfes zuckt, so deutet das auf nahe bevorstehendes Gute; wenn die linke, auf einen Verlust. . . . Wenn Kopf- oder Schläfenadern schlagen, so deutet das auf Krankheit, die durch das Blut und die Wärme entsteht. . . . Wenn die Stirn zuckt oder viele ihrer Adern schlagen, so deutet das auf Trauer und Betrübnis oder auf Triefäugkeit, die aus dem Blute entsteht. . . . Wenn die rechte Seite des Gesichts zuckt, so deutet das auf Gutes; wenn die linke, auf Böses. . . . Wenn die Mitte des Gesichts zuckt, so deutet das auf Trauer und

[1]) D. i. die Bilder des Tierkreises.

[2]) Eine Arbeit von Andree über diese Art der Wahrsagung ist dem Verf. nicht zugänglich. Vielleicht sind die folgenden beiden Nachweise dort noch nicht verwertet. Gregor. Barhebraei Scholia in Leviticum (ed. Kerber, Breslauer Dissertat. 1895) p. 25. Zu „Zeichendeuter“ Lev. 19, 30: „Das sind Leute, die aus den Gliedern der Menschen und den Schulterknochen der Schafe wahrsagen“. — Quatremère bei Vullers Lex. Pers. lat. I 94 eine Wahrsagung, „qui consiste à placer dans le feu une omoplate de mouton, dont on a eu soin de racler toute la chair et à observer soigneusement les differentes fissures, que la chaleur produit dans la contexture de l'os.

Betrübnis. . . . Wenn das Augenlid zuckt, so deutet das auf Gutes. . . . Wenn die Nasenspitze zuckt, so deutet das auf Verlust. . . . Wenn das rechte Ohr zuckt, so deutet das auf Gutes und Gewinn; wenn das linke, auf Betrübnis und Verlust. . . . Wenn der Hals zuckt, so deutet das auf Anstrengung und Mühe. . . . Wenn die Schultern zucken, so deutet das auf Herrschaft und Macht. . . . Wenn die Mitte des Bartes zuckt und das Kinn zittert, so deutet das auf Gutes. . . . Und wenn der rechte Gaumen unterhalb des Bartes zuckt, so deutet das auf Gutes; wenn der linke, auf Böses. . . . Wenn die Extremitäten zucken, so deutet das auf Furcht, Schrecken und Schlaffheit. . . . Wenn der rechte Oberarm zuckt, so deutet das auf Gutes; wenn der linke, auf Schlimmes und Verlust. . . . Wenn der Leib zuckt, so deutet das auf viele Freude. . . . Das Zucken der Gluteen und Oberschenkel deutet auf Freude, das der Unterschenkel auf Ermüdung des Herzens und Kummer“.

[Im Vorstehenden sind nur diejenigen Sätze wiedergegeben, die sich auf das vorbedeutende Gliederzucken beziehen. Damit in engstem Zusammenhange aber stehen die aus dem Zucken oder dem Schlagen der Adern abgeleiteten Deutungen auf die körperliche oder geistige Natur des Menschen. So heisst es z. B. nach der Deutung der Augenlidzuckung: „Und wenn bei einem Menschen die Adern des Gesichtes und die Augenlider sich bewegen, ohne zu zucken, so hat er eine bösartige Natur, ist ein Verläumder und ein Sykophant“. Nach der Deutung der Bauchzuckung: „Et si haec palpitatio perdurat in quodam et quasi consuetudo ei est, hic est libidinosus et coitus amans. Et si in muliere est, haec amat libidinem et masculam prolem parere solet“.]

II. Wirkung in die Ferne.

Als Gegenstück zu dem Zeitschr. des Vereins für Volkskunde 1903 S. 400 mitgeteilten Verfluchungszauber kann der folgende von dem Geographen al Moḳaddasî (ed. de Goeje S. 146) überlieferte Heilzauber gelten.

„In der eine Poststation von Mossul entfernten Stadt Bâʿašiḳâ wächst eine Pflanze. Wenn die jemand ausreisst, der an Skropheln oder Hämorrhoiden leidet, so wird er von diesen Übeln befreit. Aber auch wenn ein daran Leidender einen Mann mit einer Nadel und einer Drachme zu bestimmten Personen in jener Stadt schickt, in

deren Familie sich diese Zauberkunde[1]) vererbt, und einer von diesen sie zu jener Pflanze hinträgt und er sie im Namen des Leidenden herausreisst, so wird dieser geheilt und wenn er auch in Šâš (in Transoxanien!)[2]) wohnte. Die Drachme wird dann sein Eigentum".

Der Glaube an die Heilung von Krankheiten durch Ausreissen von Wurzeln ist ja auch jetzt noch in weiten Volkskreisen verbreitet. Einer Erklärung scheint aber die Nadel zu bedürfen. Man erwartet nach sonstigen Analogien nämlich, dass die ausgerissene Wurzel mit der Nadel durchstochen wird. Entweder hat also Moḳaddasi's Berichterstatter diesem den Vorgang nicht ganz genau mitgeteilt, oder es ist vielleicht im Texte etwas ausgefallen. Dass die aus der Ferne gesandte Nadel dazu dient, den Zusammenhang zwischen der Pflanze und dem Kranken herzustellen, ist deutlich.

III. Verlobungsbrauch.

Derselbe Moḳaddasi erzählt (S. 369): „Oft habe ich den Verlobungen in Bajâr beigewohnt. Die Leute versammeln sich bei dieser Gelegenheit am Abend; jeder hat eine Flasche Rosenwasser in der Hand, und an den Türen der Brautleute brennen Lichter. Dann beginnt ein würdiger Mann eine elegante Rede, in der er (für den Bräutigam) bei einem anderen, der die Seite der Braut vertritt, um die Braut wirbt. Dieser erwidert ihm, wenn er geendigt hat, und erklärt in der Antwort seine Einwilligung. Darauf knüpfen sie das Eheband (d. h. schreiben sie den Ehekontrakt), und dann werfen alle ihre Flaschen an die Wand".

Das Zerbrechen der Flaschen ist hier gewiss als Abwehrzauber zu deuten. Ähnlich auch das Zerbrechen eines Kruges vor einer am Hochzeitshause sich versammelnden Menge (Lane, Sitten und Gebräuche der heutigen Egypter II. 70), das nach der von Lane gegebenen Erklärung allerdings hauptsächlich dazu dienen soll, den schönen auf die Strasse gehängten Leuchter vor dem bösen Blick zu bewahren. — Bei dieser Gelegenheit sei auch auf einen von Houtsma im „Feestbundel aan Prof. M. J. de Goeje" Leiden 1891 S. 5/6 bekanntgemachten persischen Hochzeitsbrauch verwiesen. Auf den vergoldeten Deckel eines rosenfarbigen Topfes wird eine

[1]) oder „das Anrecht darauf".

[2]) D. h. in einer sehr grossen Entfernung. Vgl. die ähnliche Angabe ZfVk. 441, 8.

der Bráut gleichende Gestalt gemalt. Wenn nun die Leute kommen, um die geschmückte Braut zu sehen, so zeigt man ihnen dieses Bild mit den Worten: Seht da die Braut, „damit der von dem bösen Auge zu fürchtende Schade dies Bild treffe und an der Braut vorbeigehe. Dann wirft man den Topf vom Dache mit dem Ausrufe: so möge das böse Auge brechen“.

Das Märchen von dem Mädchen ohne Hände als Predigtexempel.

Von Dr. J. Klapper.

Nur ein geringer Teil der Sagen- und Märchenstoffe des Mittelalters hat seine Verbreitung und Überlieferung durch die Jahrhunderte einem rein literarischen Interesse zu verdanken, sei es, dass diese Stoffe in der Landessprache oder in lateinischer Sprache eine poetische Bearbeitung, meist in gebundener Form, erfuhren, oder sei es, dass sie in Sammelwerken, zum Teil von einer Rahmenerzählung umgeben, von Land zu Land und von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben wurden. Zu den Stoffen, die derartig überliefert worden sind, gehört fast alles, was uns von nationalen Heldensagen bekannt ist; dazu gehören schliesslich auch ein paar Märchen, die in der Sammlung der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen Aufnahme gefunden haben. Von ihnen stammen zwei aus lateinischen Versdichtungen des 15. Jahrhunderts, „das Eselein“ [1]) und „die Rübe“. Doch sind das bei der Fülle

[1]) „Das Eselein“, in den Grimmschen Märchen Nr. 144, ist aus einer Strassburger Hs. des ausgehenden 15. Jahrhunderts entnommen. Bei der Verwandtschaft des Stoffes mit dem Amor- und Psyche-Märchen ist es von Interesse, dass sich dieselbe Versdichtung auch in der Hs. IV Q 126 der Breslauer Kgl. und Univ.-Bibl. auf Bl. 18^r—28^v findet. Die Hs. ist 1475 von einem Schlesier, dem Brieger Fleischerssohn Georg Scheyffir in Krakau geschrieben und enthält ausser dem Asellus auch die Fabeln des Avianus. Auch in Krakau selbst befindet sich eine Asellushandschrift. Eine engverwandte Erzählung hat F. M. Luzel nach der Volksüberlieferung aufgezeichnet in den Contes populaires de Basse-Bretagne, Paris 1887 S. 294: L'homme-poulain: auch Le Loup gris (S. 306), L'Homme-Marmite (S. 341) und L'Homme-Crapaud (S. 350) gehören in diesen Stoffkreis.

der im Volke überlieferten Erzählungsstoffe nur ganz verschwindend wenige Fälle, in denen sich die Erhaltung derartiger Stoffe aus dem literarischen Interesse erklären lässt, das gewisse Volkskreise daran bekundeten. Die Hinüberrettung eines weit zahlreicheren Teiles der Sagen und Märchen bis in unsere Zeit aber verdanken wir einer echt mittelalterlichen Einrichtung, auf deren Bedeutung von unserer Sagen- und Märchenforschung noch nicht genügend hingewiesen worden ist, nämlich dem Exempelwesen. Zum Exempel eignete sich jede Erzählung, mochte sie aus der Heiligenlegende, aus dem Kreise der christlichen Bekehrungsgeschichten oder aus den Volksüberlieferungen stammen, sofern sie die Möglichkeit einer moralischen Deutung bot. Solche Erzählungen wurden im Laufe des Mittelalters immer mehr ein unumgänglicher Bestandteil aller der Predigten, die sich nicht auf eine Paraphrase der Sonn- und Festtagsepisteln und Evangelien beschränkten oder etwa nur für den Klosterklerus bestimmt waren, sondern sich an das Volk wandten; sie illustrierten die moralischen Wahrheiten und erfüllten diesen Zweck dem naiven Zuhörer gegenüber ebenso gut und besser als die Erzählung geschichtlicher Beispiele. Das Volksmärchen und ein Teil der Sagen eigneten sich mit ihrer starken Betonung der sittlichen Weltordnung und des Vergeltungsgedankens ausgezeichnet zu solchen Predigtexempeln, und so wurden von den Mönchen mit Vorliebe solche Stoffe direkt aus dem Munde des Volkes aufgezeichnet und wanderten mit dem Prediger oder seinem Werk, oft auch zu ganzen Exempelbüchern vereinigt von Land zu Land und überdauerten, durch ihr lateinisches Gewand dem umbildenden Einflusse mündlicher Volksüberlieferung entzogen, viele Jahrhunderte. So wurde mancher Stoff, der zunächst auf ein einzelnes Volk beschränkt war, internationales Gut, und wenn der Mann aus dem Volke immer wieder im Anschluss an die Morallehren das eindrucksvolle Exempel vernahm, so fand es Eingang in den Vorstellungskreis der einzelnen Familien und wurde so in Wahrheit zum Hausmärchen. Mit dem Beginn der Neuzeit werden die Exempel, soweit sie Sagen- und Märchenstoffe enthalten, immer seltener in den Predigten verwendet; auf protestantischem Gebiete werden sie bei der hier eigenen starken Betonung der Bibel durch Stoffe aus der Heiligen Schrift verdrängt, und auf katholischem Boden schadet ihnen in gleicher Weise das Erwachen des historischen Sinnes und jenes Gefühl, dass solche Profanstoffe die religiösen

Übungen entwürdigten, das ja auch ein Anlass für die Verweisung des Schauspiels aus der Kirche geworden ist. Mit der Entfernung solcher Exempel aus der Predigt vollzog sich naturgemäss eine Entwertung der Sagen und Märchen überhaupt; sie entschwanden dem Gesichtskreise der breiteren Volksschichten immer mehr und fanden schliesslich nur noch Pflege da, wo die Bedingungen für die naive Aufnahme nicht verloren gegangen waren, bei Frauen und Kindern. Das Hausmärchen wurde zum Kindermärchen.

Für die volkskundliche Sagen- und Märchenforschung bieten heute die bekannteren Exempelwerke wie des Thomas von Brabant Werk de proprietate apum, die Dialoge des Caesarius von Heisterbach, die Gesta Romanorum und die Marienmirakel, die sämtlich in dieser Richtung bereits untersucht worden sind, nur noch verhältnismässig geringe Ausbeute. Dagegen enthalten die vielen handschriftlichen Exempelsammlungen unserer Bibliotheken und vor allem die Predigthandschriften mit den zahlreich darein eingestreuten Exempeln noch ein reiches Material, das seiner Verwertung im volkskundlichen Sinne noch harrt. Ich möchte an dieser Stelle nur noch auf einen Punkt hinweisen, der für die Erhaltung unserer Volksmärchen und Sagen von entscheidender Bedeutung geworden ist. Es fällt bei der Durchsicht aller Exempelsammlungen und Einzelexempel auf, dass Stoffe des klassischen Altertums darin mit ganz verschwindenden Ausnahmen fehlen. Das ist aus den Bedenken heraus zu erklären, die die Kirche gegen die Verwendung solcher heidnischen Stoffe in der Predigt naturgemäss zu einer Zeit haben musste, wo erst die romanischen Völker für das Christentum gewonnen wurden; und wenn man sich erinnert, wie ein Lucian derartige Götterfabeln schon in nachklassischer Zeit dem Gespötte preisgegeben hatte, oder wie Laktanz gegen die Fabeln der Heiden kämpfte, wird man die ablehnende Haltung der christlichen Kirche gegen alle antiken Exempelstoffe begreifen. Es haben ausdrückliche Verbote gegen ihre Verwendung in der Predigt bestanden, und die Warnung vor ihnen ist das ganze Mittelalter hindurch wiederholt worden[1]).

[1]) So in der Hs. I Q 172 der Kgl. und Univ.-Bibl. zu Breslau des 15. Jhs. aus dem Kloster der Augustiner Chorherren zu Sagan. Bl. 95v: Notandum quod fabulae non debent allegari in ambone scilicet Elucidarii, Aesopi, Aviani, Claudiani, Theoduli et aliorum non approbatorum a sancta Ecclesia, quamvis mystice

Eine solche Beschränkung des Stoffes musste Platz schaffen für die Aufnahme von Erzählungen anderer Völker, ja geradezu die Prediger zur Nachforschung nach geeigneten volksmässigen Stoffen anregen, so dass es gar nicht verwunderlich ist, wenn, wie es in der Disciplina clericalis des Spaniers Petrus Alphonsi geschieht, sogar reiche orientalische Stoffe zusammengetragen werden.

Welche Veränderungen ein solcher Märchenstoff erfuhr, um dem moralischen Endzweck der Predigt besser dienen zu können, und wie ein derartiges Exempel sich auch manchmal zu einer ganzen Predigt erweitern konnte, dafür gibt die folgende mittelalterliche Fassung des Märchens von dem Mädchen ohne Hände ein schönes Beispiel. Das Stück ist der Handschrift I Q 350 der Kgl. und Universitätsbibliothek zu Breslau entnommen; die Handschrift ist um 1490 in dem Kloster der Augustiner Chorherren zu Sagan geschrieben und enthält Stoffe zu Predigten vor dem Volke. Ich gebe den lateinischen Text in einer möglichst wörtlichen Übersetzung. Die moderne Fassung des Märchens findet sich in den Grimmschen Kinder- und Hausmärchen unter Nr. 31.

Exemplum.

[Bl. 3^{v}] Es war einmal ein gar mächtiger, edler und reicher König; der hatte eine sehr schöne, ehrbare und vornehme Gemahlin. Und die Königin gebar eine liebliche und überaus anmutige Tochter. Nach wenigen Jahren starb die Mutter des Mädchens, die Königin. Darauf heiratete sich der König eine andere, die war auch schön. Als die aber Königin war, blickte sie voll Neid auf des Königs Tochter, denn die war noch viel schöner. Das wusste das Mädchen ganz gut, doch sie kümmerte sich nicht darum, sondern sie wandte sich Christus zu und diente ihm und der Jungfrau Maria treu.

Da begab es sich, dass der König in ferne Gegenden reiste und in seinem Lande umherzog. In seiner Abwesenheit rief die Königin einen Jäger zu sich und sprach zu ihm: „Ich möchte dir ein Geheimnis anvertrauen, wenn du es treu bewahren wolltest. Tust du das aber nicht, dann klage ich dich nach der Rückkehr des Königs an, dass du mir zuwidergehandelt hast, und so wirst du eines bösen Todes sterben“. Der Jäger antwortete: „Herrin, ich bin bereit, alle deine Befehle entgegenzunehmen“. Die Königin

exponantur et per eas populus excitatur. Unde quidam episcopus nomine Desiderius a beato Gregorio fuit reprehensus, quia talia faciebat.

aber sprach: „Sieh, ich bin meiner Tochter nicht günstig gesinnt, weil sie so schön ist. Denn wenn Fürsten und Ritter und grosse Herren zu uns kommen, dann drängt sich alles um sie, und man lobt und preist ihre Unterhaltung und Anmut, [Bl. 4v] ihren Liebreiz und ihre Schönheit, und dass missfällt mir so, dass ich es nicht mehr länger ertragen kann. Deshalb werde ich noch vor der Rückkunft des Königs meinem Hofgesinde den Befehl geben, zur Jagd auszuziehen, und auch sie soll mit dir hinausziehen. Und wenn du im dichten Waldgestrüpp mit ihr allein sein wirst, dann sollst du sie erstechen und ihr die Hände abschneiden und in das leinene Obergewand, das ich ihr anlegen werde, einhüllen und mir das Kleid mit den Händen als Wahrzeichen ihres Todes überbringen“.

Der Jäger aber gelobte ihr das aus Furcht vor dem Tode. Und als er mit dem Mädchen an eine für den Mord geeignete Stelle im Walde gekommen war, sprach er zu ihr: „Ach, du schöne, edle, königliche Jungfrau, nun muss ich dich nach dem Befehle deiner Mutter töten, und das tut mir in meinem Herzen über die Massen leid. Aber ich habe es deiner Mutter versprochen, und wenn ich es nicht tue, muss ich selber sterben“. Als das schöne Mädchen das hörte und erfuhr, dass ihre Mutter diesen Befehl gegeben hatte, sprach sie zum Jäger: „Ach, lieber Bruder, ich bitte dich, hab doch Mitleid mit mir! Töte mich nicht; sage nur, du hättest mich getötet. Schneide mir jetzt die Hände ab, hülle sie in mein Kleid ein und bringe sie zu meiner Mutter“. Jener aber empfand Mitleid mit ihr. Und er schnitt ihr die Hände ab, nahm das Kleid des Mädchens, hüllte die Hände hinein und liess die Jungfrau ohne Speise und Trank allein in der Einsamkeit und kehrte traurig zurück. Vorher aber schwur das Mädchen dem Jäger, dass sie nie wieder an den Hof ihres Vaters zurückkommen wolle.

Und so irrte sie ein paar Tage in der Einsamkeit umher und ging bald nach der, bald nach jener Richtung. Und als sie so jammernd und unter Weinen und Klagen in ihrer Traurigkeit daherging, kam ein vornehmer Jüngling, der von seinem Vater, einem Burgvogt, auf die Jagd geschickt worden war. Er grüsste sie, und voll Verwunderung über ihre Schönheit fragte er, warum sie in dieser Einsamkeit so ganz allein umherirre. Das Mädchen aber

antwortete: „Sieh, mir hat einer in diesem Walde die Hände abgeschnitten, und ich Unglückliche irre so herum und weiss nicht, wohin ich mich wenden soll“. Ihre Abkunft und den Namen jenes Jägers aber wollte sie nicht verraten, damit er nicht dem Zorn und der Ungnade des Königs, ihres Vaters, verfiele, wenn er davon Kenntnis erhielte, weil die Königin ihm [Bl. 4v] reiche Schätze und viele Auszeichnungen am königlichen Hofe versprochen hatte; und dieses Versprechen hatte sie auch erfüllt. Der Jüngling aber empfand Mitleid mit ihr und sprach: „Wie heisst du?“ Und sie antwortete: „Salvatica ist mein Name, und ich bin eine Christin und diene meinem Herrn Jesus Christus und seiner Mutter, der Jungfrau Maria“. Als das der Jüngling hörte, nahm er sie mit sich auf die Burg seines Vaters. Dort aber gewann sie sich die Zuneigung aller, und wer kam und ging, und sie blickte ihn an, der musste ihr gut sein.

Nach drei Jahren sprach der alte Schlossvogt zu seiner Frau: „Unser Sohn ist jetzt alt genug; wir müssen uns um ein vornehmes Mädchen umtun, das er zum Weibe nehmen kann; so werden wir auch mit anderen Menschen in Freundschaft leben“. Die Mutter gab ihm recht, und als sie sichs hin und her überlegt hatten, sprach der Vater: Sieh, wir haben da einen guten Nachbarn, der hat eine hübsche Tochter. Die wollen wir unserm Sohne zur Frau geben“. Und sie teilten ihm ihren Willen mit. Der Sohn aber entgegnete: „Wenn ich ein Mädchen zur Frau nehmen soll, dann will ich keine andere haben als Salvatica“. Als das der Vater hörte, sprach er zum Sohne: „Ich glaube, du bist toll! Willst du jenes verstümmelte Mädchen heiraten, von dem du nicht einmal weisst, wer und woher es ist? Lass die alberne Rede!“ Der Sohn aber sprach wieder: „Wenn ich eine heiraten muss, dann will ich keine andere als Salvatica“. Als seine Eltern das hörten, gaben sie ihm Salvatica zur Frau. Und er nahm sie zum Weibe, und er behandelte sie mit Achtung und Ehrfurcht, und sie führten ein Leben voll Einmütigkeit und Eintracht und liebten einander von Herzen.

Es traf sich aber, dass der König jenes Landes, der Vater Salvaticas, Feinde hatte, die gegen ihn ins Feld zogen. Als er auf seine Königsburg zurückgekehrt war und nach seiner Tochter gefragt hatte, da hatte ihm die Königin gesagt, das Mädchen sei zum Zeitvertreib mit den Jägern auf die Jagd ausgezogen, und

dort verlorengegangen, und sie sei wohl von wilden Tieren aufgefressen worden.

Nun schickte der König an den Burgvogt ein Schreiben, er solle unverzüglich an den königlichen Hof kommen, um mit ihm gegen die Feinde zu ziehen. Der Burgvogt aber sprach zu seinem Sohne: „Liebster Sohn, der König befiehlt mich an seinen Hof, damit ich mit ihm in den Krieg ziehe. Du siehst, ich bin ein bejahrter Mann, [Bl. 5v] den das Alter entkräftet hat, und der das nicht mehr tun kann. Tritt du an meine Stelle!" Der Sohn antwortete: „Vater, ich bin bereit, das für dich zu tun und dem königlichen Befehle nachzukommen. Um eins aber bitte ich dich, Vater, aus ganzem Herzen: pflegt mir mein inniggeliebtes Weib in meiner Abwesenheit in aller Achtung und Ehrfurcht; das erwarte ich von euch. Tut ihr das nicht, und ich nehme es bei meiner Rückkunft wahr, dann will ich dich und meine Mutter verlassen und euch fürderhin nicht mehr als meine Eltern, sondern als meine Feinde ansehen". Als seine Eltern das hörten, versprachen sie, alles genau so zu halten, wie er es wünschte. Und er empfahl auch jedem einzelnen aus seinem Gesinde seine Gattin. Und da Salvatica schwanger war, trug er seinen Eltern auf, dass sie ihm bald nach ihrer Niederkunft durch einen Boten schriftlich mitteilen sollten, was sie geboren hätte, und dass sie bis zu seiner Rückkehr das, was sie geboren habe, treu behüten und bewahren sollten.

Und als die Zeit kam, gebar Salvatica zwei überaus schöne Knäblein. Die Eltern rüsteten alsbald einen Boten aus und teilten ihrem Sohne das Ereignis mit. Als der Bote aber an den königlichen Hof kam, da erblickte ihn die Königin, rief ihn zu sich und horchte ihn über den Grund seiner Ankunft aus. Und sie hielt ihn bei sich zurück und liess ihm Speise in Hülle und Fülle auftragen, vornehmlich aber schweren Wein. Und als er in der Nacht schlief, da nahm ihm die Königin den Brief weg, und da sie sich die Sache überlegte und vermutete, dass es sich um ihre Tochter handeln könnte, schrieb sie einen anderen Brief des Inhalts, dass Salvatica zwei Hunde geboren hätte. Als der Sohn des Burgvogts den Brief gelesen hatte, sprach er zum Boten: „Ich befehle dir, dass du sofort nach deiner Rückkehr meinen Eltern sagst: was mein Weib auch geboren hat, sollen sie auf jeden Fall bis zu meiner Rückkunft bewahren". Und er gab ihm einen Brief dieses Inhalts mit. Der Bote aber war so unvorsichtig und

ging auf seinem Rückwege wieder zur Königin, denn sie hatte es ihm so aufgetragen. Und sie liess ihn in Hülle und Fülle bewirten und ihm überreichlich starken Wein vorsetzen. In der Nacht aber, als er schlief, nahm ihm die Königin den Brief weg und las ihn [Bl. 5^{v}] und schrieb einen andern, da sie aus dem ganzen Tatbestande schloss, dass Salvatica ihre Tochter wäre. Und sie schrieb: sobald der Bote heimkomme, solle man Salvatica mit ihren Kindern verstossen, da man nicht wisse, wer sie sei und welcher Abkunft, und woher sie gekommen wäre. Und die Eltern richteten sich nach dem Wortlaute des Briefes und riefen einen Jäger und trugen ihm auf, er solle das junge Weib mit ihren Kindern in die Verbannung in eine Einöde führen. Er tat das, und das verstossene Weib irrte mit den an ihren Hals gebundenen Kindern in grösster Not ohne Speise und Trank jammernd und unter Tränen und Klagen in der Waldeswildnis umher. Und sie rief den Herrn Jesus Christus und seine Mutter, die Jungfrau Maria, an und betete auf göttliche Eingebung: „O gütiger Gott, siehe, ich, dein unglückliches Geschöpf möchte nie gegen deinen Willen handeln und nie in meinem Leben einem Menschen etwas Böses zufügen, und ich gehe mit meinen Kindern so elendiglich zugrunde". Und als sie weiterging, erblickte sie ein kleines Haus, und es war die Zelle eines heiligen Mannes, der darin wohnte. Und sie ging an die Zelle heran und begann mit ihren Kindern gar bitter und untröstlich zu weinen und bat um der Liebe Jesu und Marias willen um Einlass, auf dass sie nicht eine Beute der wilden Tiere würde. Da hörte jener gute Vater das Klagegeschrei, aber er wagte nicht, seine Zelle zu öffnen, denn er fürchtete, es möchte ein Gaukelspiel des Teufels und eine Versuchung sein. Nachher aber ergriff ihn das Mitleid, und er liess sie ein, und als er sich alles recht überlegt hatte, baute er für sie und ihre Kinder ein eigenes Häuschen, und er teilte mit ihr das Brot und das Wasser, von dem er selbst lebte.

Endlich kam der Gatte Salvaticas, des Burgvogts Sohn, von dem Kriegszuge des Königs heim. Als seine Eltern das hörten, kamen sie ihm voll Eifer und Liebe entgegen. Und er dachte bei sich: Wo bleibt deine Gattin, dass sie nicht kommt, um mich zu begrüssen? Und er fragte nach ihr und sprach: „Wo ist denn Salvatica, mein teures Weib, mit ihren Kindern?" Und die Eltern antworteten: „Weisst du nicht, wo sie ist, da du doch geschrieben

hast, dass sie mit ihren Kindern bald nach des Boten Rückkehr in die Verbannung geschickt werden sollte? Und so ist auch geschehen". Als er das hörte, wurde er von einer gewaltigen Bestürzung [Bl. 6^{v}] ergriffen, und sein Herz wendete sich ihm im Leibe herum, und er sprach zu seinen Eltern: „Habe ich euch nicht vor meinem Weggange gesagt, ihr solltet sie mit ihren Kindern in aller Achtung und Ehrfurcht pflegen, wenn euch an meiner Liebe etwas gelegen ist? Und so habe ich euch auch geschrieben. Wie konntet ihr so handeln und alles in das Gegenteil verkehren?" Aber seine Eltern zeigten ihm den Brief, den sie erhalten hatten. Jener aber entgegnete: „Das ist nicht meine Schrift, sondern die eines anderen, und der Brief ist böswillig gefälscht. Wenn ihr mir nicht Salvatica mit meinen Kindern zur Stelle schafft, bin ich nicht weiter euer Sohn, und ihr seid nicht mehr meine Eltern". Da riefen sie den Jäger und versprachen ihm viele und reiche Geschenke, wenn er Salvatica mit ihren Kindern wieder zurückbringen könnte; wenn er sie aber nicht brächte, sollte er sein Leben verlieren; denn nur er wüsste den Ort genau, wo er sie allein gelassen hätte. Der gute Jäger aber zog hinaus, um seine Herrin zu suchen. Doch als er sie drei Tage lang nicht finden konnte, ergriff ihn eine grosse Angst. Und er ging weiter und sah das Häuschen jenes heiligen Mannes, des Eremiten, bei dem Salvatica lebte. Und er beschwor unter lautem Jammern und Klagen den Vater Eremiten, ihm zu sagen, ob er in dieser Einöde ein Weib mit zwei kleinen Kindern hätte umherirren sehen. Der Einsiedler antwortete: Nein. Da weinte der Jäger in seiner grossen Herzensangst bitterlich und sagte: „Weh, mir Armen, wenn ich sie nicht finde und nach Hause bringe, dann verliere ich mein Leben". Und wieder bat er den Einsiedler inständig unter vielen Tränen und erzählte ihm, dass sein Herr, der Sohn des Burgvogts und Gemahl Salvaticas, von dem Kriegszuge des Königs heimgekehrt sei. Da hatte der Vater Einsiedler Mitleid mit dem Manne und ging zu Salvatica und sprach: „Siehe, der Mann, der dich in die Verbannung führte, ist als Bote deines Gemahls gekommen. Dein Gemahl ist aus dem Kriege heimgekehrt und will dich wiederhaben oder seine Eltern verlassen. Was gedenkst du zu tun?" Sie antwortete: „Ach, ich fürchte, es möchte mir noch etwas Schlimmeres zustossen. Nur ungern möchte ich zurückkehren und lieber sterben, wenn es Gottes Wille wäre".

Als der fromme Vater Einsiedler das vernahm, wusste er nicht, was er tun sollte und sprach zu dem Weibe: „Bitte Gott und seine Mutter, die Jungfrau Maria, dass sie dir und mir zeigen und offenbaren, [Bl. 6v] wie du handeln sollst". Und als sie getrennt beteten und das Weib im Gebet und in der Anrufung der immerwährenden Jungfrau Maria vor ihrem Altare verharrte, da schlummerte sie ein. Und es erschien ihr eine überaus herrliche Jungfrau. und die Jungfrau war Maria, und sie gab dem Weibe ihre Hände zurück. Und als sie erwachte, da hatte sie die Hände, die ihr abgehauen worden waren, wieder. Und sie lobte Gott und Maria und sagte ihnen Preis und Dank; dann ging sie zu dem Vater Eremiten und zeigte ihm ihre Hände. Und unter seiner Zustimmung und auf seinen Rat kehrte sie mit ihren Kindern und dem Jäger zu ihrem Gatten zurück. Als dieser sie erblickte, da freute er sich unendlich und dankte Gott und der seligen Jungfrau Maria. Und er behandelte sein Weib mit aller Verehrung und Achtung.

Die Kunde hiervon und von dem Wunder verbreitete sich über das ganze Land und kam auch dem Könige zu Ohren. Und um sich von der Wahrheit zu überzeugen, schrieb er an den Burgvogt, er solle unverzüglich, nachdem er den Brief gesehen und gelesen, mit seinem Sohne und dessen Gattin und Kindern zu ihm kommen. Und als sie der König erblickte, sprach er zu sich in seinem Herzen: Das Weib dieses jungen Ritters ist sicherlich meine Tochter, die ich verloren habe, und deren man mich so böswillig beraubt hat. Und er überlegte sichs immer wieder von neuem und erkannte untrüglich, dass dieses Weib seine verlorene Tochter war, und er erforschte genau, wie sich alles zugetragen hatte. Und seine Freude war überaus gross, und er lobte Gott und die Jungfrau Maria aus tiefstem Herzen.

Dann liess er ein grosses Gastmahl vorbereiten und lud viele Fürsten, Ritter und grosse Herren zu sich ein, auf dass sie seine zurückgekehrte Tochter sehen möchten. Den Tod aber, den die Mutter ihrer Tochter zugedacht hatte, verhängte er über die böse Königin selbst. Vor allen anwesenden Herren wurde sie gesteinigt.

Und der König und seine Tochter, der Burgvogt mit seiner Frau und ihr Sohn mit seiner Gemahlin und den Kindern führten nun ein glückliches und sehr glückliches Leben und dienten unserem Herrn Jesus Christus und der Jungfrau Maria in grosser Demut

lange, lange Zeit, und sie sind sicher in den Himmel gekommen. Das erflehe Maria uns allen von unserem Gotte, der durch alle Zeit lebt und regiert. Amen.

Bei der Bedeutung des Stoffes wird es nicht überflüssig sein, auf seine Quelle zurückzugehen, um so mehr als uns auch diese nur durch ein Exempelwerk erhalten worden ist. Das Märchen von dem Mädchen ohne Hände beruht auf einer bisher unbekannten altfranzösischen Sage, deren historische Grundlagen bis in den Ausgang des siebenten Jahrhunderts zurückführen. Die Sage fand Aufnahme in ein Exempelwerk, das etwa um 1300 von einem französischen Dominikaner, der sich Johannes Gebii Junii nennt, verfasst wurde und den Titel: Scala caeli führt[1]). Der Vergleich des Märchens mit der Sage zeigt uns so recht, wie Übergänge aus Sagen- und Romanstoffen in die Märchenliteratur sich vollzogen, indem man geläufige und beliebte Märchenmotive mit den Sagen verband und zugleich die vorhandenen lokalen und zeitlichen Beziehungen, die der Sagenstoff enthielt, beseitigte. Ich gebe den Text der Grundlage unseres Märchens nach einer Handschrift der Breslauer Kgl. und Univ.-Bibl. (I Q 454) vom Jahre 1452.

Die Tochter des Grafen von Poitou.

[Bl. 37ᵛ] Man liest in einer Geschichte der Könige von Frankreich, dass einst ein Graf von Poitou lebte, der von seiner vornehmen und guten Gemahlin einen Sohn und eine Tochter hatte. Als nun der Vater nach dem Tode seiner Gemahlin eines Tages die Schönheit seiner Tochter betrachtete, fasste er den Entschluss, sie zu verführen. Doch als er sie mit Schmeicheleien und Drohungen bedrängte, wies sie, unerschütterlich in ihrer Keuschheit und Reinheit, nicht wie ein Weib, sondern standhaft wie ein Mann, das böse Ansinnen ihres Vaters zurück. Dieser aber bestand hartnäckig auf seinem verbrecherischen Verlangen. Und da der Bruder des Mädchens zu seiner Ausbildung in den Wissenschaften nach Bologna gegangen war und sie niemanden hatte, dem sie sich rückhaltslos anvertrauen konnte, ruft sie ihre Amme und teilt ihr das traurige Geheimnis mit. Diese ist entsetzt über den frevel-

[1]) Der Verfasser, dessen Werk ich noch bei einer anderen Gelegenheit charakterisieren werde, benutzt Cäsarius von Heisterbach und auch bereits Jacobus a Voragine, kennt aber die Gesta Romanorum noch nicht.

haften Anschlag des Vaters und rät dem Mädchen, da sie seine Standhaftigkeit sieht, zur Flucht vor dieser Gelegenheit zur Sünde. Und sie nahmen ihre Kleinode und ihr Geld mit und flohen in der Nacht und kamen endlich zum heiligen Ägidius, wo der Sohn des Königs von Arles von dem Grafen des hl. Ägidius erzogen wurde. Da der Amme und dem Mädchen bereits das Geld ausgegangen war, gingen sie zur Gräfin und baten sie um Lebensunterhalt. Und da die Gräfen [Bl. 38v] die Schönheit des Mädchens sah und die Unschuld, die aus ihrem Gesicht leuchtete, nahm sie sie als Tochter an und behielt auch die Amme zu ihrer Gesellschaft in ihrem Hause. Und während das Mädchen Gott und die heilige Jungfrau inständig um Bewahrung ihrer Unschuld anflehte, gewann sie der Sohn des Königs von Arles in aller Ehrbarkeit lieb. Als nun von der Königin von Arles die Hochzeit ihres Sohnes mit der Tochter des Königs von Frankreich betrieben wurde, antwortete ihr der Jüngling, der auf einem eigenen Schlosse lebte, dass er nie eine andere zur Gemahlin nehmen würde als das Fräulein Margaretha vom Grafenschlosse des hl. Ägidius. Da kamen alle seine Freunde zusammen und baten ihn inständig unter vielen Tränen, davon abzustehen; aber er liess sich nicht dazu bewegen, und endlich werden das Fräulein und der Königssohn ehelich verbunden.

Von da an verfolgt die Königin von Arles die Gemahlin ihres Sohnes mit tötlichem Hass. Diese aber trug ein Kind unter ihrem Herzen, und als die Zeit der Niederkunft nahte, musste der junge König von Arles in einen Kampf ziehen. Und da er dem Grafen des hl. Ägidius, der seine Gattin früher an Kindes Statt angenommen hatte, sein ganzes Vertrauen schenkte, vertraute er ihm seine Gemahlin an, indem er ihn bat, ihm bald nach der Geburt des Kindes Nachrichten zugehen zu lassen. Der König reist ab, seine Gemahlin gebiert einen Sohn, und der Graf schickt einen Boten mit dieser Nachricht an den König ab. Den Boten aber führt seine Habsucht zur Königin, und dort wird er schändlich betrogen. Denn in einem gefälschten Briefe schreibt die Königin an Stelle der Nachricht des Grafen, seine Gemahlin habe einen Sohn mit einem Hundekopfe geboren. Der junge König liest den Brief, wird aber trotz dieser traurigen Nachricht durch die Liebe zu seiner Gemahlin bestimmt, zurückzuschreiben, dass man die Mutter mit dem Knaben gut pflegen und hüten solle. Der Bote kehrt zurück, sucht die

Mutter des Königs auf, wird zum zweiten Male von ihr betrunken gemacht, und sie entwendet ihm den Brief und legt in die Büchse einen anderen folgenden Inhaltes: „König N. grüsst den Grafen N. Da wir sichere Kunde haben von der Herkunft unserer Gemahlin aus niederem, unbedeutendem Stande, geben wir dir den Befehl unter Androhung unserer Ungnade, die Mutter mit dem Kinde zu töten, [Bl. 38v] damit ich nach meiner Heimkehr eine edle und schöne Braut heimführen kann". Der Graf wird von Trauer und Schmerz ergriffen, als er den Brief liest. Er teilt seiner Herrin, die noch im Kindbett liegt, den Inhalt des Briefes mit und befiehlt ihr, aufzustehen und sich den Händen der Mörder auszuliefern. Da erhebt sie sich, sinkt auf ihre Knie und ruft: „O Gott, du Schützer der Reinheit und Wahrhaftigkeit, bewahre mich vor jeder Sünde und vor diesem Schmerz!" Noch in derselben Nacht wird sie von den Henkern mit ihrem Sohne zur Hinrichtung in einen Hein geschleppt. Doch als sie den Knaben am Arm ergriffen und bereits das Schwert gezogen hatten, um ihn umzubringen, da fanden sie Gefallen an ihm, und von Mitleid überwältigt, sprachen sie zueinander: „Wenn wir die Mutter töten und den Knaben schonen, wird er vor Hunger umkommen, da wir ihn von keiner anderen Frau aufziehen lassen können". Und sie sprachen zur Mutter: „Wenn du in fremde Länder wandern willst, wo du unbekannt bist, dann wollen wir dir um des Knaben willen dein Leben schenken". Und sie dankte ihnen und segnete sie, und von Tür zu Tür bettelnd zog sie mit Pilgern durch die Länder und kam schliesslich nach Bologna, wo ihr Bruder, der zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung hingegangen war, als Bischof eingesetzt worden war. Dort ruhte sie sich aus und empfing vom Bischofe, der täglich für die Pilger sorgte, Almosen. Dabei erblickte sie ein frommer Mann und wurde auf ihre Schönheit und die edle Gestalt ihres Sohnes aufmerksam. Dieser bat den Bischof, dass er sie im Hause einer frommen Frau unter sein Gefolge aufnähme, damit sie nicht anderen Ärgernis gäbe, wenn sie so durch die Welt pilgerte. Der Bischof erfüllt seine Bitte und sorgt gern für ihren Unterhalt.

Endlich kommt der junge König aus dem Kampfe heim und fragt den Grafen des hl. Ägidius nach seiner Gemahlin und fordert sie zurück. Dieser weist in grosser Bestürzung den Brief vor, in dem die Ermordung von Mutter und Kind befohlen wird, und er-

klärt, dass der Befehl ausgeführt worden sei. [Bl. 39v] Man ruft den Boten, fragt ihn nach seinem Wege und entdeckt, dass die Königin Mutter von Arles die Briefe gefälscht hat. Die Henker werden herbeigerufen, und der König fragt sie mit tränenerstickter Stimme nach der Grabstätte seiner Frau und seines Kindes, um ihnen dort in den Tod zu folgen. Als er aber in den Hain geführt worden ist und die Wahrheit nicht länger verborgen bleiben kann, bekennen die Henker, dass sie die Mutter aus Mitleid mit dem Kinde, ohne ihr ein Leid zu tun, hätten von dannen ziehen lassen. Diese Worte richten den König wieder auf, und er schwört, nicht eher wieder in sein Königreich zurückzukehren, als bis er sichere Kunde von seiner Gemahlin hätte. Er geht allein von dannen, verschenkt seine königliche Kleidung an Arme, legt ein Bettlergewand an, und indem er von Tür zu Tür um Almosen bittet, forscht er nach der Mutter und dem Kinde, indem er die Gestalt und die besonderen Kennzeichen seiner Gattin angibt. Und als er die Gewissheit erlangt hat, dass sie mit anderen Armen ihres Weges gezogen ist, folgt er ihren Spuren und wird so auch nach Bologna geführt. Als er dort eines Tages aus der Hand des Bischofs ein Almosen entgegennimmt und man an ihm weder Not noch Gebrechlichkeit, sondern nur die Demut eines Almosenempfängers wahrnimmt, lässt ihn der Bischof zu sich rufen und fragt ihn nach dem Grunde seiner Herkunft. Und er erzählt der Reihe nach alles, wie es sich zugetragen hat, und der Bischof erkennt, dass jenes Weib, das von seinen Almosen lebte und unterhalten wurde, die Gemahlin dieses Mannes sei. Er lässt die fromme Frau mit dem jungen Weibe kommen und fragt diese nach ihrer Abkunft und ihrem früheren Stande. Da erkennt er, dass sie seine leibliche Schwester und die Gemahlin des Königs von Arles ist. Am folgenden Tage lässt er ein Mahl bereiten, ihnen beiden königliche Gewänder anlegen, seine gesamte Umgebung zusammenrufen und führt die Mutter mit ihrem Kinde in die Arme ihres Gatten. Und der König schliesst sie in seiner Freude in seine Arme und küsst sie und lässt sie nicht mehr von sich. Da ruft der Bischof: „Mein lieber Freund, lass sie mir doch auch für einen Augenblick; es ist ja meine Schwester, und ich bin ihr leiblicher Bruder, der Sohn des Grafen von Poitou. Als das der König hörte, war die Freude aller ungemein gross. Und der Bischof gab seiner Schwester die Grafschaft Poitou als Mitgift,

die er selbst ererbt hatte, und mit grossem Gefolge und in Freuden sandte er sie in ihr Königreich zurück.

Ich habe diese, einer verschollenen Historia regum Franciae entlehnte Sage hier deswegen ausführlich wiedergegeben, weil wir in ihr nicht nur die letzte Grundlage unseres Märchens zu erblicken haben, sondern auch deswegen, weil sie zugleich die bisher vergeblich gesuchte Quelle für eine ganze Reihe mittelalterlicher Dichtungen ist, mögen sie nun direkt aus dieser lateinischen Quelle hervorgegangen sein, oder durch Zwischenglieder darauf zurückgehen. Der unbekannte Dichter des mittelhochdeutschen Romans von Mai und Beaflor nennt als seine Quelle selbst eine Prosachronik oder ein Exempelbuch[1]), und auch die aus dem 12. Jh. stammende Vita Offae primi wird die Gründungssage des Klosters S. Albans aus dieser verschollenen Chronik der französischen Könige entlehnt haben[2]). Indirekt beruhen auf ihr der Bericht in der anglonormannischen Chronik des Nicholas Trivet[3]), aus dem Gower und Chaucer ihren Stoff entlehnten, das mittelenglische Gedicht Emare[4]), das als Quelle bretonische Lais bezeichnet, und des Philipp von Beaumanoir Roman „Manekine“[5]), in dem bereits die Heldin sich die linke Hand abhaut, um den Werbungen ihres Vaters zu entgehen. Die Literatur über die zahlreichen Variationen unseres Märchens, die zum Teil noch heute im Volksmunde lebendig sind, verzeichnet Hermann Suchier in seinem Aufsatze: Über die Sage von Offa[6]). Doch wird der Versuch, die Sage als altgermanisches Gut in Anspruch zu nehmen, auf Grund der uns vorliegenden ältesten Fassung, die in französisches Gebiet führt, abzulehnen sein[7]). Denn dass wir es in unserem Texte mit einer alten Chronikenfassung zu tun haben, das beweisen schon die klaren geographischen Bezeichnungen und die historisch einwandsfreie Verbindung des hl. Ägidius mit der Stadt Arles, Züge, die gegen-

[1]) Ausg. von F. Pfeiffer, 1848 S. 3 v. 12—16.

[2]) Mathaei Paris Historia maior, ed. Wats. London 1640.

[3]) Ausg. in der Chaucer Society, second series VII, S. 1.

[4]) Ausg. von Ritson, Ancient English metrical romanceës 2. 204. (1802).

[5]) Bordier, Philippe de Remi sire de Beaumanoir, 1873 Dieser Roman entstand um 1270, während der deutsche von Mai und Beaflor bereits 1257 geschrieben worden sein wird.

[6]) Paul-Braunes Beiträge Bd. 4. 514 (1877).

[7]) Ebenda S. 519.

über den phantastischen Orts- und Personennamen der anderen Fassungen sofort die Originalität unseres Textes erkennen lassen.

Und nun kehren wir zu unserem Märchenexempel zurück. Erst ein Vergleich mit den mittelalterlichen literarischen Fassungen der zugrunde liegenden Sage einerseits und mit den heutigen Variationen des Märchens anderseits zeigt den bedeutenden ästhetischen Wert unserer eingangs erzählten Exempelfassung. Nur hier ist die gesamte Handlung einheitlich motiviert. Unter Weglassung des anstössigen Sageneinganges von dem sündigen Verlangen des Vaters ist die erste Prüfung der Heldin, jedenfalls erst auf deutschem Boden, durch die Einführung des Motivs von dem Hasse der bösen Stiefmutter begründet; ihrer Eifersucht fällt Salvatica zum Opfer wie Sneewitchen, mit der sie auch in ihrem ferneren Geschicke manche Ähnlichkeit aufweist; und auch das Vertauschen der Briefe, durch das die zweite Prüfung der Heldin veranlasst wird, ist der bösen Stiefmutter Werk. Am Schluss tritt noch einmal die Ähnlichkeit mit dem Sneewitchenmärchen stärker hervor, da in beiden die böse Königin mit dem Tode bestraft wird. Auch die Sage von Genofeva wird nicht ganz unabhängig von unserem Märchen sein. Der Wald und der Jäger spielen in unserer Fassung dieselbe Rolle, wie in der Sneewitchen- und der Genofevasage, und die ganze erste Waldszene hat ihr fast wörtliches Gegenstück in dem Grimmschen Märchen Nr. 97 von dem Wasser des Lebens, wo auch der Jäger beauftragt ist, den Prinzen zu töten. Diese für unsere Fassung charakteristischen Züge geben ihr ein echt deutsches Gepräge und machen sie in viel höherem Grade als die in den Grimmschen Märchen enthaltene Fassung des Märchens von dem Mädchen ohne Hände zu einem Wertstück deutscher Volkspoesie.

Zum Schluss noch einige Worte über das mit der alten Sage später verbundene Marienmirakel von der wunderbaren Wiedererlangung der abgehauenen Hände. In dem Abschlagen der Hände sieht Hermann Suchier in seinem obenerwähnten Aufsatze[1]) einen aus germanischem Rechtsbrauch entlehnten Zug; ich halte das Motiv vielmehr als eine Entlehnung aus griechischem Romangut. Es findet sich auch in Seneca, controversiae I 7, wo ein Vater den Seeräubern doppeltes Lösegeld für die Freigabe seines Sohnes

[1]) PBB. IV 560.

verspricht, wenn sie diesem, der seinen Bruder getötet hat, zuvor die Hände abhauen. Als Vorlage für unsere Märchenfassung hat aber meines Erachtens eine Legende von dem hl. Johannes Damascenus gedient, die mit einem wundertätigen Marienbilde nach dem Abendlande kam.

Um sich seines Gegners zu entledigen, lässt der Kaiser von Byzanz in die Hände des Fürsten von Damaskus einen angeblich von Johannes geschriebenen und mit gefälschtem Siegel versehenen Brief spielen, in dem sich der Heilige erbietet, an Byzanz die Stadt Damaskus zu verraten. Auf Befehl des Fürsten wird dem Heiligen vom Scharfrichter die rechte Hand abgeschlagen. Vor einem Marienbilde bittet dieser um den Beistand Marias, da er nun nicht weiter zu ihrer Ehre schreiben könne. „Nach diesen vnnd dergleichen Worten vberfallt ihn der Schlaff: die Mutter Gottes, welche alles gehört, vnd sehr wol verstanden, würdiget sich ihren Diener vnd lieben Sohn zu besuchen, vnd seinem Begehren zuwillfahren, nimbt die Hand von dem Altar, haltet vnd truckt sie mit vbernatürlicher Krafft also an den stumpfen Arm, dass sie alsbald angewachsen". Der Heilige erwacht, sieht, dass sein Traum in Erfüllung gegangen ist, „vnd sagte Gott vnd seiner lieben werthen Mutter vmb solche Gutthat gebührenden Dank". Das wundertätige Bild kam nach Venedig[1]).

Zehn Schutzbriefe unserer Soldaten.

Von Dr. Karl Olbrich.

Im Jahrgange 1897 unserer „Mitteilungen" (IV 81 ff.) erstattete ich bereits einen kurzen Bericht über „Waffensegen", der eine geschichtliche Einleitung, die den Brauch möglichst weit zurück verfolgte, und einen nach Gruppen geordneten Überblick über den Inhalt sämtlicher mir bekannter „Schutzbriefe" gab. Die in meinem Besitz befindlichen Briefe blieben damals noch ungedruckt.

[1]) Entnommen dem Marianischen Atlas des Guilelmus Gumppenberg, Ingolstadt 1657 Bd. I S. 43 ff. — In einer Perg.-Hs. I Q 21 Bl. 91v der Kgl. und Univ.-Bibl. zu Breslau aus dem 14. Jh. wird in einer Weihnachtspredigt erzählt, dass ein ohne Arme geborenes Mädchen, Anastasia, die in einer unterirdischen Schmiede den Blasebalg tritt, in der Geburtsnacht Christi das Licht wahrnimmt, zu Maria eilt, das Kind berührt und dadurch ihre Arme erhält.

Ich hole dies jetzt nach, lege aber, um die fortwährenden Wiederholungen zu vermeiden, im allgemeinen einen Originalbrief zugrunde und füge die bedeutenderen Abweichungen der anderen Texte als Fussnoten hinzu. Ich berücksichtige dabei nur die im Original vorliegenden Briefe; von den in Abschriften eingesandten und im Jahrgange 1870/71 der „Gartenlaube" veröffentlichten Briefen, die ich bei meiner ersten Arbeit noch heranzog, nehme ich diesmal Abstand, da ich ihre Übereinstimmung mit den Urtexten nicht kontrollieren kann. Die hier benutzten Originale sind vergilbte, z. T. eingerissene und befleckte Papiere von Quart- bis Folioformat, alle einmal längs und zwei- bis dreimal quer gebrochen. So konnten sie bequem im Brustbeutel oder auch im Gesang- oder Soldbuch mitgeführt werden. Sie sind sämtlich während eines oder mehrerer Feldzüge getragen worden, worüber die Briefe der Einsender Auskunft geben; unter einigen steht der Name des Schreibers oder der Schreiberin; der eine war ursprünglich mit drei Siegellacktropfen geschlossen, dazwischen stand die Nummer der Kompagnie und des Regimentes.

Eine andere Überlegung, zu der mich eine vergleichende Durchmusterung der zehn Originale führte, ist die Veranlassung, dass ich den Inhalt der Briefe in zwei Gruppen behandele. Acht Briefe nämlich sind nicht einheitlich, sondern unverkennbar aus mehreren, ursprünglich selbständigen Bestandteilen zusammengefügt. Der erste ist eine Bannformel („So wie Christus am Ölberge still stand, so sollen . . . Ö.), der zweite ist das Graf-Philippamulet (Gr.), der dritte der Himmelsbrief (Hi.). Als vierter tritt in zwei Briefen die Legende von Kaiser Karl hinzu (K.). Die mir vorliegenden Exemplare zeigen nun folgende Zusammensetzung:

1. Ö. + Hi.

(dazwischen steht die Geschichte von der Gewinnung des Briefes).

Hierher gehören:

Original I aus Schleswig-Holstein,
„ II aus Zeulenroda,
„ III aus Peiskehammer,
„ VI aus Schlesien,
„ VII aus Schlesien (mit seinem ersten Teile), doch ist hier noch Gr. angefügt, (also Ö. + Hi. + Gr.)[1].

[1]) Dieselbe Zusammensetzung zeigt z. B. der Brief bei Bartsch (Sagen aus

2. Gr. + Ö. + Hi.

(zwischen Ö. und Hi. die Geschichte von der Auffindung des Briefes).

Hierher gehören:

Original IV aus Mecklenburg (vor Ö. neue Überschrift: „Haus- und Schutzbrief“);

Original V aus Kassel (? Komp. Rgt. 80), eilig geschrieben und lückenhaft [1]).

3. Hi. + Gr. + K.

(Hi. ohne einleitende Auffindungsgeschichte).

Hierher gehören:

Original X aus Pommern (Überschrift „Himmelsbrief“);

Original VII aus Schlesien (mit seinem 2. Teile), doch ist Gr. nur abgekürzt erhalten [2]);

4. nur Gr. oder Hi.

nur Gr. Original VIII (eingesandt aus Zeulenroda mit II), eine Menge Segenformeln und Beschwörungen sind damit verbunden [3]);

nur Hi. Original IX aus Mecklenburg mit einer völlig eigenartigen Einleitung und Auffindungsgeschichte [4]).

Überblickt man 1—3, so entsteht folgendes Bild: Das Hauptstück der zusammengesetzten Briefe bilden Ö. und Hi., d. h. der einleitende Teil ist der Banuspruch, daran schliesst sich stets die Geschichte von der Auffindung des Briefes, und darauf folgt der

Mecklenburg II) Nr. 1631 aus Rostock; ein Brief aus Neustadt-Friedland (Archiv für Religionswissenschaft V 153) Nr. 2 — zu VII: Bartsch a. a. O. Nr. 1629 und Ulrich Jahn (Baltische Studien 36, 210), Brief 2 aus Remitz, Kr. Randow.

[1]) Hierher gehört z. B. auch der Brief bei U. Jahn a. a. O. S. 45 (ebenfalls vor Ö neue Überschrift: „Haus- und Schutzbrief“), und bei Bartsch a. a. O. Nr. 1630 aus Proseken bei Wismar (auch hier vor Ö. neue Überschrift: „ein Schutzbrief“, das fehlende „Haus“ ist durch Versehen in die voraufgehende Formel hineingezogen „das ist besser als Gold im Haus“ (sonst „das ist besser als Gold“); aus „und“ ist dann „ein“ geworden.

[2]) Dazu stimmt z. B. der Brief bei U. Jahn a. a. O. S. 40 und der Brief in der Zeitschr. f. Ethnologie, 31. Verhandl. S. 469 aus Pommern.

[3]) Ähnlich ist der Brief bei Meier (Sagen aus Schwaben) S. 526 und im Archiv für Religionswissenschaft a. a O. Nr. 3.

[4]) Zu vergleichen ist der Brief im Archiv usw. a. a. O. Nr. 1 (für das Gradoria meines Briefes steht hier „Gregoria“) aus Böhmen; und Losch „Deutsche Segen, Heil- und Bannsprüche“ Nr. 349, (Württembergische Jahrbücher II 3 [1891] S. 234).

Himmelsbrief (4 ×). Davor oder dahinter (2 ×, 1 ×) tritt in einigen Briefen der Graf-Philippbrief; doch sind die Bestandteile abgesetzt, zum Teil auch durch neue Überschrift gekennzeichnet. Der merkwürdigste Brief ist VII; hier sind eng auf 4½ Seiten Folio hintereinander geschrieben: Ö. + Hi. (mit Einleitung) und Gr. + Hi. (ohne Einleitung, anfangs wörtlich mit X übereinstimmend) + Gr. (abgekürzt) + K. Darnach könnte man annehmen, dass der Schreiber verschiedene Vorlagen (etwa unser 1 und 3) hatte und sie nach dem Grundsatze: „Doppelt hält besser" nacheinander in einem Schutzbriefe zusammenschrieb. Der erste Gr. ist vielleicht durch ein Versehen dazwischengeraten; der Schreiber hat die Wiederholung aber jedenfalls gemerkt und deshalb Gr. beim zweiten Male auf die Namen beschränkt (s. u. S. 50 A. 1). So könnte dieser Brief VII als Schulbeispiel dafür dienen, wie unsere kompilierten Schutzbriefe überhaupt entstanden sein mögen.

Wenn also in unseren Originalbriefen der Text auch als eine Einheit aufgefasst wird und eine gemeinsame Überschrift und ein gemeinsamer Abschluss in einigen scheinbar vorhanden ist, so sind sie doch, wie obige Übersicht zeigt, ein Gemisch von verschiedenartigen Bestandteilen, die weder logisch recht verknüpft noch im Tone einheitlich sind. Das einzig Gemeinsame, das sie zusammenhält, ist der gleiche Zweck: Schutz des Trägers vor Gefahren im Kriege.

Ich führe also den Inhalt der acht Briefe in zwei Abteilungen vor: 1. Der Graf-Philippbrief (angeschlossen die Legende von Kaiser Karl), 2. Der Himmelsbrief (angeschlossen der einleitende Bannsegen). Brief VIII und IX werden dann in vollem Wortlaut mit allen Fehlern und Lücken der Originale wiedergegeben. Ein Anhang enthält die für Geschichte und Verwendung der Briefe wertvollen Begleitschreiben.

Der Graf-Philipp-brief.

Nach Nr. 7 (1. Teil).

Ein Brief an jedermann.

(Vornehmlich aber für einen Schleswig-Holsteiner und für die, welche für sie fechten.) B. G. H.

Ein Graf hatte einen Diener, welcher sich für seinen Vater das Haupt wollte abschlagen lassen. Als nun solches geschehen

sollte, da versagte des Scharfrichters Schwert, und er konnte ihm das Haupt nicht abschlagen [1]). Als der Graf dies sah, fragte er den Diener, wie es zuginge, dass das Schwert ihm keinen Schaden zufüge, worauf der Diener ihm diesen Brief mit den Buchstaben L. J. F. K. G. B. R. K. zeigte. Als der Graf diesen sah, befahl er, dass ein jeder diesen Brief bei sich tragen sollte.

Wenn jemand die Nase blutet oder er sonst blutigen Schaden hat und das Blut nicht stillen kann, so nehme er diesen Brief und lege ihn darauf, so wird er das Blut gleich stillen.

Wer dieses nicht glauben will, der schreibe die Buchstaben auf einen Degen oder Gewehr und steche (stelle) ihn alsdann an einen bestimmten Platz (Ort), so wird er nicht verwunden können [2]).

Und wer diesen Brief bei sich trägt, der kann nicht be-

[1]) Ein Graf sollte einem Diener, den wollte er für B. G. H. Vater das Haupt abschlagen lassen. Wie nun solches geschehen, so hat ihm der Scharfrichter keinen Schaden zufügen können. Als der Graf dies . . . (5 und 4). Graf Philipp von Flandern, der einen Ritter hatte und diesem eines Verbrechens wegen den Kopf abhauen lassen wollte, vermochte es durch seinen Scharfrichter nicht; denn er konnte ihn weder verwunden noch erhauen. Dies erregte grosse Verwunderung bei dem Grafen und allen Anwesenden. Der Graf liess ihn hierauf vorführen und brachte ihn zum Geständnis, mit welchen Dingen dies zuginge, worauf er ihm das Leben schenkte, und der Ritter ihm sogleich diesen Brief mit folgenden Buchstaben vorzeigte Z † K † B † D † Z † M † K † alle diese Diener wunderten sich sehr. Wenn jemand die Nase . . . (10). Graf Philipp von Flandern der hatte einen Diener, der das Leben verschuldet hatte, dass er ihn wollt richten lassen, und da sein Schwert nicht schneiden wollte, da wunderte sich der Graf sehr und sagte zu ihm: „Zeige mir deine Sache, so will ich dir das Leben schenken". Da zeigte der Diener ihm den Brief, den er an seiner rechten Seite hatte. Das gefiel dem Grafen und allen seinen Knechten wohl und liess den Brief alle seine Diener abschreiben. Indem wenn du vor Gericht gehst, so nimm diesen Brief an deine rechte Seite. Hast du einen Feind, der mit dir streiten will, so nimm diesen Brief zu dir an deine rechte Seite, so kann dir nichts versehren oder überwinden. Auch welche Frau in Kindesnöten liegt und nicht gebären kann, so hänge ihr denselben um den Hals, so gebärt sie ohne Schaden. So jemand die Nase blutet, dem gib den Brief in die rechte Hand, so stillt sich gleich das Blut". Dann beginnen andere Beschwörungen (8) s. u. S. 65.

[2]) der schreibe vorstehende Buchstaben auf ein Messer und steche ein Tier damit, es wird gewiss nicht bluten" (10). Darauf folgen die Namen: „Ben † Vestus † Battus † Nomen † Sebusch † Muhamett † Jesus † Maria † Joseph † ".

zaubert werden, und seine Feinde können ihm keinen Schaden zufügen [1]).

Wer diesen Brief bei sich trägt, das ist besser, denn Gold.

Vergleicht man den Text der Erzählung in den einzelnen Briefen miteinander, so sieht man alsbald, dass 8 ihn am vollkommensten bietet; hier sind alle wesentlichen Züge klar entwickelt: der Scharfrichter kann den Verbrecher nicht enthaupten. Man verspricht ihm das Leben, wenn er das Geheimnis verrät. Er zeigt sein „fest"machendes Amulet. Durch Abschreiben wird es zu allgemeinem Nutzen weiter verbreitet. Zur Vergleichung und Ergänzung füge ich den Text aus zwei Segen vom Anfange des sechzehnten Jahrhunderts bei:

„graf philipp von flandern wolt ainen menschen sin haupt abschlachen, da plaib der man von des swerts slege und ward nit wundt. des verwundert den grafen, wie dem waer, das in das swert nit verschnid; und sy gelobten im das leben, da ließ er den brief wissen † E † i † g † c † den brief ließ der graf schreiben i † f † g † s † l † o † i † l † o † custodiat famulum tuum Kuentz † ff † n † l † e † b † t † i † u † welcher mensch für gericht get, der nem den brief mit im" usw. [2]).

„graff Hainrich von Flandren der wolt ainem menschen das haupt abschlahen, da kündt in das schwert nit geschneiden von des priffs wegen. des wündert sich der graff und all leutt, dy das sahen. da gelobt er im das leben zu halten, das er im saget, wy das zuging, das in das schwert nit schnidt. da zaigt er im disen priff. T. G. F. T. N. disen priff ließ er den leuten außschreiben, wan er ist also gut, pesunder fur schneiden, fur peschlehen und

[1]) Nr. 4 fügt ein: Das sind die heiligen 5 Wunden Christi K. H. T. G. K. So bis sicher, dass kein solch Urteil dir geschehen kann. Wer diesen Brief bei sich trägt, dem kann kein Blitz oder Donner, kein Feuer oder Wasser schaden (= 5), und wenn eine Frau gebärt und die Geburt nicht von ihr will, so gebe man ihr diesen Brief in die Hand, so wird sie bald gebären, und das Kind wird sehr glücklich werden. — Nr. 7 setzt, nachdem am Schluss des ersten Teiles Gr. bereits stand, mitten im zweiten Teile noch einmal an: „Graf Philipp von Flandern. Bin † Zebus † Berline † Vel † Vernen † Flucht † Moemed † Viebus † Maria † Joseph", schliesst aber sofort die Legende von Kaiser Karl an (s. o. S. 48).

[2]) Veröffentlicht von Dr. Alwin Schultz aus einer Papierhandschrift der Münchener Bibliothek Cod. germ. 821 (urspr. im Kloster Tegernsee) im Anzeiger für die Kunde der deutschen Vorzeit. N. F. XVI. 1869, S. 46/47.

fur all poß wurm und gifft und fur fenknus. † F. G. hastn ainen veint, der mit dir streiten oder vechten oder kempfen wil, so soltn disen priff pey dir halten. pax tecum sit cum famulo tuo . . . usw."[1]). Gemeinsam mit unseren Texten haben diese älteren auch die Vorschriften für die Verwendung des Briefes bei Nasenbluten, bei einer gefährlichen Geburt und die Probe an einem Tiere: „wer des nit gelauben wil, der schreib dise wort auf ein swert und stech es in ein swein, das empluet nit" — „wer des nit glauben wil, der schreib dise wortt auf ain bochsmesser und stech damit ain schwein, so pluet es nit". Eine ähnliche Probe kennt auch der Kolumbansegen (Text bei Bolte a. a. O. 436): „sy punden auch den segen an einen ochsen, den mochten sie nit ertotten". Später tritt mit der Einführung des Schiessgewehres an ihre Stelle die Schiessprobe auf Katze oder Hund (vgl. M. IV, 89 und u. S. 57).

Für unsere Betrachtung ist es vor allem wichtig, dass, wie die Briefe z. T. selbst hervorheben, das in ihnen wirksame die „Worte, Buchstaben" sind. Dessen ist sich der Besitzer dieses Briefes wohl auch heute noch bewusst. Lehrer Michael aus Strasburg i. M., dem ich zwei Exemplare verdanke, schreibt mir wenigstens, dass man in dem Grafenbriefe den lateinischen Buchstaben eine ganz besondere Kraft zuschreibt, „obwohl niemand weiss, was sie bedeuten, und sie auch in den vorliegenden Exemplaren erheblich abweichen". Diese geheimnisvollen Zeichen standen ja auch, wie die Erzählung selbst berichtet, ursprünglich allein in dem Briefe, und darnach gehört dieser Teil unserer Schutzbriefe in das Gebiet der magischen Zauberzettel, von deren Gebrauch, wie ich bereits früher ausführte, altfranzösische und mittelhochdeutsche Dichtungen, die Beichtspiegel, ganz besonders aber Schriften des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts zu berichten wissen (Mitt. a. a. O.). In unseren Schutzbriefen finden sich allein an dieser Stelle jene Buchstaben und Namen. Man braucht hier nicht unbedingt an orientalisch-kabbalistische Einflüsse zu denken; auch dem Christentum stand der Buchstabenzauber damals nicht fern, und das germanische Heiden-

[1]) Aus einem Münchener Codex veröffentlicht von Bolte (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Berlin XIV, 1904, S. 437).

tum kannte schon schützende Zauberrunen[1]). In Anlehnung an die bekannte Form der altheidnischen Zaubersprüche ist dann jene Erzählung als „epischer Eingang" dem eigentlichen „Briefe" voraufgeschickt worden, um durch die „bindende Kraft" des erstmaligen Gebrauches gewissermassen seine spätere Wirksamkeit zu sichern[2]). Die Schlussworte in dem einen Segen des XVI. Jahrhunderts „custodiat famulum tuum Kuentz" (wenige Zeilen später nach Angabe der Verwendung noch einmal aufgenommen mit „hoc sit auxilium dei famulum (o) tuum (o) Kuentz") zeigen deutlich den Versuch, den bindenden Parallelismus herzustellen. „So wie der Brief damals schützte, so soll er jetzt mich den Kuntz schützen". Was nun die voraufgeschickte Erzählung selbst betrifft, so hat Bolte sich der Mühe unterzogen, sämtliche Schutzbriefe, in denen Graf Philipp von Flandern auftritt, zusammenzustellen (a. a. O. S. 437 Anm.); freilich ist es unmöglich, herauszubekommen, welcher von den geschichtlich bekannten Trägern dieses Namens etwa gemeint sein könnte. Bedeutsamer erscheint es mir, dass die Wirkung des Briefes zum ersten Male an einem Verbrecher erkannt wird. Auch der bereits früher erwähnte Kolumbansegen (a. a. O. S. 436) berichtet: „do versuochten sie es an einen ubersagten (überwiesenen Verbrecher), den mochten sie mit keinerlei marter leidt getan an dem leben". Man sieht, hier handelt es sich nicht um eine zufällige Entdeckung, sondern um eine absichtliche Probe auf die Wirkung an einem Menschen, der sein Leben sowieso schon verwirkt hatte. Die Verbindungen zwischen dem Grafenbrief und dem Kolumbansegen sind aber wahrscheinlich noch viel enger. Man vergleiche nur den Text bei Losch (a. a. O. Nr. 369)[3]):

---

[1]) K. M. B. (Kaspar, Melchior, Balthasar) sind z. B., vermutlich um der Dreizahl willen, nachweislich schon früh im Zaubersegen gebraucht worden; noch heute hält wohl die grosse Masse die drei Zeichen über der Tür für einen schützenden Zauber. Belege für den germanischen Brauch s. bei K. Meyer: „Der Aberglaube det Mittelalters" S. 257 f.; für Kaspar usw. bei Losch a. a. O. Nr. 111, 134, 393 u. a.

[2]) Wie fest dieser Brauch wurzelt, zeigen noch heute die Reklamezettel, worin die Fläschchen des Jerusalemerbalsams und ähnliche von Hausierern vertriebene Allheilmittel gehüllt sind. Indem sie mit dem Volksgeschmack rechnen, erzählen sie meistens anfangs eine alte Geschichte von der Entdeckung oder ersten Verwendung des Arkanums.

[3]) aus dem „wahren, geistlichen Schild, so vor 300 Jahren von dem heiligen

„In dem Lande Yberien war ein König, der hatte einen Sohn mit Namen Collomanus, führte ein heiliges Leben . . . es begab sich aber, dass der König, sein Vater, in fremde Lande in einen Streit ziehen musste, bat er seinen Sohn Collomanum, dass er ihm seinen Segen gebe, damit er behütet würde vor allen seinen Feinden und vor alle dem, was ihm schaden möchte. Also bat der heiligs Collomanns Gott den Allmächtigen, dass er ihm offenbaren möchte, wie er seinen Vater segnen sollte, dass er behütet würde. Gott erhörte sein Gebet und sandte Collomano einen Brief vom Himmel; denselben solle er seinem Vater geben, damit er werde behütet vor usw. Weil aber diesem Briefe anfänglich wenig Glauben beigemessen wurde, dass er so grosse Kraft habe, wurde dem König geraten, er solle den Brief an einem verurteilten Menschen probieren lassen, welches auch der König zu tun befahl. Dem Verurteilten wurde solches angedeutet und ermahnt, das Gebet mit Andacht zu verrichten, welches alles geschahe. Als ihm nun der Züchtiger das Haupt abschlagen wollte, konnt er ihn nicht verwunden oder verschneiden“. Der Übeltäter besteht dann „mit dem Briefe“ auch die Probe im Feuer und im Wasser, gegen Gift, Büchsen und Pfeile und scharfe Waffen. „Als nun dieses der König samt vielen anderen mit Verwunderung gesehen, liess der König den Brief mit seinem Namen abschreiben und ein jeglicher besonders mit seinem Namen, sie behielten den Brief in grossen Ehren und zogen dahin in den Streit und überwanden alle ihre Feinde. Daher soll sich jeder Christ befleissen, dass er diesen Brief bei sich trage und das Gebet mit Andacht verrichte, so wird er von aller Gefahr erledigt werden. In welchem Hause dieser Brief sorgfältig aufbewahrt wird, schlägt kein wildes Feuer ein, auch wird demselben kein grosses Unglück widerfahren“. Darauf folgt ev. Joh. I, 1 bis 14, Segen Nr. 357 und 358 aus dem Romanusbüchlein, die sieben Worte Christi am Kreuz, und ein halb deutsches halb lateinisches Gebet, das in manchen Bestandteilen an die beiden obenerwähnten Segen aus dem Beginne des XVI. Jahrhunderts erinnert. Dieser Brief ist in einer Sammlung enthalten, die sich den Anschein gibt,

---

Pabst Leo X. bestätigt worden, wider alle gefährliche böse Menschen sowohl, als aller Hexerei und Teufelswerk entgegengesetzt. cum licentia Mrp. Cens. ibid. An. 1747 im Press. Erie, bei Jakob Keim“ (ein Auszug aus dem Romanusbüchlein).

nur von der Kirche Sanktioniertes zu enthalten[1]) (vgl. oben die Vexierüberschrift!); so ist denn auch die Erzählung auf den Legendenton abgestimmt, und der „Brief" enthält einen „Segen", ein „Gebet". Trotzdem wäre es sicher falsch, etwa anzunehmen, dass der Grafenbrief älter ist und die Grundlage für die Kolumbanlegende gab. Denn diese ist gewiss das Ursprüngliche; der rätselhafte Anfang mehrerer Grafenbriefe „dem wollte er für seinen Vater das Haupt abschlagen lassen" (vgl. S. 49) scheint ja sogar noch einen rudimentären Bestandteil der früheren Legende zu enthalten[2]).

Wenn aber die Probe an einem, der hingerichtet werden soll, den Mittelpunkt der Erzählung bildet, so scheint damit auch eine Verbindung zu den berühmten „Passauer zeddeln" gefunden zu sein, die vom Henker verkauft wurden. Es waren (nach Zedlers Universallexikon 1740 s. v.) „papierne Zettel in Talersgrösse, mit wunderlichen Charakteren und unbekannten Worten bezeichnet", die sowohl Menschen als Tiere fest machten, „dass sie nicht können beschädigt werden". Sie wurden während des dreissigjährigen Krieges von den Soldaten massenhaft gekauft und als Amulet getragen und bewirkten, dass „diese gottlosen Teufelsdiener weder von Rapier noch Degen wund gemacht werden und die Musquetenkugeln in die Ermel empfahen und mit den Händen auffangen könnten" (aus Anhorn bei Meyer a. a. O. S. 277). Auch hier treten wieder jene „Charaktere und Worte" auf, denen anfangs möglicherweise ein Sinn zugrunde lag, die aber jetzt in den korrumpierten Texten jeder Erklärung spotten[3]).

Da „Feste" nicht bluten können, mag der Brief alsbald auch

[1]) „Der geistliche Schild" wurde übrigens, wie in einem Artikel „Vom Aberglauben" in der „Kölnischen Volkszeitung" (8. Januar 1907) berichtet wurde, noch von den Chinakriegern bei einem Messbudenbesitzer erstanden!

[2]) Der hier gemeinte Kolumban (in Stadlers „Heiligenlexikon" Nr. 7) war Bischof in Irland (s. o. Yberien-Hibernia). Ob in irgendeiner Weise damit zusammenhängt, dass einzelne Schutzbriefe sich als „Brief aus Britannien" bezeichnen, lasse ich dahingestellt.

[3]) Nr. 4 nennt einmal fünf Buchstaben „das sind die fünf Wunden Christi"; diese spielen auch sonst in Waffen und Diebssegen eine grosse Rolle (Losch a. a. O. Nr. 22, 26, 107, 116, 159, 214 und Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit a. a. O. S. 47); eine ähnliche Bedeutung haben die sieben Worte Christi am Kreuze. Die Namen werden einmal (Anzeiger usw. a. a. O.) die „LXXVIj Namen Christi" genannt; doch bleibt alles verworren und unklar.

ein Mittel gegen starkes Bluten geworden sein, und schliesslich verwendete man ihn, wie die meisten anderen Segen, als allgemeinen Schutz in jeder Not und Gefahr. Bezeichnend ist übrigens, dass er unter den „Kunden“ der Landstrasse stark verbreitet war und wohl noch ist. Meier (a. a. O. 526) berichtet, dass „reisende Handwerksburschen den Brief bei sich tragen“, bei Jahn steht über einem Briefe „gesandt aus Holstein durch einen Gesellen“; aus dem Gedankenkreise der wandernden Handwerksburschen stammt wohl auch die wiederholt erwähnte Verwendung des Briefes (Meier a. a. O., Berliner Zeitschr. f. V. a. a. O. 438), um „des Herren oder der Frau Gunst zu verschaffen“; und wenn in den Briefen nicht selten an erster Stelle ihre Verwendung „vor Rat“, „vor Gericht“ betont wird, so ist damit nicht nur eine enge Verbindung mit der voraufgehenden Erzählung geschaffen, sondern es mag auch den „Kunden“ ganz erwünscht gewesen sein, gegen die man, da sie zur Landplage geworden waren, seit dem sechzehnten Jahrhundert energisch vorging.

Nun setzt in den zwei in Gruppe 3 vereinten Briefen unmittelbar hinter den magischen Worten des Amulets, die mit „Maria-Joseph“ christlich ausklingen, eine Legende von Kaiser Karl ein. Sie lautet in beiden Exemplaren fast wörtlich übereinstimmend:

„Dieses kräftige und für alle (Menschen) heilsame Gebet wurde im Jahre 1805 auf dem Grabe unseres Herrn Jesu (unseres Heilandes) gefunden. Als Kaiser Karl zu Felde zog (ging), erhielt er es von Parti in Frankreich (vom Papst aus Frankreich) nachgeschickt, der es (dass er es) sogleich auf seinem Schilde mit goldenen Buchstaben aufdrücken liess. Wer dieses Gebet täglich betet oder täglich beten (lesen) hört und damit das Vaterunser und Jesu Leiden verbindet, wird keines unnatürlichen (natürlichen!) Todes sterben, auch nicht durch Gift umkommen. Eine Frau in Kindesnöten wird leicht entbunden werden, und wenn der Mann das neugeborene Kind der Mutter zur (an die) rechten Seite legt, auch (so) wird es vom Unglück befreit sein. Auch wird, wer dieses Gebet bei sich trägt, von keiner Krankheit angefochten werden (dieser Satz fehlt in X). Wer dieses Gebet von Haus zu Hause trägt, wird gesegnet werden, der es aber verspottet, wird ewig verflucht werden. Auch wird das Haus, worin es sich be-

findet, nicht vom Ungewitter getroffen werden; und zuletzt, wer dieses Gebet betet oder beten hört, der wird drei Tage vor seinem Ende ein Zeichen vom Himmel sehen".

Ähnlich beginnt die Einleitung des Kolumbansegens (Losch a. a. O. S. 246). „Das ist eine Abschrift, so der Pabst Leo dem Karolo, seinem Bruder, gesendet; auch hat diesen Brief der würdige Abt Colomannus seinem Vater, dem Könige von Yberien, gesendet. Und wer diesen Brief bei sich trägt, er wird behütet usw. . . ." — Dass dieser Geschichte jede innere Verbindung mit dem Graf-Philippbriefe fehlt, ist unbestreitbar. Es ist eine jener Erzählungen, die ähnlich, wie gewisse Strophen der Volkslieder, wandernd bald da bald dort „anfliegen". In anderen Texten der Schutzbriefe (z. B. Gartenlaube 1871 S. 87) leitet sie den Himmelsbrief ein, der dann, ohne die Geschichte der Auffindung (wie in Gruppe 3), einsetzt mit „wenn ihr euch hütet vor usw.". Dann taucht sie wieder als Vorwort zu einem „Gebete zum heiligen Kreuze" auf. Dies erschien z. B. vor einigen Jahren bei W. Witke in Leobschütz im Druck und wurde trotz energischer Abmahnung der Geistlichkeit massenhaft gekauft. Im Texte lautete hier einiges anders: „ . . . im Jahre 1505 gefunden . . . erhielt er es vom Papst zum Geschenk und schickte es nach St. Michel in Frankreich, wo es auf einem Schilde mit goldenen Buchstaben wunderschön ausgedruckt zu lesen ist". Der Name des Papstes passt sowohl zu Karl V. als Karl dem Grossen; für jenen spricht die Jahreszahl 1505, für diesen die enge Beziehung zu dem Papste; doch bleibt auch hier alles unklar und kann höchstens durch eine gelegentliche Entdeckung vielleicht erklärt werden.

Der Himmelsbrief.

Nach Nr. 6.

Haus- und Schutzsegen.

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!

So wie Christus am Ölberge still stand, soll vor demselben, der diesen **Brief** geschrieben bei sich trägt, alles Geschütz still stehen [1]).

[1]) So wie Christus im Ölgarten still stand, so sollen alle Geschütze still stehen (2, 1, 3),

wer das Geschriebene im wahren Vertrauen auf mich, euren Erlöser, der für euch als ein Schuldopfer geblutet hat, bei sich trägt, den wird nicht treffen des Feindes Geschoss (2).

Demselben wird nichts schaden des Feindes Geschütz noch Waffen; diesen wird Gott beschützen, er darf sich nicht fürchten vor Dieben und Mördern. Es soll ihm nicht schaden Geschütz, Degen, Pistole. Alle Gewehre müssen still stehen, sichtbare und unsichtbare, sowie man auf mich anschlägt (los hält)[1], durch den Befehl des heiligen Geistes[2].

Gott mit mir!

Wer diesen Segen[3]) gegen die Feinde bei sich trägt, wird[4]) beschützt bleiben. Wer diesen Brief nicht glauben will[5]), hänge ihn einem Hunde an und schiesse nach ihm, wird er dann erfahren, ob es Wahrheit sei, so diesen Brief bei sich trägt, wird nicht gefangen noch von des Feindes Waffen verletzt. Amen.

Wie wahr es ist, dass Christus gestorben und gen Himmel gefahren ist, wie wahr es ist, dass er auf Erden gewandelt ist[6]), kann ich nicht gestochen, geschossen noch an meinem Leibe verletzt werden, weder an Fleisch noch Bein[7]). Ich beschwöre alle Gewehre und Waffen dieser Welt beim lebendigen Gott[8]) des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

Ich bitt im Namen Jesu Christi Blut,
Dass keine Kugel mich treffen tut,
Sie sei von Gold, Silber oder Blei,
Gott im Himmel, halt' mich von allem frei!

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!

Dieser Brief ist durch den Engel Michael[9]) gesandt,

---

[1]) wenn sie auf den Wehren und gerichtet sind (2).

[2]) durch den Tod Jesu Christi, es müssen st. st. a. G. durch den Befehl des Erzengels Michael (7, 1),
durch den Befehl des Engels Michael (4 und 3).

[3]) Brief und Segen bei dem Feinde bei (3).

[4]) vor der feindlichen Kugel (7, 1).

[5]) nicht glaubt, der wäre besser, dass ein Mühlstein an den Hals gehängt und er ersäuft wird im tiefen Meere (2).

[6]) so wahr er gestossen und gestochen ward (3).

[7]) werden, Fleisch und Bein soll mir unbeschädigt bleiben (4).

[8]) im Namen des (4 u. a.).

[9]) Himmelsbrief, wird genannt Gradoria, welcher mit güldenen Buchstaben geschrieben und zu sehen ist in der Michaeliskirche zu St. Germain, allwo der Brief über der Taufe schwebt; wer ihn angreifen will, vor dem weichet er. Wer ihn aber abschreiben will, zu dem neigt er sich und tut sich selbst auf (9; wörtlich gleich Gillhoff „Bilder aus dem Dorfleben" 2).

anno 1724 in Holstein gefunden worden, es (er) war mit goldenen Buchstaben darauf geschrieben Rodesena! Er schwebte über der Taufe[1]). Wer ihn greifen wollte, vor dem wich er zurück, bis anno 1792 jemand mit dem Einfalle sich näherte, ihn abzuschreiben und der Welt mitzuteilen, zu diesem näherte er sich[2]). Ferner[3]) stand darauf: Wer am Sonntage arbeitet, ist von mir verdammt[4]). Ihr sollt nicht sein wie die unvernünftigen Tiere, ihr sollt an diesem Tage keine Arbeit verrichten, sondern vielmehr fleissig in die Kirche gehen[5]). Ich gebiete, sechs Tage in der Woche zu arbeiten[6]); jedermann, er sei jung oder alt, soll seine Sünden abbitten, dass sie ihm vergeben werden. Schwöret nicht hastig bei meinem Namen! Begehret nicht Gold noch Silber[7]). Scheut euch vor bösen Menschen, vor böser Lust und Begierde[8]). Seid nicht falsch! Ehret Vater und Mutter! Redet

---

[1]) zur Wand über der Taufe (3), zu wandeln über der Taufe (1), zu Mogodina über der Taufe (2); in Goldstein — schwebte über der Taufe Magdalenes (7. 1) geschrieben und schwebte über der Taufe (5, 4).

[2]) neigte er sich herab (nieder) (4, 3, 1).

[3]) fürwahr es steht darin geschrieben . . . (3).

[4]) und ich werde euch strafen. Ich werde einen König aufsetzen wider den andern, eine Stadt wider die andere; alsdann werde ich meine Hand von euch wegziehen. Wegen eurer Ungerechtigkeit werde ich zweischneidige Schwerter ergreifen, euch zu vertilgen, ich werde mit Donner und Blitz auf die Erde herabfahren, damit ihr erkennt meinen Zorn und meine göttliche Gerechtigkeit, weil ihr des Sonntags arbeitet. Aus väterlicher Liebe habe ich mich versöhnet, sonst wäret ihr längst wegen eurer Ungerechtigkeit verdammt worden. Ich befehle sowohl jung als alt, dass ihr fleissig in die Kirche gehet und eure Sünden bekennet. Bei der Taufe müsst ihr vor der Taufe und nach der Taufe nicht von eurem Nächsten beleidigt werden (?). Hütet euch vor Unterdrückung der Armen, sondern helft den Dürftigen. Wer dieses nicht glaubet . . . (7 b).

[5]) und von eurem Reichtum sollt ihr den Armen mitteilen (geben) (1, 3); denn es ist anvertrautes Gut (2) — und mit Andacht beten, eure Haare nicht kräuseln, nicht Hoffahrt in der Welt treiben und von eurem Reichtum den Armen mitteilen (9).

[6]) und den siebenten Tag sollt ihr Gottesdienste hören. Tut ihr es nicht, so will ich euch strafen mit Pestilenz, Krieg und teuren (traurigen) Zeiten (1, 2, 4); ich gebiete euch, dass ihr des Sonnabends nicht zu spät arbeitet, des Sonntags früh mit jedermann, jung und alt, andächtig in der Kirche für eure Sünden betet, damit sie euch vergeben werden (1, 2, 3).

[7]) schwöret nicht (boshaft ?) bei meinem Namen um Gold oder Silber (1).

[8]) denn so bald (so wahr) ich euch geschaffen habe, so bald (so wahr) kann ich euch wieder zernichten (9, 1). Einer soll den andern nicht töten mit

nicht falsches Zeugnis wider euren Nächsten! Dann gebe ich Gesundheit und Frieden.

Wer aber diesen Brief nicht glaubt und nicht darnach tut, ist von mir verdammt, er wird weder Glück noch Segen haben. Ich sage, dass Jesus diesen Brief geschrieben hat; wer widerspricht, der ist verlassen und soll keine Hülfe haben. Wer diesen Brief hat und nicht offenbart, der ist von der christlichen Kirche verflucht und von meiner Andacht verlassen. Es soll diesen Brief immer einer den anderen abschreiben lassen. Wenn sie soviel Sünden getan als Sand am Meere, Laub am Baume und Sterne am Himmel sind, so sollen sie alle vergeben werden. Glaubet gewiss, dass ich der Herr bin, und wer nicht glaubt, der soll sterben und seine Kinder mit ihm einen Lohn empfangen[1]). Wenn ihr euch nicht bekehret, so werdet ihr[2]) jämmerlich zerschossen und werdet auch am jüngsten Tage Strafe erleiden[3])[4]).

Im Namen Jesu Christi Amen!

Der „Himmelsbrief" ist als selbständige kleine Schrift bereits seit geraumer Zeit anerkannt. 1901 hielt Dr. Karabecek in der Sitzung der philosophisch-historischen Klasse der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien vom 6. November einen Vortrag darüber und wies darauf hin, dass der Privatdozent der orientalischen Philologie Dr. M. Bittner den Brief in armenischen Texten aus dem Ende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts entdeckt hatte. Er ist nach seinen Angaben auf mohammedanischem Boden unter koptischen Christen entstanden, hat im Orient, wie die verschiedenen sprachigen Redaktionen beweisen, in hohem Ansehen gestanden und soll heute noch zu den Kirchenbüchern der neusyrischen Christen zählen. Leider war es mir bisher unmöglich, diese

seiner Zunge, und sollt nicht falsch gegen euren Nächsten hinter dem Rücken sein. Freuet euch eurer Güter und eures Reichtums nicht. Ehret . . . (9).

[1]) eines jämmerlichen (bösen) Todes sterben (1).

[2]) gleich bestraft oder ich werde euch am jüngsten Gerichte strafen, so ihr keine Antwort geben könnt, ein jeglicher über seine Sünden (4 ähnl. 1 u. 9).

[3]) wer diesen Brief im Hause hat, der wird eine liebliche Frucht zur Welt bringen . . . (4), zu Hause hat oder bei ihm trägt, dem wird kein Donnerwetter (Donner oder Blitz) schaden, und er soll vor Feuer und Wasser behütet werden. Welche Frau den Brief bei sich trägt und sich darnach richtet, die wird eine liebliche Frucht . . . (9, ähnlich 1, 2).

[4]) Haltet meine Gebote, welche ich euch durch meinen Engel Michael gesandt habe. Durch Jesum Christum. Amen. (4, 9, 1, 2.)

Texte zu erhalten; doch kann ich um so eher darauf verzichten, weil Bittner bereits sich damit beschäftigt, die wundersamen Wanderungen des Briefes zu verfolgen. Eine alte lateinische Version des Himmelsbriefes hat Dr. J. Klapper mir aus seiner reichen Sammlung zur Verfügung gestellt. (Univ. bibl. codex manuscr. I. Q. 143 (I^r), Vorsatzblatt; vor 1473; das Papier war in der Mitte längs und vierfach quer gebrochen (s. o. S. 46). Hier lautet die Einleitung: epistula ardua ad praecepta Christi. haec est epistula domini nostri Jesu Christi, quae de caelis super altare sancti Petri descendens in Jerusalem incripta marmoreis tabulis, et lumen de ea ut fulgor erat. Angelus autem domini eam tenebat in manibus et omnis populus, cum videbat eam, prae timore cecidit in facies suas et clamavit dicens Kyrie eleison. epistola autem domini sic dicebat: ... und nun beginnt die Ermahnung, ut diem sanctum dominicum custodiatis! Im wesentlichen stimmt der Text mit unseren überein; manche unklaren Stellen in diesen erhalten bei der Vergleichung alsbald einen richtigen Sinn, z. B. „ich gebiete euch, dass ihr des Sonnabends nicht zu spät arbeitet" (oben S. 58 Anm. 6) heisst hier „custodieritis diem sanctum dominicum ab hora nona sabbati usque in diem lunae (später noch einmal ab hora nona sabbati usque in diem lunae lucente caelo clara luce) und die rätselhafte Stelle „bei der Taufe müsst ihr vor der Taufe und nach der Taufe nicht von enerm Nächsten beleidigt werden" (oben S. 58 Anm. 4) ist wahrscheinlich eine entsetzliche Entstellung von „si quis habuerit aliquam iracundiam cum aliquo homine et accesserit corpus Christi accipiendum, anatema sit! Eine genauere Vergleichung muss einer späteren Arbeit vorbehalten bleiben[1]).

Für unsere Zwecke genügt es, folgendes hervorzuheben: Was wir hier vor uns haben, ist ursprünglich sicher **kein** Waffensegen gewesen; man könnte es etwa eine „christliche Haustafel" nennen,

[1]) Eine hier nicht vorhandene, rätselhafte Stelle unserer Briefe findet sich deutlicher in Dr. Klappers Aufzeichnungen aus einem Gebetbuche von 1494 (cod. manuscrip. I. D. 7, 79^r Vorblatt) ... in Jerusalem in der Kapelle der Juncfrau Maria, do Christus darinne gegeiselt wart. Bonifacius der sechte Pabst durch willen des Koniges von Frankenreich hat darzu gegeben XIII tausend iare ablas, dy es sprechent, wen man gottes leichnam erhebet **oder wen man wandelt off dem altar** ... Daraus ergibt sich, dass für die wunderlichen Lesarten (oben S. 58 Anm. 1) unsere Konjektur (M. a. a. O.) „während der Wandlung auf dem Altar" richtig war.

dazu bestimmt, als „Haussegen“ im Hause aufgehängt und fleissig gelesen zu werden. Lehrer Michael schrieb mir, dass dieser Brief in Mecklenburgs Dörfern fast in jedem Hause hängt; Johannes Gillhoff (Bilder aus dem Dorfleben Nr. 2) berichtet gelegentlich, dass ein „Himmelsbrief“ sich „bei kleinen Leuten in Dörfern und Städten im Rahmen an der Wand oder zusammengelegt in der Lade unter dem Gesangbuche findet“. Für eine weite Verbreitung ist ja in dem Briefe selbst gesorgt durch die energischen, mit Drohungen verbundenen Befehle, ihn „abschreiben zu lassen — zu offenbaren — immer weiter zu geben — von Haus zu Haus zu tragen“. So ist er denn auch im Druck erschienen und zwar bei — Gustav Kühn in Neuruppin[1])!

Ursprünglich sind ja alle diese Dinge als religiöse Ermahnung und göttlicher Segen gedacht. Auch unsere Briefe heben trotz mancher Wunderlichkeiten hervor, dass der verheissene Segen nur dann eintritt, wenn man „daran glaubt — sich bekehrt — diese Gebote hält — sich darnach richtet“. In der Volksanschauung aber wird diese Bedeutung, wie meistens, schnell veräusserlicht; ihm genügt es, dass man „den Brief im Hause hat“, um vor „Donnerwetter, Feuer und Wasser“ behütet zu werden; es genügt, dass man „ihn bei sich trägt“, um vor allem Schaden gefeit zu sein[2]). Der „Himmelsbrief“ wird so zum „Haus- und Schutzbrief“, und in letzter Eigenschaft sichert er denn auch seinen Besitzer „gegen alle tödlichen Gewehre und Kugeln im Kriege“. Um diese Verwendung zu betonen, sind dann wohl jene Stellen eingeschoben worden, die sich ausdrücklich auf Kriegsgefahren beziehen; und hier war nun auch der Punkt gegeben, an den andere

[1]) Im Mai 1867, als das Gerücht ging, Mannschaften sollten zum Franzosenkrieg eingezogen werden, kauften die jungen Burschen den als Mannskript gedruckten Brief bei G. Kühn. (K. Bartsch a. a. O. II 341.) Er war mit einem Holzschnitte versehen, der Jesus mit der Strahlenkrone, auf Wolken schwebend und nach oben weisend, darstellte. Gillhoff beschreibt ihn folgendermassen: „oben ein Dreieck, darin ein Auge; darüber ein Engel mit knallrotem Kleide und blauer Schärpe, in der Linken trug er einen grünen Palmenzweig, in der rechten eine gelbe Posaune“. Beide berichten, dass der billige Druck mit einem halben Taler bezahlt wurde!

[2]) So trugen die Juden Zettel mit Stellen des mosaischen Gesetzes, die Christen die Anfangsworte des Johannesevangeliums als Amulet bei sich (Meyer a. a. O. S. 258, Mitt. IV 89). Bei den Muhamedanern tuen Koransprüche dieselben Dienste.

Waffensegen, wie der Graf-Philipp-brief und der Bannspruch, sich ankrystallisieren konnten.

Der Bannspruch.

Auch dieser einleitende Teil ist offenbar nicht einheitlich: unsere Texte machen durch das bekräftigende „Amen“ einen deutlichen Absatz hinter der Schlussprobe; und in der Tat wird darauf auch ein anderer Ton angeschlagen: es folgt eine jener ziemlich farblosen Beschwörungen, welche, wie viele andere, die wirkende Kraft durch die „Wahrheit“ einer Bibelstelle oder eines Glaubensartikels begründen wollen und schliesslich in gereimten Versen ausklingen. Es ist eben die bekannte Erscheinung aus der zweiten, christlichen Epoche der Segensschöpfung[1]), dass verschiedenes in einem Segen vereint wird und Anrufungen Gottes, Christi oder Mariä sowie allerlei angehängte Gebete die alten Formeln allmählich umschlingen und fast verschwinden lassen. Aber die Einleitungsformel unseres Briefes ist trotz allem noch leidlich erhalten. sie gehört offenbar unter jene Formeln, von denen Grimm (II, 1042) sagt, dass sie sicher „nicht in der christlichen Zeit entsprangen, wohl aber unter dem Volke, das nur heilige Namen einschaltete, fortdauern konnten“. Soll man es wagen, die heidnischen Worte, die uns den Sinn unserer Formel erschliessen könnten, zu raten? Jedenfalls lockt es, mit aller Vorsicht einen Versuch zu machen. Irgendwelche Verbindung mit dem weitverbreiteten „Jordansegen“ (Ebermann a. O. S. 24 ff.) muss zunächst bei aller scheinbaren Ähnlichkeit abgewiesen werden; denn dort handelt es sich um das Stillstehen des rinnenden Blutes, wozu der bindende Parallelismus des stillstehenden Wassers bei Christi Taufe im Jordan genau stimmt. Ein solche sorgfältige Übereinstimmung fehlt in unserem Spruch; wollten wir sie konstruieren, so müsste er lauten: „So wie vor Christus im Ölgarten alle Waffen stillstanden, so sollen vor mir alle Waffen stillstehen“. Ist dies vielleicht wirklich die alte Form des Spruches gewesen, die nur durch schlechte Überlieferung verloren ging? Ich vermag sie nicht nachzuweisen; doch finde ich unter den vielen Sprüchen eines „rechten und wahrhaften Tobiassegens“, der in meinem Besitze ist und viele Anklänge an die Anpreisungen unserer Waffensegen

[1]) Oskar Ebermann, „Blut- und Wundsegen in ihrer Entwickelung“ (= Palaestra, XXV), Zeitschr. d. V. f. V. Berlin V, 4 f.

enthält, folgenden Absatz (rechts unten neben dem Stamm des durch die „Zeichen“ gebildeten Kreuzes):

„Jesus Christus ging in den Saal, da fingen seine Feinde an zu schweigen und ihr Gewehr und Waffen stille stehen[1]), als das Wasser in den Fluss Jordan gestanden ist, als Johannes der Jüngere Jesum Christum, den wahren und lebendigen Sohn Gottes getauft hat. Amen“.

Der Tobiassegen ist, wie schon sein Name besagt, ein echter Reisesegen; um gegen alle Gefahren, die den Wanderer bedrohen können, zu schützen, sind in ihm Bruchstücke aus allen möglichen Segen vereint und ohne rechten Zusammenhang nebeneinander gestellt. Deshalb liegt die Vermutung vielleicht nicht allzu fern, dass auch an obiger Stelle zwei Segen kompiliert sind: ein Waffen- und ein Blutsegen; der gleiche Ausdruck „stille stehen“ mag dazu verleitet haben. Ist dies richtig, so hätten wir im ersten Teile wirklich ein Stillstehen der Waffen vor Christus und damit die Möglichkeit, dass ein derartiger Spruch wirklich bestanden hat. Sollte etwa Christus hier für Balder stehen, den nach dem Mythus keine Waffe verwunden konnte, weil alle Gewächse durch seine Mutter besprochen waren? Die enge Verbindung des germanischen Gottes mit Christus ist ja längst bekannt, und Bugge, der die Entstehung der Baldermythen umgekehrt aus Zügen von Christus, Longinus und Lucifer zu erklären versucht[2]), vermag sie doch nicht in ihrem vollen Umfange daraus herzuleiten; obiger Zug z. B. fehlt ganz. — Doch das ist, wie gesagt, mehr Dichtung als Wahrheit, Vermutung, nicht Behauptung, ut in licentia vetustatis, wie Tacitus sagt!

---

[1]) Vermutlich Anlehnung an Johann. Ev. XVIII, 6: „da wichen sie zurück und fielen zu Boden“ in legendenhafter Weiterbildung. — Sonst ziehen Waffensegen gern eine andere Bibelstelle zur Bekräftigung heran „Christus transiens per medios illos ibat in pace“ (z. B. bei Losch a. a. O. S. 252 Nr. 383; S. 247 Nr. 369).

[2]) Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensagen. Deutsch von O. Brenner, München 1889. — Über die Art, wie germanische Mythen und christliche Legenden sich beeinflusst haben, herrscht jedenfalls noch keine rechte Klarheit.



Gruppe 4. Brief IX.

Der Brief zu Britanien, zu beschützen alle tödlichen Gewehre, Kugel im Kriege, für Feuer und Wasser.

Auf der Brust zu tragen.

Der Segen.

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Ich, Gott, schenke diesen Brief an den Lehrern der Päpste mit der heiligsten Versicherung, denselben genau aus Herz zu legen. Er hat solche Kraft, dass er schützet wider seinen Feinden. Derselbe bedarf 20 Tage Ablass, so kann ihm nichts widerfahren, weder Feuer, noch Wasser, noch Zauberei. Wenn eine schwangere Frau nicht gebären kann, so soll sie diesen Brief zu sich nehmen, denselben durchlesen und nach dem sprechen: Der christlichen Dreieinigkeit, das Vaterunser und dreimal ave Maria beten, so wird sie gebären. Wer diesen Brief bei sich trägt, der wird siegen gegen seine Feinde. Er bezeichnet sich mit dem heilgen † Kreuze unseres Herrn Jesu Christi: Das † Christi erhalte und bewahre mich durch Jesum Christum und durch seine vielen ausgestandenen Leiden, Marter und Pein, und durch dein rosenfarbiges Blut, welches du vergossen hast zur Erlösung der Seelen. Bewahre uns wider der giftigen Luft und gegen die unsichtbaren Feinde, damit sie nicht schaden können, durch Jesum Christum unseren Herrn. Amen, Amen, Amen.

In Jesu Namen ist dieser Brief geschrieben und mit dem Bilde des heiligen Kreuzes durch den Engel Michael an den Papst gesandt; derselbe hat diesen Brief dem Papste laut vorgelesen, so dass alle umherstehenden Engel und Kardinäle es gehört haben:

Jeder, der das Gute übt, soll im Himmel mit goldenen Buchstaben verzeichnet werden. Ich, Jesus Christus, welcher in sich mit der Dreieinigkeit Gottes vereint ist, befehle euch denn, dass ihr die Feiertage heiliget und feiert und nicht einen irdischen Gewinn sucht; denn ich habe geboten, dass ihr nur 6 Tage in der Woche arbeiten sollt und den siebenten Tag für mich zu behalten. Ich, Jesus Christus, der ich von der Jungfrau Maria geboren bin, tue euch kund, dass ich diesen Brief aus meiner mir gegebenen göttlichen Kraft geschrieben habe, damit ihr euch hütet vor der Sünde und an den Festtagen in

Gottesfurcht betet — sonst werde ich euch strafen mit Feuer, Pest und Hunger. Ich werde einen Krieg über den anderen, ein Heer über das andere schicken, das Kind wird sich gegen den Vater, der Bruder wider der Schwester empören, wenn ihr die Gebote des höchsten Schöpfers der Welt nicht beachtet.

Wer diesen Brief bei sich trägt, der wird keinen schrecklichen Tod erleiden, er wird selig in Gottes Hände sterben. Er wird auch keinen weltlichen Schaden erleiden; kein Mörder, noch Dieb, noch feindliche Geschütze, noch Degen, noch Pistole, noch Picke, noch Muskete, werden ihm etwas antun können.

In Jesu Namen stehen stille alle sicht- und unsichtbaren Geschosse, damit sie mich nicht treffen! Gott mit mir über alle diese Verderber!

Wer diese Worte nicht glauben will, der schreibe sie auf einen Zettel und binde sie einem Hunde um den Hals, schiesse nach ihm, so wirst du es sehen und erfahren, dass es wahr ist, wer diesen Brief bei sich trägt, der wird nicht gefangen, noch geschossen, noch verletzt werden. Amen.

In Jesu Namen! So wahr als Christus gestorben ist, so wahr als die Maria Gottes Mutter ist, so wahr kann ich nicht gehauen, noch gestochen, noch verletzt werden. Ich beschwöre alle Waffen auf der Welt durch den lebendigen Gott im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, heilige Dreifaltigkeit, heiliger Michael, heiliger Emanuel, heiliger Rael, heiliger Patriarchen, Propheten, Märtyrer, Evangelisten! Amen.

So wahr als Christus zum Himmel gefahren ist, so wahr kann mich heute kein tödliches Blei treffen. Gott der Vater sei zwischen mir und alle Geschosse!

Im Namen der Dreifaltigkeit. Amen.

Brief VIII.

Schutz- und Hausbrief.

Graf Philipp von Flandern — — — abschreiben. (Text s. oben S. 49 Anm. 1.)

Indem, wenn du ins Gericht gehen willst, so nimm diesen Brief an deine rechte Seite — — — stillt sich gleich das Blut. (Text a. O.)

Dieser Brief hängt sich an Jesus Christus, welcher wahrer Gott und Mensch ist.

Behüt mich NN vor allerley Waffen und Geschütz, Schwerter und Degen und Helmgarten, was haut oder schneidet, alles, was nach der Geburt Jesus Chriti geschmiedet worden, es sei Eisen oder Stahl oder Messing, Holz, Erzes oder Bley.

Jesus Christus, der wahrer Gott und Mensch und Gottes ist, behüte mich NN vor allerley Bley, Waffen und Geschütz.

Behalte deine Prowe, wie Maria ihre Jungfrauenschaft vor und nach der Geburt Jesus Christus.

Jesus Christus, verwandele alle Geschütz und Geschoss, wie du dich verwandelt hast in alle deine Menschheit.

Jesus Christus, mach alle Gewehre und Geschütze matt und stumpf, um deiner Mutter willen, ja, mache mich, Jesus Christus, vor allen Waffen sicher und frey um der Blutstropfen willen, welche du am Ölberge geschwitzet hast.

Jesus Christus, behüte mich vor Ehebruch, Hurerei und Totschlag, vor Feuer- und Wassersnot, vor Stehlen und Rauben, vor allerley Sünden.

Jesus Christus, stehe mir bei bis an mein Ende und lass mich nicht sterben ohne deinen heiligen Geist. Amen.

Die heilige Dreieinigkeit sei mit mir und behüte mich NN; der ewige Gott, Jesus Christus, bleibe bei mir zu Wasser und zu Lande, in Holzen und in Feldern, in Städten und in Dörfern, wo ich NN beim Herrn Christus bin, behüte mich vor allen Feinden, sichtbaren und unsichtbaren, heimlichen und öffentlichen, dass mich die ewige Gottheit durch das bittere Leiden und Sterben Jesus Christus und sein heiliges rosenfarbenes Blut, das er am Stamm vergossen hat.

Jesus Christus ist in der Fülle gekreuziget und gestorben, am dritten Tage auferstanden und gen Himmel gefahren und sitzet zur Rechten des allmächtigen Vaters, dieses sind wahrhaftige Worte, also wahrhaftig müssen auch sein alle diese Worte, die in diesem Briefe stehen:

Dass ich NN von keinem Menschen oder Mörder gefangen oder gebunden werde, dass mich NN kein Geschütz, Wehr und Waffen, sie mögen den Namen haben, was sie wollen, verletzen oder treffen.

Es müssen die Hahne stehen und die Kugeln mich nicht im geringsten beschädigen, sondern von mir abweichen, so wahr als

mein Jesus die rechte Hand an des Kreuzes Bandgeschoss behalten. Kein Geschoss, Stoss, Hieb schaden nicht mir.

Sowie Jesus seinem Vater gehorsam war, also müssen auch alle Geschoss, Wehr und Waffen dir gehorsam sein und mir keinen Schaden zufügen. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Jesus ging über das Meer und sahe in das heilige Land, es müssen zerbrechen Strick und Band, und gebrochen Wehr und Waffen, es müssen verblinden die Augen, die falsch sind.

Herr Jesus Christus, behüte mich NN, dass mich kein Türke oder Franzose überfalle, kein Wasser oder Feuer überfalle, kein Waffen oder Geschoss, es sey Stahl oder Eisen oder Metall oder Bley, das nicht so wohl gesegnet sei, als der Wein im Kelche, den Jesus seinen Jügern gab, das wahre Himmelsblut — das walte Gott der Vater, der Sohn und der heilige Geist. Amen.

Der Segen, den der Erzengel Michael tat, da er Maria den Gruss brachte, der gehe über mich NN.

Der Segen, den Gott tat über Maria und Joseph, als sie nach Ägypten zogen, der gehe über mich NN.

Das ? Kreuz mein ? meine rechte Hand gehe durch fremdes Land, dass mich kein Wolf zerreisse, dass mich kein Hund beisse. Behüte mich NN, mein Fleisch und Blut vor bösen Stunden und falschen Zungen. Das walte Gott der Vater, der Sohn und der heilige Geist. Amen.

Anhang I.

Die Begleitschreiben (soweit vorhanden).

Nr. II. Ich erlaube mir Ihnen einen Schutzbrief zu übersenden. Die Abschrift ist von einer Kopie genommen, die vor crc. 40 Jahren mein Vater sich genommen hat.

Zeulenroda 1894. Briefträger W.

Nr. I. Diesen Brief habe ich am 31. 3. 88 abgeschrieben von einem Brief, den der Grossvater von meiner Frau im Jahre 1848 in Schleswig-Holstein[1]) als Soldat von einem alten Manne erhalten hat.

Schwarzenfels 1894. Gerichtsdiener F.

[1]) Dazu vergleiche man die Überschrift des zweiten von den in Original 7 zusammengeschriebenen Briefen: „Ein Brief an jedermann. Vornehmlich aber

Nr. V. Übersende Ihnen das Original eines Schutzbriefes; derselbe wurde mir in 1866 von einem alten Gardisten übergeben. Ich habe denselben auch während zwei Feldzügen in meiner Brieftasche getragen, denn wenn man jung ist, glaubt man theilweise an solchen Hokuspokus und stirbt nicht gern.

Cassel 1894. Kriegervereinsmitglied G. S.

Hierzu vergleiche man die Nachschrift zu Original 7:

„Bitte um Verzeihung wegen der schlechten Schrift, den es ist in der Eile geschriben worden 1866. etwas hat Otilie geschriben. Lieber Hermann, Du musst dran glauben[1]) und ihn imer bei dir tragen. Viele Grüsse usw.“.

Der jetzige Kriminalschutzmann P. (Berlin) schreibt: (Nr. IX.)

„Einsender dieses Schutzbriefes ist ein Mecklenburger, welcher im Jahre 1870/71 den Feldzug im II. Mecklenburgischen Dragoner-Regiment Nr. 18 mitgemacht hat. Bei der Mobilmachung wurde er mir von meinen Grosseltern, bei denen ich erzogen worden bin, mit dem Bemerken übersandt, ich möchte denselben bei mir tragen und es würde mir keine Gefahr begegnen . . . Ich muss nun, um ehrlich zu sein, gestehen, dass ich damals — heute denke ich allerdings anders darüber — fest glaubte, der Brief würde seine Wirkung nicht verfehlen. Der Gedanke war geradezu ein glücklicher, ich muss Ihnen eingestehen, dass ich, ohne mich zu überheben, mit einer Dreistigkeit und Unverfrorenheit gegen den Feind geritten bin, ohne jemals an Gefahr zu denken“[2]).

Am Ende des von ihm eingesendeten Briefes steht folgende schöne Nachschrift: „und nun, mein lieber Sohn, ziehe mit diesem

für einen Schleswig-Holsteiner und für die, welche für sie fechten“. Dieselbe Überschrift in Jahn a. a. O. 2. Brief und Archiv für Religionswissenschaft a. a. O. Nr. 3.

[1]) Zu dem „glauben“ vergleiche man das Motto über dem Gartenlaube 1871 S. 20 abgedruckten „Brief, aus Holstein gesandt“:

„Der Glaube muss dabei sein,
Der Brief thut's nicht allein“.

(Dieselbe Überschrift bei Jahn a. a. O. S. 45.)

[2]) Der eine Einsender eines Schutzbriefes in der Gartenlaube 1871 S. 20 philosophiert darüber, ob der Offizier solchen Aberglauben ausrotten solle, und meint schliesslich, im Kriege sei der Soldat eine Maschine, die mit allen ihr zu Gebote stehenden Kräften arbeiten muss, gleichviel, woher sie dieselben nimmt. „Der Schwache, der des Aberglaubens benöthigt ist, mag ihn zunächst behalten, wenn er nur hierdurch zu einem höchsten Kraftaufwande befähigt wird“.

Briefe gegen die Franzosen und haue und steche sie nieder, soviel dein kräftiger Arm es vermag. Denke an deine Grosseltern, sie haben anno 12 mir meine besten Pferde mitgenommen und wollten deiner Grossmutter einmal Gewalt antun. Auch schicke ich dir einen Zehnthalerschein, damit du keine Noth leiden sollst. Sei tapfer gegen den Feind, aber im Quartier tue niemandem etwas zu leide. Denke an die Worte von Matthias Klaudius, wo er sagt: „Mein Sohn, tue keinem Mädchen etwas Böses an, und denke daran, dass deine Mutter auch einst ein Mädchen war". Mache unserem Hofe keine Schande und führe dich gut! — — Schreibe bald, wenn du über die Grenze kommst usw. Dein Grossvater J. P."

Dass der Brief bis in die letzten Jahre benutzt wurde, geht aus folgender Zeitungsnotiz hervor (Staatsbürgerzeitung, 14. August 1900): „Ein eigenartiges Immediatgesuch ist vor einiger Zeit beim Kaiserlichen Civilkabinett eingegangen. Ein biederer Handwerker aus Stangenhain in Schlesien übersandte nämlich dem Kaiser einen Original-„Schutzbrief" für die nach China gehenden deutschen Truppen mit dem dringenden Anheimgeben, den Brief mittels Druckes vervielfältigen und jedem Soldaten ein Exemplar zustellen zu lassen. Nach der Angabe des Bittstellers sei dieser Brief im Jahre 1729 in Schleswig-Holstein vom Himmel gefallen und schütze seinen jeweiligen Inhaber nicht nur vor jeder feindlichen Kugel, sondern auch vor Krankheit und sonstigem Ungemach! Der „Schutzbrief" wurde jetzt dem Bittsteller im Instanzenwege zurückgegeben, ohne dass natürlich von dem höchst sonderbaren Anerbieten irgendwelcher Gebrauch gemacht worden wäre".

Anhang II.

Noch einige alte Waffensegen.

(Gefunden von dem Lehrer in den Schulakten einer Gemeinde des Kreises Strassburg i. E. und durch Kreisschulinspektor P. Stiefelhagen durch die „Parole" mir übermittelt. Vier vergilbte Oktavblätter alten rauhen Papiers)[1]).

„Gott und alle heilige Engel, behüte mich führ Kügel und Dejgen,
weis sie ab geschwint
als der Wind

[1]) In der Schreibweise des Originals; die Lesezeichen habe ich hinzugefügt, ebenso die Verse abgesetzt.

als Christus aus Maria gebohren ist im † † †
bey Gottes Kraft und Macht beschütze
und beschwöre ich alle geschütze,
dass sie von mir weichen als der Stein, der von unserm lieben Jesum grab ist gewichen.

† † †
Gott der Vater ist mein Gutt,
Gott der Sohn ist mein Blud,
Gott der Heilige Geist,
Der mir Kugel und Stal abweisst. † † † amen.

Sein heiliges Blut bedecke mich und behüte mich der Mann,
der den Dott an dem stamm
des heiliges Kreutzes nahm,
welcher höher ist, denn derselbe mann,
greif mich NN an!

Alle, die mir Heut zuwitter sein, müssen in Gottes Nahmen stille stehn, bis die reine Mutter Gottes Einen anderen Sohn gebäret.

So sey dieser segen zugeschlossen,
also ward Christus sein blut vergossen,
dieser segen sey geschlossen,
also sein rosenfarbnes blut vergossen;
dieser segen sey gebunten
mit seinen heiligen fünf wunden
und werde wahr
durch die heilige Dreifaltigkeit und deren Engelschahr.
in Jesu Namen.
Amen.

Ein Kraud nennt sich wegenwart oter Eisen Kraut, es ist zwey schuh hoch mit blauem blumen; grab es auss
und setz es bey dein Hauss,
auf Bahnsondach,
vordem der Dag anbrach,
stech auss, nehm ohn gesprochen die Wurtzel, mit silber abgeschab, henk dir an, wenn du willst, schiss darauf, es wirt durch gehn. Ich NN geh mit meinem gesegneten Leib in den Streit, den Gott selbst gestritten hatt, da er die Hölle überwant
und den Däufel darinnen bant,
da geschah im weder — — — — (Flecken!)

oter Hau
Also soll mir NN geschehn,
bis ich den Wirbel meines Haubt werte sehn. † † †
Herr Jesu Christ, hinter deinem Rucken verberge ich mich, in deinen heilige fünf wunten schlihss ich mich, dein heilige drey Blutsdroben beschütze mich, dein rosenfarbn blut beschütze mein fleisch und blut, dass alle Kugel, stahl und Eisen von meinen leib muss weichen im nahmen
† † †
amen".

Die Freimaurer im Volksglauben.

Kriminalistische Beiträge zur Volkskunde.

Von Dr. Albert Hellwig in Berlin-Waidmannslust.

Die Freimaurer haben bekanntlich durch ihre geheimnisvollen Zeremonien von jeher die Phantasie des Volkes besonders beschäftigt und zahlreiche Beiträge über diesen interessanten Teil des Volksglaubens haben gerade die „Mitteilungen" gebracht[1]). Der bekannte Volksforscher Wehrhan beabsichtigt in nächster Zeit eine ausführliche zusammenfassende Abhandlung über die Freimaurer im Volksglauben zu veröffentlichen[2]); deshalb will ich die von mir persönlich gesammelten Anschauungen des Volkes Wehrhan zur Verfügung stellen. Dagegen möchte ich einige Notizen, die sich aus Gerichtsverhandlungen über diesen Volksglauben ergeben, hier besonders darstellen.

Es handelt sich um drei Fälle. Der eine ist seinerzeit in einer medizinischen Zeitschrift auf Grund der Akten und eingehender psychiatrischer Beobachtung dargestellt worden. Die beiden andern Fälle kann ich nur auf Grund von Zeitungsberichten wiedergeben; doch kann ich nach den Erfahrungen, die ich bisher bei meinen Studien über kriminellen Aberglauben mit der Verwertung derartiger Zeitungsnotizen gemacht habe, annehmen, dass die dort berichteten Tatsachen in allen wesentlichen Punkten zutreffend geschildert sind[3]).

[1]) K. Olbrich in den Mitt. Heft XI S. 61 ff. und Heft XV S. 68 ff., sowie Knoop in Heft XIV S. 58 f.

[2]) In der „Zeitschr. des Vereins für rheinische u. westfälische Volkskunde".

[3]) Vgl. meine demnächst im „Archiv für Kriminalanthropologie und Kri-

I.

Anfang November 1907 hatte sich in Halle a. d. S. ein Schuhmacher Mietze wegen eines eigenartigen Betruges unter Ausnutzung des Aberglaubens zu verantworten. Ein dort wohnendes 67jähriges Fräulein wurde nachts öfter durch schreckliche Träume heimgesucht. In ihrer Not wandte sie sich an Mietzes Frau, die sich mit Kartenschlagen beschäftigte. Die Kartenlegerin riet ihr, die Spukgestalten durch Räuchern zu vertreiben. Das half aber nichts. Da sprachen Nachbarinnen die Vermutung aus, die nächtlichen Beängstigungen rührten vielleicht von den Freimaurern her; wenn sie selbst Mitglied einer Loge werden könne, so wäre es mit den Quälereien in diesem Falle vorbei. Schuhmacher Mietze behauptete nun, er sei mit einflussreichen Logenbrüdern bekannt und erbot sich, der Dame die Mitgliedschaft zu verschaffen. Zu diesem Zwecke müsse er aber zu verschiedenen Logen anderer Städte reisen, was aber viel Geld kostet. Das Fräulein erklärte sich nun mit Freuden bereit ihm alle Unkosten zu ersetzen und gab nach und nach fast 4000 Mark hin. Mietze legte ihr Rechnung vor über angebliche Reisen nach Stuttgart, Düsseldorf, Hamburg, Magdeburg, Königshütte, Frankfurt, Venedig, Mailand und Rom. Von jeder Reise brachte er ihr Ordensbänder und Diplome mit grossen Siegeln über ihre angebliche Aufnahme in verschiedenen Logen. Zweimal reiste er sogar in Gesellschaft der alten Dame nach Hamburg und Düsseldorf und führte sie vor grosse Gebäude, die er als Logen bezeichnete. Das nächtliche Angstgefühl wich aber trotzdem nicht. Mietze hätte der Dame jedenfalls noch ihr ganzes 22000 Mark betragendes Vermögen abgeschwindelt, wenn nicht ein Bekannter die Getäuschte über den Wert der Ordensbänder und Diplome aufgeklärt hätte. Trotz seiner bisherigen Unbescholtenheit wurde der Schwindler zu einem Jahr sechs Monaten Gefängnis und fünfjährigem Ehrverlust verurteilt[1]).

Aus diesem Sachverhalt scheint sich mir folgender Volksglaube für Halle zu ergeben. Die Dame litt anscheinend an dem nervösen Krankheitszustand, den man im Volke sonst gewöhnlich als Alpdrücken, Mahrreiten und ähnlich zu bezeichnen pflegt[2]). Er äussert sich in einem beklommenen Gefühl und schreckhaften Träumen. Gewöhnlich glaubt man, dass das Alpdrücken von Hexen verursacht werde, manchmal auch von anderen bösen dämonischen Fabelwesen. Ob irgend wo anders auch die Freimaurer in dem Rufe stehen, derartiges Alpdrücken zu verursachen, ist mir im Augenblick nicht genau erinnerlich, doch glaube ich, dies schon einmal gelesen zu haben.

---

minalistik“ zur Veröffentlichung kommende Abhandlung über „Zeitungsnotizen als Quelle für folkloristische und kriminalistische Untersuchungen“, sowie auch E. Wulffen, Psychologie des Verbrechers (Gross-Lichterfelde 1908) Bd. 1, Vorwort S. XX f.

[1]) Im „Pitaval der Gegenwart“ werde ich den Fall demnächst ausführlich aktenmässig darstellen.

[2]) Vgl. v. Hovorka und Kronfeld, „Vergleichende Volksmedizin“ Bd. I (Stuttgart 1908) S. 11 ff.

In Halle besteht ein derartiger Glaube sicherlich, denn die Nachbarn, welche die geängstigte alte Dame nach der vergeblichen Räucherkur um ihren Rat fragte, sprachen übereinstimmend diese Vermutung aus. Dass die Freimaurer Alpdrücken verursachen können, hängt wohl damit zusammen, dass man sie allgemein als mit dem Teufel im Bunde stehend ansieht, und daher ihnen wie den Hexen auch alles Schlechte zutraut. Da man glaubte, die Freimaurer würden aufhören, ihr Opfer des Nachts zu quälen, sobald dieses Mitglied der Freimaurerlogen geworden sei, scheint der Volksglaube weiter dahin zu gehen, dass die Freimaurer reiche Leute mit Alpdrücken quälen, um sie dadurch zu veranlassen, in die Freimaurerloge einzutreten.

Nebenbei sei bemerkt, dass es mit Freude zu begrüssen ist, dass das Gericht den raffinierten Betrüger trotz seiner bisherigen Unbescholtenheit zu einer so exemplarischen Strafe verurteilte und nicht, wie es bei uns — im Gegensatz zu Österreich — leider meistens noch geschieht, den Aberglauben des Opfers dem Täter zugute hielt und ihn nur zu einer gelinden Strafe verurteilte[1]).

II.

In einem zweiten Betrugsfalle, der im Februar 1907 das Dresdener Landgericht beschäftigte, spielte der Freimaurerglaube nur eine untergeordnete Rolle.

Ein Laboratoriumsarbeiter namens Dresler hatte einem Kollegen die Meinung beizubringen gewusst, er stände mit dem Teufel im Bunde, verfüge über das 6. und 7. Buch Moses und könne ihm zu einem sogenannten Teufelstaler verhelfen, welcher die gute Eigenschaft habe, immer wieder zu seinem Besitzer zurückzukehren. Durch diese und ähnliche Betrügereien wusste Dresler dem Betörten für seine Verhältnisse recht bedeutende Geldbeträge zu entlocken. Er ging sogar so weit, Briefe von „Kaiser Lucifuge“ zu überbringen und um mitternächtliche Stunde an dem Kaditzer Kirchhof seinem Opfer als „Kaiser Lucifuge“ zu erscheinen. Vor Gericht schilderte der Betrogene dieses Zusammentreffen mit Teufel folgendermassen: „Um Mitternacht machte ich mich auf den Weg ohne Furcht, denn ich trug ja die geweihten Kerzen bei mir. In einem Briefe hatte ich meine Bitte um Geduld niedergeschrieben. Plötzlich sah ich hinter der niederen Kirchhofsmauer eine hagere, schwarz-weisse Gestalt auf einem Grabe stehen, die mir mit tiefer Stimme zurief: „Du bist jetzt der „Kareist des Kaisers Lucifuge“, d. h. der dem Teufel mit Leib und Seele Verschriebene“ und „Mitglied der freiwilligen Freimaurerloge“. In dem Hügel, worauf ich stehe, liegt ein Schatz von 3 Millionen vergraben, der gehört dir! Aber schweige!“ Dann warf ich meinen Brief dem Geiste vor die Füsse und

[1]) Vgl. mein Buch über „Verbrechen und Aberglaube“ (Leipzig, B. G. Teubner, 1908, „Aus Natur- und Geisteswelt“ Bd. 212) S. 45, 84, 85 ff., 105, 106.

empfahl mich". Diese Teufelserscheinung teilte er auch seiner Frau mit, die nun gleichfalls auf goldene Berge hoffte. Als er später einen Brief mit der Aufschrift „An das Mitglied der freiwilligen Freimaurerloge" erhielt, äusserte er: „Ich wusste, dass in der Freimaurerloge nur reiche Leute sind, und ich war doch als Angehöriger des Teufels ein reicher Mann!" Inzwischen hatte sich die Zaubergeschichte doch herumgesprochen, doch hüllte sich der Abergläubische trotz aller Anzapfungen in geheimnisvolles Schweigen und äusserte nur: „Geht nur in die Freimaurerloge, da könnt Ihr alles erfahren". Erst als ein anderer Arbeiter behauptete, gleichfalls über einen Geist zu verfügen, der ihm alles verraten habe, rückte er mit einigen Einzelheiten heraus und machte es so möglich, den Betrüger zu fassen. Zur Zeit der Hauptverhandlung soll er nach dem Zeitungsbericht von seinem Aberglauben gründlich kuriert gewesen sein. Das Landgericht verurteilte Dresler zu 6 Monaten Gefängnis und 3 Jahren Ehrverlust, indem es bedauerlicherweise als strafmildernd in Betracht zog, „dass der Betrug durch die unbegreifliche Leichtgläubigkeit des Opfers wesentlich erleichtert worden ist" [1]).

Hier tritt besonders klar zutage die Anschauung, dass die Freimaurer mit dem Teufel in Verbindung sind, denn durch den Teufel wird dem Betrogenen verkündet, dass er nunmehr Mitglied der freiwilligen Freimaurerloge sei. Die Freimaurer hält man im Volk durchgehends für reiche Leute und dass er trotz seiner Armut in die Loge aufgenommen wurde, erklärte er sich damit, dass er ja mit dem Teufel im Bunde stehe und deshalb über grosse Schätze verfüge. Ob er tatsächlich, wie berichtet wird, von seinem Aberglauben gründlich kuriert ist oder nicht, vielmehr nur den Glauben an Dresler verloren hat, mag dahingestellt bleiben; sehr wahrscheinlich ist es aber nicht, da er durch sein ganzes Gebaren gezeigt hat, dass abergläubische Vorstellungen in ihm mit grösster Intensivität wirksam sind.

III.

Der dritte Fall wird eingehend von Dr. R. Henneberg, Assistenten an der psychiatrischen Klinik der Königlichen Charité in Berlin, berichtet [2]).

Am 8. Juli 1901 wurde durch Gerichtsbeschluss das Ehepaar R. behufs Beobachtung und Begutachtung der Irrenabteilung der Königlichen Charité überwiesen. R. und seine Ehefrau waren angeklagt wegen Betruges und gegenseitiger und gemeinschaftlicher Kuppelei, der Ehemann des weiteren wegen Nötigung, Sittlichkeitsverbrechen und Majestätsbeleidigung.

Aus den ausführlichen Angaben der angeklagten Ehefrau seien folgende für uns wesentlichen Punkte wiedergegeben. Ihr auf sexuellem Gebiete sehr an-

[1]) „Dresdner Nachrichten", 24. Februar 1907.

[2]) In den „Charité-Annalen" Bd. 26.

spruchsvoller Ehemann habe seit etwa 1886 mit der ihr befreundeten Frau K. intimen Umgang gepflegt. Ihr Mann habe ihr gesagt, dies tue er hauptsächlich, um der Frau K., welche leidend war, zu helfen. Bald nach seinem Geburtstage Mitte Februar 1896 habe ihr Mann zum erstenmal von seiner Zugehörigkeit zu den Freimaurern gesprochen. Als sie eines Tages nach Hause gekommen sei, habe er gesagt, er habe ihr etwas Wichtiges mitzuteilen: Drei Herren seien bei ihm gewesen und hätten ihm mitgeteilt, dass er, nachdem er nunmehr das 40. Lebensjahr erreicht habe, berechtigt sei, in den Freimaurerbund einzutreten, da sein Vater gleichfalls Freimaurer gewesen sei. In der Folge würde er ein Examen zu bestehen haben, und weitere Anweisungen würde er noch erhalten. Bei diesem Gespräch war auch Frau K. zugegen. Am nächsten Tage sei er angeblich nach der Freimaurerloge in der Dorotheenstrasse gegangen, habe die Frau K., die wiederum auf Besuch bei ihr gewesen sei, umfasst und mit Emphase ausgerufen „vielleicht bin ich doch noch einmal in der Lage, uns eine bessere Zukunft zu sichern". Dann habe er ausgeführt, dass für ihn 50000 M. sichergestellt seien, die er im Fall des Bestehens des Examens erhalten würde. Auch sei er berechtigt, sich eine Mitfrau auszuwählen, welche dann 10000 M. erhalten würde. Als solche habe er sogleich die Frau K. namhaft gemacht. Als angeblich bei den Freimaurern als Symbol der schwesterlichen Zusammengehörigkeit gebräuchlichen Ritus habe sie sodann die Genitalien der Frau K. berühren müssen. Ihr Mann habe auch gesagt, nunmehr müsse er mit der Frau K. intimen Umgang haben, während er bisher nur die Ansicht vertreten habe, dass der Koitus gegen viele Krankheitszustände ein Heilmittel sei und deshalb mit der Frau K. gelegentlich verkehrt habe. Nach einigen Wochen wurde auch die Tochter der Frau K. unter ähnlichen Zeremonien der Schwesterlichkeit aufgenommen und R. deflorierte sie darauf in Gegenwart der Mutter und seiner Frau. Nach einem Vierteljahr wurde auch der Sohn der Frau K. ohne besondere Zeremonien eingezogen und musste mit Frau R. den Koitus ausführen, da dies die Satzungen der Freimaurer erforderlich machten. Später traten noch bei ein Herr und eine Frau Kr., eine Frau R., die Schwägerin des R., ohne Wissen ihres Mannes sowie als „Ehrenfrau" mit besonderen Vorrechten Frau Sch., die Schwägerin der Frau K., und ihre Tochter Frau B., beide ohne Wissen ihrer Ehemänner.

Von Zeit zu Zeit fanden Familienabende mit den notwendigen Zeremonien statt, die besonders feierlich waren, wenn R., wie es alle halbe Jahre der Fall gewesen sei, zur grossen Redoute, d. h. zu einer Generalversammlung der Freimaurer gehen musste. Vorher seien auf den gedeckten Tisch Leuchter gestellt und zwischen diese ein Gesangbuch gelegt worden, sodann habe ihr Mann mit einer der Mitfrauen in Gegenwart der anderen den Koitus vollzogen, sich dann fein gemacht und sei zur grossen Redoute gegangen, wobei ihm auf seine Anordnung als Abschied „Behüt Dich Gott" zugerufen sei. Bei seiner Zurückkunft habe ihr Mann viel von der Freimaurerversammlung erzählt. Nach dieser Feier, etwa eine Woche später, habe eine andere stattfinden müssen zur Feier, dass er wohlbehalten wieder nach Hause gekommen sei, denn es sei nicht selten vorgekommen, dass einzelne infolge der Anordnung der Freimaurer sich hätten erschiessen müssen.

Im August 1899 starb Frau K. und bald darauf traten die Familie Kr. so-

wie Frau Sch. und ihre Tochter aus. Trotzdem hierdurch die Vereinigung so gut wie aufgelöst gewesen sei, habe ihr Mann doch alle auf die Freimaurerei bezügliche Vorstellungen festgehalten und noch im Februar 1901 beabsichtigt, eine neue Familie einzuziehen. Zirka vier Wochen vor ihrer Verhaftung sei eines Tages Fräulein K. in ihrer Wohnung erschienen und habe ihrem Manne auf den Kopf zugesagt, dass er niemals Freimaurer gewesen sei, worauf dieser feierlich sagte: „Anna, darauf kann ich dir hier jetzt nicht antworten“. Da zufällig eine andere Frau zugegen gewesen sei, habe sie diese Äusserung dahin verstanden, dass er in Gegenwart nicht eingeweihter Personen nicht sprechen dürfe. Am Tag darauf sei er angeblich zur Loge gegangen, um dort Bericht zu erstatten; nach seiner Rückkehr habe er geäussert, dort sei bereits alles bekannt, und man sei darüber in grossem Aufruhr. Schon vorher hatte er mehrfach geäussert, seine Angelegenheit werde niemals in die Öffentlichkeit und vor Gericht kommen, sondern von hochgestellten Personen unterdrückt werden, damit der sexuelle Freimaurerritus im Volke nicht bekannt würde und den Sozialdemokraten nicht zur Agitation dienen könne.

Bezüglich der Teilnahme des Kaisers und der Kaiserin an der Freimaurerei, besonders auch an den Redouten, habe er oft eingehend Bericht erstattet. Die Anklage wegen Sittlichkeitsverbrechen hatte er sich dadurch zugezogen, dass er mit dem zwölfjährigen Mädchen Kr. den Cunnilingus vollführte.

Die in den Untersuchungsakten befindlichen Zeugenaussagen stimmen bis auf geringfügige Punkte mit der oben gegebenen Darstellung der Frau R. überein, so dass wir nur einige folkloristisch interessante Punkte herausgreifen wollen.

Die neuaufgenommenen Mitglieder mussten einen Schwur leisten: „Niemandem zu verraten, dass sie Logenmitglieder seien, niemals zu erzählen, was in den Sitzungen passiere, den R. als Beschützer anzuerkennen, ihm stets zu helfen und ihn stets zu unterstützen, aber ihm niemals nachzugehen, was er treibe“. Durch Hinweis auf diesen Eid wusste er die Mitfrauen zu dem Koitus zu veranlassen, wenn sie sich einmal sträubten.

Frau R. verweigerte bei ihrer polizeilichen Vernehmung die Aussage, weil sie als Freimaurerin zu absolutem Stillschweigen verpflichtet sei. Bei ihren späteren gerichtlichen Vernehmungen gab sie an, sie habe ihrem Manne in jeder Beziehung Glauben geschenkt und infolgedessen alle seine Anordnungen befolgt.

R. gab im allgemeinen zu, was die Zeugen von ihm aussagten. Er habe nie in Beziehungen zur Freimaurerloge gestanden. Wie er dazu gekommen sei, die unwahren Erzählungen über den Freimaurer zu machen, sei ihm selbst unerklärlich; er glaube, dass es infolge geistiger Erkrankung geschehen sei.

Der Sachverständige Dr. M. gab am 14. Juni 1901 sein Gutachten dahin ab, dass R. Verfolgungswahnsinn zu simulieren scheine. Frau R. mache einen sehr beschränkten Eindruck, so dass es sehr wahrscheinlich sei, dass sie den Angaben ihres Ehemannes geglaubt habe. Der Sachverständige stellte sodann den Antrag auf Beobachtung in einer Irrenanstalt, dem, wie oben bemerkt, auch entsprochen wurde.

Bei der Frau R. fiel als abnorm lediglich auf die Kritiklosigkeit, mit der sie den Angaben ihres Mannes gegenüberstand. Bei ihrer Aufnahme in die Charité war sie noch durchaus davon überzeugt, dass alle Angaben ihres Ehemannes über Freimaurerei wahr seien: Ihr Mann habe 5 Jahre lang dieselbe

Behauptung anfrechterhalten und mit der grössten Bestimmtheit immer wiederholt, zahlreiche Einzelheiten mit grosser Anschaulichkeit beschrieben und die ganze Angelegenheit sehr ernst und feierlich betrieben; auch sei ein Grund, aus dem ihr Mann alles erlogen haben könnte, nicht aufzufinden. Erst allmählich gelang es, den Glauben der Frau R. ein wenig zu erschüttern.

R. sagte in der Charité, er sei auch jetzt noch überzeugt, dass er Freimaurer sei, sein Vater sei bereits Freimaurer gewesen. Er schliesse das daraus, dass sein Vater sich erschossen habe und von anderen Leuten zum Trunk verführt worden sei; auch habe seine Mutter öfter gesagt, sie habe etwas auf dem Herzen, sei jedoch nie dazu gekommen, es ihm mitzuteilen. Dass er selber Freimaurer sei, schliesse er daraus, dass ihm alles schief gegangen sei, was er auch angefangen habe. Dies sei dadurch zu erklären, dass jeder Freimaurer eine Gegenpartei habe, die ihn zu schädigen suche, während eine andere Partei ihn schütze und unterstütze. Vor etwa 20 Jahren habe er einmal in einer Kneipe ein Gespräch über Freimaurerei angehört und erinnere sich noch, dass die betreffenden Leute gesagt hätten, die Freimaurer unterstützten sich gegenseitig, und unter Umständen würden grosse Summen an ihre Familien ausgezahlt. Wie er auf die Idee gekommen sei, selbst Freimaurer zu werden, könne er nicht sagen: „Ich weiss nicht, wie das gekommen ist; ich glaubte, dass ich Freimaurer sei, und bin noch jetzt der Überzeugung". Alle seine Anordnungen bez. der Einziehung von Personen habe er getroffen, da er fest überzeugt gewesen sei, dass dies so geschehen müsse und bei den Freimaurern so Sitte sei. Aus sexueller Begehrlichkeit habe er es nicht getan, sondern geglaubt, nur seiner Pflicht gemäss zu handeln. Wie er dazu gekommen sei, sich an dem jungen Mädchen Kr. zu vergreifen, wisse er selber nicht recht; er gebe zu, sich dabei vergangen zu haben, mit der Freimaurerei an und für sich habe diese Affäre nichts zu tun gehabt. Bezüglich seiner falschen Angaben räumte er ohne weiteres ein, dass er nunmehr einsehe, dass sie vorwiegend den realen Verhältnissen nicht entsprächen, dagegen liess er sich nicht ausreden, Freimaurer zu sein.

Auf Grund dieses Sachverhalts und weiterer uns hier nicht interessierender Tatsachen kam Dr. Henneberg in einem ausführlichen Gutachten zu dem Schluss, dass der Ehemann R. an dem bekannten Krankheitsbilde der Pseudologia phantastica leide und zur Zeit der Vornahme der ihm zur Last gelegten kriminellen Handlungen nicht zurechnungsfähig gewesen sei, dass Frau R. dagegen zurzeit nicht geisteskrank sei, und sich keine Momente ergeben hätten, die zu dem Schluss berechtigten, dass sie zur Zeit der ihr zur Last gelegten Handlungen geisteskrank war. „Dass in dem Umstand, dass sie ihrem Ehemann Glauben schenkte, nicht ein einen krankhaften Grad von Urteilslosigkeit erweisendes Moment erblickt werden kann, bedarf, wenn man die Art und Weise, wie er seine Angaben hervorbrachte, den geringen Bildungsgrad der Explorandin und den Umstand, dass im Volke vielfach absurde Vorstellungen über das Wesen der Freimaurerei vorherrschen, berücksichtigt, keiner weiteren Ausführung. Aber auch in dem jetzigen Verhalten der Explorandin, in der Hartnäckigkeit, mit der sie bei der Überzeugung, dass ihr Mann Freimaurer sei, verharrt, kann nicht der Ausdruck eines geisteskranken Zustandes erblickt werden. Die Angeklagte hat 5 Jahre hindurch unter der Suggestion ihres Mannes gestanden, die Vorstellung, dass dieser ein betrügerisches

Spiel treibe, oder infolge eines krankhaften Geisteszustandes die in Frage kommenden Angaben machte, lag ihr völlig fern; und nach der Entdeckung und Verhaftung des R. war die für sie naheliegende Vorstellung, dass man lediglich, um die Freimaurer nicht vor der Öffentlichkeit zu diskreditieren, alles als Lug und Trug bezeichnete, geeignet, den Glauben an ihren Mann bei ihr bestehen zu lassen. Derselbe ist somit in einfacher Weise normal-psychologisch bedingt und kann nicht als Ausdruck einer Geistesstörung oder geistiger Schwäche angesehen werden. Wir geben unser Gutachten daher in dem Sinne ab, dass Frau R. zurzeit nicht geisteskrank sei, und dass sich keine Momente ergeben haben, die zu dem Schluss berechtigen, dass sie zur Zeit der inkriminierten Handlungen geisteskrank war".

Dieser Fall zeigt wieder von neuem, dass auch die abergläubischen Ideen Geisteskranker für die Volkskunde und die von ihr befruchteten Wissenschaften durchaus nicht irrelevant ist, vielmehr meistens sehr wohl beachtlich sind, da sie zwar einem kranken Gehirn entsprungen sind, aber ihrem Inhalte nach in der Regel den Volksglauben getreu wiedergeben, manchmal freilich mit einigen individuellen Variationen, wie sie sich aber auch bei den abergläubischen Vorstellungen Geistesgesunder nachweisen lassen [1]). Aus diesem Fall ergeben sich eine ganze Reihe bekannter volkskundlicher Motive.

Da ist zunächst die Anschauung, dass der Kandidat vor seiner Aufnahme in den Freimaurerbund ein Examen ablegen müsse, wie dies übrigens auch schon bei den Geheimbünden der Naturvölker der Fall ist. Über die nähere Gestaltung dieser Prüfung erfahren wir leider nichts. Mit dieser Aufnahmeprüfung im Zusammenhang steht der eigenartige Verschwiegenheitseid, den die neuaufgenommenen Mitglieder dem R. leisten mussten, der auch dem Volksglauben entspricht und in den Eiden bei Aufnahme in einen Verbrecherbund [2]) seine Parallele hat. Weiter hat R. dem Volksglauben entnommen, dass die Freimaurer reich werden und hohe Konnexionen erhalten, ebenso die Idee von einer Generalversammlung der Freimaurer und von dem Selbstmord von Freimaurern auf Beschluss der Genossen. Auch, was über die „Gegenpartei" gesagt wird, die jeder Freimaurer angeblich hat, lässt sich wohl aus den Anschauungen des Volkes erklären. Der Freimaurer gilt

[1]) Vgl. darüber ausführlicher meinen im nächsten Heft der „Zeitschr. für die gesamte Strafrechtswissenschaft" erscheinenden Aufsatz über „Blutmord und Aberglaube. Tatsachen und Hypothesen".

[2]) Vgl. Cascella, „Il brigantaggio" (Aversa 1907) S. 171, 173 f., sowie meine demnächst in der „Ztschr. f. Religionspsychologie" erscheinende ausführliche Abhandlung über „Religiöse Verbrecher".

bekanntlich als mit dem Teufel im Bunde stehend, als dem Teufel verfallen, dem er sich verschrieben hat, der ihn aber dafür bis zu seinem Tode in allen Angelegenheiten unterstützt. Ich denke mir nun, dass unter der Gegenpartei die frommen christlichen Leute zu verstehen sind, die dem Teufel entgegenarbeiten und ihm sein Opfer zu entreissen suchen, mindestens aber die Vergünstigungen, deren sich die gottlosen Freimaurer erfreuen, zunichte zu machen suchen. Sollte R. dagegen an das Bestehen zweier einander feindlicher Parteien innerhalb des Freimaurerbundes selber geglaubt haben, so wäre eine derartige Anschauung kaum verständlich, fände auch meines Wissens in dem Volksglauben keinerlei Stütze.

Ausser diesen mehr oder minder dem Volksglauben entsprechenden Anschauungen über die Freimaurer finden sich bei R. auch einige wenige, die, soweit mir bekannt, durch den Volksglauben ihre Erklärung nicht finden, wenngleich sie keineswegs absurd sind. Zunächst kommt in Betracht, dass R. glaubte, erst mit Vollendung des 40. Lebensjahres in den Freimaurerbund aufgenommen werden zu können. Dass ein bestimmtes Alter zur Vorbedingung für den Eintritt in eine Geheimgesellschaft gemacht wird, kommt sicherlich gar nicht so selten vor, und möglicherweise hat R. diesen Zug einfach auf die Freimaurer übertragen. Möglicherweise aber ist er auf diesen Gedanken auch nur deshalb gekommen, um sich selber zu erklären, dass er erst jetzt etwas von seiner Zugehörigkeit zu den Freimaurern erfahre. Wichtiger ist der sexuelle Ritus, den R. als angeblichen freimaurerischen bei den Versammlungen einführte, und der gleichfalls, soweit mir wenigstens bekannt, im Volksglauben keine Stütze findet. Für absurd kann man aber auch diese Gedankenverbindung nicht erachten, da bekanntlich das sexuelle Moment eine grosse Rolle spielt bei Geheimbünden, besonders solchen religiös-mystischer Färbung. Auf diese eigenartige Rolle des sexuellen Faktors hat besonders Stoll hingewiesen [1]). Man denke beispielsweise an die sexuellen Verirrungen, deren sich die Hexen nach allgemeinem Volksglauben bei ihren Hexensabbaten schuldig machten, an die Greuel, deren man mit Recht oder Unrecht die Tempelherren beschuldigte, an die berüchtigten Königsberger „Mucker“, an den „Messias“ Rosenfeld usw. Der

[1]) **Otto Stoll**, Suggestion und Hypnotysmus in der Völkerpsychologie, 2. Aufl., Leipzig 1904. Vgl. auch **Bernhard Stern**, „Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Russland“ Bd. I (Berlin 1907) S. 193 ff., besonders 225 ff.

Gedanke sexueller Betätigung zur höheren Ehre der Gottheit kommt uns auch nur von unserem modernen Empfinden aus so sonderbar vor; dass er primitiven Entwicklungsstufen und anderen Kulturkreisen gar nicht so fern liegt, ergibt sich aus dem gar nicht so seltenen Vorkommen der religiösen Prostitution[1]). Ob R. diesen Ritus mehr oder minder bewusst derartigen Überlieferungen entlehnt hat, mag dahingestellt bleiben. Es steht auch nichts im Wege anzunehmen, dass die Ausgestaltung der sexuellen Zeremonien geistiges Produkt des R. ist, wie derartige Neuschöpfungen dem Völkerpsychologen ja nichts Ungewöhnliches sind. Jedenfalls zwingt nichts zu der nach den Bekundungen der Ehefrau unwahrscheinlichen Annahme, dass R. die erotischen Zeremonien sich erdacht habe, um seine sexuelle Begehrlichkeit zu befriedigen. Wundernehmen kann es auf den ersten Blick, wie es möglich war, dass eine Reihe sonst anständiger Frauen und Mädchen sich so verblenden liessen, dass sie jedes Schamgefühl bei Seite setzten und vor den anderen Mitgliedern in grösster Ungeniertheit mit R. die schlimmsten Schmutzereien vornahmen. In Wirklichkeit ist aber auch dieses keine absonderliche Tatsache, vielmehr eine der gewöhnlichsten Erscheinungen bei Epidemien irgendeiner Art: Der eigentliche Erreger der Epidemie ist vielfach, ja meistens ein mindestens geistig minderwertiges, oft genug direkt geisteskrankes Individuum, die grosse Mehrzahl der von seiner Wahnidee Angesteckten ist aber in der Regel durchaus geistig gesund und steht nur, solange die Suggestion wirksam ist, wie unter dem Banne des Propheten[2]).

Sollte durch diese kleine Abhandlung ein Beitrag zu dem Volksglauben bezüglich der Freimaurer erbracht und gleichzeitig dargetan sein, in welcher Weise Zeitungsberichte über Gerichtsverhandlungen sowie psychiatrische Gutachten für die junge Wissenschaft der Volkskunde dienstbar gemacht werden können, so wäre der Zweck vorstehender Zeilen erfüllt.

[1]) Vgl. Ploss-Bartels, „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde“, 3. Aufl. (Leipzig 1891) — eine neuere steht mir augenblicklich nicht zur Verfügung — Bd. I S. 346 ff., sowie Friedrich S. Krauss, „Beischlafausübung als Kulthandlung“ in den von ihm herausgegebenen „Antropophyteia“, Bd. III (Leipzig 1906) S. 20.33.

[2]) Vgl. Hellpach, „Die geistigen Epidemien“ (Frankfurt a. M. 1907), besonders S. 48 ff., 54 ff., 95 ff.

Schlesiens Vogelwelt in der Sprache und im Glauben der Heimat[1].

Von Dr. Paul Drechsler.

Ackermännchen n., Männchen, das ackert, in einem Teile Niederschlesiens (Sprottau) Bezeichnung der Bachstelze, die auch in Frankreich hin und wieder semeur, Säemann, heisst; ähnlich in Schweden. Die Volkssage verglich wohl die rührige Bewegung des Schwanzes bei diesem Vogel dem Ackern. DWb. I, 174. In Niederhessen singen die Kinder im Vorfrühling bei der Ankunft der Bachstelzen:

Ackermännchen, Ackermännchen,
Acker mir mein Beetchen. Vilmar, Idiot. 7.

Ammer s. Goldammer.

Amsel f. (Turdus merula L.), Amssel (mit geschärftem s), in Oberschlesien Omstel, Amstel, wie in Niederösterreich und Tirol, früher auch Merle. Gryphius, Horrib. (Palm) 307. Sie gilt als Gespenstertier. In der Gegend am Eulengebirge sagt man für gespenstische Töne: es pfeift wie eine Amsel. Drechsler, Sitte, Brauch n. Volksgl. II, 228. Holtei nennt die Amsel dän Dieb; S. 32. — Sie pfeift: Zistusî! und dieser Lockruf bezeichnet in Österreich-Schlesien geradezu den Vogel:

Ich hätt amôl a schlne Zistusi,
Du hättst 's gân (gern) ân krigst 's nî. Peter, Volkstüml. I, 68.

Bachstelze f. (Motacilla alba L.), Bachstilzke, auch Klosterfräulein, gibt Vorzeichen. Drechsler a. a. O. II, 229; vgl. Ackermännchen.

Baumläufer m. (Certhia familiaris L.), Baumlâfr, um Neustadt und Neisse Baumrutscher, daneben Kletterspechtel, wie in der Lausitz.

Dohle f. (Corvus monedula L.), Tôle, wird gern gezähmt im Hause gehalten und Jakob gerufen. Man ruft gern: Jakob, wo bistu? und gibt sich selbst die Antwort: Hinderm Ôven und flick Schuh. Die Dohle heisst auch Matschke, eine Lieblingsbezeich-

[1]) Man vergleiche das jedem Naturfreunde zu empfehlende Buch von Paul Kollibay, Die Vögel der Preussischen Provinz Schlesien. Breslau 1906.

nung für den Kanarienvogel, aus Mâtz-Mathias. Sie ist das Sinnbild dummer Geschwätzigkeit; daher die Schelte tumme Tôle oder Patschk(au)er Tole; vgl. Drechsler a. a. O. II, 31. Dasz letzteres auch ein Gebäck bezeichnet, erwähnen Jüttner (Pfarrer in Schönau, Kreis Leobschütz), der bei der Aufzählung von „Mittebrenge“ sagt:

öch Potschker Tohln gihn, nur müss ma's nich su nenn'n,
sust kennt ma sich dos Maul gor arig sihr verbrenn'n.
Humorist. Pillen (1867) 2, 65.

und Holtei S. 183 ff. — Sie ist auch wegen ihrer Dieberei sprichwörtlich wie die Elster.

Weil der Trunkene gern schwätzt (vgl. des Leobschützers Scherffer Grobianer S. 73: wirstu vor andern trunken und redest dies und das nach närrischen Gedunken), so steht Tohle für Rausch in der Redensart sich eine Tohle kaufen, eine Tohle haben:

kôf der ni ärnt wieder su'ne Tohle
wie uf der Pärschkewitzer Huxt. Heinzel, Vägerle 2.

Dohlengekrächze wird nicht gern gehört; in auffallender Nähe kündigt es einen Todesfall an. — In Schlesien werden junge Dohlen gegessen, wie dies an dem Hofe zu Cassel in der zweiten Hälfte des 16. Jh. geschah. DWb. II, 1219.

Drossel f. (Turdus musicus L.), Drussel, Weindrossel, Drostel, Drustel (Leobschütz, Neustadt, Neisse), Droxel (Grafschaft); als alter Name wird Zippe erwähnt. In Österreich-Schlesien und der preussischen Nachbarschaft (Katscher) lautet ihr Gesang:

Wenn b'r wân (werden), wenn br' wân
of Jägerndorf gin, gin, gin,
do wân m'r, do wân m'r
neie Schuh aozihn — zihn — zihn,
Schuh oazihn.

Alte Drossel: altes Weib (Waldenburg); ahd. droscela. — Der Krammetsvogel (Wachholderdrossel, Turdus pilaris L.) heisst im deutschen Oberschlesien Eichelheher oder Nusshacker (Corvus glandarius L.), in Neustadt Zimmerdrossel, Zimmerdrostel, um Neisse Dreck- oder Schnurrdrossel, bei Trachenberg Branddrossel.

Elster f. (Pica caudata), früher Agláster, Aláster (bei dem Leobschützer Scherffer Ged. 691), mhd. agelastra, jetzt allgemein Schaláster, Scholáster und Schólaster (Waltersdorf bei Sprottau). Zu den „frummen Wünschen“ des Schlesiers ge-

hört: wie Scholastern gescheit. Holtei S. 486. Sie ist diebisch und sehr geschwätzig; daher von einer zungenfertigen Person: die hat von der Scholaster gefressen (Sprottau, Freystadt); vgl. Paperlapâp! Du hust schunt wieder vo enner âla Schalosterzunge gefrassa! Lichter, Muttersprache S. 153. Man darf Besuch erwarten, wenn die Schalastern schâkern (schäkern). Das Auffliegen von zwei Elstern bedeutet Glück, von einer Unglück (Hirschberg); ihr Schrei bringt Leid (Görlitz), Verdruss (Grafsch.). Will man das Eintreten der Vorbedeutung verhindern, muss man den Vogel mit dem Besen vertreiben. — Weil sie einst in der Beuthener Gegend den hl. Hyacinth bei einer Predigt störte, wurde sie aus jener Gegend (Oberschlesien) verbannt; vgl. Sperling.

Ente, Ante f. (Anas boschas L.); ihr Lockruf Watschel (Liebauer Tal), wâtsch, wâtsch, täsch, täsch, hârle (Trebnitz), arrle, arrle (Liegnitz, Öls); poln. käsch, kasch.

Eule f. Eile, Pûscheile, Nachteile, heisst ohne Unterschied jedes Mitglied der Strigidae. Sie findet im Volksglauben grosse Beachtung: Wenn sich eine Nachteule bei Tage um die Häuser sehen lässt, so bricht in kurzem Feuer aus. Sie ist auch Todesbote und heisst im Kreise Brieg geradezu Tuteule, um Rybnik und Ratibor Totenvogel. Eine über dem Tor angenagelte Eule schützt die Wirtschaft vor Hexen und Hexenwerk. — Dass dich die wilde Eule! ist eine alte Verwünschung (erwähnt schon 1648). — Spassen Sie nicht mit der Eule, die ist auch ein Vogel: malen Sie den Teufel nicht an die Wand; êb (ehe) sich die Eule berauft: im Morgengrauen (im schles. Gebirge). Ein Frauenzimmer, das um den Kopf nicht in Ordnung ist, sieht aus wie eine Eule, ist aufgedonnert wie eine Pûscheile; jd. zur Eule machen, ihn aufziehen, verspotten.

Finke (Fringilla coelebs L.), schlesisch weiblich gebraucht; Diminutiv: das Finkel. Man unterscheidet die Bezeichnungen: die Buchfinke, Gartenfinke, die Bergfinke (Fringilla montifringilla L.), die Leinfinke (Neustadt), die Winterfinke, oder nach dem eigentümlichen Gesange Finkenquäker, -quieker. Das Männchen heisst der Finkehahn oder der Finkahar:

A is vergnügt	As wie eim Pûsch
Uense Koarlemoan	A Finkehoahn.

Heinzel, lust. Bruder S. 135; seng on spreng hisch (hübsch) mit wie a Finkahar. Schönig S. 26.

Finke dient zur Bildung von Schelten: Mistfinke, schmutziger Kerl, und bezeichnet auch den penis, erhalten in Bullfinke: Ochsenziemer. In Lübeck hiess die Busse gefallener Mädchen Finkengeld.

Ein kleines Trinkglas nennt der Schlesier a Finkenäppel.

Der trillernde Finkenschlag heisst Reítschû oder Reiter: das Ohr hört keine Finke nicht den sogenannten Reiter schlagen. Stoppe, Parnass S. 413, nach dem Laute rrrrreit-zu, auch Reiterzug: Singt euern Reuterzug, ihr gödelhaften Finken. Scherffer Querc. Piast. Weinhold Wb. 77a stellt Reiter zu mhd. reiden: drehen, wenden, wonach Reiter: Reider = der Dreher, Triller; ahd. gareidi vibratus. Auch hört man den Vogel singen:

Schusch schusch schusch, du kânnst ni amôl a Wêrtla buschtabî-i-irn.
Peter, Volkst. I, 66.

Allgemein heisst es:

Wenn die Finken rrrreitschuh singen oder rûtschen, wird es regnen. Nach dem Volksglauben findet man im Neste der Finke bisweilen ein Steinchen von grauer Farbe, einen Finkenstein, mit dem sich der Träger unsichtbar machen kann; Drechsler a. a. O. II, 228, 268; deutet auf die schwere Auffindbarkeit eines Finkennestes. Vgl. auch Gimpel.

Fischreiher m. (Ardea cinerea L.), im Munde alter Leute Feschräger (Neustadt); Lockruf: Kräik oder kra!

Fliegenstecher m., im deutschen Oberschlesien Bezeichnung des Fliegenschnäppers (Muscicapa grisola L.).

Gauderhahn m. Truthahn (Grafsch., Leobschütz, Neisse). Er kollert: gauder, gauder, gauder, davon sein Name. — gaudern schw. vb. von seiner Stimme (Grafsch.); übertragen:

werd se wie a Gauderhohn
Foierrut on kräht on gaudert. Schönig S. 48.

Redensart: schimpfnig wie a Gauderhahn. Heinzel, Ock ni trübet. 118.

Gans f. Gâns (Anser), schlesischer Festtagsbraten, besonders zu Martini (11. Nov.), das Männchen Ganser, Gântsch, Gansch, Gänsch, Ganschich, mhd. ganeze: er darf vor junge Gäns' ihm selbst mit Fleisz ausklauben die ältsten Gäntsche zwei. Scherffer (1652); einen gântsch und drei gänse. Urbar von Kreidel 1756. Sie werden gestopft und genudelt (mit Schlischken). Ein Ratloser stiht dô als wie de Gans, wenns donnert; wie de

Gans, wenns kracht und blitzt. Holtei S. 78; allein es war gerade, als wenn sie eine Gans anpfiffe (sie kehrten sich nicht dran). Stoppe, Parnass 531; hinga (hinten) schneidt ma die Gänse uf (Hirschberger Kreis) ruft man Leuten zu, die etwas „ärschlich“ (verkehrt) angreifen. Von kleinen Ortschaften heisst es: 's a Städtel, wu de Gänse uf'm Ringe groasen, wu s' es Flåster (Pflaster) weggefrassa hoan. — Gans, dumme! ist eine geläufige Schelte, wie Gänsekopf! Von Gänsegeschnärre (Ganseklein) bekommt man Kopfschmerzen. — Früher wurden am Schlusse der Ernte auch Gänse geopfert; ein Erinnerungsrest ist in Mittel- und Niederschlesien am Erntedankfest das Ganschreiten, Drechsler a. a. O. II, 727. Auch ist die Gans ein prophetischer Vogel: man befragt sie am Andreasabend, weissagt aus ihrem Brustbein (dem „Schlitten“) harten oder milden Winter, je nachdem es weiss oder blau (rot) ist. Es bricht Feuer aus, wenn die Gänse hoch und weit hinfliegen. In Gänsegestalt erscheint der Wassermann (Oberschlesien) und der Alp.

Man achtet besonders auf die wilde Gans (die Graugans); ihr schreibt man ein hohes Alter, ja, Unsterblichkeit zu: der stirbt nicht, der fliegt mit den wilden Gänsen; uralter Glaube. Vielleicht hängt damit auch die Vorstellung von einem Gänsehimmel zusammen: Du kommst in den Gänsehimmel! —

Brieger Gänse nennt der Schlesier die grossen, gelblich umrandeten Schollen des Treibeises auf der Oder.

Gänsel ist auch eine kleine Pilzart, Frisch 1, 317. — Gänsekraut u. Beifusz (Astemisia vulgaris), weil man die mit heissem Wasser abgebrühten Blumenstengel in die zum Braten bestimmten Gänse steckt. — Gänsewein scherzhaft für Wasser: trink du Gänselwein! a Glasl Gansewein. Jüttner 2, 65.

Wie am Martinstag die Gans den Festbraten liefert (gäbs denn Märtine ohne Gänsebrâtn! Jüttner 2, 38) nach dem alten Spruche: Munera sancti Martini sunt anser et amphora vini und auch der Lehrer früher seine Martinsgans als Geschenk erhielt, so wurde in Katscher den Webern, sobald sie anfingen „bei Lichte“ zu arbeiten, die Lichtgans vorgesetzt. — Man lockt Gänse mit wulla, wulla (daher Wullgänsel), bull, bull (um Namslau).

Gimpel m. (Pyrrhula), Rot- und Blaugimpel, auch Loh-, Luhfinke (Liebauer Tal, Neustadt, Lausitz). Er flötet von Zeit

zu Zeit fast klagend „düt“! Gimpel ist der Spottname für Gymnasiast.

Girlitz s. Zeisig.

Goldammer m. (Emberiza citrinella L.) Guldåmmer, Gâlammer, am Zobten Guldalmer, bei Breslau Ammerling, Emmerling wie in Österreich (Amer oder Dinkel, eine Getreideart, frisst der Vogel gern), in Niederschlesien Amritze, um Neustadt und Neisse Goldammel, Goldítsche und Golítschke. Im Herbst ruft er:

Pauer, Pauer, säh frih, säh frih,
Sä a Kernla fir mich mit.

Im Frühjahr ruft er:

Pauer, Pauer, ich scheiss d'r uf a Mist.

Nach der Volksmeinung ziehen die (gelben) Goldammern die Gelbsucht an: für die gelbe Sucht sind die Goldammern gut. Lohenstein, Himmel-Schlüssel 69.

Grauammer m. (Emberiza calandra L.) heisst um Neisse Gritschker.

Grasemücke f. (Sylvia simplex Lath.) heisst um Neustadt im Munde alter Leute auch Neinstemmerla, jetzt meist Fliegenstecher, Fliegenschnäpper; die Mönchgrasemücke (Sylvia atricapilla) allgemein Schwarzplättel, Schwarzplattel (Grafsch.), auch Mönch, Münch (Breslau). Sie singt:

Brîderle, Brîderle, schlêfst? (Katscher.)

Bei Gryphius, Horribil. (Palm) 268 bezeichnet Grasemücke ein leichtfertiges Mädchen; vgl. Schnepfe.

Habicht m. (Astur palumbarius L.) heisst bald Aar, bald Stösser, Stiesser, bald Hühnergeier und ist gefürchtet. Um ihn zu verscheuchen, rufen die Kinder (Katscher):

Hinlageir, frisz de Kleia,
Frisz dich soat, mach a Road
Im de ganze Hovestoat (Hofstätte). Vgl. Kuckuck.

Hänfling (Acanthis) m. heisst allgemein Hänflich, Hämflich, Hamflich. Man unterscheidet Rût-, Grün- und Grauhampflich.

Himmelsziege, volkstümliche Bezeichnung für die Bekassine (Gallinago).

Kiebitz m. (Vanellus) gilt wegen seines Lockrufes „Kiwit“, der als gih mit = komm mit gedentet wird, im Zobtener Halt als Totenvogel.

Krähe f. (Corvus cornix L.), Kröhe, Krô-e, Krâ-e, wie schon mhd. krâ, krâe, krâhe, krô, auch Schwarzkrähe, die haufenweise auftreten:

Wie de Schworzkrohn über's Hasla
Fiel'n se üb'r a Kasper här. Rössler, Krieg u. Frieden 93;

es käme auf allen Strassen angezogen wie Schwarzkrahen. Schweinichen 2, 102.

Der Krähe rufen die Kinder zu:

Hopp du Krôe, hopp du Krôe!
Meine Mutt'r is Gevatterfrôe. Peter I, 63.

Sie selbst krächzt heiser gâk, gâk oder krâ, krâ oder:

A Fård, a Fård! — Is fett, is fett? —
Wu leits, wu leits? — Dass 's quarrt, dass 's quarrt — oder:
Aim Groab'n, aim Groab'n. — Holzdürr, holzdürr.

Scherzfrage: Wo hat die Krähe 's Euter? — In der Schindergrube (Ohlau).

Die Krähe ist wahrsagend. Krächzt (gäckt) die Sterbekrähe, so stirbt ein Verwandter. Die Krähen sind, wie alle schwarzen Tiere, teuflische Tiere. Die Schwarzkrähe begleitet den bei Striegelmühle am Füllengraben spukenden Geist und kommt in Begleitung des Urian (Satan) massenhaft ins Zimmer derjenigen geflattert, die gewisse Stellen im 6. und 7. Buche Mosis lesen (Breslau). — Pulverisierte Krähenaugen sind zu vielem gut. Formt man aus diesem Pulver und weichem Brot Kügelchen und wirft sie ins Wasser, so lassen sich die Fische, die davon fressen, mit den Händen fangen. Auch Vögel kann man mit diesen Kügelchen leicht fangen (altes Rezept).

Krohäugel (Krôhêgel) heisst auch die nux vomica: jemanden mit Krohêgeln vergeben (Breslau).

Krähhâken: hakige schlechte Schrift:

Und wer Krohhaken tutt krehlen dernaeben
Uf a Schiewer. Holtei 337.

Von dem Geschrei gâk, gâk! hat die Krähe auch den Namen die Gâke. Dohle und Gâke sind hierzulande (wie das Wort „Drehlade") Inbegriffe weiblicher Dummheit und Schwatzhaftigkeit, und neben die Patschker Tohlen treten die Neisser Gaken.

Krengel m. zu krengeln, quälen: Quäler, Würger, Name des Dorndrehers oder Neuntöters (Lanius), mit den Zusammen-

setzungen: Gartenkrengel, Wagenkrengel, Woinkringel, Woingrengel (Liegnitz, Jauer), Warthekringel (Glatz), Quarkkrengel (Breslau, deutsches Oberschlesien).

Kreuzschnabel m. (Loxia curvirostra L.), poln. krziwonos Krummnase, Krünitz, Krünis, Krîms (Liebenthal, Grafschaft, Gebirge), Grîms (Oppeln). Er wird gern in der Stube gehalten, denn er zieht Krankheiten, namentlich Gicht, an und schützt das Haus vor Gewitter. Wenn ein Kind die Frâse (Friesel) hat, so lass es trinken aus dem Geschirr, woraus ein Kriemsvogel trinkt (Herischdorf, Kr. Hirschberg). Woher der krumme Schnabel des Vogels rührt, weiss das Volk sinnig zu erklären, Drechsler, Sitte, Brauch I, 95. Ihr weithin vernehmbarer Lockruf ist: Gepp, gepp, gipp, gipp!

Kuckuck m. (Cuculus canorus L.), Gukuck, nach seinem Ruf, dem Gucken vb.:

On olle hôrta Guckucks Stemme
Oft schrein; mer rufft a och âmôl.
A guckt amôl on wetter nemme,
Dos tutt a, weil ech starba sôl. (Neisse.)

Bekanntlich soll die Anzahl der im Frühlinge zuerst gehörten Kuckucksrufe die Anzahl der Jahre bedeuten, die man noch erleben wird. Man versäumt auch nicht bei den ersten Rufen des Kuckucks im Frühlinge sein Geld zu rühren oder auf die Tasche zu klopfen. Zwischen dem Zobten und der Oder nimmt der wilde Jäger die Gestalt des Kuckucks an; man erschrickt bei seinem Erscheinen. Der Kuckuck verwandelt sich nach einem Jahr oder, wenn er über den Stoppel fliegt, in den „Stiesser“ (Habicht) oder „Krimmer“ (Sperber) (Eulau bei Sprottau), in den Stösser oder Aar (Waltersdorf), in den Sperber (Grafschaft), ein Volksglaube, von dem schon Plinius berichtet. — Statt: hol dich der Teufel! sagt man: hol dich der Kuckuck! „Man nennt einen jeden Abschaum von Ehr und Wohltat vergessenen Menschen einen undankbaren Kuckuck. Ja, wenn die leichtsinnigen Flucher noch den bösen Feind nicht nennen wollen, so heissen sie ihn den Kuckuck. Der Kuckuck hat es geholt! usw.“. Bunzlauer Mtschr. 1775, 357. Die Schelte: der undankbare Guckguck erwähnt auch der Hirschberger Stoppe, Parn. 520.

Laschke m. (Loxia), Kernbeisser, Leske (Breslau), Laske (Neustadt, Leobschütz):

Ôch der Laschke kümmt gekruchen,
Denn de Laschken (sein Weibchen) leit ei Wuchen. Holtei 483.

Lerche (Alauda), Lirche f. Himmelslirche:

> Die Lirche mus üms Lichtmesse singen,
> Taet irsch Küppel underm Stên zerspringen. Holtei 163.

Mit Mariae Lichtmess (2. Februar) geht die Lerche unterm Steine hervor in die Lüfte: de Lärche sizt niemeh unterm Steine. Jüttner 2, 58. Sie singt (in Österreich-Schlesien):

> Maine Mott'r hôt siwe, siwa Tächter,
> S' haon álle siwa, siwa grûsse Naosalächer,
> Sir wait, brait, tif, tif, tif! Peter I, 66.

Heidelerche f. (Alauda sylvatica): Haubenlerche. Von dem netten Vogel übertragen auf ein sauberes, schlankes Mädchen: Se is su nette und geschlank wie a Hêdelarchla (Reichenbach). Wenn jemand schön singt, so sagt man: er singt wie eine Heidelerche (Breslau, Leobschütz, Kreuzburg).

Magd, faule, Faulemâd, âle Maod (Liebauer Tal): Wachtelkönig (Rallus crex), auch Grasemagd, Wiesenschnarre, Wiesenquarre, -knarre; Gâkrich (Neustadt), Deutsch-Böhmen Gâke, in Österreich-Schlesien vielerorten Hoaberkoahn; Ruf: Knâcht, Knâcht.

Meise f. Mæse, Mêse (Parus L.) in zahlreichen Zusammensetzungen: Kohlmeise (Parus maior L.): Spiegelmeise, Sichelschmied (Oberschlesien), auch Schlosser (Neustadt OS.), in der Lausitz Schlosser und Feilschmied; Blaumeise (Parus caeruleus L.): Blômæse, Blômêse (Oberschles., Österr.-schles.), Pimpelmêse (Breslau); graue Meise (Neisse) (Parus palustris communis); Koppmêse (Oberschlesien) (Parus cristatus mitratus), in der Lausitz Schopfmeise und Meisenkönig; Schwanz- oder Zâlmeise (Aegithalus caudatus): Schleiermeise (Neisse), Pfannenstösser (Ziegenhals), Pfannenstiel (Neustadt), hier und da Müllermeise (Neustadt), (wie in der Lausitz) Teufelsbolzen, Berg- und Schneemeise, im Riesengebirge sicherer Vorbote von vielem Schnee. — Ein „um den Kopf unordentliches“ Mädchen sieht aus wie eine gerupfte Meise.

Nachtschatten m. (Neustadt) (Caprimulgus europaeus L.), Ziegenmelker, um Schweidnitz und in der Grafschaft Mulkendieb; man vgl. Nachtschwalbe in Westböhmen, Himmelszieg im Erzgebirge.

Nusshacker s. Eichelheher.

Pfau m., ein Wetterprophet, wird hier erwähnt wegen der Bezeichnungen Pfauhahn, Pfôfahoan, Pfôfahenne. Pfauenfedern in der Stube bringen Unglück (Breslau, Brieg, Beuthen OS.).

Pirol m. (Oriolus) hat den Volksnamen Biereule, Bierôle nach seinem Rufe: wenn die Biereule schreit, kommt schlechtes Wetter. Im Frankensteiner Schloss hält sich eine gespenstische Biereule auf und ist in Beziehung gebracht zu dem benachbarten Bierbüschel. Der Vogel heisst auch Goldamsel (wie in Westböhmen), Golddrossel (wie in Tirol) oder nach seinem Lieblingsfutter Kirschenvogel, Kirschenspecht.

Puhu m. (Bubo), Uhu: der Schrei des Puhu ist für einen der Kranken des Ortes der Todesruf (Bunzlau). Andere Namensformen sind Bauhau im nördlichen Niederschlesien, Puihui, Poihoi: do kimmt der Voater, der Herzig-Bräuer, geloatscht und schnedt a Gesichte wie a Poihoi, wenn'n de Vägel ûfziehn. Heinzel, A lust. Bruder 93.

Rabe, Roabe, Nachtrabe m. (Corvus corax L.), im Namslauischen (Reichtal) Bettelmann, ist ein Unglücksvogel; sein Krächzen weissagt Unheil. Um es abzuwenden, spuckt man dreimal auf die Erde. Nach altem Glauben badet er seine Jungen am Karfreitagsmorgen in fliessendem Wasser, damit sie schwarz werden; Drechsler, Sitte, Brauch II, 230. — Er stiehlt wie a Nachtroabe, altes Sprichwort. Bei den Schlesiern des 17. Jh. (Günther, Stoppe) bezeichnet Rabe, gelber Rabe einen ungarischen Dukaten mit dem Bilde eines Raben.

Rebhuhn n. (Perdrix) (dessen Namen in betreff des ersten Teils noch immer nicht sicher feststeht) liefert nach dem Volksglauben ein Mittel zu geistiger Kraft. Wenn man monatlich einmal die Schläfe mit Rebhühnergalle einreibt, so macht das ein gutes Gedächtnis. Ein Volk Rebhühner ist dem Schlesier eine Kitte, Kütte (richtig für Kette), ahd. cutti Herde, ebenso bair.-schweiz., nd. nl. Kudde, altfries. kedde.

Rotgalster m. rothalsige Taube (Reichenbach).

Rotkehlchen n. (Lusciola rubecula L.), Rûtkâtla, auch bloss Kâtla, Kâtel n., Kâte f. wird sehr geschont und gehegt. Wer (in Böhmen und Oberschlesien) ein Rotkehlchen tötet, dem zittern zeitlebens die Hände. Es ist sehr zutraulich und neugierig: Wunderhoft (neugierig) bist de halt äben wies Kâtla, dos rûte. Jüttner 1, 4; die neuschierige Rutkate, de Werten. Heinzel,

Jahrb. 49. Hat einer vor Frost eine rote Nase, ruft man ihm zu: du hast dir ja a Rutkatel (a Katel) gefangen! Bei Fischart Rotbrüstlein in derselben Bedeutung, DWb. VIII, 1302. — Rotkâtelbaum: Evonimus, Vogelbeerbaum, Spillbam. Weinhold, Wb. 41 b. Gleich beliebt ist das

Rûtschwänzel (Ruticilla), Rutschwänzla, Rutschwinglich (Neustadt), Wüstlich, Wistlich (um Neisse und in der Grafschaft), Schwarzwistlich (im Riesengebirge und in der Lausitz), Rutwislîch (im Vorgebirgsland), vgl. Siebs, Mitt. XIV, 107. Es singt: Pauer, säst Hoab'r, Pauer, säst Hoab'r?

Beide Vögel bringen, wenn sie geschont werden, dem Hause Glück und schützen es vor Blitz und Feuer.

Rüttelweib, Rötelweib, Rüttelweihe, Falco L., Wannenwäher Schwenckfeld; vgl. Drechsler, Sitte II, 162.

Schaetscher, Schoetscher, Tschaetscher m. allgemeiner Name des Birkenzeisigs (Acanthis flammea):

Schaetscher mid semm ruten Stirndel. Holtei 483; ôch der Vogel verzählt uf seine Weise und plappert, eb's nu a Schätscherle is, a Finkel, a Zeiskel, a Gimpel. Ebd. 38; schätschern vb. von der Stimme des Vogels, doch auch übertragen: uff der Gasse schätschern inse Spatzen. Gräfin Waldersee. Schätscher gebraucht der Schlesier auch für Geld (kleine Münze): host noch a poar Schätscher? — a pôr Schätscherle hôt se o. Oderwald, Anne schläsche Paperstunde S. 75; vgl. Zeisig.

Schalaster s. Elster.

Schneekönig s. Zaunkönig.

Schnepfe f. Schneppe 1. der bekannte Zugvogel (Scolopax), 2. feile Dirne; ihr Herumstreichen: der Schnepfenstrich: sie geht auf den Strich.

Schwalbe, Schwalme f. (Hirundo), Bluttschwâlme, Dreckschwâlme (Neustadt), in der Grafschaft, weil der Jungfrau Maria geweiht, auch Muttergottesvogel genannt: ma sitt Menschhêt wie Schwalmen im Hürbste ziehn. Holtei 243. Das Haus ist geschützt, wenn auf seinem Dache Störche, an seinen Mauern Schwalben und in seinem Gebälk Rotschwänzchen nisten. Wenn man die erste Schwalbe erblickt, muss man das Geld in der Tasche umrühren, dann geht es das ganze Jahr nicht aus; auch muss man, um Schönheit zu erlangen, sich beim Erblicken der ersten Schwalbe aus der Mistpfütze waschen, um vor Kreuz-

schmerzen bewahrt zu bleiben, sich auf den Rücken legen. Sommersprossen vertreibt man mit Schwalbenblut. Wasser, das man von jungen Nestschwalben brennt, hilft gegen die schwere hinfallende Krankheit (Sprottau). Man findet auch im Magen junger Schwalben, ehe sie die Erde berühren, Schwalbensteine; die sind dem Gesichte gut. Wenn einem etwas ins Auge kommt, so tue einen solchen Stein in den Augenwinkel: er bringts heraus. Doch findet man unter hundert Schwalben kaum eine, die ihn hat. Drechsler a. a. O. II, 297. — Fliegt eine Schwalbe ins Zimmer einer Schwangeren, so hat sie Zwillinge zu erwarten (Ober- und Mittelschlesien). — Weisse Schwalbe bezeichnet einen seltenen Besuch (Grünberg).

Sperling, Sperlich m. (Passer domesticus L.), Sparlich, Spatz, Spatzker, Spoatzger, mhd. spaz, spatze, Koseform von spare, Sperber. Das Volk unterscheidet den Haussperlich, den Boamsperlich (Neustadt), den Hirsesperling (Trachenberg) und Rohrsperlich: er schimpft wie ein Rohrsperling. Der Sperling ruft (tsehilpt):

Tschulink, Tschuiink. | Stiht beim Waetz (Weizen).
Seff, Seff, Seff | Dar Schelm, Schelm, Schelm.

In Heidelberg bei Landeck soll es keine Sperlinge geben: sie wurden einst, weil sie dort alles Getreide aufgefressen hatten, von einem Breslauer Bischofe verbannt; vgl. Elster.

Weisser Sperling bezeichnet allgemein einen seltenen Besuch; vgl. Schwalbe.

Star, Stoar m. (Sturnus vulgaris L.) hat den Kosenamen Stoarmatz: a Stoarmatz hielt uf seiner Meste (Starmeste, Kästchen, das zum nisten für die Stare an den Bäumen angebracht wird) anne derbauliche Prädigt von der Liebe. Oderwald, Pauerbissen 23. Er ruft: Spitzbub, Spitzbub, schau, schau!

Stieglitz m. (Fringilla carduelis L.), Stieglitzke, Stilzke (Liebauer Tal), cech. stehlec, stelik. Er zieht die Schwindsucht an.

Storch, Sturch m.; Klapperstorch. Über seine Bedeutung in der Volksmedizin und seine Dankbarkeit vgl. Drechsler a. a. O. II, 226.

Stösser m. Stiesser s. Habicht.

Taube, Tauwe f. (Columba), nach der Färbung und Gestalt Schimmel, Rutschimmel, Blôschimmel, Steiger, Kröpper, Rotgalster (s. oben) u. dgl. bezeichnet. In der Grafschaft besteht

das Taubenpaar aus Toibr und Toibn, sonst Täuberich und Tise (aus dem Lockruf tise, tise gebildet). Der Täuberich spricht: Heb a Ruck, heb a Ruck (Rock)! — Die Taube zeucht an sich der giftigen Fieber Flecken. Lohenstein, Himmel-Schlüssel 69. Das Blut einer schwarzen Taube, dem kranken Kinde auf die Zunge gestrichen, befreit von Krämpfen (Liegnitzer Gegend). Taubenmist befördert den Bartwuchs.

Die Tauben haben keine Galle, sie gehören den Menschen alle: Rechtfertigungsversuch der Taubendiebe. Der Taubenfreund heisst Taubennarr, Taubenjôkel (Ohlau, Breslau, Kreuzburg). — Wie von Tauben gelesen, z. B. von schönem Weizen. A hôt 's Maul uffe stihn wie an Taubenschlag; 's ging aus und ei wie ei em Taubasöller (Nimptsch). Mancher „schoiszt bem Derzehla monchmol onder de Tauwa": schneidet auf (Grafschaft). — Taubenfüssel, ein Kraut, Geranium columbinum. — In einigen Gegenden heisst die Taube auch Plauze, Feldplauze.

Turteltaube (Turtur), Turkeltauw (Katscher) f.; sie gurrt:

Was ich tu, is älls gutt; vgl. Peter, Volkst. I, 69

Die Tauben rokutzen, ragutzen, regutzen, französ. roucouler, onomatopoetische Bildung:

Wenn bald hie und da ein Tutzt (Dutzend)
So einander anrokutzt. Czepko, Coridon;

wenn sie um das Dach rokutzen. Sat. Ged. I 34; wenn Tauben sich ragutzend paaren. Stoppe, Parnass 333.

Wachtel f. (Coturnix): 's Wachtelweibel heckt. Holtei 485. Schlagen die Wachteln schon im Frühjahr, so folgt eine schlechte Ernte und grosse Teuerung. Der Wachtelruf im Getreidefelde gibt an, wieviel Taler das Getreide gelten wird, allgemein auch, wie lange ein Mädchen noch ledig sein wird. — Wenn es im Sommer viel Wachteln gibt, so bekommen wir viel Gewitter. Wachtelschlag: Bakbrwak, backwerwack, pickberwick (Frankenstein, Kreuzburg), bittwerwitt (Reichenbach), putberlewutt, putberdewutt (Katscher); vgl. die Bezeichnung der Wachtel in der Lausitzer Kindersprache Pitzperlik. Schlagt doch, ihr verschlagenen (!) Wachteln!

In Katscher heisst es: Puit gurre wuit, krau'r a Bauch!

Mengt euer bacbrabac voritzt in unsre Lieder. Stoppe, Parnass 87; 333.

Su bewuschbert als wie de Wachtel,
Wenn se dass se frühe aus em Wêze rickt
Und sich's Wätter betracht und pickberwickt. Holtei 50.

Wiedehopf, Wiedehopp (Upupa epops L.), m., Wiedehoppe, Wiedehuppe f., auch Hupper m. (Leobschütz, Neisse); sprichwörtlich: stinken wie a Wiedehupp.

Würger m., s. Krengel.

Zaunkönig (Troglodytes) m., Schneekönig (Liebenthal, Neustadt), Schneepitzger (Katscher); sich freuen wie ein Schneekönig: sehr beliebte Redensart. Er lockt: tschirp, tschirp und hiess früher auch Quacker:

> Singt euern Reuterzug ihr gödelhaften Finken,
> Ihr Quacker euer Tschirp, ihr Meysen euer Pinken. Scherffer, Querc. Piast.

Der gefirre Vogel heisst an der niederösterreichischen Grenze Aussi-eini.

Zeisig m. (Fringilla spinus L.). Die Grundform Zeis poln. czyz bietet Günther (1732) 78: Ich war kein solcher Zeiss; Czepko hs. Zeisgen. Lebendige Weiterbildungen Zeislein n.: wie Kinder sich am Band' ein Zeislein lassen mühen. Scherffer, Hugo 251; Zeiske (Holtei 486, Leobschütz, Neustadt, Liebau), Zeisker (Katscher), Zeiskel, Holtei 38; nd. Ziseke. — Czeisgengebawer (1452): das offene Gefängnis am Breslauer Rathause. Zeitschr. f. Gesch. Schles. X, 245; 1543 Juni 21 wird verfügt: welcher sich darwider setzet, sol mit dem Zeisgengebauer gestraft werden, 4 Tage und 4 Nacht. Faber Orig. Vratisl. hs. Ein lockerer Zeisig: leichtsinniger Mensch. — Bergzeiske: Name eines Schwammes. — Zeisgenkraut, Stachys recta. Schwenkfeld. — Dem Gesange des Zeisigs werden die Worte untergelegt: Ziegeflêsch is zäh. Holtei 482; vgl. Schaetscher.

Meerzeisig, Nieselzeisig ist ein Beinamen des Girlitz (Fringilla serinus L.), in Westböhmen Meerzeisl.

Ziegenmelker s. Nachtschatten.

Zum Schlusse hebe ich aus Holteis Liederspiel „Die Wiener in Berlin“ einige Strophen aus dem Schlussgesange heraus, die als „taelsches Zeug“ in seinen Gedichten S. 482 ff. zu finden sind und uns einen grossen Teil der schlesischen Vogelfauna vorführen.

> Ei dam Walde wächst der Reiske[1]),
> Uhf em Bôme sitzt der Zeiske,
> Schwitschert: Ziegeflêsch is zäh',
> Und der Buck schreit immer: Mäh.

> Uhf der Scheuer kräht de Krohe,
> Uhf äm Haerd brennt's lichterlohe,
> Und se kochen frischen Lehm,
> Denn der Man kümmt hinte hêm.

---

[1]) Reiske f., Reisker m. essbarer Pilz. Man kennt den Blut- oder Rotreisker (Agaricus deliciosus), den Grünreisker und die Bergreiske

Ju, a kümmt wul vo der Rêse,
Und im Kasteu[1]) sitzt de Mêse,
Und im Sprenkel[2]) (sist de) henkt
's Katel, eh'h's[3]) der Sperlich denkt.

Öch der Laschke kümmt gekruchen,
Denn de Laschken[4]) leit ei Wuchen,
Und der Mêster Wiedehup
Dräht sich justement an'n Zupp.

Schaetscher mit sem ruten Stirndel
Fluckt an'n Appel, flnckt a Birndel,
Und a rufft de Faulemad,
Die is just im grissten Staat[5]).

Hot a Mieder vo der Lirche,
Rute Bêne wie de Stürche,
Redt französch ock, denn se tarsch,
Und a Kamh hot se vum Hârsch[6])

Was der Hänflich ock mag wullen,
Hätt' a nich irscht frogen sullen,
Eh'b' a[3]) tutt uach Hofe gihn,
Bale rut und grau und grien.

Nê, der Münch[7]), das is a Racker,
Setzt sich uf a frischen Acker,
Der is grade irscht ragôlt,
Wu aer i'm de Schuh versohlt.

— — —

De Scholäster kümmt zum Saufen
Runder uf a Môlwurfshaufen usw.

Man vgl. auch die Vogelhochzeit bei Hoffmann u. Richter, Schles. Volkslieder S. 72 ff.

Zur Volksetymologie.

Von M. Hellmich in Glogau.

In meinem Aufsatz über „Allerlei Überflüssiges" im Heft XVIII dieser Zeitschrift habe ich am Schluss die in letzter Stunde erhaltene Nachricht über das Vorkommen der Dorfreime in Kladau, Kreis Glogau, erwähnt und dabei den von meinem Gewährsmann gebrauchten Namen dafür „pulšŗ kwirl" angeführt. Meine Annahme, dass damit ein Hinweis auf die Gegend der Entstehung dieses Brauches gegeben sei, hat sich als irrig erwiesen. Herr Justizrat Reiche in Glogau macht mich freundlichst darauf aufmerksam, dass ihm ein solcher Ausdruck in seiner Anwaltspraxis häufig vorkomme und als Verballhornung von „Pasquill" — über paškwill, puškwill, pulškwill — anzusehen sei. So nennt die Landbevölkerung Niederschlesiens anonyme Zettel mit gegen Einzelne gerichtetem, beleidigenden Inhalt, die an dem Hause, dem Hoftor oder an Bäumen auf der Dorfstrasse befestigt werden.

[1]) Schlagkasten zum Fange der Meisen.
[2]) Eine besonders zum Fange des Rotkehlchens (Katel) aufgestellte Falle.
[3]) ehe es, ehe er.
[4]) de Laschken, gebildet wie die Müllern.
[5]) Staat m. kostbare Kleidung, Schmuck, vgl. Brautstaat, Sonntagstaat.
[6]) Weiterbildung zu Hâr, Haer, Er, männliches Kaninchen: vgl. oben Fink.
[7]) Vgl. Grasemücke.

Andere volksetymologische Umdeutungen sind durchsichtiger. Die vor 50 Jahren gebräuchliche Bezeichnung „Schnellaliere“ klingt ja fast wie Hohn auf die damit belegte, gewiss auch nach damaligen Begriffen recht langsam fahrenden Fahrpostverbindungen, lässt aber doch ziemlich deutlich das Ursprungswort „journalière“ erkennen. Und wenn mich ein Bauer nach den „Bodenteuren“ fragt, folgert er ganz logisch den unverstandenen Namen „Boniteur“ aus der Tätigkeit solcher Herren, die die Güte des „Bodens“ abschätzen. Ebenso liegt ein bewusster Sinn in der Bezeichnung der Zerealien oder Halmfrüchte als „Zehrarien“, denn zum Verzehren sind die Erzeugnisse bestimmt. Auch das Wort „insulieren“ trifft zwar nicht die direkte Ableitung von „isolieren“, aber doch recht gut den Sinn.

Bei solcher Umformung wird nun freilich nicht immer eine Anlehnung an ein deutsches Wort gesucht. Auch Fremdwörter, wenn sie nur dem Volke geläufig sind, können als Ersatz dienen. Freilich geht für uns dann der „Witz“ verloren, da der Sinn solcher fremdsprachlichen Ersatzwörter nicht klar zum Bewusstsein kommt. So wirken z. B. „Bataillonspunkt“ statt „Polygonpunkt“ und „Bukettstab“ statt „Pikettstab“ nur als Entgleisungen, wie sie auch den Halbgebildeten leicht passieren.

Neben diesen beiden Arten der Umdeutung, bei denen deutsche oder fremdsprachliche Worte zur Verwendung kommen, besteht dann noch eine dritte Form, die rein dem Klange nach unmögliche Formen bildet. Ich besitze die Abschrift einer Eingabe, in der der Verfasser sich mit dem Worte „hypothekarisch“ hoffnungslos herumschlägt und es mit „hopatikalisch“, „hyputakrisch“ und „hopatakarisch“, immer vergeblich, versucht. Ebenso hat jener „gebildete“ Gemeindevorsteher, der da schrieb, „dass der Kreodor den Verkauf des Grundstücks nicht zulassen würde“ hilflos vor dem fremden und doch so gerne angewandten Kreditor gestanden und vergeblich eine Anlehnung an „Theodor“ gesucht, um dann schliesslich an einer anderen Stelle mutig zum Verfahren II zurückzukehren mit dem Ersatzwort „Kreatur“.

Und dieses Bestreben des Volkes, unverständliche Worte sich fasslich zurechtzulegen, macht nicht einmal vor der Muttersprache halt. Zuneigung zur angeredeten Behörde hat den Bauer gewiss nicht bewogen, die hoffentlich mit dem Übrigen verschwindende, greuliche Amtsfloskel „wohllöblich“ umzuwandeln in „wohllieblich“.

Leben und Sitten in Schlesien um die Mitte des 16. Jahrhunderts.

Nach den Aufzeichnungen des Breslauer Rittmeisters Achilles Scipio Schellenschmidt (Nolanus).

Von Dr. Wilhelm Schulte.

I.

Achilles Scipio Schellenschmidt (latinisiert auch Nolanus genannt) entstammte aller Wahrscheinlichkeit nach einer Breslauer Handwerkerfamilie, von der auch der Zuname herrührte. Die Zeche der Rotgiesser, Beckenschläger und Schellenschmiede war ziemlich jungen Datums. Im Jahre 1377 berief der Breslauer Rat vier Beckenschlägermeister aus Gandersheim, um zum Frommen der Stadt in Breslau ihres Handwerks zu walten[1]). 1440 entstand die Zeche der Rotgiesser und Beckenschläger[2]). Im Jahre 1499 zählte die Zeche der Rotgiesser und Schellenschmiede sieben Meister[3]).

Jorge Schellenschmidt, der Grossvater des Achilles, wird schon 1471 am 2. und 30. September in den Breslauer Signaturbüchern erwähnt[4]). Am 18. September 1472 liess er der Barbara Bunczelinne 2 Mark jährlichen Zinses auf sein Haus und Erbe auf der Altbüsserstrasse eintragen, die nach deren Tode an seine Frau Hedwig fallen sollten. Am gleichen Tage verreichten sich die Eheleute Jorge und Hedwig Schellenschmidt gegenseitig die Hälfte ihres fahrenden und unfahrenden Gutes[5]). Um 1473 besass er ein Haus auf der äussersten Schweidnitzer Gasse. Am 5. April 1473 liess er darauf für Katharina Melczerinne einen Zins von ½ Mark eintragen[6]). Zehn Jahre später war er auf der Albrechtstrasse

[1]) C. Dipl. Sil. VIII S. 75.

[2]) Klose, Von Breslau, Dokumentierte Geschichte und Beschreibung, II S. 415.

[3]) Klose, Darstellung der inneren Verhältnisse der Stadt Breslau, SS. rer. Sil. III S. 268.

[4]) Breslauer Signaturbuch von 1471 im Stadtarchiv.

[5]) Breslauer Stadtarchiv G. I 17 f., 410 f.

[6]) Breslauer Stadtarchiv G. I 17 f. 433 b.

angesessen. Im Jahre 1489 übernahm er mit seinem Sohne Bernhardin auf dieses Haus einen jährlichen Zins von 2 Mark auf[1]).

Jorges Nachkommen nahmen bald angesehene Stellungen in ihrer Vaterstadt ein. Sein Sohn Bernhardin wurde 1484 als Bernhardinus Georgii de Wratislavia in die Matrikel der Krakauer Universität eingetragen[2]). Nachmals wurde Bernhardin Schellenschmidt Breslauer Stadtschreiber. Als solcher erscheint er urkundlich in den Jahren 1496 bis 1520 Juli 31[3]). Er war mit Martha Domnig, die wohl der alten Breslauer Ratsfamilie der Domnig[4]) angehörte, verheiratet[5]). Dem Stadtschreiber und seiner Frau widmete der Humanist Sigismund Buchwald (Fagilucus) in seinen Extemporalitates Gedichte[6]). Auch dem Johannes Nolanus und seiner mit diesem verheirateten Schwester Katharina Buchwald schrieb der humanistische Dichter ein Hochzeitsgedicht[7]). Die engen Beziehungen Bernhardin Schellenschmidts zu den Humanisten seiner Zeit erklären es zur Genüge, dass er seine Söhne Valerius Scipio und Achilles Scipio nannte. Ob der beiden gemeinsame Name Scipio etwa die Latinisierung eines Familiennamens „Stock" war, lässt sich nicht mehr nachweisen.

Der älteste Sohn, Valerius Scipio, studierte wie sein Vater an der Universität Krakau; er wurde am 27. November 1512 immatrikuliert[8]), dann wurde er wie sein Vater Breslauer Stadtschreiber. Er erscheint als solcher zuerst am 31. Januar 1522 bei Gelegenheit der Grenzregulierung zwischen dem Breslauer und dem Öls-

---

[1]) Breslauer Stadtarchiv G. I 19 f. 129 b.

[2]) Bauch, Schlesien und die Universität Krakau im XV. und XVI. Jahrhundert, Zeitschr. f. Gesch. Schlesiens XLI S. 136

[3]) 1496 Zeitschr. f. Gesch. Schlesiens X S. 161. — 1500 Breslauer Stadtarchiv Ropp. 2 e; 1506 z. 15 i; 1507 Novemb. 24 Par. IV 1343; 1509 Juli 26 SS. rer. Sil. III S. 30; 1510 Ropp. 2 h; 1518 Zeitschr. f. Gesch. Schlesiens X S. 161; 1520 Juli 31 SS. III S. 297.

[4]) C. D. Sil. XI S. 95 f.

[5]) Breslauer Stadtarchiv 2116.

[6]) Bauch, Beiträge zur Literaturgeschichte des schlesischen Humanismus, Zeitschr. f. Gesch. Schlesiens XXX S. 155. — Ad Bernadinum Nolanum urbis Vrat. a Secretis socerum suum. — De Nolani Marthula et Corvini Annula. — Ad eundem in laudem Marthule sue.

[7]) Epithalamium Catharine sororis et Joannis Nolani soceri.

[8]) Bauch a. a. O XLI S. 160 f.

nischen Fürstentum[1]). Über seine vielseitige Tätigkeit in den Jahren 1523 bis 1532 werden wir durch die Akten des Breslauer Domkapitels unterrichtet[2]). Im Jahre 1531 wurde Valerius als Gesandter der schlesischen Fürsten und Stände in Sachen der „Niederlage" an König Ferdinand zum Speierer Reichstage geschickt[3]). Jedenfalls hatte die Stadt Breslau allen Anlass, seine amtliche Tätigkeit hoch zu bewerten.

Ob der zweite Sohn, Achilles Scipio, ebenfalls eine Universität besucht hat, liess sich nicht feststellen. Für seine humanistische Bildung zeugen jedoch die gelehrten Zitate in seinen Schriften. Zuerst wird er zusammen mit seinem Bruder Valerius erwähnt. Am 1. September 1530 bestätigte nämlich König Ferdinand I. zu Augsburg dem Stadtschreiber Valerius Scipio und seinem Bruder Achilles die Gerechtsame ihres auf der Albrechtstrasse an der Ecke der Veitsgasse[4]) gelegenen Hauses, wie es ihre Vorfahren besessen[5]). Am 20. Oktober 1534 war Achilles Schellenschmidt Zeuge, als der letzte Prior von St. Dorothea das Kloster an den Breslauer Rat abtrat[6]).

Die nächsten Jahre waren für die weitere Laufbahn des Achilles Schellenschmidt entscheidend.

In Oberungarn stritt der Hauptmann König Ferdinands I., Leonhard von Fels, mit Johann Zapolya um den Besitz des Landes. Im Dezember 1536 hatten die Truppenführer Zapolyas trotz des bis Ostern 1537 verlängerten Waffenstillstandes Kaschau hinterlistig überfallen[7]). König Ferdinands Truppen unter Leonhard von Fels waren viel zu gering, um erfolgreichen Widerstand leisten zu können. So drang im Jahre 1537 die Macht Zapolyas in Oberungarn immer weiter vor. Im Mai 1537 hatte sich Peter Pereny vor die Stadt Eperies werfen können. Leonhard von Fels

[1]) **Klose**, Darstellung der inneren Verhältnisse der Stadt Breslau, SS. rer. Sil. III S. 306.

[2]) **Kastner**, Beiträge z. Gesch. d. Bistums Breslau von 1500 bis 1655 S. 17, 25, 47 und 66.

[3]) Seine Instruktion im Breslauer Stadtarchiv AA. VIII 5b.

[4]) **Markgraf**, Die Strassen Breslaus nach ihrer Geschichte und ihren Namen S. 241; die Veitsgasse heisst jetzt Ziegengasse.

[5]) Breslauer Stadtarchiv Z. 80.

[6]) **Pols**, Zeitbücher der Schlesier III S. 79 f.

[7]) **Kugelwieser**, Die Kämpfe Österreichs mit den Osmanen vom Jahre 1526 bis 1537, Wien 1899, S. 112.

hielt die Stadt mit 4000 Mann besetzt und behauptete auch das feste Schloss Saros. Nun wurde er rings von der Übermacht eingeschlossen. Ende Juni sandte Ferdinand den Hieronymus Lasky, der ihm 2000 Mann zugeführt hatte, mit noch 6000 Böhmen unter dem Befehl des böhmischen Grafen Albrecht Schlick zur Verstärkung nach Eperies. Die Entsetzung von Eperies gelang auch [1]).

Lust und Liebe zum Kriegshandwerk hatte auch den Stadtschreibersohn, Achilles, unter die Fahnen des Königl. Hauptmanns gezogen. Er selbst berichtet über die Episode vor Eperies in dem Kapitel „Von der Wagenburg“ folgendes:

„Wo die Feinde nahe wären und die Scharmützel angingen, und der Angriff zu befahren wäre und eine Zeitlang müsste man allda verharren, so soll die Wagenburg an sicheren Orten aufgeschlagen werden, besonders da kein Mangel an Proviant, Futter, Holz und an Wasser ist, als geschehen ist 1537 vor Eperies in der Zips von dem Herrn Leonhart von Fels als oberster königlicher Feldhauptmann, der mitsammt seinen zugethanen Kriegsräthen auf einem hohen Berge eine Wagenburg geschlagen zwischen Eperies der Stadt und dem Schloss Schohar (!), aus welcher Stadt die Zeit, so wir allda gelegen, nämlich 6 Wochen und 3 Tage mit Proviant wir versehen sind gewesen. — Wo die Wagenburg mit den Wägen nicht reicht, als Landsknechte nicht viel Wagen mit sich führen, so mag ein guter spitziger Zaun gemacht werden hinter dem Graben, wie denn vor Eperies geschehen in dem Loch „Friss mich nicht“, da uns der Feind belagert hat mit 20000 Mann und unser über 4000 nicht gewesen, 6 Wochen und 3 Tage allda verharren müssen und alle Tage mit dem Feinde scharmützelt, da uns der Herr Lasko und der Herr Warkusch, welchen Gott gnädig sei, errettet hat anno 1537; allda ist unser Obrister gewesen Herr Leonhart Freiherr zu Fels Rö: Kö: Ma: Rath, Kämmerer, Oberster Hofmarschall, Landeshauptmann an der Enns, Burggraf zu Tirol, oberster Feldhauptmann in Ungarn“ [2]).

Wie lange Achilles Schellenschmidt Kriegsdienste getan hat, liess sich nicht ermitteln. Jedenfalls hatte er für das Kriegshandwerk eine lebhafte Neigung; auch seine militärischen Kenntnisse und Erfahrungen waren, wie seine späteren Schriften bezeugen, nicht unbedeutend.

Acht Jahre später finden wir den Achilles Schellenschmidt

[1]) Joh. Voigt, Der Freiherr Hans Katzianer im Türkenkrieg, Historisches Jahrbuch von Fr. v. Raumer 1844 S. 145 f.

[2]) Freiherr Leonhard von Fels ist ein Vetter des Stammherrn der einst in Oberschlesien stark begüterten Reichsgrafen Kolonna. Vgl. Nowak, Die Reichsgrafen Kolonna, Freiherrn von Fels, auf Gross-Strehlitz, Tost und Tworog, Gross-Strehlitz 1902, S. 7. — Von Hieronymus Lasky und Warkusch handelt ein Schreiben d. d. Prag, 5. Juli 1537 im Breslauer Staatsarchiv Rep. 13 III 11 p.

wieder in Breslau. Er ist nunmehr verheiratet. Zu seinem Unterhalt lässt er sich in ein industrielles Unternehmen ein. Am 31. Dezember 1545 kaufte er nämlich mit seiner Ehefrau Anna von den Vormündern der Maria Stemper die Papiermühle vor dem Odertore samt einem „Häuslein am Ring neben Hans Francke des Goldschmidts Erbe gelegen“ um 2000 Gulden; 860 Gulden sollten darauf stehen bleiben, zu 5 % verzinst und jährlich mit 100 Gulden abgezahlt werden[1]).

Mit seiner Ehefrau Anna scheint Achilles Schellenschmidt nicht gerade glücklich gelebt zu haben. Denn am 12. und 19. Juni 1546 hat er vor den Breslauer Schöffen „bei seinen gutten trewen und ehren anglobt, das er gen seym weyb mit worten und wercken fridlich leben soll und sie nicht beleidigen“, und in dem zweiten Termine „hott dergleichen sein eheweib zugesagt, Jren man vor gut zu haldten“[2]). Auch mit der Papiermühle scheint er keine guten Geschäfte gemacht zu haben. Denn im Jahre 1548 übersandte er eine Supplikation an König Ferdinand I., in der er um eine Fürbitte bei dem Breslauer Rat wegen eines Aufschubes zur Zahlung seiner Schulden bat; er habe seine Papiermühle an Meister Hansen verkaufen wollen; dieser aber sei erkrankt, so dass der Kaufvertrag noch nicht habe zustande kommen können. König Ferdinand sandte das Schreiben befürwortend am 9. März 1548 von Prag an den Breslauer Rat[3]).

Wenige Monate darauf erhielt er von dem Breslauer Rate ein seinen militärischen Neigungen entsprechendes Amt. Am 24. Juli 1548 bestellte nämlich der Breslauer Rat den Achilles Schellenschmidt „in sonderer ansehung seines lieben Vatters, seynes langen vordienens vnd seines wolnorhaltens“ zu seinem Rittmeister, so dass „Er vnns vor sein Person vnd mit czweien erlichen gesellen als mit dreyen Pferden dienen soll“. Dafür soll seine Besoldung auf jedes Pferd die Woche zwei und dreissig Schilling Heller sein und falls er irgend wohin abgeschickt würde, soll er mit der Zehrung freigehalten werden. Auch wird ihm für den Fall der Erledigung das Hofrichtereiamt versprochen; jedoch soll alsdann die Besoldung

[1]) Breslauer Stadtarchiv Lib. Signat. von 1544. — Vielleicht ist das die erste Papiermühle, welche in Breslau eingerichtet wurde und von der Bartholomäus Stein berichtet, SS. XVII S. 57 und Anm. 181.

[2]) Stadtarchiv, Lib. sign. 1546 f. 31a und 32b.

[3]) Ebenda EEE, 727a und 727b.

nur auf zwei Pferde beschränkt sein: „Queme es vnd langt es aber, da got vor sey, zu kriegsleufften vnd wir seyner czu ein rittmeyster bedorffend, darzu er vor anderen seiner geschicklichkeyt nach wurd gebraucht werden, wollen wir vns gegen Jme alsdan nach Kriegsordnung vnd gebrauch, wie andere sind in Schlesien, Jm an vnd abzug, auch mit schaden gelt . . . geborlich vnd gonstig czu uerhalten wissen". „Zu deme wollen wir Jme auch vor seine person und zweyn Diener des Jares . . . ein cleydt geben lassen, Jne auch mit ayner bequemen Herbergk vorsehen" [1]).

Über das Breslauer Amt eines Rittmeisters sind wir nicht genügend unterrichtet. Mit der bewaffneten Bürgerschaft, die in vier Quartiere geteilt war und von Hauptleuten befehligt wurde, hatte dies Amt nichts zu tun. Die Stadt Breslau hielt aber auch Söldner, Reiter wie Fussvolk. Für das Fussvolk war 1512 Georg Achtzehnnicht zum Hauptmann oder Rottenmeister gewählt worden. Seine Bestallung hat grosse Ähnlichkeit mit der für Schellenschmidt [2]).

Die Reiter taten Botendienst für den Rat [3]); daher heissen noch heute die städtischen Boten Ausreuter. Sie wurden auch deswegen gehalten, weil die Landstrassen sehr oft von Beutelustigen unsicher gemacht wurden. Unter diesen Reitern befanden sich auch Adelige und König Ferdinand liess den Befehl ergehen, dass sie, obgleich sie als Söldner dienten, darum nicht minder geachtet werden sollten [4]). Solchen Adeligen erteilten die Ratmannen auch schriftliche Zeugnisse, wie dies z. B. am 10. Oktober 1500 mit „dem Erbar wolltüchtigen Jwan Bößemann von Lohde" geschah, der ihnen mit zwei Pferden mehrere Jahre als Söldner gedient hatte [5]).

Nach allem scheint Achilles Schellenschmidt die Führung der

---

[1]) Breslauer Stadtarchiv, Liber magnus f. 208 v.

[2]) SS. III S. 187.

[3]) Dieser Ratsboten wird schon früh in den Stadtrechnungen Erwähnung getan. 1301 nuncius civitatis; 1303 cursores; 1308 cursores, exploratores nuncii; 1327 und 1331 famuli equitantes; 1347 soldariis in precium et in dampnis equorum; 1377 nuncii equestres et pedestres. C. D. Sil. III S. 6, 12, 15, 27, 53, 56, 73, 110, 133. Vgl. die Ausgabe von 1468 in SS. III S. 278: Gabehard von Meichen mit drei Pferden 62 M. 4 Gr.

[4]) Neugebauer, Der Zwinger und die Zwinger-Brüderschaft S. 7.

[5]) SS. III S. 286.

von der Stadt Breslau geworbenen berittenen Söldner gehabt zu haben.

Das Amt eines Breslauer Hofrichters, das ihm bei seiner Bestallung als Rittmeister in Aussicht gestellt war, dürfte ihm erst im Jahre 1554 zugefallen sein; denn am 19. Dezember 1553 bekleidete dieses Amt noch Rochius Seidlitz [1]), während Achilles Scipio Schellenschmidt erst am 5. Januar 1555 in einer Urkunde als Hofrichter erscheint [2]). Er wird als solcher auch noch am 26. Februar 1556 in einem Verzeichnis der Mannen des Hofgerichtes aufgeführt [3]).

Bald darauf wurde Achilles Schellenschmidt zum Nachfolger des Heinrich Falckenberg von Kanitz [4]) als Unterhauptmann oder Amtmann des Königl. Burglehens Namslau ausersehen. In dem Liber magnus findet sich über seinen Verzicht auf die Breslauer Ämter folgende Eintragung: „Diese beredte Bestallung (vom 24. Juli 1548) ist heute dato allenthalben auffgehoben und mit allerseits gut Willen gantz und gar vorziehen, dorauff sich Achilles aller forder Anspruch geeussert vnd vorziehen; alles sonder geferde. Actum den 21. Mai anno 56“ [5]).

Als Amtmann des Burglehns Namslau wurde Achilles Nutzniesser des in der Altstadt Namslau belegenen grossen Vorwerks. Die für die wirtschaftlichen Verhältnisse der damaligen Zeit lehrreiche Verhandlung über die Übergabe des Vorwerks hat sich erhalten. Sie lautet:

„Das Inventarium Zur Aldenstadt pro D. Achille Scipione dicto Nolano praefecto arcis in Nambslavia.

Anno domini 1556 den sieben vnd zwanczigsten tagk des monadts Aprilis ist dem ehrnesten Achilli Scipioni Schellenschmidt genannth, Ampthmann auff dem königlichen Burgklehen zu Nampslaw, durch vns Steffan Hewgel vnd Tilman Hertwigen der Rechten Doktor, als abgesandte der Erbaren Hauptmanschaft zu Breßlaw, vberanthword worden auff dem Forwerge zur aldenstadt, Erstlichen ann gelde vihe [6]), als scheps vnd schoffen hundert fünff vnd zwanczigk, mer melke

---

[1]) Breslauer Stadtarchiv LL. 223.

[2]) a. a. O. LL. 224.

[3]) Breslauer Staatsarchiv Rep. 16 Nr. 109.

[4]) Breslauer Staatsarchiv, Eintragung vom 31. Januar 1554 in Rep. 16 Nr. 64 f. 15 v.

[5]) Breslauer Stadtarchiv, Liber magnus f. 208 v.

[6]) unfruchtbares Vieh. Grimm IV 1, 2 S. 3059.

schoffe hundert vier vnd dreißigk, mehr geleichte[1]) lemmer sieben vnd sechszigk, darnoch zwo alde Kühe, mer drei Kühe zu vier Jaren ald vngenerlich, mer ein vihe oxen, mer drei dreijharige oxlein vnd ein dreijorige Kalben, mer zwei kelber czw czweien Jharen alle beide oxlein, mer sieben heurige Kelber, dorunther ein oxlein. Jtem eine fehrmutter[2]) mit dreitzen ferkelln, dorunter fünf im Wolfmonad[3]) worden vnd die anderen acht von Weinachten her ald. Jtem fünff felden[4]), dorunter eine gar sehr alde. Jtem zween walachen, der eine sechs Jhar, der andere sieben Jhor ald, mer ein Hengstlein Jn vier Jharen, mer drei walachen, zweue stein alde vnd der dritte über acht Jhor alt, mehr eine trechtige Feldin[4]), Jtem zwei hewrige fölchen. Jtem eine Mandel gense, mer ein Mandel Hüner. Jtem ein alter pochwagen gar geringe vnd zorschlotten. Soviell aber die Wintherczeit anlangend, ist dem Heinrich falckenberg[5]), altem Amptmann von dem Hausen Kolischen neun Malter vnd neun scheffel Korn, mer zwei malder vnd neun scheffel weitzen in seinem abzuge voll besehet vberanndtworthed vnd zugesteld worden noch laut des Jnventarii. Es hat aber Heinrich falckenberg dem Jetzigen Newem ampthmaun Achilli Scipioni, Schellenschmidt genanndt, nach laut der zeugen aussage, doranff sich falckenberg selbst referiert vndt gezogen, nicht mehr als achtzehn scheffel vnd ein vierttel vnd sonst im Hanffacker etzlich wenigk scheffel weitzen, welcher aller erwachsen, vorbrand vnd im stro, dorumb das es nass eingefürd worden, vormohderter Weitzen gewesen, besehet, dergleichen auch vormoge der czengen aussage vber czwey bis Jn drey malder Korn vber winther nicht besehet verlassen. Wir haben auch zur vbermaße die Ersamen George Rothe vnd Lukas Moller, beide des Rathes zu Nampslaw, neben den Scholzen zu aldenstadt vnnd Schmarchwitz solche Winther Soht an Korn vnd weitzen besichtigen lassen, zum Theill auch selber besichtigt, welche, wie es darumb eingestald vnd geschaffen, Jr bekenntnis vnd Relation dorüber gethon, wie in der vorzeichnis der handel zu Nampslaw nach der czengen aussagen eingeschrieben zu befinden. Derhalben wird sich ein Erhar Radth von wegen solchen bösen vnd geringen winther Sotb, ouch von wegen der mangel des fihes von anders Jun abzuge gegen Ihme dem Achille, domit er nicht schaden leiden noch tragen darff, wol wissen zu vorhalden. Zu mehrer vrkund vnd sicherheit haben wir Steffanus Heugell vnd Tilman Hertwigk doctor kegenwertigk Jnventarium mit unserem angepornen petschaften besigelt vnd mit eigener Hand underschrieben. Gescben vnnd geben zue Nampslaw den acht vnd czwanzigsten April nach Christi vnsers herrn vnd sehligmachers geburrtt im XVc vnd LVI Jhare.

(S.) Steffan Hengell mp. (S.) Tilman Hertwig m. p.[6]).

---

[1]) geleicht = castratus oder ementulatus, wie in hs. Bresl. vocab. des 16. Jh. bei Hoffmann v. Fallersleben.

[2]) farchmutter, Grimm III S. 1331.

[3]) Der Dezember nach Adelung Wörterbuch IV Sp. 1605.

[4]) Stute, equa, Grimm III S. 1485.

[5]) Heinrich Falkenberg war der Vorgänger Schellenschmidts.

[6]) Breslauer Stadtarchiv G. G. 40[25].

Achilles Schellenschmidt hat den Posten eines Amtmannes zu Namslau nur bis zum Jahre 1560 bekleidet[1]). Sein Nachfolger wurde Andreas Spigel von Dobrau, dessen Bestallung am 22. April 1560 erfolgte[2]).

In diese Zeit nach Niederlegung des Postens eines Amtmanns von Burg Namslau fällt wohl eine undatierte supplicatio Achillis Scipionis Nolani, worin er unter Berufung auf seine und seines Vaters treue Dienste um die Auszahlung von 400 Taler zu seiner „Abfertigung“ zu wiederholtem Male bittet, während der Breslauer Rat nur eine Summe von 350 Taler geben will[3]).

Was Achilles Schellenschmidt bis zum Jahre 1571, wo er von der Stadt Breslau wiederum als ihr Rittmeister angestellt wird, für eine Rolle gespielt hat, liess sich vorläufig nicht feststellen. Aus seiner Bestallung vom 30. Januar 1571 wird ersichtlich, dass er ausserhalb Schlesiens Dienste getan hat. Dort heisst es nämlich: „und folgendt an andere ansehnliche orth vnd stellen, aldo was merers czu nersuchen vnd czu erkundigen mit vnserm vor wissen vnd erlenbnis sich begeben vnd vorreiset, Jczo aber widerrumb sich czue vns vnd in dies sein Vaterlandt eingestellet vnd vns seine treue vnd willig dinst geburlicher weise zu anbitten vnd antragen lassen, Als haben wir gedachten Achillem Scipionem in erwegung seines kegen vielen Erlauchten vnd ansehenlichen Personen, auch vnns vnd vnseren Vorfahren wolverhaltnus anderwerts czu vnserem Rittmeister auf vnd angenommen“[4]).

Es hat hiernach den Anschein, als wenn Achilles Schellenschmidt, offenbar eine unruhige Natur, mit den amtlichen Stellen, die er in Breslau und Namslau bekleidete, nicht zufrieden gewesen sei und Höheres erstrebt habe. Schon seine Schriftstellerei, der

[1]) Eintragungen von ihm als Unterhauptmann von Namslau finden sich im Kgl. Staatsarchiv Rep. 16 Nr. 64 vom 8. Januar 1557 f. 17, vom 1. April und 6. Juni 1559 f. 24 und 26. Am 8. August 1559 bekennen Kaspar Higkman und seine Ehefrau Hedwig, dem Edlen und Ehrenfesten Achilles Scipio Schellenschmidt genannt, Hauptmann auf dem Burglehn Namslau, Vierzig Thaler Schulden zahlen zu wollen. Breslauer Staatsarchiv, Stadt und Vorstädte Liegnitz, Kontraktenbuch Nr. 10 f. 39a.

[2]) Breslauer Stadtarchiv Liber magnus f. 260v. Vgl. das Schreiben des Hannß Bockwicz an den Breslauer Landeshauptmann o. D. ebenda.

[3]) Breslauer Stadtarchiv JJ. 3[37].

[4]) Ebenda, Lib. magn. f. 292v.



ein organisatorischer Zug nicht abzustreiten ist, lässt dies erkennen.

Schon 1553 widmete er, als der Stadt Breslau Rittmeister sein „Kriegsbuch“ dem „Durch leuchtigisten Hochgebornen Fürsten vnd Herrn Herren Ferdinando Ertzherczogen zue Ostereich, Herzogen yn Kernten, Steyer, Grauen czu Tyroll, Obersten Stadthalter der Kron Behem: Meinem gnedigisten Fursten und Herrn“ [1]) und ein anderes Exemplar dem Kanzler der Krone Böhmen, Reichsgrafen Heinrich zu Meisseu, Grafen zu Hauenstein, Plauen und Gera [2]). 1557 sandte er eine Umarbeitung bzw. Erweiterung dieser Schrift unter dem Titel „Türkensteuer“ [3]) wiederum dem Könige Ferdinand I. [4]). Dieselbe Schrift gelangte 1558 auch an die Stadt Danzig [5]). 1560 überreichte er der Stadt Danzig eine preussische Chronik [6]). Mit dieser Chronik ist vorerst der Faden seiner wechselreichen Lebensgeschichte für uns abgerissen.

Es wäre gewiss nicht uninteressant, wenn die Schicksale des merkwürdigen Mannes in der Zeit von 1560 bis 1570 aufgedeckt werden könnten. Wir müssen uns jedoch mit der Tatsache begnügen, dass es ihn in seinem Alter wieder in die Heimat und in seine Vaterstadt zog, wo er seit Januar 1571 wieder seine alte Stellung als Rittmeister antrat.

---

[1]) Handschrift 10892 der k. k. Hofbibliothek zu Wien.

[2]) Handschrift der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel, August. num. 39, 14.

[3]) In der Widmung heisst es: „wieder denn grausamen wuttricht denn Turckenn mith hulffiichenn Radt zue Stewerr gemeiner Christenheit“.

[4]) Handschrift 10764 der Wiener Hofbibliothek.

[5]) Vgl. Jähns, Geschichte der Kriegswissenschaften vornehmlich in Deutschland S. 532.

[6]) Die Chronica Scipionis wird zu einem Teile in der Stadtbibliothek, zum anderen im Stadtarchiv zu Danzig aufbewahrt. Vgl. Dr. O. Günther, Katalog der Handschriften der Danziger Stadtbibliothek, Teil 2, 1903, S 213. Der Danziger Stadtsekretär Kaspar Schütz schreibt in dem Syllabus autorum seiner historia rerum Prussicarum 1599 also: „Über diese hat auch zu vnserer Zeit ein Eisenfresser Achillis Scipio Stratioticus Halapanta (ob halophanta?) eine Chronik deß deutschen Ordens zusammengeraspelt vnnd dem Erbarn Rathe zu Dantzig anno 1560 verehret, darinnen er so parteisch gemeiniglich in allen Hendeln auff deß Ordens seiten vnnd in den fürnembsten Landes-Sachen so kindisch vnd vnwissend sich erzeiget vnd insgemein mehr schendet und schmehet, denn Historien schreibt, das solch Convolut nicht werth noch tüchtig ist unter die Chroniken zu zählen“. Weitere Angaben über diese Chronik s. Gehrke, der Geschichtschreiber Bartholomäus Wartzmann, in Zeitschr. des Westpreussischen Geschichtsvereins 1899 XL S. 129 f..

In seiner Bestallung wird ihm nunmehr folgendes in Aussicht gestellt:

„Zue einer ergetzung aber dieser seiner mühe, sorgen vnd dinstes wollen wir Jne mit einer freien Herbrige vnd wonnug nach gelegenheit vorsehen vnd Jme aus unser Renthkammer wochentlich czur besoldung zwene Taler vnd jerlich ein stos Holcz vnd acht schock Reisicht czu geben verordnen vnd darneben mit funf Elen Tuch, allermaßen solches anderen beschicht, jerlichen czu einem kleidt bedenken vnd vorsorgen; Jm fahl wir Jnen aber an Königliche, Fürstliche oder andere ansehnliche Höfe, orth vnd stellen vorschicken würden, wollen wir Jnen alsdan neben gebürlichen Zerung auch mit einem Ehrenkleidt, jedoch nach vnseren Erkenntnus vnnd wolgefallen, czu vorsehen wissen, also das er domit wol czufrieden sein vnd sich alles gonstigen czu berumenn haben soll“ [1]).

Wann Achilles Scipio Schellenschmidt sein bewegtes Leben beschlossen hat, liess sich nicht ermitteln.

II.

Den militärischen Abschnitten der „Instruktion“ hat Schellenschmidt einen politisch-moralischen Traktat angehängt, der den Titel führt: Zu Vorbesserung einer jeden fromen Obrickeit gut ordnung vnd pollicei seinen vndertonen zu geben, sich in gutter Rüstung zu halten“ [2]).

Über den kriegswissenschaftlichen Teil seiner beiden Schriften, der „Instruktion“ und der „Türkensteuer“, hat Max Jähns in seiner „Geschichte der Kriegswissenschaften“ eine Übersicht gegeben [3]). Für uns hat der Anhang zu der „Instruktion“, den man eine Landesordnung Schlesiens nennen könnte, wegen der lebendigen und freimütigen Schilderung der Sittenzustände beim Adel, beim Bauernstande und in den Städten einen besonderen Wert.

Eine volle Bestätigung und eine lehrreiche Ergänzung finden Schellenschmidts Schilderungen in den bekannten Denkwürdigkeiten von Hans von Schweinichen [4]), wenn auch diese Tagebuchblätter einer etwas jüngeren Zeit angehören.

Zum vollen Verständnis der Schilderungen Schellenschmidts wird es dienen, wenn der Ausgangspunkt seiner Darstellung, die damalige Art der Landesdefension Schlesiens, in grossen Zügen besprochen wird.

---

[1]) Breslauer Stadtarchiv Liber magnus f. 292 v.

[2]) In die „Türkensteuer“ hat dieser Traktat keine Aufnahme gefunden.

[3]) S. 529 ff., 743 und 753.

[4]) Herausgegeben von H. Oesterley, Breslau 1878.

Gegenüber der wachsenden Türkengefahr hatten sich die schlesischen Fürsten und Stände der Bewilligung einer Landessteuer nicht mehr entziehen können. Im Jahre 1527 wurde die erste allgemeine Landessteuer im Betrage von 100000 ungarischen Gulden beschlossen. Die Aufbringung der Steuer wurde durch eine Selbst-Schatzung ermöglicht[1]). Für Achilles Schellenschmidt ist diese „Schatzung" die natürliche Voraussetzung aller militärischen Einrichtungen.

Der Fürstentag im Oktober des Jahres 1529 brachte Schlesien auch eine Landesdefensionsordnung. Ihr Zweck war, „wie jeder Stand dem andern sich hilfreich beweisen solle, im Falle er angegriffen werde". Die Fürsten und Stände teilten das ganze Land in vier Kreise. Jedem dieser Kreise wurde ein Hauptmann vorgesetzt. Der oberste königliche Hauptmann soll ein Verzeichnis aller besessenen Wirte erhalten, um aus dieser Musterrolle bestimmen zu können, wie viel von jedem Orte der 5., 10. oder 20. Mann betrage, und so die Grösse des Aufgebots zu bemessen.

In der Landesdefension war die Gestellung der reisigen Pferde, die Bewaffnung und Ausrüstung der Fussknechte, die Zuteilung des Geschützes, die Zahl der Heerwagen und der wöchentliche Sold bestimmt. „Recht bezeichnend dafür, dass das Land jetzt erst sich als eines zusammengehörigen Ganzen recht bewusst wird, ist die Bestimmung, dass ein Landespanier mit dem Landeswappen angefertigt und einer tauglichen Person übergeben werden solle" [2]).

Der Ausbau der noch sehr mangelhaften Landesdefension wurde auf den nachfolgenden Fürstentagen fortgeführt. 1543 wurde eine neue Konsignation aller angesessenen Hauswirte verlangt und eine Generalmusterung im ganzen Lande auf einen Tag angesetzt[3]). Auch eine Bewaffnung des Landvolkes war in die Wege geleitet. Aber der Eifer liess bei den schlesischen Ständen bald nach; denn 1551 wird darauf angetragen und 1552 beschlossen,

[1]) Vgl. Rachfahl, Die Organisation der Gesamtstaatsverwaltung Schlesiens vor dem dreissigjährigen Kriege S. 302. Eine „Schatzung" des Bistums Breslau ist abgedruckt in Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte III S. 263 ff.

[2]) Palm, Schlesiens Landesdefension im XV., XVI. und XVII. Jahrhundert, in Abhandl. d. Schles. Gesch. f. vaterl. Kultur, philos.-hist. Abteilung 1868 S. 81 f.

[3]) a. a. O. S. 84 f.

die Büchsen im Lande wieder beiseite zu tun und zu verschliessen. Wörtlich heisst es:

„Sintemal sich dann Jn dieser schwinden vnd tewren zeitt, auch vorkertten vnd bösen welt, viel vnd mannichfaltige vbel, laster mit stelen, rauben, brennen, heimlich apmorden der Leutte, vormercken lassen, das sich auch ezliche plackerei dergleichen unzimlichen muttwillen zu hegehen vnd zu treiben, rottiren vnd Zusammen slahen, das zu besorgen, wo diesem Jn zeitten nitt zu uorkomen, es mehr dasselb vberhand nehme, niemands vff der strassen sicher wandeln konnen, vnd demselben leczlich vbel zu steuern sein: damitt aber die fromen vor den bosenn geschutzt vnd gehandthapt werden,

So solle alle vnd Jde buchsen, sie sein klein oder groß, dem panersman (ausgenohmen, was von kauff- und wandersleuten, Handwergsgesellen ist) vorpotten sein. Es soll auch ein Jder Fürst, Stand oder aber Bürgersman, von seynen Vnderthanen dieselben zu sich nehmen, bei Jme, oder da er nitt Jn demjenigen Dorffe sesshafftig were, dem Scholtczen oder in die kirche behaltnisweise einlegen, Alda wann es die notturfft erfordert, er dieselben finden möge, vnd wann man der ymmer bedurffend ist, die wiederumb an die orit, darans sie genomen, antwortte"[1]).

Achilles Schellenschmidt hatte in dem Türkenkriege die Wichtigkeit des militärischen Drills und die Bedeutung des Fussvolkes, aber auch des Geschützwesens kennen gelernt. Im Gegensatze zu den schlesischen Ständen drängt er darum auf die Einübung der Bauern in der Handhabung der Feuerwaffen. Seine Vorschläge laufen auf eine feste Organisation dieser Schiessübungen auf dem Lande hinaus. Bauern wie Knechte sollen durch Geldbeiträge diese Übungen ermöglichen. Der angesessene Adel soll die Leitung in die Hand nehmen und durch Aussetzung eines „Kleinods“ die Lust und Liebe an den Übungen wecken.

Wenn auch infolge der stets drohenden Türkengefahr die militärische Seite bei Schellenschmidt im Vordergrunde steht, so erweitert sich bei ihm doch die Landesdefension zur Landesordnung.

Mit der Regierung König Ferdinands I. begann in Schlesien der abstrakte Staatsgedanke sich langsam zu verwirklichen. Dem Königtum war eine neue Kriegsverfassung zu verdanken; es rief Reformen der Rechtspflege ins Leben und eröffnete dem Staate neue finanzielle Hilfsquellen. Über den widerstrebenden Sonderinteressen stehend wandte es den wirtschaftlichen Verhältnissen sein Augenmerk zu, unparteiisch nur auf das Wohl des Ganzen bedacht. Dazu kam noch, dass die königliche Verwaltung der

[1]) Acta publica, Hs. A. 45, 2a f. 127 v.

ständischen in technischer Hinsicht weit überlegen war. Das Königtum hatte die Stände an Verständnis für die Bedürfnisse des fortschreitenden Staatslebens, nicht minder an organisatorischer Kraft und Fähigkeit übertroffen. Es war auf dem besten Wege, den Anteil der Stände an der zentralen Staatsgewalt auf das Gebiet ihrer Privilegien zu beschränken [1]).

Achilles Schellenschmidt, dem in seiner Doppelstellung als Breslauer Rittmeister und als Hofrichter im Breslauer Mannengericht sich der Unterschied zwischen der Wirksamkeit des aufstrebenden Königtums und der Sonderinteressen der Fürsten und Stände aufdrängen mochte, betont zwar nirgends direkt die königliche Gewalt und ihre Regierung, wohl aber die Pflicht der Untertanen, der Obrigkeit sich gehorsam zn erweisen. Zugleich verlangt er von der Obrigkeit, „sich zum höchsten zu befleissen, wie ihren Unterthanen auf das treulichste vorzustehen sei, und dass sie diese nicht mit unbilliger Bedrängnis beschweren sollen, damit die Unterthanen in der Zeit der Not der Obrigkeit zu Hülfe kommen mögen“. Auf dieser Grundlage will er die „Landesordnung“ aufgebaut wissen. Darum bespricht er ausführlich die Stellung des Adels, des Bauernstandes und der Städte zu den öffentlichen Aufgaben, geisselt ihre Schwächen und Gebrechen und erhofft von der Besserung der Sitten eine Hebung des Wohlstandes, und die Befreiung und Stärkung der Kräfte des Landes zur Abwehr der Türkengefahr und zur Erhaltung des Friedens.

Es ist dabei für den Kriegsmann natürlich, dass er die militärischen Verhältnisse überall in den Vordergrund treten lässt.

So ist seine Schrift zu einer lebendigen und anschaulichen Schilderung des Lebens bei dem Adel, den Bauern und Städtern geworden. Einen besonderen Reiz erhält seine Darstellung durch seine volkstümliche Sprache — er selbst bezeichnet sie als seine „einfeldige angeborene schlesische Sprach“ —, durch die Einflechtung volkstümlicher Redensarten und Sprüche, und entsprechend dem Charakter seiner Zeit und seiner eigenen Ausbildung durch Heranziehung gelehrter und biblischer Zitate.

---

[1]) **Rachfahl**, Die Organisation der Gesamtstaatsverwaltung Schlesiens S. 402.

III.

Die Abschrift des nachfolgenden Traktates Schellenschmidts aus der Handschrift n. 3664 der Hof- und Staatsbibliothek in München ist mir von einem mir sehr nahestehenden Obersten a. D. zugegangen. Der Traktat steht in der Münchener Handschrift auf den Blättern 364 bis 411. Der Liberalität der k. k. Hofbibliothek in Wien habe ich es zu verdanken, dass ich hier auf der Stadtbibliothek in Breslau die Foliohandschrift n. 10892 vergleichen konnte. Hier steht der Traktat auf den Blättern 321 bis 379. Der prächtige Einband der Handschrift trägt den Titel „Krigsbuch MDL III".

Die Einleitung in das Kriegsbuch lautet:

Mit göttlicher Hülff vnd Zulassnng bin ich der tröstlichen Znvorsicht, mich diese nochfolgenden Mühe vnd Arbeitt nitt gancz vorgebenlich vndernomen vnd vnderfangen zn haben vnd den ehrliebenden newen unvorsnchten Kriegslentten — wie man spricht dulce bellum inexpertis — mit meinem einfeldigen Underricht der Krigs Rüstnng zu Hnlfe kommen. Im Fall nitt viel nutzliches doraus geschnphd wird, magk auch kein Schad doraus erwachsen vnd erfolgen vnd ob die Undanckbarkeit bey manchem unvorstendigen vnd nngeibten erscheinen moechtt, will ich mir denuoch nitt graussen noch forchten vnd meinen Hned vor die Augen zn ziehen bedocht sein, snnder den hochvorstendigen und krigserfahrenen Krigslenten mich dis fals zu erkennen nitt ausschliesso vnd volgend mein Intend vnd trewes Gemidt, inhalt dieses Bnchleins gunstig zu vornemeu, welchs meinem Nächsten mitzutheilen ich aus chrystlicher Liebe und Treue vorursacht, schnldig erkenne. Ob anch hoer, scharff, weidgesncht kanczeleysch Deutsch nitt befliessen, sundern bei meiner einfeldigen angeborene schlesische Sprach vorbleiben wolleu, anf dies mol vor gut passiren lassen vnd mich hiemit zum dienstlichsteu in Demntt entpholen zn haben geruchen.

V. Die Landesordnung.

Zu uorbesserung einer jeden fromen obrickeit gut ordnung vnd pollicei seinen vndertonen zu geben, Sich jn guter Rüstüng zu halten wie folgett[1]):

Gott der almechtige gebeuth, das man vor die Obrigkeit bitten sol, das sie durch Gott beschntzt vnd erhalten werd, dan eß sonderlich ein groß gnad vnd gabe Gottes yst, das gemeiner friedt erhalten, guett ordnung vnd policzey in allen Stenden, dorinne man die gottlichen weisheit vnd guette sihett nnd spuret. Gott wiell derhalben guett ordnung vnd Regimendt in aller welt haben, daß jn diesem leben Gott der allmechtige vud sein allmechtigkeit erkennen lernen, forchten, jm dancken, loben vnd preissen.

---

[1]) Die Rechtschreibung ist vereinfacht, znmal sie in den beiden Handschriften nicht übereinstimmt.

Dieweil von Gott dem almechtigen die Obrickeit geschaffen vnd gesaczt vnd zun einem vorgeher vnd Regierer geordnett, jnne anch das weltliche schwerdt, an landt vnd lenthen vertrawet, welcher anch noch muglickaitt den gehorsam zu leisten schueldigk.

Darumb sohl eine jede obrigkait sich znm hochsten beuleissen vnd acht haben, wie iren vndertbonen auf das treulichsten vorczustehen, beschirmett vnd beschnczt werden muegen; Sie anch mit vnbillicher gedrangnes, welchis die arme vndertbonn belangende, nitt beschwercn, jn der moß vnd czill, die mittel vnd wege gesucht, domit die vnderthonn jn der czeit der nott der obrigkait zur hulff kommen muegen.

Wer land vnd lent mit vnrecht drang,
ob dem das schwert ym fadem bang,
gar selten ein seligs end erlangt
vnd besthchet gros gefar, wie gros er prangt.

Ein obrigkeitt sall jn der czeit des frideß den vnfried bedencken, seiu vnderton, waß wirden, standes die sein, von landt vnd Stetten vor sich zubeschaiden gnedigst geruchen, dobey vorbringen vndt anczeigen, wie das der Erbfeindt dehrr christenheit der Türck mit gewalt an allen orten ohn vormittlung vnd vrsach die christenheit mit hereskraft zu bekriegen, welchs dann mit geringen schaden der christenhait nicht gescheben mocht, Sonder Laudt vnd leuth doruber vorheret vnd vorczeret vnd zu drummern gehen, withwen vnd weissen, geschendt, vnd geschmecht, wie man bey vnsern Nachbarn sehen vnd erfahren[1]).

Derhalben sohl einjeder vntertbon was wirdeus, standes oder wessens die sein, bey jreu Eiden vnd pflichten aussagen, seinen getreusten Rath mitteilen noch seinen vorstandt, Do vns Gott der almechtige gnediglich douor behüten wolt, das der Erbfeindt, die landt zu vberfallen hedocht, ju was gestalt vnd meinung, dem gemelten Türcken mit der gegenwehr zu begegnen, dieweil es dann einen jeden in sonderheit auch angehet vnd betreffendt.

Es soll auch ein obrigkeith nach ausgesagtem Radtschlag vnd wolmeinnng, des armen Rath nicht vorachteu, sunder eines jeden Ratschlag mit hochsten vleis beherzigen vnd das best, so einer obrigkeit doraus klauben vnd nehmen vnd mit reifem Rath beschlissen. Eczlich anf das treulichste demselbigen nachgehen vnd die zeit nicht vorgeblichen vorflißen lassen, domit einer obrigkeit getrenes gemüth vnd wolfart der vnterthon von jn selbst gespürt vnd erkandt vnd ein landis Ordnungk in allem thun, wie geburlich angestellt mocht werden.

Als dem adel sich je Ritterlichen sachen zu vben vnd gebranchen gehnrt, Es sey zu Roß oder zu fnß, wie es sich noch ebren geziemen wiell, Sall ein Obrigkeit mit vleis darob sein vnd gutt achtung haben, das die von bern oder adelsgemeß, welche mit viel Kindern von Gott dem almechtigen genediglich begnadet vnd begabet, das sie dieselbigen zum theil als junge gesellen jn fremde landt etwas ehrlichs zu vorsuchen vnd lernen abgefertiget, diejenigen zuvor, welche vater vnd mutter als iren Eltern nit gehorsam geleisten wollen, vnd alczeit dobeim den Eltern anf den hals liegen, Kreczmer vnd Knoblochs

[1]) Vor allem in Oberungarn, wo Achilles Schellenschmidt selbst am Kampfe teilgenommen hatte; vgl. oben S. 99.

jnngekern [1]) aus jhnen werden vnd auf einen Edelmanshof vnd auf den andern reiten, die Zeit irer jugent vnwider ruflich vorgeblich vorzeren vnd ehe die gemelten achtzehen jar alt werden [2]), sich in heyrat einlossen, als wehr weibes mutter gestorben [3]), vnd mehr vorzeren wollen, als der liebe Gott beschert.

Wo der Obrigkeit des ehrlichen vorschlages vnd bephel von den jenigen an alle echte entschuldignng vorseczlich beschwerden, So sollen gemelthe mit ernst von der Obrigkeit dazu gehalten werden, Bey vorlirnng der lehn vnd harter straf vnd zum vberflus anzeigen seiner Obrigkeit vnd seinem vaterlandt jm selbst zue ehren vnd pesten ausziehen wolt, welches dann bey der Obrigkeit vnd dem ganczen Vaterlandt, darzu seinem gantzen ehrlichen geschlecht vnd jm selbst zu allen guten erscheinen magk.

Vnd Gott der almechtige einem solchen Ehrlichen gesellen widerumb heime hülft, so soll ehr auch einen aufrichtigen paßpart [4]) haben vnd mittebringen, daßelbige augenscheinlich beweissen, Ab auch erkanndt mag werden. Ob der ehrlich gesell mit frommen oder schaden seine zeit vorzert hot, wie sich dann einem erliebenden woll geziemen vnd gebnren wiell.

Alsdann wann sich der ehrlich gesell hett etwas vorsucht vnd sich in ehrlichen sachen branchen lassen, in zunorsicht seiner obrigkeit vnd dem ganczen vaterlandt zu nucz vnd frommen, als dann soll derjenige vor andere herfuhr gezogen werden, Ehrlich nach seinem standt nach erkenntnns der Obrigkeit zu einem beyspil der noch kommenden, das man Junge bey dem althen aufziehe.

Nach meinem einfeltigen gedancken ist auf die einheimischen mehr glanbens vnd trenen zu setzen vnd frommen aus jhne zu schephen, welche eines ehrliches herkommens vnd eines guthen nahmens, dan die aus fremden landen zu vns kommen vnd jn ein landt in das andere laufen vnd nichts zu vorliehren haben; doch will ich den aufrichtigen vnd Erliebenden nichtes zue schade geredt mihr vorbehalten haben.

Wiewol in etlichen landen, als bey den vnvorsuchten vnd vnerfarnen breuchlich, wann ein fremder landtfehrer in ein landt kompt, dem anderswo landt vnd leuth laub vnd gras vorbothen [5]), so horet man jne also vleissig zu,

---

[1]) Kreczmer = solche, die im Kretscham, im Wirtshaus liegen. Über die Knoblochsjnnker vgl. Schickfuss, Schles. Chronik 4, 39: „Doch werden allhier die Krippenrenter, Stänker und Knoblochsgäste gar nicht verstanden“; vgl. S. 122 Anm. 1.

[2]) Über den Beginn der Mündigkeit vgl. Klose's Breslau SS. III S. 222: „Die Zeit der Minderjährigkeit war in diesem Zeitraum durch kein obrigkeitliches Gesetz bestimmt, sondern hing ganz von dem Willen der Eltern ab“. Hans von Schweinichen sagt in seinen Denkwürdigkeiten: „vier Jahre vorm Bart scheeren und vier Jahre hernach ist am besten ein Weib nehmen“. Ausg. von Oesterley S. 48.

[3]) Das soll wohl heissen: als stürbe das weibliche Geschlecht aus.

[4]) Passport.

[5]) Bei dam is Lôh und Groas verturben. (Schlesisch.) Wander, Deutsches Sprichwörterlexikon, Sp. 1807.

als hett man nihe leute gesehen, wenn ehr nuhr ein wenig das maul vorkeren kann[1]), So ist das ansehen schon vorhanden.

Aus was vrsach entspringckt ein sulch vnerkenntlich vnd vnvorsucht jrthumb, welches bey den vorstendigen vnd geubthen wenig kraft hat.

Denn wie Christus saget, kein prophet ist in seinem vaterlandt angenehm[2]). Christus gieng in einer armen gestalt, ehr hatte nit das ansehen wie die großmechtigen Heren vnd potentaten als pilatus, Cayphas, Herodis, vnd die eldisten der Juden hatten; doch kunden sie vor jme nicht besteen vnd aufs wenigste antwort geben, wie vns die heylige schrift anzeiget.

Also gehet es auch mit armen gesellen, der woll zu zeiten einer obrigkeit vnd gemeinem nucz mit dinstlichem Rath erscheinen mocht, aber ehr hat nit das ansehen. Non est acceptus in patria[3]). Daraus wirt erkennet, das die obrigkeit jre Regenten, die sie zum theil vnter ihnen haben, selbest nichts vorstehen noch lernen wollen, auch fremde landt in irer jugendt zu beschauen vnd zu norsuchen jn ein vorgessen stelet vnd ire kinder auf das wenigste zu befurdren bedacht vnd demnach Regenthen mit dem zunahmen vnd mit hoben tittell gescholden wollen werden, vnd müssen sich offt schemen, das ir vortraute mitwohner mehrer vorstandt jn jbung erfaren als die regenten selbest; dann es gundt keiner mehr dem andren die ehr, was will daraus werden.

Disfals sohl ein Obrigkeit ein gnedigst einsehen zu haben schuldigk sein, domit ein vnterscheidt vnd mittel gehalten vnd die propheten recht erkennen, das sie angenehme sein sollen So gemelte ihrem beruf vnd gemuth ein genuge thuen. Ars probatur arte.

Es mus oft ein ehrliebender mann jn ander weg sein Besserung suchen von noth wegen vnd oft wieder sein eigen vaterlandt handeln vnd thuen, wiewol es beschwerlich, es geschicht nicht ohn vrsach[4]). Pauper ubique jacet[5]). Not sucht weck[6]). Armuth lernt genaw fischen.

Ferner ist der Obrigkeit von nothen mit ernst dohin zue gedencken, das die von adel oder diejenigen, so guter auf dem landt haben, das sich ein jeder noch seinem vormugen rüstigck halten[7]), welche iren hern oder Obrigkeit die lehen zu bestellen schuldig vnd in guter bereidtschaft sizen sollen.

Mehr sollen die Scholzen vnd freipauren sich jn guter rüstung vnd jn

---

[1]) A hot immer se Maul furne für. Daniel Gomolcke, Sprichwörter 1734. Wander a. a. O. III 511, 233.

[2]) Math. XIII 57.

[3]) Propheta non est acceptus in patria sua. Vgl. Dr. Andreas Sutor, Chaos. Augsburg 1716 S. 720.

[4]) In dieser Neigung, fremde Dienste zu nehmen, zeigt sich der Einfluss des damaligen Söldnerwesens.

[5]) Ovid. fasti I 217.

[6]) Wiener Hdschr. „weg". Die beiden deutschen Redensarten liessen sich in dieser Form nicht nachweisen.

[7]) Nach der Defensionsordnung sollte von jedem Landgute, welches sich auf 3000 Gulden „erstreckte", ein gerüstetes Pferd gestellt werden. Palm a. a. O. S. 82.

bereitschaft halten, wie vor jaren brenchlich mit iren guthen walachen, die sie selbst woll cziehen mugen, in irer arbeit brauchen, mit leichten futter aushalten, darzu ir spiß vnd schildt, panzerhemd, packanetlein [1]), schwerdt, ein guten fanst kolhen [2]), ein führbüxlein schadt anch nicht dorbei, diß alles jn vorrath zu halden in der zeit der noth dem vaterlandt zu gut vnd auch vor sich selbst zu beschützen.

Mehr soll ein obrigkeit ein vleissig aufsehen haben, das ihre vnterthon, welche zu solchen sachen tüchtig sein, aus langen rohren zu schissen geubet werden, dann man findt noch viele junge junackenn [3]) in dorfern, die sich in sulchen ehrlichen handeln woll brauchen lyssen vnd vor feinden zu stehen.

Vnd soll ein jtzlich dorf noch gelegenheit mehr oder weniger, darnoch das dorf groß ist, mit ettlich büchsen, welch zimlich lang rohr haben, in vorrath haben.

Dieselbigen büchsen vnd lange rohr sollen von den pauersleuthen des dorfes gezeuget werden vnd ein steuer dorauf geleget, dieweil es dan dem lande vnd ihne selbst zu gut mit der zeit gereichen mag vnd an allen schaden die Buchsen in irer gewarsam vnd vor eigen haben.

Die von adel sollen auch ire vnterthon in steter vbungk halten etwan auf ein sontag oder feier tag vnd wan es sonst der herschaft gelegen, mit dem schiessen vnterweissen, wie man die büchsen laden soll vnd kegen dem feindt brauchen, vnd stetz in solcher vbung vorharren festiglich dorauf herfien vnd bleiben; auch sollen die büchssen widerumb den scheppen zugestalt werden, dormit nitt einicherley mutwill dorans entwuchs wie zuuor mehr geschehen [4]).

Es sollen auch auf angesagte tagezeit, do sich diejenigen vormeinen zu vben, Ein kleinot [5]) aufgeworfen werden noch jnhalt des vormugens, aldo sollen die pauersleuthe gertner mit sampt den ledigen gesellen samptlich vnd vngesundert schyessen; wann sie zuuor ein wenig jn vbung kommen, so werden sie dester williger vnd vleißiger vnd dorfen der vnibung keiner gefahr bestehen.

Es ist besser sich in steter vbung zu halten, Es sey zu Roß oder Fuß vnd mit büchsen schießen, wider das man stetz in Kretzmerhaus seß, tag vnd nacht, vnd vorsuffe alle vornunft vnd sein harte arbeit, dadurch Gott geschendt gelestert vnd geonehret wirdt.

Der pauren sohn vnd der freien knecht, welche der herschaft vnd pauirs leuthen dienen, als nemlich große knecht, mittel knecht, wie dieselbigen mit sonderlichen nahmen mugen genendt werden, die sollen auch mit eingezogen

---

[1]) packanetlein, eiserne Haube.

[2]) Faustkolben = Streitkolben.

[3]) junak, polnisch, junger rüstiger Kerl. Linde II S. 278.

[4]) Vgl. den Beschluss der schlesischen Stände über die Ablieferung der Waffen vom J. 1552 oben S. 108.

[5]) Kleinot hier in dem Sinne von Preis. „Ehren- vnd Danck-Kleinotten" im „Ausschreiben zum grossen Festschiessen in Neisse". Kastner, Geschichte der Neisser Schützengilde 1850 S. 26.

seln. Die personen so tüchtig zum schiessen sol jeder noch erkentnus der obrigkeit vnd der herschaft ein klein steuer zu kraut vnd lott [1]) besteuert werden.

Sall ein jeder pauersmann von der hube 6 dt, von einer halben 3 dt, Ein gertner soll einlegen 3 dt Ein grosknecht 2 dt Ein mittelknecht 1 dt. Dieß alles sohl alle sontag vor dem scholzen vnd zwene scheppen aus beuehl der herschaft eingelegt werden vnd in ein ladtt vorschlyssen; darumb soll man pulner vnd bley kaufen.

Vnd so was jn vorradt bleibet, in der zeit der nott, als in teuer zeiten den notturftigen vnd armen, auch den armen jtzt gemelten Knechten mit kranckheit gestraft, mocht vorgereicht werden vnd zu hülf kommen [2]). So wirt der pauersman dester williger mit sampt den knechten vnd ist manicherley nutz vnd frommen mit diesem gelt zuerlangen vnd werden die dinstbotten der herschaft vleissiger zu dienen vorvrsacht vnd nit noch ander herschafft trachten, dieweil sie ir gelt ein zeit langk in gemeinen kasten [3]) geleget haben.

Wo nue ein obrigkeit dieße gemelte lands ordnung jm landt zu steter vbung anferleget, ernstlich demselbigen nachzugehen beschliesse, kann ein obrigkeit als die hochvorstendigen gnedigst erachten, was nucz vnd fromen daraus entspriße vnd erschept mag werden.

Erstlich wirt ein obrigkeit wissen, wie mechtig vnd gewaldig ehr an landt vnd leuthen, ferner wie viel tausendt man vormag in feldt zu bringen zu roß vnd fuß [4]), ob jm ein feindt ins landt fiell vnd schaden vormeint zu thuen, domit sich ein obrigkeit mit sampt seinen lieben getreuen vnterthon vor gewalt schützen vnd zu der kegenwehr setzen.

Wenn auch ein feindt solchs jn erfarness kweme, das solch geubt volck zu roß und fuß mit solchen geschutz geubet im lande wehren, Es würd sich der feindt nit so palt wider seinen nachtbarn legen, Es kann oft ein schwert das ander jnne halten [5]).

Es soll ein obrigkeit alle jar aufs wenigste vier mol mustern lossen vnd comißarien im landt dorzu ordnen, domit dem mandat gehorsamplich nochgelebet werde sub pena.

Do Gott gnediglich dorfor sein wolt vnd der erbfeindt im landt vnnorwindtlichen schaden zuzufuegen gesonnen, wie dann oft geschehen, so ist besser, das feuer bej dem nachtbar gewert dann doheime.

---

[1]) Pulver und Blei.

[2]) Es ist ein interessanter sozialpolitischer Vorschlag, die für die Schiessübungen gesammelten Gelder gegebenen Falles auch zur Unterstützung erkrankter Knechte zu verwenden.

[3]) Vgl. Grimm V 265; — Almosenkasten, Gotteskasten. — Oben wird „Lade" gebraucht.

[4]) Eine genaue Konsignation der zum Kriegsdienst verpflichteten Mannschaften wurde von den schlesischen Ständen erst viel später, nämlich 1578 beschlossen. Die Gesamtsumme in den vier Quartieren Schlesiens ergab 139396. — Palm a. a. O. S. 87.

[5]) Ein Schwert (be)helt das andere in der Scheyde. Wander a. a. O. IV 467, 32.

Als dann aus vnuormeidlicher vrsach eine obrigkeit sein vnterthon fordern vnd brauchen, also das ehr sie ein ander mol aneb brauchen kaun. In medio consistit virtus [1]).

Es soll sich ein vnterthon, es sey was wirdens oder standts er sey, nit wegern, sunder sich an alle ausrede vnd vorzugk seiner obrigkeit gepot gehorsam vnd folgig sein, bey vorlust der lehenn vnd der guter, bey leibstrof vnd kegcklich sich vor den feinden sehen zu lossen, als die vorsucht vnd geübet; denn die feinde seint nit alle in ro militari geübet vnd erfaren. Sollen auch die vom herustandt oder adels genoß mit sampt jren vnderthonen in der zeit des friedens jr korn vnd speißheuser in stetten gebaut haben [2]), domitt sie in der zeit der nott mit weib vnd kindren vnd jren vnterthon dorein fliehen vnd jren schucz dorinne suchen vnd so langck dorinne vorharren, biß dem feindt ein widerstandt geschege vnd bies auf weitern heschaidt [3]).

Die vom adel mit sampt jren vnterthonn sein pflichtig, sofehrn sie den schucz vnd fodorung in Stetten vormeinen zu suchen, wie auch billich, das si auch den Stetten mit dienstlicher hülf in allen thuenn, so zu beschitzung gehort, Er sey an manren, greben, geschucz, kraut vnd loth, mit aller Munition, wie sich das erheischt, das inne dem gemelten die vom adel zu gut erbauet wirt, zu erhalten weib vnd kindt vnd jr armen vnterthon als woll den mittburgern jn Stedtten. Es sollen auch jr speisheusser mit aller nottdürftigem profandt auf etlich jar profantirt sein. Jn solchen hohen obliegen ju der zeit des frides soll ein obrigkeit ein gnediges einsehen haben zu errettung vnd zu erhaltung seiner landt vnd leuthen jn gutem fried vnd eynigkeit seiner vnterthonen. Concordia parvae res crescunt, discordia maximae dilabuntur [4]).

Wiewoll die von adel vnd die von stedten selden jn einem stalle stehen [5]) Es will alle mohl einer besser als der ander sein. Es mag auch woll seinen bescheidt haben noch der welt pracht, welchs dann bey Gott nichts ist. Denn bey Gott ist kein vnterscheidt der personen. Derhalben geburt der obrigkeit ju solchen vnn anderen fellen ein gnediges einsehen zu haben, domit gut regiment vnd polliecy eines jdren landts gehalten wert, seinen standt noch; diewoil die vnterthon einen Gott vnd einen hern haben.

Die von Stedten sein zimlich mit stiller groher stolzen hoffart vorsehen, welche von grossen vnchristlichen wucher ire narung zum teil des negsten vngedeyen jr enthaltung suchen vnd erlangen, welchs dann wider Gott vnd sie

---

[1]) Vgl. Horaz op. 18, 9.

[2]) Es sollen also in den Städten nicht nur Proviantmagazine für die städtische Bevölkerung eingerichtet werden, sondern auch für den landgesessenen Adel und seine Untorthanen. Es werden hier Korn- und Speisehäuser unterschieden; die Speisehäuser dienen wohl der Aufbewahrung aller Lebensmittel, mit Ausnahme des Getreides.

[3]) Im Jahre 1541 war verordnet, dass sich jeder Hauswirt auf ein Jahr verproviantieren und kein Bauer beim Heranrücken des Feindes in die Wälder, sondern in die Weichbildstadt fliehen solle. Palm a. a. O. S. 85.

[4]) Sallust b. Jugurth 10.

[5]) Wander a. a. O. IV 769, 38, 39.

selbst ist, nuch zu zoiten vormeinen ander zu uorführen vnd an sich selbst nicht gedenken vnd letzlich zum thor hienauslaufen, den pracht vnd hoffart ju berckwergk [1]) suchen vnd dorin jr kurtzweil vortreiben.

Wo sich aber gemelte die von landt vnd stedten eines landisordnung die ein obrigkeit vnd die im lande selbst erkennen vnd vor guet ansehen, heschweren wolthen, welches auf beiden theilen zu nutz vnd fromen gerechnet. Do mag ein obrigkeit dieße vnd andere nach geschribene vnd vnmesige handlung den von landt vnd von stedten erzelen loßen.

Mnegen die von landt vnd Stedtten vnd dorfern jren pracht, hoffart vnd mutwil treiben, einander schinden vnd schaben, ein unordentlich wessen fhuren, welchs wider Gott vnd sie selbs, das jr vnnützlich vorschwelgern vnd vorzeren, wie hernoch volget, augenscheinlich vnd am tage ist.

Do mugen sie auch einer obrigkeit mit schatzung [2]) vnd ander obligender notturft zu hülf kommen, zu erhaltung vnd beschirmung landt vnd leuth vnd sich selbs, vnd ist besser den halben teil vnsers vormugens der fromen obrigkeit gegeben, die vns von Gott dem almechtigen gesatzt, denn dißem graußamen feindt der Christenheit jn sein hendt fallen, jn ewige Dinstbarkeit kommen, wie wir sein vnchristlich furnehmen bey vnsern nachtbarn teglich jn erfarung kommen vnd sehen, welches ich den frommen Christen will heimgestalt haben vnd sich doran zu spiegeln mugen.

Man weiß auch jtziger lanff noch, was sich jn vorflißner zeit jn hungern klein groß Bossen [3]), Osterreich, Steyermarckt, Kernthen zuegetragen hot, das der turck vberal sein gedechtnus hinter jm vorlossen ad sempiternam memoriam.

Derhalben sollen wir sich nicht wider vnser obrigkeit vorzetzlich nit setzen, Sunder gutwillig al zeit als die gehorsamen finden laßen, wie frommen vnterthonen woll anstehet vnd gebühren will. Veritas odium parit.

Nach dem der almechtige Gott den menschen aus erden geschaffen vnd wir widerumb zue erdon werden, aldo wollen wir weiter sehen, was Gott vor ein wergck aus der erden geschaffen hot vnd aus seinem geschepf worden.

I. Der Adel.

Item wann Gott der allmechtige einen vom adel mit sampt seiner lieben hausfrawen vnd wirttin viel mit kindren begabet vnd begnadet, als nemlich mit schonen jungfrauen, die nuh in jr volkomlich alter kommen, nach Christlicher ordnung teglich in den Ehlichen standt zu treten willens, so werden gemelt jungfraue von den jungen gesellen angefochten vnd begereuth einer des andren tochter zu einen Ehweib.

---

[1]) Damals nahm der Bergbau in Schlesien einen neuen Aufschwung. Der Bruder des Achilles, Valerius Scipio Schellenschmidt, war 1529 Gewerke in Tarnowitz und Waldenburg in Schlesien und zu Altstadt in Mähren. C. D. Sil. XXI n. 433 und 434. Vielleicht hatte sein Bruder üble Erfahrungen gemacht.

[2]) Über die „Schatzung" vgl. oben S. 108.

[3]) Bossen = Bosnien.

Als dann wirt zuuor, ehe man sie begert in den standt der christlichen Ehe, vmb die jungfraw gefreiet, groß vnmesslich einreiten, es kompt nicht einer allein, sonder es bitt einer den andren im zu dienst auf angesatzte zeit vnd stelle dohin zu gefallen reiten: Der kompt heut, der kompt ander morgen, ein jeder will der peste bey der jungfraw sein vnd Kommen hauffweis gezogen, das der arme hauswirt vor leidt vorzagen mocht, thar doch von ehrent wegen nichts nitt sprechen, sunder sie freundtlich einen jeden jn sonderheit nach seinem standt entpfoen vnd wilkommen heissen.

Also muss sich der arme hauswirdt von wegen seiner lieben tochter vor vnkosten vnd sich erzeigen, als ehr sie gerne sehe vnd jne alle noch mugligkeit ehr erbitten; das geschicht nit ohn vrsache (dan zue viel ist zue viel) denn jeder frommer Ehrliebender wolt gern sein lieb tochter aufs pest befurdern als jm muglich, wie dann einem treuen hausvater zustehet.

Also liegen die gemeldten zum teil die Kretzmer vnd Knoblochs junckern[1]) dem guten man auf dem halße etlich tage, das geschicht zu tag zu tage das gantze jar, ehe lenger dann weniger, vnd heben sulch freßen vnd saufen an, vnd ein vnordentlich wesen furen zu einer nacht biß zu der ander vnd wann einer den andren zue todt mocht saufen, welchs dann oft geschiecht, das mehr menschen vom vbrigen freßen vnd saufen sterben als vom schwerdt[2]).

Dem solch vnmeßig furnehmen soll fortmehr ein ehre sein. Es gedenckt auch der junckern keiner nitt, das der wirt des hanßes domit beschwerdt wirdt; dan es ist gut lachen den wen es nit angehet; wie gedenckt aber der gute man, der es mit schwerer arbeit erworben vnd die Gottysgabe also vorgeblich vnd vnnutzlich gebraucht, kann ewer niemantz loß werden.

Wenn man sich einer heyradt vorsicht, so wirt auf beiden parthen ein tagk ernennt vnd beschloßen der beredung, aldo werden auf beiden theilen groß freundtschaft gefurt; nach landes brauch lest der guthe geselle die jungfraw werben vnd ires vatern vnd muttern mit sampt irer zuegethone freundtschaft[3]) gemüt vnd wolmeinung erkundigen, was ferner der frome Edelman mit seiner lieben tochter vor ein heyradt gut will mitgeben, wirt also noch landis brauch die ehstiftung[4]) auf heyden theilen beschlossen, schriftlich vorfaßt vnd vorsiegelt.

Aldo wirt die jungfraw mit bewilligung vater vnd mutter vnd irer zugethoner freuntschaft zuegesagt vnd wirt auf beyden theilen der zugethaune freundtschaft glick vnd heil gewünscht, vnd ist jderman frolich vnd guter ding, aber der arme hausvater beschwert mit der vnkost. Do gehet aber mal ein vnordentlich freßen vnd saufen an vnd welcher an besten gesaufen kann, der tregt den danck darnon vnd wan diß seine eudtschaft gewindt, als dann wirt der vorlubnustagk auf beyden theilen ernennt vnd ausgesatzt.

---

[1]) Vgl. oben S. 113 u. Anm. 1.

[2]) Franck, Sprichwörter 1541 II 162a.

[3]) Freundschaft, in dem Sinne von Verwandtschaft.

[4]) auch Ehepakten genannt. Über Ehestiftung vgl. Kloses Breslau SS. III S. 223.

Auf welchen tag vnd bestimpte zeit der vorlobnuß wiel ein jeder part der freundtschaft gesehen sein von manns pershonen vnd weibes bildt vnd selbest ein jeder in sonderheit von grösten biß auf den klensten mit gulden ketten, ringon, kleinoden, silbenn gürteln, von perlein, guldenstuck, samet vnd seiden, welches dann alles zerhauen vnd zuflammet [1]) mus sein, vnd ein itzlichs will vor den andren gepreist sein.

Wirt widerumb ein groß panckettiren mit einem vnordentlich weßen, mit vbrigen freßen vnd saufen vorgenohmen, vnd will zu letzt der wirt auch gesehen sein; der lest alles in hof, was do lauft vnd kreucht, welchs mit harter mühe erzogen wirdt, todtgeschlagen; die armen wilden thyrlein in welden noch in engen lochern sein nitt sicher, die vogell jn luften, der fisch in wasser, der wirt nicht vorgessen. Es ist auch nicht genug ein tisch drey mit der freundtschaft zu besetzen vnd ein gericht oder vier zue geben, sonder etlich viel tisch mit essen besetzt vnd vorgetragen. Aldo muß jedermann ein gnigen gescheen. Wann der verliebnestag noch aldem branch vnd gewonheit vorkommen, als dann wirt der hochzeitliche tagk zu lob vnd ehren dem Ehestandt ausgesatzt.

Wirt aber aufs neuo getracht, wie man sich mit aller nottdurft vnd zuegehorung halten soll vnd sich auf beiden theilen ein jdes mit aller pracht vnd hoffart geschickt vnd ein genugen gescheen.

Erstlich soll der preudigam auf den hochzeitlichen tagk mit sampt seiner zuegethanne freuntschaft mit anselicher pracht einreiten, vnd wirdt wiederumb von dem andren theil entkegen zu reiten vorordnet, vnd der Breuttigam mit einer sonderlichen reuerenz vnd ehr entpfangen vnd angenohmen mit sampt seiner zugethone freundtschaft als ein gast. Aldo will jedermann mit sampt seiner zugethonne freundtschaft gesehen vnd gepreist sein vnd wohl staffirt.

Mit iren guldenn ketten, kleinode, kloidnug, die aller zuschnitten vnd zufetzt [2]) mußen sein, mit schonen hengsten, stellene sattel [3]), schone zeug auf den geulen, gehoffte [4]) knecht, wie sich das geburt vnd erheischen will bey solcher hochzeitlicher freudt.

Die frauen von adel mit iren tochtern vnd frawzimmer mit einem schonen wagen mit schonen hengsten einer farb lustig gezirt wollen auch vorsehen vnd gesehen sein.

Darezu will jde fraw vnd jungfraw iren sonderlichen beireiter vnd diener haben, welcher ine auf den dinst mus warthen auf den wagen vnd von dem wagen, zu der treunng vnd von der treuung, von tisch zu tisch, zum tanz vom tanz furen muß vnd ein vleisiges auf achtung haben nach luhalt der bestellungck [5]).

---

[1]) zerhouwen mhd. = zerschlitzen. — Flamme f. und m. auch in der Bedeutung von panniculus, Lappen. Dies „Flamme" scheint ferner einen Besatz, Lappen, Streifen an der Hose ausgedrückt zu haben. Grimm III 1714.

[2]) In der Breslauer Kleiderordnung vom 11. August 1548 (Breslauer Stadtbibliothek) heisst es: „Dergleichen dass die zurschnitten vnd durchzogen Ermel den weybern und Jungkfrawen gentzlich sollen vorboten sein". Vgl. vorige Anm.

[3]) mhd. stehelin; gemeint sind wohl die Zierraten am Sattel.

[4]) höfisch erzogen; gehovete Knappen Lexer. I 1364.

[5]) Vgl. die Breslauer Hochzeitordnung vom 16. November 1500: „Fort mer

Es lest sich eine fraw oder jungfraw an einen diener oder hofjungfer nit genigen, sondern sie mußen einen aber drey mehr aber weniger haben. Es mußen sich gemelte oft ein tag ein mal oder drey vorkleiden[1]) vnd was eine von der andren sicht Es sey an kleidung ring, gulden ketten, das mus die ander auch haben das ihe die pracht mit pracht nitt zurgehe.

Do wirt alle hoffart mit hochsten vleis nit gespart vnd herfur gesucht von mannes vnd weibes personen; ein jeder will dem andren gefallen vnd der schonste sein.

Eß mus auch nit gebrechen an perlein, gulden stuck, Samet, seiden, gulden ketten, ringen, kleinodein, wie das alles mit sonderlichen nahmen, was zu der leidigen hoffarth vnd pracht gehorendt, genent mag werden.

Aufs neu vnd widerumb wirt ein solch vnchristlich weßen mit freßen vnd saufen furgenohmen, ein tag aber drey vier mehr dann weniger, do muß summa summarum nichtes gebrechen wider ahn wein noch ahn bihr; ein jder mus ein genugen haben von gresten biß auf den wenigstein; jderman will der hochzeitlichen freud genießen.

Vnd wann dann die hochzeitliche freude vorbracht vnd sein endtschaft hat, als dann wirt der tag der heimfurung beuendt, aldo mußen widerumb alle freundt auf beiden theilen der Braut vnd Prendigam zu Ehren erscheinen vnd zu zeiten die heimfuhrung großer als die hochzeit vnd wehrt auch ezliche tage[2]).

Do mus der braut mit jrer freundtschaft widerumb entgegen geritten werden vnd hebt sich die hoffart mit irem vorigen pracht widerumb aufs neue, wie zuuor genugsam erzelt, vnd wirt ein solch jubiliren mit einem vnordentlichen weßen vnd vornehmen angefangen: do will der Prendigam mit sampt seiner freundtschaft auch gesehen sein vnd mußen die frauen, jungfrawen mit jren dieneryn vnd schone geruste wagen mit aller hoffertiger nottorft vorsehen sein.

Vnd wann die heimfuren sein entschaft hat vnd ein jeder seinen abscheidt nimpt, als dann giebt ein nachtbar dem andren das geleit anheime, aldo mus jeder jung gesell seiner frauen vnd jungfrauen widerumb das geleit anheimgeben vnd beleithen vnd seines dienstes ein genugen thuen; do sein sie wiederumb frolich vnd guter ding vnd saufen wol also sehr als zuuor, danon wirt gemelthen dienern ein krentzlein[3]), dormit auf vnd dohin.

---

wenn die Braut mit den gebetenen Jungfrauen zu der Kirchen oder zum Tanz gehen wil; sol und mag sie zwene Brautdiner haben, die sie füren; sonder die Jungfrauen sollen zwei und zwei miteinander gehen, und keinen Diner noch Fürer haben; es wäre denn, dass eine Jungfrau zum ehelichen Stande verlobt wäre; die mag wol den zu einen Diner haben und sich zu der Kirchen und Tanze führen lassen". — Kloses Breslau SS. III S. 204. Vgl. auch Drechsler, Sitte, Branch und Volksglaube in Schlesien I S. 265.

[1]) umkleiden. Adelung IV 1070.

[2]) Über die Nachhochzeit vgl. Drechsler a. a. O. I S. 281.

[3]) In der Breslauer Hochzeitsordnung heisst es: „Von den Hochzeitsbittern. Es sollen forthin nicht mehr, denn acht Gesellen zu der Wirtschaft bitten. Den

ferner wirt nuhn betracht vnd beratschlaget aufs new, wo man sich in kurzer zeit widerumb hin wenden soll auf welch hochzeit, knobloch [1]), kindteufcu, pancket, kirchwey, wie mans nuhn haben will, also werden die jung gesellen widerumb vorsprechen, domit die weltliche pracht nicht zurgehe.

ferner beschert Gott vber ein jar einen Erben, do muß das arme kint etliche zeit vngetauft bleiben liegen vnd zu zeiten als ein haide stirbts, dozu

---

soll der Bräutigam noch auch die Braut keine teurere Kränze geben oder schenken, denn einen Kranz um einen Groschen". Klose, Breslau SS. III S. 205.

[1]) Weinhold, Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuch sagt S. 45: „Knoblauchsessen, eine Festlichkeit des 16. Jahrhunderts, zu der sich gute Freunde einluden. Grimm, Wörterbuch V 1450 2d: von einem Schmaus gebraucht. Eine genauere Kenntnis dieser merkwürdigen Sitte erhalten wir aus Schweinichens Denkwürdigkeiten und einer Breslauer Verordnung.

Am 20. Juni 1556 teilt der Breslauer Rat einen Landesbeschluss mit, wonach allermenniglich grosser Pankett mit Knoblôchessen, Kyrchmessens, Tauffens übermässiger Gevatterschaft endhalten soll. Klose Ms. 35, f 492. Schweinichen berichtet 1575. Dies JFG. erfuhren, stellet derwegen an, dass ich von der Frau Kittlitzin zu einem Knobloch in ihr Haus erbeten. Weil denn die Jungfrauen schön und freundlichen, stellt ich mich ein. Wie wir nun gessen und am allerlustigsten waren, kommet der Herzog als ein ander guter Geselle ins Gelach. (Oesterley a. a. O. S. 57.) 1578. Es liess mich die Frau zu Hermsdorf zu einem Knoblauch erbitten . . . Allda waren zu 4 Tischen gute Leute, und beweiste mir die alte Frau allda gross Ehre, ward als ein fürstlicher Hofmeister gehalten, sonderlich aber, weil ich mich um Jungfrau Margarethen, ihre Tochter, was thierete. (S. 171.) 1578. Wann ich denn an dem Schramm einen guten Freund hatte, bracht ich bei JFG. zuwege, daß sie Hochzeit droben machen wollten, davor solle der Weigel JFG. 200 Thlr. geben, dass es aber unvermerkt zuginge, spielten JFG. mit Schrammen um ein Knobloch, den JFG. verspielen sollten, wie es denn auch beschah. Darauf befahlen JFG. mir bald im Beisein der Jungfrau, ich sollte in 14 Tagen den Knobloch anstellen und also Notdurft dazu verfassen. Jorge Schrammen war auf 3 Tisch mitzubringen verlaubet und ich sollt anstatt JFG. auch 3 Tisch von Adel bitten, wie denn Peter v. Schellendorf mit dem Weib, die Frau von Hermsdorf mit den Töchtern, mein Bruder samt meinen Schwestern geheten wurden; wie der Tag kommt, war alles wohl angestellt, hatten Trommeter, Kesseltrommel und Musiker genug da droben. Jorge Schramm kommt mit seiner Braut und Bräutigam gezogen. (S. 175 f.) 1591. Dem nach JFG. mit mir um einen Knobloch zu machen spielten, welchen ich denn gewann, als ermahnte JFG. ich, mir den selben zu machen, . . . da ich mich denn auch auf gemeldten Tag neben 12 guten Leuten bei JFG. einstellte. Allda sind JFG. und allesamt lustig gewesen mit Tanzen und Haltung Musica und hat danehen gute Räusche gegeben. (S. 374.) 1601. Den 23. (September) hat mir Herr Kreiselwitz einen Knoblauch gemacht und etliche gute Leute dazu geladen, dabei sind wir lustig gewesen und habe abends durch die Stadtpfeifer der Jungfrau (der Braut) ein Hoferecht machen lassen, welche Musica wohl bestanden hat. (S. 535.)

mußen ein zwenzig gefattern gebethen werden vnd mussen nit geringes standes sein [1]).

Da gehet wiederumb die zeitliche hoffart an in allem thun wie auf der hochzeitlichen frendt, wie oben gemelt mit fressen vnd sauffen tag vnd nacht, das der mensch toll vnd toricht vnd von aller vornunft mocht kommen.

Was geschieht weiter, es ist selden ein dorf, wie man spricht, es ist ein jar ein mol Kirchwey dorinne, do werden die freundt nachbarn gefattern geladen eins vmb das ander, aldo mus widerumb aufgehen ein unnutze vnkost mit einen vnordentlichen wesen.

Alsdann kompt die nerrische fasnacht [2]) auch herbey, die will iren sonderlichen fortgangk haben, aldo mus alle welt reich vnd arm alt vnd jung toll vnd thoricht sein vnd sich ein jeder mit seinem eygen narren yben, aldo mus widerumb volauff sein vnd alles vnnutzes vorgenohmen werden vnd seinen hals vnd bauch fullen als solt ehr morgen sterben. Ede, bibe, lude, post mortem nulla voluptas.

Letzlich bitt man den almechtigen Gott, das den gemelthen vber ein jahr widerumb frisch vnd gesunth das leben vorleihen wolt, oder wenn sie ir jungste tochter ausgeben, vorbessern wollen, sulch vbrigk vornehmen zu norbringen vnd gnedig bestettigen wolt, als hett Gott ein sunderlichen gefallen doran.

Ess wehr von obgemelthen erzelten sachen Etwas mehr zu beschreiben wie ein jeder hoch vorstendiger gunstigk erachten magk, sonder es bleib in seinen wyrden.

Vnd wann dass dieser oftgemelther vnmeßiger vnkosten, der opft im jar vnd viel mol geschicht, was auf gulden Ketten, Kleinott, gulden ring, silbern gurtel, von perlein, gulden stuck, Sammet, Tamaschken [3]) vnd seiden, was die vnmessige hoffart belanget, dortzu wein, biehr, pfeffer, Safran, juber, neglein, zimetrinden, czucker, mandeln vnd allerley wurtz, fleisch, fisch, wilprad, brot, saltz, schmaltz, wie sich bey solcher hochzeitlicher freudt gebueren vnd erheischen wiell, haber, hewe, stro, summa Summarum, wan es soll ordinaliter gerechnet werden, von grosten bis aufs kleinste, kann ein jeder hochvorstendiger erachten vnd ermessen, was solch vbrig vornehmen, wie gehmolt, brengen vnd nutzlich sein magk.

Wass geschicht letzlich die welde, teich, schewren, die vihestelle, welche billich voll sollen sein, die werden ausgerenmet vnd gelehrt vnd die geringert vnd nicht gebessert.

Woe dann dass guet vnd dorf nicht raichen wiel, so gibt sich der Edelman in schult vnd macht sich zinßbar vnd mus sein guet vorschreiben, wirt von seinen negsten nochbar oder ander, der demjenigen solch gelt leihet, mit wucher vnd vorehrung [4]) geschunden vnd geschabet, vnd will ihme das guet nicht so uiel brengen, was nuhr auf den schandthaftigen wucher gehet.

---

[1]) Über die grosse Zahl der Paten vgl. Schweinichens Denkwürdigkeiten S. 281 und den Spottvers von Logau bei Drechsler I S. 190.

[2]) Über die Fastnachtslustbarkeiten vgl. Kloses Breslau SS. III 225f.

[3]) Tamaschken, Damast; vgl. Klose a. a. O. S. 200.

[4]) vorehrung = Geschenk.

Der arme pauerßman muß denn auch seinen Sawren schweis mube vnd arbeit vnd die harr dortzu leihen[1]), der mus auch des enthgelden, das ehr nihe genossen bat, das letzlich der berr mit sampt den pawren zue drummern gehet.

Alß dann muß der arme Edelmann auß gehdrengter nott sein güter vorsetzen vnd vorkeufen vnd werden jm zu zeiten mit den gerichten bezwungen, wie es sich dann schicken soll, kommet der gemelte in groß kommer vnd nott mit sampt seinem weib vnd kindern. Donec eris felix, multos numerabis amicos — tempora si fuerunt nubila, solus eris[2]).

Stirbt dann der frome Edelman, wie wir dann alle zum tode geboren, so bleiben viel wessen[3]) vnd vnerzogene kinder, denselbigen werden von der obrigkeit vormunden gesatzt, wo noch etwas vorhanden, wo aber nichtes nicht ist, do will sich niemandtz der armen erbarmen.

Wo aber etwas vorhanden, da dringet man sich selbst dorzu vnd will jedermann der negst beim brett sein. Es wirt auch oft den armen weßen vnd kindern vorgestanden; es tocht woll beßer.

2. Die Bauern.

ferner wiel ich beschreiben in kurtz der pauern vnordnung vnd wesen.

Der pauersmann ist ein aff. was der pauerßmann von dem edelman sicht, das wolt ehr jm gern noch thun, so fern sich das vormugen erstrecken wollt[4]).

Der pauersmann hat sein ordnung, so jm Gott Kindlein beschert vnd in ire volkomliche alter kommen, als jungfrauen, wirt ein armer mann, welcher kaum sein brot zu essen mit vnkosten vberleget; der soll auch gedencken, wie ehr sein armen kinder aufs best vnd foderlichst nach seinem vormugen vorsorge, wie dann einen frommen hausvater zustehet vnd geburen will.

Wo dem pauren ein guter gesell vorstist, der seine liebe tochter in den stundt der christlichen Ehe begert, so mus der arme vber sein vormugen dohin gedencken auf angesatzte tagzeit, do etwan die zusag auf beiden theilen geschehen sohll, sich mit essen vnd trincken vorsehen wie es dann geburen will, vnd wann dann sie die handlung beschloßen, als dann gehet das vnordentlich weßen an mit vbrigen freßen vnd saufen will keiner von den andren nicht weichen, sie haben einander dann vor toll vnd toricht gesoffen.

Alsdann kompt der hochzeitliche tagk, aldo kompt wider der ganze helle hauf zuesammen mit irer beider freundtschaft, welches ohne beschwernus nit

[1]) Wander a. a. O. II 224, 152.

[2]) Ovid, Tristia I 9, 5 u. 6.

[3]) Waise.

[4]) Das Streben der Bauern, über ihren Stand hinauszugehen, trat schon frühzeitig hervor; vgl. E Michael, Geschichte des deutschen Volkes seit dem 13. Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters 1897 I S. 72 ff. und die Stellen aus den Fastnachtsspielen bei A. Schultz, Deutsches Leben im XIV. und XV. Jahrhundert 1892 S. 171: „Nun aber sich die paurheit Den rittern gleich hat geklait Mit gewunt und mit gepärden, Nun mag es numer guot werden“.

geendet mag werden, das oft ein panersman dounach er ein vormugen zehen zwenzig tisch mit freundtschaft besetzt mit dem ersten nidersetzen mehr als weniger, aldo will der haus vater auch gesehen sein vnd will ein jeder der beste sein mit kleidung geziert, es mußen haben die farb zur hanen vnd zurschnitten nach adellichen sitten [1]).

Es mus auch ire herschaft vnd sonst von stedten vnd dorfern dohin geladen werden, aldo wirt widerumb ein solch vnmeßig vnd vnordentlich weßen vorgenohmen, welches ich allzuveil gemelth, do sichs woll anders ziemen vnd geburen wolt vnd der wirt zum hanse will auch nicht der nicht erste bleiben.

Der panersman will auch sein sonderlich kirchweih haben des jares, vnd will sein freundt nachtbarn schweger dorzu gerufen vnd geladen haben vnd mit gemelthen in ein neu kundschaft kommen vnd sich vber sein vormugen vorvnkosten.

ferner pfleget der pauersmann auf etlichen dorfern ein Kegelschieben auszurufen vnd in den obligenden stedtlein vnd dorfern dasselbige vorkundigen loßen; aldo pfleget man umb etliche ochsen vnd schepse vnd dergleichen, vnd wird vmb gelt gewedt [2]), in der rastelbank [3]) gespilt vnd geschoben das man jhe vrsach findt das gottloß weßen anzufahen.

---

[1]) Vgl. oben S. 120 n. 1.

[2]) Die städtischen Schützenfeste wurden bekanntlich in den Nachbarstädten angesagt und ausgerufen; ebenso schob man in den Städten bei besonderen Festlichkeiten um einen Ochsen Kegel (Klose a. a. O. S. 231). Die Bauern ahmten also auch hierin die Städter nach.

[3]) Die Ausdrücke rasseln und spielen werden synonym gebraucht: si tuond och spilan und rasslen. Lexer II 355; huren und buben, raszlen und spielen, schlemmen und dämmen. Simplizissimus 1, 59. In dem „Spielteufel" (anno 1562) E. III heisst es: „Solcher wucher wirt gleicher weiß getrieben auff der Rastelbanck, da man etwa vmb Zinnen gefeß oder anders mit blinden würffeln spielet, und alles noch eins so thewr auffsetzt als jene gestehet, wenn sies sonsten so thewr hieten oder verkauffen solten, würde man sie für Juden achten, oder mit steinen werffen, Aber weils dem spiel zu ehren, und dem Vogel schießen zu nutz vnd förderung geschicht, ists alles recht, und muß ein Dieb dem andern stälen". Vgl. Grimm, Wörterbuch VIII 144.

Aus schlesischen Quellen wird hier folgendes mitgeteilt:

1532. „Auch ward neben anderer Kurzweile eine Rastelbank angerichtet, darauf ihre viele viel Geld verworfen und verspielet. Weil aber D. Hessus solches in der Predigt gerüget und gestraft, ist sie abgeschafft worden". N. Pol, Jahrbücher III S. 71. — 1560. „Die Rastelbank, Hahnwerfen, Kegelkaule nahm und gab, wie es Glücke mitbrachte", a. a. O. IV S. 17. — 1577. „Auf der einen Rastelbank warf man die Würfel durch einen Trichter, auf der anderen blos aus der Hand um Zinn"; a. a. O. IV S. 91. — „Beynehen seindt vier große lange Kegel-Pläcze zugericht worden, auf welchen man theilß vmb Ochsen, theils vmb Zinen Gefeß geschoben, auch zwo Rastelbencke mit blinden

Beidt [1]) der panersmann jung vnd alt in Kreczmehr und feiret den sontag vnd sonst vorordnethen heilig tag vnd montag [2]) darzu welcher sontagsbruder, das wehret tag vnd nacht vnd manlcher die gancze woch solches vnmeßige vornehmen, welches man teglich von armen vnd reichen sicht vnd spuret fort mehr auch bey der welt eine ehr sein soll, welches dan ein vorterbnus der selen leibes vnd lebens ist.

Sanctus Paulus spricht zu den Ephesern am funften Kapitel [3]) saufft euch nicht vol weines, daraus ein vnordentlich weßen folget. Alhie beschreibet vns der liebe Sanct Paulus, wie wihr in aller mesigkeit vnser leben furen sollen vnd was ferner aus vnserm vbrigen vornehmen entspringt vnd vns gunstlichen vormanet vnd warnet.

Mit aller vberzalten vnchristlicher hoffart vnd vornehmen die von adel vnd pauersman werden mit Gott lesterung als mit spilen vnd saufen, schelten vnd fluchen vnd fressen, mit ehren zu vormelden, das sie es oft mußen widergeben, darzu mit schlagen morden vnd mit allem vnchristlichen vornehmen zu endt bracht.

Nhue kann eine jede fromme obrigkeit als die hochverstendigen gnedigst erachten, was aus solchem vnordentlichen weßen vnd leben, welches bey der welt vber handt hat, genohmen, ann allen bedacht zu norterbung leib vnd Sel vnd leben mitsampt irer narung. welches alles wider Gott vnd wider sein heiliges wort ohnn alle mittel vorgenohmen wirt vnd nitt wunder wehr, das in solchen

---

Würffeln, item zum Narren zu scheiben mit messern, Kugeln vndt zur halben Kaulc". Kastner a. a. O. S. 49.

> Mit Würffeln man spielte darum
> Drauff auch daß abging eine Sum,
> Die Rastelbanck must sich auch leiden
> Zum Pawren worffen die gescheidn,
> Welcher auffsperren that sein Maul
> Wer hieuein werffen that sein Kaul.

Georg Reutter, Bericht des Fürstlichen rechten Freyschüssens in Neiße 1612.

1570 Juli 6. Ein Erbar Rat . . wollen aus wichtigen und beweglichen ursachen alle Mum- und Spilpletze und Rastelbenke, es sei mit Würffeln oder Kartten, des sich etliche Müßiggenger vor der Stadt auf dem Schweidnitzschen Anger, im Werder vor St. Niklas, St. Mauritz, hinder dem Thum vnd an andern Ortten und Stellen zu gebrauchen pflegen, ernstlich verboten und abgeschafft haben. Ms. Klose 35, f. 501.

[1]) beidt von beiten, warten. Lexer I 161.

[2]) Von den Handwerkern wurde der „gute Montag" gern gefeiert; vgl. liber definitionum, Stellmacher-Ordnung: „Demnach aus dem gueten Montag nichts anders denn Vollsauffen, Gotslesterung. Zank und dergleichen Vnrat erfolgett, deshalb . . . abgetan und aufgehoben" und 1542: „Es sollen auch Mawrer und Zimmerleute bey schwerer vnd harter Straff keinen gutten Montag halten". Die Bauern machten es hierin den Städtern nach.

[3]) Ephes. V 18: Et nolite inebriari vino, in quo est luxuria.

vnordentlichen weßen Gott der almechtigo vns widerwertigen menschen in einem augenblick straft vnd vorterben ließ.

Gott der allemechtige wie ehr vns mit sonderlichen gnaden vnser narung gnediglich hegabet, wie wir teglich vor vnsern augen sehen, welches wir vmb Gott nitt vordienet, nls nemlich mit schonen kindren, das liebe getreide auff dem felde, die thir jn welden, die fisch jn teichen, das vihe in forbrigen[1], wie das mit sonderlichen nahmen mag genent werden, begnadet, wie dasjenige, die gaben Gottes, also schendlich vnd hoßlich mit vndanckbarkeit vnd mißbrauchen durch den hals gelagt wirdt.

Eß klagen die vom lande, sie sein arm vnd eines geringen vormugens, dio nahrung vnd haushaltung will inen zurgehen, sie mochten ire narung anstellen vnd also vnordentlich vornehmen, das Gott vorvrsacht wurde, das die haushaltung aller zu poden must gehen vnd er sein Gottliche handt gantz vnd gar von vns abzege, wie wir es woll vorschulden vnd vordienen mugen.

Es kann der liebe Gott vns nhimmer nach unser willen thuen, ist das lieben getreide ein vberflus, vor welches wir danckbar sein sallen, so willen sich die menschen hencken, das die gaben Gottes nicht gelden vnd in theurem kauf sey; ist dann das liebe getreide zu wenigk vnd ein theuer zeit einfelt, so will der monsch vorzagen vnd vorzweifeln; thet wir, was wir solthen, so thet Gott, was wir wolthen.

Was aher den Christlichen Ehestandt belanget, welcher von Gott dem almechtigen aufgesatzt vnd ein Christlich Gottlich wergk ist vnd von jederman zue loben vnd preisen, were auch wol billich, das ein Gottlich Christlich ordnungck vnd regementh geordnet wurde, dorinne Gott der almechtige gelobet vnd gepreißet, darzu ein guediges gefallen truge. Vnd nicht also mit solchen vnchristlichen vornehmen wie mannichfeldig gemelth vnd erzalt, welches wider Gott vnd sein wort vnd wider vns selbst ist. Darzu auch Gott glück vnd heil auf allen theilen jn all vnserm thun vnd vornehmen seinen Gottlichen segen geben wolde. Amen.

Man hat vornohmen des adels vnd irer vnterthon vbriges vornehmen auch ir schwelgen vnd themmen[2]) vnd ire vbrige hoffart, welch nuhn in schwangk kommen vnd mit grosser vnkost dieselbige zu ende wird gebracht.

Solden sich die vom lande oder der pauersmann seiner obrigkeit vnd jm selbest zu erhaltung landt vnd leuth yhrer weiber, kinder vnd arme vnterthann jn ein solchen oft gemelthen vnkosten einloßen, dor frommen obrigkeit, dio vns von Gott gegeben, welcho tag vnd nacht sorg vor vns tragen, wir gedechten wihr musten vorarmen sterben vnd vorterben.

3. Der stad ordnung vnd pollicei.

Die von Stedten haben manicherley mißbrauch jn iren burgerlichen pracht vnd vornehmen, dorinne sich gut ordnung vnd regementh geburen wolt, donon veil zu schreiben, aber die weil alle dingck am tag, will ich jedem hochvorsten-

[1]) forbrich = Vorwerk; vgl. Lexer III 484.

[2]) themmen = dämmen, schwelgen. Grimm II 709.

digen heim gestalt haben, wie man spricht: des brott ich esse, des liedlein ich sing[1]), doch foder ein wenig in treuen den von Stedten zusprechen.

Erstlich ist ein sonderlich ampt vnd eigenschaft aller regirer, das sie tragen einer gantzen gemein einer stadt die wirde herlichkeit vnd gesatzd breuch vnd auch ordnung anstellen zu beschutzen handthaben vnd zu bedencken, das alle dasjenige so den gemeinen nutz belangende auf jr treuen vnd glauben gestalt vnd jn allen gescheften vnd fuhrhaben standthaftig sein.

Dann gleicher weis als den vormunden mit den befolen gutern irer vertraute mündlein[2]) vnd jne nit selbst zu nucz zu handeln geburth, also soll ein gemein regement zue gemeinen vnd nit zu des regirers nutz gescheen.

Ein regirer soll auch niemandt durch falsch augehen weder jn neidt noch jn has vorsagen loßen vnd der gerechtigkeit vnd erbarkeit vngeachtet Ob ehr etlich mohl schwerlich domit erzurnet wurdt, so gontzlich vnd festiglich anhangen, das ehr eh des todes sterben, dann vorlassener obgesagter gemein nutziger ding beghere. Diejenige die gemeine nutz gepurt zu regieren, dem gemeinen nutz vorgesatzt, die sollen zwey gepot halten: vor Eines das sie die Burger vnd mitwoner schutzen und handthaben, auch alle muhe vnd vleis zue gemeinen nutz ordnen, jn solchen gemeinen nutzigen sachen ires eigen nutzs vorgessen.

zum andern Das sie dem ganzen gemeinen nutz vnd nit eines theils beschirmen vnd welch also eines theils den burgern radten vnd den andren theil vorsenmen, doraus dann oft ein heimlicher groll, der sich zu norterhlichen sachen zu zwitracht vnd aufruhr einer Stadt vnd ganzen gemein erbahren[3]) möcht.

Darumb jtzt gemelthe laster in treflicher vnd starckmuttiger regirer der herschung wirdig fliehen vnd hassen Soll sich selbs dem gemeinen nutz ganz ergeben, nicht groß reichtumh oder gewalt zuvberkommen trachten. Sunder den ganczen gemeinen nutz also beschirmen, das ehr einen jeden den reichen als den armen mit rath vnd hülf nit vorlaße.

zuniel großer ergeitz zimet keinen großmuttigen, dann das man inn straf vnd zichtigung denn zorn, gewalt, gunst vnd eigen nucz gar nicht erscheinen loßen.

Vbermeßige begirdt der ehren ist ein elendt dingk, zuuorgleichen die sich zweien vnd zancken, welch billich dem gemeinen nutz handthaben vnd regiren sollen, die thun gleicherweiß, als so die schifflenth sich zancken, welche billich das schiff regiren sollen. Das wir auch alzeit die, di vns mit jren rath jn der beschirmung des gemeinen nuczes entkegen sein, nicht vor abgonner vnd vor feindt halten sollen.

Es sein auch die nicht zu horen, die jn der gestalt der großmuttigkeit zu uiel beschwerlich wider die gemelthen feinde zurnen vnd ist einem redlichen mann nichtes loblichers dann sauftmutigkeit vnd vormeidung der zorns vnd soll

---

[1]) Däs Brud ich asse, däs Lied ich singe. Gomolcke.

[2]) Mündel.

[3]) erbahren = er-bern mhd.

sonderlich bey dem gemeine, die jn gleichen leben vnd vnder einer jurisdiction, zugleich die sanffmutigkeit vor die hohe des gemuthes geihet werden.

Das wir auch jn widerwertigkeit, so vns begegnet, nith zurnen noch in vnnutze feindtseligkeit jn vngedult fallen sollen, doch ist die sanffmutigkeit zu loben, das dennoch dobey gestrenge nottorftige gerechtigkeit, ohne die kein regement bestehen mag, jn gemeinen nutz nith mangel.

Aber jn aller penung[1]) vnd straf soll kein vngerechtigkeit vnd nichtes zu des straffer vortheil, sonder zu dem gemeine nutz geschehen. Es ist auch zu vorhuten, das die straf nicht grosser dan die vorschuldung sey vnd gleich vbertrettung furgenohmen und gestraft werden.

Der zorn wirt allermeist jn der straf vorboten, den welcher zorniglichen straft, mag das recht mittel zu uil vnd zu wenig nitt halten, dan der zorn soll jn allen sachen vormiden werden vnd ist zu wunschen, das sich die regirer der lohlichen satzung dem rechten gemeß halten, nicht durch zorn, sonder aus billigkeit zu der straf vnd peynigung bewegt werden. consilio melius vincas, quam iracundia[2]).

Ein großmutiger soll sich gluckes nicht zu nil vber heben vnd vnfals nicht zu nil entsetzen; wir solen jn gluckseligen sachen, die vns noch vnsern willen zu fließen, mit großen vleis die hoffart, den stolz mit vorachtung flichen, dan also woll jn widerwertigen als in vnglucklichen dingen jst ein vnmesigkeit ein leichtfertigkeit, ein gleich gemuth vnd angesicht zu behalden ist fast loblich.

Erstlich soll man jn allen wolthaten vnd dinsten nith wider billigkeit mit vnbilligkeit handeln, dan gerechtigkeit ist ein grundtfest ewiges lobes, ohn die auch nichts lohlichs geschehen mag. foelix civitas quae tempore pacis timet bella.

Ein Stadt soll bedencken jn der zeit des frides den vnfriedt, ob sich zuer zeit zutruge, da Gott der almechtige gnediglich donor sey, ein feindt jns landt quem, wie demselbigen mit widerstandt begegnet mocht werden, aber ein stadt mit einer langweriger belegerung betzwungen vnd belegert wie man sich in denselbigen vorhalten sol.

Es soll auch ein Stadt, so feru sich jr vormugen erstrecken will, mit greben vnd Mauren, rundel, Streichwehren[3]), wie sich das erheischt, erbaut sein, wie man in dißem buch einer Stadt belegerung finden wirt.

Darzu mit guthen geschutz vnd aller munition vnd zuegehorung an profiandt in bereitschaft sitzen dorzu sein die von adel mit sampt iren vnterthon schuldig zue helfen, sofern die gemeltheu von adel in der zeit des vnfriedts den schutz jn Stetten zu suchen bedacht sein.

ferner sollen die von Stetten jr korn vnd speishenßer haben, welche mit korn mel speckseiten salcz durre fisch vnd andere zuegehorung profantirt auf etlich jare vorsehen sein.

---

[1]) penung von poena.

[2]) Mit dem Druckfehler nuitas statt vincas bei Cullmann, Sententiae pueriles. Budissin 1566, B_2v.

[3]) Streichwehr: „Die Pastcien sollen gute Streichwehren haben". Jähns, S. 531.

Auch soll ein jede handtwergszeche ihr eigen korn vnd speishaus haben, welch auch wie gemelt vorsehen sollen sein, dormit sich jeder zech selbst retten möchtt.

Es soll auch ein jeder wirt sein haus anffs wenigste wo nicht mehr auf ein ihar speis haben vnd sol mit seiner rustung, harnisch, ein gut lang buchsen, ein langen spies vorsehen sein, darzu mit schaufeln, grabscheid, rodthanen [1]), mulden [2]) von wegen der blinden greben [3]) zu erbauen in der noth, darzu gut liedern [4]) eimer, liettern [5]), sprutzen vnd feuerhacken, die heuser mit estrich [6]) vorsehen vnd vorsorget.

Auch soll sich gemeine Stadt mit iren purgern vnd mitwohnern jn steter vbung halten als neimlich mit buchsen schiessen, es sey aus falckanetlein [7]) oder sonst mit langen rohren, vnd leute dorzu fodren, die die burgerschaft vnd die jugent vnter weißen vnd jn gelegner zeit dorzu gehalten werden vnd ist beßer, man vbe sich in tugent vndt erbarkeit, den das wir die zeit vnsers lebens, die vns Gott gegeben hat, das jenige so vns Gott gnediglich vorlihen, vnnutz vorsaufen vorschwelgen vnd vorgeblich hinbringen, darinne Gott gelestert vnd geschendt wird.

Es soll auch ein jeder zech [8]) sich selbst probiren vnd in vbung halten, also neymlich die elsten sollen den jungsten gut exempel geben vnd vnterweißung thuen mit freuntligkeit anlethen vnd anfhuren, So auch jndert [9]) ein lediger gesell dißfals dorzu lust hett, ime daßelbige nitt wegern, sondern dorinne hulflich vnd dinstlich erscheinen.

Zuforderst sollen die von Stetten dy mitburger auch ir kinder zue der kriegsvbunng halten einen alten kriegs mann, der etwas vorsucht, dieselbigen Ihre kinder treulich befelen vnd abfertigen etwas in fremde landt zu vorsuchen vnd zue lernen irem vaterlandt vnd der freuntschaft zu gut vnd ehren vnd nit also auf der seuhandt doheim liegen [10]) wie man teglich bey der jugent sicht vnd spuret, denn aus vorachtung vnd vorseumligkeit alle schnodigkeit vnd laster entspringen.

Ich mein aber diejenigen, die vater vnd mutter nicht volgen wollen vnd ir veterlich vnd mutterlich erbfahl [11]) also hoßlich vnd vnnuzlich vorzeren vnd

---

[1]) Rodehaue, C. D. Sil. IV S. 232.

[2]) mulden. Grimm VI 2652.

[3]) blinder Graben, Schanze. Grimm II 120, 6.

[4]) ledern, mhd. liderin.

[5]) eine hauslitter. C. D. Sil. IV S. 232; vgl. auch Grimm VI 735, Stelle aus Holtei, Schles. Gedichte (1858) 148.

[6]) „mit estrich vorsehen“ meint hier wohl „pavimentiert“, vgl. geestrichet = stratus, Schmeller, Bayr. Wörterb. I 169.

[7]) falckanetlein, mlat. falconeta.

[8]) Zech = Handwerksinnung.

[9]) jndert = irgendwie; vgl. Lexer, Mittelhochd. Wörterbuch I (1415) unter iener.

[10]) auf der Seuhandt liegen, wie unser „auf der Bärenhaut liegen“.

[11]) erbfahl = Erbfall, Erbschaft.

vorschwenden, welches die frommen eldern jn armut mit großem kommer vnd sorgen erlanget, dorzu von den jenigen betrnht vnd bekummert werden vnd ehe die zeit kompt die frommen Eltern vnter die erde brengen, vnd ebe sie achtzehen jahr alt werden, weiher begeren zu haben [1]).

Es kennen vnd mugen nit alle doctores aus ihne werden oder geschickte Kaufleute, welche dann die frommen eltern gerne sehen vnd vor gut hetten, Sunder wollen sie nit lehrnen ita so lernen sie hotosta [2]), was mugen diß die frommen Eltern, die aus vetterlicher vnd mutterlicher liebe jren kindren alles gut gonnen vnd jre wolfart gerne sehen, was hilft es dann, das die Eltern veil guthes vnd gelt loßen vnd die Kinder boßlich anwerden (!) vnd vorzeren. Derhalben sein die frommen eltern auch entschuldiget, dieweil sie jr ampt, so jhne von Gott befolen, ausgericht.

Die weil diß als die krieges vbung auch ein ehrlich vornehmen ist vnd von anfangk der welt Krieg geweßen, welcher Kaisser konige fursten vnd hernn gebrauchen mußen vnd an sie nitt sein mugen und so die nothturft dies erfordern wiell, selbest doran mussen zu errettung landt vnd leut jn beschitzung witwen vnd weßen.

Vnd wann gleich einer oder mehr nicht wider heim kompt, welches dann Gottis wille, so sey Gott vnerzornet, so fheret der jenige in Gottes nahmen zu dem alden hanfen, so sein sie doch gestorben als frome ehrlich leuth.

Es mus doch einer doheim der gefahr bestehen, das jnne ein alde wandt derschlage oder sonst mit langckweriger kranckheit beladen wirt, vnd muß dennoch sterben; will Gott den menschen behuten, so ist ehr vberall bewart vnd vorsorgt.

> Ein junger wird leicht laster frei,
> der fromen leuten wonet bey
> vnd mugen sich leichtlich erhalten,
> das sie durch zucht jn tugent alten.
> Beatissima civitas que a sapientibus regitur [3]).

---

[1]) vgl. oben S. 113 Anm. 2.

[2]) Die Wiener Hschft. hat hottesta. Es ist wohl dasselbe wie „hotte stoh". Logau n. 526 bei Weinhold S. 37.

[3]) beatissima civitas que a sapientibus regitur. Sententiae pueriles . . . collectae per Leonh. Culmannum, Budissinae 1566, Blatt B₂; vgl. Boetius de consol. philos. I c. 8.

Literatur.

Heidrich, R. Christnachtsfeier und Christnachtsgesänge in der evangelischen Kirche. Göttingen 1907, Vandenhoeck und Ruprecht. VI 194 S. Gr. 8.

Ein Seitenstück zu den Weihnachtsspielen sind die in der Christnachtfeier gesungenen alten Lieder, mit denen sich mancherlei Bräuche verbinden. Aber während die Weihnachtsspiele fast ganz aus dem Leben des Volkes verschwunden sind, erfreuen sich die volkstümlichen Christnachtlieder noch eifriger Pflege. Der Verf. zählt 167, zum allergrössten Teile preussische, Gemeinden auf, in denen sie sich noch erhalten haben, Schlesien ist mit nicht weniger als 54 Orten vertreten. Diese Lieder und Wechselgesänge mit ihren vielen Besonderheiten werden uns im letzten Abschnitte des Werkes mitgeteilt. In den ersten Abschnitten spricht der Verf. von dem Verbote der Christnachtsfeier, das wegen der dabei oft vorkommenden Ungehörigkeiten erfolgte. Schliesslich wurde aber die Feier auf Bitten der Gemeinden, mitunter auch der Geistlichen, wieder erlaubt, alte Missbräuche wurden beseitigt. Es wird dann geschildert, wie sich die Feier gestaltete: wir hören von dem Zuge der oft als Engel verkleideten Mädchen und Knaben in die Kirche: von deren festlicher Erleuchtung, u. a. durch die sog. Kronen, Schlangen und Scheren; besonders Genaues von dem Wechselgesange zwischen Engel, Hirten und Gemeinde, dem Quempas, so genannt nach der ersten Liedzeile: Quem pastores laudavere. Als man vom Gebrauche der lateinischen Sprache zu dem der deutschen überging, erfuhr dieser Wechselgesang eine starke Veränderung; merkwürdig, dass in Schlesien das Lied Quem pastores laudavere noch heute nur lateinisch gesungen wird, freilich nur an zwei Orten, in Klein-Gaffron (Kreis Glogau) und Pless. Wessen Jugend solch alte schöne Christnachtsfeier beglückt hat, wird mit dem Verf. des Wunsches sein, „dass die alte Sitte der Christnachtsfeier und des Christnachtsgesanges zunächst erhalten bleibt, wo möglich sich weiter ausbreitet". Mögen diese so wie die warmherzigen Worte auf S. 55 bei unsern Geistlichen und Kantoren ein geneigtes Ohr finden. — Dass der Verf. in seinen Mitteilungen und Sammlungen keine Vollständigkeit erreicht hat, spricht er selbst aus; er hofft, dass sein Buch zu weiterer Forschung anregen wird. — Vielleicht werden auch die kirchlichen Feiern der anderen hohen christlichen Feste einmal auf ihren Gehalt an Altem und Volkstümlichem hin geprüft.

Eine Merkwürdigkeit möchte ich bei dieser Gelegenheit erwähnen. In der evangelischen Silvesterandacht in Goldberg in Schlesien singt der Chor den dreistimmigen Kanon: „Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt, Lässt uns dem Elend nicht zum Raube, Und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert, So lasst uns fest an diesem Glauben halten: Ein einz'ger Augenblick kann alles umgestalten". Bekanntlich sind das Worte der Amanda an Hüon in Wielands Oberon (VII 75; Zeile 7 heisst es dort natürlich: lass). Nach der freundlichen Mitteilung des Herrn Kantors P. Schulze rührt die Vertonung der Verse von einem gewissen Bornhard her; ein Legat verpflichtet den Kantor, in der Schluss-

andacht dieses Lied singen zu lassen. Vor mehreren Jahren wollte ein Geistlicher das Lied verbieten, offenbar wegen seines weltlichen Zusammenhanges; ist doch auch bei Wieland mit der durch das Dunkel führenden Hand nicht die Hand Gottes gemeint. Doch leistete die Gemeinde, die an dem Liede sehr hängt, erfolgreichen Widerstand. So ist dem Volke, freilich nur einem sehr kleinen Bruchteile, eine Stelle aus Wielands Oheron wenn auch nicht „volksläufig", so doch bekannt und vertraut geworden, noch dazu durch Vermittlung der Kirche; gewiss eine Besonderheit, deren eine gleiche ich nicht kenne. Wie beliebt die Verse in Goldberg sind, geht daraus hervor, dass ich sie in meiner Kindheit bei einer alten Frau in Goldbuchstaben auf dunkelblauem Grunde, eine schöne, saubere Buchbinderarbeit, unter Glas und Rahmen gesehen habe. F. Pradel.

Führer durch die Sammlung für deutsche Volkskunde. Klosterstrasse 36. Königliche Museen zu Berlin. Herausgegeben von der Generalverwaltung. Berlin 1908. Druck und Verlag von Georg Reimer. IV 71 S. Kl. 8.

Diese Sammlung ist im Jahre 1888 von Freunden der Volkskunde in Berlin begonnen worden; durch Stiftung grösserer Sammlungen wuchs sie schnell an, am 1. April 1904 wurde sie in Staatsbesitz übernommen. Nach Umbau ihrer Räume und neuer Ordnung ihres Besitzes ist die „Sammlung für deutsche Volkskunde" anfangs dieses Jahres wieder eröffnet worden. Sie bei Gelegenheit zu besuchen wird kein Freund deutschen Volkstums unterlassen. Der eben erschienene Führer erzählt von dem Reichtume der Sammlung, die uns ein anschauliches Bild von der Eigenart der deutschen Stämme besonders in ihrer Wohnung und Kleidung, ihrem Haus- und Wirtschaftsgerät geben will, doch fehlt es auch nicht an Gegenständen, die sich auf Volksglauben und -brauch beziehen. — Man vergleiche auch den Bericht in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde XVIII 241 ff. F. Pradel.

Beiträge zur Heimatkunde der Pfalz. II. Pfälzer Frühlingsfeiern von A. Becker. Kaiserslautern 1908, in Kommission von Hermann Kaysers Verlag. 49 S. Gr. 8.

Auch in diesem Jahre haben wieder in Schlesien am Lätaresonntage Knaben und Mädchen den Frühling herbeigesungen, Gaben heischend für so löbliches Tun, dem endlich wohl griesgrämige Behörden nicht mehr störend und wehrend in den Weg treten, vielfach eines Besseren belehrt durch Vereine oder einzelne Männer, die unserem Volke liebgewordenen Brauch schützen wollen. Dass auch sonst noch in deutschen Landen nach alter Sitte Frühling und Sommer begrüsst werden, erfahren wir aus Beckers Abhandlung, aber sie spricht nicht so sehr von den weit verbreiteten Lätarebräuchen, sondern geht vielmehr auf die weniger bekannten des Fastnachtsrades und Winterverbrennens, des Stabaus, des Kampfes zwischen Sommer und Winter, des Mailehens und Pfingstquacks in der Pfalz ein. Auch dieser Aufsatz lehrt uns, wie reich an schönen, sinnvollen Bräuchen unser Volk einst war, wie es darau auch jetzt noch nicht so ganz arm ist. Vereine für Volks- und Altertumskunde werden erst dann rechte Bedeutung gewinnen, wenn sie ihre Aufgabe nicht bloss in gelehrter Beschäftigung mit diesen Sitten sehen, sondern auch darin, sie zu erhalten. Gerne hören wir von Becker, wie dies in der Pfalz mit gutem Erfolge versucht worden ist. F. Pradel.

Hellwig, Dr. Albert Verbrechen und Aberglaube. Skizzen aus der volkskundlichen Kriminalistik. 140 S. Aus Natur und Geisteswelt. 212. Bändchen. Leipzig 1908. B. G. Teubner. M. 1.

Der Verfasser, der sich durch mancherlei Arbeiten über kriminellen Aberglauben bekannt gemacht und auch Beiträge für unsere „Mitteilungen“ geliefert hat, bietet hier nicht nur der volkskundlichen Wissenschaft, sondern auch der strafrechtlichen Praxis wertvolle Belehrung. Der Hexen- und Vampirglauben, sympathetische Kuren, Wahrsagen, Zigeunerglauben und manche andere Äusserungen des Aberglaubens haben so häufig in der Kriminalistik eine Rolle gespielt und sind noch heute so bedeutsam, dass die Volkskunde hier reichliches Material findet. Auch der Freimaurer-Aberglauben liesse sich hier anreihen; der Verfasser unterrichtet uns darüber im vorliegenden Hefte der „Mitteilungen“.

Nur mit kurzem Worte kann hier noch auf das soeben erschienene lesenswerte Büchlein hingewiesen werden Wollten doch unsere Leser aus ihm lernen, wie wertvoll für die Wissenschaft und wie anregend für jeden Gebildeten es ist, wenn Angehörige bestimmter Berufe (Juristen, Ärzte, Geistliche, Lehrer, Apotheker, Landwirte seien hier des Beispieles halber genannt) systematisch sammeln wollten, was ihnen als eigenartig in Sitte und Brauch des Volkes so reichlich im Berufsleben begegnet. Ss.

Mitteilungen.

Die letzte Sitzung des Jahres 1907 fand am Freitag, den 13. Dezember im Auditorium maximum der Universität statt. Nachdem der Vorsitzende einige geschäftliche Mitteilungen über die Veröffentlichungen der Gesellschaft gemacht hatte, hielt Herr Universitätsprofessor Dr. med Klaatsch einen Vortrag „Zur Volkskunde der Ureinwohner Australiens“. Die australische Rasse hat in physiologischer und ethnologischer Beziehung einen ausserordentlich alten Standpunkt bewahrt; über ihre Lebensweise, Sitten und Gebräuche gab der Vortragende höchst interessante Aufklärung, die ihm auf langen Studienreisen in Australien geworden ist. Er berichtete von dem Familienleben und den Institutionen der Ehe und des Mutterrechtes; über die Erwerbsquellen, den Körperschmuck (als solcher dienen Menschenhaare, Muscheln, Farben), die Kunstübung; ein besonderer Teil des Vortrages war dem Aberglauben gewidmet. Hier ist es vor allem die grosse Macht, die den alten Männern eingeräumt wird: man traut ihnen heilende Kraft, Zauberkunst und die Fähigkeit zu, böse Geister zu bannen, ja sie haben Gewalt über Gewitter, Regen und Sturm. Sehr verbreitet ist die Furcht vor Tötung und Schädigung durch Wirkung in die Ferne, wie ja auch bei europäischen Völkern der Glaube an symbolische Schädigung auf Distanz herrscht. Nach Besprechung der Sitten und Gebräuche beim Tode (Trocknen und Räuchern der Leichname ist üblich, auch Kannibalismus ist nicht selten) gab der Redner eine Schilderung der hauptsächlichsten Charaktereigenschaften. — An der angeregten Debatte beteiligten sich

der Vorsitzende sowie Professor Dr. Skutsch und Kommandierender General von Woyrsch.

Die erste Sitzung des Jahres 1908 fand am Freitag, den 17. Januar im Auditorium maximum der Universität statt. Der Vorsitzende gab zunächst eine Übersicht über die Arbeiten und die Entwickelung der Gesellschaft während des Jahres 1908. — Hofkunsthändler Bruno Richter legte als Schatzmeister den Kassenbericht ab. Die Gesamteinnahmen des Jahres 1907 beliefen sich auf 3353,62 Mark, die Ausgaben auf 3297,51 Mark. so dass sich ein Überschuss von 56,11 Mark ergibt Der Kassenbestand, der am 1. Januar 1907 84,72 Mark betrug, ist somit am 1. Januar 1908 auf 140,83 Mark angewachsen. Der Verein besass an Effekten am 1. Januar 1908 4500 Mark, die in der städtischen Bank niedergelegt sind. Auf Antrag der Rechnungsprüfer Professor Dr. K. Appel und Professor Dr. O Hoffmann ward dem Schatzmeister Entlastung erteilt und der Dank der Gesellschaft für seine Mühewaltung ausgesprochen. Der bisherige Vorstand wurde auf Vorschlag wiedergewählt und besteht somit aus den Herren Professor Dr Siebs (Vorsitzender), Geh. Regierungsrat Professor Dr. Nehring (Stellvertreter), Stadtbibliothekar Dr. Hippe (Schriftführer), Museumsdirektor Privatdozent Dr. H. Seger (Stellvertreter), Hofkunsthändler Bruno Richter (Schatzmeister), Verlagsbuchhändler Max Woywod (Stellvertreter), Professor Dr. Körber, Kgl. Gymnasialdirektor Professor Dr. Feit, Universitätsprofessor Dr. Skutsch, Oberlehrer Dr. Olbrich. — Hierauf hielt Universitätsprofessor Dr. von Wenckstern einen Vortrag über den „Volkscharakter der Japaner“. Er wies zunächst darauf hin, dass von jeher, seit Marco Polos Zeiten bis auf den heutigen Tag, die Ansichten über den Charakter der Japaner sehr schwankten und sich widersprächen: man denke an Pierre Loti gegenüber Lafcadio Hearn: Erwin Bälz, der lange als Professor der Medizin in Tokio gewirkt hat, erachte es für ein unlösbares Problem; und so wolle der Vortragende, zumal er nur anderthalb Jahre in Japan gelebt habe, auf den Arbeiten anderer als einer Grundlage bauen. Sodann ging er auf besondere Charaktereigenschaften der Japaner ein, auf ihre grosse Zurückhaltung, ihre besondere Auffassung von Ehre und von Elternliebe, ihre Ansichten über Aufgaben und pädagogische Bedeutung des Dramas und ihre Forderungen an die Erzählungsliteratur und charakterisierte dann die japanische Sprache, ihre Schwierigkeiten und das, was uns besonders fremd an ihr erscheint. Mit mannigfachen Ausblicken auf die japanische Geschichte verband der Vortragende eine Schilderung ihrer Kultur, ihrer Weltanschauung und Religion, in der der Ahnenkult und der Glauben an die Wiedergeburt eine so grosse Rolle spielen. Weiterhin ging der Redner auf die staatliche Organisation ein, besonders auf das Kriegswesen und die Beteiligung der Bevölkerung am öffentlichen Leben. Dann ward die Stellung der Frau geschildert, wie sie sich in der Einrichtung der Ehe (die als eigentlichen Zweck nur die Erzielung männlicher Nachkommenschaft hat und sehr leicht geschieden werden kann), in der Volkssitte und in der Literatur, vor allem in der lyrischen Dichtung spiegelt. Redner gab manche charakteristischen Proben der Liebespoesie und suchte sodann den Charakter der Japaner durch eine treffende Auswahl von Sprichwörtern zu zeichnen. Durch eine Reihe trefflicher Lichtbilder wurden die Ausführungen des Redners ergänzt.

Die zweite Sitzung des Jahres fand am 7. Februar im Hörsaal I der Universität statt. Oberlehrer Dr. J. Klapper hielt einen Vortrag über „Sagen und Märchen des Mittelalters aus schlesischen Handschriften", mit dem er auf einen äusserst wichtigen und viel zuwenig beachteten Faktor der literarischen Überlieferung im Mittelalter hinwies: das Predigtexempel, in dem die Kirche Sagen und Märchen und alle möglichen Gattungen von Erzählungsstoffen vorführte und weiterbildete und als sogenannte moralische Geschichten bewahrte. Redner ging zunächst auf die bekannten Sammlungen der Gesta Romanorum, auf des Caesarius von Heisterbach dialogus von den Wundern und die Marienmirakel ein und kam dann zu seinen eigenen Handschriftenstudien, die ihm eine Fülle wertvollen Stoffes geliefert haben. Als interessantes Beispiel ward die Bearbeitung des Märchens vom Mädchen ohne Hände gegeben (die im vorliegenden Heft S. 29 ff. mitgeteilt ist), dann Erzählungen von Dämonen und Schatzsagen und von mancherlei anderen Motiven, die in der germanischen, romanischen und sonstigen Literatur eine wichtige Rolle gespielt haben. In dem Vortrage wie auch in der sich anschliessenden interessanten Debatte ward erwiesen und anerkannt, welch eine grosse Fülle höchst wichtigen volkskundlichen Materials die mittelalterlichen Handschriften, besonders die Predigthandschriften, bergen, und dankbar der mühevollen, aber lohnenden Arbeit gedacht, die der Vortragende auf diesem Gebiete leistet.

Die letzte Sitzung des Winters fand am Freitag, den 28. Februar im Hörsaal I der Universität statt. Gymnasialdirektor Professor Dr. Drechsler aus Zabrze sprach über „Die Seele nach dem Tode in der Anschauung des Volkes". Der Vortrag ist zu Beginn des vorliegenden Heftes gedruckt.

Am 12. Januar feierte der Schlesische Altertumsverein sein fünfzigjähriges Bestehen durch einen Aktus im Museum; der Vorsitzende, Museumsdirektor Dr. Seger, hielt die Festrede. Für unsere Gesellschaft, die sich durch langjährige gemeinsame Pflege der Interessen mit diesem Verein verbunden fühlt, sprach der Vorsitzende Glückwünsche aus.

Am 3. Oktober findet zu Berlin die Versammlung des Verbandes der deutschen Vereine für Volkskunde aus Deutschland, Österreich und der Schweiz statt. Näheres darüber wird im Korrespondenzblatte mitgeteilt.

Mit bestem Danke verzeichnen wir Eingänge zu unseren Sammlungen von dem Herrn Rentner Oskar Scholz in Herzogswaldau. — Für jede weitere Mitteilung von volkstümlichem Werte, von Liedern, Sagen, Sprüchen, Sitten, Bräuchen, Flurnamen, Redewendungen, Worten usw. sind wir auch fernerhin aufrichtig dankbar.

Als neue Mitglieder traten unserer Gesellschaft bei die Rothschild'sche öffentliche Bibliothek zu Frankfurt a. Main und die Herren Dr. phil. Jaeschke in Oels, Dr. iur. A. Hellwig in Berlin-Waidmannslust, Pfarrer Rohn in Frömsdorf, Kr. Münsterberg.

Schluss der Redaktion: 12. Juli 1908.

Buchdruckerei Maretzke & Martin, Trebnitz i. Schles.

Sagen und Märchen des Mittelalters.

Von Dr. J. Klapper.

I. Scala caeli.

In dem Aufsatze über das Märchen von dem Mädchen ohne Hände (Mitt. XIX 29) erwähnte ich bereits als bedeutsame Quelle für mittelalterliche Sagen und Märchen ein Exempelwerk, das den Titel Scala caeli führt. Der Verfasser dieses Werkes ist Johannes Gobii Junior — die von mir in jenem Aufsatze benutzte Handschrift I. Q. 454 der Kgl. und Universitätsbibliothek zu Breslau nennt ihn Johannes Gebii Junii. Die Fülle des für die Volkskunde wertvollen Stoffes, der darin angehäuft ist, wird eine etwas eingehendere Beschäftigung mit dem Werke und seinem Verfasser rechtfertigen. Dabei soll für die Entlehnungen aus dem Werke der Text der Breslauer Handschrift zugrunde gelegt werden, da diese bedeutend vollständiger ist als die später noch zu erwähnenden Inkunabeln, auf deren oft sinnlosen Text man sich bisher in den wenigen Fällen bezog, wo die Scala caeli überhaupt in der Forschung Beachtung gefunden hat.

Die Hauptquelle für unsere Kenntnis der äusseren Lebensverhältnisse des Verfassers ist die Vorrede der Exempelsammlung selbst. Hier bezeichnet er sich als Bruder des Predigerordens (Dominikaner); sein Werk widmet er einem Hugo de Coluberiis (Hs.: Columberiis), der als Praepositus der Kirche von Aix bezeichnet wird. Diese Aquensis ecclesia ist natürlich die südprovenzalische Stadt Aix, das alte Aquae Sextiae. In jener Stadt, zu der der Verfasser also zur Zeit der Abfassung seiner Sammlung in Beziehung stand, ist auch um das Jahr 1296 ein Probst de Coluberiis nachweisbar, jedoch mit dem Vornamen Guillelmus. Wenn der Probst Hugo, dem die Widmung gilt, nicht identisch ist mit dem nachgewiesenen Guillelmus, was mir als sehr wahrscheinlich erscheint, da die Abfassung des Werkes, wie wir sehen werden,

noch um das Jahr 1300 anzusetzen ist, so hat er wenigstens derselben Familie angehört[1]). Der Verfasser nennt sich nun Johannes Junior, so dass er sich selbst auch in Beziehung setzt zu einem älteren Johannes Gobii, und diese Beziehung ermöglicht uns eine genauere Datierung. Unter den französischen Dominikanern ist dieser ältere Johannes Gobii eine nicht unbedeutende Person. Als sein Geburtsort lässt sich Alestum, das heutige Alais im südfranzösischen Departement Gard nachweisen; 1273 ist er als Subrektor im Kloster Sisteron bezeugt; 1302 ist er Prior in Avignon, von wo er in demselben Jahre in gleicher Eigenschaft nach Montpellier geht; 1304 ist er Abt im Kloster Saint-Maximin; von 1312 bis 1314 verwaltete er das Amt eines Provinzials; als sein Todesjahr nimmt man das Jahr 1328 an[2]). Dieser ältere Johannes Gobii, dessen Lebensweg wir so ziemlich genau kennen, wird der Onkel unseres Verfassers gewesen sein, und so werden wir nicht fehlgehen, wenn wir als Heimatsstadt des jüngeren Johannes Gobii gleichfalls Alais ansetzen. Nun ist uns in elf Handschriften und drei Drucken der lateinische Text, und in zwei weiteren Handschriften die französische Übersetzung einer Disputation zwischen einem Prior von Alais und einem wiederkehrenden Toten Guido de Torno (Guy de Tours) erhalten, und der Prior wird in mehreren jener Handschriften Johannes Gobii genannt. Dieser dialogische Traktat führt den Titel: Disputatio inter quemdam priorem ordinis Praedicatorum et spiritum Guidonis, und als Jahr, in dem die Begebenheit stattgefunden haben soll, wird in der weit überwiegenden Mehrzahl der Handschriften 1323 oder 1324 angegeben[3]). Prior von Alais ist aber der ältere Johannes Gobii nie gewesen. Wenn wir also nicht um dieselbe Zeit in derselben Gegend drei Dominikaner gleichen Namens annehmen wollen, so müssen wir in dem Prior der Disputation den Verfasser der Scala caeli erblicken, der somit im Jahre 1323 im reifen Mannesalter steht. Die Scala caeli ergibt sich dann als ein

[1]) Quétif et Échard, Scriptores Ordinis Praedicatorum, Paris 1719—21, I 633. Hier wird Hugo de Colberiis aber ganz willkürlich und irrtümlich erst in die Zeit von 1320 bis 1363 gesetzt.

[2]) Scriptores Ord. Praed. I 633. — Albanès, Histoire du couvent de S.-Maximin, p. 60. — Douais, Les frères Prêcheurs en Gascogne, p. 438.

[3]) Hauréau, B. Notices et Extraits de quelques manuscrits latins de la Bibliothèque nationale, Paris, II 328 ff.

Jugendwerk dieses Dominikaners, denn die älteste Handschrift, die wir kennen, die der Pariser Nationalbibliothek, stammt aus dem Jahre 1301 [1]). Diese Datierung wird durch den Inhalt des Werkes durchaus bestätigt; wir haben es wirklich mit einem ohne viel kritischen Sinn aus zahlreichen Quellen zusammengeschriebenen Exempelwerke zu tun, und zu dem Alter des Verfassers passt es dann auch, wenn er sich in der Widmung als einfachen Frater seines Ordens bezeichnet. Das ist alles, was wir über sein Leben erschliessen können. Als junger Bruder schreibt er um 1300 die Scala caeli, um 1323 ist er Prior zu Alais; wenn sein Todesjahr in den Script. Ord. Praed. II 633 um 1350 angesetzt wird, so ist das reine Vermutung.

Was will die Scala caeli, und woher hat sie ihren Namen? Der Text der Inkunabeln ist gerade in der Vorrede recht verstümmelt und gibt auf diese Fragen keine sinnvolle Auskunft; deshalb soll hier der Gedankengang der Widmung folgen; er gewährt uns auch eine Vorstellung von den Gesichtspunkten, aus denen überhaupt Exempelstoffe gesammelt wurden: Nur unter der Hülle des Gleichnisses und des Bildes vermögen wir, so führt der Verfasser aus, den Strahl der göttlichen Wahrheit zu ertragen; so sprach auch Christus in Parabeln und Gleichnissen, um die im Schatten des Todes sitzenden zum Himmel zu führen. Zu dem gleichen Zweck entstand zu Ehren Marias, des hl. Dominikus und der hl. Maria Magdalena diese „Himmelsleiter“, damit wir mit Verachtung anderen nur die Neugier befriedigenden zeitlichen Wissens emporsteigen zur Betrachtung ewiger Wahrheiten. Der Balken dieser Leiter aber gibt es zwei, nämlich die beiden Teile dieses Werkes; der erste Balken ist die Erkenntnis des Himmlischen und die Liebe, die wir dann dafür empfinden. Der zweite Balken ist die Erkenntnis des Irdischen und die Reue über unsere früheren Werke. Der erste Balken entfernt aus uns die Laster und fördert die Tugenden. Der zweite zeigt uns die berühmten Handlungen, die seit Beginn der Welt im Laufe der Jahre und der sieben Zeitalter vollführt worden sind. Die Sprossen der Leiter aber sind die verschiedenen nach dem Alphabet geordneten Stoffe. Damit aber der Leser diese nicht gering einschätze, lässt der Verfasser nun die Werke folgen, aus denen er seine Blüten-

[1]) Hauréau II 324.

lese veranstaltete. Einiges aber hat er auch, wie er ausdrücklich bemerkt, aus Predigten aufgenommen, was nicht in geschriebenen Quellen zu finden war. Zum Schluss bittet er seinen Gönner um gütige Aufnahme und Nachsicht. Das Werk ist so angelegt, dass unter einzelnen Stichworten (Tugenden, Laster, allgemeine Gesichtspunkte für Prediger, also z. B. Castitas, Corpus Christi, Filii et filiae erga parentes debent se habere hoc modo . . .) die entsprechenden Geschichten als Exempel angeführt werden.

Als Quellen führt Johannes Gobii selbst die folgenden Werke an: die beliebte Sammlung Vitas patrum, die er dem hl. Hieronymus zuschreibt; die Dialoge Gregors des Grossen; die Flores sanctorum des Jacob von Voragine († 1298), womit er dessen Legenda aurea meint; die Historiae scolasticae, also das Werk des Petrus Comestor († 1198); das Speculum exemplorum des Jacobus de Vitriaco († 1241); die Glossae super Bibliam des Hieronymus; die Summa fratis Vincentii, d. h. das Speculum maius des Vincenz von Beauvais († 1264); einen Liber magnus de donis spiritus, also das bisher nur teilweise herausgegebene Werk des Dominikaners Étienne de Bourbon († 1261); das Mariale magnum, den Liber de vita et perfectione fratrum Praedicatorum und das Alphabetum narrationum des Arnuldus. Auch diese Quellenangabe, die kein nach 1300 verfasstes Werk enthält, bestätigt die Annahme, dass die Scala caeli um die Wende des Jahrhunderts entstanden ist. Zu diesen in der Vorrede genannten Quellen stellen sich dann noch die bei einzelnen Exempeln angeführten, so Cäsarius von Heisterbach, ferner eine Historia regum Franciae und eine Historia Romanorum, die natürlich nicht mit den Gesta Romanorum identisch ist; auch aus der Disciplina clericalis des Petrus Alphonsi finden sich Stoffe darin. Und diesen vielseitigen Quellen entspricht auch der Inhalt. Mit echt mittelalterlicher Freude am Wunderbaren werden Bekehrungsgeschichten, Heiligen- und Teufelsgeschichten, Sagen und Märchen vorgetragen.

Es ist das Verdienst Goedekes, die Scala caeli zuerst für die mittelalterliche Literaturgeschichte herangezogen zu haben. In Benfeys Zeitschrift Orient und Okzident III (1864) 397 gab er einige Hinweise auf das Werk und seinen Verfasser und druckte nach der ersten Ausgabe (1476) den darin enthaltenen Auszug aus der Geschichte der sieben weisen Meister ab. Nach ihm hat Österley

in der Ausgabe von Paulis Schimpf und Ernst (Stuttgart 1866) bei den Nachweisungen der darin verwendeten Motive wiederholt auch auf die Scala caeli Bezug genommen, — er nennt den Verfasser der Angabe der Drucke entsprechend Johannes Junior — und in der Ausgabe der Gesta Romanorum (1872) weist er von neuem darauf hin. Im 30. Bande von Fr. Pfeiffers Germania teilte dann im Jahre 1885 J. J. Crane nach der Ulmer Ausgabe von 1480 den lateinischen Text der beiden Märchen vom Wasser des Lebens und von den drei Brüdern mit (S. 203), der in den folgenden Proben übersetzt ist, doch nennt er den Verfasser Johannes Cobius. Und zuletzt hat A. Mussafia die darin enthaltenen Marienlegenden eingehend untersucht und verglichen unter Benutzung des Druckes von 1480 [1]). Der Text der Drucke ist oft bis zur Unverständlichkeit verderbt, worauf auch Mussafia hingewiesen hat, der die Schuld zum Teil den Druckern zuschreibt. Bei der Ausnutzung des Werkes für die volkskundliche Sagen- und Märchenforschung wird man daher immer auf die Handschriften zurückgehen müssen. Mussafia hat bereits bemerkt, dass solche Handschriften zu den Seltenheiten gehören; er kennt nur eine einzige. Ich stelle im folgenden die mir bekannten Handschriften und die vorhandenen Drucke zusammen. Die Drucke haben nur den Wert einer einzigen selbständigen Handschrift, da die beiden späteren auf den ersten Druck zurückgehen und, wie eine Vergleichung ergeben hat, sogar alle Fehler dieses ersten Druckes teilen.

1. Hs. der Pariser Bibl. nat. Nr. 3506 v. J. 1301.
2. Hs. der Wiener Hofbibl. Nr. 13538.
3. Hs. Breslau, Königl. u. Univ.-Bibl. I. Q. 454 v. J. 1452.
4. Hs. im Monast. Dunense Cisterciensium, Belgien, angeführt bei Sanderus, Anton, Bibliotheca Belgica (1641) I 191.
5. Hs. Clarmontii in Arvernia (Dominikanerkloster) in fol. membr., erwähnt von Script. Ord. Praed. I 633.
6. Hs. Parisiis in Sorbon. chart. fol. Sed in hoc deest nuncupatoria et nomen auctoris; erwähnt ebenfalls in den Script. Ord. Praed. I 633. Da die Bibl. der Sorbonne in die der Nationalbibl. übergegangen ist, müsste sich diese Hs. jetzt dort befinden.

---

[1]) S. B. d. Kais. Akad. d. W. phil.-hist. Kl. Bd. 119 (Wien 1889) IX 39 in den „Studien zu den mittelalterlichen Marienlegenden III“.

7. Excerpte aus einer Scala caeli-Hs., die selbständigen Wert haben, da sie um 1400 bereits angefertigt wurden, enthält die Hs. I. Q. 292 der Kgl. u. Univ.-Bibl. zu Breslau von Bl. 328r an unter dem Titel: Exempla ex libro qui dicitur Scala caeli.
8. Erster Druck: Lübeck 1476 mit der Ligatur ri für ni in Junior, so dass dort Johannes Jurior zu lesen ist. Folio. Drucker: Brandis. Exemplar auf der Kgl. u. Univ.-Bibl. zu Breslau.
9. Abdruck davon, jedoch ohne den Fehler Jurior für Junior. Ulm 1480. Drucker: Johannes Zainer. Exemplar auf der Kgl. u. Univ.-Bibl. zu Breslau.
10. Abdruck des ersten Drucks. Strassburg 1483 v. Jacobus Eber. Exemplar auf der Göttinger Bibl.

Mit dem Stoffe, von dem ich in den Mitt. XIX 29 ff. zwei neugefundene Versionen des Mittelalters übersetzte, dem Märchen von dem Mädchen ohne Hände, hat sich eingehend Herm. Suchier in seiner Ausgabe der Œuvres poétiques de Beaumanoir (Société des anciens textes français) Paris 1884 Bd. I S. XXIII bis LXXXI beschäftigt. In dieser ausgezeichneten Untersuchung unterscheidet er zwei Grundtypen, den Senatortyp und den Eremitentyp. Diesem steht die von mir mitgeteilte erste Fassung nahe; sie zeigt enge Verwandtschaft zu einem italienischen Miracolo (Suchier S. L Nr. 17), doch bringt sie auch diesem gegenüber selbständige Züge, die sie als eine ursprünglichere Fassung erweisen; so zieht der Herzogssohn im Miracolo zum Turnier, nicht in den Krieg, die Vertauschung der Briefe findet im Mirakolo nur bei der Rückkehr des Boten statt, der Herzog findet die Verstossene im Miracolo selbst wieder, und die Stiefmutter wird nicht, wie in unserer Fassung gesteinigt, sondern verbrannt. Die von mir aus der Scala caeli mitgeteilte Fassung findet in Suchiers reichhaltiger Sammlung von Versionen des Senatortypus zwar verwandte Darstellungen, trennt sich aber von allen durch eine Fülle wichtiger Einzelheiten und weist die Heimat der Sage in Frankreich, nicht in England nach. Der Name der Grafentochter Margaretha deckt sich hier auffallenderweise mit der von Suchier S. LXII angemerkten litauischen Sage von der hl. Margaretha. Sie wird in unserer Fassung nicht auf dem Meere ausgesetzt; dieser Zug ist sicher erst aus einer anderen Sagengruppe in die unsere hinein-

getragen. Was weiter für die Ursprünglichkeit unserer Fassung spricht, ist der Aufenthalt in Bologna, nicht in Rom, die Herkunft der Heldin aus Grafengeschlecht, nicht aus königlichem Hause. Die meiste Ähnlichkeit weist unsere lateinische Fassung noch mit dem französischen Romane des Jehan Alart von der Comtesse d'Anjou auf, der 1316 geschrieben, also nicht viel jünger als die Scala caeli ist (Suchier a. a. O. S. XXXVII). Zu seinen Sagenversionen hat Suchier noch Nachträge versprochen (Romania 30, 519). Zuletzt haben sich mit dem Stoff beschäftigt, ohne Neues beizubringen, die beiden Greifswalder Dissertationen von Henry Bussmann: Grammat. Stud. über den Roman de la belle Helaine (1907) und von Ernst Hüdepohl: Weitere Studien zur Chanson de Lion de Bourges (1906), ferner Edith Rickert in der Neuausgabe des Romans Emaré (Early Engl. Text Society, Extra Series XCIX, London 1908).

1.

Mit dem Märchen vom Mädchen ohne Hände im Grundgedanken verwandt, aber in der Durchführung ganz davon abweichend ist die ebenfalls der Scala caeli entnommene im folgenden mitgeteilte Sage von der Tochter des Kaisers von Konstantinopel. Wir haben es auch hier mit einer im Mittelalter verbreiteten Sagenversion zu tun, doch ist uns keine andere mittelalterliche Fassung bisher bekannt. Auch für diese Sage ist ein spätgriechischer Romanstoff als Quelle anzunehmen. Das ergibt sich aus einem albanischen modernen Märchen, das ich nach der mittelalterlichen Sage kurz anführen werde, und das uns Zeugnis gibt von der Verbreitung und der Heimat des Stoffes.

Die Tochter des Kaisers von Konstantinopel.

[Bl. 39 v]. Man liest in den Geschichten der Römer, dass ein König in Sizilien war, der die Tochter des Kaisers von Konstantinopel zur Gattin hatte. Da diese in grosser Zucht lebte, beneidete sie der Teufel um ihre Keuschheit und erweckte Eifersucht in ihrem Gemahl, indem er ihm böse Träume von ihr eingab. Ihm schien es im Traume, dass ein Jude mit ihr sündhaften Umgang pflog. Als er auf Eingebung des Teufels wiederholt dieses geträumt hat, ruft er Traumdeuter und Ratgeber zusammen und fragt, was er tun solle, und da seine Ratgeber Gesellen des Teufels waren und die Keuschheit hassten, rieten sie ihm, er solle seine Gemahlin mit dem Juden, auf den der Verdacht fiel, ohne Steuer und Segel, ohne Speise und irgendwelche Hilfe auf den Fluten des Meeres aussetzen, damit sie von den Walfischen gefressen würde und ihren Eltern ihr Untergang verborgen bliebe. Der Rat wird ausgeführt und die Herrin ohne

jede Hilfe mit dem Juden auf einem Schiffe ausgesetzt. Aber sie verzweifelt nicht an Gott, der die Menschheit liebt, sondern wählt ihn zu ihrem Schutzherrn, die gebenedeite Jungfrau zu ihrer Ernährerin und die heilige Katharina zu ihrer Fürsprecherin. Das Meer geht hoch, die Wellen schlagen empor, aber unter Gottes Führung und dem Schutz der heiligen Jungfrau landen sie ohne den geringsten Schaden in Venedig. Doch die Bosheit des Juden ist das Werkzeug des Teufels; er vergisst die wunderbare Rettung, bindet am Ufer die Frau und stellt sie wie eine Sklavin zum Verkauf aus. Ein Kaufmann aus Toulouse wird auf ihre Schönheit und ihr edles Benehmen aufmerksam und kauft sie für fünfzehn Florin; darauf führt er die heilige Frau, die in ihrem Schmerze heftig weint, nach seiner Herberge. Der Schlaf flieht ihre Augen, sie weint unaufhörlich und nimmt keine Speise zu sich; demütig empfiehlt sie sich dem Beschützer der Unschuld und erfleht Hilfe von der Jungfrau Katharina. Und als sie so in ihrem Schmerze dahinlebt, erkundigt sich der Kaufmann nach dem Grunde. Und da er erfährt, dass sie von vornehmer Abkunft ist, ohne jedoch ihr Geschlecht zu ergründen, verspricht er ihr, in der Absicht, ihren Schmerz zu mildern, die Erfüllung einer Bitte. Da spricht sie: „Drei Dinge erbitte ich von deiner Liebe; erstens, dass du nicht versuchst, meine Reinheit zu verletzen, dann, dass du mich nicht in Frauenkleidern gehen lässt, sondern in Manneskleidung, um nicht Anlass zu einem Ärgernis zu geben, drittens, dass du mich nicht bei meinem Namen Katharina rufst, sondern nur als deinen Gefährten bezeichnest". Das gelobte er ihr gern unter einem Eide. Sie legt nun Männerkleidung an, und er nennt sie nur seinen Gefährten. Sie besteigen ein mit Waren beladenes Schiff und fahren nach dem Hafen Marseille. Dort rüstete sich gerade der Bischof von Lyon zu einer Seefahrt. Dem Kaufmann aber geht das Geld zu Ende, und so fragt er seinen Gefährten um Rat, und dieser zieht den Ehering hervor und bietet ihn dem Kaufmann zur Veräusserung an; dieser hat von seinem Werte keine Ahnung. Doch erfährt er bald, dass die ganze Stadt Marseille ihn nicht genügend bezahlen könnte. Viele kommen herbei; sie machen grosse Anleihen, um den Ring zu gewinnen. Der Kaufmann aber kehrt zu seinem Gefährten, das heisst zu der Herrin zurück, die im Hafen zur Bewachung der Waren geblieben war, um sie um ihren Rat zu fragen. Doch nirgends kann er sie finden; und als er sich nach ihr erkundigt, sagen ihm die umstehenden Leute: „Der Erzbischof von Lyon hat, um den günstigen Wind auszunützen, mit all seinen Leuten sein Schiff bestiegen, und wir alle und auch dein Gefährte waren ihm beim Einschiffen des Proviants behilflich, da wir es gut mit ihm meinen. Unterdessen aber schwellte der Wind die Segel, während dein Gefährte noch auf dem Meere war, und so ist er, ohne dass er es wusste, mit dem Gesinde des Erzbischofs von Lyon abgefahren". Bei dieser Nachricht zerriss der Kaufmann vor Schmerz seine Kleider; er stürzt zu Boden, lässt seine Waren im Stich, eilt auf das Gebirge, um wenigstens noch die Spuren des Weges seines Gefährten zu entdecken. Und da das Schiff noch nicht weit weg war, erkannte er ihn noch, aber vor Weinen kann er nicht rufen, und so hebt er die Hand empor und zeigt ihm den Ring. Da kommt plötzlich ein Rabe, entreisst ihm den Ring und fliegt mit ihm fort. Von dem doppelten Verlust betroffen, bricht der Kaufmann zusammen. Seinen Gefährten aber leitete die Gnade Gottes so, dass er in das Hausgesinde des Erzbischofs aufgenommen und

von ihm wie ein Sohn gehalten wurde, und durch göttliche Fügung blieb es verborgen, dass es ein Weib war, sondern alle hielten sie für einen Pagen. Der Kaufmann kommt nach Marseille zurück, verkauft alle seine Waren und besteigt ein Schiff, um dem so innig geliebten Gefährten zu folgen. Aber seine Reise war traurig; denn während er nachfuhr, war der Erzbischof mit seinem Gefährten auf einen anderen Weg wieder heimgekehrt. Bei seiner Ankunft erfährt er die Abreise des Bischofs. Nun verzweifelt er an der Auffindung seines Gefährten. Sein Vermögen ist verbraucht; Krankheit und Leiden verfolgen ihn. Und da gerade ein Schiff zur Abfahrt bereit ist, besteigt er es und bleibt fünf Jahre lang auf dem Meere.

Der Erzbischof aber kam nach Konstantinopel und wurde dort vom Kaiser, also vom Vater der Frau, die ihm so gewandt als Page Dienste tat, eingeladen. Der Kaiser bittet sich vom Erzbischof diesen Pagen aus. Dem ist das recht gegen seinen Willen, und lange widersetzt er sich dem Wunsche des Herrschers. Doch schliesslich lässt man dem Pagen selbst die Entscheidung, und dieser wählt des Kaisers Dienst. Der Erzbischof kehrt heim. Der Page aber gewinnt die Gunst des Kaisers in dem Masse, dass er von ihm als Nachfolger erwählt und bestimmt wird. Doch der Page will davon nichts wissen und bittet einzig um ein Schloss, auf dem er leben könnte. Da beruft der Kaiser die Fürsten und die Geistlichkeit zu einer Beratung zusammen; er offenbart ihnen seinen Plan, und alle sind mit Freuden einverstanden, da ihnen die hohen Fähigkeiten des Pagen bekannt sind. Dieser nimmt nun von allen den Treueid entgegen und entdeckt dem Vater und den Anwesenden, nachdem er sich ihrer Verschwiegenheit versichert hat, dass er des Kaisers Tochter sei. Er verbietet ihnen bei Todesstrafe das Geheimnis zu verraten, dass er ein Weib sei, solange er ihnen nicht dazu die Erlaubnis gebe.

Nach einiger Zeit stirbt der Kaiser, und wie ein Mann wird seine Tochter auf den Kaiserthron erhoben. Sie spendet reiche Almosen [Bl. 41 r] und lässt zu Ehren der heiligen Jungfrau und der heiligen Katharina und für das Seelenheil des treuen Gefährten, den sie tot glaubt, ein Hospital von seltener Grösse erbauen. Jeden Abend aber kam ein Herold und rief: „Dieses Hospital errichtete der Kaiser zu Ehren der heiligen Jungfrau und der heiligen Katharina und für das Seelenheil seines guten Gefährten“. Endlich kommt jener gute Kaufmann von Toulouse, der all sein Vermögen geopfert hatte, nur um seinen Gefährten wiederzufinden, übers Meer zurück, und Almosen bettelnd gelangt er nach Konstantinopel, wo er viele Tage und Nächte in jenem Hospitale bleibt. Eines Tages wird er auf die Worte des Heroldes aufmerksam, sein Mut belebt sich von neuem, und sein ganzes Trachten ist darauf gerichtet, das Antlitz des Kaisers zu sehen. Zwar gelang ihm das nicht sofort, doch endlich glückte es ihm, und aus dem Antlitz und aus der Art, wie der Kaiser in die Dienste des verstorbenen Herrschers getreten war, erkannte er, dass es jene Frau war, die er einst gekauft hatte. Und er ging an die Ritter und Diener heran und versprach ihnen für den Fall, dass sie ihm eine Audienz beim Kaiser vermitteln wollten, einen Ring, dessen Wert so gross wäre, dass ihn niemand hoch genug einschätzen könnte. Diese aber verachteten ihn wegen seiner schlechten Kleidung und wiesen ihn aus dem Hause. Aber er stellt es doch so geschickt an, dass er eine Unterredung mit dem Kaiser erreicht. Dieser kommt alsbald in dank-

barer Erinnerung an die Güte seines Gefährten auf ihn zu und umarmt ihn, und beide vergiessen Tränen. Er erhält königliche Gewänder, wird gespeist und gepflegt und gebadet. Unterdessen werden die Fürsten und Grafen zusammenberufen zu einem grossen Feste, das angesagt und vorbereitet wird. Und als alle beisammen sind, wird der Kaufmann in Gegenwart des ganzen Volkes zum Ritter geschlagen und darauf zum Könige erhoben. Dann aber erzählt der Kaiser unter Zustimmung der Fürsten, die bereits wussten, dass sie nicht ein Mann, sondern des verstorbenen Kaisers Tochter war, kurz entschlossen die Geschichte ihres Unglücks und der Treue ihres Gefährten. Und um ihn auszuzeichnen und als Entgelt für seine Mühsale bietet sie ihm die Herrschaft an und nimmt ihn zum Gemahl. Und so war sie Kaiserin, der Tolosaner aber wurde Kaiser.

Die einzige mir bekannte Parallele zu dieser mit der Crescentiasage verwandten Erzählung ist das albanesische Märchen von dem „Mädchen im Kasten“, das G. Meyer in seinen Albanesischen Märchen (Schnorrs Archiv für Literaturgeschichte 12, 127) mitgeteilt hat. Darin heiratet die Tochter des Königs von Ägypten heimlich einen bürgerlichen Jüngling mit Namen Konstantin. Von einem Juden, den sie nicht erhört, bei ihrem Gatten verleumdet, wird sie von diesem in einen Fluss geworfen, aber von Fischern gerettet und einem Türken für fünfzehntausend Piaster verkauft. Sie entflieht ihm und kommt als Mann verkleidet in dem Augenblicke nach Ägypten, wo ihr Vater, der König, gestorben ist, und wird unerkannt zum König gewählt. An allen Quellen lässt sie nun ihr Bild aufhängen, und jeder, der bei dessen Anblick seufzt, wird in den Palast gebracht; der Jude, die Fischer, der Türke und endlich auch Konstantin. Sie gibt sich zu erkennen, verzeiht dem Juden, belohnt die Fischer, entschädigt den Türken und erhebt Konstantin zum Könige.

Zu einzelnen Motiven dieses Märchens hat Reinhold Köhler Nachweisungen gegeben, die jetzt am zugänglichsten sind in Joh. Boltes Ausgabe der „Kleineren Schriften“ Köhlers Bd. I 391—393.

2.

Als weitere Proben sollen nun nach der Breslauer Handschrift die beiden Märchen vom „Wasser des Lebens“ und von den „Drei Brüdern“ übersetzt werden. Ihr lateinischer Text ist bereits von J. J. Crane aus dem Ulmer Drucke vom Jahre 1480 in der Germania 30, 203 (1885) mitgeteilt worden. Doch ist auch in diesen beiden Stücken der Text der Drucke fehlerhaft; ausserdem hat Crane die beide Märchen auszeichnende eigenartige Moralisation

weggelassen. Das Märchen vom „Wasser des Lebens“ weicht sowohl von der Grimmschen Fassung (Kinder- und Hausmärchen Nr. 97 und Bd. III 177) wie auch von allen anderen bekannten Fassungen, wie sie August Wünsche in M. Kochs Zs. f. vgl. Literaturgeschichte 13, 166—180 behandelt hat, wesentlich ab. Die Literatur zu diesem Märchen findet sich bei R. Köhler, Kleinere Schriften I 562.

Das Wasser des Lebens.

[Bl. 123v] Ein König lag einst an einer unheilbaren Krankheit danieder. Er hatte von den Ärzten erfahren, dass er nur geheilt werden könne, wenn er Wasser aus dem Quell des Lebens bekäme, das ein Heilmittel gegen jedes Siechtum wäre. Daher rief er seine drei Söhne vor sich und bat sie inständig, sie möchten die Länder durcheilen und die Wässer versuchen, und dem, der ihm das Wasser der Jugend brächte, versprach er sein Reich. Da versahen sich die Söhne mit Geld, und sie verteilten die ganze Erde so unter sich, dass der älteste an den Ufern, der mittlere über die Ebenen, der jüngste aber über die Berge gehen sollte. Schliesslich kam der jüngste, nachdem er die dichtesten Wälder durchwandert hatte, zu einem Greise, der ihn darüber belehrte, wo der Quell der Jugend war. Doch wies er ihn auch auf die verschiedenen Gefahren hin, die er zu bestehen hätte. Und wenn er diese nicht bestände, dann wäre es besser für ihn, zurückzukehren als dorthin zu gehen. Die erste Gefahr aber war die Begegnung mit einer Schlange, die er töten musste. Die zweite Gefahr war die Schönheit von Jungfrauen, die er nicht anblicken durfte; die dritte war die Begegnung mit Rittern und Baronen, die ihm Waffen aller Art anbieten würden, die er aber nicht annehmen durfte; die vierte endlich war die Eröffnung des Palastes, in dem die Jungfrau mit dem Schlüssel zum Jungbrunnen sass; denn am Tore waren Glocken, die sogleich läuteten, wenn man daran rührte, und so Ritter herbeiriefen, die den Eindringling töteten. Gegen diese Gefahr aber gab der Eremit dem Jünglinge einen Schwamm mit, den er in die Glocken stopfen sollte, damit sie keinen Ton von sich gäben. Nun ging der Jüngling dorthin, und als ihn die Schlange anfiel, tötete er sie unerschrocken mit seiner Lanze. Darauf kommt er auf eine Wiese, auf der ihm wunderschöne Frauen entgegeneilen; doch er verhüllt sein Gesicht und geht, ohne ein Wort zu sprechen, von dannen. Als er zu einem prächtigen Schlosse kommt, treten ihm Ritter und Barone entgegen und bieten ihm Waffen jeglicher Art als Geschenk an und herrliche Pferde; aber er verschmäht das alles und kommt zu dem Palaste, verstopft die Glocken mit dem Schwamm und tritt ein. Da erblickte er eine überaus schöne Frau, die er demütig bat, sie möchte ihm von dem Jungbrunnen geben. Da sprach sie: „Mir ist von meinem Vater gesagt worden, ich solle jenes Ritters Weib werden, der alle ihm entgegentretenden Hindernisse siegreich bewältigen und unverletzt zu mir kommen würde. Und da du dieser bist, wirst du nicht allein vom Jungbrunnen haben, sondern ich selbst werde deine Gemahlin werden“. Und er kehrte mit dem Wasser zu seinem Vater auf einem anderen Wege zurück, erhielt das Reich und nahm die Jungfrau zu seiner Gemahlin.

Das ist geistlich gesprochen: Diese drei Söhne des Menschengeschlechts — das ist nämlich der kranke Vater — sind die drei Klassen von Menschen. Die eine Klasse sucht Genüsse, und diese geht an den Ufern; die andere sucht Reichtümer, und diese geht durch die Ebenen, die dritte aber geht durch Bussübungen, und diese geht über die Berge. Ihr begegnen vier Hindernisse: die Rachsucht, das ist die Schlange, die Fleischeslust, das sind die Weiber, die Sucht nach irdischem Besitz und die Furcht vor der Armut, das sind die Ritter, und die Sucht nach Ehre, das sind die Glocken. Das erste Hindernis besiegt der Mensch mit der Lanze des reinen Mitleids mit den Schmerzen Christi, das zweite durch die Flucht vor der Gelegenheit, das dritte durch die Hoffnung auf Vergeltung und das vierte durch den bitteren Schwamm der Selbsterniedrigung. So geht er endlich ein in den Palast der Gnade und findet dort die Liebe, die Gottes Tochter ist, und erlangt nicht allein das Wasser der Vergebung der Sünden, sondern auch die Liebe Gottes selbst.

3.

In der Form stellt sich neben dieses Märchen vom Wasser des Lebens hinsichtlich der daran geknüpften für die Verwendung in der Predigt bestimmten Moralisation das hier angeschlossene, ebenfalls der Scala caeli entnommene Märchen von den drei Brüdern, dessen moderne Fassung in den Grimmschen Märchen unter Nr. 124 steht; ältere verwandte Fassungen sind ebenda Bd. III 221 zusammengestellt. Der in der Scala caeli vorangestellte Teil von dem Testamente des Weibes, das seinen drei Söhnen einen Birnbaum hinterlässt, findet in den Gesta Romanorum zwei Parallelen. Hier vererbt Ezechias (Österley Nr. 196 = Dick c. 146) seinem ältesten Sohne alles das an dem Baume, was unter der Erde ist, dem zweiten alles, was oben ist, dem jüngsten aber alles, was trocken und feucht daran ist. Und in einer anderen Erzählung hinterlässt Valerius (Österley Nr. 262 = Dick c. 54) den drei Söhnen einen einzigen Baum, der alles heilen kann, nur nicht den Aussatz. An die sonderbare Teilung erinnert ja auch die Teilung der Erde, die die drei Königssöhne in dem Märchen vom Wasser des Lebens vornehmen. Wir sehen, dass das Motiv des Baumerbes, das abweichend von den heutigen Fassungen des Märchens von den drei Brüdern in unserer mittelalterlichen Version organisch mit der Geschicklichkeitsprobe verbunden ist, nicht unbedingt zu dem ursprünglichen Bestande gehört zu haben braucht.

Die drei Brüder.

[Bl. 123v] Man liest, dass einst ein Weib lebte, das drei Söhne hatte, zwei uneheliche und einen von ihrem Gatten. Da ihre Mitgift nur in einem Birnbaume bestand, und sie nicht wollte, dass ihr Gatte die unehelichen Söhne

von dem ihrer Ehe entsprossenen unterscheiden könne, teilte sie den Birnbaum in ihrem Testamente so, dass sie dem ältesten Sohne das Grade und Krumme an dem Baume, dem mittleren das Grüne und Trockene daran, dem jüngsten aber alles das hinterliess, was in und über der Erde von dem Baume war. Als die Mutter gestorben war, wollte jeder den ganzen Baum haben, und so gingen sie vor den Richter. Der aber sprach: Der Baum solle dem gehören, der sich der grössten Behendigkeit rühmen könnte. Da behauptete der Älteste von sich: „Wenn ein Hase vorübergelaufen kommt, und ich jage ihm nach, dann zieh ich ihm das Fell ab, ohne dass sein Lauf oder der meine irgendwie dabei gehemmt wird". Der zweite sprach: „Ein Pferd mag noch so schnell daherrennen, ich nehme ihm die Hufeisen ab und bring den Reiter herunter, ohne dass sein Lauf verzögert wird". Der dritte aber sagte: „Ich steige auf die höchsten Berge, in deren Mitte alle Winde wehen, und öffene ein Federkissen. Mag dann der Wind noch so stark wehen, und mögen die Federn noch so fein und das Kissen ganz offen sein, ich bin doch so behende, dass ich alle Federn darin zurückhalte und auch nicht eine einzige herauskommt".

Diese Mutter ist das Leben, der Birnbaum der Mensch, die drei Söhne die Welt. Der erste Sohn ist der Wille ohne Vernunft, der jeder Tugend bar ist; der zweite Sohn ist der Tod, das Pferd der Leib, der Reiter die Seele; die vier Hufeisen sind Schönheit, Reichtum, Tapferkeit und vornehme Abkunft; der dritte Sohn ist der Teufel. Die zwei Berge sind die beiden Testamente, der Wind die Gaben des Heiligen Geistes. Das Kissen voll Federn ist das Gewissen voll Sünden. Und dem Teufel wird der Birnbaum gegeben, das heisst, der Mensch im Gerichte Gottes.

II. Handschrift I. F. 115 der Kgl. u. Univ.-Bibl. zu Breslau.

Zu den älteren Handschriften, die aus dem Breslauer Dominikanerkloster an die Kgl. und Universitätsbibliothek gekommen sind, gehört Cod. ms. I. F. 115, eine Papierhandschrift, die in ihrem zweiten Teile eine später dazugebundene Exempelsammlung enthält. Diese Sammlung ist, wie die Schrift und die eingestreuten deutschen Glossen beweisen, um die Mitte des 14. Jhs., und zwar in Ostmitteldeutschland, vielleicht in Schlesien selbst geschrieben. Für die Sagen- und Märchenforschung ist sie nicht allein wegen ihres verhältnismässig hohen Alters von Bedeutung; sie enthält nämlich gerade die beliebtesten Stoffe des Mittelalters in einer solchen Zahl, dass man sie mit den Gesta Romanorum vergleichen kann. Und da sie ein gleiches Alter aufweist wie die ältesten Gesta-Handschriften und mit ihnen eine ganze Reihe von Stoffen gemeinsam hat, ist sie von hoher Wichtigkeit für die Beurteilung der uns durch die Gesta überlieferten Fassungen. Unsere Handschrift steht ihnen durchaus selbständig gegenüber; die Moralisationen fehlen ganz in ihr. Die folgenden Proben werden den

Beweis erbringen, dass die Fassungen unserer Handschrift ältere Gestaltungen des Stoffes darstellen als die entsprechenden der Gesta Romanorum. Angaben über benutzte Quellen finden sich nur gelegentlich; und auch da ist es dem Verfasser nur darum zu tun gewesen, seine Erzählung durch ein typisches, durchaus formelhaftes: Legitur in . . einzuleiten. Ob die Quellenangabe auch zutreffend ist, das blieb ihm gleich. Wenn wir mit solchen unzutreffenden Quellenangaben nicht den Brauch vieler mittelalterlicher Dichter vergleichen wollen, für die Dichtung irgendeine, oft frei erfundene Grundlage anzugeben, so bleibt nur die andere Annahme, die auch durch die freie Textgestaltung einzelner Stücke gestützt wird, dass der Verfasser des öfteren aus dem Gedächtnis seine Erzählungen niedergeschrieben hat und die falsche Quellenangabe dann auf einem Irrtum beruht. Von bekannten Werken erwähnt er gelegentlich die Historia ecclesiastica, die Vitas patrum, Gregors Dialoge, weiter aber auch die Epistula Alexandri, eine Cronica Romanorum, einen Liber de illustribus, jedenfalls ein Werk über berühmte Mitglieder seines Ordens, eine Cronica Anglorum, womit Bedas Kirchengeschichte gemeint ist, und eine Historia oder Cronica tripartita, unter der man im Mittelalter nur das Werk des Cassiodor verstehen kann. Aus dem reichen Inhalt, von dem ich hier nur einige ausführliche Stücke geben kann, sollen wenigstens einige Stoffe andeutungsweise behandelt werden. Bl. 162rb: Ein Graf ermordet einen anderen, um dessen Weib heiraten zu können; während zwei Nachtwachen am Grabe des Ermordeten wird er durch eine um Rache schreiende Stimme aus dem Grabe und eine Antwort vom Himmel auf seinen Untergang nach dreissig Jahren hingewiesen; nach dieser Zeit vernichtet vom Himmel fallendes Feuer ihn und die Gräfin. Die Erzählung weicht in der Ausführung stark ab von der verwandten der Gesta Romanorum (Österley Nr. 277). — Bl. 163rb: Amor mundi zeigt einem Kleriker den wurmzerfressenen Rücken; Gesta Romanorum (Österley) Nr. 202; Parallelen ebendort in den Nachweisungen zu dieser Nummer; — Bl. 164va: Bischof von Mainz vor dem Angesichte Gottes; Vision. — Bl. 173va: Ritter büsst durch Schweigen; ähnlich im Promptuarius Discipuli des Joh. Herolt unter P. ex. 116. — Bl. 176ra: Ein Bischof von Köln rettet die acht Kinder, die eine Bürgersfrau ertränken lassen will, weil sie

sich ihrer grossen Zahl schämt, und führt sie dem Vater nach zehn Jahren wieder zu; ähnlich im Promptuarius Discipuli de M. ex. 10. — Bl. 192va: Engel und Eremit; kürzer als in den Gesta Romanorum (Österley Nr. 80 = Dick c. 220) und mit Abweichungen und Umstellung der Ereignisse; vgl. dazu A. E. Schönbach in den Wiener Sitzungsberichten, phil.-hist. Klasse 143 (1901) Nr. 12. — Bl. 194va: Teufelsbeschwörung in Meydeburg civitate Saxoniæ, um Geld zu bekommen. — Bl. 196rb: Greis verkauft Weisheiten; ähnlich Gesta Romanorum (Österley Nr. 103 = Dick c. 162); Parallelen dazu in Österleys Nachweisungen. — Bl. 199va: Die Geschichte des frommen Fridolin, abweichend von den Gesta Romanorum (Österley Nr. 283). — Bl. 198vb: Sage von Amicus und Amelius. — Bl. 200va: Behandlung des Siegers bei den Römern, wie in den Gesta Romanorum (Österley Nr. 30 = Dick c. 65). — Mitten unter diesen Erzählungen steht auch eine Sammlung von Marienmirakeln, die ebenfalls wichtige Stücke enthält. Es sollen nun nach diesen kurzen Hinweisen als Proben für die Gestaltung der Texte einige Übersetzungen folgen. Die Handschrift enthält das Märchen von dem Könige im Bade. Ein Vergleich mit dem Jovinianus der Gesta Romanorum (Österley Nr. 59 = Dick c. 148) lässt unsere Fassung deutlich als die ältere und ursprünglichere erscheinen. Über die Verbreitung des Stoffes handeln Österleys Nachweisungen in der Ausgabe der Gesta Romanorum und die Aufsätze Reinhold Köhlers (mit Joh. Boltes wertvollen Ergänzungen) in den Kleineren Schriften Bd. II 207 ff., 250, 584 f. Der so weit verbreitete Stoff ist auch, allerdings aus einer ganz anderen als der hier mitgeteilten Quelle in Schlesien von Mühlstrom dramatisiert und unter dem Titel: Superbia humiliata im Jahre 1770 in Leobschütz als Schulkomödie aufgeführt worden; das Manuskript befindet sich mit der Signatur IV. F. 68a auf der Kgl. u. Univ.-Bibl. zu Breslau.

1.

Der König im Bade.

[Bl. 170vb] Man liest, dass einst in Hibernia ein König lebte, der jenen Vers im Lobgesange der heiligen Jungfrau tilgte: „Die Mächtigen hat er von ihren Sitzen gestürzt“, indem er sich stolzen Geistes dagegen auflehnte und sprach, er sei so geschützt, so von Befestigungen und Rittern umgeben und verteidigt, dass ihn Gott nicht von seinem Throne stürzen könne. Und mit solcher gotteslästerlicher und hochfahrender Gesinnung verband sich bei ihm

noch Unlauterkeit des Herzens, und vor seinem Richterstuhl fand das Recht keinen Schutz. Als dieser hoffärtige König nun einmal im Bade sass, trat ein Jüngling heran, erhob seine Hand gegen des Königs Angesicht und wandelte es so, dass er fortan nicht mehr wie der König aussah, sondern ein anderer Mensch zu sein schien. Und als der Jüngling davonging, hielt ihn das Gefolge für den König und leistete ihm Dienst. Der wirkliche König aber blieb noch länger im Bade, aber niemand bediente ihn. Da erhob er sich und verlangte seine Kleider. Der Badediener jedoch sprach zu ihm, wenn er Kleider habe, so solle er sie selbst nehmen. [171 ra] Da er aber weder seine Kleider noch das Gefolge erblickte, begann er über die verächtliche Behandlung, die er erfuhr, unwillig zu werden und stiess Drohungen aus. Nun hielten ihn alle, die im Bade waren, für einen Menschen, der den Verstand verloren hat, und sie bewarfen ihn mit Schmutz und gaben ihm Ohrfeigen und jagten ihn aus dem Badehause hinaus. Da lief er nun nackt durch die Strassen, und hinter ihm liefen die Kinder in Scharen. Schliesslich reicht ihm ein Bürger, der ihn für närrisch hält, ein armseliges Gewand. Unwillig nimmt er es an und begibt sich zum Königspalaste. Dort fragt er den Torwächter, warum ihn die Dienerschaft so unwürdig behandele. Der aber fragt ihn, wer er eigentlich sei, und als er entrüstet antwortet, er sei der König, glaubt auch der Torwächter, dass er ein Narr ist, und lässt ihn ein vor das Hofgesinde, und alle halten ihn für einen närrischen Gesellen und treiben ihren Spott mit ihm. Und so verbrachte er in seinem elenden Zustande sieben Jahre. Endlich ging er in sich und sprach zu sich: „Der Herr ist ein gerechter Richter. Er stürzt die Mächtigen von ihrem Sitze. Wegen meiner Hoffart hat mich der Herr gedemütigt“. Und in seinem grossen Schmerze vermochte er den Spott der Menschen nicht mehr zu ertragen, und er ging in einen Wald, um dort den Hungertod zu sterben. Jener Jüngling aber, den alle für den König hielten, ritt einst auf die Jagd; und bei dieser Gelegenheit kam er auch in den Wald, und dort traf er den König. Und er fragte ihn, wer er wäre, und was er so allein in dem Walde wolle. Und jener sprach: „Herr, ich bin der unglückliche König, der durch Gottes Hand vom Throne gestürzt worden ist. Du aber bist erhöht worden“. Da erwiderte ihm der Jüngling: „Weisst du nicht, dass der, welcher sich selbst erhöht, erniedrigt wird? Du aber hast die dir von Gott verliehene Macht dazu gemissbraucht, dich in Hoffart gegen ihn zu erheben. Deshalb hat dir Gott diese Strafe bestimmt. Aber da du jetzt Schmerz empfindest über dein Unrecht, [171 rb] so nimm hier das Pferd und meine Kleider, und du sollst deine Herrschaft wiedererlangen, weil du dich demütigst. Wisse, ich bin der Engel, der dir zum Schutz gegeben worden ist. Und ich bin gesandt, dir zu zeigen, dass jeder, der sich selbst erhöht, erniedrigt wird, wer sich aber erniedrigt, der wird erhöht werden“.

2.

Ein Gegenstück zu dem Jovinianusmärchen ist die oft im Mittelalter behandelte Legende von dem Königssohne im Paradiese. Die Literatur zu dieser Legende findet sich in Reinh. Köhlers Kl. Schr. II 224 ff. Unsere Handschrift enthält

eine in manchen Zügen von den bisher bekannt gewordenen abweichende und im Schluss ganz alleinstehende Fassung dieser Erzählung, die in ihrer Form zu den vollendetsten Stücken der Handschrift gehört und den Märchencharakter glücklich wahrt. Hinsichtlich ihres Alters ist die Legende die zweitälteste erhaltene Version.

Der Königssohn im Paradiese.

[Bl. 201 va] Ein christlicher König gab seinem einzigen Sohne eine Gemahlin und wollte die Hochzeit feierlich begehen. Noch vor der Hochzeit ging der Jüngling vor die Burg, um sich die Zeit zu verkürzen. Er hätte es von Herzen gern gesehen, wenn ein paar Arme an dem Feste teilnehmen würden. Da erblickt er von ferne einen armen, aber ehrwürdigen Greis, der sich der Burg naht. Er eilt ihm entgegen, grüsst ihn in Ehrfurcht und fragt ihn, warum er komme. Und der Greis erwidert, er wolle sich Almosen erbitten. Da nimmt ihn der Jüngling voll Freude mit auf die Burg. Dort setzt er ihn sich gegenüber an die Hochzeitstafel. Seine Augen können sich nicht von seinem Anblicke trennen. Er findet an der so ausnehmend würdigen Erscheinung des Greises ein so herzliches Wohlgefallen, dass er das Mahl und die Musik vergisst und den Anblick dieses Greisenantlitzes, das ihm immer herrlicher erscheint, allen irdischen Freuden vorzieht. Nach dem Mahle dankte der Greis und wollte fortgehen. Der Jüngling aber forderte ihn auf, dazubleiben, und hatte nur den einen Wunsch, beständig in seiner Umgebung leben zu dürfen. Der Greis aber lehnt die Aufforderung ab und spricht: „Hier bleiben kann ich nicht. Aber wenn du mich wiedersehen willst, werde ich morgen um diese Stunde ein Eselein schicken; auf dem kannst du zu mir kommen. [201 vb] Darauf ging der Greis zur grossen Betrübnis des Jünglings hinweg. Der aber denkt nicht mehr an seine Hochzeit, und ungeduldig erwartet er den nächsten Tag. Und gegen die erste Stunde kommt wirklich ein Eselein, ganz allein ohne Reiter heran. Er besteigt es, und in kurzer Zeit ist er in einer Gegend, wo sanfte Lüfte wehen, die prächtige Haine mit schönen Blumen und Bäumen schmücken, und in der entzückender Vogelsang erschallt. Und dort gelangt er vor eine Burg, die ganz aus Gold und Edelsteinen erbaut ist, und darin sieht er eine grosse Zahl überaus schöner Menschen. Er reitet hinein und begegnet einem Greise, der ihn nach dem Grunde seines Kommens fragt, worauf er dem ehrwürdigen Greise erwidert, er sei von einem Armen, der als Gast an seinem Hochzeitsmahle teilgenommen habe, eingeladen worden. Bei dieser Antwort lächelt jener und spricht: „Dieser Arme ist der Schöpfer aller Welt und unser Gott". Darauf nimmt er ihn an der Hand und führt ihn in die Burg seines Herren. Und als der Jüngling den Herrn anblickt, da erkennt er ihn alsbald, und Seligkeit erfüllt sein Herz. Ganz in den Anblick seines Antlitzes versunken, das ihm von Augenblick zu Augenblick immer herrlicher erscheint, vergisst er das prächtige Mahl, das vor ihm auf der Tafel steht, und nach der Mahlzeit hat er nur den einen Wunsch, noch bleiben zu dürfen. Der Herr aber entgegnet ihm: „Das darf jetzt noch nicht sein. Kehre nun wieder heim, und dann wirst du bald zu mir zurückkommen, um für immer bei mir zu



bleiben". Voll Trauer und Schmerz reitet er auf dem Eselein nach Hause; noch vor Mittag ist er, wie es ihm scheint, wieder daheim. Doch er findet die Burg seines Vaters von Grund auf zerstört, und an ihrer Stelle erhebt sich jetzt ein Kloster. Er tritt dort ein, aber niemand kennt ihn. Als er endlich nach seinem Vater fragt, da ruft der Abt die Brüder herbei, und man durchblättert die Klosterurkunden und findet, dass der Jüngling dreihundert Jahre fortgewesen ist. Dann geleitet man ihn an die Grabstätten seiner Eltern. Und auf seine Bitten öffnen die Mönche das Grab seiner Braut. Und man findet sie unverwest, und ihr Gesicht ist rot, wie wenn sie lebte; sie breitet ihre Arme aus, und der Jüngling steigt hinein in die Gruft, und sie umfängt ihn mit ihren Armen, und er verscheidet unter den Augen der Brüder, um einzugehen in das Reich des Sohnes der glorreichen Jungfrau.

3.

Die in Frankreich und England im späteren Mittelalter wiederholt behandelte Sage von der Königin, die ihren Seneschall tötete, scheint bisher auf deutschem Boden noch nicht nachgewiesen zu sein. Auch in R. Köhlers Kl. Schr., wo Bd. II 393 und 397 die fremden Fassungen besprochen werden, fehlen Angaben über lateinische Versionen und solche aus deutschen Quellen. Unser Beleg wäre somit der einzige Text, der die Verbreitung des Stoffes auch auf deutschem Gebiete beweist; zugleich ist er die älteste Fassung überhaupt, die bisher gefunden worden ist.

Die Königin, die den Marschall tötete.

[Bl. 195va] Einst lebte ein junger König, der Vater und Mutter verloren hatte. Dieser hielt Umschau nach einer für ihn passenden Gemahlin, wobei er nicht auf Reichtum und Besitz, sondern mehr auf Tugend und Zucht Wert legte. Und es traf sich, dass zur selben Zeit ein edles, reiches und ansnehmend schönes Mädchen, das ebenfalls seine Eltern verloren hatte, heiraten wollte und das ihren Beratern mitteilte. Ihre Weisheit und Schönheit gewannen ihr die Liebe jenes Königs, und er sandte Boten und warb um sie, und sie nahm die Werbung an, und der Hochzeitstag wird vereinbart. Der König entsendet seinen Marschall, um die Braut mit gebührendem Prunk einzuholen. Aber dieser Marschall wird durch ihre Schönheit zu bösem Begehren verleitet, und in treuloser Weise entehrt er sie heimlich des Nachts freventlich und gewaltsam. In masslosem Schmerz ermordert sie ihn in einer Nacht im Schlafe und ruft dann eine ihr treu ergebene Magd, der sie ihre unglückliche Lage anvertraut. Diese holt einen Küchenburschen, der im Hause der jungen Königstochter aufgewachsen war, und bittet ihn, den Leichnam fortzuschaffen und über die Tat Stillschweigen zu bewahren. Was brauchts vieler Worte! Der Elende will das nur dann tun, wenn ihm die Magd verspricht, ihm zu Willen zu sein. An dem Schlosse oder Palaste aber, wo sich das ereignete [195vb], strömte ein reissendes Wasser vorbei, zu dem vom Schlosse aus eine steile Böschung hinabführte. Der Bursche steigt zum Fenster empor, durch das er den Toten hinabwerfen will. In diesem Augenblicke stösst ihn die Magd mit dem Leichnam hinab. Darauf entfliehen sie, und

die Sache bleibt verborgen. Die Hochzeit findet statt. Nach mehreren Jahren will die Königin endlich beichten. Sie hatte aus ihrer Heimat einen Kaplan mit an den Hof gebracht, den der König aus Liebe zu seiner Gemahlin zum Bischof erhoben hatte. Auf ihn vertraut die Königin und bekennt ihm ihre Tat. Doch nachdem sie ihr Bekenntnis abgelegt hat, spricht der unselige Bischof: „Jetzt wird mir zuteil, was ich alle Tage meines Lebens gewünscht habe. Wenn du mir nicht zu Willen bist, werde ich dich vor dem Könige und dem ganzen Lande in Schande bringen und verderben". Sie weist ihn zurück und er offenbart ihre Tat. Der König und das ganze Volk glauben ihm und sind von ihrer Schuld überzeugt. Der König, der sie trotzdem lieb behält, ist tief unglücklich. Aber gegen den Willen seines Volkes kann er nicht handeln, und so wird sie vor ein Gericht gestellt, der königlichen Würde verlustig erklärt und mit ihren Kindern in die Heimat zurückgeschickt. Auf ihrer Wanderung kommt sie zu einer Kapelle. Sie tritt ein und hört die Messe, die ein heiliger Mann las. Seine Andacht flösst ihr Zutrauen zu ihm ein, und sie offenbart ihm ihre Lage. Da weinte er sehr, und als Busse für alle ihre Sünden trug er ihr auf, sofort wieder zurückzukehren und sich einem Zweikampfe zu unterziehen. [196ra] Und zwar sollte sie vor dem ganzen Volke nur mit einem einzigen Gewande bekleidet, ohne jeden Schutz in der Weise mit dem bewaffneten Bischofe kämpfen, dass sie die Eisenspitze ihrer Lanze gegen ihre entblösste Brust und den Holzschaft gegen den Panzer des Bischofs kehrte. Das befahl ihr der heilige Mann, damit sie für ihre Sünden hinreichende Busse leistete für den Fall, dass sie in diesem Kampfe den Tod fände. Und sie kehrte unverzüglich zurück und verpflichtete sich vor dem Könige und dem ganzen Volke zu diesem Kampfe. Erstaunen ergreift alle, und durch Richterspruch wird der Zweikampf angeordnet. Sie beginnen ihn; aber mit Gottes Hilfe siegt die Gerechtigkeit; dem verbrecherischen Bischofe wird vor aller Augen von der Lanze die Brust durchbohrt. Und alles Volk preist Jesum, Marias Sohn, den Helfer in der Not.

4.

In Verwandtschaft mit dieser Sage steht die Hildegardsage, insofern auch sie die Verfolgung und den endgültigen Sieg einer unschuldigen edlen Frau behandelt. Von dieser Hildegardsage, die in den Kreis der Karlssagen eingetreten ist und als solche auch in die Deutschen Sagen der Brüder Grimm Aufnahme gefunden hat (Bd. II 102 Nr. 437), enthält unsere Handschrift ebenfalls eine Version, die von der Erzählung der Gesta Romanorum (Österley Nr. 249 = Dick c. 150) wesentlich abweicht und als Quelle eine Cronica tripartita nennt. Zeitlich wäre eine Entlehnung unserer Fassung aus des Vinzenz von Beauvais Speculum historiale noch möglich, wenn auch recht unwahrscheinlich. Dort wird unsere Sage recht ausführlich im Buch VII c. 90—92 erzählt, und auch die Bezeichnung der Quelle als Cronica tripartita wäre im Hinblick auf die Gesamtenzyklopädie, das Speculum ma-

ius noch denkbar, besonders da eine nahe Verwandtschaft mit dem Texte des Speculum historiale wirklich vorliegt. Aber wenn wir nicht recht eigenartige Besonderheiten unseres Textes erst auf Rechnung des Verfassers unserer Exempelsammlung setzen wollen, müssen wir uns nach einer anderen Quelle umsehen, aus der sowohl die Fassung des Vinzenz von Beauvais wie unsere bedeutend kürzere Version hervorgegangen sind. Die Stellen, durch die sich der Text des Vinzenz von Beauvais von dem unserer Handschrift unterscheidet, sind folgende. Dort ist der Ort der Handlung Rom; der Kaiser besucht die Gräber der Heiligen, übergibt Land und Bruder der Obhut der Königin; diese hält ihren Schwager in einem Turme gefangen; der rückkehrende Kaiser lässt sein Weib durch zwei Diener in einen tiefen Wald bringen; ein vornehmer, aus Rom heimkehrender Ritter befreit sie. Später bei ihrer zweiten Verstossung wird sie von fremden Schiffern, nicht solchen, die der Ritter nach einem Arzt für seinen kranken Bruder ausgesandt hat, befreit. Der Schluss weicht ganz ab; die vom Himmel erschallenden Worte und der Tod der Königin fehlen bei Vinzenz. Dieser gibt gar keine Quelle für seine Erzählung an. An anderen Stellen aber bezieht auch er sich auf eine tripartita historia, so z. B. im Speculum morale lib. III dist. VI; lib. III dist. XXVIII; lib. III dist. XXXII (Ausg. Duaci 1624 p. 1399; 1503; 1551). Hier handelt es sich um das im Mittelalter so häufig benutzte Werk des Cassiodor, das Opus tripartitum (Migne, Patres latini LXIX, LXX). Und so werden wir annehmen müssen, dass auch unsere Handschrift sich, allerdings irrtümlich, auf dieses Werk bezieht. Vielleicht enthielt auch schon die Vorlage diese fehlerhafte Quellenangabe. Der Text gehört, abweichend von der Crescentiasage der Kaiserchronik (Massmann, Vers 11367—12828, zu den Fassungen, wo nicht Petrus, sondern Maria der ausgesetzten Königin erscheint. Die Literatur zu dem Stoffe findet sich in Österleys Nachweisungen zu Nr. 249 der Gesta Romanorum, in Massmanns Ausgabe der Kaiserchronik Bd. III 899 ff. Zu vergleichen sind auch R. Köhlers Kl. Schr. II 275.

Die Königin von England.

[Bl. 169 ra] Man liesst in der Chronika tripartita, dass einst ein König in England lebte, der eine schöne und tugendsame Gemahlin hatte, auf deren [169 rb] Bitten er sich vornahm, ein enthaltsames Leben zu führen. Seine Frömmigkeit bestimmte ihn zu einer Fahrt ins Heilige Land. Daher übergab er die

Regierung des Landes und den Hofhalt seinem Bruder. Diesen Bruder aber verführte die Schönheit der Königin bald zu sündhaftem Begehren. Doch diese suchte ihn immer wieder hinzuhalten, endlich aber liess sie eines Tages ein Haus mit den nötigen Lebensmitteln versorgen und schloss ihn darin ein. Als jedoch der König heimkehrte, da forderte sie den Eingeschlossenen auf, seinem Bruder freudig entgegenzueilen. Der aber verleumdet beim ersten Zusammentreffen mit dem Könige die Königin in der schändlichsten Weise, indem er ihr den Vorwurf macht, sie habe mit vielen anderen die Treue gegen ihren Gemahl verletzt. Der König glaubt seinem Bruder und befiehlt zwei Kämmerlingen, sie des Nachts auf die nächste Insel zu schaffen und dort zu töten. Diese wollen sein Gebot ausführen, aber auf dem Wege treffen sie mit einem Grafen zusammen, der den König auf seiner Pilgerreise begleitet hatte. Als dieser sieht, wie man jene schöne Frau zum Tode führt, fühlt er Mitleid mit ihr, entreisst sie ihren Händen und nimmt sie mit nach Hause. Und gewonnen durch ihr tugendhaftes Verhalten, gibt er ihr seinen Sohn zur Pflege. Der Bruder des Grafen aber, der ihre Schönheit sieht, verfolgt sie mit unlauteren Anträgen. Sie aber weist sein Ansinnen zurück. Da tötet er, um sie bei seinem Bruder in Schande zu stürzen, dessen Sohn. Als die Frau das Kind erwürgt findet, bricht sie in ihrem Schrecken in laute Klagen aus. Das Hausgesinde [169va] eilt herbei und erblickt das getötete Kind. Aufs höchste über die Frau empört, verlangt das Gesinde und auch der Bruder des Grafen, dass sie mit dem Feuertode bestraft werde. Der Graf aber fürchtet, dadurch Gott zu beleidigen, und ohne sie vor ein Gericht zu stellen, befiehlt er, sie über das Meer in ein anderes Land zu bringen. Da die Schiffer nichts Unerlaubtes von ihr erlangen können, setzen sie sie mitten im Meere auf einem Steine aus. Sie aber betete zu Gott: „O Herr, ich weiss, dass du die nicht verlässt, die auf dich vertrauen". Und so sass sie in Ergebung dort, bis sie einschlief. Da schien es ihr, als ob eine herrliche Jungfrau herankäme, die zu ihr sprach: „Bald wirst du aus dieser Not befreit werden. Grab die Kräuter, die du unter deinem Haupte findest; mit ihnen wirst du jeden Aussätzigen heilen können". Wie sie aber so da sass, da hörte sie ein Schiff vorbeifahren. Darin waren Leute jenes Grafen, in dessen Hause sie Aufnahme gefunden hatte. Und als sie die Frau auf dem Felsen sahen, nahmen sie sie in das Schiff und erzählten ihr, dass sie einen Arzt suchten, der dem Bruder ihres Herren helfen könne, der aussätzig geworden sei. Und sie erbot sich, ihn zu heilen. Als sie dorthin kam, forderte sie den Aussätzigen auf, zunächst seine Sünden zu bekennen, besonders den Mord, den er an dem Sohne seines Bruders begangen habe. Das tat er auch. Da nahm die Frau das Kraut, das ihr die heilige Jungfrau gezeigt hatte, und heilte ihn. Der Graf aber war über den Verlust jener verleumdeten Herrin von Herzen betrübt. Da gibt sie sich ihm zu erkennen. [169vb] Der Ruf ihrer Heilkraft kommt auch dem Könige von England zu Ohren. Und er schickt nach ihr mit der Bitte, sie möchte seinen Bruder von dem Aussatze reinigen. Sie kommt und spricht zu dem Kranken: „Nur dann kann ein Kranker geheilt werden, wenn er öffentlich alle seine Sünden bekannt hat". Und so bekennt er unter Klagen, dass er die tugendhafte Königin grundlos verleumdet habe. Darauf heilt ihn die Frau. Und da sie sieht, dass der König über den Tod seiner Gemahlin grossen Schmerz empfindet, spricht sie zu ihm: „Ich bin die, über deren Tod du so trauerst. Wisse, dass mich

der Herr unversehrt aus allen Gefahren errettet hat". Und sie entsagte der irdischen Herrschaft, liess ein Jungfrauenkloster erbauen und zog sich dorthin zurück. Als sie dort Gott einige Zeit gedient hatte, hörte sie eine Stimme, welche rief: „Ihr seid es, die standhaft bei mir in meinen Prüfungen ausharrtet. Kommet, ihr Gesegneten". Und nach drei Tagen verschied sie im Herrn.

5.

Auch von Gregorius, dem grossen Büsser, bringt unsere Handschrift eine kurze Fassung, die insofern wertvoll ist, als sie nicht aus Hartmanns Dichtung hervorgegangen ist, sondern den französischen Bearbeitungen und der Erzählung der Gesta Romanorum (Österley Nr. 81 = Dick c. 170) näher steht, aber auch diesen gegenüber eine Reihe abweichender Züge enthält. Die hierher gehörige Literatur verzeichnet Österley in den Nachweisungen zu Nr. 81 der Gesta Romanorum; H. Paul in der Ausgabe von Hartmanns Gregorius, Halle 1882 (Altdeutsche Textbibl. Nr. 2 S. VI—VIII); R. Köhler, Kl. Schr. Bd. II 173 ff., 197 ff., 200.

Gregorius auf dem Stein.

[Bl. 183 vb] Ein König hatte einen Sohn und eine Tochter, die sich sehr lieb hatten. Als sie noch klein waren, wollten sie nie ohne einander schlafen gehen. Etwa im siebenten Jahre oder etwas später wollten sie nur miteinander spielen, da das ihren Neigungen entsprach. [184 ra] Der Vater und die Mutter starben, und endlich waren sie so alt, dass der Jüngling selbst die Regierung übernehmen konnte. Da begann er mit seiner Schwester sündhaften Verkehr. Und als sie fühlte, dass sie ein Kind bekommen sollte, wandte sie sich um Rat an ihre Dienerin. Diese bot ihr ihre Hilfe an. Und nach der Niederkunft machten sie einen Kahn zurecht, legten das Kind hinein und gaben ihm viel Silber und Gold und kostbare Gewänder mit. Ausserdem legten sie zwei Tafeln hinein, die die Worte enthielten: Mein Vater ist mein Onkel, meine Mutter meine Tante. Dieses aber taten sie, damit man die vornehme Abkunft des Kindes erkennen könnte, wenn der Kahn ans Land triebe und gefunden würde; denn das Gold und die Kleider bewiesen seine vornehme Herkunft. Der Kahn wurde von Fischern gefunden. Ein Abt, in dessen Hafen der Kahn trieb, sah es, kam heran, und als er den Knaben mit den kostbaren Gewändern erblickt und die Tafeln gelesen hatte, handelte er dem Inhalte der Tafeln entsprechend. Auf ihnen stand nämlich, man solle dem Kinde eine königliche Erziehung zuteil werden lassen und ihn einem vornehmen Berufe zuführen. Der Abt taufte das Kind und gab ihm den Namen Gregorius. Dann gab er es einer Bäuerin in Pflege. Später besuchte der Knabe die Schule und machte gute Fortschritte. Eines Tages aber geriet er mit den Bauernjungen in Streit, und zwar hauptsächlich mit dem Sohne jenes Bauern, dessen Weib ihn aufgezogen hatte. Gregorius aber war der Meinung, dass dieser Bauernknabe sein Bruder sei; der aber warf ihm schliesslich vor, dass er ein uneheliches Kind wäre. Dieser Vorwurf stimmte ihn unendlich traurig, und er behielt ihn im Gedächtnis, so dass

ihn der Abt lange nicht beruhigen konnte. [184 rb] Endlich gelang es ihm doch. Als aber Gregorius grösser geworden war, sprach er zum Abte: „Herr wenn ich Griffel und Tafel ergreife, dann kommt mirs immer vor, als ob mir eine Lanze in der Hand besser anstehen möchte". Was braucht's vieler Worte! Gregor drang in den Abt, dass er ihm den wahren Sachverhalt offenbare; denn er merkte wohl, dass der Bauernknabe, der ihn beschimpft hatte, ihm an Körper und Geist sehr unähnlich und hierin dem alten Bauer viel ähnlicher war. So offenbarte ihm schliesslich der Abt seine Herkunft und den Inhalt der aufbewahrten Tafeln und führte ihn dem Ritterstande zu. Und er legte ein so edles Wesen an den Tag, dass er sich bei allen beliebt machte. Es geschah aber, dass der Vater des Gregorius, der König, starb und die Mutter auf das ärgste von einem Vornehmen bedrängt und in einer Stadt belagert wurde. Als Gregorius von der Bedrängnis jener Königin Kunde erhielt, sammelte er, um sich im Kampfe zu üben, Ritter um sich und ritt, nachdem er genauere Nachrichten über diese Verhältnisse erhalten hatte, in jene Stadt, wo die Königin belagert wurde, um sie zu verteidigen. Auf ihren Wunsch kämpft er mit jenem Vornehmen, durchbohrt ihn mit der Lanze und beendet so den Krieg. Da bestürmen alle Vornehmen des Landes die Königin mit Bitten, sie solle diesen unbegüterten Ritter zu ihrem Gemahl wählen. Und endlich nahm sie auf den Rat ihrer Ritter Gregorius zum Gemahl, obgleich sie selbst gegen die Heirat Abneigung empfand. Dass aber der, den sie so lieb hatte, ihr eigener Sohn war, das ahnte sie nicht. Jedesmal, wenn der Ritter seine Tafel betrachtete, dann begann er zu weinen und verbarg sie wieder. Das bemerkte eine Magd, doch zunächst schwieg sie davon. Einmal aber, als sie bei ihrer Herrin sass, erzählte sie auch von den Tränen ihres Herren und seinen Tafeln und holt diese herbei. [184 va] Die Königin liest sie durch und gerät in Verzweiflung; sie zerreisst ihre Kleider und reisst sich die Haare aus. Der König, der auf der Jagd ist, wird zurückgeholt; auf Befehl der Königin lässt er die ganze Umgebung aus dem Zimmer hinausgehen. Nun forscht er die Königin aus, und sie gesteht ihm, dass sie seine Mutter sei, und erzählt ihm alles. Wie der König hört, dass er ihr Sohn sei, stürzen ihm die Tränen aus den Augen, und er zerreisst seine Kleider. Und er entsagt allem Besitz, und ohne Mittel entweicht er heimlich durch das Fenster und flieht mit dem Vorsatz, die ganze Zeit seines Lebens zu büssen. Das Gefolge kommt inzwischen zu der Königin ins Zimmer zurück und tröstet sie. Von da an lebt sie als Witwe in beständiger Busse. Der König Gregorius aber kam ans Meer, wo ihn ein Fischer unter Schmähworten fragte, was er da wolle. Und er erwiderte, er sei entschlossen, in strengster Busse sein Leben zu verbringen. Da zeigt ihm der Fischer einen Felsen im Meere. Gregorius fragt ihn, ob er ihn daran anfesseln wolle. Dieser tut es, und nachdem er die Fussfesseln geschlossen hat, wirft er den Schlüssel ins tiefe Meer mit den Worten: „Wenn dieser Schlüssel gefunden wird, dann sollst du deiner Busse ledig sein". Zu derselben Zeit stirbt der Papst, und als man vor der Wahl des neuen Papstes den Heiligen Geist angerufen hat — das war damals Sitte wie noch heut —, da offenbart den Kardinälen eine Stimme: „Gregorius, der Sünder, soll Papst sein". Alsbald sucht man überall nach ihm, und so kommen die Ausgesandten auch zu jenem Fischer. Und als sie diesem auseinandersetzen, was und wen sie suchen, antwortet er ihnen: „Ich habe einen

Mann an jener Klippe angefesselt, der dort Busse tun wollte; vielleicht ist das der Gesuchte". Voll Freude wollten die Gesandten ihn sehen. Doch der Fischer sprach: „Esset zunächst ein Stück Brot bei mir". Und er liess Fische und Wein bringen. Als er aber einen Fisch ausnahm, das heisst, die Eingeweide entfernte, fand er den Schlüssel zu den Fussfesseln, den er ins Meer geworfen hatte. Da ruft er: „Nun ist seine Busse vollendet". Er zeigt dem Gregorius den Schlüssel und löst seine Fesseln. Auf die Anrede der Gesandten aber erwidert Gregorius: „Mein Gott, dein Wille geschehe". Nun wird er nach Rom geleitet und wird dort Papst. Und er war so barmherzig gegen die Sünder, dass der Ruf seiner wunderbaren Barmherzigkeit durch die ganze Welt drang. Und so hört auch die Königin, seine Mutter, davon, und sie sucht ihn auf. Er hört ihre Beicht, ohne zu wissen, dass er ihr Gatte und Sohn ist. Als nun der Papst aus dem Bekenntnis der Königin dies erfuhr, da erkannten sie sich wieder. Und er wies seiner Mutter nicht weit von sich einen Aufenthalt an und besuchte sie oft, um sie zu trösten. Und so haben sie beide um ihrer Busse willen Gnade gefunden.

6.

Mit der in den Gesta Romanorum (Österley Nr. 70 = Dick c. 193) enthaltenen Erzählung von der Königstochter, deren Hand dem bestimmt ist, der drei Fragen beantworten kann, deckt sich im Eingange beinahe wörtlich das im folgenden mitgeteilte Stück. Doch sind die Fragen selbst ganz anderer Art, und die eigenartige Lösung sowie die kühne Moralisation, die abweichend von dem sonstigen Brauche in die Erzählung einbezogen worden ist, anstatt sie zu beschliessen, geben dem Stück eine Sonderstellung unter den verwandten Erzählungen mit Rätselfragen. Auch der aszetische Schluss fällt ganz aus dem Rahmen der Märchenschlüsse heraus.

Die drei Fragen.

[Bl. 163 vb] Man liest in der Cronica tripartita, dass einst ein König in Ybernia lebte, der seine Tochter nur dem geben wollte, der ihm drei Dinge sagen könnte, über die er um jeden Preis Auskunft haben wollte, nämlich: was das Schrecklichste, was das Nützlichste, und was das Stärkste auf der Welt sei. Niemand aber fand sich, der ihm diese drei Fragen beantworten konnte. Da machte sich ein Ritter auf, um nach ihrer Lösung zu forschen, und er durchwanderte viele Länder. Zuletzt kam er zu einem Felde, auf dem ein grosser Baum stand, und auf ihm sassen Vögel jeglicher Art. Während aber der Ritter noch die Schönheit des Baumes bewunderte, siehe, da kam unversehens [164 ra] ein furchtbares Gewitter, und der Blitz schlug in den Baum und zersplitterte ihn in winzige Teile, und die Vögel waren verscheucht. Und als er weiterging, kam er zu einem sehr fruchtbaren Felde, auf dem er abgemagerte Hirsche erblickte, und dann kam er zu einem öden, unfruchtbaren Felde, und darauf sah er wohlgenährte Hirsche. Und er ging weiter und sah einen Fluss; aus dem wollte er trinken. Und er kostete davon und fand ihn süss wie Honigseim.

Durch seine Süssigkeit gestärkt und froh gestimmt, sprach er zu sich: „Ich will gehen und nach dem Ursprunge dieses Flusses forschen". Und er fand, dass er aus dem Maule eines Hundes hervorströmte. Und wie er am Ufer des Flusses weiterwanderte, sah er, wie sein Wasser zu dem einen Ohre eines Wolfes hinein und zum anderen wieder herausströmte. Und voll Verwunderung über all das Gesehene sprach er zu sich: „Ich will doch nachforschen, wohin das Wasser fliesst". Und er fand, dass das ganze Wasser in den Mund eines Lammes floss, und daraus kam auch nicht ein Tropfen mehr hervor, sondern alles blieb darin. Und als er diese Wunder gesehen hatte, kam er zu einem heiligen Einsiedler. Den fragte er nach der Bedeutung alles dessen, was er erblickt hatte. Und der Einsiedler erklärte es ihm. „Der grosse, schöne Baum, der Vögel aller Art birgt, ist der König. Solange ihn seine Macht umstrahlt, hangen ihm viele Freunde an. Aber wenn unversehens der Tod kommt und ihn in all seiner irdischen Macht vernichtet, [164 rb] dann fliehen die Freunde, das sind die Vögel des Baumes, von dannen und lassen ihn im Stiche. Und als Opfer seiner Frevel tritt er in seinen Sünden nackt und bloss vor das Gericht: und das ist das Schrecklichste, was es auf Erden geben kann. Das fruchtbare Feld, das du sahst, mit den mageren Hirschen, das ist die Welt mit denen, die ihr dienen. Denn mögen diese auch noch so reiches Weideland haben, ihnen fehlt doch die Hut des Heiligen Geistes und des guten und höchsten Hirten, da sie nicht ihm und seiner Ehre dienen. Die wohlgenährten Hirsche aber auf unfruchtbarem Felde sind jene, die die Welt verachtet, die zwar arm sind an irdischen Gütern und der Ehren und Reichtümer entbehren, die aber reich sind an geistlichen Schätzen in ihrem Streben nach Gott: und das ist das Stärkste, was es auf der Welt gibt. Der Fluss endlich, aus dem du Stärkung und Erfrischung schöpftest, ist Gottes Wort. Das kommt hervor aus dem Munde des Predigers, denn ihn bezeichnet der Hund, da des Hundes Zunge alle Übel heilt. Und es geht zu einem Ohre des Wolfes hinein und zum anderen hinaus; das sind die hartherzigen Menschen, die das Wort Gottes hören und verachten. Aber es geht ein in den Mund des Lammes, das heisst, in das Herz des milden Menschen, der ihm sein Herz nicht verschliesst: und dieses Wort Gottes ist das Beste auf der Welt". Als der Ritter diese Deutung vernommen hatte, dankte er Gott. Und er berichtete das Vernommene dem Könige. Dann aber kehrte er zu dem Einsiedler zurück, indem er auf die Königstochter verzichtete und im Dienste Gottes aller Herrlichkeit der Welt entsagte und ein Leben in Armut führte. Nach kurzer Zeit aber entschlief er in Frieden.

7.

Eine Mittelstellung zwischen den weitverbreiteten mittelalterlichen Erzählungen von den guten, dankbaren Toten und der anderen Sagengruppe von den Toten, die sich rächen, nimmt das folgende Exempel ein. Es ist zugleich die älteste Quelle der Don-Juansage, die sich bisher erst seit dem Jahre 1615, dem Aufführungsjahre des Jesuitendramas Leontius in der Literatur nachweisen liess. Joh. Bolte hat aber bereits in seinem Auf-

satze über den Ursprung der Don-Juansage in M. Kochs Z. f. vgl. Literaturgesch. N. F. 13, 374 (1899) die Erwartung ausgesprochen, dass noch einmal die Sage im deutschen Mittelalter nachgewiesen werden würde. Der folgende Text bestätigt Boltes Erwartung. Die Literatur zu dem Stoffe findet sich in R. Köhlers Kl. Schr. I 64; 267 und II 239, wo J. Bolte reiche Nachweise gibt.

Der tote Gast.

[Bl. 204 rb] Einst lebte ein dem Trunke ergebener Mann in der Nähe einer Stadt, durch die er jeden Abend trunken heimkehrte. Als er einmal nachts nach Hause gehen musste, nahm er seinen Weg über den Kirchhof. Dort fand er einen Totenschädel; und gutmütig sprach er zu ihm: „Du armer Schädel, was liegst du hier? Komm doch mit mir heim; ich werde dir dort zu essen geben". Da antwortete ihm der Schädel: „Geh voran, ich werde dir folgen". Als er die Worte vernahm, geriet er in die höchste Bestürzung, und die Angst machte ihn wieder nüchtern. [204va] Zu Hause angekommen, setzt er sich am ganzen Leibe zitternd ans Herdfeuer. Er lässt die Haustür schliessen, und als er sich zum Essen setzt, befiehlt er dem Gesinde, wenn ihnen das Leben lieb sei, niemanden, möge kommen, wer wolle, einzulassen. Plötzlich ist jemand vor der Tür, klopft heftig und fragt nach dem Hausherrn; er sei von ihm eingeladen worden. Alle sind still in ihrem Schrecken, und nur einer antwortet, der Herr sei nicht zu Hause. Der Fremde aber erwidert: „Sagt nur eurem Herrn, denn ich weiss, dass er hier ist, er möge aufmachen, sonst komme ich gewaltsam hinein, wie ich gerade kann". Da empfiehlt sich der Hausherr der Barmherzigkeit Gottes und lässt die Tür öffnen. Und alle sehen die entsetzliche Gestalt eines Toten hereinkommen, an dessen Knochen und Schädel nur noch Sehnen und Haut haften, während man vom Fleische nichts mehr sah. Bei seinem Anblick ergreift alle ein gewaltiger Schrecken. Der Tote wäscht sich zunächst die Hände, dann setzt er sich unaufgefordert zwischen den Hausherrn und die Hausfrau an den Tisch, und ohne einen Bissen zu essen oder etwas zu trinken und ohne ein Wort zu sprechen, quält er alle durch seinen grausigen Anblick. Nach dem Mahle erhebt er sich und nimmt vom Hausherrn Abschied mit den Worten: „Du hast mich zwar zu Gaste gebeten, aber eine zuvorkommende Behandlung hast du mir nicht zuteil werden lassen. Und wenn du nicht meiner in der Trunkenheit mit deinen törichten Worten gespottet hättest, wäre ich nie in meiner schrecklichen Gestalt [204vb] bei dir eingekehrt. Für jetzt lebe wohl! Doch in acht Tagen wirst du um dieselbe Stunde an jenen Ort kommen, wo du mich eingeladen hast, zu dem Mahle, das ich dir bereiten werde; und du musst kommen, magst du wollen oder nicht". Mit diesen Worten verschwand er. Der Hausherr aber und seine ganze Verwandtschaft suchten in ihrem Schrecken bei erfahrenen Leuten Rat, wie er der Gefahr entgehen könnte. Aber er erhielt nur den einen Rat, seine Angelegenheiten zu ordnen, in wahrer Reue zu beichten und das Sakrament zu nehmen, und so geschützt zur festgesetzten Stunde Gottes Gericht zu erwarten. Das tat er auch. Und zur angegebenen Zeit ging er mit allen Verwandten an jenen Ort. Plötzlich erfasste ihn ein gewaltiger Wind und entführte ihn aufs sanfteste, ohne seinem Leibe einen Schaden zu

tun, bis er ein wunderschönes, aber ganz ödes Schloss erblickte. Er ging dort hinein und fand einen Tisch, der mit einladenden Speisen jeder Art besetzt war. Nun erschien der Tote in demselben Zustande wie vorher, grüsste ihn freundlich und hiess ihn an jenem Tische Platz nehmen, während er sich selbst in einer versteckten, elend beleuchteten Ecke an einem schmutzigen Tische mit unsauberem Tischtuche niederliess, auf dem ganz schwarzes Brot stand. Traurig und wehmütig blickte er seinen Gast an der geschmückten Tafel an, der vor Verwunderung und Furcht nichts zu geniessen wagte. Schliesslich stand der Tote auf und sprach zu seinem Gaste: „Warum fragst du mich nichts?“ Jener antwortete: „Ich wag es nicht vor Traurigkeit, [205ra] denn ich bin ganz in Ungewissheit über mein Schicksal. Und doch möchte ich wissen, was du weisst, und was mir bestimmt ist“. Da erwiderte der Tote: „Fürchte dich nicht, du wirst nicht umkommen. Das alles geschah nur durch göttliche Fügung zu deiner Besserung. Wenn du mich Toten nicht so leichtfertig eingeladen hättest, wäre es dir nicht zugestossen. Über meinen Zustand aber wisse: „Ich war einst Richter der Stadt, in der du wohnst. Um Gott kümmerte ich mich nicht und lebte als Schlemmer. Aber da ich ein gerechter Richter war, hat Gott doch Barmherzigkeit mit mir gehabt. Dies aber ist meine Busse für meine weltliche Gesinnung. Ich welle in einem verlassenen Schlosse, und für meine Schlemmerei habe ich vor mir einen armseligen, schmutzigen Tisch. Doch dir soll kein Schaden geschehen; kehre jetzt wieder heim und büsse deine Sünden durch Werke der Frömmigkeit“. In diesem Augenblicke erfasste ihn der Wind wieder und trug ihn an den Ort zurück, von dem er ihn entführt hatte. Dort standen noch seine Angehörigen und trauerten um ihn. Als sie ihn zurückkommen sahen, ergriffen sie alle die Flucht, denn er war wunderbar verändert. Die Nägel an Händen und Füssen waren ihm wie Adlerkrallen gewachsen, und die ausgestandene Angst hatte sein Gesicht schwarz und schrecklich abstossend gemacht, so dass ihn die Seinen nicht mehr erkannten. Und obgleich er nur eine kurze Stunde fortgewesen war, kam ihm die Zeit doch wie tausend Jahre vor. Er ruft seine Verwandten schliesslich zurück und erzählt ihnen, was er erlebt hat. Als sie das hören, [205rb] loben sie alle Gott. Er selbst aber wurde ein tugendhafter Mensch und erlangte die Gnade, sein Leben fromm zu beschliessen.

8.

Zu der in den Grimmschen Sagen Bd. II 143 Nr. 456 aus des Pomarius Sächsischer Chronik v. J. 1588 angeführten ersten Gründungssage von Hildesheim, die dort bereits mit der römischen Legende von Maria Maggiore (Maria Schnee) verbunden ist, enthält unsere Handschrift die Originalfassung. Der Kaiser, dessen Name nicht genannt wird, ist Ludwig der Fromme.

Die Gründung von Hildesheim.

[Bl. 192va] Ein Kaiser jagte in einem Walde. Sein Kaplan hängte die Reliquien Unserer Lieben Frau, die der Kaiser innig verehrte, an einen Baum. Aber er vergass sie und liess sie dort. Als er wieder zurückkehrt, kann sie

niemand mehr vom Baume losmachen. Das meldet man dem Kaiser. Er schloss daraus, dass dort Unsere Liebe Frau eine Stätte haben wolle. Und er erbaute daselbst eine Kirche, die der Sitz des Bischofs von Hildesheim wurde.

9.

Der „Mammon“ macht nicht glücklich; mit dem Reichtum kehren Sorgen ein, die ein Armer nie kennen lernt. Diese im Mittelalter immer wieder vorgetragene Wahrheit hat in der Literatur ihren vollendeten Ausdruck gefunden in La Fontaines Fabel „Le savetier et le financier“ (Fables VIII 2), und auf ihr beruht Hagedorns Gedicht, der „muntere Seifensieder“, das ja kaum in einem deutschen Lesebuche fehlt. Aber längst vorher war dieselbe Erzählung in Deutschland zu Hause. Johann Herolt hat sie im Promptuarium Exemplorum (Ausg. A. Koberger, Nürnberg 1502 unter dem Buchstaben T. ex. VIII) in der Fassung, dass die Nachbarn dem sangesfrohen Armen einen Sack Geld vors Haus werfen, den er an sich nimmt; die Sorge ums Geld lässt alsbald seinen Gesang verstummen, und die alte Fröhlichkeit kehrt erst zurück, als ihm die Nachbarn das Geld wieder abgenommen haben. Dieser Stoff scheint doch in seiner ältesten nachweisbaren Form französisch zu sein. Wenigstens weist ihn der Text unserer Breslauer Handschrift, der wohl der älteste bisher nachgewiesene ist, nach dem Mons Pessulani, nach Montpellier.

Der lustige Spielmann und der Reiche.

[Bl. 203 vb] Bei Montpellier lebte einst ein ganz armer Mann, mit Namen Rubin. Der wohnte unter der Treppe eines steinreichen Geizhalses. Der Arme hatte eine Fiedel (figellam fedyl), die er nach der Tagesarbeit auf der Strasse spielte. Das brachte ihm manchmal vier oder gar fünf Groschen Spiellohn ein. Und dieser Verdienst machte ihm grosse Freude. Dagegen hatte sein Herr nie einen frohen Tag. Der dachte Tag und Nacht bekümmert über sein Geld nach. Da sagte einst sein Weib zu ihm: „Du, dieser Rubin hat nichts, und doch ist er immer lustig. [204 ra] Und du hast alles im Überfluss und bist doch immer bekümmert“. Und ihr Mann sprach: „Weib, dem will ich seinen Frohsinn schon vertreiben“. Die Frau aber wandte ein: „Das wird dir nicht gelingen, wenn du ihm nicht etwa ein Leid antust“. Er aber versicherte ihr: „Ich werde ihm nichts Böses zufügen“. Und der Hausherr warf heimlich einen Säckel voll Groschen durchs Fenster in die Kammer des Rubin. Am Morgen fand Rubin das Geld, und nun dachte er den ganzen Tag darüber nach, was er wohl mit dem Gelde anfangen solle. Und dahin waren Gesang und Frohsinn auf lange Zeit. Nach mehreren Tagen sprach der Geizhals zu seiner Frau: „Warum singt denn der Rubin nicht mehr?“ Und sie erwiderte: „Bei Gott, das ist mir un-

begreiflich. Er hat jetzt schon lange nicht mehr gesungen". Der Mann aber spricht: „Ich werde ihm seinen Gesang wiedergeben". Und er ging zum Rubin hinunter und verlangte sein Gold zurück. Der Arme, der sich nicht zu weigern wagte, gab es ihm wieder. Dann aber griff Rubin nach seiner Fiedel und spielte auf ihr lustig wie früher. Und der Geizhals sprach wieder zu seiner Frau: „Hör doch, Weib, der Rubin singt wieder". „Ja, ich hörs", erwiderte sie; „mein Gott, wie geht das denn zu?" Und nun erzählte ihr der Geizhals, wie er es angefangen hatte.

10.

An den Schluss dieser Proben stelle ich einen Schwankstoff, der mir sonst in der mittelalterlichen Erzählungsliteratur nicht begegnet ist. Er zeigt, wie auch recht drastische Geschichten als Predigtexempel Verwendung fanden. Zur Sache selbst ist zu bemerken, dass in den mittelalterlichen Predigten häufig und mit grossem Nachdruck gegen das Schminken angekämpft wird.

Schmink dich nicht, mein liebes Weib!

[Bl. 202vb] Einst lebte ein Weib, das immer gegen den Willen ihres Mannes ihr Gesicht schminkte. Als sie das wieder einmal an einem Festtage getan hatte und ganz anders aussah, fragte sie ihr Mann, wo denn sein Weib Pontia sei. Sie entgegnet ihm: „Bekreuzige dich und empfiehl dich Gott. Ich bin doch dein Weib Pontia!" Er aber erwidert: „Du bist es nicht. Mein Weib ist dunkelbraun, du aber bist blendend weiss, mein Weib hat ein fahles Gesicht, und du bist rot". Da spricht sie: „Bei Gott, ich bin dein Weib Pontia". Darauf erwidert er: „Wenn du es bist, dann werde ich mal versuchen, ob ich die Farbe, die ich auf deinem Gesicht sehe, wegbekommen kann". Und er machte sich einen Strohwisch und packte sie bei den Haaren, — denn Hörner hatte sie nicht — und begann ihre Wangen zu reiben, bis das Blut kam. Unterdessen rief sie unaufhörlich: „Ich bin dein Weib Pontia". Und als er sie genügend gescheuert hatte, sprach er: „Nun seh ichs endlich, du bist Pontia, mein geliebtes Weib".

Diese Proben werden genügen, um die Bedeutung unserer Handschrift für die Volkskunde darzutun. Der wertvolle Inhalt wird eine wenigstens teilweise Herausgabe dieser Exempelsammlung rechtfertigen.

Das starke Verbum in der Schlesischen Mundart.

Von Dr. phil. W. von Unwerth in Upsala.

Die beste Übersicht über das Vokalsystem eines germanischen Dialektes gibt man im allgemeinen durch eine Vorführung der Ablautsreihen, wie sie sich im Dialekt darstellen, und diese Ablautsreihen wiederum lassen sich am besten veranschaulichen durch das Flexionssystem des starken Verbums. Aber niemals bietet dieses ausnahmslos nur die lautgesetzliche Fortentwicklung des Flexionssystems älterer Sprachperioden. Stets finden sich einzelne Formen und Formengruppen, deren Lautverhältnisse eine besondere Erklärung erheischen. Und diese Erklärung finden wir in dem Wirken der sprachlichen Analogiebildung.

Unter dem Ausdruck Analogiebildung fasst man im populären Sinne meist zwei Arten von sprachlichen Vorgängen zusammen. Den ersten kann man als einfache Formenausgleichung bezeichnen. Er besteht darin, dass eine Lautverschiedenheit zwischen mehreren Formen desselben Paradigmas ausgeglichen wird, indem die Lautverhältnisse der einen Form auch von den übrigen angenommen werden. So entwickelt sich z. B. durch Formenausgleich aus der im Mhd. geltenden Flexion bant — bunden die in unsrer Schriftsprache herrschende: band — banden. Oder das mhd. Paradigma füllen — fulte erhält seine heutige Flexion: füllen — füllte.

Ein anderer Vorgang ist die Analogiebildung im engeren Sinne des Wortes. Sie hat ihren Grund in der Tatsache, dass unser Sprechen, das Anwenden der verschiedenen Worte und Wortformen, keineswegs nur ein Reproduzieren von erlerntem Gedächtnisstoff ist (vgl. hierzu Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte[3] S. 99 §§ 78 ff.). Manche Flexionsformen eines Wortes, die der Sprechende im Zusammenhang seiner Rede verwerten muss, hat er vorher noch nie gebraucht, vielleicht auch nie gehört oder kann sich wenigstens nicht erinnern, sie gehört zu haben. Soll er nun eine derartige Form bilden, so schliesst er sich dabei an die Bildungsweise einer andern entsprechenden Formengruppe an, die gerade in seinem Bewusstsein vorhanden ist. So will z. B. ein Kind erzählen, dass es *geniest* hat. Das Partizip von niesen hat es noch nie gehört. Aber es weiss, dass man z. B. sagt *„er*

schiesst, er giesst", aber *„er hat geschossen, er hat gegossen"*. Also bildet es nun zu *„er niest"* ganz entsprechend das Präteritum *„er hat genossen"*, eine Form, die übrigens auch z. B. der schwäbischen Mundart geläufig ist. Bildungen wie *„Grossvater hat gerochen"* (anstatt *„geraucht"*) oder *„Hansel hat das gekrogen"* (anstatt *„gekriegt"*), sind ja in der Kindersprache ganz gewöhnlich. Und in der natürlichen, nicht durch grammatische Schulung erworbenen Sprache des Volkes treten zu allen Zeiten solche analogische Neuschöpfungen auf.

Aus der Erklärung ihrer Entstehungsweise folgt aber notwendig die Tatsache, dass es kein zwingendes Gesetz für das Eintreten solcher Bildungen gibt. Denn bereits bestehende, ältere Formen können ja im Gedächtnis des Sprechenden vorhanden sein, können aber auch fehlen. Und eine verwandte Formengruppe, nach der man sich bei der Bildung richten kann, bietet sich bald unmittelbar dem Bewusstsein, bald findet sie sich nicht im Gedächtnis. So erklärt es sich sehr einfach, dass wir im Nhd. zwar zu *fragen* analog der Gruppe *tragen — trug* ein *frug* (anstatt des regelmässigen *fragte*) bilden, aber niemals zu *wagen*, bei dem — rein lautlich betrachtet — dieselben Bedingungen vorliegen, ein *wug*. Eine weitere notwendige Folge ist die, dass keineswegs eine konsequente Durchführung der analogischen Bildung durch das gesamte Flexionssystem eines Wortes stattfindet. Denn es brauchen ja keineswegs sämtliche Flexionsformen weder des beeinflussenden noch des beeinflussten Wortes gleichzeitig im Bewusstsein vorhanden zu sein. So ist zwar ein Präteritum *frug* gebildet worden, aber nicht ein Partizip *gefragen*, was bei konsequenter Durchführung der Analogie mit *tragen* doch zu erwarten wäre.

Um im einzelnen Falle den Hergang bei einer analogischen Neuschöpfung zu veranschaulichen, bringt man ihn am besten in Form einer Proportion zur Darstellung (vgl. Paul a. a. O. S. 97 §§ 76 ff.). So drückt man die Tatsache, dass die Form *frug* zu *fragen* in Anlehnung an die Formengruppe *trug — tragen* gebildet worden ist, aus durch die Proportion *tragen : trug = fragen : x*, (*x = frug*). Können mehr als nur zwei Formen des Flexionssystems die Analogiebildung veranlasst haben, so drücken wir es aus durch mehrgliedrige Proportionen z. B. *tragen : trägst : trug — fragen : frägst : frug*.

Dass in den Volksdialekten, die nur durch den praktischen Gebrauch erlernt und durch keine schulmeisterliche Norm geregelt

werden, die analogische Neuschöpfung üppige Blüten treibt, ist nach dem bisher Ausgeführten selbstverständlich. Will man aber ihr Wirken im einzelnen Falle begreifen und in der genannten Weise veranschaulichen, so ist eine genaue Kenntnis der Lautverhältnisse des Dialektes die notwendige Vorbedingung. Denn viele analogische Verhältnisbildungen, die vom Standpunkt der Schriftsprache aus nicht erklärbar sind, werden durch die Lautentwicklung der Mundart ermöglicht. So kann man z. B. im Schlesischen, da mhd. ü und i lautgesetzlich zusammenfallen, zu *wischen* ein neues Präteritum bilden in Anlehnung an filn — fultĕ *füllen* (mhd. füllen — fulte), also filn : fultĕ = wišn : wuštĕ. Oder da der Plural zu *Busch* mundartlich denselben Vokal zeigt wie der Plural zu *Fisch*, so kann man zu dem letzteren Worte einen neuen Singular bilden entsprechend dem des ersteren; es ergibt sich also in der Proportion pišĕ : pûš = fišĕ : fûš die im nördlichen Gebirgsdialekt vorhandene Form fûš (in der Kräutermundart fôš).

Um die Flexionslehre eines Dialektes oder einen besonderen Abschnitt aus derselben klar vorführen zu können, ist also einmal erforderlich, dass man mit den Lautverhältnissen des Dialektes vertraut ist. Hierfür kann ich im einzelnen Falle auf die Darstellungen meiner schlesischen Lautlehre verweisen (von Unwerth, Die Schlesische Mundart, Wort und Brauch III, im folgenden zitiert als S. M.). Das Wirken der Analogiebildungen im einzelnen darzulegen, wird nunmehr die wichtigste Aufgabe sein. Meine Darstellung folgt der üblichen Anordnung nach Ablautsreihen. Was die Bezeichnung der einzelnen Mundarten angeht, so verweise ich auf S. M. S. 6 u. 77; für die Schreibung auf S. M. S. IX.

I. Erste Ablautsreihe.

Mhd. stîge — steic — stigen — gestigen.

Gebirgsschlesisch blaiva *bleiben* blaip blaipst blaipt — blîp blîpst — blîba — gĕbliba, šnaida *schneiden* šnait šnetst šnet — šnît — šnita — gĕšnita; lausitzisch-schlesisch šmaisn *schmeissen* šmest šmest — šmîs — šmisn — gĕšmisn; glätzisch baisa *beissen* best — bîs — biša — gĕbęša; glogauisch bêsn *beissen* best, šrên *schreien* šrêt — kšrain *geschrien*; grünbergisch rêtn *reiten* retst ret — rêt — gĕrêtn.

1. In den Formen *bleiben* und *geblieben* ist in Glätzischen und in gebirgsschlesischen Gebieten das inlautende v geschwunden

(S. M. § 72); blain gĕblîn; durch Formausgleichung erscheint nun auch die 2. pers. sing. als blaist.

2. In der 2. 3. pers. sing. praes. tritt Vokalkürzung vor mehrfacher Konsonanz ein: best *beisst*, pfeft *pfeift*, keçht *keucht* (mhd. kîchen), ret *reitet*, šnetst šnet *schneidet* (S. M. § 103 II). Formen ohne Kürzung zeigen Wörter mit inlautendem g b, z. B. gebirgsschlesisch blaipst, grünbergisch trēpst *treibst*, lausitzisch štaikst. Hier ist nach stimmhaftem b und g der Endungsvokal vielleicht später synkopiert als nach Stimmlosen und nach d, das mit den s und t der Endung gemeinsame Artikulationsstelle hatte. Der Imperativ zeigt langen Vokal vgl. gebirgsschlesisch blaip šnait, grünbergisch trēp.

3. Im Präteritum ist der mhd. Vokalwechsel in steic — stigen meist zugunsten des Pluralvokales aufgegeben, vgl. gebirgsschlesisch blîp blîba, grünbergisch rêt rêtn̥. Die Angaben über ein im sing. auftretendes ei ê stammen zumeist aus den Gegenden, die mhd. i zu ai ê entwickelt haben (S. M. § 12). Altes ei kenne ich nur in der nordböhmischen Mundart (S. M. § 133), wo šmäĕs *schmiss*, šnäĕt *schnitt*, pfäĕf *pfiff*, bläĕ *blieb*, šräĕ *schrieb* (mit Wegfall des Labials analog zum praes. blain blaist) neben plur. šmisn̥ usw. auftritt. Der gedehnte Vokal des sing. wird bisweilen in den plur. eingeführt, vgl. glätzisch pfîfa *pfiffen*; in šnîta *schnitten* (wie im Partizip gĕšnîta gĕšnêtn̥) ist hingegen die Dehnung gesetzlich (S. M. § 95 Anm.).

4. Altes Partizip ohne Präfix erscheint im glätzischen blîn *geblieben*. Im Nordwestgebiet der Diphthongierungsmundarten fand ich blēbm̥ in der Wendung wûr̥ blēbm̥ štên *war stehen geblieben*. Diese Form, die den Vokalismus des praes. zeigt, erklärt sich wohl so, dass die Verbindung *stehen bleiben* von Wendungen wie *sagen lassen*, *kommen sehen*, *sagen hören* beeinflusst worden ist, in denen der Infinitiv anstelle des Partizips verwendet wird (selbstverständlich ausgehend von Wörtern wie *sehen*, *lassen*, in denen Infinitiv und altes präfixloses Partizip gleich lauten).

II. Zweite Ablautsreihe.

Mhd. biegen biuge — bouc — bugen — gebogen, bieten biute — bôt — buten — geboten.

Gebirgsschlesisch giša *giessen* gist — gûs — gĕguša; lausitzischschlesisch bi̯gn̥ *biegen* — bu̯k — bûgn̥ — gĕbôgn̥; glätzisch giša

giessen gis gist — gûs gûst — gûsa — gĕgọša; glogauisch flîgn *fliegen* — flank — flaugn — gĕflöĕń; grünbergisch šibm *schieben* šûp — šûbm — gĕšaubm.

1. Altes û-praes. zeigen faufn (laus. 3. pers. feft), grünbergisch föwm *saufen* und faugn (Kräutermundart) *saugen*. Den Präsenstypus von mhd. biuge biute zeigt vielleicht lausitzisch loign *lügen*. Sonst setzt die 1. pers. sing. sowie der plur. stets mhd. ie voraus, das gemäss S. M. § 104 behandelt wird: frîrn *frieren*, bĕlîja *belügen*, šiva (glätz.) *schieben* — giša *giessen*, kricha *kriechen*, ûobitn (glog.) *anbieten*.

2. In der 2. 3. pers. sing. praes. ist der mhd. Vokalismus (biutes) vielfach erhalten, am konsequentesten im Glätzischen vgl. šọipst šọipt *schiebt*, flọicht *fliegt*; lọikst lọicht *lügt*, slọist *schliesst*, gọist *giesst*; im Gebirgsschlesischen sind derartige Formen (oi) seltner, auch im Lausitzisch-Schlesischen (vgl. jedoch für die sächsische Lausitz Michel, Mundart von Seifhennersdorf § 52, Beitr. z. Gesch. d. d. Sprache u. Lit. XV 1 ff.) und in den Diphthongierungsmundarten; Formen mit Kürzung des iu sind gebirgsschlesisch feft *säuft* und in der Kräutermundart krocht *kriecht*. Daneben erscheinen überall Formen mit mhd. ie. Diese müssen ihren Vokal schon sehr früh durch Formenausgleich erhalten haben; denn sie zeigen die lautgesetzliche Kürzung von ie vor Stimmlosen (S. M. § 104): bit *bietet*, šlist *schliesst*, richt *riecht*, lausitzisch likst *lügst*, šmikst *schmiegst*; frühen Schwund von inlautendem g zeigt lausitzisch flit *fliegt*. Die 2. pers. sing. des Imperativs zeigt jetzt meist mhd. ie: tsî *zieh*, gis *giess* (vgl. aber Michel, Mundart von Seifhennersdorf § 52).

3. Im Präteritum ist Formenausgleich eingetreten. Da gedehntes mhd. u und langes mhd. ô im Schlesischen zusammengefallen sind (S. M. S. 4), so kann der Vokal in gebirgsschlesisch tsûch tsûga *zog* oder glogauisch šaup šaubm *schob* sowohl altem u als altem ô entsprechen. Spuren von mhd. ou (mhd. bouc) sind nicht nachzuweisen. Die vokalische Länge des sing. wird in den Plural übertragen in glätzisch rûcha *rochen*, fûfa *soffen*, gûsa *gossen*.

In der Kräutermundart, wo mhd. u und ô durch ô vertreten sind (S. M. § 127), und in einigen Gebieten der Diphthongierungsmundarten erscheint im Präteritum ein û, vgl. šûp *schob*, fûf *soff*, bût *bot*, tsûgn *zogen*. Ebenso zeigt sich û im glätzischen Dialekt der Nachbarschaft von Habelschwerdt (vgl. Pautsch, Grammatik

der Mundart von Kieslingswalde § 47), wo man ebenfalls ô zu erwarten hätte (S. M. § 19 Anm. 1, § 29 Anm. 1). Diese Erscheinung lässt sich so erklären, dass die Verben der 2. Reihe in Analogie zu denen der reduplizierenden Klasse Präterita mit dem Vokal mhd. uo gebildet haben (vgl. unten VII). Partizipien wie gĕšôva *geschoben*, gĕbôta *geboten* zeigen denselben Vokal wie gĕšlôfa *geschlafen*, gĕblôfa *geblasen*, und so ergibt sich die Proportion gĕblôfa : blûs = gĕbôta : bût usw. Andrerseits ermöglicht auch die Gleichheit von gĕlufa *gelaufen* mit gĕfufa *gesoffen* eine Bildung gĕlufa : lûf (unten VII, 4) = gĕfufa : fûf. Und endlich ist es denkbar, dass die Übereinstimmung der gekürzten 3. pers. sing. feft mit z. B. wešt *wäscht* eine Proportionsbildung wešt : wûš = feft : fûf ermöglicht hat. Der Konjunktiv des Präteritums zeigt regelrechte Vertretung von mhd. ü, vgl. gebirgsschlesisch tsīçhst *zögest*, tsîja *zögen*, óbitĕ *anböte*.

4. Im Partizip ist durch Angleichung an das Präteritum û eingetreten in z. B. glätzisch gĕšûva *geschoben*; dagegen bieten lautgesetzliche Vertretung von mhd. o: gebirgsschlesisch fṛlûṛn *verloren*, glätzisch gĕfröṛn (S. M. § 15). Die Formen mit stammauslautendem g zeigen bald Erhaltung, bald Schwund des g (S. M. § 106) vgl. gebirgsschlesisch gĕtsûĕn *gezogen*; lausitzisch-schlesisch gĕtsoin *gezogen*, gĕbôgn̥ *gebogen* (Strickerhäuser gĕflôn *geflogen*); glätzisch gĕlôga *gelogen*, gĕtsen *gezogen*; glogauisch bĕlöĕń *belogen*; grünbergisch gĕtsauĕń gĕtsaugn̥ *gezogen*.

III. Dritte Ablautsreihe.

A. Mhd. brinne — bran — brunnen — gebrunnen.

Gebirgsschlesisch finda *finden* — font — fonda — gĕfunda; lausitzisch-schlesisch švim *schwimmen* — švum — švum — gĕšvum; glätzisch binda — bont — bonda — gĕbunda; Diphthongierungsmundarten bin *binden* — bunk — bun — gĕbun.

Im Präteritum ist der mhd. Vokalwechsel von bant — bunden überall ausgeglichen; im Gebirgsschlesischen und Glätzischen sowie in Teilen des östlichen lausitzisch-schlesischen Gebietes (Grottkau) zugunsten der Singularform (zum Übergang des lautgesetzlichen a in o vgl. S. M. § 1 Anm. 1, zur Dehnung in bont usw. § 102 IV), in den übrigen Gebieten meist zugunsten des Pluralvokals.

B. Mhd. gëlten gilte — galt — gulten — gegolten.

Gebirgsschlesisch malka *melken* milkst — mulk — mulka,

Konj. milkĕ — gĕmulka, štarva *sterben* štⁱrpst — štôṛp — štôṛva — gĕšt^arva; lausitzisch-schlesisch halfn̥ *helfen* — hulf — hulfn̥ — gĕhulfn̥; glätzisch malka — molk — mulka — gĕmulka; glogauisch hilfm̥ *helfen* — hûf — hûfn̥ — ghûfn̥.

1. Die 1. pers. sing. praes. zeigt regelmässig den Vokal des plur. und des Infinitivs. Ausgleich zugunsten der 2. 3. pers. sing. zeigen: hilfn̥ (glogauisch und im nordböhmischen Dialekt), gildn̥ *gelten* (nordböhmisch), gil'dn̥ (glogauisch), giln (Kräutermundart). In gelda (gebirgsschlesisch) ist das e lautgesetzlich (S. M. § 9, 3).

2. Im Präteritum findet Ausgleich bald zugunsten des Singularvokals (gebirgsschlesisch štôṛva, lausitzisch ṝrdorp, glätzisch gôl *galt* S. M. § 67 Anm. 2), bald zugunsten des Pluralvokals statt (mulk hûf u. a.). Selten ist der Wechsel (molk — mulka) bewahrt.

3. In dem Verbum wā^rn *werden* ist das inlautende d geschwunden (S. M. § 67). Im Partizip erscheint gebirgsschlesisch gĕwurn, glogauisch kwurn neben präfixlosem wurn. Eine eigentümliche Konjunktivbildung erscheint in lausitzisch wērĕ (Diphthongierungsmundarten wîer), vgl. lausitzisch: ic̣h ḍlôpt s n̥ ni dos ṛ nî kum wērĕ *ich glaubte es ihm nicht, dass er nicht kommen würde;* ſĕ wēr šun kum wen ſĕ s ok hîṛn wērĕ *sie würde schon kommen, wenn sie es nur hören würde.* Zur Erklärung ist die Tatsache heranzuziehen, dass der Konjunktiv praes. in der Mundart gänzlich ausser Gebrauch ist, während der Konjunktiv praet. noch Verwendung findet (obwohl auch dieser mit Vorliebe durch Umschreibung ausgedrückt wird, vgl. ṛ ḍôt ols wen ṛ ſic̣h fⁱrc̣htn̥ mec̣htĕ *er tat, als ob er sich fürchtete,* . . . ols wen dĕ weltst furt gîn . . . *als wenn du fort gingest).* Da nun dem Konjunktiv präet. von haus aus eine temporale Bedeutung nicht anhaftet, so kann man ihn jetzt als direkt zum praes gehörig empfinden, und es ist infolgedessen möglich, analog solchen Formgruppen wie nām *nehme* — nēmĕ *nähme*, štāl *stehle* — štēlĕ *stähle*, gā *gebe* — gē *gäbe* auch zu wā^r *werde* einen Konjunktiv wērĕ = *würde* zu bilden.

4. Mhd. bevëlhen *befehlen* ist infolge des Schwundes von h mit štāln *stehlen* zusammengefallen, vgl. Reihe IV, 5.

IV. Vierte Ablautsreihe.

Mhd. nëmen nime — nam — nâmen — genomen.

Gebirgsschlesisch nāma *nehmen* nimst — nôm — nôma — gĕnuma; lausitzisch-schlesisch štāln *stehlen* štāl štîlst — štol —

štǫln — gěštǫln; glätzisch draša *dreschen* — gědrǫša; glogauisch kum *kommen* kimst — kûom — gěkum.

1. Im praes. zeigt die 1. pers. sing. stets den Vokal des plur. und des Infinitivs. In brecha *brechen* ist das e lautgesetzlich (S. M. § 9, 1), nordböhmisch erscheint brachn.

2. Im Präteritum ist allgemein Ausgleich zugunsten des Singularvokals eingetreten. Im Partizip erscheint lautgesetzlich o vor ch: gěbrocha (S. M. § 14).

3. Das Verbum *kommen* zeigt im praes. u (z. B. gebirgsschlesisch kuma), das sowohl auf mhd. o als u zurückgehen kann. Das i der 2. 3. pers. sing. (kimst kimt) setzt mhd. ü voraus. Im praet. erscheint meist kōm (kûom), doch haben lange Formen wie kvōm kvōma (mhd. quam quâmen) bestanden. Im Partizip erscheint präfixlose Bildung in kuma (gebirgsschlesisch und nordböhmisch).

4. An die 4. Reihe hat sich angeschlossen gebirgsschlesisch špāln (Seidorf) *spalten*. Da es im Infinitiv und der 1. pers. sing. mit štāln übereinstimmte, so bildete man štāl : štāln : štōl = špāl : špāln : špōl. Aus Anlehnung an štāln werden sich auch die zu hāln *halten* gebildeten Formen hilst hilt *hältst hält* erklären, štāl : štāln : štilst = hāl : hāln : hilst.

5. In niederlausitzischem Gebiet wird zu štāln *stehlen* und běfāln *befehlen* ein Präteritum štûl běfûl gebildet. Dies erkärt sich durch Anlehnung an die Flexion der reduplizierenden Verben (vgl. unten VII, 3); da im Schlesischen gěblôfn *geblasen*, gěšlôfn *geschlafen* denselben Vokal zeigen wie gěštôln běfôln, so ist dadurch die Proportion ermöglicht gěblôfn gěšlôfn : blûs šlûf = gěštôln běfôln : štûl běfûl.

V. **Fünfte Ablautsreihe.**

Mhd. gëben gibe — gap — gâben — gegëben.

Gebirgsschlesisch und glätzisch: trāta *treten* tritst — trōt — trōta — gětrāta; lausitzisch-schlesisch frasn *fressen* — frōs — frōsn — gěfrasn; glogauisch gān *geben* gā gipst — gûop Konj. gīep — gûobm — gěgān.

1. Die 1. pers. sing. praes. stimmt stets im Vokalismus mit dem plur. und dem Infinitiv überein. In der 2. 3. pers. sing. ist die Dehnung unterblieben oder jüngere Kürzung eingetreten vor mehrfacher Konsonanz: gipst *gibst*, likst *liegst*. Schwund von inlautendem b (v) zeigt gān *geben*, gěgān (S. M. § 72). Intervokalisch

ist h geschwunden in sān gĕsān *sehen*, auslautend dagegen als Reibelaut erhalten in sich *sieh*. Ausgleich in verschiedener Richtung ergab einerseits sist sit, andrerseits sichst (lausitzisch sikst).

2. Im Präteritum ist fast immer Ausgleich zugunsten des Singularvokals eingetreten (trōt gûop). Nur lausitzisch sōk *sah*, sōgn *sahen* weist auf mhd. â zurück. Zur Erklärung des g (gebirgsschlesisch sōga) in der letzteren Form und in gĕšōga *geschahen* vgl. S. M. § 80 Anm. 1.

3. Das Verbum *liegen* lautet lija (gebirgsschlesisch u. glätzisch), lîgn (lausitzisch), lêgn (grünbergisch). Zu der mhd. 3. pers. sing. lît gehören: glätzisch laist *liegst* lait, glogauisch lêt und die Ausgleichsform grünbergisch lēkt (mit dem Vokal von lit). Das Partizip zeigt die regelmässige Kontraktion der Lautgruppe ēge (S. M. § 110): gebirgsschlesisch gĕlān, lausitzisch-schlesisch gĕlain, glätzisch gĕlēn, glogauisch gĕläēñ.

VI. Sechste Ablautsreihe.

Mhd. graben — gruop — gruoben — gegraben.

Gebirgsschlesisch grōba *graben* grōp grêpst grêpt — grûp — grûva Konj. grîp — gĕgrōba; lausitzisch-schlesisch wošn *waschen* wešt — wûš — wûšn — gĕwošn; glätzisch hêva *heben* hêpst — hûp — hûva — gĕhôva; glogauisch fûrn *fahren* (auch fûrdn) fîrt — fûr — fûrn — gĕfûrn.

1. Das Verbum *tragen* zeigt die regelmässigen Kontraktionen der Lautgruppen age (S. M. §§ 108, 109) und ege (§ 111): gebirgsschlesisch trôan trêst gĕtrôan, lausitzisch-schlesisch troin, glätzisch trēn, Diphthongierungsmundarten trûēñ triest gĕtrûēñ. Das Verbum *schlagen* bewahrt im Gebirgsschlesischen und Glätzischen die alte Präsensform mit mhd. â: šlô *schlage*, im übrigen stimmt es vollkommen mit *tragen* überein.

2. *Stehen* setzt mhd. stên voraus: Stammundarten štîn stîst stît, Diphthongierungsmundarten stain (glogauisch) und štên (grünbergisch). Im Präteritum erscheint štun (= mhd. stuont) im Glätzischen (Pautsch a. a. O. § 61) und stunt in lausitzischen Gebieten (vgl. für die sächsische Lausitz Michel, Mundart von Seifhennersdorf § 37). Dagegen gilt štont im Gebirgsschlesischen und štönt štön štönda in glätzischen Gebieten. Die letztgenannten Formen sind in Analogie zur 3. Ablautsreihe (vgl. oben III A) geschaffen: bunda : bont (vor Ausgleich des Vokalwechsels) = štunda : štont. Das Partizip lautet regelmässig gĕštanda.

3. Das Verbum *heben* flektiert im Präsens und Präteritum regelmässig, vgl. z. B. glätzisch hêva hêpst hûp hûva, Diphthongierungsmundarten hiebm hûp hûbm. Im Partizip erscheint dagegen gĕhôva, eine alte, auch in die nhd. Schriftsprache gedrungene Analogieform. Die Form *gehoben* erscheint zuerst bei schlesischen und sächsisch-thüringischen Verfassern (vgl. Grimm, Wörterbuch 3 S. 841). Sie kann daher nicht als eine Analogiebildung zu Verben wie *scheren* — *geschoren* erklärt werden. Denn die in Frage kommenden Dialekte zeigen, soweit mir bekannt, keinen Zusammenfall von mhd. ë (*scheren*) und e (*heben*). Vom Standpunkt des Schlesischen aus kann *gehoben* als eine Neubildung nach dem Muster reduplizierender Verben erklärt werden, vgl. blêst : blûs : gĕblôfa = hêpst : hûp : gĕhôva. Der Übergang von mhd. â > ô oder zum mindesten der Zusammenfall von mhd. o und â in einen Laut (S. M. S. 4) war zur Zeit des Gryphius jedenfalls schon vollzogen. Und so ist es wohl möglich, dass die Form *gehoben* aus dem schlesischen Volksdialekt in die Schriftsprache gedrungen ist.

VII. Die reduplizierenden Verben.

Mhd. heiȝen — hieȝ — hieȝen — geheiȝen.

Gebirgsschlesisch hêsa — hîs — hîsa — gĕhêsa.

Der im Mhd. regelmässige Vokal ie im Präteritum findet sich bei allen Verben dieser Klasse. Daneben aber erscheint vielfach ein û u, das, da es in sämtlichen schlesischen Mundarten gleich lautet, nur als mhd. uo, germ. ô erklärt werden kann (vgl. S. M. § 42). Nun gibt es ja im Gotischen neben den einfach reduplizierenden Verben eine Gruppe redupliziererend-ablautender Verben, z. B. lêtan — lailôt, têkan — taitôk; mit Schwund der Reduplikation ist ein Präteritum dieser Gruppe erhalten im Altschwedischen: lōt lōto. Und es könnte ja verlockend erscheinen, eine Form wie schlesisch lûs (Weinhold, Über deutsche Dialektforschung S. 59) gleichfalls als eine derartige uralte Bildung anzusehen. Alte ô-Präterita, auf Grund indogermanischer Ablautsverhältnisse, setzt K. Ljungstedt (Anmärkningar till det starka preteritum i germanska språk, Uppsala 1887) auch für die IV. u. V. Ablautsreihe sowie für Verben der reduplizierenden Gruppe an (vgl. auch v. Bahder, Anzeiger für indogermanische Sprach- und Altertumskunde II S. 60 und Behaghel in Pauls Grundriss I [2] S. 736). Die Möglichkeit, dass man auch mit derartigen Bildungen rechnen

müsse, ist nicht zu leugnen. Hier aber will ich mich begnügen, die Wege aufzuzeigen, auf denen man auch in erst nach-mittelhochdeutscher Zeit auf schlesischem Boden zur Bildung der û-Präterita gelangt sein kann.

1) An die kurzvokalischen Verben der VI. Ablautsreihe schliesst sich *fallen* an und bildet so sein Präteritum mit û, vgl. woša *waschen* : wešt : gĕwoša : wûš = fola : felst : gĕfola : fûl. Gebirgsschlesisch erscheint fole fîl, lausitzisch-schlesisch (östlich) fûl, glätzisch fil und eine Weiterbildung von fûl zum schwachen Präteritum fuldĕ (vgl. unten 2) unter *braten*), glogauisch fîl, grünbergisch gĕfûl. (Ganz entsprechenden Übergang von *fallen* in die VI. Reihe zeigen neufriesische Mundarten, vgl. neuwestfriesisch fûl fûəl und wangeroogisch ful fuln̥, Siebs in Pauls Grundriss I [2] S. 1219 und 1322).

2. An štîn *stehen* schliesst sich *gehen* an, vgl. štîn : gĕštanda : stunt = gîn : gĕgaŋa : guŋk. Die meist gebrauchte Präteritalform ist jetzt giŋk giŋa, vgl. aber Weinhold, Über deutsche Dialektforschung S. 123. Das Partizip erscheint gebirgsschlesisch und nordböhmisch als gaŋa.

Weiter schliessen sich an *fangen* und *hängen*, vgl. gĕštanda : stunt = gaŋa : guŋk = gĕfaŋa : fuŋk = gĕhaŋa : huŋk. Weit gebräuchlicher aber als die u-Formen sind fink und hiŋk; fuŋ gilt in niederlausitzischem Gebiet (über u-Präterita im Niederdeutschen und Friesischen vgl. Grundriss I S. 737 u. 1219 Anm.).

3. *schlafen* und *blasen* stimmen in der 2. 3. pers. sing. praes. mit den langvokalischen Verben der VI. Reihe überein, und dies führt zu der Proportionenbildung grêpst grêpt (Diphth. grîepst, laus. grēpst) : grûp = šlêfst (šlîefst, šlēfst) : slûf = blêst (blîest, blēst) : blûs. Im Gebirgsschlesischen gilt: šlôfa šlufa (mit Kürzung vor Konsonant + n̥, S. M. § 103 III), šlîf šlifa gĕšlôfa; im Lausitzisch-Schlesischen šlôfn̥ šlîf, aber im östlichen Gebiet auch šlûf; im Glogauischen šlōfn̥, im Grünbergischen šlaufn̥ šlûf. Für *blasen* gilt gebirgsschlesisch blôfa blîs, glätzisch blîs und blûs, grünbergisch blaufn̥.

An diese Verben hat sich auch brôta *braten* angeschlossen, ist aber dann teilweise in die schwache Konjugation übergetreten: das neugebildete û-Präteritum hiess lautgesetzlich (S. M. § 104) brût — bruta. Und nun wurde der Plural entsprechend etwa huta zu hutĕ *hütete* aufgefasst und dazu ein Singular brutĕ ge-

bildet. Die schwache Flexion ist auch in das Präsens gedrungen: 2. 3. pers. brutst brut; dagegen bleibt das alte Partizip gĕbrôta. Im Präteritum mögen eine Zeit lang starke und schwache Form (brût und brutĕ) nebeneinander bestanden haben, und dies kann die Veranlassung dazu gegeben haben, dass auch andere starke Verben mit û-Präteritum schwache Flexion annahmen, vgl. fuldĕ zu fola (oben unter 1), rutĕ zu rôta *raten*.

4. Um das û-Präteritum bei dem Verbum *laufen* zu erklären, müssen wir ausgehen von der alten Partizipialform geloffen (Paul, Mhd. Grammatik § 164 Anm. 3; Pauls Grundriss I S. 737). Diese lautet schlesisch gĕlufa gĕlufn̥ und fällt so mit der gekürzten Form des Partizips von slôfa zusammen; daher bildet man gĕšlufa : šlûf = gĕlufa : lûf. Gebirgsschlesisch gilt laufa lêfst, lîf lîfa, gĕlufa; lausitzisch-schlesisch lôfn̥ lêfst, lîf; glätzisch lāfa lēfst, lîf lîfa, gĕlufa; glogauisch lôfn̥, gĕlôfn̥; grünbergisch laufn̥, lûf, gĕlauwm̥.

An *laufen* schliesst sich *hauen* an, vgl lêfst (glätz. lēfst) : lûf = hêpst (glätz. hēpst) : hûp. Gebirgsschlesisch erscheint haun hêpst hêpt, hûp hûba, gĕhaun; lausitzisch-schlesisch haun haust, hautĕ (wohl analog šaun šautĕ); glätzisch hān (und haun vgl. S.M. § 39) hēpst, hîp hîva; glogauisch hôn; grünbergisch haun, hûp.

Die von Weinhold (a.a.O. S.124) angeführte Form kûf zu *kaufen* liesse sich im Anschluss an *laufen* und *hauen* ohne weiteres verstehen.

5. Hier führe ich auch das Verbum *lassen* an, obwohl mir Präteritalformen mit û u (Weinhold a. a. O. S. 59) in der lebenden Mundart nicht begegnet sind. Es ist wichtig, gerade hier die Möglichkeiten einer Entwicklung etwaiger û-Formen erst auf schlesischem Boden darzutun, da man eben bei diesem Verbum am ersten an die Erhaltung einer alten germanischen ô-Form (gotisch lailôt, schwedisch löt) denken könnte.

In der Flexion wechseln kontrahierte und unkontrahierte Formen: gebirgsschlesisch erscheint: 1. pers. sing. lôs lus lô, 2. 3. pers. lest, 1. 3. pers. plur. lôn, 2. plur. lust lut, Imperativ 2. sing. lôs lus lô, praet. lîs lisa Konj. lisĕ, part. gĕlôn lôn; lausitzisch-schlesisch: praes. lus lest lusn̥, praet. lîs, part. gĕlusn̥; glätzisch: praes. lus list lit lôn, praet. lîs lîsa, part. gĕlôn; die Diphthongierungsmundarten stimmen im allgemeinen zum Lausitzischen. Der Ursprung dieser mannigfachen Formen ist folgender: mhd. 1. pers. lân wird zu lô, mhd. lâze zu lôs, mhd.

2. pers. læst zu lest, mhd. 3. pers. læt zu glätz. lit (S. M. § 25 Anm. 1), mhd. 2. plur. lâzet > lust, lât zu lut, 3. plur. lânt zu lôn, und nun tritt nach verschiedenen Richtungen hin Formenausgleich ein. Die Möglichkeiten, auf analogischem Wege zu einsm û-Präteritum zu gelangen, sind nun folgende: lô attrahiert šlô *schlage*, vgl. šlô : šlûch = lô : lûs; lôs attrahiert šlôf blôs, vgl. šlôf : šlûf = lôs : lûs; part. gĕlusa attrahiert gĕšlufa gĕlufa, vgl. gĕšlufa : šlûf = gĕlusa : lûs; lest attrahiert wešt felst usw., vgl. felst : fûl = lest : lûs.

6. *stossen* erscheint in folgenden Formen: gebirgsschlesisch štûsa, praes. štûs štist štist, praet. štîs und štûs štûsa, part. gĕštûsa; lausitzisch-schlesisch štûsn̥, štîs, gĕštûsn̥; glätzisch štûsa (štist), štûs štûsa, gĕštûsa; gloganisch štausn̥, štûs, kštausn̥; grünbergisch štôfn̥, gĕštôsn̥.

Man darf wohl neben dem langvokalischen Partizip gĕštûsa ein solches mit gekürztem Vokal ansetzen (S. M. § 103 III); dann gilt die Proportion gĕšlufa gĕlufa : šlûf lûf = gĕštusa : štûs. Andererseits kann auch Beeinflussung von seiten der II. Ablantsreihe vorliegen, die ja ihrerseits û-Präterita nach dem Muster reduplizierender Verben besitzt (oben II, 3). Dann gilt das Verhältnis gist *giesst* šlist : gûs šlûs = štist : štûs.

Zum Schluss muss ich noch bemerken, dass meine Behandlung des starken Verbums im Schlesischen selbstverständlich nicht den Anspruch auf absolute Vollständigkeit erhebt. Es mag noch mancher interessante Fund zu machen sein an Orten, wo ich nicht gesammelt habe. Im ganzen aber glaube ich in den Hauptzügen die historische Entwicklung und auch wichtige Beobachtungen über die geographische Verbreitung im einzelnen gegeben zu haben. Manche scheinbare Lücken in der Darstellung finden in den tatsächlichen Verhältnissen ihre Erklärung. Jeder, der sich einmal für mundartliche Forschung auf schlesischem Gebiete interessiert hat, wird wissen, wie schwierig es z. B. ist, die Formen der starken Präterita überhaupt zu erfahren. Denn diese werden ja, ausser in ganz bestimmten syntaktischen Gefügen, fast immer umschrieben. Und so können sie aus dem Sprachschatz mancher Individuen und Sprachgenossenschaften leicht überhaupt schwinden; oder es treten an ihre Stelle schriftsprachliche Formen.

Der Wortschatz der Mundart von Dubraucke.

Von Dr. Waldemar Goessgen †.

Im Jahre 1902 ist als zweites „Beiheft" zu den „Mitteilungen" eine wertvolle Arbeit von Dr. Waldemar Goessgen erschienen: „Die Mundart von Dubraucke" (Kreis Spremberg). Nur der erste, grammatische Teil ist dort gegeben; den Druck des zweiten Teils, der den Wortschatz umfasst, sollte der Verfasser nicht erleben. Im Jahre 1906 ist der verdiente junge Gelehrte nach schwerer Krankheit gestorben. Ich gebe die Arbeit hier wieder, nachdem ich verschiedenes Bekannte und Entbehrliche gestrichen und Weniges hinzugesetzt habe; sie will nicht den gesamten Wortschatz, sondern hauptsächlich die für die Mundart charakteristischen Worte sammeln und legt ausserdem Gewicht auf Mitteilung von Sitte und Brauch. Ss.

Den Gegenstand der Untersuchung bildet die Mundart der Bauern, nicht die der Industriebevölkerung, sofern sie erst kürzere Zeit ansässig ist. Es kommt darauf an, die alte Bauernmundart möglichst rein zu erkennen, um später die Ergebnisse für die Besiedelungsgeschichte der Lausitz nutzbar machen zu können. Vor etwa 100 Jahren war die Bevölkerung noch ziemlich wendisch, doch durchsetzt mit deutschen Elementen. Die Germanisierung ging namentlich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts schnell vor sich. Gegenwärtig sind Dubraucke, Tschernitz, Wolfshain, Friedrichshain durchaus deutsche Dörfer. Die Wenden lernten in Kirche und Schule die deutsche Schriftsprache, ausserdem aber waren sie den Einflüssen der Mundart oder der Mundarten der Deutschen ausgesetzt, die, früher oder später eingewandert, ihre Nachbarn wurden. Woher sind jene Einwanderer gekommen? Zur dereinstigen Lösung dieser wichtigen Frage mag dieser zweite Teil der Darstellung der Mundart von Dubraucke, der den Wortschatz behandelt und auch in anderer Hinsicht den grammatischen Teil ergänzt, hoffentlich einmal beitragen.

Die Schreibung ist phonetisch und entspricht der in den „Mitteilungen" vorgeschlagenen fast völlig (vgl. Siebs, Th., Wie sollen wir die schlesischen Mundarten schreiben? Mitt. d. schles. Gesellsch. f. Volkskunde XVII 54 ff.). Die Werte der einzelnen Zeichen sind folgende:

a = kurzes, bühnendeutsches a, wie in *alt.*
ā = langes a, wie in bühnend. *Vater.*
e = kurzes offenes e, wie in *Bett, hält.*
ē = langes offenes ä, ähnlich wie in *Träne.*
ê = langes geschlossenes e, wie in *See, weh.*
ę = kurzes geschlossenes e (kommt nur im Diphthong aę vor = bühnend. ei in *Wein, Mai*).
ə = gemurmeltes (schwaches) e, wie in *Gabe, lobe.*
i = kurzes offenes i, wie in *Kind, wissen.*
î = langes geschlossenes i, wie in *ihm lieb.*
o = kurzes offenes o, wie in *doch, Rock.*
ô = langes geschlossenes o, wie in *Kohl, ohne.*
ǫ = kurzes geschlossenes o (kommt nur im Diphthong aǫ vor = bühnend. au in *Haus*).
u = kurzes offenes u, wie in *Hund, Kurt.*
û = langes geschlossenes u, wie in *Huhn.*
aę = Diphthong, wie in bühnend. *Wein, Mai.*
aǫ = Diphthong, wie in bühnend. *Haus, auch.*
r gewöhnlich Zäpfchen-r; Zungen-r (alveolar) ist seltener.
ṛ silbebildendes, stark reduziertes r mit a-Färbung, z. B. lēṛ (Lehrer) klingt fast wie lēra
l, m, n entsprechen den bühnendeutschen Lauten.
ŋ ist velarer Nasal, wie in bühnend. *laŋ* = lang, *daŋkə* = danke.
l, m, n, ŋ werden auch silbebildend gebraucht, z. B. ēſḷ *Esel;* nur im Notfalle wird das durch ṛ ḷ ṇ ŋ̥ usw. bezeichnet.
f ist stimmloser, w stimmhafter labiodentaler Reibelaut, wie in bühnend. *ſalle, Wall.*
v ist stimmhafter, bilabialer Reibelaut, z. B. kvark = *Quark.*
s ist stimmlos, wie in bühnend. *essen.*
ſ ist stimmhaft wie in bühnend. *ſage, Eſel.*
š ist stimmlos, wie bühnend. sch in *schön.*
ž ist stimmhaft, wie bühnend. g in *Courage*, j in *Journal.*
c̨h ist stimmlos, wie in bühnend. *ich*, c̨h wie in *ach.*
j ist stimmhaft, wie in bühnend. *ja, jung.*
h ist Hauchlaut, wie in bühnend. *halt.*

Die Worte sind in der Regel nach den Anfangslauten geordnet; nur bei unbetonten Vorsilben nach dem Stammanlaut.

Worte, die in der Mundart ungebräuchlich sind, werden in [] eingeschlossen.

Es sind auch einige rein wendische Worte angeführt, weil sie mitten in der deutschen Rede wie deutsche Worte verwendet werden.

Worte mit vokalischem Anlant kommen auch mit vorgeschlagenem h vor, andererseits unterbleibt in den mit *h* anlautenden der Hauchlant oft.

a.

án-gə-fiçhtə. n. Bezeichnung einer Krankheit = mhd. ungesühte, st. n. z. B. wì içh haętə in də kirçhə wör, dö hö-içh das ángəfiçhtə gəkriçht: dö wör mṛ fô šlim! — angəfiçhtə is, wen ên das esn̥ niçh šmekn̥ tût. Man bringt im Volke die Krankheit mit „ansehen" zusammen; mîrs fon dì gəšën bedeutet: die Gegenwart dieser Person, dieser Frau, hat in mir das „angəfiçhtə" hervorgerufen.

áǫs-föṛn. st. v. Ausschläge, Geschwüre, namentlich im Gesicht, bekommen; áǫsgəförn̥ faęn.

áǫs-hêsn̥. st. v. Jem. Schimpfnamen geben. DWb. —.

áǫs-wirkn̥. sw. v. Den Brotteig zu Broten formen.

áǫš-šitə. f. Die Ausschütte. Beim Grassicheln binden sich die Frauen häufig das Grastuch um und tun das gesichelte Gras hinein; wird ihnen die Last unbequem, so schütten sie den Inhalt aus; das ist jedesmal eine „Ausschütte". DWb. I 962 kennt „Ausschütte" nur als „Tischabfälle".

áp-rafn̥. sw. v. abraffen, das zum Beladen eines Wagens mit der Gabel heraufgereichte Heu oder Stroh abnehmen.

april-oksə. m. Einer, den man „in den April geschickt hat". Man führt einen Menschen an und klärt ihn dann auf, mit den Worten: haętə isdṛ ërštə apríl (ëršt april), šikt mṛ'n óksn̥, wû man in (= hin) wil! Ebenso schickt man in den Mai: háęt'is dṛ ërštə maę, šíkt mṛ n̥ oksn̥ nins haę (Heu)!

áp-rûn. sw. v. ausruhen, rasten. DWb.

(h)arfl̥. f. Armvoll; weiblich nach Analogie von hampftl̥. f. DWb. I 563.

b.

bābə. f. Napfkuchen; wend. u. poln. baba.

bák-štel(t)sə. f. Bachstelze. wen die bákštel(t)sə kumt, brent fə nə hukə gras ufn̥ švan(t)sə (d. h. wenn sich die Bachstelzen zeigen, kann man anfangen Gras zu sicheln).

bákùtškə. f. pl. bakutškn̥. Backobst. Der Stamm von backen mit dem wend. Deminutiv -uška; vgl. wend. mama : mamuška.

bertsaǫka. f. Blasinstrument, aus der Rinde junger Weidenzweige gefertigt. Die vom Holze abgezogene Rinde, etwa 4 cm lang, wird an dem einen Ende von der Epidermis befreit, beim Hineinblasen lässt sich ein schnarrender Ton hören. Dasselbe wie Fape in Leipzig. Wb. S. 111. — Vgl. Haupt-Schmaler II 225 (barcawa aus Weidenrinde oder dem Stengel von Kürbisblättern). Pfuhl: barcawa u. bórčawa = Brummpfeife. Vgl. S. 67.

birbḷ. m. Kot gewisser Tiere, z. B. šöf-, fērdə-. DWb. —.

birdə. f. Bürde = ein Grastuch voll Gras, Heidekraut, Heu oder dgl.; eine birdə ist grösser als eine hukə.

blubern. sw. v. brodeln, gurgeln (vom Wasser).

bok, buk, in maę buk, mui buk (= mein Gott). Scherzhafter Ausruf, in spottendem Sinne bewusst wendisch gebraucht, vgl. wend. boh = Gott. In Muskau kommt häufiger vor: wês dṛ buksə! weiss Gott! (Beteuerung).

bomḷ. f. Troddel.

braska. Waldgegend zwischen Dubraucke und Jerischke.

bremḷ, brimḷ. m. männliches Schaf (auch Stier?), vgl. ahd. brëman, mhd. auch brimmen (st. v.) neben dem sw. v. brummen, also = Brummer. — Vgl. Zeitschr. f. d. Phil. XX S. 242 bremmel = Zuchtochse; brummer. DWb. II 429; vgl. Leipz. Wb. S. 94 brömmeln = murren, keifen; Iterativ zu brummen. = Halle; S. 94 brummochse = Zuchtstier.

brêtṇ. sw. v. fertig bringen; z. B. das brêt ic̨h nic̨h. — dĕr békṛ dĕr brêt ĕršt kên órutlic̨həs brôt nic̨h. — Bei breiten (DWb. II 359) steht diese Bedeutung nicht. = Leipz. Wb. S. 93. brēten, ermöglichen, zustandebringen = Laus. Schles. Erzg.

brîn. sw. v. brühen. 1. = sich heiss anfühlen, intrans. 2. trans. — DWb. II 424 f.

briŋkḷn. sw. v. leicht in briŋkḷ zerfallen; auch dieses Zerfallen veranlassen, briŋkḷ fallen lassen (briŋklə doc̨h nic̨h fô!) Vgl. DWb. II 431 (brunke, brünkel, brünkeln).

bubak. m. gespenstisches, böses Wesen; wie der „schwarze Mann“ Schreckmittel für Kinder; böhm. bubak.

d.

dólan. m. Waldgegend bei Zschorno; baumfreie grasbewachsene Stelle.

dráǫšəmàn. m. Brautdiener, zugleich der Festordner.

draǫškə. f. Brautjungfer. draǫšəman und draǫškə bilden das Paar hinter dem Brautpaar; — wend. družka = Genossin, Gespielin; gew. Züchtjungfer, Brautjungfer: Pfuhl S. 167.

drēliŋk. m. kleiner Kreisel, Kinderspielzeug; kleine, runde Scheibe oder Knopf mit durchgestecktem Hölzchen.

dremḷn. sw. v. vollpacken, einen Raum unter Anwendung von Kraft vollständig oder über-füllen; z. B. dr̥ banſn̥ (Seitenraum der Scheune) is gans ful gədremḷt mit štrô. DWb. II 1400: dremeln (schlagen, stossen, schieben). — Weinhold, schles. Wb. 16: gedremelt „gedrückt voll".

drimaęn. sw. v. (auch drēmaęn wurde gehört). Sich im Halbschlummer befinden, nicken; z. B. iç̮ kundə niç̮ ắęnšlōfn̥, iç̮ hô blôs fô gədrimaęt; wend. drěmać = schlummern.

drogonšə wîſə. [baę də] Flurname. Drogon Familienname?

dúban (in duban). Flurn.; wend. duban-Eichen = (Feld, Wald od. dgl.); dub (Eiche) steckt auch im Namen Dubraucke (dubrauka = Eichenwäldchen).

dumpaęn. sw. v. dumpf aufschlagen, mit dem Kopfe gegen die Decke oder an einen Balken stossen; wenn Kinder im Scherz die Stirnen gegeneinander stossen; das Stossen des Kalbes gegen das Enter. Vgl. dumpeln (werfen, stossen) DWb. II 1522 und wend. dump (Schlag), dumpać (puffen) Pfuhl 171.

dundər. m. Donner. Auch in Ausrufen und Flüchen, deren zweiter Bestandteil bisweilen euphemistisch unverständlich ist: dundr̥-högḷ, dundr̥-litç̮n (oft als Ausruf der Bewunderung), dundr̥-fäbḷ, dundr̥-fägḷ, dundr̥-faksn̥, dundr̥-wetr̥, dundr̥-wetštok für „Donnerwetter!" vgl. Leipz. Wb. S. 105, dundr̥-kîl. Auch scheltend dû dundr̥-mēdḷ dû dû!

dûnə. adj. (nur prädikativ) betrunken; dērs haętə wîdr̥ möl dûnə.

e.

eldə. f. Alter. — DWb. I 267: Älte.

êmliŋk. m. Heimchen. — DWb. IV 2 869: Heimel, n. Demin. zu Heime (m. und f.), vgl. auch heimilin, heimlin. — Die Form hêmliŋk habe ich nicht gehört.

ešərn. sw. v. in ſiç̮ ápešərn, r̥-ešərn = hastig arbeiten oder laufen, so dass man erhitzt und atemlos wird. DWb. I 35, Leipz. Wb. S. 73.

êç̮ḷ-kapš. m. Eichelhäher. Vgl. schles. kapsch = Rock-

tasche (capsa), einkapschen = einsacken, einstecken; Weinhold, Dialforsch. 80; etwa weil der Vogel Eicheln „einsackt", frisst? — Oder ist kapš von kaps = kabisz, kabis (schles. kêbsch = Kopf), Kohlkopf, im Schles. zu Kopf überhaupt erweitert, abzuleiten? Vgl. DWb. V 9.

f.

faẹə. f. Windmaschine zum Reinigen des Getreides von der Spreu. Dazu das Verbum: faẹn. sw. v. Vgl. fegen, sbst. die fege, DWb. III 1412: Fege (= purgatio) auch Sieb zur Reinigung des Getreides, Kornfege. — fegen = „kehren" kommt nicht vor, ausser in dem (schriftsprachlichen?) šórštn̥fēgr̥ oder šórškn̥fēgr̥ (Schornsteinfeger).

fr̥-fämt. adj. Umbildung aus infam.

farə. f. Pfarre, nur in der Redensart uf də farə gên = in den Konfirmandenunterricht gehen.

fêrfə. f. junge Kuh.

fertsl̥n, rum-fertsl̥n. sw. v. müssig hin- und hergehen. Leipz. Wb. S. 112; DWb. —.

finfl̥. m. Füllsel. wuršt-finfl̥. — DWb. IV 1, 1 S. 520: Füllsel. n.

fîr-kantiçh. adj. vierkantig, d. h. derb, gedrungen, vom Körperbau. nd. kantig = munter, stark, dreist; vgl. DWb. V 176.

fitšl̥n. sw. v. unnütze Bewegungen bei der Arbeit machen, ohne Erfolg geschäftig sein; oft auch: mit einem Messer unnütz herumfuchteln. — DWb. III 1693; Weinhold, schles. Wb. 21, Leipz. Wb. S. 113.

flîgn̥, flîn. st. v. 1. fliegen, 2. fallen; fallen selbst wird wenig gebraucht; z. B. das haọs is áẹngəflôgn̥. — dr̥ junə flit in gröbm̥.

fôgl̥-fr̥kôfn̥. Vögel verkaufen; ein Knabenspiel.

Der Vogelverkäufer ist der farə (Pfarrer), der Käufer der narə (Narr). Es entspinnt sich dann folgendes Gespräch: gun tak-r̥-farə (Guten Tag, Herr Pfarrer) — tak r̥-narə (Guten Tag, Herr Narr) — hóm fə kênə fögl̥ tsu fr̥köfn̥? — alə dində (= die in der . .) welt rum-flin! Die Vögel sind die übrigen mitspielenden Knaben. Der narə nennt nun Namen von Vögeln; wird ein Vogelname genannt, den ein Knabe erhalten hat, so „fliegt der aus", und der narə muss ihn fangen usw. Die „Vögel" erhalten oft abenteuerliche Namen, damit der Käufer sie nicht sogleich errät; einige sind im Wortschatze angeführt.

fôlçhn̥. n. Fohlen; auch die braunen Früchte der Rosskastanie.

fráęn(t)šaft. f. auch im Sinne von Verwandtschaft; z. B. wir gên baę unſə fraęntšaft tsu kermust. Vgl. Leipz. Wb. S. 116.

ful, in fŗ fúl nêm. st. v. Jemand durchprügeln; vom Ausklopfen der Kleider hergenommen: diese klopft man aus, wenn sie staubig, voll sind.

[fûs, fisə] nur als Mass gebräuchlich, sonst immer bên, bênə. Vgl. aber bár-fisiçḫ, barps „barfuss".

g.

[gelt] Fragepartikel, in Dubr. ganz ungebräuchlich. Nach DWb. IV 1, 2 3058 soll es in der Lausitz noch gelten; jenseits der schlesischen Grenze schon in Muskau ist das der Fall.

gelt špîln in Redensarten wie: dŏ tûts gelt špîln. d. h. es scheint, als ob dort ein Schatz (Geld) vergraben ist; (ungefähr = dŏ šêçḫts „da spukt es").

[gernə. adv.] In der Bedeutung „absichtlich", wie in Schlesien, kommt es nicht vor; dafür: mit gûdŋ wiln; z. B. dër hatŋ mit gûdŋ wíln gəštôsŋ.

glentsərn (glensərn). sw. v. unruhig glänzen, funkeln.

graǫpḷn. sw. v. hageln (von kleineren Hagelstücken; sonst šlôsŋ). Auch die umgelautete Form graępḷn kommt vereinzelt vor. — Im 15. Jh. ist die Zusammensetzung isgrûpe (Hagelkorn) bezeugt (Kluge: Etym. Wb.), Weinhold, schles. Wb. 29 a.

gribḷn. sw. v. wimmeln; namentlich von vielen kleineren Tieren, z. B. das gribḷt aləs fon ómêſŋ; vgl. Weinhold, Dialforsch. 36: krêbeln, kribeln; DWb. V 2202.

grif. m. Federhalter.

griwə. f. Stückchen gebratener Speck. Auch halbverheilte wunde Stellen an den Lippen bezeichnet man mit griwŋ; wer sie hat, von dem sagt man: er hat griwŋ genascht; = Leipz. Wb. unter Gäke S. 118—125.

gróbə-laętə. pl. Leichenzug; alle einem Begräbnis beiwohnenden.

grómàda. f. Gemeinderat; Gemeindeversammlung (beim Schulzen); wend. hromada = Versammlung der Ortsleute; vgl. kôkula.

grôs-fôtŗ špîln. Grossvater spielen (Kinderspiel).

Eine Rute wird in den Rasen gesteckt, d. i. der Grossvater; in gleicher Entfernung davon werden soviele aus Zweigen geschnittene Pflöcke in die Erde gesteckt, als Mitspieler vorhanden sind. Die Mitspieler werfen nun nach der Reihe ein Messer in den Rasen; der Pflock dessen, der geworfen hat, darf so-

weit vorrücken, als die Klinge in die Erde gedrungen ist. Wer den Grossvater zuerst erreicht hat, ist der erste Gewinner; wer ihn zuletzt erreicht, hat verloren. — Vgl. Spiele der Wenden, das Pfeilchenwerfen in Haupt-Schmaler, Volksl. d. W. II S. 224.

gušə. f. Mund (scheltend).

h.

háe̜r. adv. heuer; davon hae̜riçhš. adj. z. B. dr̥ hae̜riçhše höbr̥ (Hafer).

hae̜ta, meist ae̜ta. Schmeichel- und Rufname für die Katze. Wend. hajta (Katze), Kindersprache (Pfuhl).

[halt] md. und obd. häufig, kommt in Dubr. nicht vor, wohl aber in Muskau.

[hao̜sn̥, hinə. adv.] nicht vorhanden; dafür drao̜sn̥, drinə.

hâpə. f. ein schlechtes Messer; auch ein Messer mit kurzer Klinge. DWb. IV 2 471: Hape. f. ahd. happa, habba, mhd. hepe.

hâpərn. sw. v. das hâpert = es geht schlecht, es fehlt an etwas: dō hâpərts an geldə. (Nur unpersönlich.) — DWb. IV 2 471: hapern. Weinhold, schles. Wb. 33[a].

harkə. f. Harke; vgl. Leipz. Wb. S. 130; in Muskau hört man auch schon reçhn̥ dafür. DWb. IV 2 478.

[əs hat = es gibt] kommt in Dubr. nicht vor, wohl aber in Muskau.

hē! Interjektion. 1. mit hē fordert man nach einer Frage zur Antwort auf; z. B. was wilstn̥ hîr? hē! 2. mit hē zeigt man jemand etwas; z. B. ſiçh amōl! hē! DWb. IV 2 714.

hēkl̥n. sw. v. häkeln. Name eines Kinderspieles.

Eine Rute, deren Zweige — nicht ganz bis an den Stengel — abgeschnitten sind, wird in die Erde gesteckt; um diesen senkrecht stehenden hēkl̥bôm setzen sich die Mitspielenden herum, von denen jeder ein aus einem Zweige geschnittenes Häkchen besitzt, das an den untersten Zweig des Häkelbaumes gehängt wird. Jeder Spieler wirft nun der Reihe nach ein Messer in die Höhe; zeigt dieses beim Niederfallen die mit der Kerbe oder dem Fabrikzeichen versehene Seite, so darf das Häkchen des Betreffenden einen Zweig höher gehängt werden. So steigen alle Häkchen den Baum hinauf und wieder herab. Der, dessen Häkchen zuletzt unten wieder ankommt, hat verloren. DWb. IV 2 180 kennt dies nicht.

heldr̥, heltr̥. m. ein zum Pfarracker gehöriger Brunnen. Vgl. DWb. IV 2 301 (Behältnis für Fische).

hînə. f. Henne. Vgl. Leipz. Wb. S. 134: hinne, hiene. DWb. hat eine solche Form nicht.

hipərliŋk. kleine Heuschrecke = Hüpfer.

hordə, fláọm-hordə. f. Vorrichtung zum Trocknen und Abbacken von Obst (eine Reihe schmaler Leisten in geringem Abstande voneinander, durch einen Rahmen zusammengehalten). Nach Kluge (Etym. Wb.): Flechtwerk zu Wänden, mhd. horde (md.), cf. got. haúrds.

huiŋko, huiŋka. Lockruf für Schweine; vgl. hunš.

humpaọa. f. eine Vorrichtung, die kleinen Kindern ausserhalb des Hauses, namentlich auf dem Felde, die Wiege ersetzt. Drei Stäbe werden aneinander gelehnt; an dem Kreuzungspunkte wird ein Zipfeltuch, in dem das Kind gebettet ist, aufgehängt. In wendischen Bauernstuben sieht man die humpaọa auch oft genug an einem Deckbalken befestigt, und das Kind wird darin in Schlaf geschaukelt; cf. wend. humpać = schaukeln (Pfuhl S. 1071), ćumpawa = Schaukel (ebd. 105).

hunš, hunšl̥, hunško. Lockrufe für Schweine. Im Wendischen jagt oder treibt man die Schweine mit huč, huč (s. Haupt-Schmaler II S. 215); Einfügung von n ist in der Ma. öfters zu beobachten. hunšl̥ (deutsch) und hunško (wendisch) sind Deminutivbildungen.

hupaz. m. 1. Heuschrecke, von hüpfen. 2. Wiedehopf, von seinem Rufe: hup, hup! — wend. hupak heisst Wiedehopf, hupać v. schreien wie der Wiedehopf. Die Heuschrecke dagegen heisst skóčk (skok d. Sprung). Also ist hupaz = Heuschrecke eine wendisch-deutsche Neubildung, unter Anlehnung an hop!, huppen; vgl. schles. Huppepferd (Weinhold, Dialforsch.) 112—4.

húšá! Ruf mit dem man die Hühner verjagt.

j.

jaọdr̥. m. Eiter, der aus einer Wunde abgesondert wird. Dazu jaọdr̥n. sw. v. eitern. DWb. —.

k.

kámùskaẹn. sw. v. Steinchen spielen. Fangspiel mit fünf Steinen. — Wend. kamjeń der Stein, dazu Demin. kamjušk (Steinchen), daran tritt die deutsche Endung -r̥n, die zu -aẹn wird. Von Wenden gebildet, von Deutschen selten mehr gebraucht, dafür meistens štênçḫŋ špîln.

kaọlə. f. Bezeichnung eines rundlichen Körpers, etwa Knollen; z. B. šnê-kaọln an pantófl̥ hon (d. h. Schnee ist am Pantoffel festgefroren und bildet „kaọln“. — das fērt hat anə

órntli͡chə kaọlə an bênə. In diesem Falle bedeutet k. soviel wie Geschwür, Beule; dazu vgl. DWb. V 349 unter 3., auch N. Lausitz. Magazin 30 S. 242. — di knuln lôn das jör gût; das faẹn âbr̥ káọln! = grosse Stücke (vgl. DWb. a. a. O. 1d.). — Dieselben Bedeutungen hat das wend. kula. — Das Wort ist md.

kaọpə. f. rundliche Erhebung, namentlich des Erdbodens. Davon Demin. kaẹpçhn̥. n. kleine Erhebungen auf der Haut, kleine Geschwüre u. dgl. DWb. V 360. 3.: Ostmd.; in Posen bezeichnet man so kleine Erdhügel, besonders auf Wiesen, aus der Niederlausitz ist es belegt als mit Gras oder Binsen bewachsene Maulwurfshaufen. So auch in Dubr. (gras-kaọpə); vgl. wendisch kupa = Hügel.

kaọpl̥n. sw. v. vgl. Leipz. Wb. S. 145, DWb. V 361; kleine (besonders: heimliche) Tauschgeschäfte machen, md., namentlich in Sachsen, Nordböhmen, Schlesien, Niederlausitz, Posen; überall in der Kindersprache.

káọrēfl̥, meist pl., neutr. (?). noch nicht ausgewachsene junge Frösche. — Ich denke, es ist eine Entstellung von kaularsch (DWb. V 347); mit l für r aus dem Deminut. kaọlērfl̥; — wend. Kaularsch: kulirić, kulowač.

kapš, vgl. éçhl̥-kapš. m.

kastl̥n. sw. v. etwas Festes, besonders Holz, in bestimmter Ordnung aufschichten (uf-kastl̥n). Weinhold, Dialforsch. 111.

kestl̥n. sw. v. meist als part. praet. gəkestlt (= kestli͡çh adj.), d. h. karriert, in verschiedenen Richtungen gestreift, so dass Vierecke (kestl̥) entstehen.

ketl̥. n. und wohl auch f. Kleine Kette oder kleiner Schliesshaken zum Verschliessen von Stall-, Gartentüren etc. — Nach DWb. V 635 und Leipz. Wb. S. 146 Fem. tsû-ketl̥n. sw. v. durch ketl̥ und Vorstecker schliessen.

kikərn. sw. v. verstohlen, unterdrückt lachen. (Weinhold, schles. Wb. gickern); vgl. ahd. kichazzen. — DWb. V 660; Leipz. Wb. S. 146.

kikn̥. pl. Ostergeschenk, bestehend aus bemalten Eiern, Pfefferkuchen und Semmeln von besonderer Form des Seelenzopfes (kík-feml̥), das die Paten den Kindern bis zum 10. oder 12. Jahre geben. (di kindr̥ gên kikn̥ hôln; uf (oder no͡çh) kikn̥ gên.) DWb. V 2500: küchen n. = Küchlein (Sp. 2514), nd. Form küken, doch auch im Hd. zeigen sich Formen mit k (cf. Sp. 2516); die Bedeutung ist im

DWb. immer Hühnchen. In unserer Ma. wird also die Bezeichnung auf die Eier übertragen. Oder ist vielmehr an einen Zusammenhang mit kucke f. (V 2518) zu denken, das in der Bedeutung von Eierschale vorkommt?

kîtsə. f. nur in štör-kîtsə = Staarkasten, und wets-kîtsə = Behältnis der Schnitter für den Wetzstein; so auch im DWb. unter Nr. 4, und Weinhold, Verbreitung und Herkunft der Deutschen in Schlesien S. 218 (bzw. 62). — Md. (fränk.-thüring.). Vgl. DWb. V 700: kieze = Korb und ähnliche Gefässe. — In dem Artikel „Zur schlesischen Art und Mundart" (Prov. Blätter. N. F. 7 (1868) Seite 498) ist angeführt kotze, auch kütze (Rückentragkorb), und es wird dabei auf poln. kosz verwiesen.

klapota. f. Wassertrage (nur noch alten Leuten bekannt).

Klên-Dűbraọkə. Klein-Dubraucke; das ist der Teil des Dorfes, in dem die Tagelöhner vom herrschaftlichen Gute wohnen, die Leute ohne eigenen Grundbesitz, die man auch „dî klên laẹtə" nennt im Gegensatz zu den Bauern mit eignem Grund und Boden. grôs-Dûbraokə hört man nur manchmal, wenn der Gegensatz zu klên. D. ausdrücklich hervorgehoben werden soll. — Vielleicht meint hier Gross- das neue deutsche, Klein- das alte slawische Dorf.

klênə ôstərn. Der erste Sonntag nach dem Osterfeste.

klênutška (auch klênutškr̥). sehr klein; hauptsächlich in der Kindersprache, bisweilen auch bei Erwachsenen; z. B. ô jê! fô an klênutškr̥ epl̥! — dî knuln lôn haẹr nich fêrə, das is aləs fôn klênutška tsaẹk! kleines Zeug).

klimpr̥fupə. f. Mehlsuppe, die eine Menge Mehlklümpchen enthält. DWb. V 1292 f. führt an klumper f. = Klümpchen; vgl. unter 2. nd. klumpermelk; auch im Md. kommt klumper vor.

klukə. f. Mutterhenne. DWb. V 1258 f.; klukn̥ das Rufen der Henne.

klunkr̥. m. schlechtes, zerrissenes Kleidungsstück. Vgl. DWb. V 1297: unter b; Leipz. Wb. S. 149.

knaks! Schallnachahmung beim Zerbrechen eines festen Gegenstandes. Auch subst.: dō gōps uf êmōl an knaks! Davon knaksn̥. sw. v., vgl. frequentativ knastərn.

knaọpl̥n. sw. v. abklauben (Fleisch von den Knochen); ziemlich selten. — DWb. V 1371; md.

knaọtšn̥. sw. v. (tsr̥-knáọtšn̥) = zerknittern, z. B. Papier oder steife Wäsche.

knipərn. sw. v. einen Knoten lösen, úf-, fr̥-knipərn; z. B. dr̥ födn̥ is ganz fr̥-knipərt, d. h. unauflöslich verwickelt. DWb. V 1523: knüppeln Nr. 3., Leipz. Wb. S. 80.

knulə. f. (pl. knuln) nur in der Bedeutung von Kartoffel (dieses ist ungebräuchlich). DWb. V 1464 ff. **knúln-fērîgn̥,** Ferien zur Zeit der Kartoffelernte, Michaelisferien.

knûtšn̥. sw. v. (verhalten) weinen; vgl. DWb. V 1529 f. 4 c.

kôkl̥n. sw. v. mit Feuer spielen. — Die md. und urh. Form von gaukeln. DWb. V 1566. Weinhold, Dialforsch. S. 95: gôkeln, vgl. Leipz. Wb. S. 124.

kò-kò . . . kò-dátš! Schallnachahmung. Das Rufen der Henne; vgl. wend. kokodak!

kókošçhn̥. n. auch **kòkotl̥** n. (meist im pl.) Pfifferlinge. — Vgl. wend. kokoš (Henne); wegen der Ähnlichkeit mancher Pfifferlinge mit dem Kamm der Henne oder des Hahnes?

kókot. m. Festlichkeit nach der Kartoffel- oder Kornernte, wobei die Arbeiter vom Bauern oder Gutsherrn bewirtet werden.

Vgl. wend. kokot = Hahn; es war früher ein wendischer Brauch, dass zum Beschluss der Ernte der Wirt unter der letzten Schwade einen Hahn versteckte, der dem gehörte, der beim Zusammenraffen auf ihn traf; jedoch musste der den flüchtigen Hahn sich erst haschen (Haupt-Schmaler: Volkslieder II Gebräuche der Wenden S. 221).

kókula. f. Das Gemeindeholz, die Gemeindekeule.

War früher im Dorfe jemand gestorben, so wurde dies den Bewohnern der Reihe nach dadurch mitgeteilt, dass vom Schulzen aus an den nächsten Bauer ein Brett von dreieckiger Form, die Kokula, übergeben wurde; er hatte diese zugleich mit der Botschaft weiterzuschicken, bis sie wieder beim Schulzen anlangte (vgl. Haupt-Schmaler II S. 251). Der Gebrauch ist seit etwa 40 Jahren abgekommen. — In ähnlicher Weise geschieht die Berufung zur Gromada: es wird ein Zettel, der die Aufforderung mit der Angabe der Zeit enthält, auf ein Brettchen, an dem ein kurzer Stil ist (so dass das Ganze eine schippenartige Gestalt hat), befestigt und so von Haus zu Haus getragen. Seit etwa 25 Jahren herrscht diese Art der Berufung nicht mehr, das Wort ist nur noch alten Leuten bekannt. (Vgl. auch Andree: Wanderstudien S. 67 ff.)

kolats. m. Bezeichnung einer ziemlich grossen rundlichen Masse (mit dem Begriffe des Plumpen, Schweren) auch ein starkes, gut entwickeltes Kind wird im Spass **kolats** genannt. Ferner heisst so das letzte Brot, das aus den Teigüberresten im Backfass geformt wird; — wend. kołać (rundes Brot).

kóli. m. eine Futterpflanze: Knörich. ufn̥ kóli gên = Kolli pflücken gehen; wend. kolij.

koršta. f. Brotrinde. ahd. krusta. DWb. V 2479 f.

kôšik. Flurn.; hängt vielleicht mit wend. kuši abgestutzt, kušk Stumpf, zusammen; Benennung nach abgestutzten Bäumen?

kráęda-wáęs! Ausruf des Erstaunens. Wend. Kreide = kryda, als halb unwilliger Ausruf kommt vor kryda wida! = Kreide Weide! — Vielleicht handelt es sich im obigen Ausruf auch um eine euphemistische Umdeutung des Namens Christi = Christus weiss es, als Beteuerung?

kráts-bêrə. f. Brombeere. DWb. V 2071.

krelə. f. ein in einen harten Gegenstand eingekratzter Riss. — Leipz. Wb. S. 154. — Weinhold, Dialforsch. 111. — DWb. V 1981 f.: krall, kräll. m. kralle unter II); dazu kreln. sw. v. Risse machen, kratzen.

krepírn. sw. v. sterben, von Tieren. DWb. V 2169.

kríbaętšə. f. horizontales Brett, auf dem man beim Spinnen sitzt, und an dem der Stab befestigt ist, um den der Flachs gewunden wird.

krim. sw. v. 1. intrans. das krimt, d. h. man empfindet ein Kitzeln. 2. trans. dr hunt krimt fich, der Hund kratzt sich.

krímərš-laętə! Ausruf des Staunens, der Verwunderung. Vielleicht euphemistische Umbildung von „Christenleute"!

krîpl. m. verkrüppelter Baum, selten auch von einem schlecht aussehenden Menschen gebraucht. Vgl. DWb. V 2473. Dazu krîplich. adj. verkrüppelt, krüppelhaft. Auch vorzugsweise mit Bezug auf Pflanzen gebraucht. DWb. V 2303: krieplicht.

krûřl. Der Stab, an dem der Rocken festgebunden ist. Pfuhl S. 294: kruželc = Wockenstock, Oberwockenstock.

kukuk. m. Sprichwort (Tschernitz): dr kúkuk kimt, wenr kan höbr fresn; d. h. wenn der Kuckuck sich zeigt, muss der Hafer schon eine gewisse Höhe erreicht haben.

kúlaoka. f. (Kindersprache); rundlicher Gegenstand zum Spielen, Kugel. — Demin. zu kula (wend.) = Kugel, verwandt mit kulərn. sw. v. kollern, rollen.

kúlr-rîbə. f. Kohlrübe. cf. wend. kulrjepu: Haupt-Schmaler II 213, nach Pfuhl S. 298: Kohlrübe = kulawa = kulawa rêpa = kulirêpa. Umbildungen a. d. Ital. s. DWb. V 1596 unter Kohlrabi.

kúretl. n. meist im pl. Pfifferling; auch kureškn. pl. kommt vor; vgl. Haupt-Schmaler II 213; wend. kurjatka, kurjatko in derselben Bedeutung, von kura (Henne), für kokoš (vgl. kokoščhn).

kvatšə. f. Ohrfeige (schallnachahmend).

kvetškə. f. Zwetsche; (vgl. auch DWb. VII 2366: quetsche, quetschke). Nur für grosse, runde Pflaumen gebraucht.

kvirlə. f. der Quirl; ahd. dwiril > mhd. twirel, beides masc. — DWb. VII 2376 f.: Quirl. m.

l.

láęn-êle; in də l. gên, in die Stampfmühle gehn, um dort Leinöl schlagen zu lassen. Auffällig ist die Femininbildung. Sonst heisst die Stampfmühle štampə. Die Redensart „in də láęnêlə gên“ ist wohl kontaminiert aus in də štampə (mîlə) gên und noch láęnêlə gên.

lēdr̥-kupsl̥ machn̥ nennt man das Wiegen der Knaben auf dünner Eisdecke, indem sie sich die Hände reichen und so auf dem Eise gemeinsam in kleinen Schritten vorwärts- und dann wieder zurückhüpfen, bis das Wasser durch das mürbe gewordene Eis dringt. kupsəl̥ ist (nach v. Unwerth) im Schles. = Kopfseil, d. h. das Tragband beim Ziehen der Karre. So auch bezeichnet man das Fahren mit einem Schlittschuh als „heksl̥ šnaędn̥“, nach der Ähnlichkeit der Bewegungen.

lēduŋk. f. baumlose Stelle im Walde, die mit Heidekraut bewachsen ist. DWb. —. Von demselben Stamme kommt in Dubr. noch vor adj. lēdiçh = 1. unverheiratet und 2. frei von Gepäck, leer.

lélôa (lélûa). f. Die gelbe Seerose, auch die weisse Teichrose. — Wend. die Lilie = lilija, auch leluja (Haupt-Schmaler II 305).

lern. sw. v. 1. lernen, 2. = lehren.

lum, án-lum. sw. v. ein Kinderspiel (nur von Knaben gespielt). Stücke von alten Messerklingen werden an eine Wand geworfen, und aus ihrer Lage nach dem Niederfallen ergibt sich, wer gewonnen hat. Die Spielpreise sind Knöpfe, namentlich blanke Messingknöpfe. — Ein solches Klingenstück heisst: lumə. f. DWb. VI. 1289; vgl. mhd. lâmel (lat. lamina), Weinhold, schles. Wb. 55: lummel, lummer f. = schlechtes Messer.

lumpak. m. Lumpenhändler; als Schimpfwort seltener gebraucht, während wend. lumpak = Lump, Lumpenkerl zumeist als solches, freilich auch als „Lumpenhändler“ vorkommt (Gablenz). Vgl. DWb. —.

luškn̥. Name einer Feldgegend bei Dubr.; vgl. wend. łužk (kleine Waldpfütze, Moor- oder Grasteich im Kiefernwalde). Jenes Feld liegt in der Nähe eines solchen Waldteiches, des rišaŋk.

lûřə. f. Pfütze. — Wend. łuža. DWb. VI 1314. — Weinhold, schles. Wb. 55.

m.

man(t). adv. in Aufforderungssätzen angewendet; z. B. kum man = komm doch (nur)! — fok mant ēršt ništ! DWb. VI 1524. — Mhd. niwan. Vgl. O. Weise, Syntax der Altenburger Mundart § 33 munt „nur", ndd. man.

maęnəs lēbm̥s! Ausruf der Verwunderung = Herr meines Lebens!

maę-oksə. m. s. april-oksə.

maę-štanə. f. Maistange.

In der Pfingstnacht wird im Dorfe eine hohe Stange aufgerichtet, die oben mit Kränzen und bunten Tüchern geschmückt ist. Wer am Pfingsttage von den jungen Burschen bis zur Spitze emporklettert, erhält irgend eine Belohnung.

maǫtškə. adj. adv. weich (namentlich von Obst), überreif; z. B. maǫtškə birn. — di epl faęn gans maǫtškə gəšlōn (angeschlagen); (vgl. im DWb. VI 1781 f.: mauke Brei). Vielleicht hängt es mit dem von Weinhold, schles. Wb. 60 angeführten sw. v. mauken „dumpf, stockig werden und riechen" zusammen; vgl. Mauschke, Mauke usw. Leipz. Wb. S. 168.

mart, auch mort. m. Marder.

mekərn. sw. v. bezeichnet das Schreien der Ziege; vgl. den Ruf mek, mek! Dieser kommt in einem Spottvers auf die Schneider vor:

šnaędr̥, mek-mék! | di šisl̥ ful wantsn̥:
di hôfn̥ ful drek, | dr̥ šnaędr̥ mus tantsn̥!

DWb. VI 1837: meckern.

mestə. f. nur in sal(t)s-mestə = hölzerner Salzbehälter. — DWb. VI 2134: md; Weinhold, schles. Wb. 62.

mikə. f. (mikə špiln); zugespitzer, kleiner Pfahl in Kinderspielen. Weinhold (Verbreitung u. Herk. d. D. i. Schl. S. 208 (52)) führt es unter den Worten an, die niederdeutsche Einwirkungen nachweisen sollen. — DWb. VI 2170.

minə. f. Schmeichel- und Rufname der Katze.

mits, mîtsə. f. Name der Katze; vgl. wend. mica und kec (Haupt-Schmaler II 215), das letztere kommt ganz vereinzelt vor als kets oder kits. — DWb. VI 2183: vornehmlich md. Vgl. Hiez, Miez, Leipz. Wb. S. 133, 170.

mukə. f. meist pl. mukn̥. Laune; eigensinniges, absonderliches Wesen. Dazu das sw. v. úf-mukn̥ = murrend Widerspruch erheben, und das adj. mukš (= mukiš) = schmollend, verdriesslich. — DWb. VI 2605, 2609 u. 2615. Leipz. Wb. S. 172.

múlt-wurf. m. neben maọl-wurf. — DWb. VI 1811. Leipz. Wb. S. 173 (Muthwolf).

mûmə. f. neben tantə bisweilen in Gebrauch. — DWb. VI 2644.

mûtš, mûtšə. Schmeichelname der Kuh. di mûtšə = die Kuh (Kindersprache).

n.

náęširiçh. adj. neugierig. — DWb. VII 667, vgl. Leipz. Wb. S. 175. Das Genitiv-s erscheint in vielen Mundarten, vgl. ndl. nieuws gierig.

nákats. m. ein nackter Mensch (scherzhaft). Deutsch-wendische Zusammensetzung, vgl. stínkats S. 66.

nêkoš kommt in dem Ausruf der Bewunderung jêkoš nê nêkoš! vor. jêkoš hängt mit Jesus zusammen, nê = bewunderndes „nein!". Zur Bildung des nêkoš mag mit beigetragen haben das wend. nejko, schön (Kindersprache), woran noch das Verkleinerungssuffix angehängt wurde. Jetzt ziemlich selten, besonders von Kindern und Leuten gebraucht, die ausser deutsch auch noch wendisch sprechen.

niks. m. Nix. Nach der Vorstellung der Bauern ein fabelhaftes Wesen, das im Wasser, in Brunnen und Teichen, wohnt und den Menschen feindlich gesinnt ist. „gê niçh an born ran, dr̥ niks der tsît dr̥ raęn", warnt die Mutter ihr Kind.

nišl̥. m. Mund, Nase, auch das ganze Gesicht wird oft so bezeichnet. In grober scheltender Rede verwendet. Auch im Schles. üblich. Vgl. Leipz. Wb. S. 176.

nöndə. adj. adv. nah. comp. nëndr̥, superl. dr̥ nënstə, au nënstn̥ (am nächsten); vgl. ahd. nâhunt, mhd. nâhent.

noçhn̥s. adv. hernach.

nūfl̥n. sw. v. undeutlich sprechen; vgl. nüscheln Leipz. Wb. S. 177 (auch wend.); nūflak m. ein näselnd redender Mensch; vgl. DWb. VII 1009.

o.

ôstr̥-wasr̥. n. Wasser, das man in der Osternacht, ohne ein Wort zu sprechen, schöpft, und dem besondere Heilkraft zugeschrieben wird.

p.

pakáfə. f. (auch pokāfə); eine Menge unordentlich zusammenliegender Sachen ohne Wert; frz. bagage.

pakn̦, fiçh. sw. v. sich packen = ringen. — DWb. VII 1400 ff. unter 4): derb anfassen; die Bedeutung „ringen" ist nicht angegeben; auch: fiçh furt-pakn̦ „sich wegscheren".

pápruŝk. m.? Farnkraut; wend. paprôŝ, papruŝ.

pekçhn̦. n. Pfefferkuchen, der in buntes, mit Bildern und Sprüchlein geziertes Papier eingeschlossen ist. Beliebtes Jahrmarktsgeschenk für Kinder. — DWb. VII 1400 führt diese spezielle Bedeutung nicht an.

petərn. sw. v. mit den Fingernägeln etwas abkratzen; z. B. do petrə doçh niçh ȇngâl an grində; dô kans fraęliçh niçh hêlə wêrn̦. — Vgl. DWb. —.

petsgr̦. meist plur.; genus? Kürbiskerne. Aus anderen Gegenden mir nicht bekannt.

píats-lûŝ. m. Teich bei Wolfshain. — Vgl. pijanca (Pfuhl 452) = Blutegel (in jenem Teiche sollen Blutegel sein); łuža, łužk (Lache).

pîlə! Lockruf für Gänse; als subst. fem. gen. in der Kindersprache üblich. — DWb. —. Pfuhl 453: pila, pila! Lockruf für die Enten.

pimpl̦n. sw. v. weinen, vgl. Leipz. Wb. S. 89.

píŋkə-páŋkə. In Dubr. nur als jenes bekannte Kinderspiel bezeugt (vgl. DWb. VII 1860: „pinkepank, in welcher hand?"); vgl. Leipz. Wb. S. 182. In Leipzig soll die Frage lauten: pinkder-bank, wo steht der Schrank, oben oder unten? — In Dubr. tritt der Leiter des Spieles vor seine Gespielen, hält die geschlossenen Hände abwechselnd über- und untereinander, während er spricht: piŋkə-paŋkə, wû ŝtêt dr̦ ŝraŋk, ôbm̦ ôdr̦ untn̦?

piŋkn̦. sw. v. sich die Augen zuhalten, sich weg (in eine Ecke) wenden (der beim Versteckenspielen suchen muss, muss also so lange „piŋkn̦", bis alle versteckt sind). — DWb. VII 1860 fehlt diese Bedeutung.

pirtsl̦. n. Stückchen, Endchen. — DWb. VII 2278 pürzel m. und II 554 bürzel, Schwanz, namentlich der kurze Schwanz der Hirsche und des Schwarzwildes.

piŝpərn. sw. v. leise reden, flüstern. — DWb. VII 1868. Weinhold, schles. Wb. 70; Leipz. Wb. S. 89.

pîtr̦. m. Peter. Bezeichnung des Katers. Das Eintreten des î ist auch schlesisch.

pîtsn̦. sw. v. an den Brüsten (bzw. am Euter) saugen (von

Kindern und jungen Haustieren). Vgl. pîtsn̥ pl. fem. Brüste. — Vgl. wend. pić trinken und das im Deutschen bisweilen gebrauchte pîtšn̥ trinken. — Vgl. DWb. VII 1872: pitschen, kneipen, zechen; Leipz. Wb. Biez S. 89.

plandərn. sw. v. Wasser in kleinen Mengen vergiessen; fr̥- verspritzen. — Vgl. DWb. —.

plān-lůk. m. Wald- und Wiesengegend bei Dubr. (zum Teil sumpfig); vgl. wend. łuka Wiese; plān (auch plōn) vielleicht = wend. płono offnes Feld, plony eben, unfruchtbar (die letzten beiden Bedeutungen würden passen).

plan(t)šr̥n. sw. v. heftige Bewegungen im Wasser ausführen, das Wasser in heftige Bewegung versetzen; so auch DWb. VII 1895; vgl. Leipz. Wb. S. 183.

plats. m. Kuchen aus Brotteig. — DWb. VII 1916. Weinhold, schles. Wb. 71. Leipz. Wb. S. 183.

pletšich. adj. plattgedrückt; z. B. an pletšigr̥ štên, ein plattgeformter Stein. — DWb. VII 1903. Weinhold, schles. Wb. 71.

plînə. f. umgepflügtes Stück Land; plîn v. pflügen.

plints, plins. m. beliebtes Gebäck (hēwn̥-plintsə, Hefenpl., knuln-plintsə, Kartoffelpl.). Slav. Wort. Leipz. Wb. S. 183.

plōnə. f. starke Leinwanddecke zum Überspannen der Wagen; mhd. plahe, blahe. sw. f. Lexer I 294. — DWb. VII 1887. Weinhold, schles. Wb. 70. — plōn-wōgn̥. m. ein mit einer Plane bedeckter Wagen, vgl. Leipz. Wb. S. 183.

plunškn̥, meist plur., sonst plunške. f. saure Äpfel von einem unveredelten Baume. Ist wohl nicht mit Plunsche (DWb. VII 1949, vgl. Weinhold, schles. Wb. S. 72) zusammenzustellen, sondern abzuleiten von wend. płonych, demin. płonušk, Holzapfel(baum); auch in unserer Ma. bezeichnet man bisweilen Bäume mit sauren Äpfeln durch plunškn̥.

pōrchn̥. n. an pōrchn̥ = einige, wenige.

prel. m. etwa = Trab, Galopp; gewöhnlich in Verbindung mit machn̥: an prel machn̥ = ein Stück schnell laufen.

pûdl̥n. sw. v. schwimmen, ohne mit den Armen die bekannten Schwimmbewegungen nach den Seiten auszuführen. Wohl kaum von „Pudel" abzuleiten; vgl. ndd. puddeln, paddeln.

puiə. f. Wiege. puin. sw. v. wiegen. — DWb. II 229: Boie f. = Boje und auch = Wiege, vgl. mhd. boie, beie; mlat. boia (Ducange I 713). Weinhold (Verbreitung u. Herkunft der

Deutschen in Schl. S. 215 (59)) führt es (Boie) unter den Worten an, die den fränkischen und thüringischen Bestand im Schles. beweisen sollen. Leipz. Wb. S. 91.

púraęn, fiċh. sw. v. sich beeilen, sich aufmachen; z. B. na flink nû! wertr aęċh niċh baldə púraęn? — DWb. VII 2277 purren, II 545 burren. Weinhold, schles. Wb. 73.

[puš. m.] in dem allgemeinen Sinne von Wald (wie im Schles.) kommt es nicht vor, dafür hêdə. Doch ein Birkenwäldchen bei Dubr., das jetzt nicht mehr existiert, hiess birkn̥-puš; bisweilen ist puš = dicht verwachsenes Gehölz.

r.

rankərn. sw. v. (rum-, aęn-rankərn) sich schnell und mutwillig hin und her bewegen, so dass dadurch Schaden verursacht wird. — DWb. VIII 107; Leipz. Wb. S. 190.

rats! Schallnachahmung des Zerreissens. — DWb. VIII 189 und 1080: ratsch und ritz, ratz.

[rikn̥. m.] nicht üblich, dafür immer pukl̥. m.. Leipz.Wb.S.95.

rimpl̥. m. ein Stück Kot. Vgl. rümpfen?

[rink. m.] in der Bedeutung von Marktplatz (marċht) ungebräuchlich.

ripl̥n, (fiċh). sw. v. (sich) rühren. Vgl. Weinhold, schles. Wb. S. 76 (neben rappeln, dieses wird in unserer Ma. nicht in solchem Sinne gebraucht; wohl aber rapliċh = aufgebracht); dî šlófn̥ wol noċh? na nû fanfe an fiċh zu ripl̥n. Vgl. DWb. VIII 1032.

ríšànk. m. Waldteich bei Dunraneke; s. luškn̥.

rîts! Schallnachahmung des Zerreissens; vgl. DWb. VIII 1050: ritsch.

rōfn̥. m. Rasen. rōfn̥bank. f. Rasenbank. DWb.VIII 130f.

rótsak. m. Schimpfwort.

róts-pēpl̥. m. Schimpfwort; auch pēpl̥ allein kommt vor; man bezeichnet so einen kleinen, unbedeutenden Menschen. Wohl einer, der sich noch wie ein Kind in der Nase „pôpelt".

rumpl̥n. sw. v. dumpf tönen, poltern. Vgl. DWb. VIII 1489.

runə. f. (wōgn̥-runə) das gekrümmte Holz, das, vom Achsenende aufsteigend, dem Stabe als Stütze dient, an dem die Wagenbretter lehnen. — DWb. VIII 1520.

rustərn. sw. v. rosten. DWb. VIII 1284: rostern.

f.

fágrotka. Flurn. (Pfarracker); vgl. wend. zahroda, umzäunte Stelle, Garten, Feldgarten.

fák-hupm̥. sw. v. Sacklaufen, Spiel der jungen Burschen.

faọlə. f. Säule; tsáọm-faọlə, Zaunsäule, faọlə šmaęsn̥, ein Knabenspiel.

fáọr̥-lun(t)šə, faọr̥-lun(t)škə. f. Bezeichnung des Sauerampfers, oder auch bloss seiner sauren Blätter. Der 2. Bestandteil von Sauerampfer tritt ja vielfach entstellt auf, vgl. DWb. VIII 1869. Vgl. Sauerlumpe? etwa zusammenhängend mit lûtšn̥? Die Kinder pflegen den sauren Saft aus den Blättern zu „lûtšn̥". Die Einfügung des Nasals n würde nicht dagegen sprechen, da sich ähnliche Fälle in der Ma. finden. Leipz. Wb. S. 196.

fêgə-tûcḫ. n. Leinwandläppchen, durch das die Milch nach dem Melken filtriert wird.

félaęfn̥, félêfn̥. Flurn., vgl. zelezo, besser železo, Eisen. In unserer Gegend kommt Raseneisenstein vor; also etwa ein Feld, das reich daran ist oder war? Neben fêlaęfn̥ kommt auch féléfn̥ vor.

fêlə. f. die Schwimmblase der Fische. Vgl. unter Seele im DWb. IX 2922. Leipz. Wb. S. 211.

firop-lekr̥. m. Name eines Vogels (beim Spiele, s. fôgl̥-fr̥kôfn̥).

ř.

řířinka. Flurname.

s.

sí-si-sis! Lockruf für den Hund (selten); wend. ce, ce! (Haupt-Schmaler II S. 215).

š.

ša! ša! Ruf, um die Hühner wegzujagen; vgl. wend. šó.

šaęsn̥. st. v. dazu šaęsr̥n. sw. v. DWb. VIII 2464 u 2468; ferner:

šaęsr̥. m. Schimpfwort (unfähiger, kraftloser Mensch). DWb. VIII 2468. túrm-šaęsr̥ ist ein Name des Sperlings, jedoch nur beim fôgl̥-fr̥kôfn̥ (s. d.).

šalástr̥. f. Elster. DWb. VIII 2058. Weinhold, schles. Wb. 80. — šalástr̥ šisn̥ = Schalaster schiessen, d. i. ein von Knaben ausgeführtes Kunststück.

Ein Junge legt sich auf den Rücken und streckt die Hände über den Kopf; auf die Hände setzt ein anderer seine Füsse; dann hält der erste die Beine gebeugt nach oben, der andere lehnt sich mit dem Oberkörper darüber, worauf der Liegende seinen Freund mit der vereinten Kraft seiner Arme und seiner Beine nach vorn schnellt.

šałkaęn. sw. v. schellern. Das Verbum wurde nur einmal in Dubr. gehört. Ein Spaten, den ein Knabe hielt, wurde von einem andern kräftig geschlagen; da rieb sich jener die Hand und sagte: das hat abr gəšálkaęt! DWb. IX 2500: schellern; schałken, zerhauen, sich schalken, zerspringen: IX 2076.

šápaęn. sw. v. gehen, indem man viele und kleine Schritte macht. šap, šap, Schallnachahmung des šapaęn. Vgl. Weinhold, Dialforsch. 99. DWb. —. wend. šapać schleifend gehen, latschen. Das Gehen des Schafes ist auch als šapaęn zu bezeichnen; besteht etwa gar eine Beziehung zu dessen Namen? vgl. wend. šepa, Schmeichelwort für Schaf. — Zu šapaęn gehört das Schimpfwort šapaęə. f. weibliche Person mit schleppendem Gange.

šēbm̥. pl.; genus? Abfälle beim Flachsbrechen. Zu vgl. ahd. scoub, Stroh; nd. schôf, pl. schöve.

šekə. f. gescheckte Kuh, gescheckte Pferd. — DWB. VIII 2382. Weinhold, Dialforsch. 110. Vgl. wend. šaka in derselben Bedeutung.

šelə. f. Ohrfeige.

šeŋkə. f. das Wirtshaus. Weder das schles. Kretscham noch das nd. Krug ist in Dubr. gebräuchlich. — DWB. VIII 2542 f. 3); dazu:

šeŋkr. m. Gastwirt. DWB. VIII 2555.

šêpaęn. sw. v. den Flachs klopfen, damit er weicher wird. DWB. —. Vgl. šēbm̥.

šérik-tàeç̧h. m. Teich bei Dubr.; vgl. DWb. VIII 2594: wohl zusammenzustellen mit scherung (schering) „das Scheren" (mhd. scherunge, mnd. scheringe, nnd. scherung und schering, auch in der Bedeutung von Weide), zumal in der Nähe des Teiches ein Schäferei ist.

gə-šêç̧he. n. kraǫt-gəšêç̧hə, Puppe, die auf dem Felde aufgestellt wird, um das Wild zu vertreiben. — DWb. IV 1.2. 3856. Leipz. Wb. S. 121.

šíbakŋ. Flurname.

šindr-fiç̧htn̥. pl. f. eine öde, mit Brombeergesträuch bewachsene Gegend bei Dubr.

šînt-lûdr̥. n. Schimpfwort; gilt aber nicht als besonders grob. „ich los nich mit mîr šînt-lûdr̥ špîln“, damit weisen Mädchen Scherze und Zudringlichkeiten von jungen Burschen zurück. — DWb. IX 202. Vgl. Leipz. Wb. S. 200.

šîp! šîp! Lockruf für Schafe. Im DWb. ebenso: IX 206 schip. Wend. šip, šip! Haupt-Schmaler II 215.

širlink. m. Schierling (Pflanze). širlink špîln, ein Spiel, das die Schulknaben gern in der Freiviertelstunde in der Schule vornehmen.

Das Spiel stellt eine kleine Gerichtsverhandlung dar. Die Rollen werden auf Zettel geschrieben, die faltet man zusammen und verteilt sie. Die Personen sind: der Amtmann, der Bauer, der Dieb und der Schirling. Jeder öffnet den Zettel, den er erhalten hat, zeigt ihn aber den andern nicht. Der Bauer erhebt alsdann eine Anklage: „hr̥ ampman, di homr̥ haetə nacht nə fetə kû gəštôln!“ Amtmann: „untr̥ maenə gəmaenə“? (der Amtmann spricht so hochdeutsch als möglich). Bauer: „jawôl!“ Amtmann: „wēr is dr̥ dip?“ Der Bauer muss raten. Trifft er den Dieb, so fragt der Schirling: „was solr̥ krign̥?“ Darauf setzt der Amtmann das Strafmass fest, das gewöhnlich aus Püffen besteht, die mit verschiedenen Schikanen verabfolgt werden (fimwə mit tsukr̥, draeə mit fefr̥, špisrûtn̥ usw.). Die Strafe hat der Schirling zu vollziehen. Trifft der Kläger beim Raten nicht den Dieb, so bekommt er selbst die Strafe. Der Schirling also ist ein Polizist, ein Büttel oder dgl.

Wahrscheinlich ist širlink (für *scherling?) eine Deminutivbildung zu älterem scherje „Scherge“ (wofern man es nicht mit schürgen „stossen, puffen“ in Verbindung bringen und aus *schürgling erklären will). Ss.

šîrn̥. sw. v. quälen, unruhig sein (von Kindern und Kranken); z. B. das kint das blaępt haętə in ên šîrn̥ (d. h. es ist immerfort unruhig). — Wahrscheinlich = scheren DWb. VIII 2575, in der Bedeutung einen plagen, quälen. Als Nebenform ist schieren angeführt IX 27. Dazu das adj. širich unruhig, quälend. DWb. IX 28 (in etwas abweichender Bedeutung).

širp (šurp). m. Scherbe, pl. širbr̥; širbr̥-haofn̥ = Scherbenhaufen. Ahd. scirbi, scirpi; ein entsprechendes Wort für das mhd. schwache scherbe (meist masc.) fehlt in der Ma. DWb. VIII 2561: schirb.

šísôka. f. Teich bei Wolfshain.

šiškə. f. meist im pl. šiškn̥; auch šuškn̥ hört man. Die Samenbehälter der Kiefer, Kiefernzapfen. — Wend. šiška, Zapfen von Nadelbäumen.

škridla. Flurname.

šlindrn. sw. v. auf einer Rutschbahn auf dem Eise dahin-

gleiten. DWb. IX 723. — šlindraọa. f. die Gleitbahn. DWb. IX 723 schlinder f. unter schlindern.

šlîsṇ. st. v. (šlos, gəšlosṇ) in der Verbindung fêdṛn šlîsṇ, die Federhaare von dem Kiele rupfen. Weinhold, schles. Wb. 84 hat schleissen. An „schliessen" angeglichen, wie im Hessischen, vgl. DWb. IX 617.

šmîlə. f. geschwollener Streifen, Schwiele, infolge eines Hiebes mit einer Rute oder Peitsche; vgl. DWb. IX 1077,6 u. 2616,4.

šmîrə. f. Schmiere, z. B. wögṇ-šmîrə; alles, was man aufs Brot schmieren kann, wie Butter, Fett usw.

šmurgḷn. sw. v. schlecht schreiben, schmutzig machen; z. B. dû husdṛ ja gans bəšmurgḷt.

šnipsḷ. n. papîr-šnipsḷ, kleines, leichtes, von einem grösseren Ganzen abgeschnittenes Stückchen; vgl. DWb. IX 1342; dazu: šnipsḷn. sw. v. kleine Stücke abschneiden, so dass sie abspringen. Vgl. Leipz. Wb. S. 205.

šnitə-bank. f. Bank, auf der Bretter oder Stangen festgeklemmt werden, um sie zurechtzuschneiden, abzuputzen mit dem šnitə-mesṛ. n.

šosə. f. Schiebbrett mit langem Stiel, zum Einschieben der Brote in den Ofen. DWb. IX 1599 und als neutr. 1598. Weinhold, schles. Wb. 87.

šparaẹn. sw. v. in etwas wühlen, mit einem Stocke, einer Gabel oder dgl. in etwas herumstochern.

šperich. adj. stachlich, verwachsen. di tsakṇ (trockne Zweige) faẹn fô šperich, dî hakṇ fich nich gût.

špilə. f. Spindel, länglicher Gegenstand.

špilrich. adj. dünn, zerbrechlich, vgl. Leipz. Wb. S. 214.

špintə. f. di mêdḷs gên tsu špintə, d. h. die Dorfmädchen versammeln sich an Winterabenden in einer Bauernstube, um zu spinnen. Mit dieser Sitte wird auch das Wort selten.

špraọ. f. Spreu, mhd., ahd. spriu. Es ist nicht nötig, mit Michel (PBrB. XV S. 41) diese Form auf amd. *sprawi zurückzuführen, denn für iu tritt im Md. öfters û ein, namentlich vor w; so kommt auch sprû neben spriu vor, woraus sich spraọ entwickeln musste.

šprêtṇ. sw. v. ausbreiten, nur in der Verbindung mist šprêtṇ = den in Haufen angefahrenen Mist auf dem Acker ausbreiten.

(šprec̦hn̥.) fast ganz ungebräuchlich, dafür ſōgn̥, rēdn̥. — z. B. dēr ſōt (ſokt), das kanr̥ nic̦h aọs-haldn̥. Auffällig ist die häufige Verwendung von šprec̦hn̥ für ſōgn̥ von Muskau ab; in Muskau also: dēr ſokt oder špric̦ht, das konr̥ nic̦h aọshaldn̥; im Schlesischen überwiegt šprec̦hn̥.

šrókoš. m. ein Vogel; ich konnte nicht feststellen, welcher. Der Name klingt an an wend. skrokač, sróka (Elster).

štáọk-aęſn̥. n. Werkzeug zum Zerstampfen von Rüben, Kartoffeln u. dgl. fürs Vieh; ein Stab, der an dem einen Ende mit einem S-förmig gebogenen, scharfen Eisen versehen ist. Dazu šta'ọkn̥. sw. v. mit dem štáọk-aęſn stampfen; ſic̦h an bên fr̥-štaọkn̥, sich ein Bein verstauchen. — Vgl. nd. stûken (bei Handwerkern und in der Wirtschaft etwas Schmales und Spitziges auf etwas stossen. Heyne, Wb. III 763).

štapaęn, štipaęn, štipr̥n. sw. v. mit einem spitzen Gegenstande in etwas herumstechen; z. B. na dû štapaęst ja ſô in hîrſə rúm, dîr šméks wol haętə nic̦h?

štêbr̥n und štėbr̥n. sw. v. in kleinen Tropfen regnen. — Weinhold, Dialforsch. 97; vgl. Leipz. Wb. S. 216.

štekc̦hn̥ trōn. Stöckchen tragen (Kindersprache).

Wer beim Baden mit dem Ankleiden zuletzt fertig ist, muss štekc̦hn̥ trōn, d. h. etwa bis an die Kniee ins Wasser gehen, mit dem Munde ein im Wasser schwimmendes Stückchen Holz erfassen und durch eine geeignete Bewegung hinter sich werfen, und zwar dreimal.

štên̥-kvetšr̥. m. Kernbeisser, Vogelname, besonders beim fôgl̥-fr̥kôfn̥ üblich (s. d.).

štēr. m. Schafbock, Widder; vgl. Weinhold, schles. Wb. 94. Ahd. stero, sw. m.

štê-uf. m. (substant. Imper.). Stehaufmännchen (Spielzeug), vgl. Leipz. Wb. S. 216.

štíŋ̥kats. m. stinkender Mensch, seltener stinkendes Tier; bisweilen vom Käse gesagt; vgl. nákats S. 58.

štirln. sw. v. mit einer Stange (oder einem anderen langen Gegenstande) wiederholt in etwas hineinstechen; z. B. wespm̥ štirln; in də epl̥ štirln. Weinhold, schles. Wb. 94; Leipz. Wb. S. 217.

štirtsl̥. m. Baumstumpf, verwachsener oder schlecht ausgebildeter Baum oder Strauch. Vgl. Leipz. Wb. S. 220.

štirtsl̥-bok. m. (šîsn̥) = Purzelbaum (schiessen).

štirtsn̥, šturtsn̥. sw. v. Acker, namentlich Stoppelfeld, umpflügen.

štók-hḁos. n. Zuchthaus.

štokr̥n. sw. v. stottern; im Reden innehalten, stocken (frequentativ zu stocken).

štrampl̥n. sw. v. heftig mit den Beinen stossen (namentlich von kleinen Kindern); Leipz. Wb. S. 219.

štrun(t)sə. f. robustes Mädchen; vgl. Leipz. Wb. S. 219.

šum. sw. v. an etwas saugen (nur in dieser Bedeutung). Vgl. schumel, plur. schumeln, die weiblichen Brüste, Schmeller II 420. Dazu

šuml̥. m. Saugpfropfen für Säuglinge; vgl. wend. čumjel in derselben Bedeutung, Pfuhl, Wb. 89.

šuŋkae̜n. sw. v. schaukeln. DWb. IX 2004: schunkel und schunkeln. Dazu subst.

šuŋkao̜a. f. die Schaukel; vgl. mhd. schoc st. m. und schocke st. f. (Seltener kommt vor dì šuŋkae̜). Vgl. Leipz. Wb. S. 207.

švan(t)s-gelt. n. Trinkgeld, das der Viehkäufer dem Dienstmädchen des Verkäufers gibt. — DWb. IX 2271.

švîgats. m. das ans Ende des Peitschenriemens gebundene Stück Bindfaden, Schmicke, Schnicke.

švikao̜ka. f. vgl. S. 46.

kommt nur in einer Art Beschwörungsformel vor, die die Knaben sprechen, wenn sie im Frühjahr von jungen Weidenzweigen die Rinde ablösen, um Pfeifen daraus zu machen. Damit sich die Rinde leichter löst, legen sie das betreffende Stück aufs Knie, klopfen es vorsichtig mit dem Messergriffe, während sie sprechen:

bértsáo̜ká, švikáo̜ká,	dō fresn̥ dir di röhm̥;
wên dû nič̣h rundr̥ gêst,	dō fresn̥ dir di milr̥mikn̥,
dō šmae̜s ič̣h dir in gröhm̥,	di tûn dr̥ fornə unt hintn̥ tsvikn̥.

In v. 1 und 2 wird jede Silbe betont (´ ´ ´ ´), und bei jeder erfolgt ein Messerschlag; ein ganz andrer Rhythmus setzt mit v. 3 ein: regelmässiger Wechsel zwischen Hebung und Senkung, bei jeder Hebung in der Regel ein Messerschlag (* ´ * ´ * ´ * usw.). Das Wort erinnert an das v. schwicken, unter schwick im DWb. angeführt (IX 2611) und an das wend. šwikać, šwikować = peitschen, schlagen. Aus den Weidenruten werden die bekannten Pfeifen gemacht, die man im Wend. mit šwikała bezeichnet, was dem angeführten Worte entspricht. [Es sei auf die mögliche Verwandtschaft dieses slaw. Wortes mit dem deutschen „Schwegel" hingewiesen. — Aus Oberschlesien sind mir ähnliche Verse in polnischer Sprache bekannt geworden. Ss.]

šviŋe. f. runder oder ovaler Korb, namentlich zum Fortschaffen von Streu. DWb. IX 2685 d.

švíràọa. f.

Kinderspielzeug; es ist eine runde, kleine Scheibe aus Blech oder Leder, deren Rand gezähnt ist; durch zwei Löcher in der Mitte wird ein Bindfaden gezogen, und durch geeignete Bewegungen wird die Scheibe in schnelle Rotation versetzt, so dass sich ein schwirrender Ton hören lässt.

švōrtə. f. 1) feste Haut (špék-švōrtə); 2) ein Brett, von dem die eine Seite mit Rinde bedeckt ist, also das erste und das letzte der aus einem Stamme geschnittenen Bretter. DWb. IX 2295 ff.

t.

té! Ausruf = siehst du? vgl. terš!

tēbə. f. Hündin; vgl. ndd. tewe, tiffe usw.

teɒka. pl. fem. die kleinen, runden, frühreifen Pflaumen.

terš! Ausruf, drückt Stolz und Selbstbewusstsein aus; z. B. deɒkt îr, ich kumə nich ribr îbrn tam (Damm)? terš, dō bin ich šunt! Etwa entstanden aus fētərš (seht ihr's?)? Das ist freilich wegen des Akzentes nicht wahrscheinlich.

tētsn̥. m. der Zehnte, Abgabe an den Pfarrer und den Lehrer, wie sie früher in einem gewissen Mass Getreide entrichtet wurde.

timpaęn. sw. v. durch Anschlagen an eine Glocke oder einen andern metallnen Gegenstand helle Töne hervorrufen.

tîs, demin. tîfl̥. Lockruf für Tauben; tîfl̥. n. auch als subst. — Weinhold führt das aus dem Lockruf gebildete subst. tîse, tisse fem. Täubchen auch für die Oberlausitz an.

tîtš. m. oder n.? und demin. tîtško. n. Bezeichnung für ein kleines Tier; kleine Vögel, Käfer; auch der Floh wird mitunter so benannt (Kindersprache).

trapsn̥. sw. v. stark, unbeholfen auftreten. Dazu trapsn̥. pl. masc. Fussstapfen.

trêgə. adj. trocken. Weinhold, schles. Wb. 100: trenge. Leipz. Wb. S. 103. Dazu

trêgn̥. sw. v. trocknen; trans. und intrans.

trekn̥. sw. v. ziehen (eine schwere Last, einen Wagen). Nd. — Vgl. Weinhold, schles. Wb.

tremp l̥n. sw. v. treten, trampeln. — Auch das Begatten der Vögel wird so bezeichnet: dr̥ hōn tremp l̥t də hinə.

trêšə. f. Regenschauer.

tsaęk. n. Zeug: ufn̥ tsaęgə faęn = sich wohl befinden, gesund sein, z. B. in wintr̥ wôrr̥ kraɒk, ābr̥ nû isr̥ wîdr̥ ufn̥ tsaęgə. — Ferner findet es in einem Wortspiele Verwendung. Wenn

jemand etwas sehen will und sagt tsáçgamòl (zeige einmal!), so weigert sich der andere, es zu zeigen, indem er sagt: das is nicħ fon tsáçgə! = das wird nicht gezeigt; eigentlich: das ist nicht von „Zeug“ (Stoff, Tuch).

tsampərn. sw. v. in Verkleidung herumziehen.

Am Fastnachtsmorgen ziehen verkleidete junge Burschen von Haus zu Haus und führen allerhand Fastnachtsscherze aus; dieses in Verkleidung Herumziehen ist tsampərn gên. — Im Schlesischen kommen ähnliche Worte vor, vgl. Weinhold, Dialforsch. 100: zempern dienen, zempern gehen auf Frondienst gehen; (ebd. S. 99: ſchampern und ſchappern, hüpfend und tänzelnd gehen). Da es sich gerade um einen Fastnachtsbrauch handelt, wird man durch zampərn oder ſchampern (Weinhold) leicht an den Schembart-Lauf erinnert; es scheint mir aber doch gewagt zu sein, einen Zusammenhang anzunehmen, solange vermittelnde Glieder fehlen. Ist etwa auch das von Weinhold angeführte Verbum ſchappern heranzuziehen, das in unsrer Ma. in der Form šapaçn existiert? Dass sich für den Fastnachtsbrauch die Form tsampərn festgesetzt hat, braucht nicht zu überraschen, da in unsrer Ma. š, tš und ts nicht allzu scharf getrennt sind; vgl. die Formen tsulp, tšulp, šulp oder tsišņ, šišņ (wie im Schlesischen); der Name des Dorfes Tschernitz: tšernits, šernits, tserns. — Vgl. zumber in Oberschles.

tserêŋka, tsereŋka. f. Art kleiner, süsser Birnen.

tsîgņ-bört. m. Ziegenbart = essbarer, korallenartig verzweigter Pilz.

tsulp, tšulp, šulp. m. Saugpfropfen für kleine Kinder; vgl. Heyne im Wb. III 1453 (das hier erwähnte zullen „saugen“ habe ich in der Ma. nicht gefunden).

túrm-šaçsŗ. m. Name für den Sperling (beim fôgļ-fŗkôfņ, s. d.), vgl. Dachscheisser, Leipz. Wb. S. 98.

u.

úf-šepə. f. das fürs Vieh in Wasser eingeweichte und zusammengerührte Futter. DWb. I 730 hat nur das v. aufschöpfen, IX 1533 f.: schöpfe = Schöpfgefäss.

úm-(t)secħə. adv. abwechselnd.

úm-wendə. f. dî švêrə úm-wendə. Beim Steinchenspielen (kamuškaçn) eine besondere Art, die Steinchen aufzufangen.

ûršə. f. Getreiderest auf dem Stoppelfelde. Dazu

ûršņ. sw. v. durcheinander werfen, verwirren. ûršņ sind also zusammengeharkte Getreidereste, bei denen die einzelnen Halme wirr durcheinander geraten sind, im Gegensatz zu den Garben.

w.

waęſr. m. Uhrzeiger.

waęſn̥. st. v. bisweilen = zeigen; wáęſamòl! zeige einmal! — iç̌h wēr dr̥ glaę waęſn̥! (drohend).

wākə. f. eine Art schwarzer Käfer, die sich namentlich auf Kornböden u. dgl. aufhalten.

[walt. m.] dafür hêdə.

walk. m. ein Spiel. Dazu: walkaęn. sw. v.

In den Osterfeiertagen vergnügt sich die Dorfjugend am walkaęn, einem Spiel mit buntbemalten Eiern. In eine in die Erde gemachte Grube (walk) lassen die Mitspielenden der Reihe nach ihre Ostereier von dem oberen Ende her hineinlaufen. Es kommt namentlich daran an, ein Ei zu treffen, das man in die Mitte der Bahn gelegt hat. Es wird regelmässig um Stecknadeln gespielt. Dieses Spiel kommt in unserem Kirchspiele auch allmählich ab. — Vgl. über die Sitte: Haupt-Schmaler II 227. — Wend. walkać (wälzen, kollern), subst. walka.

watšə! Lockruf für Enten (Tschernitz).

watšə. f. Ohrfeige (selten).

watšl̥n, wātšl̥n. sw. v. schwerfällig und zugleich gemächlich gehn.

wék-kum. st. v. wegkommen, d. h. sterben (von Haustieren).

fr̥-wéntə. f. Schlag ins Gesicht mit der äusseren Handfläche.

werlə. f. die Werre, Maulwurfsgrille. Vgl. Leipz. Wb. S. 236.

werlink. m. eine aus Buttermilch und Mehl zusammengerührte Suppe.

wês-dráę. Ausruf = wahrhaftig!

wînr̥, wînə, wîns. pron. interr. welcher, welche, welches (s. Teil I S. 33).

winš. adj. wendisch; dî winšn̥ = die Wenden.

wîtə! Lockruf für Enten. In der Kindersprache auch substantiviert: wîtə f.

wîtn̥. sw. v. Unkraut ausreissen, jäten; vgl. ags. weód Unkraut.

gə-wônə. adj. gewöhnt; z. B. dî faęn laętə ſaęn unſe árbaęt niç̌h gəwônə.

wû, seltener wô? wo? und wohin? wû gês dû? = wohin gehst du?

wurfn̥. sw. v. worfeln, die Getreidekörner durch Werfen mit einer Schaufel von der Spreu sondern.

Sprachliche Erstarrungen im Schlesischen.

Von Dr. Paul Drechsler.

Paul bespricht in seinen Prinzipien der Sprachgeschichte 3. Aufl. S. 214 f. Flexionsformen, die dadurch, dass sie auf Fälle übertragen werden, denen sie eigentlich nicht zukommen, ihrer ursprünglichen Selbständigkeit verlustig gegangen und völlig erstarrt sind. So traten im Griechischen die singularischen Imperative ἄγε, φέρε, ἴθι, εἰπέ μοι, ἀμέλει u. a. zu einem Plural und wurden allmählich partikelhaft. Ein ähnliches Geschick haben im Lateinischen die Imperative puta, cave (Plautus: cave dirumpatis), im Französischen voici, voilà, im Neuhochdeutschen [illegible]alt! sieh! u. a. Man vergleiche in unserer Umgangssprache: [illegible]arte mal, ihr könnt gleich einen Brief mitnehmen! — guck(e), [illegible] seid ihr ja! S. unten lat. em, en und glätzer schan.

Partikelhaft gebraucht werden im Griechischen auch οἶμαι, οἴω, ὁρᾷς, im Lateinischen nicht selten opinor. Im Spätgriechischen sind ὤφελε und ὤφελον völlig erstarrt; sie werden ohne Rüksicht auf Person oder Numerus wie Konjunktionen gebraucht. De[illegible] nämlichen Vorgang zeigt unser nur. Es ist aus newære ent[illegible]anden und heisst ursprünglich es wäre denn.

[illegible]uch das Schlesische zeigt uns sprachliche Erscheinungen, dere[illegible] Grundbedeutung allmählich verblasst ist. Im deutschen Oberschle[illegible]en ist die Partikel maléicht (mit dem Ton auf der zweiten Silbe) vor unbestimmten Fürwörtern und Adverbien sehr beliebt: da k[illegible]nnte maleícht wer kommen!, er ist maleícht wo, geben Sie uns maleícht was! Dieses maleícht i. S. von beliebig irgend geht auf magleicht zurück und heisst ursprünglich mag l[illegible]cht sc. sein. So sagt der Leobschützer Scherffer in seinem [illegible]robianer (1640) S. 166: Sie greifft magleicht wohin. –

> Für [illegible]rosser Herren Mund gehört das allerbeste,
> Mag[illegible]ichte wo sich von ein grober Bauer mäste. Logau 1, 3, 17

würde he[illegible]e lauten: maleichte wovon (eigentlich: von was) sich e. gr. Ba[illegible] mäste. Im Kreise Ohlau (Rodeland) hörte ich die Form mak[illegible]hte (mit dem Ton auf dem mittleren (kurzen offenen) e). In den Sch[illegible]. Provinzialblättern 1871 S. 438 bespricht ein Lehrer

aus dem Kreise Breslau die Mundarten der Dörfer an der Oder oberhalb Breslaus bis Ohlau und bemerkt: „Sehr häufig hört man die Wörter masg lächte (mag leicht) anwenden, z. B. Du lässt dich masg lächte was überräden oder: masg lächte war (wer) könnte mich zum Norr'n hoab'n". — Ähnlich ahd. macsen. Grimm, Gramm. III, 242.

Man vergleiche damit die erstarrte Bedeutung wer weiss was: der bildet sich wer weiss was ein; dem wirstu wer weiss was zahlen müsssen; der hat wer weiss was gedacht!

Aus dem eingeschobenen glaub ich (vgl. oben οἴμαι, opinor) wurde über die Mittelformen glēbch, glēch, gléich, gleich, die Einschiebpartikel glei, glē, die hauptsächich in fragenden und zweifelnden Sätzen gebraucht wird und bedeutet: es soll, es heisst. Die Glatzer Vierteljahrsschrift IV. Jahrgang (1885) S. 252 sagt sehr treffend, wenn auch mit Verkennung des sprachgeschichtlichen Entwickelungsganges: Die Partikel gle[1]), obd. gloii, glaei wird gebraucht, wenn man sich für eine Äusserung, die man tu' auf das Hörensagen beruft, und bedeutet soviel als: man glaub, wie man glaubt, wie geglaubt, gesagt wird. Z. B. Du worsct gle krank = du warest, glaubte, sagte man, krank. — Ich wr gle fattziehn = ich werde, so wird geglaubt, behauptet, fortziehn.

Unmittelbar dahinter fährt die Glatzer Vierteljahrsschrift fort:

„Die Partikel „dech" bedeutet doch[1]) — und, wenn ehr betont, — dennoch[1]). Z. B. Ech ho's "m dech gesoiit (obd) = ich hab's ihm doch gesagt und gleichwohl usw. Ich thät ech zufreen (dech betont) = ich würde dennoch anfragen, obgleich sw".

Dass diese beide sogenannten Partikeln ursprünglich Verbalformen waren, hat der Verfasser der sonst wertvollen Beiträge zu dem Sprachschatze der Grafschaft, die er in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts schrieb, nicht erkannt. Es ist ihm entgangen, dass in den Schlesischen Provinzialblättern, Jahrgang 1870, S. 603 f. schon aus der Mundart in und um Frankenstein verzeichnet ist: „Deich, gleich, haldich, drei Einschiebsel mit ähnlichem Sinne, welche Beschränkung des Urteils ausdrücken[1]), entstanden aus: denke ich, glaube (glöbe) ich, halte ich". Hier ist das glätzische dech richtig als selbständige Verbalform erkannt.

Zugleich haben wir auch die Form haldich erwähnt; sie

[1]) Von mir gesperrt.



lebt heute im Schlesischen „quitschvergnügt“ lieber als das halt im Munde von jung und alt weiter, „als Füllpartikel mit der Bedeutung: ich halte dafür, nun eben, freilich; in der Schweiz, Schwaben, Bayern, Deutschland, Österreich, in der Oberlausitz und Schlesien gäng und gäbe“. Weinhold, Beiträge 1855, S. 32a; Grimm, DWb. IV A 273.

Da für die glätzer Partikel dech bereits Belege beigebracht sind, holen wir die für glei und halt nach. Weinhold, Beitr. S. 27b, bietet: „Es hat gleich geregnet? Es sind gleich viel Menschen da gewesen“. Neben diese nicht sehr schlagende Beweise für die Erstarrung des glaub ich zu glei oder glē halte man das gemeinschlesische glei.

Der sille hot glei das gemacht?
Die sitte jess begangen? Holtei S. 91.
Is ni wöhr, a hôt glei ei der Luttrie gewunn'? (Katscher, Leobschütz);
gle (im Hirschbergischen): Das Ene sool gle hoan an Schmiede,
Das Ander treibt de Selerei.
Brendel, Kobolde (1852) S. 18.
— a Junge, Paul gle* hiesz a. Brendel a. a. O. 38.
* Verf. merkt an: glaube ich.
Iech wär' dam Bräutjum ahnlich gle*,
Su soat se un nooch vieles meh.
* ähnlich, glaub ich.
Pitzlich Seffe, woasde mei Nubber ihs, thoat mer'sch vom Stoadtförschter zu wissen, doasz a 'ne übrige Ziege gle hätte.
Philo vom Walde, Aus der Heemte S. 17.

Der ähnliche Vorgang ist auch in der Lausitz und in Obersachsen bekannt.

Man vergleiche dazu das thüringische mēch = mein ich, mhd. waniu, waen, meino.

Über halt lässt sich die Glatzer Vierteljahrsschrift IV. Jahrgang (1884/85) S. 251 etwas weitschweifig folgendermassen aus:

Die Partikel[1]) halt, vom Grafschafter sehr oft und gern gebraucht, kommt wohl her von dem Zeitworte dafürhalten und drückt aus, dass man etwas entweder a) für zweifelhaft gut, richtig, angemessen, nützlich hält, oder b) etwas für wahrscheinlich, oder c) für gewiss, oder d) für selbstverständlich hält, oder e) es dient „halt“ zur Bezeichnung eines adverbialen oder adjektivischen Superlativs.

Von den vielen dafür beigebrachten Beispielen hebe ich nur

[1]) Von mir gesperrt.

eins hervor, weil an ihm die mannigfache Bedeutung von halt erläutert wird.

a) Ich schrei halt: ich schreie, abschon ich es für zweifelhaft gut, nützlich u. dgl. halte, wenn ich es tue.
b) Ich war halt schrein: es ist wahrscheinlich dass ich schrein werde, z. B. wenn der Arzt schneiden wird.
c) Ich schrei halt: es ist für gewiss zu halten, dass ich schreie, wenn ich anfange, laut zu sprechen.
d) Ich ho halt geschrian (geschrian betont): es ist selbstverständlich, dass ich schrie, als mich der Dieb anpackte.
e) Ich ho halt geschrian (ho betont): ich habe sehr geschrien, als man mich anfiel;

„halt" bezeichnet also einen adverbialen Superlativ. — In dem Satze: Die Braut wor halt schin — ist „halt" die Bezeichnung eines adjektivischen Superlativs.

Unser haldig (hâlig), halt gibt dem Gedanken eine trauliche subjektive Färbung: ich bin der haldig goar zu gutt. Heinzel, Richel S. 14; — es is haldig biese, dass ma sich trennen muss; — es kimmt halich uff an Versuch oa. Stoppe, Parnass S. 513; — se (die Vögel) han haldich ooch ihre Sproche. Holtei S. 38. — Werr sein halt wieder d'e Bolbîrta (die Betrogenen). Jüttner 2, 21.

Se war su schiene, se war su gutt,
Hald Friedrichs und der Luisel Blutt. Holtei S. 46.

In nächster Nähe zu dem ahd. halt, magis, potius, tritt die schlesische Verbalpartikel, wenn sie sich zu Konjunktionen gesellt: Na, wennde halt mênst, da tus ock! —

Wenn halt in keenem Magazien
Su grusse (Särge) nirgends fertich stihn. Holtei S. 20.
Dam freilich woar ganz andersch zu Mute,
Halt weil in doas Bissel Kurasche verliesz.
Rössler, Aus Krieg und Frieden S. 10.

Da erkennt man so recht, in welchem Sinne von einer Erstarrung gesprochen werden kann: die Flexionstätigkeit ist erloschen, um so reicher aber entwickelt sich „halt" das innere Leben dieser merkwürdigen Sprachgebilde [1]). Vgl. DWb. 4 A

[1]) Wenn in froher Zecher Kreise Goethes herrliches Lied „Hier sind wir versammelt zu löblichem Tun" erklingt, dann singt der Schlesier in der letzten Strophe: Was sollen wir sagen zum heutigen Tag!
Ich dächte halt: Ergo bibamus!
statt des kalt verneinenden nur das den Umsitzenden gemütlich zunickende und inniges Verständnis für die Situation zeigende halt. —

S. 272 f., Schmeller 2, 184 ff.; mhd. Beispiele bei Benecke-Müller 1, 619.

Noch weniger starr ist trotz ihres hohen Alters die Interjektion gelt, ursprünglich gelte, d. h. conj. präes. von gelten in 3. Person, für es gelte! oder auch gelte es? Sie verstärkt eine im Tone innigster Überzeugung und freudigster Zuversicht ausgesprochene Behauptung, etwa in der Bedeutung „nicht wahr?" Gern wird gelt, das auch als gell, gelle, in der 2. Person Plur. als geldet, geltet, in der 3. als gélden sé, géllensè auftritt, durch ja oder die schlesische Lieblingspartikel ock (etwa: nur, bloss, doch) noch gesteigert.

Sie sein wull ni vu hie — gelt? Heinzel, A lustiger Bruder S. 79.

Gelt, du werscht mĕr halfa; gelt, a hots gesôiit? (Grafschaft). — Nu, gelt ja, Se sein uf der Litter uf da Boom gekräbst! Heinzel a. a. O. S. 31. — Geldock, Bieber-Gotlob, aezelst de nich oh? Holtei S. 381.

Die Hänsel sein nette —
Nu gellock — gelt? gelt? Heinzel, Maiglöckel S. 70.
Gellocke, Du bist mer gutt? Vägerle S. 68

Du kennst ja Vulkes Sproache, schlicht und bieder —
Und — gell ock — nee! — se klingt der ni zuwider. Maigl. S. 114.

Auch im Schlesischen ist das Wortspiel gelt: Geld, das man solchen ironisch in den Mund legt, die bei der Heirat aufs Geld sehen, ganz geläufig: Gelt (!) Mädel, ich bin dir gutt. — DWb. 4, 1, 3057.

Wie im Lateinischen der Imperativ zu emere (nehmen, kaufen), eme: nimm, da!, allmählich zur Interjektion em, en erstarrt, so im Schlesischen der Imperativ zu schauen: schau(e). Er tritt uns in der Grafschaft Glatz als schan, schon (schau + euphonisches n, auch schanne), ganz formelhaft entgegen und bezeichnet etwa wohlan: schan, wie wör dös? schan, lasst mich erzählen! Gern tritt zur Verstärkung ock, ocke hinzu: schanock, lôs mich amôl, wohlan, lass mich einmal versuchen! Vgl. Glatzer Vierteljahrsschrift 3, 158; Firmenich 2, 354[a].

Auf enges Sprachgebiet ist wohl die ohne Rücksicht auf Person und Zeitstufe gebrauchte Partikel merscheint (Tón auf der zweiten Silbe) für (wie) mir scheint, anscheinend, beschränkt. Im Kreise Leobschütz ist sie gäng und gäbe: Sei Vöter wör merscheint dozumol nimme om Leben; ihr wullt mich merscheint zum

Norrn hôn; du wirscht dich merscheint plamírn; a wird merscheint itz virzen Jahre. Philo vom Walde, Leutenot S. 31. Selten steht die erstarrte Verbindung am Anfange des Satzes, z. B. Merscheint nu oder (aber), se sein heit erre gangen. Aus der Heemte S. 4.

Es finden sich in Schlesien auch einige nominale Erstarrungen. Wie in der Altenberger Mundart (Weise S. 156) tritt hier das adverbiell erstarrte wunder bisweilen noch in seiner ursprünglichen Geltung als Objekt des Verbs auf: er hat Wunder gedacht, wie fleissig er ist. Gewöhnlich aber sinkt es zum Adverb herab: und stellten sihch gor Wunder wie vergniegt. Holtei S. 10; sie denken wunderwas (meist übles!); ich dôcht' wunderwer a wär'!

Wie im Neuhochdeutschen seiner Zeit erstarrt ist, z. B. bietet Paul a. a. O. S. 215 aus Hackländer die Jugend ist unternehmend, wir sind es seiner Zeit auch gewesen, so bezieht sich im Schlesischen sei(ne) Lebtage, sei Laebtig(e) Holtei S. 34, auch auf jede Person, das Femininum und den Plural: hô ich doch sei Lebtage (d. h. die Zeit meines Lebens) so 'wös ni gesân! (Katscher.) Ich will seilatige mich nemme (niemehr) a su froin. Schönig S. 6; un iech hoa gehort salatig. Brendel, Klänge meiner Heimat, S. 28; verstärkt olle salâtiche (Grafschaft): so lange wie ich lebe, stets, von jeher, immer, wie die Glatzer Vierteljahrsschrift 3, 157 erklärt. Im Glogauischen hört man uf sellâtje.

Mit Beziehung auf den Plural: dass wer sei lahtige kene Nuth leda dörffta. Stoppe, Parnass S. 508; siste kumma wer sei lahtige ne medenander zu Striete, ebd. 510 f.

Das Reflexivum sich, das ursprünglich nur der 3. Person zukam, wird in der Mundart durchweg auch in Beziehung auf die 1. Person für das „uns" des Akkusativs und Dativs gebraucht. Dieser Vorgang ist alt. Schon in dem schlesischen Osterspiele des 14. Jahrhunderts (Hoffmann, Fundgruben II 304, 22) findet sich: wir woln sich wern; vgl. auch für das Oberdeutsche Schmeller § 739.

ber (wir) wärmen sihch. Holtei S. 19.
Na, underdässen
Wull'n bir sihch (Dat. uns) deine Längde mässen. S. 22.
ber nehmen sich (Dat.) gor a Pukal. S. 33.
do mach ber sihch (Dat.) gude Freunde. S. 39.
Und dernachern freun ber sihch Beede. S. 50 u. ö.



Zum Adjektiv geworden ist der Imperativ gerat in Verbindung mit dem Adverb wohl, gewöhnlich in der Redensart aufs g(e)rade Wohl, worin das Adverb zum Substantiv erstarrt ist: wir gingen aufs grade Wohl weiter, d. h. auf gut Glück. DWb. IV, 3577.

Eine lehrreiche Wandlung durchlief die Partikel entgegen. Sie lautet als Adverb ahd. ingegini, mhd. engegen und besteht aus der Präpos. in und dem Acc. eines Nomens gleich dem lateinischen obviam. Dem entspricht im Schlesischen die Wendung in die kēne (kine) (eidekēne, eitkäne) gehen, kommen, so in Leobschütz, Hirschberg, im Gebirge:

Se kumma, ibs der Tag verbei,
Mer Obends eidekeene.
Tschampel, Gedichte in Schles. Gebirgsmundart 1866 S. 242.

Ganz erstarrt und zur blossen Partikel geworden sind auch einige präpositionale Verbindungen. Beliebt ist am Ende, amende (gesprochen ä-ménde) i. S. v. vielleicht, schliesslich, wohl, wohl gar: der wird amende noch verrückt; du wirst amende nicht fertig werden!; der kommt amende gar nicht.

Weil ha su sinnt, wie sich amende
Doas Ding am besten machen könnde.
Rössler, Aus Krieg und Frieden S. 160.

Bei Leibe, beileíbe, balleíbe, beileí, verstärkt die Verneinung: ja nicht, z. B. es darfs beileibe kenner merken; tus balleibe nich! Auch alleinstehender Ausdruck des Widerspruchs, der Verwahrung: bewahre! — Denkt ja nich ärnde, doss ich mich Euch oan a Hols schmeissen wihl; balleibe, doas hoat de Magdalene nich nuttwendig. Rössler, Närr'sche Kerle S. 39; i beileibe, se wil nich; — ich will a hibsche Leiten ärnt ni zu nahnde träten, ne, beileibe! Gräfin Waldersee, Gedichte S. 5.

Hierzu gehören auch Wendungen wie: er sagte, schrieb ihnen einen Tölpelmerks, Denkzettel, vgl. Holtei S. 338, Heinzel, A lustiger Bruder S. 25; er lief hol's der Teufel; er soff auf Teufel raus; er hat die schnelle mach hurtig, Bezeichnung starken Durchfalls (Breslau, Kreuzburg) u. a. m.

Zur Kunde von den schlesischen Ortsnamen.

Von Dr. phil. Martin Treblin.

I. Volkstümliche Ortnamenserklärungen.

Der Volksmund beschäftigt sich viel und gern mit der Deutung und der Erklärung von Ortsnamen. Dabei verfährt er in höchst naiver Weise, indem er ohne geschichtliches Verständnis die heutigen Formen der Ortsnamen für eine möglichst einfache und naheliegende Erklärung zugrunde legt.

Uns allen ist aus der Schule durch die Uhlandsche Ballade vom Grafen Eberhard dem Rauschebart die landläufige Erklärung des Ortsnamens Achalm bekannt:

„Ach allm . . .", stöhnt einst ein Ritter; ihn traf des Mörders Stoss;
„Allmächt'ger wollt' er rufen; man hiess davon das Schloss".

Auch in Schlesien gibt es zahlreiche Belege für solch volkstümliche Deutung der Ortsnamen[1]). Wir wollen hier nur einige Beispiele anführen.

Den Namen des Dorfes **Langenöls,** Kreis Lauban (im Volksmunde stets „Langenelße" genannt), erklärt eine handschriftliche „Nachricht von dem Dorfe Langenoels, so viel wie möglich zu erfahren gewesen. Angefertigt im Jahre 1826"[2]) auf folgende Weise:

„Der Name des Dorfes giebt zu vermuthen, dass der Anfang des Dorfes oder der erste Anbau von einer Weibsperson geschehen seyn könne, die Elisabeth geheissen hat; denn die alten Deutschen kürzten den Namen Elisabeth ab mit der Benennung Oelße; so mag auch dieses Weibsen von der Statur lang gewesen seyn, wovon der Name dem Dorfe gegeben worden, nemlich Langenoelße oder der langen Oelße |: Elisabeth :| angehöriges Antheil und Wohnsizz. Es ist freilich zwar nur Muthmassung, aber wir wollen es also dafür halten und auf diese Art den Anfang nicht bezweifeln".

Diese Ortsnamenserklärung lebt noch heute allgemein im Volksmunde älterer Leute von Langenöls; sie beruht aber auf

[1]) Siehe auch die Ortsnamen von Zuckmantel (Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens Bd. 27 S. 406 f.), von Lichtewerden (Zeitschrift für Geschichte und Kulturgeschichte Österr.-Schlesiens III. Jahrg. 1907/08 S. 158), und von Ziegenhals (J. Lowag, Illustrierter Führer durch das Sudetengebirge II. Aufl. 1908 S. 297).

[2]) Handschrift im evangel. Pfarrarchive zu Langenöls; der Verfasser ist Christoph Buschmann, Gerichtsschreiber, † 1832 im Alter von 67 Jahren.

völlig freier Erfindung. Eine „lange Else“ erscheint weder unter den Gründern noch unter den späteren Besitzern von Langenöls.

Der Ort tritt zum ersten Male im grossen Einnahmeregister des Breslauer Bistums vom Jahre 1305 auf. Hier heisst es:

„Item in Olsna centum mansi positi pro L et est villa domini Pussonis et solvunt hoc anno III [2½] marcam et deberent solvere tres marcas“.

1385 erscheint dann die Siedlung als das „Dorf zur langen Olse“ [1]). Der Ortsname Olsna ist von polnisch olsza = Erle abzuleiten. Es ist aber sehr wahrscheinlich, dass Langenöls trotz seines ursprünglich slawischen Namens als rein deutsche Gründung anzusehen ist. Dafür spricht vor allem die riesige Flur mit der fränkischen Flureinteilung. Wie auch anderwärts im schlesischen Gebirge [2]) haben eben die ersten deutschen Siedler das neubegründete Dorf nach dem Bache slawischen Namens benannt, an dem sie sich niederliessen. Langenöls liegt am Ölsebache, der noch heute seinen Namen mit vollem Recht trägt: noch jetzt begleiten zahlreiche Erlen seinen Lauf. Die Zusatzbenennung „Langen“-Öls wird ohne weiteres aus der Längsausdehnung des Dorfes (es ist fast eine deutsche Meile lang!) klar.

Nur nebenbei sei bemerkt, dass nach meiner Ansicht die Gründung von Langenöls wahrscheinlich schon in den Beginn des 13. Jahrhunderts, in die Anfangszeit der deutschen Einwanderung in Schlesien, fällt. Der Ort liegt im Bober-Queisgebiete, im Einfallstore der deutschen Besiedlung von Schlesien, und seine Gemarkung umfasste nach dem oben genannten Einnahmeregister schon im Jahre 1305 100 (grosse) Hufen. Nur im Beginn der deutschen Kolonisation standen den Einwanderern noch so ausgedehnte Ländereien zur Verfügung; spätere Ortsgründungen weisen kleinere Gemarkungen auf. Die später eintreffenden Siedler mussten sich eben mit dem Lande begnügen, das ihnen die ersten Einwanderer noch übrig gelassen hatten.

In **Puschkau,** Kreis Schweidnitz, leitet der gemeine Mann den Ortsnamen von Pusch (Busch) und Aue ab. Aber der Ort tritt bereits in slawischer Zeit auf und heisst 1149 Pastuchow, 1193 Postuchow; 1250 wird er dann Poschuchow, 1313 Pusch-

---

[1]) Kgl. Staatsarchiv in Breslau, Schweidn.-Jauersche Landbücher D fol. 27.
[2]) Siehe Darstellungen u. Quellen zur schles. Gesch. VI 1908 S. 23, 24, 43.

kowe genannt. Pastuchow ist abzuleiten von polnisch pastuch = Hüte, Hirtenjunge.

Recht kindlich muten uns die Erklärungen des Volkes bei den Ortsnamen **Kühschmalz**, Kreis Grottkau, und **Seiferdau**, Kreis Schweidnitz, an. Der wunderliche Name des Dorfes Kühschmalz lud den Volksmund geradezu zu einer Deutung ein.

Ältere Leute wissen über den Ort zu berichten, das Dorf Kühschmalz habe bereits vor dem 30jährigen Kriege unter anderem Namen bestanden. In diesem Kriege sei es vollständig verwüstet worden. Nur eine einzige Familie mit ihrer Kuh sei verschont geblieben; sie habe sich während der ärgsten Hungersnot vom Fett, vermutlich auch vom Fleisch, der Kuh ernährt. Zum Andenken daran habe die wiedererbaute Siedlung nach Beendigung des „Schwedenkrieges" den Namen „Kühschmalz" angenommen.

Vor der Vernichtung soll das Dorf an andrer Stelle, nordwestlich von der heutigen Ortschaft, gelegen haben. An dem Wege von Kühschmalz nach Rogau befindet sich linker Hand im Walde ein Hügel, den der Volksmund „Grabswâl" nennt. Der „Grabswâl" ist eine 3 m hohe, quadratische Anhöhe, deren Seitenlängen 12 bis 13 m betragen. Sie wird ringsum von einem sumpfigen Graben umzogen. Nur im Norden führt ein schmaler Zugang zum Grabswâl. Dicht bei der Zugangsstelle liegen eine Menge grösserer Feldsteine, die den Eindruck erwecken, als könnten sie von einer zerfallenen Mauer herrühren, da sonst in weiter Umgebung keine grösseren Steine zu finden sind. Das Volk erzählt, auf dem Hügel habe früher eine Burg gestanden, und ein im Süden anstossender baumloser, versumpfter Platz von etwa 15 m Breite und 30 m Länge sei der Turnierplatz gewesen [1]). Um den Grabswâl sollen ehedem die Häuser des Dorfes gestanden haben. Auch berichtete man mir von einem Schatz, der im Grabswâl verborgen liege.

Bei diesem Bericht gehen Dichtung und Wahrheit wohl nebeneinander hin. Geschichtlich erscheint mir die Ortsverlegung nach der Zerstörung des Dorfes im 30jährigen Kriege. Solche Verlegungen von Siedlungen nach ihrem Wüstwerden oder aus anderen Gründen sind recht häufig in Schlesien vorgekommen [2]). Oft spielen abergläubische Vorstellungen dabei eine wichtige Rolle. Die Ortsverlegungen zeigen aufs allerdeutlichste, dass man nicht

---

[1]) Über den „Grabswâl" gab mir Herr Hauptlehrer Rieger freundlichst Auskunft.

[2]) Siehe die Orte Rastelwitz—Sibyllenort (Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens Bd. 40 S. 309); Ludewigsdorf — Ullersdorf, Kreis Landeshut (ebd. S. 320—322); Rungenpusch—Rungendorf, Kreis Schweidnitz (ebd. Bd. 41 S. 377 f.); Alt-Reichenbach — Stadt Reichenbach (Darstellungen und Quellen z. schles. Geschichte VI S. 102); Gross- und Klein-Friedrichstabor (Partsch, Schlesien Bd. II S. 443); Jocksdorf—Breitenau in Österr.-Schlesien (vgl. S. 86 f. in diesem Heft).

berechtigt ist, in den heutigen Dorfgrundrissen stets ein uraltes oder erst in neuester Zeit wesentlich umgestaltetes Bild zu sehen, sondern dass auch schon früher durchgreifende Veränderungen der Siedlungsanlage vorgenommen wurden.

Vielleicht stand auf dem „Grabswâl“ das Schloss oder das Vorwerk der Wüstung Kühschmalz. Nach der Aussage ortskundiger Leute hat man beim Roden vom Baumstöcken und Baumwurzeln auf dem Grabswâl vor etwa 20 Jahren Mauerreste entdeckt. Die heutige Siedlung Kühschmalz mag bald nach dem 30jährigen Kriege neu erbaut worden sein. Die Kirche und das Schulhaus des heutigen Dorfes wurden im Jahre 1662 errichtet.

Uralt ist der Name Kühschmalz; er kommt viele Jahrhunderte vor dem „Schwedenkriege“ vor. 1289 erscheint urkundlich ein Schulz Hertwig von Kusmalz; im Einnahmeregister des Breslauer Bistums vom Jahre 1305 wird der Ort „Cobola sive Cuschmalz“ genannt, 1344 werden im Einnahmeverzeichnis des Bistums „inferius Khůschmaltz cum duobus molendinis“ und „superius Khůschmaltz“ aufgeführt. Während der Ortsname Cobola wahrscheinlich von kobiła = Ross, Mähre abzuleiten ist, ist die Herkunft des Namens Cusmalz wohl bisher nicht erklärt worden. Damroth bleibt uns in seinem verdienstlichen Buche über „Die älteren Ortsnamen Schlesiens“ eine Erklärung des Namens schuldig. Meines Erachtens haben wir in der Form Kusmalz einen verstümmelten slawischen Ortsnamen zu sehen, der ursprünglich „kusmolica“ lautete.

Kusmolica ist abzuleiten von der Präposition ku = zu, neben, bei und smolice, smolica = Ort, wo man Pech gewinnt (von smoła = Pech).

Zu dieser Erklärung würde auch die Lage von Kühschmalz stimmen: es ist wahrscheinlich eine Pechsiederei mitten im Walde gewesen. Noch heute kommen im Westen der Dorfflur ansehnliche Waldungen vor, im Süden der Gemarkung treten ebenfalls kleinere Waldreste auf, und die Einteilung der Flur nach Waldhufen, die das Messtischblatt heute noch ahnen lässt, zeigt die Herrschaft des Waldes in vergangenen Tagen an.

Vermutlich schloss sich an die alte slawische Waldsiedlung ein deutsches Dorf an, das den alten slawischen Namen des Nachbarortes beibehielt. An den ursprünglich slawischen Dorfteil mahnt noch „Die polnische Seite“, wie der nordwestliche Anteil von Kühschmalz heisst.

Etwa 5 km südlich von Kühschmalz liegt der kleine Ort **Schwedlich,** der nach dem Volksmunde seinen Namen den Schweden verdankt; aber auch diese Erklärung des Ortsnamens gehört wohl ins Gebiet der Volksetymologie.

Wie bei dem Ortsnamen Kühschmalz hat der Volksmund auch bei dem ehemaligen Sandstiftsdorfe **Seiferdau** zur Erklärung des Dorfnamens eine kleine sagenhafte Erzählung erfunden, die zugleich eine Marienlegende vorstellt.

Als in grauer Vorzeit Siedler in der Seiferdauer Gegend umherwanderten, seien sie an ein altes Marienbild gekommen. Da sei ihnen die Jungfrau Maria erschienen und habe ihnen zugerufen: „Nu sei wer dau!" Die Erscheinung der heiligen Jungfrau habe als günstiges Vorzeichen gegolten, die Siedler hätten sich bei dem Heiligenbilde niedergelassen und hätten das entstehende Dorf nach dem Ausruf der Maria „Sei-fer-dau" genannt.

Im Volksmunde heisst der Ort „Seiberdô", und es ist noch allgemein üblich, auf den Ortsnamen zu reimen: „Sei ber dô, dô blein ber dô". Die Seiferdauer katholische Kirche trägt aussen an der Altarwand ein Marienbild, bei dem man oftmals Beter sehen kann. Alle Marientage des Jahres werden in der Kirche gefeiert. Im Juli findet alljährlich ein Skapulierfest statt. An diesem sogenannten „Seiberdäer Fest" nimmt die katholische Bevölkerung der Umgegend teil, und die Kâlabörner (Kaltenbrunner), Stâfshâner (Stephanshainer), Gâgler (Goglauer) usw. sind zugegen. Die katholische Kirche von Seiferdau ist heute Filialkirche von Kaltenbrunn.

Noch eine andere Sage über die Ortsgründung bringt der Volksmund: Zwischen Seiferdau und Klein-Bielau liegt ein Hügel, den der gemeine Mann „Kirchberg" nennt. Am Fusse dieser Anhöhe soll ursprünglich die Gründung des Ortes geplant gewesen sein, den Hügel selbst aber sollte die Kirche zieren. Nun sei aber, so wird erzählt, auf geheimnisvolle Weise das bereits herbeigeschaffte Baumaterial für die Kirche nach dem heutigen Kirchplatz getragen worden, man habe auf ihm die Kirche errichtet, und um die Kirche sei das Dorf entstanden.

Geschichtlich erscheint die Siedlung zum ersten Male in slawischer Zeit unter den Schenkungen der herzoglichen Söhne Boleslaus des Langen und Mesiko, die zu Lebzeiten ihres Vaters, des Herzogs Wladislaw II. († 1157), mehrere Ortschaften mit ihren Hörigen in der Umgebung des Zobten dem Breslauer Sandstift verliehen. Der Ort wird hier Syuridou genannt, und sein Name hält vielleicht die Erinnerung an den slawischen Begründer der Siedlung fest. Die mit dem Suffix -ow gebildeten slawischen Ortsnamen sind in der Regel als Gründungen einer Einzelperson anzusehen.

Im Tale von **Görbersdorf,** Kreis Waldenburg, soll ursprünglich nach Aussage alter Leute nur ein Gerbermeister gewohnt haben; der heutige Name soll noch an das Gewerbe des ersten

Siedlers erinnern. Der Ortsname von Görbersdorf hat aber nichts mit einem Gerber zu schaffen. Bei seiner ersten urkundlichen Erwähnung im Jahre 1350 heisst das Dorf „Girbrechtisdorf“. Hier ist der Name des deutschen Unternehmers (locator) zur Namensgebung der Siedlung verwandt worden.

Die Entstehung und die Benennung des Marktfleckens **Goldentraum**, Kreis Lauban, erklärt der Volksmund in folgender Weise:

Im Jahre 1656 soll Christoph von Nostiz auf Tzschocha eines Nachts geträumt haben, ein Goldklümpchen auf seinem Finger wüchse immer grösser. Darauf habe er den alten Bergbau am Queis wieder aufgenommen und „Neustädtel“ begründet, das im Jahre 1677 die Rechte einer freien Bergstadt erhielt und später Goldentraum genannt wurde. Vermutlich wurde die Siedlung so benannt, um schon durch ihren Namen glückverheissend zu erscheinen und Bergleute anzulocken. Leider verwirklichten sich die Hoffnungen des Grundherren nicht, der Bergbau wurde bald wieder aufgegeben Noch heute zeigt man den Eingang in den alten verlassenen Stollen.

Erweisen sich in diesen Fällen die volkstümlichen Ortsnamensdeutungen als trügerisch, so zeigen sie mitunter auch eine grosse Treue in der geschichtlichen Überlieferung.

In der Ortschaft **Eiben** im Altvatergebirge erzählen heute noch einheimische Leute von den früheren grossen Eibenbeständen in der Umgebung der Siedlung, während sich kaum einer der Dörfler noch ein rechtes Bild von einer Eibe machen kann. Für das Vorkommen der Eibe im Altvatergebirge sprechen auch Flurnamen, wie der „Eibenstein“, der an einem Berggipfel nordwestlich vom Dorfe Eiben haftet, und einige urkundliche Belege [1]).

Freudenburg, Kreis Waldenburg, kennt der gemeine Mann fast nur unter dem Namen „de Gläschitte“, und im Volke besteht noch die Erinnerung an die alte, im Jahre 1661 begründete Glashütte, die zur Ortsgründung von Freudenburg auf der Flur und den Trümmern der Wüstung Olbersdorf oder Ullersdorf die Veranlassung gab. Schon längst ist die Glashütte vom Erdboden verschwunden.

II. Christoph Buschmanns volkstümliche Flurnamenerklärungen aus Langenöls, Bez. Liegnitz.

Der Gerichtsschreiber Christoph Buschmann in Langenöls, † 1832, hat einige interessante Aufzeichnungen über die Geschichte

[1]) Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens Bd. 41 S. 211. F. W. Paul Lehmann, Länder- und Völkerkunde, Bd. I Europa, Neudamm 1898 S. 325.

und zur Volkskunde seines Dorfes hinterlassen. Unter andern bringt er auch in einer Handschrift vom Jahre 1826[1]) eine Anzahl Flurnamen von Langenöls und gibt dazu des öfteren die ortsüblichen Deutungen. Wir wählen einige Flurbenennungen von allgemeinerem Interesse aus; die genaue Lage der Grundstücke lässt sich noch heute durch Nachfrage beim Volke feststellen.

Der Mordgrund. „Befindet sich, wo der Weg nach Greiffenberg führt; ob vor Jahrhunderten allda ein Mord vorgefallen oder ob der unangenehmen Lage wegen dieser Name entstanden, bleibt unbekannt". [Die erste urkundliche Erwähnung des „Mordgrundes" geschieht im Jahre 1447[2]).] — Die Hölle. „Hinterm Mordgrund gegen Friedersdorf, auch auf dem Bauerguthe No. 274". — Das Jungferngründel. „Die Alten haben den Namen daher: Es sollen 2 Jungfern über diesen Sumpf gehen wollen, und Brodt bei sich gehabt, auf den Sumpf gelegt, um hinüberkommen zu können, und so wären sie versunken. So sagen die Alten". [Augenscheinlich fasst das Volk das Versinken der Jungfern als Strafe dafür auf, dass die Mädchen das Brot in den Sumpf geworfen und darauf getreten hätten.] — Der Teufelsarsch. [Der Name haftet an einem mächtigen Gneisblock, der auf dem linken Ufer des „Stöckelbaches", in der Nähe der Kolonie Klein-Stöckigt, unweit eines verlassenen Steinbruches, bald hinter dem Eintritt des Baches ins Gebiet des Schlossgutwaldes liegt. Der Felsen trägt in mittlerer Höhe einen Spalt, der nach Aussage des Volksmundes nach Schwefel riecht, weil er häufig vom Blitz getroffen werden soll.] — Die alten Hosen. [Der gemeine Mann erzählt heute dieselbe kleine Geschichte von der Entstehung des Flurnamens „Die alten Hosen" wie von der nachfolgenden Flurbezeichnung „Die alte Guhpe". Und eine ähnliche Erzählung kennt das Volk bei der von Buschmann nicht genannten Pfengwiese, die in der Nähe des Gasthauses zur „Uhuhütte" liegt. Sie soll von ihrem einstigen Besitzer für wenige Pfennige verkauft worden sein.] — Die alte Guhpe. „Soll der Tradition zu Folge von dem Wiedemuthbauerguthe No. 97, jetzt dem Bauer Runge gehörig, für eine alte Guhpe (: Jakke :) nach Giesshübel gegeben worden seyn. Es ist ein stükkchen Land von Drei Viertel Bresslauer Maas . . . es befindet sich dieses Akkerstükk an der Giesshübler Gränze"[3]). — Der Magistergrund. „Das Haus No. 124 soll der Magister bewohnt haben". — Der Ziegenwinkel. — Der Kellerfurth. — Der Quarksteig. — Die Scheibe. — Der Steinberg oder Schanzberg. — „Der Galgenberg vor dem Stein- oder Schanzberge, worüber der Harteweg von der Ziegelgasse geleitet ist, ist nur eine kleine Anhöhe [nördlich vom heutigen Bahnhofe]; die Benennung ist der Tradition zu Folge diese: Bis in das 17te Jahrhundert langte an verschiedenen Orten die Waldung bis an das Dorf, und so hat es zu derselben Zeit den Wölfen Aufenthalt vergönnt. In Hungersnoth wären diese ins Dorf gekommen; wie es

[1]) Die Handschrift wird im evang. Pfarrarchive von Langenöls aufbewahrt.

[2]) Kgl. Staatsarchiv in Breslau, Orig.-Urk. Jauer Nr. 40.

[3]) Wahrscheinlich rühren die Flurnamen „Die alten Hosen" und „Die alte Guhpe" von den Formen der damit bezeichneten Ackerstücke her.

bekannt ist, dass sie sich Schaarenweise zusammen rotten, in heftiger Hungersnoth auch Menschen angreifen. — Um nun das Eindringen dieser Raubthiere zu hemmen, ist ein Galgen auf diese Anhöhe gebaut worden; etliche Wölfe haben vorher müssen ertappt werden, um den Galgen damit zieren zu können. Damit glaubten die Vorfahren, das Eindringen der Wölfe ins Dorf zu verhindern; hiemit ist also die Benennung: „Galgenberg" entstanden und wird bis heute noch also genannt. Die Alten sagten auch, dass der Steinbergbusch hereingegangen sei bis an das Dorf, wird auch wohl so gewesen seyn, weil vor 60 Jahren hin und wieder noch wilde Hekken und Gesträuche zu sehen waren". — Der Kellerberg. „Im Hussittenkriege haben die Vorfahren an schikklichen Orten Höhlen angebaut, um ihre Habseligkeiten vor den Hussiten verbergen zu können. Diese Höhlen oder Gruben waren in einen Hügel oder Berg angebracht, so wie ein Keller, wodurch alsdann die Benennung entstanden; vor 50 bis 60 Jahren sahe man noch Spuren davon; so auch ein Behältniss ist im Steinberge gewesen, weil es auch damals noch zu sehen war; die Benennung Schanzberg kommt daher, weil im Siebenjährigen Kriege auf dessen fordern Seite Schanzen angelegt und gefertigt worden; so wie es heute noch zu sehen ist". — Unter der Flurbezeichnung Der Mühlberg erzählt Buschmann folgende Geschichte. Als auf Anordnung der Kirchengutsherrschaft der Schäfer Hennig einen Teil seines Grundstücks an Heinrich Lachmann abtreten musste, habe er aus Rache dem Lachmann einen hässlichen Possen gespielt. Der Lachmann habe auf dem abgetretenen Lande ein Haus aufgebaut. Schon sei „die Stube mit Balken versehen gewesen", da habe der Schäfer Hennig „einen schwarzen Hund an den Balken neben den Ofen gehenkt; dies wurde manchmal belacht, der p. Lachmann hatte sich aber doch nicht lassen abschrekken, sondern das Haus eingebaut und bezogen. Es soll des Schäfers Hennigs Meinung gewesen seyn, dass der p. Lachmann das Haus verlassen werde". — Die drei Kiefern. „Bei der evangelischen Kirche befanden sich ehedem drei Kiefern, wovon gegenwärtig noch eine vorhanden ist; wie diese Kiefern dorthin gekommen sind, sagten die Alten also: Es wäre einst einer gehangen worden auf den Viehweg des Stelzerschen Bauerguths. Deshalb wären diese drei Kiefern dahin gesezzt worden; ob es gegründet sei oder nur Sage, muss anheim gestellt bleiben. Wenn es zur Zeit des gehenkten, der Löfler oder Löffel geheissen haben soll, so wären es jezzt der Sage nach 116 Jahr". — Die drei Birken. „Auf der Wiedemuth vor dem Eichberge auf das Dorf zu war es ehedem sumpfig, schräge hinunter war eine kleine Schluchze vermutlich vom Wasserlauf entstanden und mit Strauchholz bewachsen, die aber zernichtet worden, und so hat man diesen Flekk urbar gemacht; oben gegen die Gränze des Kretschams haben diese drei Birken gestanden und wird bis heute noch die Benennung beibehalten, jedoch aber meist vergessen, weil der Kretschmar an der Gränze daselbst einen Brunnen angelegt, das Wasser in sein Gehöfte zu leiten, da bedient man sich nun vielmehr, wenn man die Gegend der drei Birken nennen will: Beim Bornhäusel".

Die Wüstung Jocksdorf.

Von Dr. phil. Martin Treblin.

Im Volksmunde der Dörfer Breitenau, Markersdorf und Schreiberseifen lebt noch eine schwache Erinnerung an eine vom Erdboden verschwundene Ortschaft, die am linken Oppaufer zwischen Breitenau, Friedersdorf und Kunau-Fabrik gelegen haben soll.

Nur wenige alte, eingesessene Leute wissen noch etwas von dem abgegangenen Orte zu vermelden, vielen aber ist wenigstens noch der Name des ehemaligen Dorfes bekannt. Jôkelsdorf oder Jögsdorf soll die Siedlung geheissen haben, als Jocksdorf erscheint ihr Name auf der „Mappe“ (Flurkarte) von Markersdorf.

Man erreicht den Talgrund der Wüstung am schnellsten von der Eisenbahnhaltestelle Kunau-Fabrik, indem man oppaaufwärts die Bezirksstrasse verfolgt. Bei der Kunauer Oppabrücke mündet von Norden her auf dem linken Oppaufer ein Fahrweg ein, der zur Wüstung Jockelsdorf führt. Durch das schmale „Oppawaldl“ gelangt man in einen etwa 2 Kilometer langen Grund, der im mittleren Teile waldbedeckt ist und sich von Süden nach Norden erstreckt. Sein südlicher waldfreier Teil führt den Namen „Pfarrgrund“. Dieser ist ein liebliches schmales Wiesental, das, trogförmig, nicht tief in das Hügelland der Umgebung eingesenkt erscheint. Ein Rinnsal fliesst durch das Tal, das unser Fahrweg durchschneidet. Die Dorfzeile der Wüstung soll den Pfarrgrund durchzogen haben, während nördlicher im Walde und im oberen waldfreien Grunde die Häuser nur vereinzelt vorkamen. Des öftern sollen Leute beim Graben im Pfarrgrund auf Grundmauerreste gestossen sein. Deutlich heben sich noch an einigen Stellen des Tales viereckige Stücke in erhöhter Lage ab, die augenscheinlich als alte Fundamente von Häusern anzusehen sind. Im südlichen Teile des Pfarrgrundes wird eine längliche Erhöhung als Platz der untergegangenen Kirche gezeigt. Deutet schon der „Pfarrgrund“ auf das frühere Vorkommen einer Kirche hin, so wird ihr ehemaliges Vorhandensein noch wahrscheinlicher durch die Tatsache, dass dem jeweiligen Pfarrer von Breitenau die Nutzniessung des Landes im südlichen Pfarrgrunde zusteht. — Im

Nordosten des Pfarrgrundes hat angeblich ein Schloss am Abhang eines Hügels, des „Steinrück", gelegen. Mein Gewährsmann, ein rüstiger 80jähriger Weber aus Markersdorf, will noch als Kind in den zerfallenen Kellerräumen umhergeklettert sein.

Im nördlichen waldfreien Talstücke des Jocksdorfer Grundes, nicht weit von den höchstgelegenen Häusern von Breitenau, waren noch in den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts Mauerreste einer alten Wassermühle zu sehen. Heute wäre freilich das unscheinbare Wässerlein des Tales nicht imstande, ein Mühlrad zu treiben.

Die alte Siedlung Jocksdorf ist schwerlich sehr gross gewesen. Das Tal des Dorfes bot nur für eine beschränkte Zahl Häuser Raum.

Die alte Flur ist in ihrer Ausdehnung kaum mehr genau festzustellen. Der grösste Teil der wüsten Ländereien kam an Breitenau, ein kleiner Teil an Markersdorf. Das heutige Dorf Breitenau steht in seinem oberen Teile vielleicht auf altem Jôkelsdorfer Gebiet. Im Osten mögen die Friedersdorfer und Erbersdorfer Gemarkungen die Jocksdorfer Flur begrenzt haben, während im Westen die Oppa die Grenzscheide bildete.

Noch heute bezeichnet der Volksmund die Äcker zu beiden Seiten des Pfarrgrundes als Jôkelsdorfer Äcker. Aber die alte Flur war, wie gesagt, ausgedehnter. Der Wald im Norden des Pfarrgrundes war früher vielleicht Ackerland. Nach der Flurkarte von Markersdorf gehörte von Markersdorf die „Huttung" zu Jockelsdorf. Dieser Teil von Markersdorf liegt zwischen dem letzten Hause von Markersdorf, der Oppa und dem „Winkel", einer Stelle, wo die Oppa 1 Kilometer südwestlich von Markersdorf der Bezirksstrasse sehr nahe kommt.

Unweit des Winkels in südöstlicher Richtung stand noch vor etwa 30 Jahren eine alte Brettschneidemühle, deren Lage und deren Mühlgraben noch zu erkennen sind. Sie gehörte wie die anstossenden, bis zur Kunauer Oppabrücke sich erstreckenden „Kriegswiesen" zu Jockelsdorf. Ob weitere Gebäude auf den Kriegswiesen gestanden haben, ist nicht zu ermitteln.

Die Bewohner des abgegangenen Ortes trieben Ackerbau oder ernährten sich durch Goldwaschen. Zu beiden Seiten der Oppa, besonders auf dem linken Oppaufer im „Oppawaldl", gewahrt man zahlreiche Hügel, die im Volksmunde „Huttichen" genannt werden.

Sie sind die alten Halden der früheren Goldwäscherei. Teilweise wurden sie beim Eisenbahnbau und bei Anlage der Bezirksstrasse verwertet.

In Breitenau waren geschichtliche Nachrichten über Jockelsdorf nicht zu finden. Das Pfarrarchiv ist zu Beginn des 18. Jahrhunderts samt Kirche und Pfarrhaus durch Feuer vernichtet worden, und die neuangelegten Pfarrbücher und das Pfarrgedenkbuch wissen nichts von der Wüstung. Alte Leute behaupten, Jôkelsdorf sei bereits am Ende des 16. Jahrhunderts vorhanden gewesen. Es sei in den Kämpfen des „Schwedenkrieges" zur Wüstung geworden. Im letzten Teile des 30jährigen Krieges sollen Torstensonsche und Königmarksche Truppen nacheinander die Gegend um Breitenau geplündert und Jôkelsdorf niedergebrannt haben. Die rechtzeitig geflohenen Bewohner sollen sich in den umliegenden Wäldern verborgen und später an andrer geeigneterer Stelle, in der hochgelegenen Talmulde der „breiten Auen" („Breitenau") ein neues Dorf angelegt haben. Auch schreckte wohl eine abergläubische Vorstellung die Siedler ab, den alten verwüsteten Ort wieder neu aufzubauen. Der Flurname „in den Kriegswiesen" mahnt vielleicht an den Schwedenkrieg.

Zum Schluss möge noch kurz eine alte Sage angeführt werden, die an dem verwüsteten Schlosse von Jockelsdorf haftet: Unter dem Schlosse von Jockelsdorf ruht ein grosser Schatz. Wer die rechte Stunde weiss, kann ihn heben, aber er muss beherzt sein und, ohne zu sprechen, zum Schatze hinabsteigen. Als rechte Stunde gilt die Zeit des Hochamtes am Charfreitage. Einst soll ein Mann zu dieser Zeit zum Schlossberge gekommen sein und einen unterirdischen Gang offen gefunden haben. Als er den Gang verfolgte, kam er zu einer Kammer, die reich mit Kostbarkeiten angefüllt war. Grade im Begriff den Schatz zu heben, erscheint ihm ein mächtiger Reiter auf einem Hirsch sitzend und ruft ihm mit dröhnender Stimme zu; „Lass ab, lass ab, alles ist mein!" — „'N Quark ist Dein!" ruft ihm der Schatzsucher zu. Aber da ertönt ein Donnerschlag, und der Spuk und der Schatz sind verschwunden.

Schlesische Volkslieder.

Von Dr. phil. F. Pradel in Glogau.

Die Sammlung schlesischer Volkslieder, von der ich in Heft XIV der Mitteilungen unserer Gesellschaft erzählte (S. 94 ff.), hat sich im Laufe der Zeit vergrössert. Alle diese Lieder sollen demnächst den Beständen der Gesellschaft zugehen, mit Anmerkungen und Verweisen versehen, wie sie die Lesung volkskundlicher Werke, besonders solcher über das Volkslied, gelegentlich mit sich brachte; vielleicht sind sie einer gewiss allerseits ersehnten Ausgabe der schlesischen Volkslieder von einigem Nutzen.

Hier seien noch einige bemerkenswerte Proben gegeben, bei denen besonders auf die neuesten bedeutenden Bücher über das Volkslied hingewiesen wird: auf Böckels Psychologie der Volksdichtung (Leipzig 1906), auf sein Handbuch des deutschen Volksliedes (Marburg 1908) und auf John Meiers Kunstlieder im Volksmunde (Halle 1906)[1]. Weist uns Böckel vor allem in feinfühlender Weise auf die Schönheiten der Volksdichtung hin, so geht Meier den Veränderungen nach, welche Lieder bei ihrer Verbreitung im Volke durchmachen und zeigt uns die psychologischen Gründe für diese Wandlungen. Gerade diese Veränderungen sind mit ein Zeichen des Volksliedes, am „Herrenverhältnisse des Volkes zum Stoffe“ sehen wir, dass ein Lied „Volkslied“ geworden ist. Genau genommen sind alle Volkslieder erst Individual- oder Kunstlieder gewesen. Gewöhnlich ist ihre ursprüngliche Form nicht mehr erhalten, sie kann auch nicht erschlossen werden, da wir nicht alle Zwischenstufen in der Überlieferung haben; nur da, wo Kunstlieder, die in Druck oder Schrift festgelegt sind, zu Volksliedern geworden sind, haben wir das Urbild, den Archetypus, hier können wir die Abwandlungen scharf von der ursprünglichen Form sondern. Fortan wird jede Geschichte des Volksliedes sich auch mit den „Kunstliedern im Volksmunde“ beschäftigen müssen; an ihnen vollziehen sich in uns erkennbarer Weise die Vorgänge, die uns an den bisher gewöhnlich Volkslieder genannten Dichtungen meist undeutlich bleiben.

J. Meier geht selbst an einem lehrreichen Beispiele den

[1]) Vgl. die Besprechung in den Mitt. XV 160, wo u. a. bestritten wird, dass sich aus mündlicher Überlieferung niemals die ursprüngliche Fassung könne gewinnen lassen.

Schicksalen nach, die ein Kunstlied auf seinem Laufe durch das Volk erfährt, er wählt dazu Heinrich Wilhelm von Stamfords Lied: Ein Mädchen holder Mienen, Schön Aennchen sass im Grünen (S. XIX—XXXII). Ein anderes Beispiel dieser Betrachtungsart bietet R. Petsch, der sich mit dem Liede des Freiherrn von Zedlitz: Mariechen sass am Rocken, Im Grase schlummert ihr Kind, beschäftigt (Zeitschr. d. Ver. f. Vkde. 10,66 ff., s. auch J. Meier LXXXV und 34, 210). Von den zehn Versen des Urbildes sind im Volke zwei verschwunden, aus psychologisch verständlichen Gründen, nämlich 5 und 6; das ist auch in der mir aus Eisdorf vorliegenden Fassung der Fall. Diese scheint in dem Verse

Drum sinken (!) wir uns morgen
Hinab in den tiefen See,
Vorbei sind Kummer und Sorgen,
Wir sehen uns nimmer meh

mit der letzten Zeile etwas Besonderes zu bieten, eine jener festgefügten Formeln, wie sie sich im Volksliede unter dem Einflusse des Reimes häufig, oft ohne Rücksicht auf den Sinn, einstellen. An ihrem Platze ist diese Zeile z. B. in dem von Uhland (Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, 3. Band S. 408, s. a. S. 452) mitgeteilten Liede.

Aus Eisdorf besitze ich auch eine Fassung eines von M. Adler (Zeitschr. d. Ver. f. Vkde. 11, 459 ff.) mitgeteilten und erklärten Liedes[1]), dessen Verfasserin eine Frau Schlegel, Bäuerin einst in Arnstedt, sein soll; sie lautet:

Ein Mädchen jung von achtzehn Jahren.
Verführt durch Männerschmeichelei,
Sie hatte es zu früh erfahren
Und fühlte, dass sie Mutter sei.

Den ganzen Tag rang sie die Hände:
Mein grosser Gott, verlass mich nicht.
Denn ihre Schuld, die tat sie kränken,
Sie suchte Ruh und fand sie nicht.

Sie fiel der Mutter vor die Füsse
Und bat von ihr Verzeihung an,
Jedoch die Mutter stiess mit Füssen
Ihr einzges Kind zur Tür hinaus.

Ganz der Verzweiflung nah gekommen
Ging sie des Abends auf die Bahn,
Sie wollt ihr Haupt auf Schienen legen,
Bis dass der Zug von Hamburg kam.

Die Schaffner hatten es gesehen,
Sie bremsten mit Gewaltheit an,
Jedoch der Zug kam nicht zum Stehen,
Ihr Haupt voll Blut roll (!)[2]) in den Sand.

So leb denn wohl, du holde, schöne,
Du siehst dein Elternhaus nicht mehr.
Du hast die Rosen blühen sehen,
Du siehst sie nun und nimmer mehr.

Bei Adler beginnt das Lied in etwas moralisierendem Tone:

Hört, Jungfraun, welch ein Schreckenskunde,
Die sich zutrug in unsrer Stadt,
Von einem falschen Liebesbunde,
Den falsche Lieb gestiftet hat

[1]) Über die Melodie s. J. Meier a. a. O. CXXVII. — S. auch R. Petsch, Hess. Bl. f. V. II 199.

[2]) Wie quoll zu quillt, zu es rillt gebildet; rillen = fliessen, rinnen. Ss.

(auch: Nehmt es zu Herzen tief zu Grunde,
Was falsche Lieb gestiftet hat).

Auch die letzte Strophe schlägt einen ähnlichen Ton an:

Ach Gott, vergib ihr ihre Sünden,
Dieweil sie die Verzweiflung trieb,
Ihr war das Glück nicht mehr beschieden,
Ihr wollten Rosen nicht mehr blühn.

Auch sonst weichen beide Formen des Liedes sehr voneinander ab. Und das ist ganz begreiflich. Die ursprünglichere Form enthält mehrere Eigennamen, so im 5. Verse:

Von Sulza ging sie bis nach Kösen
Und bei Schulpforta auf die Bahn,
Sie tät ihr Haupt auf Schienen legen,
Weil eben der Zug von Naumburg kam.

In der Gegend des Tatortes, der Entstehung und ersten Verbreitung des Liedes — Adler gibt das Gebiet zwischen Auerstedt, Sulza, Kösen, Naumburg, Weissenfels, Freiburg a. d. U. an — waren diese Namen ganz bekannt; je weiter sich das Lied davon entfernte, um so unverständlicher erschienen sie, darum verschwanden sie. In der Eisdorfer Fassung schimmert nur eben noch einer hindurch. Vielleicht darf man in diesem Hamburg für Naumburg und in der Zeile: Sie bremsten mit Gewaltheit an (bei Adler: Sie bremsten mit gewaltger Hand) das Wirken mündlicher Überlieferung erkennen[1]).

Weil in seiner ersten Zeile dem Volke unverständlich, verschwand auch der ganze siebente Vers, so sehr er auch sonst mit seiner Rührseligkeit ergreifen mochte:

Die Schüler von Schulpforta haben,
Weil niemand sie gekennet hat,
Aus Mitleid sie so schön begraben,
Gott lohne ihre edle Tat.

Zum Vergleiche mit dem dritten Verse unserer Fassung sei endlich noch der vierte der Adlerschen mitgeteilt:

Vom Mutterherzen ganz verstossen,
Ging sie eins Tages mittags aus,
Sie hatte bei sich selbst beschlossen
Nicht wiederzukehren ins Vater(Eltern)-haus.

Man könnte vermuten, dass dieses Lied durch Bänkelsänger verbreitet worden sei, wie ja das Singen von Schauergeschichten, die zugleich in Bildern dargestellt sind, sehr beliebt war, s. J. Meier a. a. O. LIII f., und wohl auch heute noch nicht ganz verschwunden ist.

Auch für das Lied, dass bei Hoffmann-Richter unter Nr. 39 steht, ist eine solche Verbreitungsweise denkbar. Mir liegen da-

[1]) Beispiele für solche durch Verhören entstandenen Entstellungen s. bei J. Meier a. a. O. LXXXII ff.

von zwei Fassungen vor, die eine aus Eckersdorf, die andere aus Eisdorf; beide sind vollständiger als die bei Hoffmann-Richter gegebene, sie weichen aber auch voneinander nicht unbedeutend ab:

Es klopft so schrecklich an die Tür,
Wer ist denn da, wer ist denn hier?
Es ist gewiss ein armer Mann,
Der sein Quartier nicht finden kann.
Es folgte immer Streich auf Streich.
Die gute Frau die öffnet gleich.
Sie öffnete, o grosser Gott,
Der erste Eintritt stach sie tot
Sie schonten weder Knecht noch Magd
Und raubten früh bis an den Tag.
Ein einzig Kind das nahm die Flucht,
Im Hundestall es Rettung sucht.
Und als am Tag die Sonne schien,
Das Kind sogleich zum Richter ging,
Ach Richter, lieber Richter mein,
Kommt mit mir in das Dorf hinein
Bei uns liegt alles in dem Blut,
Geraubet durch der Mörder Wut.
Bei uns ist heut ein Blutgeschrei,
Der Schmied im Dorf war auch dabei.
Der Richter nahm Soldaten mit
Und ritt sogleich ins Dorf zum Schmied.
Er ist nicht da, er ist verreist,
So wie im ganzen Hause heisst.
Und auf der Brücke stand sein Kind,
Noch rein, wie Gottes Engel sind.
Mein Kind, mein Kind, sag mir geschwind,
Wo ist Papa, wo ist Papa?
Drunten im Keller, sagt das Kind,
Bei ihm so viele Männer sind.
Dort hört man, wie das Silber rollt,
Sie zählen Geld, sie wiegen Gold.

Der Eisdorfer Text lautet folgendermassen:

Was klopft so grässlich an die Tür?
O horcht, o horcht, wer steht dafür?
Es ist gewiss ein armer Mann,
Der nirgends Obdach finden kann.
Die gute Frau die eilt sogleich,
Da gehts schon immer Streich auf Streich,
Ermordet wurden Frau, Knecht, Magd,
Und zwei der Kinder folgten nach.
Ein einzges Kind es nahm die Flucht,
Im Hundestall es Rettung sucht.
Und hätt es nicht die Flucht ergriffen,
So wär es mit hinweggerissen.
Und als der Tag zu grauen anfing,
Das Kind sogleich zum Richter ging.
Ach Richter, geht sogleich mit mir,
Bei uns liegt alles im Blute schier.
Der Richter nahm Soldaten mit,
Ging auch sogleich ins Haus zum Schmied.
Die Meistrin meint, der sei verreist,
Wie es im ganzen Hause heisst.
Dort unten am Tore da steht ein Kind,
So fromm wie alle Kinder sind,
Ach kleines Kind, was machst du da?
Sag an, sag an, wo ist Papa?
Dort unten im Keller, so sprach das Kind,
Wo noch viel andre Männer sind.
Es waren da der Männer drei,
Der Schmied vom Dorfe war auch dabei.
Sie zählten Geld, sie wogen Gold.
O hört, o hört, wie s Silber rollt.
Es ist das blutge Lösegeld,
Was sich dort unten verborgen hält.
Für diese blutge Rachetat
Hängt dieser Mörder schon am Rad.

Wollte man versuchen, aus diesen beiden Fassungen das Urbild herzustellen, so käme man gewiss in Verlegenheit. Die Eisdorfer Fassung ist offenbar die vollständigere und bessere, doch auch sie ist am Schlusse verstümmelt, und nach dem sechzehnten Verse klafft eine Lücke, das Kind müsste auch hier, wie in der Eckersdorfer Fassung, auf den Schmied als Schuldigen hinweisen.

Im 16. Hefte der Mitteilungen unserer Gesellschaft (S. 97, 1)

berichtet Kühnau: „Eine alte Frau, die Kuppen aus Hermannsdorf bei Jauer, die uns Kinder immer mit Geschichten unterhielt, erzählte einmal von einem Teiche, in dem ein Graf oder eine Gräfin mit ihrer Kutsche samt Kutscher und Pferden ertrunken war, und aus dem dann nachts immer . . . Worte tönten". Solche Geschichten knüpfen sich wohl auch anderwärts an Teiche und Weiher. In einem Gedichte, von dem ich wieder zwei Gestaltungen besitze, wird etwas ganz Ähnliches erwähnt. Auch hier wird ein Vergleich zwischen beiden, der einen aus Eckersdorf und der anderen aus Eisdorf, diese zeichnete ich aus einem handschriftlichen Liederhefte auf, lehrreich sein.

Graus war die Nacht und um den Giebel
Der Pächterwohnung heult der Sturm,
Der fromme Greis las in der Bibel
Und sieben schlugs vom Kirchenturm.
Schon sieben? Und Georg nicht hier!
Sein dunkler Weg führt hin am Teiche,
Ach welches Unglück ahnet mir.
Der Sohn des Försters von der Heide
War ihr verlobter Bräutigam
Und glühend schlug ihr Herz vor Freude,
Wenn der geliebte Jüngling kam.
Ein Jahr lang trat er alle Tage
Vor Sonnenuntergang ins Haus,
Doch mit dem siebenten Glockenschlage
Kam heut die Nacht. und er blieb aus.
Leonore flog ihm bang entgegen
Und eilte bald mit starrem Blick
Und atemlosen Herzensschlägen
Ins väterliche Haus zurück.
Helft, rief sie, helft, im Uferteiche
Des Rohrschilfs tönt ein Klageton,
Es ist Georg, er ruft um Hilfe,
Kommt, Vater, rettet euern Sohn.
Der Alte schüttelte bedächtig
Die grauen Locken, Kind, du weisst,
Seit hundert Jahren wimmert nächtlich
Dort einer edlen Gräfin Geist.
Verirrt des Nachts zum Pfuhl der Unken,
Ist sie mit Wagen und Gespann
In bodenlosem Moor versunken
Und rettet dort den Wandersmann.
Ach lasst das Märchen, bat Leonore,
Kommt, rettet, eh das Herz ihm bricht,
Sein Angstruf drang zu meinem Ohre,
Und seine Stimme täuscht mich nicht.
So hat sie kniend, hat unsäglich,
Doch bauend auf das Sagewort
Blieb Vater Martin unbeweglich,
Und die Verzweiflung riss sie fort.
Zu Hilfe, rief sie vor den Türen
Des Dorfs, ein Mensch erstickt im Teich,
Er ächzt und winselt, lasst euch rühren,
Um Gottes Willen bitt ich euch.
Doch wie durch einen Bund verschworen
Versetzten alle träg und lau:
Da wäre jeder Schritt verloren,
Es ist das Weh der Klagefrau.
Schnell fühlte sie, wie eine Quelle
Voll Muts in ihrer Brust entsprang,
Und heldenkühn eilt sie zur Stelle,
Wo noch das Wehgeschrei erklang.
Du Geist der Liebe, hab Erbarmen,
Und gib mir Kraft ihm beizustehn.
So fand man Herz an Herz erstarrte Leichen,
Die selbst des Todes Macht nicht schied.
Flieht, schrieb man drauf, den Aberglauben,
Der sie dem Tod zum Opfer gibt.

Der Eisdorfer Text heisst also:

Grau ist die Nacht und um den Giebel
Des alten Pächterhauses heult der Sturm,
Der fromme Greis las in der Bibel
Und sieben schlugs am Kirchenturm.

Der Sohn des Försters in der Heide
War Leonores Bräutigam
Und glühend schlug ihr Herz vor Freude,
Wenn der geliebte Jüngling kam.
Ein Jahr lang kam er alle Tage
Vor Sonnenuntergang ins Haus.
Doch mit dem achten Glockenschlage
Kam heut die Nacht, und er blieb aus.
Lenore eilt ihm bang entgegen [1],
Kam aber bald mit starrem Blick
Und atemlosen Herzensschlägen
Ins väterliche Haus zurück
Ach Vater, dort im Uferschilfe
Hörte ich einen Klageton,
Es ist Georg, er ruft um Hilfe,
Komm Vater, rettet euren Sohn.
Der Vater schüttelte bedenklich
Die grauen Locken: Kind, du weisst,
Schon ein Jahrhundert wimmert nächtlich
Dort einer edlen Gräfin Geist.
Im tiefen See, im Meer (!) ertrunken
Ist sie mit Wagen und bestand (!)
Im bodenlosen Niel (!) ertrunken
Hemmet jetzt den Wandersmann.
Die Tochter eilt vor Försters Türe:
Helft, dort ertrinkt ein Mann im Teich,
Hört das Wimmern, lasst euch rühren,
Ich bitte und beschwöre euch.
Die Dorfschaft wurde nun gebeten,
Setzt (!) ans Rettungswerk heran.
Schier dreissig Kiefernfackeln brannten
Um Mitternacht den Teich entlang
Da sah man, o Schrecken, mit Erbleichen
Nicht weit vom Uferrand umringt (!)
Die Brust an Brust erstarrten Leichen,
Die selbst des Todes Macht nicht hielt (!).

Wir haben es hier offenbar mit einem Kunstliede im Volksmunde zu tun, der Urtext ist mir nicht bekannt. Der Eckersdorfer Text mit seiner breiten Darstellung, mit seinem Schlusse, der vor dem Aberglauben warnt, steht ihm sicher noch ganz nahe. Zeile 5—7 sind aber, unter dem Einflusse der vierten Zeile, an diese falsche Stelle geraten, vgl. die Anmerkung zur dreizehnten Zeile der Eisdorfer Fassung. Form und Inhalt lassen uns an Gedichte wie Schlotterbecks: In Myrtills zerfallener Hütte denken, das in seiner Rührseligkeit, in seiner Absicht des prodesse et delectare dem Volke sehr gefiel [2], siehe J. Meyer a. a. O. 30, 184; ich besitze eine Niederschrift dieses Gedichtes aus Hermsdorf im Isergebirge. An dem Eisdorfer Wortlaute sehen wir deutlich, wie das Volk sein Herrenrecht an diesem ihm sehr zusagenden Gedichte ausgeübt hat: nur schwer errät man aus dem stark verkürzten Schlusse den wirklichen Hergang, auch einzelne Wörter sind kaum zum Wiedererkennen entstellt.

Grausige Geschichten sind dem Volke allezeit lieblich anzu-

[1]) In dem Hefte, aus dem ich dieses Gedicht abschrieb, stand über diesem und den folgenden beiden Versen übergeschrieben: Lenore ruft mit bleichem Zittern: Schon sieben und Georg nicht hier, Sein dunkler. Das Wort Zittern war durchgestrichen.

[2]) Das Gedicht ist offenbar durch Schul- und Lesebücher ins Volk gedrungen; ich kenne es aus der „Sammlung erzählender Gedichte", herausgegeben von Gröbe und Kosche, Goldberg 1843.

hören gewesen; das beweist, ausser den bereits angeführten Liedern, auch die weite Verbreitung der Erzählung von den Mordeltern, die auf einem wirklichen Vorfalle beruhen soll [1]. Wir finden sie z. B. in des Knaben Wunderhorn (II 60 Hempel), bei Hoffmann-Richter Nr. 34 und 35, bei Erk-Böhme I 172 ff., Böckel teilt in seinem Handbuche des deutschen Volksliedes S. 188 eine Form aus dem Odenwalde mit. Unsere Fassung, die aus Eckersdorf herrührt, kommt alter guter Überlieferung nahe, man erkennt das aus verschiedenen Ausdrücken und Wortverbindungen, für sich steht sie den erwähnten anderen gegenüber dadurch, dass in ihr der Sohn mit einem Messer ermordet wird, während er sonst durch siedendes Fett getötet wird.

Es waren einmal zwei Bauerssöhn,
Die hatten Lust in den Krieg zu gehn,
Wohl um Soldat zu werden.
Und als sie in den Wald rein kamen,
Ein Häuschen sie von ferne sahn,
Das war so schön gezieret
Und als sie nun ganz nahe kamen,
Frau Wirtin in der Türe stand,
Ganz freundlich und bescheiden
Guten Tag, guten Tag, Frau Wirtin mein,
Wo stellen wir unsre Pferde ein,
Dass sie nicht gestohlen werden?
Stellt sie dort an jene Wand
Mit eurer ganz schneeweissen Hand,
Dort werden sie euch nicht gestohlen.
Und als es kam um Mitternacht,
Die Frau zu ihrem Manne sprach:
Wir wollen den Reiter ermorden.
Ach nein, ach nein, das kann nicht sein,
Lass du den Reiter liegen,
Es bleibt ja nichts verschwiegen.
Die Frau die nahm des Manns Gewalt,
Sie nahm das Messer in die Hand
Und tat den Reiter ermorden.
Sie schleppt ihn in den Keller rein,
Verscharrt ihn in den Sand hinein:
Hier lieg und bleib verschwiegen.
Und als der andre Tag anbrach,
Der andre Reiter geritten kam und sprach:
Wo ist mein Kamerad?
Dein Kamerad ist nicht mehr hier,
Er ist geritten ganz weit von hier,
Er kehrt auch nicht mehr wieder.
Ach nein, ach nein, das kann nicht sein,
Das Pferd steht in dem Stall allein,
Gesattelt und gezäumet.
Habt ihr ihm etwas zu leid getan,
Das habt ihr an eurem Sohn getan,
Ist das nicht Schimpf und Schande!
Das macht das verwünschte Geld und Gut,
Bringt manchen um sein junges Blut
Und um sein junges Leben.
Die Mutter in den Brunnen sprang,
Der Vater sich in den Kuhstall hang,
Die Tochter vor Gram und Ärger starb.

Von Mord und Blutvergiessen erzählt auch ein anderes sehr verbreitetes Lied:

Der Ulbrich und das Hänselein
Die liebten beid ein Mädelein,
Dem Hänslein war sie anvertraut,
Der Ulbrich nahm die schöne Braut.
Er nahm sie bei der rechten Hand
Und führt sie in den grünen Wald.
Als sie in den grünen Wald kam,
Da hingen ihr schon neune da.

[1] s. Hoffmann-Richter S. 61.

Ach Ulbrich, lieber Ulbrich mein,
Da soll ich schon die zehnte sein.
Du sollst hier nicht die zehnte sein,
Ich will dich hängen mitten rein.
Ach Ulbrich, lieber Ulbrich mein,
Lass mich doch noch drei Lallen schrein.
Wegen mir sollst du auch viere schrein,
Im Wald wird niemand hören.
Den ersten Lallen den sie tat,
Wie sehr sie ihren Vater bat:
Ach Vater, komm doch balde,
Denn ich muss sterben im Walde.
Den zweiten Lallen, den sie tat,
So sehr sie ihre Mutter bat:
Ach Mutter, komm doch balde,
Denn ich muss sterben im Walde.
Den dritten Lallen, den sie tat,
So sehr sie ihre Schwester bat:
Ach Schwester, komm doch balde,
Denn ich muss sterben im Walde.
Den vierten Lallen, den sie tat,
Wie sehr sie ihren Bruder bat:
Ach Bruder, komm doch balde,
Denn ich muss sterben im Walde.

Der Bruder auf der Bierbank sass
Und hörte der Schwester Schreien nach.
Er ging nach Haus geschwind
Und reitet in den grünen Wald hin.
Und als er in den grün Wald kam,
Der Ulbrich ihm entgegenkam:
Ach Ulbrich, lieber Ulbrich mein,
Wo hast du denn mein Schwesterlein?
Dein'm Schwesterlein soll kein Leid geschehn,
Sie wird bei Fürsten und Grafen dien'n.
Wie kann sie denn bei Fürsten und Grafen dienen,
Wenn deine Hände so blutig sind?
Ich hab geschossen ein wildes Schwein,
Dazu zwei türkische Täubelein.
Wie kannst du geschossen haben ein wildes Schwein,
Da ich doch hörte meiner Schwester Schrein?
Er sprang nun herab vom Pferde
Und hieb ihn zur Erde.
Hier liege, du Hund,
Um dich wird niemand weinen.

In einzelnen Fassungen dieses Liedes rettet der Bruder seine Schwester aus des Mörders Hand (s. darüber Erk-Böhme I 120 f.); mir scheint der Schluss mit einem günstigen Ausgange aus jüngerer weichherzigerer Zeit herzurühren, Beispiele für solche Verwässerungen sind bekannt. Zu den Fassungen, in denen das Mädchen getötet wird, gehört auch die hier mitgeteilte, aus Eckersdorf stammende. In einigen Texten tut nun das Mädchen drei Schreie, in anderen, wie in dem unsrigen, vier. Welche Rolle die Dreizahl von altersher in Glauben und Brauch des Volkes spielt, ist hinlänglich bekannt[1]); so werden wir die Fassungen mit der Dreizahl für ursprünglicher als die mit der Vierzahl halten. Beachtung verdient auch, zu wem das Mädchen ruft. In der ältesten gedruckten Fassung (s. Böckel, Handbuch S. 114) ruft sie zu Jesu, zu Maria, dann zu ihrem Bruder; in des Knaben Wunderhorn (I 307 Hempel) zu ihrem Vater, zum lieben Gott, zu ihrem Bruder; wegen anderer Verbindungen s. die Lieder bei Erk-Böhme I 118 ff.

[1]) Wegen der drei Schreie s. auch Rochholz, Schweizer Sagen aus dem Aargau I 22 ff.; Böckel, Mitteil. der schles. G. f. V. XI 44 f.

Man wird fragen dürfen, passen wohl diese drei als Nothelfer zueinander? Erscheint da nicht Ungleichartiges miteinander verbunden? Wir nehmen aber keinen Anstoss, wenn das Mädchen Vater, Mutter und Bruder anruft, dann ist auch dieses Lied wie so manches andere und so manche Geschichte ein Lob auf die Bruderliebe, die stärker als die Liebe der Eltern ist. Von hier aus erklärt sich nun auch leicht die Vierzahl. Zu jenen dreien ist als viertes die Schwester hinzugekommen, dadurch soll die Liebe des Bruders noch mehr hervorgehoben werden; abgesehen von der Vierzahl, auch der Zug, dass dem Mädchen noch eine Schwester gegeben wird, scheint mir nicht recht alt und volkstümlich zu sein. Auf welche Weise nun an Stelle von Vater und Mutter himmlische Nothelfer getreten sind, darüber kann man wohl nur Vermutungen hegen. Einmal sind ja nun die Himmlischen überhaupt die, an die sich ein verzweifelndes Herz zuerst wendet; dass sie hier versagen, dass die Rettung oder Erhörung durch einen Menschen geschieht, eben das beweist mir mit, dass ursprünglich nicht göttliche Hilfe angefleht worden ist. Eine Behauptung, der Bruder komme eben auf Gottes oder Mariens Geheiss, wird niemand versuchen. Vielleicht hat man auch beim Anruf der Mutter an die Mutter Maria gedacht, ein durchaus nicht unmögliches Missverständnis. Von da war zum Anrufe Jesu oder Gottes nicht weit. Vielleicht ging auch die Änderung daraus hervor, dass man beim Anrufen des Vaters an Gott Vater dachte. In unserer Fassung scheinen mir die Worte: Du sollst hier nicht die zehnte sein, Ich will dich hängen mitten rein, mit ihrem grimmen Scherze ältestes Gut zu sein. Tun wir freilich immer recht daran, das am meisten Poetische und Wirksame als ältestes und ursprüngliches anzusehen? [1]).

So erscheint die Eckersdorfer Fassung des Liedes vom „Brautmörder“ in ihrer gedrängten Knappheit wertvoller als die unzweifelhaft älteren sechszeiligen Verse, aus denen bei Hoffmann-Richter das Lied besteht (Nr. 37). Dort gibt die Mutter ohne

[1]) R. Petschens Worte (ZdVfV. 10, 71) verdienen gewiss Zustimmung: „Wir sehen, dass es sich im Volksmunde nicht immer um Entstellungen und Schlimmbesserungen handelt, sondern dass das Volk mit feinem Gefühl oft das Richtige trifft“. Nur würde ich nicht sagen: das Richtige, sondern das Gute, das Poetische.

Scham ihrem Sohne offen den Rat, seine arme Geliebte zu ermorden; man lese demgegenüber die heimlich andeutenden Worte unseres Liedes, an dem uns wohl auch der Schluss besser dünkt.

Es war einmal ein Edelknab,
Der liebte eine arme Magd,
Er wollte sie nehmen,
Er versprach ihr Lieb und Treu,
Seine Seele sollte ewig brennen,
Wenn er sie liess.
Als er zu seiner Mutter kam,
Fing er zu reden an,
Er liebe eine arme Magd
Und wolle sie nehmen.
Die Mutter sprach:
Ei du böser Bub,
Der Vater im Grabe würde sich grämen,
Wenn du sie wolltest nehmen,
Die arme Magd.
Mein Sohn, ich geb dir einen Rat:
Fahr du in den Grunewald,
Da könnt ihr reden.
Und als sie in den Grunewald kam,
Fing er zu reden an:
Hier musst du sterben.
Sie aber bat: Schatz, mein allerliebster Schatz,
Schenke mir mein Leben.
Er sprach: Das darf nicht sein,
Damit die Schand nicht grösser wird,
So musst du sterben.
Er führt sie in den Grunewald
Und vergrub sie in den Sand.
Auf ihrem Grabe wuchsen drei Röslein rot,
Die taten nicht welken.
Und als der Edelknab kam
Und rührte die Rosen an,
Taten sie welken.
O du arme Magd,
Ich hab dich geliebet bis zu diesem Tag,
Meine Mutter war schuld daran,
Dass ich hab den Mord getan.

Wenn in dem Liede bei Hoffmann-Richter sich die weisse Lilie rot färbt und zu bluten beginnt, als der Mörder sich ihr naht, so erblicken wir darin gewiss mit Recht eine Erinnerung an den alten Glauben, die Wunden eines Erschlagenen begönnen zu bluten, wenn sein Mörder zur Bahre trete. Aber auch der Zug, dass die Blumen unter der Berührung des Mörders welken, wie er uns im Eckersdorfer Liede entgegentritt, ist alt. Ähnlich heisst es im Liede von dem unschuldig angeklagten Raumensattel (Uhland, Volkslieder I 127):

Ain blûm tet er abbrechen
die auf der baiden stûnd,
es sind die weissen gilgen
die zweihennächten auf gond:
„ist sach dass ichs hab geton
so sol dblûm verbrennen schon,
hab ichs aber nit geton
so sol die blûm bleiben ston“.

Raumensattel stirbt den Feuertod; aber in seiner ausgestreckten Hand die Blumen verbrennen und verwelken nicht.

Ziemlich nüchtern und ohne alte poetische Werte schildert ein anderes Lied, ebenfalls aus Eckersdorf, eine ganz ähnliche Tat wie die Verse vom „Brautmörder“.

Es gingen zwei Liebchen ganz frisch und froh,
Sie gingen im Walde spazieren,
Der Jüngling, der ihr untreu ward,

Der wollte das Mädchen verführen.
Und als sie in den Wald reinkamen,
Sprach er zu seinem Feinsliebchen:
Damit dich nicht soll ein andrer haben,
So musst du sterben.
Da zog er nun sein Messer heraus
Und stach Feinsliebchen ins Herze.
Sie aber rief: O Jesu, Jesu mein,
Verschone meine Seele.
Da stach er sie zum zweitenmal,
Sie fiel zu Boden nieder,
Sie aber rief: O Jesu, Jesu mein,
Erlöse meine Seele.
Und als er sie zu Boden sah,
Sprach er in seinem Herzen:
O grosser Gott, was fang ich an,
Damit ich nicht werde als Mörder bekannt.
Begraben muss sie werden.
Und er verscharrte sie in den Sand
Und ging nun weiter in den Wald,
Da kam er zu einem Strom,
O grosser Gott, ich kann nicht leben.
Hab ich gemordet mein Mägdelein,
So spring ich in den Strom hinein.

Man vergleiche damit Nr. 38 bei Hoffmann-Richter und Erk-Böhme I 180 ff.

Anders als der „Brautmörder" handelt der Knabe im Liede von „der Armen und der Reichen", Hoffmann-Richter 17, das ich hier in einer verkürzten Form (aus Eckersdorf) mitteile. Wenn darin der Knabe hinter einer Eiche dem Gespräche der beiden Mädchen zuhört, so möchte man schon daraus auf jüngere Zeit schliessen. Bei Hoffmann-Richter, in des Knaben Wunderhorn (II 319), bei Erk-Böhme I 247 ff. wird der alte deutsche Lieblingsbaum, die Linde, genannt.

Es gingen zwei Mädchen ganz hübsch und fein,
Sie gingen in Wald spazieren.
Tiralala, lala :,:
Tirallala und hin und ha
Sie gingen in Wald spazieren.

Die eine, die war frisch und froh,
Die andre tat nichts als weinen:
Wir beide, wir liebten ein Knäbelein,
Ach wär er doch meiner alleine.
Tiralala usw.

Der Knabe, der hinter der Eiche stand,
Der hörte der Rede ein Ende,
Potztausend, potzplinder, was fang ich nun an,
Zu welcher soll ich mich hinwenden?
Tiralala usw.

Wend ich mich zu der Reichen hin,
So stehet die Arme verlassen,
Geld und Gut vergehet geschwind,
Dann hat die Lieb ein End.
Tiralala usw.

Wenn wir vorhin die Geschwisterliebe als die treuste und stärkste im Volksliede gepriesen sahen, so fehlt es doch auch nicht an Liedern, die des Geliebten Treue noch höher stellen. Das tut z. B. ein weitbekanntes Lied, auf dessen verschiedene Brechungen bei Böckel, Handbuch S. 153[1]), verwiesen wird; ich teile hier eine neue, aus Eckersdorf, mit.

[1]) Siehe auch Erk-Böhme I 271 ff.; Hoffmann-Richter Nr. 23. — Böckel, Psychologie der Volksdichtung S. 171.

Schiffmann, o Schiffmann, du gütigster Mann,
Steuer du dein Schiff so lange, wie du kannst,
Ich habe einen Vater, der liebet mich
Und löset mich bald aus:
Vater, versetze du dein hohes Haus
Und löse mich bald aus.
Mein hohes Haus versetz ich nicht,
Dein junges Leben rett ich nicht.
Schiffmann, lass sie sinken
Die schöne Floria.

Schiffmann usw.
Ich hab eine Mutter, die liebet mich
Und löset mich bald aus:
Mutter, versetze du dein seidnes Kleid
Und löse mich bald aus.
Mein seidnes Kleid versetz ich nicht,
Dein junges Leben rett ich nicht.
Schiffmann, lass sie sinken
Die schöne Floria.

Schiffmann usw.
Ich hab einen Bruder, der liebet mich
Und löset mich bald aus.
Bruder, versetze du dein hohes Ross
Und löse mich bald aus.
Mein hohes Ross versetz ich nicht,
Dein junges Leben rett ich nicht.
Schiffmann, lass sie sinken
Die schöne Floria.

Schiffmann usw.
Ich habe einen Geliebten, der liebet mich
Und löset mich bald aus.
Einzig Geliebter, versetze du dein goldnen Ring
Und löse mich bald aus.
Mein goldnen Ring versetz ich ja,
Dein junges Leben rett ich ja.
Schiffmann, lass sie ans Ufer fahren
Die schöne Floria.

Eine Reihe von Fassungen, vgl. besonders Erk-Böhme, lässt auch hier nur Vater, Mutter und Bruder angerufen werden, ausser dem Geliebten natürlich, und man wird auch hier den Gedanken aussprechen dürfen, ob nicht der Anruf der Schwester spätere Zutat sei. Wenn in einer anderen schlesischen Fassung und auch sonst der Geliebte das Mädchen nicht durch einen goldenen Ring auslöst, sondern dadurch, dass er sein Schwert verkauft, so ist in diesem Zuge gewiss Altes mit Treue bewahrt; darauf macht schon Böhme aufmerksam, I 272, und Böckel, Handbuch S. 22, sagt sehr hübsch: „Schon scheint ihr Schicksal besiegelt, da ruft sie ihren Liebsten, und sie tut es nicht umsonst, er, auf den sie am wenigsten geachtet hatte, gibt selbst das Heiligste der Germanen, sein blankes Schwert, hin und löst sie aus der Sklaverei".

Auf S. LXXXVIII ff. seines Buches zeigt J. Meier, wie Ähnlichkeiten zweier Lieder in Text oder Melodie die Herübernahme von einzelnen Zeilen oder Strophen aus einem Liede in das andere, ja sogar die Verschmelzung solcher Lieder herbeiführen. So kann denn manchmal ein Lied auch aus Versen mehrerer verschiedener verwandten Inhalts oder ähnlicher Stimmung zusammengesetzt sein, s. J. Meier CIV. Ein Beispiel für einen so zusammengekoppelten Text führe ich aus Eckersdorf hier an. Es beginnt

Der Himmel ist so trübe,
Scheint weder Mond noch Stern.
Der Jüngling, den ich liebe,
Der ist so weit entfernt.

Dieser Vers findet sich z. B. — mit einzelnen Abweichungen — auch im Eingange eines niederhessischen Liedes (s. Böckel, Handbuch S. 191). Die Gleichheit der Melodie, das Denken an den geliebten Jüngling, der weit entfernt, verschwunden ist, liessen mit einem Verse aus Eichendorffs Liede vom „zerbrochenen Ringlein“ [1]) fortfahren:

Er hat mir Treu geschworen,
Gab mir ein Ring dabei,
Die Treu hat er gebrochen,
Das Ringlein sprang entzwei.

Auch die folgenden Verse, besonders der Schluss, hängen so lose aneinander, dass sie wie aus anderen Texten übernommen anmuten.

Ach, hätten meine Augen
Dich, Jüngling, nie gesehn,
So könnt ich froh und heiter
Auf dieser Erde gehn.

Du denkst, ich bin ein Flander,
O nein, das glaube nicht,
Mein Herz schlägt für kein andern
Als nur allein für dich.

Jetzt hab ich ein Plätzchen gefunden,
Ein Plätzchen, da wächst kein Moos,
Da weint ich manche Stunde,
Die Tränen rollen gen Schoss.

Nun muss ich mein Ende beschliessen,
Mein Ende, Schatz, lebe wohl.
Ich werd es im Tode büssen,
Du aber bekommst deinen Lohn.

Mit einem Worte sei hier noch auf die Wendung eingegangen: Du denkst, ich bin ein Flander, eine Wendung, die öfter begegnet, z. B. bei Erk-Böhme II Nr. 973c: Du, du gefällst mir nicht, Du bist aus Flandern, Sonst hätt ich dich geliebt vor allen andern; ebd. Nr. 701, 6, 3: Denn du bist von Flandern, Liebst Einen um den Andern; in Erks Nachlass 3 Nr. 18 (zitiert bei J. Meier a. a. O. CXXXIX): Denn die Männer sind von Flandern, Sie gehen von einer zu der andern. Weitere Beläge findet man in Uhlands Schriften 4 S. 44. Der Ausdruck bedeutet so viel als wankelmütig sein. Philander von Sittewald erzählt im 3. Gesichte des 1. Bandes (S. 142 der Ausgabe von 1650): „Wie er nun, der Alte, vorter gienge, sahe ich noch in diesem Zimmer etliche Niderländische oder Holländische die sich nennten auss Flandern, weil sie einen gaben umb den andern“. Mit diesen letzten Worten stimmt eine Zeile aus einem bei Erk-Böhme II S. 294 abgedruckten Liede: Die Mägdlein sind von Flandern, überein; dieses Lied ist aus E. Nic. Ammerbachs Orgel: oder Instrument Tabulatur, Leipzig 1571, entnommen. Es heisst da:

Mein Feinslieb ist von Flandern
Und hat ein wankeln Mut,
Sie gibt ein um den andern,
Das tut die Läng nit gut.

[1]) J. Meier teilt S. CII f. drei Lieder mit Ausstrahlungen dieser Eichendorffschen Dichtung mit.

Was hat denn wohl den Flandern diesen üblen Ruf eingebracht? Ich vermute, die äusserliche Ähnlichkeit mit dem Worte flatterhaft, vielleicht auch der Umstand, dass sich auf Flandern gar so leicht „andern" reimt. Wie gefährlich solche lautliche Verwandtschaft einem Worte oft werden kann, darüber plaudert sehr unterhaltend K. Nyrop in seinem Leben der Wörter, S. 195 ff. der Vogtschen Übersetzung.

Ähnlich wie im Reime ein Wort ein anderes nach sich zieht, so zieht im Volksliede eine Vorstellung eine andere verwandte nach sich, ihren Ausdruck gelegentlich aus anderen Liedern holend. Aus Eisdorf liegt mir das Lied: Ich küsse dich oft in Gedanken[1]) in einer Abschrift vor. Von Kleinigkeiten abgesehen stimmt es mit dem bei Hoffmann-Richter abgedruckten Liede in der ersten Strophe überein, auch in der dritten; der zweite Vers bei Hoffmann fehlt in der Eisdorfer Fassung, vom vierten Verse hat sie nur die beiden ersten Zeilen, an die sich unmittelbar die fünfte Strophe anschliesst. Die Versicherung der Treue aber, die da am Ende gegeben wird, schien noch einer besonderen Bekräftigung zu bedürfen, sie wurde mit den volkläufigen Vorstellungen gegeben, deren Form freilich mit den übrigen Versen gar nicht übereinstimmt:

Wenn das Wasser bergauf rinnt Und Felsen fallen ein,
So lange wie noch Feuer brennt, Sollst du meine Geliebte sein.

Gewiss ebensowenig wie das veränderte Versmass ist dem Volke hier die Unstimmigkeit des Gedankens zum Bewusstsein gekommen. Offenbar haben wir hier eine sogenannte Kontamination, eine Verschmelzung zweier Ausdrücke, deren einer lauten sollte: Wenn das Wasser bergauf rinnt und Felsen einfallen, dann erst sollst du nicht mehr meine Geliebte sein, deren anderer heisst: So lange als Feuer brennt, sollst du meine Geliebte sein.

Wie bei einzelnen Ausdrücken und Sätzen so fragt das Volk oft auch bei ganzen Liedern wenig nach Sinn und Gedanken, die Freude am Gesange, an der Melodie lässt solche Fragen häufig gar nicht auftauchen, daher denn das Sinnlose, Zerrissene mancher Volkslieder, das man früher oft als „zum Wesen eines echten und gerechten Volksliedes"[2]) gehörig ansah. Auch dafür zum Schlusse ein Beispiel, wieder aus Eckersdorf:

[1]) Siehe J. Meier S. 70, 446.

[2]) Uhland, in seiner Einleitung zur Abhandlung über die deutschen Volkslieder. III 7.



Es ging ein Jäger zu jagen,
Dreiviertel Stund [1]) vor Tagen
Ein Hirschlein oder ein Reh,
Juja, ein Hirschlein oder ein Reh.
Und als er kam auf die Heide,
Begegnet er einem Mädchen im schnee-
weissen Kleide,
Die war so wunderschön,
Juja, die war so wunderschön.
Er tat das Mädchen fragen,
Ob sie nicht wollte mit jagen.
Das Jagen, das Jagen versteh ich nicht,
Ich finde kein Vergnügen nicht,
Es sei denn, was es sei,
Juja, es sei denn, was es sei.
Das tat den Jäger verdriessen,
Er wollte das Mädchen erschiessen,
Nur um das einzige Wort juja,
Nur um das einzige Wort juja.
Er tat sich noch bedenken
Und tat ihr das Leben noch schenken
Bis auf ein anderes Mal,
Juja, bis auf ein anderes Mal.

Schwerlich wird man einen befriedigenden Sinn in diesem Liede entdecken, unklar bleibt auch der Text in des Knaben Wunderhorn (I 325). Erst wenn man die vollständigen Fassungen kennt, z. B. bei Hoffmann-Richter Nr. 176 und 177, bei Erk-Böhme III 300 f., weiss man, welches Wort den Jäger so in Harnisch bringt, dass er das Mädchen erschiessen will. Böckel (Handbuch S. 278) sagt sehr richtig, es ist ein Lied von einem Jäger, der sein Liebesglück verschlief, und die Überschrift bei Erk-Böhme lautet mit Recht: Der verschlafene Jäger, während sie bei Hoffmann-Richter trotz verständlichen Textes: Der ernsthafte Jäger heisst; wenn des Knaben Wunderhorn das Lied so betitelt, so ist das mit der Unklarheit des dort gegebenen Wortlautes zu entschuldigen; ich glaube übrigens, dass Goethe in seinem Urteile über dieses Lied: Ein bischen barsch, aber gut, unter dem Einflusse dieser im letzten Grunde unberechtigten Überschrift gestanden hat.

Goethe betrachtete unsere Volkslieder hauptsächlich von ästhetischem Standpunkte aus, und so anregend es ist, den Wandlungen unserer Volkslieder nachzugehen, ihre ursprüngliche Gestalt aufzuspüren, die Gründe für ihre Veränderungen zu erschliessen, so sei darüber nicht vergessen, welchen Schatz von Schönem wir in ihnen haben. Auch die volkskundlichen Vereinigungen dürfen gerade im Volksliede, überhaupt in der Volksdichtung nicht bloss Gegenstände für gelehrte Forschung sehen, sie müssen mit an der Erhaltung und Pflege des Volksliedes wirken. Möge die zukünftige Sammlung schlesischer Volkslieder beidem gerecht werden.

[1]) Auch dieser Ausdruck gehört zu den festen Formeln des Volksliedes; die Zahl. hier ohne Sinn, offenbar übernommen von den dreiviertel Jahren, von denen das Volkslied so oft spricht.

Volkslieder[1].

Von Dr. Paul Drechsler.

1. Liebesglück.

Einst ging ich das Gässle hinauf,
Da traf ich mein Liebchen zu Haus.
„Ach, Liebchen, bist du allein,
So lass mich zum Fenster hinein!“
„„Ich lass dich zum Fenster nicht rein,
Es könnte mein Unglück sein““. — —
Und als es um Mitternacht kam,
Da klopfte die Mutter leis an.

„Ach, Mutter, was wollen Sie hier?
Ich habe ja keinen bei mir“.
„„Hast du denn auch keinen bei dir,
So öffne mir leise die Tür!““ —
Und als nun die Türe ging auf,
Da sprang er zum Fenster hinaus.
„Ade du, mein liebender Schatz,
Komm wieder die künftige Nacht!“

2. Entehrt[2].

Es wollt a Mädlĕ fri ofstîn
Und wollte Blimlĕn flickĕ gin
Ei Nọkwers Görtĕ.
Sie flickt-dĕ Blîmiĕn grûs und klein
Und band darans ein Kränzelein
Und legt sich drunder schlafen.

Sie schlûf-a Stindle zwé-ĕ drei,
Da kẹmmt der Schuster ā herbei,
Er klopfet on ganz leise,
Er klopfet an mit seinem Ring:
Machauf, machauf, mein schönstes Kind.
Und lass mich bei dir schlafen“.

Sie schlief ein Stündlein zweie drei,
Da kam der andre auch herbei,
Er klopfet an ganz leise.
Er klopfet an mit seinem Ring:
„Mach auf, mach auf, mein schönstes Kind,
Und lass mich bei dir schlafen!“

„„Gê ock fort, du Ungedeih![3])
Du mēst-wul ā dr̥ wōhre sein,
Du kemmst, wenn andre schlôfĕ““.
Er nẹmmt das färt bei seinem Zaum
Und band es an den Apfelbaum
Und lēt sich drondr̥ schlôfĕ. —

Er schlief ein Stündlein zweie drei,
Da kam der helle Tag herbei;
Feinsliebchen kam gegangen.
(„Wie hast du denn geschlafen?“)
„„Die ganze Nacht, dass Gott erbarm',
Zu allem allem (?) Schusters Arm,
Mei Ehr hô ich verschlôfĕ“. —

„Ei, hättst du mich ock reigelôn,
Do hättwer sich heit trein[4]) gelôn
Mit Paukĕ ọnd Trompêta —
Der Schuster is a Nischtegutts[5]),
A hot ni Nôld noch Fingerhutt[6]),
Hôt Hōmr̥ ond Zań versọffĕ“.

[1]) Die Lieder wurden in Katscher und seiner Umgegend aus dem Munde des Volkes gesammelt. In der Schreibung der mundartlichen Teile folge ich, soweit es notwendig ist, den Vorschlägen, die Siebs Mitteil. XVII S. 54 ff. gemacht hat.

[2]) Nr. 2 zeigt recht anschaulich, wie die Sängerin, eine alte Frau, sich bemüht, „städtisch“, d. h. wie die Leute in der Stadt, zu sprechen, aber immer wieder in die Mundart zurückgleitet.

[3]) Ungedeih m., ungeratener Mensch; vgl. über diese Bildung Mitteil. Heft XVIII S. 117.

[4]) trein : tränn : trauen.

[5]) Nichtsgut, beliebte Schelte, homo nequam, Mensch, der zu und in nichts gut ist. —

[6]) War der Schuster ursprünglich ein „windiger“ Schneider? Er hat keine Nadel noch Fingerhut und doch auch Hammer und Zange versoffen.

3. Abschied.

1. Wenns ränt[1]) und schneit, da geht der Wind,
Muss alles leiden, ja, von dir scheiden,
Mein schönstes Kind!

Ja, von dir scheiden, das ist schwer.
Im Rosengarten[2]) will dein ich warten.
Im grünen[3]) Klee.

Im grünen Klee wart meiner nicht. —
Es ist kein König, es ist kein Kaiser,
Er führt kein' Krieg. —

Wer hat sich dieses Lied erdacht?
Zwei Bauerjungen, die hôn's gesungen
Zur gutĕ Nacht.
Zur gutĕ Nacht, zur gutĕ Stund.
Ich wünsch dir Liebe, ich wünsch dir Segen,
Frisch und Gesund..

2. „Nun ist es schon die letzte Nacht,
Dass ich zu dir hin kommen.
Der Abschied ist schon fertig gemacht,
Ich hab ihn selbst genommen.
Drum wünsch ich dir jetzund
Eine fröhliche Abendstund,
Auf dass dirs wohl ergehe
Zu jeder Morgenstund".

„„Gedenk, gedenk, Herzliebster mein,
Gedenk an jenen Ort,
Wo ich und du gesessen,
Geredet manches Wort.
Auf dich hab ich gar viel getraut,
Auf deine Lieb hab ich gebaut.
Dich kann ich nicht vergessen,
Bis mich der Tod geraubt"".

Ein Bäumlein will ich pflanzen
Ins Rosengärtelein[4]);
Das Bäumlein soll auch wachsen
Für mich und dich allein".
„„Das Bäumlein trägt noch keine Äst',
's ist nicht der rechte, ders gesetzt.
Es wird vielleicht ein andrer sein,
Ders wird pflanzen ein"".

4. Abschied fürs Leben.

Heut scheint der Mond so schön,
Ich will zum Mädchen gehn. —
„Mädchen, was machest du?
Schläfst oder wachest du?
„„Ich schlafe nicht, ich bin sehr krank,
Ich werde nicht mehr machen lang. —
Geh, hol mir den Doktor geschwind,
Dass er mir Medizine[5]) bringt. —

Der Doktor ist schon da,
Spricht mir das Leben ab. —
Geh, hol mir den Pater geschwind,
Dass er uns zusammenbind'[6]).
Wenn wir wern beisammen sein,
Wird es mir wohl leichter sein. —

Wenn sie mir werden läuten aus[7]),
Da tragen sie mich aus Vaters Haus;
Wenn sie mich wern setzen hin,
Schulenkinder singen schön[8]);
Wenn sie mich wern scharren zu,
Gibt mir Gott die ew'ge Ruh
Und das ew'ge Licht dazu". —

---

[1]) In Katscher ränt = regnet, sonst rēnt.

[2]) Aue, Wiese, allgemein Ort der Lust und Wonne; vgl. die Zeit waren J(hre) F(ürstliche) G(naden) lustig und guter Dinge . . . vermeinten nicht anders, sie wären ganz frei im Rosengarten. Schweinichen 3, 73; DWb. VIIi, 1197f.

[3]) Ohne Umlaut.

[4]) Hier bezeichnet Rosengarten den Begräbnisplatz, den Friedhof; vgl. DWb. a. a. O.

[5]) Vgl. Mitteil. Heft XVII S. 97.

[7]) zusammenbinden: kopulieren; vgl. Lied Nr. 9.

[6]) Mit diesem Schlusse vergleiche man Lied Nr. 5.

[8]) Schulkinder singen beim Begräbnis: liess also den Narren mit der

5. Klage.

Das Turkeltäublĕ[1]) tut asô:
Im Winter kriechts ins Haberstroh,
Im Sommer setzt sichs auf'n grünen Ast:
Und wär' ich reich, da gült' ich was.
So bin ich arm und hab kein Geld,
Da bin ich veracht von der ganzen Welt.
Und wenn ich in dem Kretscham bin,
Da stell' ich mich in'n Winkel hin;
Man schenkt mir weder Bier noch Wein:
So steh' ich armes Mägdelein.
Meine Mutter kümmert sich,
Wo ein Örtlein wird sein für mich.
Dort am grünen Kirchhoflein.
Dort wird ein Örtlein für mich sein. —
Wenn sie mir werden läuten aus,
Dann steh' ich noch in Eltern Haus;
Und wenn sie mich wern setzen hin,
Wird Vater und Mutter weinen stehn;
Und wenn sie mich wern lassen rein,
Dann decket mich der Leichenstein;
Und wenn sie mich wern scharren zu,
Dann geh' mir Gott die ew'ge Ruh. —

6. Die glückliche Nonne[2]).

Und bin ich gleich nicht reich, so bin ich jedem gleich.
Ins Kloster will ich gehen, eine Nonne will ich werden,
Eine Nonne will ich sein. —

Als er vors Kloster kam, ganz leise klopft er an;
Die älteste kam gegangen: „Was ist denn sein Verlangen?" —
„„Die jüngste will ich raus"".

„„Es ist die letzte Nonn', die erst ins Kloster kam"". —
„Ihr' Härlein sind verschnitten, ihr' Wänglein sind verblichen,
Den Habit trägt sie schon". —

Sie stand wohl an der Seit', hört an die Redlichkeit,
Sie liess den Habit fallen: „Adje, ihr Schwestern alle,
Jetzt reis' ich mit ihm fort". —

Schule begraben. Schweinichen 2, 20. — Nach den alten Schulordnungen musste die halbe oder auch die ganze Schule an einem Begräbnis teilnehmen, je nachdem es „bestellt" war; auch in Schlesien (zu Grimm DWb. IX, 1935, 3) lebendiger Brauch. Man sagt auch hier verhüllend: mit der ganzen (grossen) Schule gehen, cacatum ire, mit der halben (kleinen), mingere; vgl. schullen (aus schurlen), mingere, ganz geläufig, und:

Und ist ein Gast aus hoher Not mit ganzer Schule gangen,
Hat aber ganz von ungefähr ein Klecksgen lassen hangen.
Breslauer Schlendrian (1731).

[1]) Turteltaube. — Wechsel von t und k zeigt in der Mundart auch Aptik : Appetit (Katscher); vgl. noch (nach) Apetike schlenga. Schönig. Glätzische Gedichte S. 60; Standal : Skandal Oderwald, Paperstunde S. 43, 111; Mauke : Mante, Versteck von Obst und Geld; Schnâte, Schnôte : Schnâke, Schnôke, lustige Erzählung; salte : salke, damals: dort. Schönig S. 45 bietet Constankinopel : Constantinopel. Tschampel S 204: Tibeck-Scharze, Tibet-Schürze. Gehört nicht hierher trotz DWb. IX. 298 f., auch Schlafittel, Schlawittel : Schlafwickel, der vor dem Schlafen aufgewickelte Zopf?

[2]) Vgl. Hoffmann von Fallersleben und Richter. Schles. Volkslieder, Leipzig 1842 S. 32. Peter, Volkstümliches aus Österr.-Schlesien. Troppau 1865 S. 183 ff. Obiges Lied ist demgegenüber von entzückender Kürze und Frische.

7. Liebessorgen.

Wenn ich heiraten tu, krieg ich appelgrüne Schuh,
Da kauft mir mein Bräntigam Schnallchen dazu. —
Ich ging in die Stadt, ich frag einen Rat,
Ob ich mir den Lĕtschel [1]) heiraten soll.
Da spricht der Kaplan: Wenn Ihr'n wollt hân,
Da lasst euch knpliern, da habt Ihr 'nen Mann.
Und wenn er ock häl käm, und dass er mich nähm,
Und dass ich da [2]) Loiten ans a [2]) Angen rauskäm! —
O Herrlĕ, wie froh! Nu ist er schon dô. —
Reich mirs Patschhändelein [3]) und 's Jawort dazu.

8. Kurze Liebe.

Mein Schatz reist in die Fremde. — Aha!
Was wird er mir mitbringen? Aha!
Ein rosmarie Riechle [4]),
Dazu ein seidnes Tüchle. — Aha!
Was hat er an seinem Finger? —
Ein' Ring von Gold und Silber. — —
Das Ringlein war gebogen;
Mein Schatz hat mich belogen.
Das Ringlein war zerbrochen;
Mein Schatz hat mir versprochen.
Das Ringlein war von Dimant [5]),
Die Liebe, die weiss niemand. —
Wie lange währt die Liebe?
Wie's Wasser in dem Siebe. — Aha!

9. Die sterbende Geliebte [6]).

Es reist ein Knab ins fremde Land.
Derweilt wurd ihm sein Schätzlĕ krank,
So krank, so krank bis in den Tod:
Drei Tag, drei Nacht sprach sie kein Wort.
Und als er dies erfahren tut,
Verliess er bald sein Hab und Gut,
Verliess er bald sein Hab und Gut
Und schaut bald, was sein Schätzlĕ tut.
Und als er an die Türe kam,
Kloppt er mit seinen fünf Fingern an.
„Herein, herein, mein stolzer Knab'!
Mit mir ist Zeit ins kühle Grab".
„„Ach nein, ach nein, das kann nicht sein,
Wir müssen noch länger beisammen sein““.
Er nahm sie bald in seine Arm,
Sie wurd schneekalt und nimmer warm.
„Geschwind, geschwind ein Kerzenlicht!
Mein Schätzlĕ stirbt, dass 's niemand sicht.
Geschwind, geschwind ein Priester her,
Der mir meinen Schatz mit Gott versehr! [7])

---

[1]) Langer Mensch, bair. Ladschi.

[2]) den.

[3]) Patschhand, Verbindung zweier synonymer Wörter, denn Patsche f. bezeichnet die Hand, z. B. gib mir die Patsche!

[4]) Vgl. Hoffmann und Richter, Schles. Volkslieder S. 32 Str. 1: Von Rosmarin ein Riechel.

[5]) Dēmant, eine vom 16. Jh. gebräuchliche Form, Diamant.

[6]) Von obigem Liede bietet Hoffmann von Fallersleben a. a. O. drei Lesarten Nr. 239, 240 und 241, ein Beweis, wie sehr das Lied beliebt war; bei Peter a. a. O. steht ein vierter Text S. 197 f. — Oft habe ich dieses Lied in seiner einfachen, schönen Melodie singen hören.

[7]) Dem Reim zuliebe statt verseh: versehe, die Sterbesakramente reiche.

Bereitet mir ein altes Weib,
Das mir mein Schätzlĕ schneeweiss anzeiht [1]).
Ein altes Weib ist schon bereit:
In Gold und Silber stund sie gekleidt.
Bereitet mir sechs Träger her,
Die mir mein Schätzlĕ zur Rube trĕrn [2]).
Gestern hatt' ich noch andre Freud [3]),
Heut muss ich tragen das Trauerkleid,
Das Trauerkleid mit schwarzem Flor:
Mein Schätzlĕ steht auf der Totenbör.

10. Der tote Bräutigam [4]).

Es reist ein Knab spazieren,
Spazieren bei der Nacht
Bis zu der Herzliebsten Fenster:
„Ei schlafest oder wachst?"

„„Und wenn ich gleich nicht schliefe,
So lass' ich dich nicht rein,
Ich bin schon mit einem versprochen,
Denselbigen lass' ich nicht sein"".

„Und bist du mit einem versprochen,
Denselbigen lassest du nicht,
Steh nur auf und komm zum Fenster,
Vielleicht erkennest du mich".

Sie stund und kam zum Fenster
Und schwur zum höchsten Gott:
„Du riechst mir nach der Erde,
Oder bist du selber der Tod?"

„„Wie soll ich nicht riechen nach Erde,
Ich lieg ja schon lange darin:
Heut' sind es sechs Wochen und sieben Jahr',
Dass ich gestorben bin.

Ruf auf deinen Vater und Mutter,
Ruf auf deine alle Hausleut',
Ruf auf deinen Bruder und Schwester,
Dein Bräutigam ist bereit.

Und wenn sie das erste Mal läuten,
Da werde dein Kränzlein geziert,
Mit grünem (!) Seid umwunden,
Mit Rosmarin geziert.

Und wenn sie das zweite Mal läuten,
Dass du schon fertig bist. —
Und wie sie das dritte Mal läuten,
Nahm sie ein sel'ges End'.

So ritten die zwei Verliebten
Bis vor den höchsten Thron:
Gott selber warsen [5]) der Priester,
Der sie zusammenband [6]).

11. Wünsche.

1. Wenn ich am Lande sollt leben,
Da möcht ich ein Pfarrherr gleich sein,
Und dürfte der Herrschaft nichts geben,
Ich könnte ein Herr selber sein;
Vormittags taufen und binden [6]),
Nachmittags ergreif' ich die Flinten
Und schiess' mir 'nen Hasen daher,
Als wenn ich der Jäger selbst wär'.

2. Aber eines das tät mich verdriessen,
Und dieses das geht mir nicht ein:
Wenn ich taufen, koplieren tät müssen
Und ich müsste ohne Frau sein.
Wenn ichsĕn [5]) ei'm andern sollt geben
Und ich müsst ohne Frau leben:
Dieses das geht mir nicht ein;
So will ich lieber kein Pfarrherr nicht sein.

[1]) anzieht. [2]) tragen.

[3]) Der Schluss ist wie so oft im Volksliede ganz unvermittelt.

[4]) Man vgl. Hoffmann von Fallersleben, Findlinge 1. Bd., Leipzig 1859 S. 90; Peter a. a. O. S. 199 f.; Meinert S. 3; Erk, Liederhort Nr. 24; Wilh. Wackernagel über Bürgers Leonore in Altdeutschen Blättern von Haupt und Hoffmann 1. Bd S. 191.

[5]) Das echtschlesische sen steht (wie das französische en) im partitiven und objektiven Sinne gern im Volksliede; man vgl. einstweilen Weinhold, Dialektf. S. 137 f.

[6]) binden i. S. v. ehlich verbinden, kopulieren, vgl. Nr. 2.

3. Es wärsĕn[1]) halt nie am besten,
Als wenn ich ein Wirtshaus bestellt';
So setzt' ich mich zune den Gästen
Und hätte immer viel Geld.
Da leòt' ich in Wollust und Freuden,
Da schafft' ich mir doppelte Kreiden
Und schrieb' einmal zwei Strich:
Das wärsĕn[1]) ein Handel für mich.

4. Ei Bruder, Viktoria lass krachen![2])
Wer weiss, was aus mir noch wird.
Ich tusĕn[1]) noch immer zu lachen,
Ob nicht noch ein Herr aus mir wird.
Da schaff' ich mir eine Perocken[3])
Und um und um stolzende Locken.
Dazu ein englisches Pferd
Und oben[4]) ein silbernes Schwert. —

12. Lieben ist kein Kinderspiel.

' s wollt a Pauer em Holzĕ förn,
Fufz'n Schaitlĕn wollt-a lön[5]);
Fufz'n Schaitlĕn saiu-nĕ viel,
Lieben is ka Kęnderspiel.

Ond ols der Pauer ahäme kôm,
Wollt-a wos zu-frassĕ hôn:
„Liese, koch m'r an Hiržebrai,
Schlô-m'r a holw[6]) Schôk Ȧjĕr nai!"

Ond ols der Pauer sass ond frôss,
Raschelt ei der Kommer wos
Liesle sĕrt, es wär der Węnt,
Där-sich ai-d'r Kommer fęnt.

Ond ols der Pauer ai-de Kommer gęnk,
Der Pfoffe vû-d'r Liesel sprępkt.
„Foff, scher dich aus meinem Haus,
Sust schmaiss ich dich ärschlich raus!"

„„Aus deinem Hause geh ich nicht,
Die Liesel kann die Baicht noch nicht"".
„Ond konn-dĕ Liesel dĕ Baicht noch nicht,
Komm hai Tag und nicht hai Licht!"

13. Ich komme nicht dazu.

Und wenn halt der Mensch amôl ĕs zǫm Ongleck bęstęmmt,
Ond wenn dos Malör ā nôch nęmmt-nĕ kā End —
Schon längst wollt' ich ai-dĕ Frend[7]) gihn,
Dĕ Mutter söt: Mei Sûon —
Ond wie ich wullt ai-dĕ Frend gihn,
Dô kôm-ich-nęch derzûn. —

Dos Męllermädlĕ vum Landrôt, die hott schun gesĕʳt,
Mai Waih mechts' gäʳn wĕʳn.
Ihr' Mutter wêl öwęr an raichĕ Schwêgersûon hû'n —
Ond wall ich halt kā Geld hō,
Dô kǫmm-ich-nęch derzûn.

Die Nockwern, āne Wętfrā[8]), ihr Mûon wōr-a Schmêd,
Die hôt a schine Werkstell[9]), vêl Geld ǫnd Kredit,

---

[1]) S. S. 108 Anm. 5.
[2]) Von Freudenschüssen.
[3]) Perocke: Perücke; man vergleiche in der Mundart gedröckt: gedrückt, vröckt: v(er)rückt.
[4]) oben: obendrein, noch dazu.
[5]) laden. [6]) halb.
[7]) Fremde; Wechsel von n und m.
[8]) Witfrau: Witwe.
[9]) Werkstelle f. Werkstätte.

Sie mänt. se mecht mich gärn hûrn, ich wär ihr schun gutt,
Ond wail ich öwer doch kä Schmêd hin,
Dô komm-ich-nech derzûn.

Ond wenn dos Malör á-nĕ häl ofhîrn tutt,
Dô nahm-ich-a Fliute ond schisse mich tût,
Ich schisse mich tût ond dos gläwet-mer wûl,
Ond wail ich öwer kä Flint hô,
Dô komm-ich-nech derzûn.

14. Wirtshausszene. [1])

1. Sie: Sauf, du alter Gassenschlingel,
Sauf, bis du erstickst daran!
Er: Grüss dich Gott, mein schönster Engel!
Lass mich saufen, weil ich kann.
Sie: Bist ja wieder sterbensvoll.
Er: Prost, mein Schatz! Es schmeckt mir wohl.

2. Sie: Zu Haus hast du zwei kleine Kinder,
Eins ist blind, das andre krumm.
Er: s' ist lieber mir ein Stall voll Rinder
Wie zu Haus ein blinder Jun.
Sie: Alle Tag schrein sie um Brot.
Er: Nimm die Kerl' und schlag sie tot!

3. Sie: Die Schuldleut[2]) kommen hergeloffen,
Sie laufen mir das Haus noch um.
Er: Weib, so sag. ich bin besoffen,
Dass ich kein Geld zählen kann.
Sie: Ist denn das der Leut' ihr Dank?
Er: Weib, so sag, ich bin halt krank.

4. Sie: Und wenn du einst im Rausch wirst sterben,
Da stirbst wie eine versoffne Sau! —
Er: Weib, dann sollst du alles erben:
Du bist und bleibst mein liebe Frau.
Sie: Was wird ock viel verbleiben mir?
Er: Meine alten Hosen gehören dir.

5. Sie: Deine alten, zerrissenen Hosen,
Die kein Mensch mehr flicken kann?!
Er: Weib, du sollst dich glücklich schätzen,
Die sind von ei'm praven Mann.
Sie: Von einem praven als wie der?!—
Er: Und keinen pravern kriegst niemehr. —

6. Sie: Und wenn du einst sollst sterben,
Wo willst du denn begraben sein?
Er: Begrab mich, wenn ich sterbe,
Dorten tief in Keller 'rein.
Sie: Warum so tief in Keller 'rein[3]),
Wo nicht Sonn' noch Mond reinscheint?
Er: Dass ich mich kann zur Piepe[4]) legen
Und lass mir Bier und Branntwein ein.
Sie: Verleih dir Gott die ew'ge Ruh! —
Er: Und ein gut Quart Schnaps derzu! —

---

[1]) Man vergleiche Hoffmann und Richter, Schlesische Volkslieder Leipzig 1842 S. 229: Häusliche Szene.

[2]) Die Gläubiger, wie auch sonst im Schlesischen.

[3]) Der Schluss ist verderbt.

[4]) Zapfen am Fasse, im Schlesischen geläufig; „der möcht' am liebsten den ganzen Tag an der Piepe liegen" von einem Trinker.

15. Scherzreime.

1. Es gehen zwaiĕ wandern, spricht Petrus,
Von einer Stadt zur andern, spricht Paulus.
Do kommensĕ zu am Wirtshaus, spricht Petrus
Geh, hull a Kannlĕ Bier rans! spricht Paulus.
Wär wirds denn öwer hezöhlĕ? spricht Petrus.
Ich hô-jĕ nôch-en Tôler, — —
Dô wird's ǫns öwer hẹuern! — —
Dô steht a Bämvĕl Birnĕ, — —
Wär wirds' ǫns öwer schẹtteln? — —
Dô haun wĕr nai mẹt Knetteln! — —
Dô warn-sĕ ǫns öwer krigĕ, — —
Dô warn-wer sĕ recht heligĕ, — —
Dô kẹmmst-jĕ nẹch an Himmel! — —
Dô rait ich nei am Schimmel! — —
Dô kẹmmst-jĕ ai-dĕ Helle! — —
Dort sain recht schine Gesellĕ. — —
Die warn dich öwer krotzĕ, spricht Petrus.
Dô han ich sĕ ôf-dĕ Protzĕ [1]), spricht Paulus.

2. 's sẹtzt a Mädlĕ om Mĕrnebĕtlĕ [2])
Ǫnd nẹt ǫnd nẹt,
Dô kẹmmt a Hänlĕ ǫnd's kraicht'ṛ ais
Ǫnd krẹt ǫnd krẹt [örẓlĕ
„Mai liwes Hänlĕ, geh ock rans,
Mai Örsch ẹs-nĕ dai Hinerhans!"

3. Hans hackt hẹnderm Hirtehaislĕ Holz,
Holz hackt Hans hẹnderm Hirtehaislĕ.
„Hans, Hans, kuck ôf-a Ôwe!
's stiht a Tôpv'l [3]) Buchtĕ [4]) dôwe" [5]).
Hans där hôt sich wull zerlacht,
Är hôt-sich ẹver-dĕ Buchtĕ gemacht [6]).

4. Ich sẹz-of-der Schwell
Ond betracht-meṛ-dĕ Pẹmpedell [7]).
Dô kǫmmĕ zwē Offĕ,
Dĕ-woll'es begoffĕ;
Dĕ-sprechĕ: „Mädle, wos helst-ders so
„„Ich müss mers fest häldĕ, [fest?"
Sonst wär mersch zerspäldĕ"". —

5. „Hait hûn-w'r Pọttrtäg,
Pottrtirôle!
Ich hô-m'r a Schatzlĕ käft,
De hôn-m'rs gestôlde!" —
„„Du bẹst-a rechter Norr gewäst,
Doss der's host lôn staldĕ;
Hest ders ôn-dĕ Färscht [8]) geknoppt [9]),
Dô häst-d's derhäldĕ!""

16. Die Grottkauer Vesper.

Grottke is-'nĕ schine Stödt, Strûderlderällala —
Dô hôn-sĕ jinkst 'nĕ Vasper gehôt, Stûderlderä!

---

[1]) Pratze, Bratze f. Tatze, geläufig auch von der Menschenhand: se gibt mersch Protzla: Händchen (Neisse), meist jedoch von einer grossen Hand.
[2]) Möhrenbeet; vgl. zu Neisse ei der Mährnegasse!
[3]) Topfvoll.
[4]) Gebäck (Katscher, Grafschaft).
[5]) oben d. i. auf dem Ofen.
[6]) Er hat sich, statt auf die Buchten achtzugeben, damit sie nicht anbrennen, über sie gemacht, d. h. er hat sie verschmaust.
[7]) Zu Pumpe f., Pümpel n. 1) Unterrock, 2) vulva (wie hier) 3) Frauenzimmer: 's Mänsch, de dicke Pumpe. Bertermann S. 203.
[8]) Ferse.
[9]) geknüpft, vgl. Lied Nr. 10 a).

Ungersch. spanisch hön-sĕ gesuna, Strûderi-derallala
Mit Lichtlan sain-sĕ rimgesprnna. Strûderlderä
Om Kûre, dô stond a grûsser Schrank,
Dô hina-de Pfaifla kurz nnd lang.
Ond wennma dossma uf-a Kletza grîf,
Dô jedesmôl a Faifla fif.
Und ēner dr hôt-ai a Holz naigehissa,
Dô hôt dos Dink juchhai gekrissa.
Dar ēne, dar wult-ene Schachtel zerschnaida,
Dô winkt'm der andre, a sulls lôn hlaiha.
Dô hôn-sĕ cuch ôch zwē Znher gehöt.
Dô hôn-sĕ cuch druffe rimgeschlôn.
Dän ēn, dän konn ich schnnt nich vergassa
Där wullt 'nen messingna Dorm uffrassa.
Dô stond cuch a Dink uf ēnem Bain
Dôs mucht'm Taifl seine Grussmutter sain,
Ond wennma dossma ihr a Bauch wegstrich,
Dô grunzte dos Dink gôr ferchterlich.
Dĕr-Franze mit-am Stenla kôm, Strnderî-
A hot'-a lanes Seckla drôn, — [deralla.
Dôs hôt-a jedem vorgerackt —
Ond monchr hôt wos naigestackt.
Struderi-derä.

De Gruttker Vasper ist, wie das Spottlied auf Neurode und das Oberschlesische „Nationallied“ (man vgl. Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglauhe Bd. II S. 34 f.), in ganz Schlesien bekannt und wird gern gesungen; spielt doch darin ein „tummer Pauer“ eine Rolle zum „scheckiglachen!“ Dieser Vorwurf ist alt. Bei Wenzel Scherffer findet sich Gedichte (1652) S. 579 ff. ein wahrhaftes Bauerngespräch nach mittelmässig-schlesischer Bauermundart, worin zwei Bauern ihrem Nachbar mitteilen, was sie in der Stadt bei einem Hochamt of dam singe-kur am jemtge (an jenem Tage: neulich) u. a. beobachtet haben.

Ihr socht jo, Nachber Lurtz, wie dort am winkel stand
a hcuffla [1]), das jeszmol die Fidaln ei dar Hand
ond gaale Dinger [2]) hatt', ond wenns no racht angienge
ond dass dar hauffa gar ond of a mol anfienge,
do klangs jo dass' gar wuscht'; ci Karles war geüht
ofs Maul, a schottelts raus, as wie das Mahl raus gieht
dar Beutel ei dar Mühl — —

Do giengs arst weidlich an mit singa, fidaln, pfeiffa,
ond mit dam Klinkerwark ond wonderlicham greiffa
de qwar ond hin und her; do wakkelte ze hand
das Zinarne Gefäss [3]), das huch huch a der Wand
hüsch angelahnet stond, ond das klang aha süsse,
das macht' an eintzig Maan, dem zappelt händ' ond füsse [4]),
bis dass a nimme konnt' [5]).

Scherffer erklärt selbst: [1]) „Hier werden die Instrumentisten verstanden. — [2]) das ist Posaunen, welche gelb. — [3]) Durch das Zinerne Gefäss werden die Orgelpfeifen, so ordentlich nebeneinander stehen, gemeint. — [4]) Das war der Organist, der mit Händ und Füssen die Orgel spielte. — [5]) das ist, solang er Wind in die Pfeiffen bekame. Denn nachdem die Balken nicht mehr getreten werden, konnt er freilich nicht mehr können. Mag also wohl ein Orgeltreter Lateinisch heissen: Sine me nihil potestis facere: ohn mich könnt ihr nichts tun“.

17. Paulus als Einsiedler. [1]

„O trauriger Paulus, wie gehts dir denn noch,
Dass du tust führen die Seufzer aso hoch?“
„„Die Welt die tut es machen, dass mir vergeht das Lachen,
Drum werd' ich mich bald wieder in grunen Wald rausmachen““.

„Was wirst du denn machen im grunenden Wald,
Wenn es wird werden im Winter aso kalt?
Und wenn es wird schneien 'nen rechten grossen Schnee,
Dann wird dirs, armer Paulus, dein Hüttelein verwehn“.

„„Mein Hüttlein verwehn — das steht auf festem Grund,
Gott aber zu lieben das ist mein Begund [2]),
Und werde Gott will lieben, der folge mir nach,
Der muss auch verlassen den weltlichen Pracht““ [3]).

„O Paulus, erfreut dich die schöne Sommerzeit?
Einen gar strengen Gürtel hast du um deinen Leib.“
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

„„Ich freue mich der Sommerzeit sehr,
Da grab' ich mir allerlei Würzelein her,
Und tu' mir sie alle in der Sonne abdörrn,
Da hab' ich für den Winter noch immer was zu zehrn““.

„O Paulus, wo hastsen dein Federbett,
Wo du dich des Abends drauf schlafen legst?“
„„Auf grunem Rasen, auf hartem Fels und Stein,
Da schlaf' ich armer Paulus die ganze Nacht allein““.

„O Paulus, jetzt muss ich von dir nun weitergehn,
Muss dich nun allhier lassen ganz alleine stehn.
So bleib in Gottes Namen, behüt' dich der liebe Gott,
Er wird dich schon stärken mit himmlischem Brot“.

---

[1]) Man vgl. Peter a. a. O. S. 355 f. — Das nämliche Lied wurde mir im Jahre 1908 aus Neustadt OS. mitgeteilt.

[2]) Begund: Beginnen. Auch hörte ich singen: Gott aber zu lieben das ist eine Kunst.

[3]) Pracht wird auch von den schlesischen Dichtern männlich gebraucht, so von Opitz, Hoffmannswaldau, Senftleben (1732) u. a.

Einiges über Handwerksgebräuche.

Von Professor Paul Dittrich.

Die Handwerker betrachteten sich früher als einen besonderen Stand, der in verschiedene Innungen oder Zünfte zerfiel, und beobachteten im Verkehr untereinander gewisse Formen und Gebräuche (Comment) bei der Aufnahme in die Zunft, beim Eintritt in die verschiedenen Stufen der Zunftgenossen (Lehrlinge, Gesellen, Meister), die streng vorgeschrieben waren und deren genaue Kenntnis von dem Einzelnen gefordert wurde. Gewöhnlich bildeten die ortsansässigen Meister eines bestimmten Faches eine besondere Zunft, so die Schmiede, Tischler, Töpfer, Weber (diese bilden in Neustadt 2) usw., es vereinigten sich aber auch Angehörige verschiedener Berufe zu einer solchen, so Weber und Tuchmacher; Schmiede, Schlosser und Klempner; Schornsteinfeger, Maurer, Zimmerleute, Steinmetzen und Schieferdecker u. a., oder es schlossen sich die Meister der Dörfer an ihre entsprechende Zunft in der Nachbarstadt an[1]). Die Innung (das Mittel) stand unter einem Obermeister und hielt unter dessen Vorsitze (jährlich vier- oder zweimal) früher Weihnachten und Johanni, jetzt April und Oktober[2]), Zusammenkünfte oder Quartale auf der Herberge ab. (Die Neustädter Weber haben hierfür ein eigenes Haus, die Weberrudel.) Feste wurden mit feierlichem Gottesdienst (Zunftmesse oder Amt), wobei die Mitglieder zu Opfer gingen, in der Kirche an einem bestimmten Altare (womöglich des Standespatrons) eröffnet; in Breslau hatten die Zünfte einzelne Kapellen, ja eine ganze Kirche inne. Zu demselben versammelten sich die Meister

[1]) Die Leobschützer Schornsteinfeger bilden seit 1862 zusammen mit denen anderer Städte eine Innung für den Regierungsbezirk Oppeln, deren Sitz Ratibor ist.

[2]) Die Schornsteinfeger halten nur einmal Quartal zu Johanni, wobei die Lehrlinge von der Innung freigehalten werden. Sonst gibt es nur Freibier für die Meister. Diese erhielten auch ein Paar Knackwürstel (z. B. Schmiede in Leobschütz), ein Kümmelhörnchen und eine Semmel (Weber in Neustadt). Die 12 ältesten Meister bekamen hier zwei Hörnchen und zwei Semmeln. Die Schornsteinfeger eröffnen sie mit einem Trunke Wein, der aus einer Kanne oder einem Pokal verabreicht wird. Beim Zutrinken sagen sie: Mit Gunst.

(Naumburg am Queis) bei dem Obermeister und zogen geschlossen, die Familienangehörigen und Gesellen einzeln (Leobschütz, Neustadt) in die Kirche, hatten in derselben wohl auch ihre Innungsfahnen [1]), die bei feierlichen Gelegenheiten, Fronleichnamsprozessionen, Begräbnissen usw. Verwendung fanden, hielten auch zu gewissen Zeiten z. B. vierzigstündigem Gebete ihre Betstunden. Sie feierten wohl auch bestimmte Feste: Töpferfest im Sommer, Ball usw., Lichtschnurkränzel im Herbst.

Auf der Herberge wurden alsdann die Angelegenheiten des Standes besprochen, erfolgte die Aufnahme von Lehrlingen, deren Freispruch, sowie schliesslich die Ernennung zum Meister und die Wahl des Vorstandes, der aus Obermeister, Schrift- und Kassenführer bestand und dem Magistrat bzw. der Regierung mitgeteilt werden musste.

Den Vorsitz hatte der Obermeister, der bei der Aufnahme von Lehrlingen allein das Wort führte. Er fragte den Aufzunehmenden, ob er Lust zum Handwerk und ob er sich die Sache auch gut vorgestellt habe, und machte ihn sodann mit seinen Pflichten bekannt; der Lehrling musste in erster Linie seinem Meister gehorchen, auch andere Handgriffe in und ausser dem Hause übernehmen, jeden Meister grüssen, auf seines Meisters Sachen achten und aufmerksam sein (er sollte alles mit den Augen absehen), beim Fache aushalten und sich frei lernen. Die Lehrzeit dauerte gewöhnlich drei Jahre, wenn Lehrgeld gezahlt wurde, sonst vier Jahre, bei Meisterssöhnen konnte sie auch kürzer sein, wurde auch bei anderen um ein halbes Jahr gekürzt, wenn die

---

[1]) Die Leobschützer Innungsfahnen tragen folgende Bilder: die der Fleischer den hl. Lukas und Bartolomäus, der Schuhmacher den hl. Krispin, der Schmiede den hl. Eligius und Petrus, der Maurer den hl. Andreas, der Zimmerleute die Arche Noah und die hl. Familie, der Tischler den hl. Josef, der Stellmacher die hl. Katharina und den hl. Josef, der Kürschner die Vertreibung von Adam und Eva aus dem Paradiese und die Krönung Mariä, der Weber den hl. Florian und Mariä Krönung, der Bäcker die hl. Katharina und den hl. Josef, der Schneider den hl. Homobonus.

Die Neustädter: die der Schneider die unbefleckte Mutter Gottes und einen nackten Jüngling, der von einem Bischofe bekleidet wird (ob Martin?), der Bäcker die hl. Elisabeth und Gottesmutter mit dem Jesuskinde, die der Schmiede und Schlosser einen Bischof mit gefesseltem Teufel und eine Schmiede mit darüber schwebender hl. Dreifaltigkeit, der Schuster Krispin und Krispinian, der Weber die Immaculata und einen Bischof.

Leistungen gut waren. Die Töpfer in Naumburg und Ullersdorf kannten ein Lehrgeld und eine Begünstigung von Meisterssöhnen nicht, dort erhielt der vier Jahre Lernende vom Meister die Kleidung geliefert, was bei dreijähriger Lehrzeit wegfiel. Der Lehrling musste auch seine Betten mitbringen (Leobschütz), die nach Ablauf der Lehrzeit wohl auch in den Besitz des Meisters übergingen, wenn man es nicht vorzog, dafür eine Entschädigung zu zahlen. Kost und Waschung der Wäsche hatte der Meister zu besorgen. Die Aufnahmegebühr betrug 3 Mark, bei den Töpfern 6 Mark, bei den Schornsteinfegern nichts.

Den Gesellen des Meisters gegenüber war der Aufgenommene zur Achtung verpflichtet, betrat erst nach ihnen die Wohnstube, setzte sich nach ihnen zu Tisch, musste sich aber vor ihnen erheben und verschwinden, durfte in ihrer Gegenwart nicht rauchen usw. Die gewöhnliche Bezeichnung war Stift. Er durfte bei den Töpfern keine gewichsten Stiefeln, kein Chemisett und keine blaue Schürze tragen.

Hatte er seine Zeit ausgelernt und sich ordentlich geführt, so konnte er zur Gesellenprüfung, die vor den Prüfungsmeistern (dem Obermeister und zwei andern Meistern) stattfand (bei den Töpfern wurden auch noch zwei Beschaugesellen hinzugezogen, die der Obermeister bestimmte), zugelassen werden. Er musste zu dem Zwecke ein Gesellenstück, das an verschieden Orten verschieden war, anfertigen: der Schmiedelehrling (Leobschütz) einen breiten Ring schweissen und zwei Hufeisen machen, der Töpferlehrling (Naumburg, Ullersdorf am Queis) irgendeinen Topf, zum mindesten einen Kreuzertopf[1]) herstellen. Bei sehr guten Leistungen wurden hier auch Preise zu 5, 4, 3 Mark gezahlt. Der Weberlehrling musste ein fehlerfreies Stück (Schock) Leinwand (Inlet, Überzug) mit „einer" Schütze, der Damastweber eine Serviette oder Tischtuch weben; der Schornsteinfeger einen besteigbaren (weiten) und einen (russischen engen) Schornstein, auch eine Kochmaschine fegen; der Barbier einen kurzen Haarschnitt machen, Bart richtig einseifen.

[1]) Bemerkt sei hier, dass die Töpfer dort heut noch die Töpfe einteilen wie folgt: kleine oder halbe Dreier-(= 3 Pf) tippel, grosse Dreiertippel kosten jetzt 30 Pf., Kreuzer- und Gröschel-(= 4 Pf) tippel (kleine und grosse) 50 bis 60 Pf. Achtertöppe 40 Pf., kleine und grosse Zweikreuzertöppe 50—100 Pf., kleine und grosse Böhm-(= 1 Sgr. = 12 Pf.) töppe 1,20—1,50 M., kleine und grosse einhenklige und ganz grosse, halbquartige, dreiquartierliche 1,80 —2 M.

Über den Ausfall der Prüfung wurde ihm ein Zeugnis ausgestellt (fiel er durch, so musste er nachlernen), und es erfolgte die Freisprechung durch den Obermeister, der daran eine Lehre knüpfte: jetzt beginne, so führte er etwa aus, erst die eigentliche Lehrzeit; er solle nicht denken, er brauche nun niemand mehr zu gehorchen; er müsse vielmehr jetzt erst recht aufpassen und dem Meister mit Achtung und Zuvorkommenheit begegnen; wenn der Meister ihn behalten wolle, bleiben, andernfalls auf die Wanderschaft gehen, sich auf derselben ordentlich führen, damit er später wieder als ordentliches Mitglied der Innung aufgenommen werden könne. Die Gebühren dafür betrugen 6 Mark, bei den Schornsteinfegern 15 Mark. Alsdann reichten er und die andern Meister ihm die Hand und wünschten ihm Glück. Die jungen Töpfergesellen wurden wohl auch im Zuge auf die Herberge geleitet, erhielten hier eine mit einem roten Bändchen geschmückte Zigarre, mit der sie dann stolz über den Ring zogen. Sie mussten sich auch nach einiger Zeit bei den anderen Gesellen ihrer Werkstatt einkaufen, d. h. etwas zum Besten geben, wenn sie von ihnen freigesprochen und in ihre Mitte aufgenommen wurden.

Die Gesellen hielten unter dem Vorsitze des Altgesellen in Gegenwart von zwei Meistern als Beisitzern besondere Zusammenkünfte auf der Gesellenherberge, deren Wirt Herbergsvater hiess, ab, und zwar fanden sie alle vier Wochen vor geöffneter Gesellenlade, einem Kasten, der die Urkunden über die Gerechtigkeiten der Gesellen und die Gelder enthielt, statt, es wurde Auflage gehalten, Eintrittsgeld, Beiträge gezahlt und das Krankengeld ($1^1/_2$ Silbergroschen = 18 Pf.) hineingelegt. Die eingegangenen Gelder wurden am Ende des Jahres, soweit sie nicht für Krankheit, zur Unterstützung bedürftiger Gesellen und Bezahlung der Herbergsmiete verbraucht waren, verjubelt. Auch sonst kam man wöchentlich oder alle 14 Tage an bestimmten Tagen zusammen. Vor der offnen Lade konnte jeder seine Wünsche vorbringen, wurden Streitigkeiten geschlichtet. Kam nichts vor, dann wurde die Lade wieder geschlossen, alsdann wurde gesungen und mancherlei Spiele, besonders Karten gespielt. Die Töpfergesellen in Naumburg kennen jetzt eine solche Lade nicht mehr, sind auch nicht mehr so strenge organisiert. Auf ihrer Herberge befindet sich in einem Glaskasten eine Drehscheibe mit daransitzender Figur, die einen Töpfer darstellt. Auf ihrer Herberge verkehren nur die

christlich organisierten Gesellen, während die sozialdemokratischen, die roten, in einer anderen Schenke zusammenkommen.

Ging der Geselle auf die Wanderschaft, so geben ihm Mitgesellen, auch Mädchen, das Geleite bis zum nächsten Dorfe (in Leobschütz zur Münzerei), wo noch einmal gezecht (er erhielt Freitrunk, Freiessen und Nachtquartier, d. h. er wurde ausgeschenkt — bei den Töpfern üblich) und getanzt wurde. Es wurde ihm auch noch eingeschärft, wie er sich an einem fremden Orte zu verhalten habe [1]). Mit dem Ränzel (Berliner oder Felleisen), in dem sich sein Arbeitsanzug, eine Bürste und einiges Handwerksgerät, beim Schmied Hammer und Hufmesser, beim Weber eine Schütze befand, auf dem Rücken, den Stab in der Hand sollte er einziehen, nachdem er sich vorher abgebürstet, auf die Herberge gehen und diese betreten, sobald er das Felleisen abgehakt, den Hut abgenommen, drei Schritte vortreten und sagen: Mit Gunst, guten Tag [2])! Alsdann sollte er ablegen und sich erkundigen, wo das Geschenk zu holen und wann Umschau sei. In Leobschütz war diese täglich, in Neisse und anderwärts nur an zwei Tagen: Montag und Donnerstag, Dienstag und Freitag, Mittwoch und Sonnabend. An vielen Orten (Breslau, Berlin) ging man

---

[1]) In Hanne Nüte 5 bei Fritz Reuter lehrt der Vater den Sohn, er soll sagen:
Mit Gunst, dass ich einschreiten möge.
Gott ehr' das Handwerk, Meister und Gesell.

[2]) Recht anschaulich schildert Fritz Reuter den Eintritt eines Schmiedegesellen in Hanne Nüte 10. Das Felleisen auf der linken Schulter, den Hut auf dem Kopfe tritt der Bursche ein und fragt:
Mit Gunst, ist Schmiedeherberg hier?
„ „ ist der Herr Vater nicht zu Hause? (gemeint ist der Herbergsvater.)
„ „ ist die Frau Mutter nicht zu Hause?
„ „ ist der Herr Bruder nicht zu Hause?
„ „ ist Jungfer Schwester nicht zu Hause?
Als er darauf keine Antwort erhält, fährt er fort:
Mit Gunst, dann sprech' ich Tisch und Bänke an,
Dass sie mir selbst heut Abend neben
Dem Bündel hier die Herberg mögen geben,
Dass ich mit Gott und Ehren weiterkommen kann.
Alsdann wirft er sein Bündel auf die Bank, tritt wieder an die Tür und ruft:
Mit Gunst, sind fremde Schmiede hier?
worauf sich ein alter Bursch, der im Rausche schlafend auf der Bank gelegen, erhebt und mancherlei Fragen an ihn stellt, darunter auch die, ob er Tausch sei, ein Zeichen, dass dieser Ausdruck allgemein üblich war.

nur in drei Werkstätten, während man in kleineren alle besuchte. Die Töpfer hielten keine Umschau, sondern erfuhren auf der Herberge, wo Arbeit zu finden sei; sie setzten sich hier unter ihren Schild (Blumentopf oder Ofenkachel) und zeigten damit an, wes Berufes sie seien, und warteten auf Gesellen, die in Arbeit standen. Kam ein solcher, gingen sie auf ihn zu, klopften dreimal auf den Tisch mit den Worten: Hoi Töpfer! wodurch sie sich als Fachgenossen zu erkennen gaben. Dieser klopfte dann auch auf den Tisch, verlangte ein Quartierl (Schnaps) und trank dem Neuangekommenen zu. Dieser musste, wenn jener ihn aufforderte, zuerst zu trinken, das ablehnen mit den Worten: Es steht in guter Hand, Vetter!

Wollte er Umschau halten, so musste er zum Obermeister gehen und ihm seine Papiere abgeben, wofür er von ihm das Zeichen, bei den Schmieden ein kleines Hufeisen mit Ring, bei den Webern eine Marke von Pappe oder Blech oder eine Bescheinigung erhielt. Mit diesem am Finger und so als Fachgenosse kenntlich, betrat er bedeckten Hauptes die Werkstatt, trat vor den Meister, bei den Schmieden vor den Amboss, sagte einen Spruch, der mit „Mit Gunst“ begann und mit „Glück zu, Meister und Gesell“ schloss und fragte, ob er Arbeit bekommen könne. Der erste Gesell und dann der Meister hiess ihn willkommen, fragte ihn, was er für ein Landsmann sei, wo er zuletzt gearbeitet habe, ob er Meisterssohn, d. i. Tausch, und nahm ihm, falls er ihn einstellte, das Zeichen ab, oder gab ihm ein kleines Geldgeschenk (Viatikum), wenn es nicht geschah. Der Töpfer (Naumburg, Ullersdorf) musste mit dem Stocke an die Tür der Werkstatt klopfen. Auf den Ruf: „Herein“ betrat er bedeckten Hauptes, den Stock in der linken Hand — nach anderer Mitteilung hatte er die Kopfbedeckung auf diesem Stocke —, den obersten Knopf des Rockes geschlossen, die Werkstatt und sagte: Glück zu, Meister und Gesellen wegen des Handwerks. Nach Handwerksgebrauch erstatte ich den Gruss von Meister und Gesellen aus Bunzlau, hier nannte er den Ort, wo er zuletzt gearbeitet hatte, und wartete an der Tür, bis einer der Gesellen ihm den Gruss abnahm, d. h. an ihn herantrat, ihm die Hand gab, ihm Kopfbedeckung und Stock abnahm und beides in eine Ecke stellte mit den Worten: Lass gut sein, Vetter! Erspar dir deine Worte. Nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit sollst du willkommen sein in Ullersdorf.

Auf die Aufforderung: „Setz dich, Vetter“ nahm er Platz, ward mit Schnaps bewirtet und erhielt von den Gesellen ein Geldgeschenk. Von den Meistern ward ihm ein solches nur an einer bestimmten Stelle, z. B. beim Obermeister oder einem leicht zu findenden Meister und im Jahre nur einmal verabreicht, d. h. er durfte zum zweiten Male nicht wegen eines solchen kommen, und zwar erhielt der Weber 25 Pf., der Scheibentöpfer 30 Pf., der Ofentöpfer 10 Pf., letzteres deshalb, weil die Naumburger Ofentöpfer nicht zu der am Orte befindlichen, sondern zur Görlitzer Innung gehörten. Für das Geld konnte er auch Marken erhalten und sich dafür auf der Herberge nach Belieben Speisen verabfolgen lassen. Für das Geldgeschenk der Gesellen bedankte er sich mit den Worten: „Nach Handwerksgebrauch bedanke ich mich fürs Geschenk, Vetter! Solltest Du einst zu mir kommen, will ich dir ein Gleiches zurückerstatten“. Hast nicht Ursache zu danken, war die Antwort. „Wünsche dir glückliche Reise, bald Arbeit und eine hübsche Meisterstochter als Nebengesellen“. Nun ward ihm wieder Stock und Kopfbedeckung überreicht und er mit den Worten: Adje Vetter! grüss mir Meister und Gesellen entlassen. Ward er aber eingestellt, so ging er an jeden Gesellen heran, gab ihm die Hand und bat allerseits um gute Kameradschaft. Kündigte er, so tat er das den Gesellen mit den Worten kund: In 14 Tagen bedank' ich mich allerseits für gute Kameradschaft und erhielt auch beim Abgange ein Stück das Geleit, unterliess er den Dank, fiel auch dies weg. Trafen sich auf der Wanderschaft Handwerker, so fragten sie einander: Hui, Meister oder Gesell? Die Schornsteinfeger hatten auch einen Erkennungspfiff (bestehend aus einer ganzen und einer $^3/_8$-Note).

Waren auf der Herberge Gesellen bereits anwesend, so stellten sie an einen neu Zugewanderten mancherlei Fragen, deren richtige Beantwortung erwartet wurde. War das nicht der Fall, hatte sie einer, der z. B. auf dem Dorfe gelernt hatte oder nicht zu einer Zunft gehörte, nicht gegenwärtig, dann wurde er schwarz gemacht, d. h. er musste zahlen; wenn er kein Geld hatte, hiess man ihn sein Felleisen aufmachen und von seinen Sachen verkaufen, ja man zog ihn wohl ganz aus. Das verlangten besonders alte, arbeitsscheue Gesellen, sog. Stromer[1]), die durch ihr unver-

[1]) Ein solcher wird in Hanne Nüte sogar handgreiflich, von diesem aber kräftig „zum Frieden“ gezwungen, so dass sie sich wieder vertragen.

schämtes Auftreten so manchen Neuling ausbeuteten, ihn zum Weinen brachten und manchen Schabernack mit ihm trieben, so z. B. ihn am späten Abend aus dem Bette lockten, ihn in den Schnee führten und dann im Hemde stehen liessen. Hatte er aber seine Sache gut gemacht, war er auf alle Fragen schlagfertig gewesen, so konnte er bei der nächsten Zusammenkunft der Gesellen, sobald er Arbeit gefunden hatte, aufgenommen, inkorporiert werden. War dies geschehen, so musste er etwas zum Vertrinken geben, gewöhnlich einen Taler (3 Mark), ebenso wenn er in eine Werkstatt aufgenommen war, 50 Pfennige (5 Silbergroschen) Einstandsgeld zahlen, die gleichfalls vertrunken wurden.

Aufnahme in den Gesellenverband.

Wenn ein eben frei gewordener Webergeselle in den Kreis seiner Genossen eintrat, so spielte sich in Leobschütz, auch in Neustadt folgender Vorgang ab:

Junggeselle: Ich sage mit Gunst vor Tisch und Lade zu treten.

Altgeselle: Gunst genung!

J.: Ich wünsche den Beisitzmeistern, Altgesellen, wie auch der ganzen ehrsamen Bruderschaft einen schönen Guten Tag.

A.: Schön Dank!

J.: Ich möchte bitten, einige Worte vorzubringen.

A.: Es ist schon erlaubt, soviel wie nötig ist.

J.: Weil mir's vergönnt und zugelassen ist, tue ich mich zum Schönsten bedanken, es ist keine andere Ursache als diese, weil ich bei keiner andern Bruderschaft noch nicht aufgelegt und noch keine Bruderschaft gewonnen habe, so wollte ich bitten, was meine Schuldigkeit ist.

A.: Du wirst so gut sein und dir nach Handwerksgebrauch drei Knapppaten bitten.

J.: Gesellschaft, Sie werden so gut sein und werden bei mir Knapp-pate sein.

Knapp-pate: Gesellschaft, weil du mich halt angesprochen, dass ich soll bei dir Knapp-pate sein, so kann ich dir's nicht abschlagen, vielmehr zu sagen, ich will dich unterrichten, wie mich meine drei Knapp-paten unterrichtet und unterwiesen haben. Kommst du in eine Stadt, wo es zwei Jahre und nicht zünftig ist, so erlaube ich's nicht länger als 14 Tage zu arbeiten. Kommst du aber in eine Stadt, wo es dreijährig und zünftig ist, so erlaube ich dir, so lange es dir und dein Meister gefällt, wenn sie dich um meinen ehrlichen Tauf- und Zunamen befragen. Bernhard Klösel werd' ich genannt, Leobschütz ist mein Vaterland und wünsche dir viel Glück zum Gesellenstand.

Alsdann ward er durch Handschlag in den Gesellenstand aufgenommen. Wanderte er nun in die Fremde und wollte er in die Gesellenschaft des neuen Ortes, an dem er Arbeit fand, eintreten, so ging er auf die Gesellenherberge und wandte sich an deren Altgesellen mit den Worten: Weil ich bei dieser

Bruderschaft nicht aufgelegt habe, sondern auflegen will, so möchte ich bitten, was meine Schuldigkeit ist, aufzulegen.

A.: Gesellschaft, die Herren Oberältesten lassen ihn durch mich befragen, wo hat er sein ehrliches Handwerk gelernt?

Neuer: In Leobschütz.

A.: Gelernter oder Meisterssohn?

N.: Meisterssohn.

A.: Wie lange lernt man da?

N.: 3 Jahre.

A.: Knapp-paten gebeten?

N.: Ja, drei.

A.: Knappen recht erlegt?

N.: Acht Kreuzer.

A.: Sie werden so gut sein und mir ehrlichen Tauf- und Zunamen sagen und woher sie sind.

N.: Die Knapp-paten! heissen: Anton Lokowitz werd' ich genannt, Römerstadt ist mein Vaterland; Franz Rother aus Katscher in Oberschlesien; Josef Krummschmidt aus Leobschütz.

Die Zusammenkünfte der Gesellen fanden mit Erlaubnis des Obermeisters statt. Diese wurde in folgender Weise eingeholt:

Wohlachtbarer gunsthaftiger Herr Oberältester! Wir haben etliche Worte bei ihm vorzubringen; ich bitte dieselben von mir anzuhören. Es ist an diesem, dass wir pflegen alle vier Wochen unseren gewöhnlichen Eingang und Zechtag zu halten und weil dieser in unserer eignen Macht und Gewalt nicht steht zu halten, also bin ich bei Ihnen erschienen und wollte um denselbigen anhalten, damit nach Handwerksbrauch das Böse gestraft und das Gute geschützt werde. Solches ist mein freundliches Bitten an Sie.

Alsdann lud er die Beisitzer persönlich mit den Worten:

Wohlachtbarer, gunsthaftiger Herr Beisitzer! ich habe einige Worte bei Ihnen vorzubringen und bitte, dieselbigen von mir anzuhören. Es ist an diesem, dass wir pflegen alle vier Wochen unsern gewöhnlichen Eingang und Zechtag zu halten. Und dieweil derselbe in unserer eignen Macht und Gewalt nicht steht zu halten, also bin ich bei dem Herrn Obermeister gewesen und habe um denselben angehalten. So ist uns derselbe vergönnt und zugelassen worden mit dem Bescheid „in Fried' und Einigkeit“ ihn zu halten. Also bitte ich den Herrn Beisitzer bei uns zu erscheinen und das Böse helfen zu strafen und das Gute zu schützen. Solches ist mein freundliches Bitten an Sie.

Ebenso wurde der zweite Beisitzer geladen. Aber auch die Erlaubnis des Herbergsvaters (so hiess der Gastwirt), eine Zusammenkunft abzuhalten, musste mit folgenden Worten nachgesucht werden:

Gunsthaftiger Herr Vater! Ich habe etliche Worte bei Ihnen vorzubringen, bitte dieselben von mir anzuhören. Es ist an diesem, dass wir pflegen alle vier Wochen unsern gewöhnlichen Eingang und Zechtag zu halten. Ich bin bei dem

Herrn Oberältesten wie auch bei den Herrn Beisitzern gewesen und habe um denselben angehalten. Also ist uns derselbe vergönnt und zugelassen worden. So will ich den Herrn Vater angesprochen haben, wenn er und wollte erlauben, Haus und Stube unseren Handwerksgebrauch und Gewohnheit zu halten, damit das Böse gestraft und das Gute geschützt werde. Solches ist mein ganz freundliches Bitten an Sie.

Waren die Gesellen zusammengekommen auf Ankündigung des Altgesellen, so eröffnete dieser die Versammlung.

Stillt Euch, Bruder! Die Lade wird geöffnet werden; ein jeder wird sich vor Schaden hüten.

Stillt Euch, ihr Bruder! Es ist an dem, dass wir pflegen alle vier Wochen unseren gewönlichen Eingang und Zechtag zu halten, nicht einen schlechten, vielmehr einen Friedenstag. Und weil derselbe nicht in unserer eignen Macht und Gewalt stehet zu halten, so bin ich gestern bei dem Herrn Oberältesten, wie auch bei den Herrn Beisitzern gewesen und habe um denselben angehalten. So ist uns derselbe vergönnt und zugelassen worden mit diesem Bescheid, in Fried' und Einigkeit zu halten. Also will ich bieten, wie lange er dauern soll, als nämlich von meiner jetzt getanen Rede bis morgen um Glock zwei. Wer denselben wird brechen mit Worten oder Werken, der soll gestraft werden nach Laut des Artikels und Erkenntnis der Herrn Beisitzer, Gesellen, jung und alt. Mehr sollt ihr auch gute Wissenschaft haben, was in diesem unserem Friedenstage verboten ist, als nämlich Schelten und Fluchen, Schlagen und Raufen und alle lästerlichen Schmähgesänge, was wider Gott und sein heilig Wort ist. Mehr sollt ihr auch gute Wissenschaft haben, wenn eines ein mörderliches Gewehr bei sich hätte, es wäre Messer oder Gabel oder tödlich Gewehr: Degen, Rappier oder lange Seitengewehr, wie die Waffen alle ihre Namen haben mögen, die ich nach der Länge und Menge nicht alle zu zählen weiss, wer dieselbigen bei sich trägt, der wolle sie ablegen und der Frau Mutter (Herbergsmutter in Verwahrung geben, nach verrichteter Sache soll sie ihm wieder zugeeignet werden und ein jeder wird sich vor Schaden hüten. Mehr sollt ihr auch gute Wissenschaft haben, wie viel ein jeder soll auflegen, als nämlich der Mann drei Silbergroschen. Wollt euch auch fein ordentlich (an der Lade) einfinden, wie euch der Beisitzmeister verlesen wird.

Stillt ein wenig ihr Bruder! Wenn einer oder der andre im Verlauf der vier Wochen etwas gesehen oder gehört oder erfahren hätte, oder der eine oder andre etwas vor der Lade und nach der Lade verhirgt oder wer etwas zu klagen hätte, der solle vortreten, sagen und klagen fein und mit Bescheidenheit, weil unsere Lade noch offen steht und unsere Herrn Beisitzer noch bei uns sein wollen. So wollen wir sehen, ob wir es verrichten oder vertragen können; so wollen wir es an Ort und Stelle gelangen lassen, da es kann verrichtet und vertragen werden. Seid ihr aber alle friedlich und eins gewesen, so ist's auch gut und mir und meinen Mitgesellen lieb anzuhören und den Herrn Beisitzern ein Wohlgefallen und der Lade geschieht ein kleiner Schaden (weil kein Strafgeld hineinkommt).

Wenn etwa ein fremder Geselle vorhanden wäre, der nicht Bruderschaft mit uns gewonnen hätte, derselbe wolle vortreten und Bruderschaft gewinnen, es soll

ihm vergönnt und zugelassen werden, es soll ihm mit die angetane Ehre erzeigt und bewiesen werden.

Ich habe mich angemeldet zum ersten, zweiten und dritten Male. Wer was weiss, kann vortreten.

Hatte ein fremder Geselle sich gemeldet, so wurde ihm der Willkomm gebracht von dem Altgesellen in folgender Weise:

Dieweil es dann allhier in dieser hoch- und weitberühmten Stadt ein alter, feiner, hochlöblicher Gebrauch ist, dass wir pflegen, einem fremden Gesellen diesen hochehrliebenden Willkommen auf- und vorzutragen, oder einen der Jahr und Tag von dieser Stadt verwandert hat, oder eines Meisterssohn, der von seinem Vater vor einem ganzen ehrbaren Mittel (Innung) quitt, freiledig und losgesprochen wird, der sein Knappenrecht erlegt, seine drei Knapp-paten gebeten hat nach dem, wie es Brauch ist, diesen obgemeldeten Personen pflegen wir auch diesen hochliebehrenden Willkommen auf- und vorzutragen, wie es denn auch Gottlob! heutiges Tages in unseres Herrn Vaters Behausung geschieht und widerfährt. So lässt eine ganze hochlöbliche Brüderschaft durch mich anmelden. Wenn dieser hochliebehrende Willkommen hätte mit einem besseren Trunk, mit Bier oder Wein geziert oder geschmückt werden können, so wollte es eine ganze Bruderschaft getan haben, wiewohl Gott Lob und Dank! dieser Trunk auch nicht zu verachten ist, sondern ein angenehmer und wohlschmeckender Trank sein wird. So wollt diesen hochehrenden Willkommen zu euch nehmen von mir und das wohlschmeckende Bier daraus trinken, damit das hochlöbliche Handwerk, als nämlich Züchner, Tüchner, Trup-Dameskat, Parchent- und Leineweber möchten geehrt, gemehrt und gefördert werden, das ist mein ganz freundliches Bitten an euch.

Dieser Fremde (Schenkgeselle) nahm den Willkommen mit folgenden Worten entgegen:

Dieweil es denn allhier in dieser hoch- und weitberühmten Stadt ein alter und hochlöblicher Brauch ist, dass ihr pflegt einem fremden Gesellen diesen hochliebehrenden Willkommen auf- und vorzutragen oder einem der Jahr und Tag von dieser Stadt verwandert hat oder eines Meisters Sohn, der von seinem Vater vor einem ganzen ehrbaren Mittel quitt, frei und losgesprochen ist. der sein Knappenrecht erlegt, seine drei Knapp-paten gebeten hat, wie es bräuchlich ist, oder aber einen jungen Lehrknappen, der seine drei Jahre ehrlich und redlich ausgestanden und von seinem Lehrmeister vor einem ganzen ehrbaren Mittel quitt, frei, ledig und losgesprochen worden ist, der sein Knappenrecht erlegt, seine drei Knapp-paten gebeten hat, wie es denn bräuchlich ist. Diesen allen obgemeldeten Personen pfleget ihr diesen hochehrliebenden Willkommen vorzutragen, wie es Gott Lob und Dank! heutigen Tages in unseres Herrn Vaters Behausung geschieht und widerfährt. So hat eine ganze hochlöbliche Bruderschaft durch euch anmelden lassen, wenn sie diesen hochliebehrenden Willkommen hätte mit einem besseren Trank, Bier, Met, Malvasier oder Wein zieren oder schmücken können, desto lieber wollte es eine ganze Brüderschaft getan haben, wiewohl auch mir dieser Trunk nicht zu verachten ist, sondern es soll mir und meinen Mitkonsekreten ein angenehmer und wohlschmeckender

Trank sein. So will ich den hochehrliebenden Willkommen von euch zu mir nehmen und nebst meinen Mitgesellen das wohlschmeckende Bier daraus trinken. Ferner, so ist mein ganz freundliches Bitten an euch, ihr wollt diesen hochehrliebenden Willkomm wiederum von mir zu euch nehmen und zuvor dem ehrbaren Herrn Vater, der tugendsamen Frau Mutter, Herrn Bruder und Jungfer Schwester daraus schenken, euer und meiner dabei zum Besten gedenken.

Das ist mein ganz freundliches Bitten an euch

Bernhard Klösel, Barbiergehilfe und Webergeselle.

Diese Gebräuche musste jeder kennen, den Wortlaut auswendig wissen (ähnlich dem Comment unserer Studenten) und besonders ein Meisterssohn darin firm sein. Knapp-paten musste jeder Freizusprechende als Zeugen haben, und er nahm dazu gewöhnlich zwei Meister aus der Innung. Mit Gesellschaft sprach man die Versammlung der Meister an. Die Gelder wurden unter Aufsicht der Beisitzer in die Lade gezahlt und dienten zur Unterstützung fremder bzw. durchreisender Gesellen, Herbergsmiete usw.

Der Willkomm war wie die Innungslade das Wichtigste bei der Innung. Er war massiv aus Messing (Leobschütz) oder Silber (Neustadt)[1]), wie ein grosser Kelch, der 1—2 Liter fasste. Er wurde nur bei wichtigen Veranlassungen verwendet, beim Meisterwerden, Zunftballe, wobei jedem eintretenden Meister mit Frau und Töchtern ein Trunk gereicht und ein Tusch geblasen wurde. Dafür schenkte jedes ein „geöhrtes“ Stück Geld, das mit einem Bande an dem Willkomm befestigt wurde.

„Zwei Jahre“ wurden die Handwerker genannt, die nicht zur Zunft oder Innung gehörten. Die Wanderzeit war gewöhnlich drei Jahre. Bei den Töpfern wurde nur eine einjährige gefordert, diese war aber Bedingung, dass er die andern Duzen durfte. Hatte er nun eine zeitlang als Geselle (bei den Barbieren hiessen sie Gehilfen) gewirkt und sich in seiner Kunst vervollkommnet, dachte er daran, selbständig zu werden, sich niederzulassen und einen eignen Hausstand zu gründen, so musste er sein Meisterstück machen.

Auch dies war ortsüblich, d. h. je nach dem Orte verschieden. In Leobschütz musste der Schmied ein Rad beschlagen, wozu er zwar Mass nehmen, aber dann den fertigen Reifen nicht anpassen

[1]) Den Neustädter haben die Gesellen öfter geborgt, dann gemeint, er gehöre ihn, und ihn dann schliesslich unter der Hand, als sie ausquartiert waren, an den Kommerzienrat Pinkus für 1000 M. verkauft. Gegen diesen mochten die Meister nicht vorgehen, da sie von ihm meistens abhängig waren.

durfte, — anderwärts musste er eine ungewöhnlich grosse Düngergabel oder eine Axt herstellen — überdies ein Pferd beschlagen und dazu die Hufeisen fertigen, ohne sie aufzupassen (anzuproben) und sie kalt aufschlagen. Der Töpfer (Ullersdorf) musste einen Topf anfertigen, wobei es vor allem auf Zusammensetzung der Farbe, die Glätte usw. ankam. Er arbeitet nun gewöhnlich nicht mehr an der Scheibe, ihm liegt vielmehr die Sorge für die Farbe, Zurichtung der Töpfe für den Brand usw. ob. Der Weber musste ein Stück fehlerfrei mit drei Schützen (drei verschiedenen Farben) weben, es musste feiner sein als das Gesellenstück; die Damastweber webten ein 3½ m langes, 2,4 m breites Tuch. Der Barbier musste glatt rasieren, so dass der Bart nicht zu fühlen war, und durfte nicht schneiden, der Schornsteinfeger vor allem die Feuerungsanlage, die Feuersicherheit richtig beurteilen, auch Zeichnungen anfertigen. Überdies ward er auch einer theoretischen Prüfung, die sich auf Feuerlöschordnung, Polizeiverordnungen, die sich auf Schornsteine, bezogen, Russbildung, Arten desselben u. a. beziehen, unterworfen; jetzt muss er auch Wechselordnung kennen.

Nach bestandner Prüfung erhielt er ein Zeugnis und ward belehrt, wie er sich als Meister zu verhalten habe, dass er besonders andern nicht die Kundschaft stören und sie nicht schlecht machen dürfe. Die Gebühren betrugen 12 Taler (36 M.) jetzt 9 M., bei den Schornsteinfegern 30 M. Die Gebühren bei der Aufnahme in die Innung waren bei den Schornsteinfegern 30 M., überdies waren 6 Taler (18 M.) Bürgerstandsgeld zu entrichten. So wurde er Jungmeister, musste die andern zu den Zusammenkünften laden, sie dabei bedienen, bei Begräbnissen von Innungsmitgliedern die Träger, das Leichentuch, die Stäbe usw. besorgen, bei den Gesellen Beisitzer sein. Später konnte er auch Prüfungsmeister, Schrift-, Kassenführer und Obermeister werden. Jedenfalls war der Korpsgeist gross und so lange er herrschte, die Innungen in Blüte. Heute haben sie durch verschiedene Strömungen im Innern, wie durch das Fabrikwesen sehr gelitten und es ist fraglich, ob manche Änderungen[1]), die getroffen sind, ihnen helfen

[1]) So erfolgt die Prüfung des Töpfermeisters heut vor der Handwerkskammer, die dazu einen Vertreter, gewöhnlich den Obermeister der Innung bestellt, der die Ausführung des Meisterstücks beaufsichtigt. Die mündliche (theoretische) Prüfung geschieht vor der Handwerkskammer. Das Gesuch des jungen Meisters um Aufnahme in die Innung muss heut schriftlich erfolgen, der

werden. Die seit 1904 geltende Gewerbeordnung hat manches beseitigt oder geändert, desgleichen ist die Organisation der Gesellen und Meister vielfach eine andre geworden. Möchte beides dem Handwerk zum Segen gereichen, dies im Wettbewerb mit dem Grossbetrieb nicht erliegen! Auch der Gesamtheit kann es nicht gleichgültig sein, die Kleinbetriebe verschwinden zu sehen. Möchte sie das Ihrige zu deren Erhaltung beitragen!

Rübezahl.

Von Dr. Th. Siebs.

In der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1908 (S. 1—24, 151—160) hat Dr. Richard Loewe über „Rübezahl im heutigen Volksglauben“ gehandelt und eine Reihe von Rübezahlsagen veröffentlicht, die er bei einem dreiwöchigen Aufenthalte im Riesengebirge aufgezeichnet hat. Vor Jahren schon hatte Ulrich Jahn als Student auf einer Fusswanderung sieben Sagenerzählungen ähnlicher Art gesammelt; sie waren in derselben Zeitschrift (XI, 336) gedruckt worden. Und vor kurzem hatte Dr. Loewe (Zeitschrift d. Vereins f. Volkskunde XV, 176) von einer Sage berichtet, die die weissen Streifen auf den Steinen des Weisswasserbettes bei Spindelmühle als „Rübezahls Wagenspuren“ bezeichnet. Bei dieser Gelegenheit hatte er sich über den Wert solcher Mitteilungen nur wenig zuversichtlich geäussert. Anders jetzt: er behauptet, reiche Ausbeute gemacht zu haben und teilt uns eine grössere Anzahl seiner Rübezahlsagen mit.

Nun ist es von vornherein höchst unwahrscheinlich, dass einem Sommerfrischler (und sei er ein noch so gewandter und fleissiger Frager), sobald er ins Riesengebirge hineinschaut, in Hülle und Fülle die Sagen zuströmen sollten, wo sie den besten Kennern, die im Gebirge heimisch sind, verborgen blieben. Und das scheint Loewe auch zu empfinden, wenn er sagt: „hatten doch so gute Kenner wie Regell und Cogho die Behauptung aufgestellt, dass das Volk heutzutage nichts von Rübezahl wisse“;

Vorstand entscheidet darüber und teilt dem Bewerber das Ergebnis mit. Bei den Schornsteinfegern besteht die Prüfungskommission aus einem Kreisbaubeamten, einem Zimmermeister und einem Rektor.

so habe auch er nicht die Hoffnung gehegt, „Erhebliches noch über Rübezahl selbst aus dem Volksmunde zu hören". Darum muss das Erscheinen neu gesammelter Rübezahlsagen den Forscher stutzig machen und zu grösster Vorsicht mahnen.

Und wenn wir nun im einzelnen die Aufzeichnungen durchgehen, die Loewe beibringt, so haben wir das Gefühl, dass sie gar nichts ursprüngliches bieten, vielmehr nur eine dankenswerte Reihe von Zeugnissen für die Tatsache sind, dass literarisch überlieferte Sagen vom Volke aufgenommen und weiter gebildet werden können. Wir haben ja in den Geschichten von der Göttin Hertha auf Rügen oder — um bei Schlesien zu bleiben — in der Sage vom Kynast bekannte Beispiele dieser häufigen Erscheinung. Schon vor Jahren habe ich in unseren „Mitteilungen" (X, 53 ff., XV, 156 ff.) — im Anschlusse an Zachers Arbeiten — darauf hingewiesen, dass sehr viel Unechtes und Gemachtes in den Rübezahlsagen stecke und zunächst der Anteil des Prätorius untersucht werden müsse: das ist inzwischen geschehen in einer Arbeit von de Wyl, die in wenigen Wochen in unserer Sammlung „Wort und Brauch" erscheint. Alle diese Sagen aber haben — trotz dem vielen Unechten und Gesuchten — eine so gewaltige literarische Verbreitung erfahren, wie wenige andere Sagen; sie erstreckt sich, zum mindesten schon seit Musäus, über die ganze Welt. Und da sollte allein im Riesengebirge, wo sie doch spielen, nichts von diesen Geschichten bekannt geworden sein? Schon die vielen Fremden, die in den Bergen wieder und immer wieder von Rübezahl reden und nach ihm fragen, die Städter, die ihn in Wort und Bild immer wieder beschwören und verunstalten, hätten das bewirken müssen. Und die Sache steht denn auch tatsächlich so, dass man — statt mit Loewe nach Leuten zu forschen, denen der Name Rübezahl bekannt ist — lieber fragen sollte: wer von den Leuten im Gebirge, alten oder jungen, hat noch nicht von Rübezahl gehört? Und den meisten von ihnen sind gerade die albernsten und offenbar unechtesten Geschichten am besten bekannt: besonders die etymologische Deutung vom Rübenzählen, die Erzählung von Rübezahl und der Prinzessin Emma, die Redensart von Rübezahls Kegelbahn u. ä.; natürlich aber auch andere, die ursprünglich Echtes enthalten mögen und durch literarische Vermittlung seit Prätorius verbreitet worden sind, z. B. von Rübezahl als Wettermacher, Irreführer usw.

und auch die massenhaften Geschichten, in denen Rübezahl auf andere Sagen übertragen erscheint.

Gerade solche Erzählungen, wie Loewe sie bietet, sind ganz offenbar nur durch literarische Verbreitung beim Gebirgsvolke bekannt und können dort zweifellos reichlich gehört werden. Wie aber dürfen Kenner trotzdem behaupten, Rübezahl lebe nicht im Volksmunde? Selbstverständlich nur in dem Sinne, dass die Forscher sowie auch die Leute im Gebirge, die als Träger echten und wertvollen Sagenstoffes gelten können, die sichere Empfindung hatten, dass es sich hier eben nicht um altes echtes Gut handle. Mir ist das durch eigene Nachfrage so recht klar geworden. Seit Jahren hatte ich jeden Sommer mehrere Monate im Riesengebirge zugebracht und — obschon nicht Schlesier — viel Mundartliches systematisch gesammelt, mich in die Sprache der Leute hineinzufinden gesucht und auch mancherlei Sage, Brauch und Lied aufgezeichnet. Von Rübezahl habe ich im Ernst niemals reden hören, obschon ich oft darnach gefragt habe. Der alte Bradler auf dem Tannenstein aber (ein etwa achtzigjähriger Mann, der aus der Gegend der Peterbaude stammt) sagte mir, man habe ihn als ganz kleines Kind mit Rübezahl bange gemacht, und einmal habe er ihn auch wirklich gesehen: er hatte einen langen grauen Bart wie Baumflechten und sah schrecklich aus, und er hatte eine Tabakspfeife im Munde, und man habe (so ging, glaube ich, die Geschichte weiter) ein Geldstück hineingesteckt — also es war wohl eine Art Automat, wie ihn auch Loewe (S. 24) erwähnt. Gerade an solche und andere Rübezahlfiguren, mit denen die Industrie im Gebirge sich breitmacht, wird man lebhaft erinnert, wenn man bei Loewe (S. 4) liest: „Zu Grossvaters Grossvater ist Rübezahl gekommen am Lichtenabend. Er trat ein, ohne ein Wort zu sprechen, und legte nur seinen Hut nieder. Der Hut war von Rinde, sein Bart ein Graubart, sowie er an den Fichten hängt“; oder (S. 11): „Rübezahl hat einmal rauchen wollen und sich eine Pfeife gekauft. Da er keinen Tabak hatte, stopfte er sich Moos in die Pfeife . . .“ — gerade so sieht man es heute bei den Rübezahlfiguren. Obschon auch Gerhart Hauptmann in der „Versunkenen Glocke“ seinen Waldschrat Tabak rauchen lässt, möchte ich doch das Tabakrauchen nicht als notwendiges Kriterium echter Gestalten der deutschen Mythologie ansehen. — Und Loewe, der in seinen Aufzeichnungen wertvolle Reste alten Volksglaubens

sehen möchte, glaubt beobachtet zu haben, dass jüngere Leute schon nicht mehr so viel von Rübezahl wüssten als die älteren. Ich nehme dies nicht ohne weiteres an, denn um sich in solchem Sinne über die Verbreitung von Sagen in einem sehr grossen Gebiete äussern zu können, dürfte eine so kurze Gebirgstour nicht ausreichen. Sollte Loewe aber Recht haben, so würde ich daraus nur entnehmen, dass der Rübezahlschwindel seinen Höhepunkt überschritten hat, teils dank der Gehaltlosigkeit der meisten Rübezahlerzählungen (wie sie von mir schon als Kind empfunden ward), von denen doch nur sehr wenige einen alten guten Kern haben, teils dank der vielen Missgestaltungen des Rübezahl, deren man doch endlich überdrüssig wird. Auch ist ja unsere Jugendliteratur an guten Sagen und Märchen im letzten halben Jahrhundert bedeutend reicher geworden, so dass die Nachfrage nach Rübezahl zurückgehen mag.

Da ich nicht Schlesier bin, möchte ich aber die Entscheidung solcher Fragen in erster Linie denjenigen Schlesiern anheimgeben, die gründliche Kenner des Volkslebens ihrer Heimat sind. Man hat da als Sohn seines Stammes für das Echte ein ganz besonderes Gefühl, das der Fremde sich bei allem Eifer niemals aneignen kann; so z. B. glaube ich es für meine nordwestdeutsche Heimat in viel höherem Masse zu haben, als für Schlesien. Und darum habe ich mich, nachdem ich mein Urteil schon gefällt hatte, an den besten Kenner der schlesischen Rübezahlsagen, Herrn Professor Dr. Regell in Hirschberg, mit der Bitte gewandt, mir seine Ansicht in dieser Sache mitzuteilen; in seiner Antwort — für die wir ihm herzlichen Dank wissen müssen — schreibt er unter anderem über Loewes Aufzeichnungen folgendes:

„In meinen Augen beweisen seine Mitteilungen nur, dass noch heute in unserem Gebirge viele Leute vielerlei von Rübezahl zu erzählen wissen. Das hat ja aber kein vernünftiger Mensch geleugnet. Die Konstatierung dieser Tatsache hat mit der Frage nach der Bodenständigkeit der Rübezahlsage nichts zu tun. Wenn aber und insoweit sich seine Mitteilungen als Äusserungen des echten Volksglaubens geben, muss ich ihnen — bis auf weiteres — jede Beweiskraft absprechen. Denn als solche setzen sie sich in Widerspruch mit den Ergebnissen eigner langjähriger Nachfragen. Mein Hauptgewährsmann für den Ostflügel des Gebirges, der leider schon verstorbene Rose, ein Prachtexemplar unserer heimischen

Bevölkerung, der als geborener Kleinaupaer und ehemaliger Schatzsucher gerade die Aupatäler bis in die innersten Winkel kannte, hat mir von selber nie etwas über Rübezahl mitgeteilt, und, gefragt, leugnete er rundweg und sehr entschieden das Vorhandensein eines solchen Berggeistes und irgendwelchen Glaubens an ihn. Dieselbe Erfahrung hatte auch mein verstorbener Freund Cogho, der aus den ursprünglichsten Quellen schöpfte, immer wieder gemacht. Unsere Gewährsmänner waren durchaus gläubige und eifrige Vertreter des Volksglaubens, die sich für die Wahrheit ihrer Mitteilungen mit Leib und Seele verbürgten, und gerade sie verhielten sich der Rübezahlsage gegenüber durchaus ungläubig und ablehnend. Ganz besonders bezeichnend aber und beweiskräftig für die Frage nach der Bodenständigkeit der Sage war für mich die Beobachtung, dass sie eine Gleichstellung ihrer Mitteilungen mit den Rübezahlsagen geradezu als eine persönliche Kränkung, als einen Zweifel in ihre eigene Glaubwürdigkeit auffassten, wie jemand, der eigene Erlebnisse und eigene Erfahrungen mit leeren Hirngespinsten auf eine Stufe gestellt sieht.

So lange diesen wurzelechten Vertretern unseres Volksglaubens nicht als gleichwertig erprobte Zeugen gegenübergestellt werden — und das dürfte schwer halten —, habe ich alle Veranlassung, an meiner bisherigen Überzeugung festzuhalten.

Darnach muss ich annehmen, dass die von Herrn Dr. Loewe ausgekundeten Rübezahlsmärchen nicht auf heimischem Boden gewachsen, sondern von aussen, wahrscheinlich auf literarischem Wege angeflogen sind. Auf demselben Wege hat ja die Sage, wie ich seinerzeit im „Wanderer“ als derzeitiger Leiter mitteilte, sogar in der schlesischen Ebene oberflächlich Wurzel geschlagen. In diesem Falle kann ja wohl kein Zweifel sein, dass es sich um literarischen Flugsamen handelt; und es wäre geradezu wunderbar, wenn im Riesengebirge, das ja nach der literarischen Sage als die eigentliche Heimat Rübezahls gilt, und wo demnach ein viel lebhafteres Interesse der einheimischen Bevölkerung für die Sage vorausgesetzt werden muss, nicht in noch verstärktem Masse stattgefunden hätte. Um so mehr muss die ablehnende Haltung, die die hierfür in Betracht kommenden Zeugen einnehmen, ins Gewicht fallen“.

Nach solchen Urteilen wird man in den Rübezahlsagen Loewes nur Spiegelungen literarischer Erzeugnisse sehen müssen; Loewe

selbst aber, dem wir für seine Bemühungen den Dank nicht vorenthalten, wird gut tun, von der Überschätzung solchen Stoffes, zu der ihn der Eifer verführt hat, zu seinen früheren berechtigten Zweifeln zurückzukehren.

Literatur.

Schlesiens volkstümliche Überlieferungen. Sammlungen und Studien der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. 3 Bände. Leipzig, B. G. Teubner, 1901—5.

Der erste Band bietet die Schlesischen Weihnachtspiele, herausgegeben von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. F. Vogt, unserem Ehrenmitgliede; die Texte und Musik sind in zuverlässiger, trefflicher Gestalt mitgeteilt und haben sich oft bei Aufführungen in der Weihnachtszeit bewährt. Der zweite und dritte Band, enthaltend Sitte, Brauch und Volksglauben in Schlesien, sind von Gymnasialdirektor Paul Drechsler, dem besten Kenner auf diesem Gebiete, bearbeitet und mit vielen Zeichnungen von Prof. Wislicenus und Ellen Siebs geschmückt. Es sind Hausbücher für jeden Schlesier, und sie können als Geschenkwerke bestens empfohlen werden. Betreffs des Preises und der Vergünstigungen für unsere Mitglieder sei auf den Umschlag verwiesen. Gleiches gilt für die von uns herausgegebene Sammlung „Wort und Brauch".

Wort und Brauch. Volkskundliche Arbeiten namens der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde in zwanglosen Heften herausgegeben von **Th. Siebs** und **M. Hippe.**

I. Heft. Die deutschen Familiennamen nach Breslauer Quellen des 13. und 14. Jahrhunderts, von **Dr. Hermann Reichert.** Breslau 1908, M. & H. Marcus. X, 192 S. M. 6,40 (für Mitglieder M. 4,80).

Es ist eine in der Methodik und den Ergebnissen ausgezeichnete Arbeit, die nicht allein ein örtliches Interesse für Schlesien, sondern ein allgemein kulturgeschichtliches hat.

Während sich die deutsche lokale Namenforschung bisher auf eine hypothetische und meistens recht geringwertige Deutung der Namen erstreckte und im besten Falle durch Zusammenstellung von Gruppen die Namenbildung zu veranschaulichen suchte, geht R. von dem neuen und einzig richtigen Gesichtspunkte aus, dass nur auf Grund des gesamten grossen urkundlichen Namenmateriales eines bestimmten Gebietes und einer bestimmten Zeit die wichtige Frage nach dem Werden, d. h. nach der Entstehung und dem Festwerden der Familiennamen der Beantwortung näher gerückt werden kann. So hat R. nicht nur das gedruckte, sondern mit bewundernswertem Fleisse das ganze bandschriftliche Material ausgenutzt, vor allem die Breslauer Schöffenbücher (1345—1400), acht Bände mit etwa 4500 Seiten und etwa 100000 Personennamen, ferner die Bürgerbücher und Signaturbücher. Wir gewinnen damit eine vollkommene Einsicht in den Namenschatz Breslaus während der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts; aber — und das ist bedeutsam — Reichert betrachtet diese Namen nicht als totes Sprachmaterial, sondern er berücksichtigt ihren Wert für die Erkenntnis der

Lebens- und Familienverhältnisse jener Zeit und kommt dadurch zu neuen, höchst wissenswerten Ergebnissen.

Zunächst werden die Taufnamen, männliche und weibliche, mitgeteilt, belegt und — soweit möglich — erklärt, und in klarer, fasslicher Weise werden die Bildungsprinzipien der Voll- und Kurznamen erörtert. In einem kulturgeschichtlich anziehenden Kapitel wird der Namensschatz verschiedener Zeiten nach Mode und Beliebtheit der einzelnen Namen beurteilt.

Der Hauptteil ist sodann den Familiennamen gewidmet Es wird — im Anschlusse an Socin's Forschungen für die Schweiz — mit der veralteten Anschauung gebrochen, dass zur Zeit des Aufblühens der Städte seit 1100 der kleine Bestand von Taufnamen und der wachsende Verkehr viele Verwechslungen veranlasst und neue Unterscheidungsmittel der Personen notwendig gemacht habe, und dass dadurch die Doppelnamigkeit entstanden, die Familiennamen hervorgerufen seien. Reichert weist vielmehr nach, wie in allmählicher Entwicklung ein alter Usus aus früher Zeit immer häufiger und schliesslich Erfordernis geworden ist.

Zunächst werden die vielen Familiennamen besprochen, die aus Taufnamen entwickelt und somit im ersten Teile des Buches erklärt sind. In überraschender Weise aber werden hier die Gründe aufgezeigt, weshalb diese Taufnamen als Familiennamen gebraucht werden: durchaus nicht etwa nur deshalb, weil der Sohn nach dem Vater oder der Mutter benannt wird, sondern auch Ehemänner werden nach ihren Frauen benannt, der Neffe nach dem Oheim, ja Schwiegervater, Bruder usw. können zur Namengebung führen, besonders wenn ihre bekannte Stellung ausschlaggebend ist: z. B. ein Hermannus Zachariae ist der Schwiegersohn des Zacharias; Heinrich Sommerfeld hat seinen Namen, weil er der Schwager des (bekannten) Hermann Sommerfeld war; ein Mann heisst (um 1320) der lange Dietrich und ist eine bekannte Breslauer Persönlichkeit gewesen — nach ihm heisst ein Bruder Nickel Langedietrich, ja ein Neffe sogar Lorenz Langedietherich, weil er eben zu dem bekannten Manne in Beziehung stand. So auch werden die Dienenden nach der Herrschaft benannt, wie es heute freilich nicht mehr offiziell, jedoch noch in der Umgangsprache geschieht.

Weiterhin werden die vielen Familiennamen behandelt, die nach Örtlichkeiten (nach Bezirken, Strassen, Gebäuden der Stadt, nach dem Herkunftsorte) gebildet sind, und es wird nachgewiesen, dass sich aus der Fülle der Namen mit *von (de)* kein Schluss auf die Herkunft der Besiedler Schlesiens ziehen lässt. Sodann werden die Namen nach Stand, Amt und Beruf erörtert, und aus denjenigen, neben denen noch eine besondere abweichende Berufsbezeichnung steht, wird auf das Festwerden der Familiennamen geschlossen: z. B. erscheint 1396 ein Nicolaus becker textor, der also nicht Bäcker war, sondern Weber; auch aus der Erblichkeit solcher Berufsnamen in der Familie kann man schon das Festgewordensein des Familiennamens beweisen.

Ein Abschnitt von ganz besonderem Reiz und kulturgeschichtlichem Interesse behandelt die sog. Übernamen, Namen nach Eigenschaften, nach Vergleich mit Tieren, nach Essen und Trinken, Kleidung, ja auch nach nach Aussprüchen, Redensarten usw. Neben vielem anderen Neuen ergibt sich hier, dass die Familiennamen von der Entwicklung der Häusernamen und vor der Verbreitung von Wappen bei den Bürgern festgeworden sind.

Auch auf die geschichtliche Weiterentwicklung der Breslauer Namen wird Bezug genommen. Der Lage der Dinge im 13. und 14. Jahrhundert wird die Zeit gegenübergestellt, als in Breslau das erste Adressbuch erschien: 1832; damals hatte die Stadt 90000 Einwohner. Nur etwa ein Fünftel der im 14. Jahrhundert nachweisbaren Namen sind 1832 noch vorhanden, hingegen heute sind — was auf Neueinführung deutet — engere Beziehungen zum 14. Jahrhundert festzustellen; von den 1832 noch vorhandenen Namen sind etwa 60 eingegangen.

Andere schlesische Städte werden auf diesem Forschungsgebiet manche Analogien zu den Breslauer Verhältnissen zeigen Aber nicht nur jeden gebildeten Schlesier muss die Arbeit Reicherts interessieren, sondern sie ist durch Ergebnisse wie Methode für die Namenforschung überhaupt wichtig. —e—

II. Heft. Lateinisch-romanisches Fremdwörterbuch der Schlesischen Mundart von **Dr. Erich Jäschke**. Breslau 1908, M. & H. Marcus. XVI, 160 S. M. 5,60 (für Mitglieder M. 4,20).

Unter den grossen Aufgaben, deren Inangriffnahme die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde seit langem als eine Ehrenpflicht empfindet, steht die Herstellung eines Wörterbuches der schlesischen Mundart obenan Grundlegende Vorarbeiten hierfür sind namentlich von Karl Weinhold bereits vor langen Jahren veröffentlicht worden; mancherlei wichtiges Material ist in den Publikationen der Gesellschaft niedergelegt. Einen weiteren hervorragenden Beitrag zu dem schlesischen Idiotikon der Zukunft liefert jetzt Erich Jäschke in seinem Fremdwörterbuch der schlesischen Mundart, in dem er die lateinisch-romanischen Elemente des schlesischen Wortschatzes gesammelt und in lexikalischer Ordnung verzeichnet hat.

Waren die slavischen Bestandteile der schlesischen Mundart schon wiederholt untersucht worden, so lagen für die lateinisch-romanischen Fremdwörter bisher kaum nennenswerte Arbeiten vor. Der Verfasser war also genötigt, das gesamte, überraschend reiche Material in der Hauptsache selbst zusammenzutragen, zu ordnen und zu erklären. Er hat sich dieser Aufgabe mit grossem Geschick und mit reichem Erfolge unterzogen. Sein Buch darf nach Weinholds im Jahre 1855 herausgegebenen „Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuch" als die bisher wichtigste Arbeit auf dem Gebiete der Schlesischen Wortforschung gelten. Jäschke verzeichnet alle in den schlesischen Mundarten jetzt und früher nachweisbaren Fremdwörter, die aus dem Lateinischen oder einer der romanischen Sprachen — es kommen lediglich das Französische, Italienische, allenfalls das Spanische in Betracht — stammen. Nur solche Fremdwörter, die in der Schriftsprache dieselbe Form und die gleiche Bedeutung wie in der Mundart haben, sind ausgeschieden worden Die Quelle, aus der der Verfasser geschöpft hat, war in erster Reihe die lebende Mundart, in zweiter die gedruckte Literatur an schlesischen Texten alter und neuer Zeit.

Die Einrichtung des Wörterbuches, die Anordnung der Artikel und das zur Erklärung der einzelnen Formen beigebrachte Material entspricht nicht nur den Anforderungen, die man vom wissenschaftlichen Standpunkte an ein mundartliches Lexikon stellen muss; sie ist von der Art, dass auch der ungelehrte Leser in dem Nachschlagebuch mühelos Aufklärung und Belehrung findet. Der Verfasser führt zunächst das jedesmal behandelte Fremdwort in einer gemein-

schlesischen Form an, gibt dann in phonetischer Umschrift, wenn notwendig, mit den vorhandenen Varianten, das mundartliche Lautbild des Wortes, verzeichnet die Bedeutung, ferner die Stellen, an denen das Wort in der gedruckten Literatur nachweisbar ist, und bietet endlich die Etymologie unter Hinweis auf diejenigen anderen deutschen Mundarten, in denen das fragliche Wort gleichfalls gebraucht wird. In einigen einleitenden Kapiteln hat der Verfasser allgemeine Erörternngen über die Auswahl der Wörter, die Quellen, die Anordnung des Stoffes usw. vorangeschickt und vor allem eine sehr dankenswerte Übersicht über die Lautveränderungen und andere grammatische Verhältnisse der behandelten Fremdwörter geliefert.

Alles in allem haben wir in Jäschkes Buch eine Arbeit, die in sehr erfreulicher Weise unsere Kenntnis eines wichtigen, bisher vernachlässigten Gebietes der schlesischen Wortkunde bereichert, und die den Wunsch rege macht, es möchten sich bald die Kräfte und die Mittel finden, um auch andere Teile und schliesslich das Ganze unseres heimischen Wortschatzes in gleich gründlicher Weise zu behandeln und darzustellen. —p—

III. **Heft.** Die schlesische Mandart in ihren Lautverhältnissen grammatisch und geographisch dargestellt von **Wolf von Unwerth.** Mit zwei Karten. Preisarbeit gekrönt von der philosophischen Fakultät der Universität Breslau am 27. Januar 1907. Breslau 1908. M. & H. Marcus. XVI 94 S. M. 3.60 (für Mitglieder M. 2,70).

Der Verfasser hat in dieser grandlegenden Arbeit zum ersten Male eine nmfassende und klare Darstellung aller schlesischen Mundarten gegeben. Er ist von der richtigen Auffassnng ausgegangen, dass es im letzten Grunde eine sichere Scheidung der Mundarten nicht geben könne, sondern man höchstens die einzelnen Spracheigentümlichkeiten geographisch begrenzen kann. Von einer in sich geschlossenen Mundart lässt sich nnr in dem Sinne reden, dass wichtige Erscheinungen oder Erscheinungsgruppen in einem bestimmten Gebiete gemeinsam auftreten und uns so einen gesonderten Dialekt empfinden lassen. Mit Recht wird sodann ausgeführt, dass als derartige wichtigere Spracherscheinungen nicht etwa Wortbildnng oder Wortgebrauch entscheidend sind, sondern die Lautverhältnisse. Und um diese für das Schlesische festzustellen und kartographisch zu bestimmen, hat der Verf. auf Grund der vorhandenen Literatur und eigener Forschnng eine vergleichende Lautlehre der schlesischen Sprache ausgearbeitet nnd für die bedeutsamsten Lautunterschiede die Grenzen durch örtliche Nachfrage von Dorf zu Dorf festgelegt.

Anf diese Weise sind vor allem eine Reihe von Lauterscheinungen umgrenzt worden, in deren Auftreten man eine Zugehörigkeit zum sog. schlesischen Dialekt empfinden kann, besonders der Zusammenfall der mittelhochdeutschen ê œ i ü (letztere bei Dehnung) in î, von mhd. â nnd o (bei Dehnnng) in ô, von mhd. ô und u (bei Dehnung) in û: tsînĕ *Zehne*, hîsĕ *böse*, wîsĕ *Wiese*, mîlĕ *Mühle;* šôf *Schaf*, bôdĕn *Boden;* grûs *gross*, pûš *Busch*. Kurzer Vokal des Mittelhochdeutschen ferner ist nicht nur in offener Silbe, sondern auch vor auslautender alter Doppelkonsonanz gedehnt, die Diphthonge mhd. uo, üe, ie sind gekürzt, und statt des hochdeutschen mpf und (inlautenden) pf erscheint mp pp, z. B. šnôbĕl *Schnabel*, nûs *Nuss*, tiš *Tisch:* rufa *rufen*, šlisa *schliessen*, bichĕr *Bücher;* štompa *stampfen*, kôp *Kopf*. Und das schlesische Gebiet dieser Er-

scheinungen sind Preussisch-Schlesien mit den mitteldeutschen Gebieten von Posen, Österreichisch-Schlesien und Mähren bis zur čechischen Sprachgrenze, die sächsische Lausitz, die Niederlausitz ohne die wendischen Teile, die Kreise Krossen und Schwiebus bis zur niederdeutschen Grenze. Und innerhalb dieses Sprachgebietes unterscheidet der Verfasser auf Grund weiterer Einzelheiten

1. die Stammmundarten, wozu das Glätzische, das Gebirgsschlesische und das Lausitzisch-Schlesische gehören;

2. die sog. Diphthongierungsmundarten, nämlich die Sprache des Glogauer und des Grünberger Kreises. Unter der Diphthongierung ist der Übergang von schles. î zu ê und ai, von schles. ô zu ō und au, von schles. û zu ô und au zu verstehen, z. B. šnitĕ *Schnitte* : šnêtĕ : šnaitĕ; tôp *Topf* : tōp : taup; štûbĕ *Stube* : *štôbĕ* : *štaubĕ*. Die Grenzen dieser und anderer Erscheinungen sind auf übersichtlichen bunten Karten festgestellt und im Texte beschrieben. — Zwischen den beiden Hauptgebieten liegt das von Partsch als „Neumarkter Platte“ bezeichnete mittelschlesische Gebiet, das die Sümpfe südlich der Oder von Breslau bis Maltsch und die Überschwemmungsgebiete der Katzbach und des Schwarzwassers begreift und auch in kultureller Hinsicht eine Sonderstellung einnimmt. Hier sind eben schles. î ô û nicht zu den Diphthongen ai au fortgeschritten, sondern nur zu ê, ō, ô, und die hochdeutschen Diphthonge ei, au (Schwein, Haus) sind bewahrt, nicht wie im nördlicheren Gebiete zu ê, ô entwickelt. Zu besonderer Klarheit ist der Verf. auch in der schwierigen Frage der Entwicklung des mittelhochdeutschen age *(sagen)*, ege *(Regen)*, oge *(gezogen)*, âge *(fragen)* sowie der Diminutivendungen durchgedrungen.

Diese äusserst sorgfältige grammatische Arbeit hat zum ersten Male die schlesischen Mundarten nach grossen Gesichtspunkten dargestellt und ein gewaltiges Material, das in mühevoller Kleinarbeit gewonnen ist, mit einer Kürze und Knappheit bewältigt, die sehr wohltuend ist im Gegensatze zu den heute immer dicker und breiter werdenden Mundartgrammatiken, die nur irgend einen örtlichen Dialekt eines grösseren deutschen Sprachgebietes behandeln. — Die Arbeit ist von der Breslauer Universität mit dem Preise gekrönt worden. (s.)

IV. Heft. Die Nationalhymnen der europäischen Völker. Von **Dr. phil. Emil Bohn**, ord. Honorarprofessor der Musikwissenschaft an der Universität Breslau. Mit einer Notenbeilage. Breslau 1908. M. & H. Marcus. 75 S. M. 2,40 (für Mitglieder M. 1,80).

Eine wertvolle und liebenswürdige Schrift, theoretisch und praktisch in gleichem Masse bedeutsam. Theoretisch, weil hier zum ersten Male die wechselnden Schicksale und Wanderungen aller Nationalhymnen der europäischen Völker aufgezeigt sind und damit vielen unrichtigen Ansichten und unhaltbaren Vermutungen begegnet wird: man denke nur an das viel umstrittene „God save the King“; auch ist es volkskundlich sehr interessant, einmal diese vornehmlichsten Äusserungen des Patriotismus in Dichtung und Musik bei den verschiedensten Völkern zu vergleichen. Praktisch aber ist das Buch deswegen von grossem Nutzen, weil man hier zum Vortrage die sämtlichen Nationalhymnen in Text und Noten auf engem Raume beieinander findet.

Der durch seine seit mehr als 25 Jahren bestehenden Breslauer historischen Konzerte berühmte Universitätsprofessor Dr. Bohn hatte mit der Vorführung der Nationalhymnen im letzten Winter einen ganz besonderen Erfolg Gewiss wird

mancher auswärtige Leiter von Chören gern einmal dem Vorgange folgen, und dann findet er in diesem Buche alles beisammen, auch die nötigen musikalischen Angaben. Gelehrte der verschiedensten Länder haben zur Beschaffung oder Übersetzung der Texte geholfen; vielleicht wäre es in einer — bald zu erwartenden — zweiten Auflage möglich, dass Professor Bohn die (ihm zur Verfügung stehenden) notwendigsten Angaben über richtige Aussprache der fremden Texte machte. — Ausser den grossen Nationen sind nicht nur die bekannten kleineren Staaten (Dänemark, Schweden, Norwegen, Niederlande, Belgien, die Schweiz), sondern auch die Völker des „nahen" Orients vertreten, wie Griechenland, Serbien, Montenegro, Rumänien, Bulgarien; auch sind verschiedene der früher selbständigen Staaten (Böhmen, Finnland, Livland, Polen, Schleswig-Holstein) berücksichtigt. Der etwa dreissig Seiten umfassende Notendruck sowie die gesamte Ausstattung lassen nichts zu wünschen. ts.

Schrader, Otto. Sprachvergleichung und Urgeschichte. Linguistisch-historische Beiträge zur Erforschung des indogermanischen Altertums. I: Zur Geschichte und Methode der linguistisch-historischen Forschung. II 1: Die Metalle. II 2: Die Urzeit. Jena, Costenoble 1905—7.

Das zuerst 1883, zum zweiten Male 1889 herausgegebene Werk erscheint hier in dritter Auflage, nunmehr in drei Teile zerlegt. Dass wir wie in Schrader, dem Verfasser des „Reallexikons der indogermanischen Altertumskunde", den namhaftesten Vertreter der sogenannten linguistischen Paläontologie zu sehen haben, braucht kaum erwähnt zu werden. Und für diese neue Gestaltung seiner ersten und grundlegenden Arbeit dürfen wir ihm besonders deswegen dankbar sein, weil er sich hier mit der Methodik anderer, neuerer Forschungen abzufinden Gelegenheit genommen hat. Als Ende 1905 der erste Teil erschien, lagen freilich die „Waldbäume" von Hoops und die „Indogermanen" von Hirt noch nicht vor; zu diesen Arbeiten konnte daher erst im zweiten Teile Stellung genommen werden. Es ist hier nicht der Ort, mit dem Verfasser über Einzelheiten zu rechten, weder über solche, die bereits in früheren Auflagen behandelt, noch über diejenigen, die in der neuen Fassung durch dankenswerte Arbeit hinzugewonnen sind. Nur über die Ergebnisse im grossen und ganzen soll ein kurzes Wort gesagt werden. Und da müssen wir gerade dieser neuen Auflage unseren Beifall aussprechen: sie ist im ganzen glücklich in ihrem negativen Teile, in der Polemik — und das will viel heissen; glücklich aber auch in den positiven Ergebnissen, der Änderung des früheren Standpunktes. Schrader ist skeptischer, zurückhaltender geworden, und in der Antwort auf die meistumstrittene Frage ist an Stelle der kühnen, zuversichtlich geäusserten Hypothese oft ein „non liquet", ja ein entsagendes „ignorabimus" getreten. Manch einer mag auch dies „ein negatives" Ergebnis nennen; ich heisse es positiv.

Als ich vor einigen Jahren die Entwicklung der germanistischen Wissenschaft im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhundert zusammenzufassen hatte (Ergebnisse und Fortschritte XVII ff.), da habe ich mich auch mit der linguistischen Paläontologie und der Prähistorie auseinanderzusetzen versucht. Schrader würde es wohl gar nicht der Mühe wert erachten, solche einseitigen methodischen Bemerkungen eines Germanisten zu berücksichtigen. Mir aber ist es eine Freude, mich mit der neuen Auflage des Werkes noch mehr in Einklang

zu wissen als mit den früheren; besonders was die Möglichkeit anlangt, die Lage einer indogermanischen Urheimat zu erschliessen.

Im allgemeinen stimme ich Schrader bei, wenn er die neuesten Bestrebungen ablehnt, denn sie scheinen mir von unrichtigen Voraussetzungen auszugehen. Nur hätte ich gewünscht, dass er das noch schärfer betont hätte und nicht schliesslich, der heutigen Mode folgend, eine Verständigung mit Wissenschaften gesucht hätte, die für die indogermanische Frage, eine reine Sprachfrage, gar nicht zuständig sind. Das Streben, nicht rückständig zu erscheinen, hat ihn zu Kompromissen geführt, die man ihm nicht dauernd danken wird. Ich wenigstens lehne die neueren Versuche auf diesem Gebiete rundweg ab. Es scheint mir eine völlig haltlose Voraussetzung, dass die Buche (germ. bôkô-, lat. fāgus, griech. φηγός „Eiche", kurd. bûz „Ulme") den Indogermanen bekannt gewesen sei und diese deshalb westlich der Buchengrenze (Königsberg—Odessa) gewohnt haben müssten, wie Hoops annimmt; das Wort hat bekanntlich in den verschiedenen indogermanischen Sprachen verschiedenen Sinn, und die Wurzelbedeutung passt für viele Bäume; wer wollte auch z. B. einen Getreidenamen wie **Korn**, der in den germanischen Sprachen die verschiedensten Arten bezeichnen und zu dem litauischen žirnis „Erbse" gestellt werden kann, in ähnlichem Sinne verwerten? Auch sollte ein jeder, der die Herkunft der Indogermanen glaubt aus ihrer Sprache erschliessen zu können, im Auge behalten, dass die sogenannten Kulturwörter zum grossen Teil ein für diese Fragen unbrauchbares Material abgeben, und dass aus dem negativen Sprachstoffe niemals geschlossen werden darf. Vor allem aber darf nie vergessen werden, dass wir mit dem Begriffe „Indogermanen" niemals über den Begriff einer Sprachgemeinschaft hinausgehen dürfen und für die Rassen- oder Stammesbestimmung also gar nichts gewinnen; ja die Sprachgemeinschaft setzt nur bedingt eine Kulturgemeinschaft voraus. Das Wort „Indogermanen" sollte meines Erachtens von der Anthropologie und Prähistorie überhaupt nicht gebraucht werden, damit würden viele Irrtümer vermieden. Und endlich ist folgendes beachtenswert: wann immer wir von den Indogermanen reden und sie uns über ein noch so grosses Gebiet verbreitet denken, müssen wir den Grundsatz festhalten, dass eine solche Sprachgemeinschaft sich nur auf eng begrenztem Gebiete ausgebildet haben kann; wer daran zweifelt, setzt sich mit aller sprachwissenschaftlichen Methodik und mit aller historischen Erfahrung in Widerspruch; wenn wir die Entwicklung der romanischen Sprachen, die das sicherste Beispiel abgeben, oder die der germanischen Sprachen zurückverfolgen, werden wir von ihrer heutigen Ausbreitung über den Erdkreis zurückgeführt auf einen ziemlich eng umgrenzten Raum. Ganz besonders aber sei noch auf die Unmöglichkeit hingewiesen, die Ergebnisse der Geologie und sogenannten Paläogeographie mit der Frage nach der Heimat der Indogermanen irgendwie zu verquicken, wie es Kretschmer getan hat; diese Wissenschaften rechnen mit Zeiträumen, an denen gemessen die sprachgeschichtlichen Perioden, die sicher erkennbar sind, nur eine kurze Spanne bedeuten.

Im wesentlichen scheint mir auch Schrader diesen Grundsätzen beizupflichten, aber er spricht sie nicht scharf genug aus. Man schmälert die hohe Bedeutung der Anthropologie, Prähistorie, Geologie gewiss nicht dadurch, dass man ihnen nicht die Entscheidung einer Sprachfrage zugesteht. Nur um eine solche handelt es sich. Sie lautet: „wo haben einst in vorhistorischer Zeit die-

jenigen gelebt, die eine gewisse — von uns zu erschliessende Sprache — redeten?" Und beantworten lässt sie sich, da alle historischen Anhaltspunkte fehlen, entweder nur aus diesem von uns zu erschliessenden Sprachmaterial (das selbstverständlich durch Etymologie und nach Meringers Vorschlägen auch durch Sachenkunde interpretiert werden soll) oder überhaupt nicht. Qui trop embrasse, mal étreint.

Und gerade von diesem Standpunkte aus betrachtet erscheint uns Schraders grosses und dauerndes Verdienst in hellstem Lichte: den reichen Stoff einer indogermanischen Ursprache aus den einzelnen Sprachzweigen erschlossen und übersichtlich dargestellt zu haben. Siebs.

Martin, Alfred. Deutsches Badewesen in vergangenen Tagen. Mit 159 Abbildungen nach alten Holzschnitten und Kupferstichen. 448 S. Jena 1906, Eugen Diederichs.

Ein mit grossem Fleisse und mit grosser Sachkunde gearbeitetes Buch, das ausführlich das kulturgeschichtlich so wichtige und interessante Badewesen in Deutschland von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag behandelt. Zunächst werden die Zeugnisse für den Gebrauch der Bäder in ältester Zeit besprochen, und hierbei wird auch das Wort „Stube" als eine alte germanische Bezeichnung für Ofen und Badezimmer erklärt — für die eigentliche Bedeutung „erwärmtes Zimmer" hätte auch das niederdeutsche Wort stoven „erwärmen, schmoren" angeführt werden können. Hierauf werden — und das ist vor allem ein die Volkskunde interessierendes Kapitel — die aus urgermanischer Zeit entstammten Badebräuche betrachtet. Vom Frühlingsbade, dem Maibade, dem Walpurgis- und Johannisbade ist die Rede, vom Osterbade, von heiligen Brunnen und Quellen, von dem in der Weihnacht geschöpften heilwâg und vom Wasserurteil. Dieser Abschnitt lässt insofern zu wünschen, als mit dem Begriff urgermanisch etwas eigenartig verfahren wird: meistens sind unter ihm Zeugnisse aus dem Mittelalter vereinigt; und die bedeutsame altgermanische Erwähnung des Bades als Kulthandlung, von der uns Tacitus beim Nerthusdienst erzählt, ist unerwähnt geblieben. Sehr lehrreich sind die Kapitel über die ehehaften Badestuben und das Badegewerbe sowie über die Nebenberufe der Bader, die nicht nur als Setzer und Reiniger der Badeöfen, sondern hier und da überhaupt als Schornsteinfeger fungierten — nach heutiger Anschauung freilich die heterogensten Berufe; anderwärts waren sie Seifenmacher, Messerschleifer, Verfertiger der vor allem beim Baden gebrauchten Strohhüte, vor allem aber Haarscherer, Rasierer, Schröpfer und Aderlasser. Und wenn die Bader als ein recht leichtfertiges Volk galten, so mag das auch mit der durch das Zusammenbaden von Männern und Frauen gegebenen Unsittlichkeit zusammenhängen. Diesem Badewesen und -unwesen sind weitere kulturhistorisch für jeden interessante Abschnitte gewidmet; ich erwähne besonders das über Kinderbäder, über die Bäder der Juden (gemeinsames Baden mit den Christen war ihnen vielerwärts verboten) und über die Vorzüge in den öffentlichen Badestuben Mitgeteilte. Aber auch in den Kapiteln über die Heil- und Mineralbäder wird — namentlich wo es sich um das 16., 17. und 18. Jahrhundert handelt — manches kulturgeschichtlich und volkskundlich Interessante geboten, und die trefflichen Illustrationen bilden einen reichen Schmuck des Buches, das wir warm empfehlen. s.

John, Alois. Sitte, Branch und Volksglaube im deutschen Westböhmen. Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. VI Band. Prag 1905, Calvesche K. u. K. Hof- und Universitätsbuchhandlung.

In unseren Tagen, da der Kampf des Deutschtums gegen die Tschechen in Böhmen tobt, muss uns ein Beweis treuer Arbeit an den Fortschritten der deutschen Volkskunde besonders erfreuen. Er ist hier von Alois John geliefert, der uns einen „Drechsler" für das westböhmische Gebiet um Eger — Karlsbad — Tepl — Plan — Tachau — Mies — Bischofsteinitz gegeben hat. Es ist deutsches Land, das nach Abzug der keltischen Bojer dereinst von Markomannen besetzt war; die Spuren der später eingewanderten wendischen Siedler sind in der Kolonisationszeit des 11. und 13. Jahrhunderts geschwunden. Die von Hauffen geleitete Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen hat die wertvolle Arbeit zur Volkskunde dieses nordganischen Sprachgebietes herausgegeben; vorbildlich sind Drechslers Arbeiten über Schlesien und E. H. Meyers Arbeiten über Baden gewesen; wie diese hat John nicht nur die Überlieferungen des Volksmundes berücksichtigt, sondern auch ältere Quellen, archivalische und literarische.

Zunächst werden von dem Verfasser die Adventszeit und das Mittwinterfest behandelt, dann Frühlings-, Mittsommer- und Herbstfeste, also das Kalenderjahr wird im Volksbrauche verfolgt; dem schliessen sich die Bräuche bei Geburt und Taufe, Hochzeit, Tod und Begräbnis und die landwirtschaftlichen Bräuche an. Aber weiterhin greift die Arbeit stark über die Grenzen des Titels hinaus, indem sie höchst dankenswerte Sammlungen von Sprichwörtern und Redensarten, Flurnamen und Ortsneckereien mitteilt. Aus diesem wertvollen Buche werden wir nicht bloss für das Egerland unmittelbar lernen; gerade die Bräuche dieses mitteldeutschen Gebietes werden wir mittelbar auch für schlesische Forschung nutzbar machen können, indem wir Anregung zu mancher Nachfrage gewinnen und in schlesischem Lande wohl manches Analoge neu hinzuerhalten. s.

Der gemütliche Schläsinger. Illustrierter Kalender für die Provinz Schlesien. Herausgegeben von **Paul Keller.** Schweidnitz 1909. Max Heege. M. 0,50.

Wiederum tritt der wohl bewährte Kalender in ein neues Jahr. Das hübsche Titelbild, die Kynsburg, leitet ihn gut ein. Kleine Erzählungen von dem Herausgeber, von Max Heinzel, Paul Barsch und anderen sind erfreuliche Gaben. Ein Gedicht von Paul Keller „Rübezahl und der Berliner" verspottet die Berliner Turisten in harmloser Weise und mit Recht auch — ohne es zu wollen? —, den Rübezahlschwindel. Für die Volkskunde ist ein Beitrag von Drechsler von Wert: „Hof und Stall im schlesischen Volksglauben"; der Verfasser gibt hier selbst einen ganz kleinen Ausschnitt aus seinem trefflichen, von unserer Gesellschaft herausgegebenen Werke (vgl. oben S. 132), und das ist um so erfreulicher, als sein wertvolles Buch sonst meistens von andersartigen Skribenten ausgeschrieben und zwar in nicht immer sehr würdiger Weise geplündert wird. — Wir wünschen dem Kalender, wie immer, viele neue Freunde zu den alten. s.

Rössler, Robert. Wie der Schnoabel gewaxen. Schlesische Gedichte. Schweidnitz. Zweite Auflage 1908 (?) L. Heege.

Die liebenswürdige Dichtung Robert Rösslers ist uns aus mannigfachen Werken bekannt, und öfters haben wir schon rühmend seiner gedacht. Wir haben auch erwähnt, dass es nicht reine schlesische Dialektdichtung sei, was

er uns bietet; vielmehr ist hier, nach Art Holtei's, die Eigenart verschiedener örtlicher Mundarten zusammengetragen. Neben vielem, was uns als echt anmutet, hat in den Gelegenheitsgedichten doch auch besonders stark der hochdeutsche Einfluss gewirkt, und auch die Versmaasse wollen uns nicht immer als so gesprochen dünken, „wie der Schnöbel gewaxen"; den von Scheffel so gern verwendeten Dimeter trochaicus, der im Gedichte „'s Christkind" erscheint, zählen wir dazu. Aber auch echten volkstümlichen Rhythmus und Ausdruck weiss Rössler zu finden, und so freuen wir uns mancher guten Gabe. s.

Heinzel, Max. A frisches Richel. Zweite veränderte Auflage. Schweidnitz, L. Heege. 1908 (?)

Allerlei unterhaltende Stückchen in gebundener und ungebundener Rede, die vorgetragen gewiss trefflich wirken. Das haben wir noch in guter Erinnerung aus den Zeiten, wo der Dichter sie uns selber las. Vor allem die hübschen onomatopoetischen Wirkungen, wie sie z. B. in „der Krähs" erfreuen, sind unübertroffen in der schlesischen Dialektliteratur.

Dieser und den übrigen Ausgaben der schlesischen Mundartendichter sei aber mit der Empfehlung auch die Bitte auf den Weg gegeben, dass die Verlagshandlung sie der Ordnung halber nicht ohne die Angabe des Jahres erscheinen lasse Diesen guten buchhändlerischen Brauch möchten wir gewahrt wissen. s.

Oberdieck, Marie. Tust de mitte? Erzählungen und Gedichte in schlesischer Mundart. Schweidnitz 1908 (?), L. Heege.

Sabel, Robert. Sunntig-Nochmitts. Schlesische Humoresken, Gedichte und Skizzen. Schweidnitz 1908 (?), L. Heege.

Erzählungen in Prosa und einzelne Stücke in Versen, wie wir sie ja von beiden Verfassern mehrfach kennen gelernt haben. Gewiss werden sie alle, gut vorgetragen, ihre dankbaren Zuhörer finden, ohne dass sie den Anspruch erheben, Dichtungen zu sein. Wir nennen sie hier gerne als Bestrebungen, die Freude an der schlesischen Mundart wach zu halten; und manche gute schlesische Redewendung erfreut uns. Die Schreibung ist die übliche, die wohl kaum in diesen Kreisen auf Besserung rechnen darf. t.

Mitteilungen.

Am Freitag, den 2., und Sonnabend, den 3. Oktober ward zu Berlin in der Ressource der Verbandstag der deutschen Vereine für Volkskunde gehalten. Der genauere Bericht über die Sitzungen ist in der Dezembernummer des Korrespondenzblattes gegeben, die wir dem Heft XX beilegen. Unsere Gesellschaft war gemäss den Satzungen vertreten, und zwar durch ihren Vorsitzenden Professor Dr. Siebs. Derselbe hielt in der allgemeinen Versammlung, die von Professor Dr. Mogk geleitet ward, vor zahlreich erschienenen Hörern den Festvortrag über Entwicklung und Ziele der Volkskunde. Ein Bericht darüber ist im Korrespondenzblatte gegeben.

Am Freitag, den 13. November hielt im Auditorium maximum der Universität Herr Geheimer Justizrat Professor Dr. iur. Felix Dahn einen Vortrag über „germanische Siedlungen". Er erklärte, dass — entgegen oft geäusserten irrtümlichen Ansichten — die Pfahlbauten auszuscheiden seien, da sie weder als keltisch noch germanisch erwiesen wären. Als älteste, unzweifelhaft germanische Niederlassungen wurden jene rechts vom Rhein ge-

legenen hingestellt, die deutlich 1. das Sondereigentum (Hofraum mit Haus und Ackerland) scheiden von der 2. Allmeude oder der Gemeindetrift mit dem zum Teil gerodeten Gemeindewald und dem 3. im weiteren Umkreise liegenden Grenzwalde. Des längeren verweilte der Vortragende bei der Darlegung, inwieweit diese Wälder dem Verkehr zugängig gewesen seien und ein Gelände für den Kampf geboten hätten. Sodann wurden die germanischen Siedlungen auf römischem Boden besprochen, der von den Germanen in der Regel durch Vertrag erworben ward, wie z. B. die Burgunden im Jahre 437 veranlasst wurden, ihre Wohnsitze an der Rhone zu nehmen. Während sonst nach der Auffassung der römischen hospitalitas den Barbarentruppen der dritte Teil der Erträge des Landes zugestanden war, verlangten die Germanen, die sich in den römischen Provinzen ansiedelten, den dritten Teil an Grund und Boden. Redner ging zum Schlusse auf das Beispiel des Germanen Odovakar ein, der der Führer der Leibwache in Ravenna war. — Dem Vortrage schloss sich eine längere Unterredung an, bei der der Redner besonders hervorhob, dass die Vorstellung von der Seelenzahl der germanischen Völker, die gegen die Römer in Italien kämpften, übertrieben seien.

An dem gleichen Tage fand eine Sitzung des Vorstandes statt, in der über die Veröffentlichungen der Gesellschaft beraten und die Herren Geh. Regierungsrat Professor Dr. Alfred Hillebrandt, Schriftsteller Hugo Kretschmer, Professor Dr. Kühnau und Dr. Klapper zu Mitgliedern des Vorstandes gewählt wurden.

Am Freitag, den 11. Dezember hielt Herr Privatdozent Dr. Arnold O. Meyer einen Vortrag „über den italienischen Volkscharakter“. Der Redner gab die Urteile, die er über das italienische Volk während eines fünfjährigen Aufenthaltes im Lande gewonnen hatte. Der an Wissenswertem reiche Vortrag wird in Heft XXI der „Mitteilungen“ gedruckt werden.

Als neue Mitglieder traten unserer Gesellschaft bei **von auswärts:** die Herren Kgl. Zollpraktikant Max Kachel in Österreichisch-Oderberg, Lehrer und Schriftsteller Bruno Clemenz in Liegnitz, Oberlehrer Dr. A. Wrede in Köln a. Rh., stud. Fritz Günther in Schweidnitz, Professor Dr. Lauffer, Direktor des Historischen Museums in Hamburg, Gerichtsassessor Dr. Chr. Heckhausen in Bedburg (Erft), Kgl. Superintendent Knobel in Ober-Bielau bei Rothwasser, Pfarrvikar Arndt in Rauscha, Bez. Liegnitz, die Grossherzogliche Universitäts-Bibliothek Heidelberg; **aus Breslau:** Frau Margarethe Knoll, Frau H. Schiller, Frau Bauinspektor A. Becker, die Herren: Zuchtdirektor an der Landwirtschaftskammer Berthold Welzel, Dr. phil Karl Rockel, Hauptmann und Adjutant von Schiller, Direktor der Kgl. und Universitäts-Bibliothek Dr. F. Milkau, Dr. phil. Martin Treblin, Kaufmann Bruno Rosenthal, stud phil. Kurt Walter, Universitätsprofessor Dr. theol. et phil Wobbermin, Universitätsprofessor Dr. theol et phil Feine, der germanistische Verein, das germanistische Seminar der Kgl. Universität.

Die nächste Sitzung findet am Freitag, den 15. Januar 1909, statt: Herr Professor Dr. Otto Hoffmann wird einen Vortrag halten.

Dem Heft XX ist ein Gesamtregister für Heft XI bis XX beigegeben, ferner ein Mitgliederverzeichnis.

Schluss der Redaktion: 18. Dezember 1908.

Gesamtregister zu Heft XI—XX.

Von stud. phil. G. Selke.

a) Verzeichnis der Aufsätze, Mitteilungen und ihrer Verfasser.

b) Besprechungen von Büchern und Zeitschriften.

(Der Name des Referenten ist in Klammern beigefügt.)

Brentano siehe Arnim.

Brohm, Helgoland in Geschichte und Sage. Kuxhaven 1907. XVIII 128 f. (Siebs.)

Cock, A. de - en Js. Teirlinck, Kinderspel en Kinderlust in Zuid-Nederland, 1—3. Deel, Gent 1902—03. (F. Vogt), XI 123 f.

Dahn, Felix, Die Germanen. Leipzig 1905 (Th. Siebs), XIV 109.

Deecke, W., Vineta, X Jahresbericht der Geograph. Gesellschaft zu Greifswald, 1905 (Th. Siebs), XIV 113.

Doepler, E und W. Ranisch, Walhall, die Götterwelt der Germanen. Berlin 1904 (Th. Siebs), XIV 109 f.

Drechsler, Paul, Sitte, Brauch und Volksglauben in Schlesien, I. Leipzig 1901—03 (Th. Siebs), XII 108 f.; II. Leipzig 1905 (M. Hippe), XIV 108 f.

Eberhard, A., Sitte und Brauch in der Landwirtschaft. Stuttgart 1907. XVIII 129. (Siebs.)

Führer durch die Sammlung für deutsche Volkskunde. Königliche Museen zu Berlin. Berlin 1908 (F. Pradel), XIX 133.

Grimm, Brüder, Kinder- und Hausmärchen, 32. Aufl., von Reinhold Steig. Stuttgart-Berlin 1906, XVI 130 f. (Th. Siebs.)

Haas, A., Rügensche Sagen und Märchen, 3. Aufl. Stettin 1903, XII 110. (M. Hippe.)

Haas, A., Sagen und Erzählungen von den Inseln Usedom und Wollin. Stettin 1904 (Wahner), XIV 112 f.

Heidrich, R., Christnachtsfeier und Christnachtsgesänge in der evangelischen Kirche. Göttingen 1907 (F. Pradel), XIX 132 f.

Heimatsblätter, Schlesische —, XVIII 131.

Heinzel, Max, Maiglöckel, 2. Aufl. Schweidnitz 1906, XVI 131 (Th Siebs.)

— A frisches Richel. 2. Aufl. Schweidnitz 1908? (-e-). XX 141.

Hellwig, Albert, Verbrechen und Aberglaube. Leipzig 1908 (Th. Siebs), XIX 134.

Heusler, Andreas und Max Koch, Urväterhort. Die Heldensagen der Germanen. Berlin 1904 (Th. Siebs), XIV 109.

Höcker, Gustav, Die Belagerung von Breslau. XVI 132. (Siebs.)

Hoppe, Hermann, Der Dorftyrann, Bauernkomoedie Hirschberg 1907. XVII 109.

Jäschke, Dr. Erich, Lateinisch-romanisches Fremdwörterbuch der Schlesischen Mundart. Breslau 1908. (-p-) XX 134 f.

John, Alois, Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen. Prag 1905. (s.) XX 140.

Kapff, Rudolf, Festgebräuche. Stuttgart 1905 (Th. Siebs), XV 161.

Keller, Paul, Der Sohn der Hagar. München 1907, XVIII 130 f. (Siebs.)

Knötel, Richard, Die eiserne Zeit vor 100 Jahren. Kattowitz 1906, XVI 131 f. (Th. Siebs.)

— Paul und Hildegard, Oberschlesische Sagen. Kattowitz 1907, XVI 132. (Siebs.)

Koch, Max, und Heusler, Andreas, Urväterhort, die Heldensagen der Germanen. Berlin 1904 (Th. Siebs), XIV 109 f.

Kretschmer, Hugo, Durflahen ei der Schläsing. Schweidnitz, XII 112 f. (M. Hippe.)

Lichter, August, Mietehrenge. Schweidnitz 1907, XVII 108 f. (U.)

Martin, Alfred, Deutsches Badewesen in vergangenen Tagen. Jena 1906. (s.) XX 139.

Meier, John, Kunstlieder im Volksmunde. Halle 1906 (Th. Siebs), XV 160 f.

— Kunstlied und Volkslied, Vortrag. Halle 1906 (Th. Siebs), XV 160 f.

Mertins, Oskar, Wegweiser durch die

Urgeschichte Schlesiens. Breslau 1906 (Th. Siebs), XV 162.

Mitteilungen über volkstümliche Überlieferungen in Württemberg. I. Stuttgart 1904 (Th. Siebs), XII 109; II. Stuttgart 1905 (Th. Siebs), XV 161; III. 1907, XVIII 129 (Siebs).

Mittmann, Paul, Album schlesischer Lieder. Striegau, XII 113 f. (K. Gusinde.)

Muth, F. und O. **Altenburg**, Anhang für die Provinz Schlesien zu Lehmanns deutschem Lesebuch. Leipzig 1906, XVI 128 f. (F. Pradel.)

Oberdieck, Marie, Tust de mitte? Schweidnitz 1908 (-e-), XX 141.

Oderwald, Herm., Achilles, Ziegennerliesel. Zwei Dorfgeschichten in schlesischer Mundart. Oppeln 1902, XII 113. (K. Gusinde.)

Oels, Friedrich, Bauernblut. Volksstück in 3 Akten. 1907, XVIII 132. (Siebs.)

Opitz, Emil, Die Arten des Rustikalbesitzes und die Laudemien und Markgroschen. Breslau 1904 (Wutke), XIV 111 f.

Paeschke, P., Der Gröditzberg und seine Bedeutung für Niederschlesien. Breslau 1905. (Siebs.) XIV 114.

Philo vom Walde, Sonntagskinder. Grossenhain und Leipzig, XII 111 f. (M. Hippe.)

Regnal, Anselm, Schlesische Teufeleien. Geschichten aus Schlesien. Leipzig, XII 112. (M. Hippe.)

Reichenbach, Moritz von, Der Roman eines Bauernjungen. Leipzig (Reclams Univ.-Bibl. 4368—69), XI 124. (Wahner.)

Reichert, Dr. Herm., Die deutschen Familiennamen. Breslau 1908 (-e-), XX 132 ff.

Renschel, Karl, Volkskundliche Streifzüge. Dresden und Leipzig 1903 (H. Jantzen), XI 121 ff.

Rössler, Robert, Närrsche Kerle. Schweidnitz 1907, XVIII 131. (U.)

Rössler, Wie der Schnoabel gewaxen. 2. Aufl. Schweidnitz 1908 (-e-), XX 140 f.

Rost, Paul, Die Sprachreste der Dravänopolaben im Hannöverschen. Leipzig 1907, XVIII 127 f. (Th. Siebs.)

Sabel, Robert, Liederbüchel für gemittliche Leute, 2. Heft. Striegau 1903 (M. Hippe), XI 125.

— Sunntig-Nochmitts. Schweidnitz 1908? (-e-) XX 13.

Schläsinger, der gemittliche —. 1908, XVIII 132; 1909, XX 140.

Schrader, Otto, Sprachvergleichung und Urgeschichte. I, II 1, 2. Jena 1905/7. (Siebs.) XX 137 ff.

Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde Nr. 3. Zürich 1903, XII 109 f. (M. Hippe.)

Seiler, Friedrich, Die Entwickelung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. I. Teil: Die Zeit bis zur Einführung des Christentums, 2. Aufl. Halle 1905, XVI 129 f. (Th. Siebs.)

Sittenfeld, Ludwig, Schlä'sches Quellbürndel, 2. Aufl. Breslau (Siebs), XIV 113.

Teirlinck s. Cock.

Tobler, Alfred, Das Volkslied im Appenzellerlande. Zürich 1903, XII 109 f. (M. Hippe.)

Überlieferungen, Schlesiens volkstümliche — 1—II (Th. Siebs), XII 108; Bd. III, XIV 108 f. (M. Hippe.)

Überlieferungen, volkstümliche — in Württemberg s. **Mitteilungen**.

Unwerth, W. v., Die schlesische Mundart in ihren Lautverhältnissen grammatisch und geographisch dargestellt. Breslau 1908 (-e-), XX 135 f.

Urväterhort s. Koch, Max.

Walhall s. Doepler, C.

Wort und Brauch, I—IV, XX 13.

Wunderhorn, des Knaben —, Alte deutsche Lieder, gesammelt von Arnim-Brentano, Jubelausgabe. Leipzig 1906, XVIII 129.

c) Wortregister.

Nicht aufgenommen sind:
1. die bereits alphabetisch geordneten Flurnamen von Boyadel in Heft XVI S. 54–56.
2. die neuhochdeutschen Vogelnamen Schlesiens (Heft XIX 81 ff., im Sachregister zu finden!)
3. der Wortschatz der Mundart von Dubraucke (Heft XX S. 43 ff.).

Deutsche Mundarten: schlesisch.

Germanische Dialekte und deutsche Mundarten.

russisch.

slavisch (vgl. polnisch).

wendisch.

d) Sachregister.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

Schlesische Gesellschaft für Volkskunde
Breslau.

Mitglieder-Verzeichnis.

(Nach dem Stande vom 1. Januar 1909.)

Vorstand.

Vorsitzender: Universitätsprofessor Dr. Theodor Siebs, Hohenzollernstrasse 53, II.
Stellvertreter: Universitätsprofessor Geh. Regierungsrat Dr. W. Nehring, Sternstrasse 22.
Schriftführer: Stadtbibliothekar Dr. Max Hippe, Brandenburgerstr. 48.
Stellvertreter: Direktor am Schles. Museum für Kunstgewerbe und Altertümer Dr. H. Seger, Viktoriastrasse 117, III.
Schatzmeister: Königl. Hof-Kunsthändler Bruno Richter, Schweidnitzerstrasse 8.
Stellvertreter: Verlagsbuchhändler Max Woywod, Klosterstrasse 3.
Professor Dr. Körber, Palmstrasse 21, I.
Königl. Gymnasialdirektor Professor Dr. Feit, Matthiasstrasse 117.
Universitätsprofessor Dr. Fr. Skutsch, Scharnhorststrasse 9, II.
Oberlehrer Dr. K. Olbrich, Herzogstrasse 36, I.
Universitätsprofessor Geheimer Regierungsrat Dr. A. Hillebrandt, Monhauptstrasse 14, II.
Oberlehrer Dr. J. Klapper, Hedwigstrasse 27, II.
Schriftsteller Hugo Kretschmer, Kaiser-Wilhelmstrasse 186, II.
Professor Dr. Kühnau, Kaiserstrasse 76.

Ehrenmitglied.

Universitätsprofessor Geh. Regierungsrat Dr. Friedrich Vogt, Marburg a. L., Bismarckstrasse 7.

A. Breslauer Mitglieder.

Abegg, Dr., Universitätsprofessor, Parkstrasse 13.
Appel, Dr., Universitätsprofessor, Monhauptstrasse 3a, II.
Arnold, F., Dr., Universitätsprofessor, Uferzeile 10, III.
Barasch, Buchhändler, Schmiedebrücke 17/18.
Barsch, Paul, Schriftsteller, Margarethenstrasse 24, Gartenhaus II.
Bauch, Hermann, Rektor, Kreuzstrasse 51, I.
Becker, Anna, Frau Bauinspektor, Augustastrasse 71, II.

Bellerode, Justizrat, Neue Schweidnitzerstrasse 18.
Bender, Dr., Oberbürgermeister, Rosenthalerstrasse 14.
Beyer, A., Buchhändler, Neue Schweidnitzerstrasse 3.
Blümel, Referendar, Michaelisstrasse 80, I.
de Boor, Frau Professor, Vorderbleiche 8, I.
Cichorius, Dr., Universitätsprofessor, Kastanienallee 24/26.
Dahn, Felix, Dr., Geh. Justizrat, Universitätsprofessor, Schweidnitzer Stadtgraben 20, II.
Dedo, Maria, Dr. phil., Frau, Auenstrasse 5.
Dittrich, Paul, Professor, Paulstrasse 42, III.
Eberhard, Margarete, Fräulein, Oberlehrerin, Marienstrasse 8, II.
Eckhardt, W., Stadtältester, Uferzeile 9, I.
von Ehrenstein, Direktor, Trebnitzerstrasse 28, hpt.
Feine, P., Dr., Universitätsprofessor, Höfchenplatz 9, I.
Feit, Dr., Professor, Kgl. Gymnasialdirektor, Matthiasstrasse 117.
Fiedler, Paul, Mittelschullehrer, Hobrechtufer 17a, III.
Fraenkel, S., Dr., Universitätsprofessor, Augustastrasse 81, I.
Friedenthal, Adolf, Kaufmann u. Stadtverordneter, Salvatorplatz 8, I.
Frommer, P., Buchhändler, Neue Schweidnitzerstrasse 3.
Gaertner, G., Dr., Professor, Monhauptstrasse 16, II.
Geisler, Eugen, Dr., Professor, Monhauptstrasse 12, pt.
von Gerhardt, Dr. phil., Brandenburgerstrasse 52, Seitenhaus II.
Germanistischer Verein, Königl. Universität.
Glatzer Gebirgsverein, Sektion Breslau, z. H. Schulrat E. Heyse, Am Ohlauufer 39.
Gröhler, H., Dr., Professor, Oberlehrer, Uferstrasse 9, III.
Grosche, Frau Rektor, Schuhbrücke 34, I.
Grünhagen, Dr., Professor, Geh. Archivrat, Augustastrasse 74, I.
Grützner, Oberlandesgerichtsrat, Goethestrasse 11, II.
Gusinde, Joseph, stud. iur., Paulstrasse 37, III.
Gusinde, Konrad, Dr. phil., Oberlehrer, Hedwigstrasse 13, hpt.
Haase, Georg, Kommerzienrat, Kgl. italienischer Konsul, Ohlauer Stadtgraben 17/18.
Haase, Olga, Frau Fabrikdirektor, Opitzstrasse 11, I.
Haertel, Emmy, Fräulein, Tiergartenstrasse 65, I.
Hahn, Joh., Rektor, Reichstrasse 24, II.
Heckel, Robert, Kaufmann, Kastanienallee 17.
Heinze, Joseph, Dr. med., Breitestrasse 28, I.
Heisler, Gertrud, Fräulein, Lehrerin, Neudorfstrasse 9.
Heller, Wilhelm, Architekt, Kronprinzenstrasse 41, II.
Herz, Walter, Dr., Professor, Privatdozent, Monhauptstrasse 24, II.
Heymann geb. Molinari, Frau Bankier, Hohenlohestr., Villa Heymann.
Hilka, Dr., Oberlehrer, Feldstrasse 15b, II.
Hillebrandt, A., Dr., Geh. Reg.-Rat, Universit.-Prof., Monhauptstr. 14, II.
Hippe, M., Dr., Stadtbibliothekar, Brandenburgerstrasse 48, II.
Hoffmann, Adalbert, Landgerichtsrat, Hedwigstr. 38, Gartenh. hpt.
Hoffmann, Hermann, Oberlehrer, Antonienstrasse 25.

Hoffmann, M., Lehrer, Kreuzstrasse 39, Gartenhaus hpt.
Hoffmann, P., Buchhändler, Ring 58.
Hoffmann, Oberlehrer, Gabitzstrasse 78, II.
Holdefleiss, Dr., Universitätsprofessor, Rosenthalerstrasse 45, I.
Hüsing, Dr. phil., Privatgelehrter, Seydlitzstrasse 5, III.
Hulwa, Dr. phil., Professor, Brüderstrasse 43, hpt.
Jaekel, Hugo, Privatgelehrter, Mauritiusstrasse 5.
Jungnitz, Dr., Prof., Geistl. Rat, Archivdirektor, Göppertstr. 12, I.
Kampers, Dr., Universitätsprofessor, Körnerstrasse 12, III.
Keller, Paul, Schriftsteller, Bockstrasse 14, II.
Kern, Arthur, Dr. phil., Monhauptstrasse 10, I.
Kessler, Dr., Professor, Tiergartenstrasse 28, III.
Klaatsch, Dr., Universitätsprofessor, Auenstrasse 18, I.
Klapper, Josef, Dr. phil., Oberlehrer, Hedwigstrasse 27, II.
Klug, Marie, Fräulein, Schulvorsteherin, Garvestrasse 25, pt.
Kneser, Dr., Universitätsprofessor, Tiergartenstrasse 106.
Knobloch, Heinrich, Dr., Oberlehrer, Brandenburgerstrasse 35, II.
Knoll, Margarete, Frau, Ohlauufer 40, I.
Körber, Dr., Professor, Palmstrasse 21, I.
Koessler, Else, Frau. Augustastrasse 54.
Kolker, Bruno, Kaufmann, Kaiser-Wilhelmstrasse 6, hpt.
Kopp, Georg, Dr. theol., Kardinal Fürstbischof, Eminenz, Domstr. 15.
Kretschmer, Hugo, Schriftsteller, Kaiser-Wilhelmstrasse 186, II.
Kühnau, Dr., Professor, Kaiserstrasse 76.
Kühnau, Wilhelm, Dr. med., Schweidnitzer Stadtgraben 26, pt.
Küster, E., Kaufmann, Sadowastrasse 48, I.
Landwirtschaftskammer für Schlesien, Matthiasplatz 6.
Langer, Karl, Rechnungsrevisor, Herzogstrasse 4, II.
Leonhard, Dr., Geh. Justizrat, Universitätsprofessor, Lindenallee 6, I.
Leopold, Max, Dr., Oberlehrer, Kaiserstrasse 18.
Lesehalle, Städtische Nr. 2. Matthiasstrasse 9, I.
Lischke, Johanna, Frau Oberlehrer, Kaiserstrasse 82, III.
Loewe, Hans, Hauptmann a. D., Klosterstrasse 71, III.
von Machui, Rentier, Hohenzollernstrasse 73, III.
Mätschke, E., Dr., Professor, Oberlehrer, Salzstrasse 35, III.
Magistrat der Königl. Haupt- und Residenzstadt Breslau.
Marcus, Max, Verlagsbuchhändler, Kaiser-Wilhelmstrasse 8, pt.
Marx, Paul, Chorrektor, Klosterstrasse 36, II.
Masner, Dr., Professor, I. Direktor des Kunstgewerbe-Museums, Lothringerstrasse 7, II.
Mertins, Dr. phil., Professor, Alexanderstrasse 34, II.
Meyer, Arnold, Dr. phil., Privatdozent, Piastenstrasse 27.
Meyer, Herbert, Dr., Universitätsprofessor, Hansastrasse 24, II.
Milkau, Dr., Direktor d. Kgl. u. Universit.-Bibliothek, Neue Sandstr. 3, I.
Minssen, Frau Oberingenieur, Hansastrasse 20, I.
Mittelhaus, stud. phil., Albrechtstrasse 12, II.
Müller, Karl, Redakteur, Paradiesstrasse 21, III.

Neckel, Dr., Oberlehrer, Maxstrasse 26, II.
Nees von Esenbeck, Fräulein, Garvestrasse 28, IV.
Nehring, W., Dr., Geh. Regierungsrat, Universitätsprof., Sternstr. 22, pt.
Nitsche, Dr., Sanitätsrat, Augustastrasse 73, III.
Oberdieck, H., Professor, Ohlauufer 42, II.
Olbrich, C., Dr., Oberlehrer, Herzogstrasse 36, II.
Otto, A., Dr., Gymnasiallehrer, Tiergartenstrasse 16, III.
Partsch, Carl, Dr., Geh. Med.-Rat, Univ.-Prof., Kaiser-Wilhelmstr. 80.
Petschke, R., Oberlehrer, Viktoriastrasse 24, I.
Pfeffer, A., Fräulein, Schulvorsteherin, Sternstrasse 79, II.
Pillet, Alfred, Dr., Prof., Privatdozent, Kronprinzenstrasse 69, III.
Pohl, Helene, Fräulein, Kronprinzenstrasse 27, III.
Ponfick, Dr., Geh. Medizinalrat, Universitätsprofessor, Novastr. 3.
Porsch, Dr., Justizrat, Ohlauufer 14.
Probst, O. F., Professor, Oberlehrer, Marienstrasse 8, pt.
Proskauer, O., Rechtsanwalt, Uferzeile 9, II.
Recksiegel, Martha, Fräulein, Garvestrasse 7.
Reichert, Hermann, Dr. phil., Nikolaistrasse 63, Seitenhaus II.
von Rentz, Freiherr, Redakteur, Auenstrasse 14, II.
Richter, Bruno, Königl. Hofkunsthändler, Schweidnitzerstrasse 8.
Richter, Kurt, Dr. phil., Oberlehrer, Gutenbergstrasse 28, III.
Riesengebirgsverein, Ortsgruppe Breslau, z. H. Stadtschulinspektor Dr. Handloss, Klosterstrasse 69.
Riess, Eugen, Kaufmann, Ohlauer Stadtgraben 26, II.
Rockel, Karl, Dr. phil., Hermannstrasse 25, III.
Röhlicke, Marie, Fräulein, Oberlehrerin, Königsplatz 5a, III.
Röse, O., Chefredakteur, Kaiser-Wilhelmstrasse 63, II.
Roesler, Marie, Frau, Altscheitnig, Villa Roesler.
Rohrmann, Paul, Buchhändler, Neue Taschenstrasse 4, III.
Rosenbaum, Frau Kommerzienrat, Arndtstrasse 23.
Rosenthal, Bruno, Kaufmann, Schmiedebrücke 57.
Sabel, Robert, Rektor, Monhauptstrasse 13, II.
Sannig, Rektor, Heinrichstrasse 20, I.
Sarrazin, Dr., Universitätsprofessor, Kaiser-Wilhelmstrasse 52, III.
Schade, Katharina, Fräulein, Lehrerin, Margarethenstrasse 21, III.
Schade, Marie, Fräulein, Margarethenstrasse 21, III.
Schiller, H., Frau, Kaiser-Wilhelmstrasse 83, II.
von Schiller, Wilhelm, Hauptmann u. Adjutant, Kurfürstenstr. 16, I.
Schmidt, Rudolf, Professor, Feldstrasse 11, III.
Schmidt, Theodor, Dr., Direkt. d. Augustaschule, Taschenstr. 26/28, pt.
Schneider, Konrad, Expeditions-Vorsteher, Schuhbrücke 84, II.
Schönaich, Dr., Professor, Oberlehrer, Hobrechtufer 17, III.
Scholz, Frau Direktor, Neudorfstrasse 116.
Schulte, Dr., Professor, Geh. Regierungsrat, Herzogstrasse 4, I.
Schultze, Elise, Fräulein, Ring 24, II.
Schulz, August, Lehrer, Am Wäldchen 1.
Schulz, Hermann, Rektor, Hirschstrasse 23, II.

Sdralek, Max, Dr., Domherr, Universitätsprofessor, Domstrasse 14.
Seger, H., Dr., Direktor, Viktoriastrasse 117, II.
Sellge, Julius, Dr., Professor, Am Brigittental 47, II.
Seminar, Germanistisches, der Königl. Universität.
Seminar, Slavisch-philologisches, der Königl. Universität.
Semran, F., Oberlehrer, Augustastrasse 40, III.
Sickenberger, Dr., Universitätsprofessor, Hedwigstrasse 38, II.
Siebs, Theodor, Dr., Universitätsprofessor, Hohenzollernstr. 53, II.
Sittenfeld, Ludwig, Schriftsteller, Kaiser-Wilhelmstrasse 56, II.
Skutsch, Dr., Universitätsprofessor, Scharnhorststrasse 9, II.
Speck, Hermann, Dr. phil., Matthiasplatz 9, III.
Sprotte, F., Dr., Professor, Domkapitular, Domstrasse 9.
Staatsarchiv, Königliches, Tiergartenstrasse 13.
Stern, William, Dr., Universitätsprofessor, Brandenburgerstr. 54, I.
Stoeckel, Major a. D., Garvestrasse 30, I.
Stricker, Anna, Frau, Matthiasplatz 1, II.
von Strümpell, Dr., Geh. Medizinalrat, Universitätsprofessor, Birkenwäldchen 6.
Toeplitz, Fritz, Dr. med., Neue Gasse 4, II.
Treblin, Martin, Dr. phil., Margarethenstrasse 24, Gartenhaus pt.
Trentin, Bürgermeister, Friedrich-Wilhelmstrasse 6, II.
Türk, Gustav, Dr., Oberlehrer, Matthiasplatz 16, III.
Unitas, Katholischer Studentenverein, Bischofstrasse 13.
Unterlauff, Maximilian, Benefiziat u. Archivar, Kleine Domstr. 4, I.
Vogt, H., Professor, Auenstrasse 14, II.
von Wallenberg-Pachaly, Gotth., Konsul, Rossmarkt 10, II.
Walter, Kurt, stud. phil., Vorwerksstrasse 16, III.
Wawrzik, Berthold, Rektor, Anderssenstrasse 23, II.
Welzel, Berthold, Direktor, Bismarckstrasse 2, II.
von Wenckstern, Dr., Universitätsprofessor, Eichendorffstr. 41, I.
Wendland, Dr., Universitätsprofessor, Charlottenstrasse 13, pt.
Wendriner, R., Dr. phil., Hohenzollernstrasse 77, pt.
Wendt, H., Dr., Stadtarchivar, Kantstrasse 5, I.
Wiedemann, Dr. phil., Professor, Gymnasialdirektor, Arletiusstr. 3.
Wiesenthal, Bernhard, Lehrer, Seydlitzstrasse 8, I.
Wilda, O., Dr., Redakteur, Moritzstrasse 25, III.
Winfridia, Kathol.-deutsche Studentenverbindung, Seminargasse 15.
Wislicenus, Max, Professor, Tiergartenstrasse 15/17, III.
Witkowitz, Luitgard, geb. Kampe, Frau Oberlandesgerichtsrat, Augustastrasse 103, I.
Wobbermin, Dr., Universitätsprofessor, Carmerstrasse 17, II.
Wolf, P., Dr. med., prakt. Arzt, Klosterstrasse 37, I.
v. Woyrsch, komm. General d. VI. Armeekorps, Schweidnitzerstr. 24/25.
Woywod, Verlagsbuchhändler, Klosterstrasse 3, I.
Wutke, Dr., Archivrat, Uferzeile 10, II.
Zobtener Gebirgsverein, Ortsgruppe Breslau, z. H. Dr. med. Lustig, Klosterstrasse 1.

B. Auswärtige Mitglieder.

Arndt, Pfarrvikar, Rauscha, Bez. Liegnitz.
Arndt, Bruno, Dr. phil., Kattowitz, Friedrichstrasse.
Arnoldi'sche Buchhandlung, Dresden, Altmarkt.
Asmus, Dr. med., Augenarzt, Düsseldorf. Jakobistrasse 18.
Auras, Paul, Lehrer, Gross-Peterwitz, Kreis Trebnitz.
Aydam, Oberlehrer, Leobschütz.
Baer, Dr., Sanitätsrat, Hirschberg.
Baemker, Dr., Universitätsprof., Strassburg i. Els., Wenckerstr. 8.
Baldrich, Professor, Gleiwitz.
Bandau, Martha, Oberlehrerin, Bremerhaven, Markt 6.
Bartel, Oberlehrer, Strehlen i. Schl.
Bartling, H., Kreisbaumeister, Strehlen i. Schl.
Bartsch, Adolf, Lehrer, Kattowitz, Mühlstrasse 37.
Bauch, Bruno, Dr., Privatdozent, Halle a. S., Karlstrasse 32.
Beck, Emil, Professor, Hirschberg i. Schl., Schützenstrasse 10b.
Bedürftig, Landmesser, Aschersleben.
Bergel, Dr. med., Stabsarzt, Rastatt i. Baden.
Bernheim, E., Dr., Universitätsprofessor, Greifswald.
Bertzik, Pfarrer, Biskupitz, Kreis Zabrze O.-S.
Bibliothek, Grossherzogliche, Weimar.
Bibliothek, öffentl., Freiherrl. Karl v. Rothschild'sche, Frankfurt a. M.
Bibliothek, Reichsgräfliche, auf Schloss Fürstenstein, z. H. Bibliothekar Endemann.
Blaschke, E., Lehrer, Arnsdorf bei Löwen i. Schl.
Bleisch, Joseph, Leiter d. Stiftsschule, Juliusburg, Reg.-Bez. Breslau.
Böckel, Otto, Dr. phil., Michendorf bei Potsdam.
Boehm, Bankier, Brieg.
Böhm, Johann, Professor, Budweis, Ottokarstrasse 8.
Bräuer, W., Oberlehrer, Schluckenau in Böhmen.
Brock, Dr., Professor, Gymnasialdirektor, Oels.
Buchwald, Viktor, Kassierer, Brieg, Grüner Weg 5, hpt.
Bucka, Dr., prakt. Arzt, Strehlen i. Schl.
Bürger, Dr., Seminardirektor, Zülz O.-S.
Chrząszcz, Johann, Dr., Pfarrer, Peiskretscham.
Classe, Max, Lehrer, Goldberg i. Schl.
Clemenz, Bruno, Lehrer, Liegnitz, Piastenstrasse 26.
Croce, Anton, Rechtsanwalt, Trebnitz i. Schl.
Dähnhardt, Oskar, Dr., Oberlehrer, Leipzig, Jakobstrasse 11.
Danigel, Hugo, Buchdruckereibesitzer, Prausnitz, Bez. Breslau.
Denk, Joseph, Pfarrer, München, Johannesplatz 6, II.
von Diebitsch, Hans, Rittergutsbesitzer, Cunzendorf, Kr. Sprottau.
Dobroschke, Gerichtsassessor, Ziegenhals.
Dobschall, Gertrud, Dr. phil., Fräulein, Leipzig-Gohlis, Äussere Hallischestrasse 15a.
Dombek, Redakteur, Beuthen O.-S.

Dondorff, kommissar. Oberlehrer, Kattowitz O.-S.
Dorn, Max, Hauptlehrer, Wanowitz, Kreis Leobschütz.
Drechsler, Dr., Direktor des Gymnasiums, Zabrze O.-S.
Drescher, Dr., Universitätsprof., Berlin W. 15, Sächsischestr. 73, I.
Drzazdzyński, Professor, Leobschütz.
Dybowski, Dr., Königlicher Kreisarzt, Waldenburg i. Schl.
Ebbinghaus, Frau, Professor, Halle a. S., Reilstrasse 86.
Eberlein, Lic. theol., D., Superintendent, Strehlen.
Eckert, Bankvorsteher, Beuthen O.-S.
Eckert, Karl, Lehrer, Boyadel, Kreis Grünberg.
Eichner, A., Oberlehrer, Lauban.
Elsner, Lehrer, Ludwigsdorf, Kreis Neurode.
Ender, Seminar-Oberlehrer, Zülz O.-S.
Erler, Buchdruckereibesitzer, Strehlen i. Schl.
Eulengebirgsverein, Ortsgruppe Reichenbach i. Schl., z. H. Kreisschulinspektor Thamm.
Feilberg, H. F., Dr. phil., Pastor emer., Askov bei Vejen (Dänemark).
Feist, Pastor, Festenberg i. Schl.
Fink, Dr., Pfarrer, Strehlen i. Schl.
Fipper, Lehrer, Beuthen O.-S.
Flassig, G., Pfarrer, Schawoine, Kreis Trebnitz.
Fleischer, Kreissekretär, Gross-Strehlitz O.-S.
Forche, Pfarrer, Hirschberg i. Schl.
Friedel, Ferdinand, k. k. Finanzwach-Oberrespizient, Troppau, Österr.-Schl., Parkstrasse 84.
Friedrich, Pastor, Seichau, Kreis Jauer.
Frommhold, Dr. iur., Universitätsprofessor, Greifswald.
Füllner, Kommerzienrat, Fabrikbes., Herischdorf bei Warmbrunn.
Gabriel, Pfarrer, Bralin. Kreis Gross-Wartenberg.
Gaidoz, Henri, Professor, Paris. Rue Servandoni 22.
Gauglitz, Lehrer, Münsterberg.
Gebhardt, Lehrer, Cantersdorf bei Löwen i. Schl.
Gerstmann, Hugo, Leipzig, Goethestrasse 6.
Geyer, Dr., Professor, Brieg.
Gierth, G., Oberlehrer, Berlin W. 30, Elssholzstrasse 12.
Giesmann, Güterdirektor, Dominium Tscheschdorf bei Münsterberg.
Gilka-Bötzow, Alfred, Fideikommisbesitzer und Leutnant d. Res., Schwusen, Kreis Glogau.
Gläser, Lehrer, Schömberg, Kreis Landeshut.
Glamann, Direktor der Idiotenanstalt, Liegnitz.
Glatzer Gebirgsverein, Glatz, z. H. Justizrat Burczek.
— Sektion Landeck, z. H. Amtsgerichtsrat Seibt.
— Sektion Mittelwalde, z. H. Vorsitzenden Becker.
— Sektion Reinerz.
— Sektion Schlegel.
Glöckner, Karl, Dr. phil., Oberlehrer, Reichenbach i. Schl.
Glöckner, Stephan, Dr. phil. Oberlehrer, Bunzlau, Jakobstrasse 3.

Göhring, A., Kaufmann, Berlin W., Steglitzstrasse 77/78, II.
Göldner, Lehrer, Liegnitz, Neue Goldbergerstrasse 52.
Gorges, Dr., Oberlehrer, Cöthen i. Anhalt, Langestrasse 49.
Gottwald, Dr., Oppeln, Karlsplatz 2.
Graebisch, Friedrich, Kaufmann, Cudowa, Kr. Glatz, Villa Hedwig.
Gregor, Joseph, Pfarrer, Tworkau O.-S.
Growald, Apotheker, Posen, Wilhelmsplatz 13.
Gühmann, Bruno, Kaufmann, Zobten a. Berge.
Günther, Fritz, stud., Schweidnitz, Genbrechtstrasse 8.
Gusinde, Oskar, Landrichter, Neisse, Bahnhofstrasse 10.
Gymnasium, Königliches, Kreuzburg O.-S.
Gymnasium, Königliches, Pless O.-S.
Hahn, Amtsgerichtsrat, Liegnitz, Moltkestrasse 6.
Hahn, Dr., Schulrat, Gross-Strehlitz O.-S.
Hahnel, Pfarrer, Schömberg, Kreis Landeshut.
Hampel, Dr. med., praktischer Arzt, Gogolin.
Hannig, Franz, Dr. phil., Patschkau.
Hauptmann, Karl, Dr., Schreiberhau.
Heckhausen, Christoph, Dr., Gerichtsassessor, Bedburg (Rheinland).
Hellmann, Stadt-Syndikus, Neisse.
Hellmich, M., Königl. Landmesser, Glogau, Kleine Oderstrasse 4.
Hellwig, Albert, Dr. iur., Berlin, Beneckendorferstrasse 1.
Henckel, Guido, Graf, Fürst von Donnersmarck, Durchlaucht, Neudeck O.-S.
Hepding, Hugo, Dr., Hilfsbibliothekar, Giessen, Goethestrasse.
Herbarth, Paul, Rechnungsrevisor, Neisse, Brüderstrasse 9.
Heyn, Pastor, Mollwitz bei Brieg.
Hickmann, Leutnant, Herischdorf bei Warmbrunn.
Hinke, Oskar, Lehrer, Lüben i. Schl.
Hirsch, Viktor, Kandidat des höheren Lehramts, Ratibor O.-S.
Hitschfeld, Pfarrer und Kreisschulinspektor, Arnsdorf i. Riesengeb.
Hofbibliothek, Grossherzogliche, Darmstadt.
Hof- und Staatsbibliothek, München.
Hoffbauer, G., Hauptlehrer, Leubusch, Post Brieg.
Hoffmann, Dr., Reichsgräfl. Badearzt, Warmbrunn.
Hoffmann, Fedor, Hauptlehrer, Heinrichswalde, Kr. Frankenstein.
Hoffmann, Otto, Dr., Universitätsprof., Dtsch.-Lissa, Kastanienallee 3.
Hohaus, Dr., Stadtpfarrer, Habelschwerdt.
Holleck, Dr., Professor, Gymnasialdirektor, Leobschütz.
Honika, Oberlehrer, Beuthen O.-S.
Hruby, R., Lehrer, Kirschberg bei Sonnenberg i. Schl.
Hübner, Kgl. Bergwerksdirektor, Paulusgrube bei Morgenroth O.-S.
Jaeschke, Erich, Dr. phil., Oels, Magazinstrasse.
Jacoby, Dr., Universitätsprofessor, Kiel, Feldstrasse 140.
Jäckel, Pfarrer, Hermannsdorf bei Jauer.
Jantzen, Dr. phil., Direktor der Königin-Luise-Schule, Königsberg i. Pr., Landhofmeisterstrasse 23.

Johnson, Elmer E. S., Pastor, East Greenville, Penna., Vereinigte Staaten von Nordamerika.
Jonetz, Kreisschulinspektor, Rawitsch.
Jünschke, Kaplan, Landeck i. Schl.
Jungnitsch, Gymnasiast, Liebau.
Jurczyk, Kontrolleur, Rosdzin O.-S.
Kabelitz, M., Pfarrvikar, Schnellewalde O.-S.
Kachel, Max, Königl. Zollpraktikant, Ratibor, Troppauerstrasse 72.
Kalbeck, Max, Schriftsteller, Wien IX, Porzellangasse 48.
Kern, Pastor, Rauscha (Oberlausitz).
Kirchner, Dr., Professor, Brieg.
Kirchner, Reinhold, Dr. phil., Geisenheim, Kgl. Wein- u. Obstkultur.
Klein, Martin, Dr., Gymnasial-Oberlehrer, Rawitsch.
Kleinwächter, Dr., Oberlehrer, Zabrze O.-S.
Klemenz, Dr., Professor, Strehlen i. Schl.
Klimas, Pfarrer, Tarnau, Kreis Oppeln.
Klings, Karl, Lehrer, Schöneberg-Berlin, Apostel-Paulusstrasse 16.
Knappe, Oberlehrer, Kattowitz.
Knobel, Superintendent, Ober-Bielau bei Rothwasser.
Knoenagel, Werner, Wirtschaftsassist., Kunzendorf a. d. Biele b. Glatz.
Knötel, J., Dr., Professor, Kattowitz O.-S., Sachsstrasse 4.
Knoop, Otto, Professor, Rogasen in Posen.
Köhler, Diakonus, Rankau.
Köhler, Gustav, Lehrer, Striegau.
Koffmane, Lic. theol., Superintendent, Koischwitz bei Liegnitz.
Kolitschke, Bürgermeister, Tarnowitz.
Konrath, Dr., Universitätsprofessor, Greifswald.
Kornke, Professor, Glatz.
von Koschembahr, Else, Fräulein, Türpitz bei Prieborn i. Schl.
Koschwitz, Oberlehrer, Schweidnitz, Peterstrasse 21.
Koziol, Edmund, cand. iur., Beuthen O.-S., Parkstrasse.
Kreis-Lehrer-Bibliothek II, Petersdorf i. Riesengeb., z. H. Hauptlehrer und Kantor Glaette.
Krögler, Dr., Professor, Salzburg, Faberstrasse 15.
Krohn, Dr., Direktor des Pädagogiums, Katscher O.-S.
Kroll, W., Dr., Universitätsprofessor, Münster i. W., Raesfeldstr. 30.
Kühn, Rechtsanwalt, Jauer.
Kupka, Seminarlehrer, Rosenberg O.-S.
Kuschel, Dr., Fabrikleiter, Strehlen i. Schl.
Landsberg, Rechtsanwalt, Oels.
Larisch, Dr., Arzt, Brieg.
Laska, Bruno, Pfarrer, Pschow, Kreis Rybnik O.-S..
Lauffer, Dr., Professor, Direktor d. historischen Museums, Hamburg.
Lehmann, Dr., Professor, Leobschütz.
Lesehalle, öffentliche, Neisse, z. H. Rechtsanwalt Grzimek.
von der Leyen, Friedrich, Dr. phil., Privatdozent, München, Kaulbachstrasse 26.

Lichter, A., Lehrer, Gross-Friedrichsfelde bei Leutmannsdorf, Kreis Schweidnitz.
Liebich, Dr., Professor, München, Pettenkoferstrasse 30.
Liedl, Reinhold, Kaufmann, Warmbrunn.
Lillge, Friedrich, Dr., Oberlehrer, Bremen, Mathildenstrasse 31.
Lissel, Landgerichtsrat, Liegnitz.
Łopaciński, Hieronymus, Gymnasiallehrer, Lublin (Polen), Krakowskie Przedmieście, dom. Zinkiewicza.
Lowack, Dr. phil., Oberlehrer, Beuthen O.-S.
Lucius, Robert, Oberlehrer, Brieg, Lindenstrasse 6.
Lütke, Pastor, Kaiserswaldau.
Lux, Dr. theol., Universitätsprofessor, Münster i. W.
Machule, Friedrich, Oberlehrer, Potsdam, Marienstrasse 15.
Maciejczyk, Bankbuchhalter, Beuthen O.-S.
Märtin, P., Buchdruckereibes. (Fa. Maretzke & Märtin), Trebnitz i. Schl.
Magistrat Bolkenhain.
Magistrat Gleiwitz.
Magistrat Kattowitz.
Magistrat Oppeln.
Magistrat Ratibor.
Magistrat Schweidnitz.
Mahner, Paul, Lehrer, Beuthen O.-S.
Majoratsbibliothek, Reichsgräflich Schaffgotsch'sche, Warmbrunn.
Malende, Dr., Königlicher Seminardirektor, Leobschütz.
Maliske, Pfarrer, Altwalde, Kreis Neisse, Post Neuwalde.
Mandel, Pfarrer, Löbnitz bei Bitterfeld.
Mátyás, Ritter von, Karl, Dr., Limanowa (Galizien).
Maurach, Polizeikommissar, Danzig.
May, Th., Hauptlehrer, Bladen, Kreis Leobschütz.
Maydorn, Dr. phil., Direktor der höheren Töchterschule, Thorn.
Mayn, Georg, Dr., Oberlehrer, Aschersleben, Lindenstrasse 17 b.
Meier, Albert, Oberlehrer, Gleiwitz, Oberwallstrasse 46.
Meier, John, Dr., Universitätsprofessor, Basel (Schweiz).
Mende, Kurt, Amtsrichter, Königshütte O.-S.
Metzner, Franz, Pfarradministrator, Auras.
Metzner, K., Lehrer, Friedeberg a. Queis.
Meyer, Gertrud, Fräulein, Lehrerin, Grünberg.
Michalski, J., Verbandssekr., Ob.-Heiduk b. Schwientochlowitz O.-S.
Michalsky, Dr., Oberlehrer, Neisse, Marienstrasse 2.
Moch, Oberlehrer, Leobschütz.
Moecke, Professor, Glatz.
Mogk, Eugen, Dr., Universitätsprofessor, Leipzig, Färbergasse 15.
Moldenhawer, Frau Rentiere, Warmbrunn.
Moser, Pastor, Wohnbach i. d. Wetterau (Südharz).
Mosler, Oberlehrer, Strehlen i. Schl.
Müller, Deichhauptmann, Bad Langenau.
Müller, Pfarrvikar, Wendstadt, Post Schabenau.

Müller, Anton, Dr., Professor, Frankenstein i. Schl.
Müller, Paul, Oberlehrer, Myslowitz.
Müller, Valeska, Rentiere, Warmbrunn.
Münzer, Lehrer, Kattowitz.
Napieralski, Redakteur, Beuthen O.-S.
v. Neefe und Obischau, Oberregierungsrat, Liegnitz, Raupachstr. 10, II.
Nentwig, Dr., Professor, Archivar, Warmbrunn.
Nerlich, Robert, praktischer Arzt, Kuttlau, Kreis Glogau.
Neugebauer, Pfarrer, Költschen bei Reichenbach i. Schl.
Neumann, P., Bürgermeister, Strehlen i. Schl.
Nischkowsky, Dr., Trachenberg i. Schl.
Nobel, Max, Kantor, Landeck i. Schl.
Nonnast, Pfarrer, Wölfelsdorf bei Habelschwerdt.
Norden, Dr., Universitätsprof., Gross-Lichterfelde-West, Karlstr. 26.
Nowack, Alfons, Religionslehrer, Neustadt O.-S.
Oehmann, Peter, Lehrer, Bogutschütz, Kreis Kattowitz.
Oder, J., Lehrer, Koppitz, Kreis Grottkau O.-S.
Oehlmann, Stadtbaurat, Liegnitz.
Oels, Pastor, Würgsdorf i. Schl.
Olbrich, Lehrer, Kattowitz.
Opitz, Emil, Dr. phil., Charlottenburg, Knobelsdorfstrasse 51, I.
Pantke, A., Hauptlehrer, Briesen bei Brieg.
Parker, James & Co., Oxford, 27 Broad Street, England.
Partsch, Joseph, Dr., Geh. Regierungsrat, Universitätsprofessor, Leipzig, Parkstrasse 11.
Paschke, P., Dr., Pfarrer, Wahren bei Dyhernfurth.
Passarge, Dr., Professor, Wandsbeck, Löwenstrasse 38.
Patschovsky, Hauptlehrer, Dittersbach bei Liebau i. Schl.
Pauly, C., Fabrikbesitzer, Brieg.
Pautsch, Oswald, Dr. phil., Oberlehrer, Leobschütz.
Peickert, Kaufmann, stellvertr. Stadtverordnetenvorsteher, Liegnitz.
Peppel, I. Bürgermeister, Brieg.
Peters, Ignaz, Professor, Leitmeritz in Böhmen.
Petersdorff, Dr., Königl. Gymnasialdirektor, Strehlen i. Schl.
Pfeiffer, Lotte, Frau Direktor, Gostyn (Posen).
Pfeiffer, Otto, Dr., Steinau a. O.
Philomathie Glatz, z. H. General von Sommerfeld.
Philomathie Oppeln, z. H. Oberlehrer Jung.
Philomathischer Verein, Goldberg.
Pietsch, Lehrer, Gleiwitz, Bitterstrasse 1.
Pietsch, P., Dr., Universitätsprofessor, Berlin W. 30, Motzstr. 12.
Pincus, Dr., Referendar, Grünberg i. Schl.
Pistorius, Stadtbaurat, Brieg.
Plätschke, Emma, Fräulein, Strehlen i. Schl., Promenadenstrasse 7.
Pradel, F., Dr. phil., Oberlehrer, Glogau, Mohrenstrasse 22a.
Prohasel, Professor, Königshütte O.-S.
Prus, Konstantin, Redakteur, Beuthen O.-S.

Rauprich, Max, Dr., Kreisschulinspektor, Tarnowitz O.-S.
Rauschel, Lehrer, Schoppinitz O.-S.
Regell, Dr., Professor, Hirschberg i. Schl.
Reiche, Rechtsanwalt, Sprottau.
Retzlaw, Bankvorsteher, Beuthen O.-S.
Reuter, Geheimer Baurat, Strehlen i. Schl.
Riba, II. Bürgermeister, Brieg i. Schl.
Richter, Pastor, Boyadel, Kreis Grünberg.
Riesengebirgsverein, Hauptvorstand Hirschberg, z. H. Dr. med. Schubert.
— Ortsgruppe Berlin.
— Ortsgruppe Bunzlau, z. H. Seminarlehrer Weitz, Feldstr. 7.
— Ortsgruppe Glogau, z. H. d. Vorsitzenden Eichner.
— Ortsgruppe Görlitz.
— Ortsgruppe Greiffenberg, z. H. Kaufmann Hörder.
— Ortsgruppe Hermsdorf (städt.), z. H. Lehrer Wobus, Hartau (städt.), Post Michelsdorf.
— Ortsgruppe Leipzig.
— Ortsgruppe Liebau, z. H. Bürgermeister Springer.
— Ortsgruppe Petersdorf.
— Ortsgruppe Sagan, z. H. Hermann Kirsch.
— Ortsgruppe Schönau a. Katzb., z. H. Pastor Franz.
— Ortsgruppe Stettin, z. H. Professor Ulich, Bismarckstr. 17.
— Ortsgruppe Striegau.
— Ortsgruppe Wohlau, z. H. Schriftführer Kettner.
— Österreichischer, Johannisbad (Böhmen).
Ritter, Dr., Oberlehrer, Oels i. Schl.
Rittner, Lehrer, Wersingawe, Kreis Wohlau.
Ritzmann, Apothekenbesitzer, Kostenblut i. Schl.
Rohn, Pfarrer, Frömsdorf, Kreis Münsterberg.
Rose, Joseph, Pfarrer, Reichenau, Kreis Glatz.
Rosteck, Dr. med., Ratibor.
Rothe, Kurt, Rechtsanwalt, Chemnitz.
Rother, E., Oberamtmann, Saegen, Kreis Strehlen i. Schl.
Rust, Hans, Majoratsbesitzer und Referendar, Nimptsch.
Sartori, P., Professor, Dortmund, Ardeystrasse 29.
Schermann, Luc., Dr., Universitätsprofessor, München, Giselastr. 8.
Schilling, Franz, Oberlehrer, Leobschütz.
Schlauch, G., Dr. med., Dohna (Sachsen).
Schlesierverein, Bromberg, z. H. W. Georgi, Hoffmannstrasse 5.
Schmidt, Gymnasiallehrer, Kattowitz, Roonstrasse 9.
Schneider, J., Dr., Oberlehrer, Neustadt O.-S.
Schnürer, Gustav, Dr., Universitätsprofessor, Freiburg i. d. Schweiz.
Schöffer, Stadtrat, Liegnitz.
Schönfeld, Oberlehrer, Strehlen i. Schl.
Schönfeld, Lehrer, Warmbrunn.
Scholz, Kantor, Gruna (Oberlausitz).
Scholz, Oskar, Rentner, Herzogswaldau bei Jauer.

Schubert, E. M., Lehrer, Liegnitz, Piastenstrasse 20b.
Schullehrer-Seminar, Königl. evangelisches, Kreuzburg O.-S.
Schulte, Anton, Staatsanwalt, Görlitz.
Schultze, Alfred, Dr., Universitätsprof., Freiburg i. B., Schwimmbadstrasse 30.
Schulz, H., Dr. phil., Bibliothekar, Leipzig, Christianstrasse 3.
Schulz, Justizrat, Strehlen i. Schl.
Schwantag, C., cand. phil., Sprottau.
Schwarz, Pastor, Kreisewitz bei Alzenau, Bez. Breslau.
Seidel, Heinrich, Dr., Gymnasialdirektor, Gross-Strehlitz.
Seidel, Dr., Oberlehrer, Boppard a. Rhein.
Seidel, Pfarrer, Schönau a. d. Katzbach.
Semler, Lehrer, Strehlen i. Schl.
Semmer, Helene, Frau, Lerchenborn bei Gross-Krichen, Kr. Lüben.
Siebelt, Rentmeister, Hermsdorf u. K.
Siegert, Apothekenbesitzer, Reichenstein.
Sienawski, Professor, Glatz.
Skowronski, Dr. phil., Beuthen O.-S.
Skowronski, Pfarrer, Ellguth bei Zülz.
Skowronski, Albert, Buchhalter, Posen, Kopernikusstrasse 3.
Sobczik, Dr., Schuldirigent, Beuthen O.-S.
Sökeland, Hermann, Fabrikant, Berlin NW. 21, Stromstrasse 56.
Soltmann, Dr., Professor, Medizinalrat, Leipzig, Goethestrasse 9.
Sprotte, Gymnasialdirektor, Oppeln.
Stadtbibliothek, Bremen.
Stäsche, Dr., Professor, Tarnowitz.
Stier, Georg, Pastor, Lorenzdorf bei Oberrosen, Kreis Strehlen.
Stimm, Franz, Hotelier, Warmbrunn.
Sturm, L., Königlicher Seminarlehrer, Münsterberg i. Schl.
Süsse, Oberlehrer, Gleiwitz.
Swowoda, Fritz, Lehrer, Berlin.
Sypli, Steuerinspektor, Strehlen i. Schl.
Szaflik, J., Bankdirektor, Beuthen O.-S.
Thielscher, Hermann, Rentier, Blasewitz bei Dresden, Johannstr. 2.
Tippel, Kommissionsrat, Chefredakteur, Schweidnitz.
Tippel, Frau Kommissionsrat, Schweidnitz.
Trogisch, Amtsgerichtssekretär, Patschkau.
Troska, Ferd., Dr. phil., Schöneberg bei Berlin, Brünhildenstr. 15.
Universitätsbibliothek, Königliche, Bonn.
Universitätsbibliothek, Grossherzogliche, Heidelberg.
Universitätsbibliothek, Königliche, Marburg i. H.
Universitäts- und Landesbibliothek, Kaiserliche, Strassburg i. Els.
von Unwerth, Wolf, Dr. phil., Niesky O.-L., Görlitzerstrasse 20.
Urban, Oberlehrer, Glatz.
Verein für Volkskunde, Berlin, z. H. M. Roediger, Berlin W. 62, Bayreutherstrasse 43.
Verein f. d. Geschichte d. Deutschen in Böhmen, Prag I, Liliengasse 7.

Verein, Wissenschaftlicher, Striegau.
Vieweger, Katasterkontrolleur, Rössel, Reg.-Bez. Königsberg.
Vogt, W. H., Dr. phil., Oberlehrer, Moys bei Görlitz, Luisenstr. 24.
Volkmer, Dr., Schulrat, Königl. Seminardirektor, Habelschwerdt.
Volkmer, A., Oberlehrer, Zaborze O.-S.
Waeber, R., Königl. Schulrat und Seminardirektor, Brieg i. Schl.
Wagner, A., Dr., Königlicher Seminardirektor, Rosenberg O.-S.
Wahner, Joseph, Dr., Oberlehrer, Neisse.
Waldstein, Dr., Rechtsanwalt, Oels i. Schl.
Warmbrunn, Oberbürgermeister, Neisse.
Warnatsch, Dr., Professor, Glogau.
Watzlaw, Oberlehrer, Beuthen O.-S.
Websky, Ernst, Fabrikbesitzer, Tannhausen i. Schl.
Weidlich, Theodor, Lehrer, Rothsürben, Kreis Breslau.
Weidner, Pfarrer, Herzogswaldau bei Sagan.
Welzel, Uhrmacher, Wartha.
Wenzlick, Erzpriester, Kraschen bei Guhrau i. Schl.
Wiese, Paul, praktischer Arzt, Gross-Baudiss.
Wilde, Dr. med., Stabsarzt, Peterswaldau.
Willner, Dr. phil., Stolberg bei Aachen, Zweifaller Strasse 53.
Wilpert, Dr., Oberlehrer, Oppeln.
Winkler, E., Prokurist, Eisleben, Lindenstrasse 30.
Wojcieeh, Pfarrer, Löwen i. Schl.
Wolf, Alfred, Amtsgerichtsrat, Bunzlau.
Wossidlo, R., Oberlehrer, Waren i. Mecklenburg.
Wotke, J., Oberlehrer, Zabrze, Kronprinzenstrasse 7.
Wrede, A., Dr., Oberlehrer, Cöln a. Rh., Hansaring 40.
Zdralek, Dr., Professor, Leobschütz.
Zimmermann, A., Dr., Kaiserl. Legationsrat, Berlin W., Kurfürstenstrasse 50.
Zivier, E., Dr., Fürstlicher Archivar, Pless O.-S.
Zobtener Gebirgsverein, z. H. C. A. Langer, Zobten a. Berge.
Zumwinkel, Professor, Liegnitz, Ritterstrasse 16.
Zwirzina, Pfarrer, Lohau, Kreis Cosel O.-S.
Zymbal, Dr., Sanitätsrat, Neisse.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin Trebnitz i. Schl.

MITTEILUNGEN

DER

SCHLESISCHEN GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE

herausgegeben

von

THEODOR SIEBS

Band XI

Jahrgang 1909

BRESLAU

Selbstverlag der Gesellschaft

(für den Buchhandel zu beziehen durch Max Woywod's Verlag, Breslau VIII)

1909

Inhalt.

Aufsätze und Mitteilungen.

Besprechungen.

Geschäftliche Mitteilungen.

Einiges über den italienischen Volkscharakter.[1])

Von Dr. Arnold Oskar Meyer.

In der Beurteilung des italienischen Volkscharakters besteht ein überraschender Widerspruch zwischen dem, was in einer Reihe klassischer Werke unserer Literatur über Italien und die Italiener niedergelegt ist, und dem, was man jeden Tag von den meisten unserer nach Italien reisenden Landsleute zu hören bekommt. Das Volk, dessen Charakterbild Goethe, Gregorovius, Viktor Hehn u. a. mit so viel Liebe studiert und zu zeichnen versucht haben, scheint ein völlig anderes Geschlecht zu sein, als das, das uns aus den meisten Schilderungen und Urteilen des normalen deutschen Italienfahrers entgegentritt. Was in der Literatur als ein adlig Geschlecht, als Edelrasse erscheint, das wird in den Erzählungen des Durchschnittsreisenden zu einem Gaunervolk und Bettlergesindel. Gewiss urteilen nicht alle Reisenden gleich hart, besonders werden Höflichkeit und natürliche Liebenswürdigkeit den Italienern gern zugestanden; aber darüber kann wohl kein Zweifel bestehen, dass Unredlichkeit, Unreinlichkeit und zudringliche Bettelei die Hauptbestandteile bilden, aus denen sich die volkstümliche Vorstellung des Deutschen vom Italiener zusammensetzt. Während der Reisende sein Urteil über die italienische Kunst bereitwillig am Urteil von Autoritäten bildet, und lieber pflichtschuldige Begeisterung zeigt als ein geringschätziges Urteil wagt, traut er in der Beurteilung des italienischen Volkes ohne Zögern dem eigenen Blick und scheut sich nicht, seiner Geringschätzung oder Verachtung dieses Volkes offen Ausdruck zu geben. Nicht alle gehen so weit wie eine Berliner Dame, die ich vor einer italienischen Tischgesellschaft auf italienisch sagen hörte: „Italien wäre ein wunderschönes Land, wenn es einmal 24 Stunden unter Wasser gesetzt werden könnte, damit alle Italiener ersöffen!“ — aber auch denen, die aus Achtung vor Sitte und Gastrecht ihre

[1]) Vortrag, gehalten in der Sitzung vom 11. Dezember 1908.

Gefühle der Abneigung beherrschen, pflegt das italienische Volk doch eine mehr oder weniger unangenehme Zugabe zu den Genüssen der Italienreise zu sein.

Erklärt sich dieser Widerspruch daraus, dass in der Literatur ein poetisches Idealbild des italienischen Volkes lebt, während das alltägliche, volkstümliche Urteil die Wirklichkeit zeichnet? Oder so, dass der flüchtige Reisende nur die Schattenseiten des italienischen Volkscharakters zu sehen bekommt, während die guten Eigenschaften des Volkes sich erst dem länger Weilenden oder häufig Wiederkehrenden offenbaren? — Ich zögere keinen Augenblick, die Alternative im Sinne der zweiten Frage zu beantworten. Die überwiegende Mehrheit der Tadler ist unter den flüchtigen Reisenden zu finden; die überwiegende Mehrheit der Lobredner unter den Fremden, die länger im Lande gewesen sind. Ich habe an mir selber die Erfahrung gemacht, dass ich, der ich das weitverbreitete Vorurteil gegen die Italiener teilte, in allmählicher Wandlung immer mehr und mehr von meiner anfänglichen Abneigung liess, und bei vielen anderen Fremden, die in Italien leben, besonders Deutschen und Engländern, habe ich die gleiche Beobachtung gemacht.

Der zu kurzem Besuch kommende Fremde bildet sein Urteil über die Italiener an anderem Material als der, dem es beschieden ist, länger im Lande zu bleiben. Venedig—Florenz—Rom—Neapel ist die gegebene grosse Heerstrasse für den Fremdenverkehr; die Fülle des Sehenswerten lässt den meisten keine Zeit, einmal auf Seitenpfaden zu wandern. Der Reisende lernt also eine Bevölkerung kennen, für die der Fremdenverkehr alte Tradition ist und einen annähernd festen Bestandteil ihrer Einnahmen bildet. Wir sehen aber an der Bevölkerung der Schweiz, z. T. auch der Rheinlande und anderer vielbesuchter Gegenden, dass ein starker Fremdenverkehr schädlich auf den Volkscharakter einwirkt: es bilden sich doppelte Preise heraus und eine doppelte Moral, solche für Einheimische und solche für Fremde. Die Bevölkerung von Venedig, Florenz usw. kann daher für den Beurteiler des italienischen Volkscharakters nicht als einwandfreies Material gelten. Nun kommt hinzu, dass der flüchtige Reisende von dieser Bevölkerung in der Regel nur die Bettler, Kutscher, Kellner und Portiers kennen lernt, allenfalls noch Eisenbahn- und Postbeamte. Man braucht von Kutschern und Kellnern keineswegs schlecht zu

denken — als Vertreter der Nation wird man sie schwerlich gelten lassen. Stammen sie nun obendrein aus Städten, durch die der stärkste Fremdenverkehr flutet, so können sie nicht einmal als Vertreter ihres eigenen Standes gelten. Der Durchreisende kommt also in Berührung mit einem Menschenmaterial, das ihn in keiner Weise zur Verallgemeinerung seiner Beobachtungen berechtigt. Aus der Neigung zu rascher Verallgemeinerung aber erklären sich nun einmal die meisten Trugschlüsse, und aus dieser selben Quelle, nicht aus dem Gegensatz von Poesie und Prosa, möchte ich auch den vorhin berührten Widerspruch zwischen den literarischen und den alltäglichen Urteilen über den italienischen Volkscharakter erklären.

Wenn ich nun heute Abend versuchen will, einiges über den italienischen Volkscharakter zu sagen, so möchte ich voranschicken, was ich schon bemerkte, als ich die freundliche Aufforderung zu diesem Vortrage erhielt: dass ich für eine wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes nicht ausgerüstet bin, sondern Ihnen nur von den rein persönlichen Eindrücken sprechen kann, die ich im Laufe eines mehrjährigen Aufenthaltes von den Italienern erhalten habe. Eine wissenschaftliche Erörterung der Frage müsste vor allem scheiden zwischen Italienern und Italienern; sie müsste beginnen mit einer Untersuchung der Rassengeschichte des Volkes. Die Nachkommen der longobardischen Siedlungen in Norditalien und weiten Gebieten Mittelitaliens haben mit der stark orientalisch versetzten Bevölkerung Siziliens und süditalischer Landschaften so wenig, vielleicht noch weniger, gemein, als der Friese mit dem Elsässer. Die wissenschaftliche Forschung würde also damit anfangen, den Gesamtbegriff „Italienischer Volkscharakter" in seine Bestandteile nach Rassen zu zerlegen, und würde vielleicht damit enden, dem Gesamtbegriff seine Daseinsberechtigung überhaupt abzusprechen. Sie würde sich weiterhin zu befassen haben mit dem Problem, das Treitschke einmal nennt „jenen rätselhaften Gegensatz von Süd und Nord, der unter den mannigfachsten Formen überall gilt, in Nordamerika wie in Deutschland und Italien und in den Niederlanden" [1]).

Auf ein derartiges tieferes Eindringen in den Stoff muss ich

[1]) Treitschke, Die Republik der vereinigten Niederlande. Historische u. polit. Aufsätze II (5. Aufl. 1886) 429.

schon deshalb verzichten, weil ich nur im Herzen des Landes wirklich heimisch geworden bin, in der Keimzelle des römischen Weltreichs, wenn ich so sagen darf — im Lande der alten Latiner, Volsker, Herniker, Aequer, Sabiner und Etrusker. Von nahezu fünf Jahren italienischen Aufenthaltes kommen nur etwas über vier Monate auf andere Teile des italienischen Festlandes, von Sizilien kann ich überhaupt nicht reden.

Statt den Begriff des Volkscharakters zu zersetzen, will ich mit der Frage beginnen: gibt es etwas, was allen, auch den einander fernst stehenden, Italienern gemeinsam ist, und was sie gleichzeitig trennt von den nordischen Völkern, sagen wir, von uns Deutschen? — Ganz gewiss gibt es so etwas! Worin aber liegt es? — Die populäre Vorstellung würde dieses Etwas vielleicht in die Schlagworte fassen „Deutsche Treue — welsche Tücke!“ Mich mit einer solchen Anschauung auseinanderzusetzen, habe ich in dieser Versammlung nicht nötig. Wohl aber möchte ich kurz eingehen auf eine andere Vorstellung, die heute weit verbreitet ist: die Vorstellung von einer unbedingten Überlegenheit der germanischen Rasse über die romanische. Das heutige Deutschland ist dem heutigen Italien — um nur von diesen beiden Völkern zu sprechen — überlegen an politischer Macht, an militärischer Zucht, an Reichtum, an Schulbildung usw., vor allem an Wirksamkeit und Leistungskraft seiner staatlichen Organe. Das hieraus stammende, gewiss berechtigte Gefühl der Überlegenheit lässt sich aber an dem allen nicht genügen, sondern wird zur Geringschätzung der gesamten modernen Kultur Italiens und stempelt das Volk zu einem Volk vergangener Grösse und gegenwärtiger Dekadenz. Liegt etwa hierin das, was den Italienern gemeinsam ist und sie von uns trennt? Und ist unsere Überlegenheit eine Überlegenheit der Rasse?

Wer auf die Geschichte der germanischen und romanischen Völker im letzten Jahrtausend zurückblickt, wird Mühe haben, das Dogma von der Überlegenheit der einen Rasse über die andere historisch zu erweisen; er wird darin nicht mehr erkennen, als den Ausdruck des Glaubens der Völker an ihren weltgeschichtlichen Beruf. Was uns im letzten Grunde trennt von den Italienern und uns in vielen Punkten überlegen macht, das ist nicht so sehr die Verschiedenheit der Rasse, als vielmehr das verschiedene Alter unserer und ihrer Kultur. Rassen altern so

gut wie Individuen; in ihrem Alter liegt der Hauptschlüssel zum Charakter der italienischen Rasse. Der Italiener fühlt sich durchaus, und mit Stolz, als Sohn eines alten Kulturvolkes, und was ihm sein tiefstes Gepräge aufdrückt, was in seinen Vorzügen wie in seinen Fehlern gleichermassen hervortritt, das scheint mir aus der alten Kultur dieses Volkes leichter zu erklären, als aus irgend etwas anderem. Wenn ich ein einzelnes Wort nennen soll, eine Charaktereigenschaft, in der das Alter des Volkes besonders hervortritt, so könnte ich kein deutsches Wort nennen, sondern nur ein Wort, das der Italiener in unzähligen Fällen, unter den mannigfachsten Umständen und in den verschiedensten Abstufungen der Bedeutung braucht — ich meine das Wort *pazienza*.

„Abbia pazienza!" kann heissen: „Entschuldigen Sie freundlichst!" „Abbia pazienza!" kann heissen: „Füg dich ins Unvermeidliche!" „Pazienza!" tröstet der Reisende, der stundenlang auf den verspäteten Zug wartet, und dasselbe Wort „Pazienza!" ruft sich der Mensch zu, dem der Tod sein Liebstes genommen, dem das Leben alle Hoffnung zerstört hat. „Pazienza!" sagte einst Kardinal Caraffa, der Nepot Papst Pauls IV., als ihm sein Todesurteil verkündet wurde[1]). Pazienza ist ebenso die Nachsicht gegenüber einem kleinen Versehen wie die Gleichgültigkeit gegen Ungehöriges, ist ebenso die Geduld im Warten wie der Gleichmut im Unglück, die Resignation im tiefsten Schmerz und der Duldermut gegenüber dem Unabänderlichen. Kurz: pazienza im guten wie im schlechten Sinne ist eine Alterserscheinung im Leben eines Volkes, ein passiver Zug, ein Sichgehenlassen und Verzichten. Es ist kein Zufall, dass die Italiener gerade dieses Wort so oft im Munde führen und ihm so viele Bedeutungen gegeben haben; in der pazienza liegt die Schwäche und die Stärke der Italiener zugleich.

Aus der pazienza stammt die Geringachtung des Wertes der Zeit — das Wort „time is money" hätte kein Italiener erfunden! — stammt die Unpünktlichkeit, die Neigung zum müssigen und zwecklosen Herumschlendern und Herumstehen, das für die öffentlichen Plätze der italienischen Städte so charakteristisch ist, aus der pazienza das gleichgültige Achselzucken gegenüber offenbaren und

[1]) **Ranke**, Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrh. I (10. Aufl.) 209: „jenes schmerzliche Wort, das man in Italien in verzweifelten Fällen hört".

heilbaren Misständen des öffentlichen Lebens, aus der pazienza das fatalistische Hände-in-den-Schoss-legen nach einem grossen Unglück. Als im April 1906 der grosse Ausbruch des Vesuvs erfolgte und etwa gleichzeitig San Francisco durch jenes furchtbare Erdbeben zerstört wurde — wie ganz anders war die Haltung der vom Unglück betroffenen Bevölkerung in Amerika und am Golf von Neapel! In Amerika fieberhafte Tätigkeit, Anspannung aller Kräfte und Konzentrierung auf den einen Gedanken der Rettung und Wiederherstellung. Am Vesuv — pazienza! Ein apathisches, wie gebrochenes, widerstandsloses Volk, das den Zorn Gottes hinnahm und ihn nur durch Prozessionen mit heiligen Bildern zu besänftigen suchte, ein Volk, das alle Rettungsarbeiten dem zu Hilfe geschickten Militär überliess und oft geradezu gezwungen werden musste, selber mit Hand anzulegen bei der Bergung seiner eigenen Habseligkeiten[1]).

Aus der pazienza stammen aber auch gute, stammen die liebenswürdigsten Eigenschaften des italienischen Volkscharakters. Geduld und Nachsicht sind wichtige, vielleicht die wichtigsten Bestandteile wahrer Höflichkeit. Höflichkeit in diesem Sinne aber, eine Höflichkeit, die mehr ist als Beherrschung der gesellschaftlichen Formen, als äussere Wohlerzogenheit, ist den Italienern in hervorragendem Masse eigen. Sie stehen hinter den nordischen Völkern vielleicht zurück an gesellschaftlicher Korrektheit, sie legen auch wenig Wert auf die feinen Unterscheidungen, die besonders die angelsächsische Höflichkeit ausgebildet hat für die Beziehungen der Männer untereinander und für den Verkehr des männlichen mit dem weiblichen Geschlecht. Die nie versagende Gefälligkeit aber, die Freundlichkeit und Fürsorge für den Fremden, das bereitwillige Eingehen auch auf absonderliche Wünsche und Gewohnheiten, das Zurückstellen eigener Interessen und Rechte zugunsten des Fremden, kurz: die pazienza mit dem Fremden macht das Reisen in Italien, trotz der mangelhaften italienischen Eisenbahnen, vor allem aber die Fusswanderung zu einem stets erneuten Genuss, besonders in Gegenden, die vom Fremdenverkehr weniger berührt werden. Wenn ich auf meinen vielen, meist einsamen, Wanderungen in der Campagna, in den

[1]) Die Berichte über das jüngste Erdbeben von Messina bestätigen diese Beobachtung aufs neue.

Sabiner- oder Volskerbergen mit einem berittenen Eingeborenen zusammentraf und eine Strecke des Weges mit ihm gemeinsam hatte, so unterliess der Eingeborene doch nie, mir gleich nach den ersten Worten der Begrüssung sein Reittier, Pferd oder Maulesel, anzubieten — nicht etwa im Gedanken an ein Trinkgeld, sondern aus jener Höflichkeit heraus, die der Italiener für jedermann hat, besonders aber dem Fremden entgegenbringt.

Die beste Probe für die Höflichkeit eines Volkes, vor allem für die Verbreitung der Höflichkeit in den niederen Schichten des Volkes, ist wohl das Benehmen der Menge beim Auseinandergehen einer nach Zehntausenden zählenden Volksversammlung. Wer von der Überlegenheit deutscher oder englischer Kultur gar so tief durchdrungen ist, der sollte einmal in Italien eine grosse Volksversammlung mitmachen, sei es im geschlossenen Raume, sei es unter freiem Himmel, oder er sollte mit 80000 andern Menschen zusammen in den Hallen der Peterskirche stehen. Wenn dann der gefürchtete Augenblick des Auseinandergehens kommt, so wird er eine ungeahnte Überraschung erleben und sich vielleicht sagen, dass er den Begriff „Kultur“ etwas zu eng gefasst habe. Da ist kein Schubsen und Knuffen und Stossen, kein Gebrauch der Ellbogen, kein ungeduldiges oder unfreundliches Wort im Gedränge, sondern — pazienza. Langsam und ruhig geht die Menge auseinander, als ob es vorher eingeübt worden wäre. Die Leerung der gefüllten Peterskirche nimmt über eine Stunde in Anspruch. Wird das Gedränge einmal an einer Stelle zu arg, so ertönen nicht Schimpf-, sondern Scherzworte; ich habe nie gehört, dass bei solchen Anlässen Körperverletzungen vorgekommen, oder dass gar — trotz vieler Ohnmachten infolge stundenlangen Stehens in schlechter Luft — Menschenleiber zertreten worden wären. Weder in Deutschland, noch in England könnte man das Wagnis begehen, das in Rom gelingt: 65—70000 Eintrittskarten werden für grosse Kirchenfeiern in der Peterskirche ausgegeben, und eine Stunde vor Beginn erhält auch das ohne Karten vor der Kirche wartende Volk Einlass durch die beiden Portale des Domes.

Und das ist möglich in dem Volk, das sich selber die Tugend der Disziplin abspricht:

„. . . alla virtù latina
O nulla manca, o sol' la disciplina“ [1]).

[1]) Tasso, Gerusalemme liberata, canto I str. 64.

Es ist eben nicht Disziplin, was hier zutage tritt, nicht die Eigenschaft, die der Italiener bewundert an der pünktlichen und zuverlässigen Beamtenschaft Deutschlands und Englands, sondern es ist jenes Geschenk alter Kultur: pazienza. Hier zeigt es sich deutlich, dass die sogenannte — bald lobend, bald verächtlich so genannte — Kindlichkeit der Italiener nicht verwechselt werden darf mit der Kindlichkeit unzivilisierter Völker, etwa der Russen, die die Krönung ihres Zaren durch Tausende zertretener Menschenleiber feierten [1]).

Die Kindlichkeit der Italiener ist, wie ihre pazienza, eine Alterserscheinung. Wie oft hört man von Fremden, die in Italien leben und die Italiener kennen, das Wort, das dann wie der Ausdruck ihres Gesamturteils über das Volk erscheint: „Die Italiener sind doch rechte Kinder!" Ich kann mich nicht erinnern, in den Urteilen fremder Völker über die Italiener des Mittelalters oder des 15. und 16. Jahrhunderts je dem Wort von der Kindlichkeit der Italiener begegnet zu sein. Es ist im Leben der Völker wie in dem einzelner Menschen: das hohe Alter nimmt wieder Züge der Kindheit an. Wer sich zur Ruhe setzt, wer ausscheidet aus dem Kampf ums Dasein, der wirft die Sorgen des Lebens hinter sich und kehrt zurück zu den einfachsten Formen, zu den harmlosesten Freuden des Lebensgenusses. Dieser kindliche Zug der Italiener zeigt sich am liebenswürdigsten — ich möchte fast sagen: am beneidenswertesten — in der glücklichen Gabe, den Augenblick zu geniessen, in der Fähigkeit zur Freude bei dem geringsten Anlass, in der Harmlosigkeit des italienischen Witzes und Scherzes — einer Harmlosigkeit und Genügsamkeit, die einen Anlass zum herzlichen Lachen schon findet, wo der Nordländer erstaunt fragt: „Ja, wo ist denn die Pointe des Witzes?" Scherze, mit denen man in Deutschland nur Kinder erfreuen würde, erfreuen in Italien den Erwachsenen. Umgekehrt hat der nordische Witz für den Italiener etwas zu gedachtes, erscheint ihm zu spitzfindig, um noch als Witz genossen zu werden. Bei der Lektüre in fremden Sprachen ist bekanntlich kein Gebiet schwerer zu erobern als das des Witzblattes. Während aber der Deutsche sich z. B. in ein englisches Witzblatt einlesen kann, und der Engländer ein deutsches verstehen lernt, bleibt uns das italienische

[1]) Auf dem Chodynskifelde bei Moskau (30. Mai 1896).

Witzblatt im allgemeinen ungeniessbar, erscheint uns albern und platt, wie auch umgekehrt das deutsche Witzblatt dem Italiener schwerfällig vorkommt, überladen mit Gedankeninhalt.

Wir, als ein junges Kulturvolk, das weit mehr hinaus in die Zukunft blickt, als zurück in die Vergangenheit, wir nehmen das Leben ernst und schwer; das alte Kulturvolk der Italiener, das auf Schritt und Tritt an seine grosse Vergangenheit erinnert wird, nimmt das Leben leichter und fröhlicher, wie mit dem Bewusstsein getaner Arbeit. Nie hat sich mir dieser Unterschied der beiden Lebensanschauungen, Lebensbewertungen, so aufgedrängt wie im Falle einer Jugendentwickelung, in der beide Auffassungen des Lebens lange miteinander kämpften. Es handelt sich um ein junges Mädchen, dessen Vater Amerikaner angelsächsischer Rasse, dessen Mutter Italienerin aus römischem Adel ist. Als ich das junge Mädchen kennen lernte, war sie 17 Jahre alt, hatte einen unbezähmbaren Wissensdrang und Lerneifer, konnte nicht genug geistige Nahrung erhalten und blickte mit Verachtung herab auf das Nichtstun und den geringen Bildungseifer des durchschnittlichen italienischen Mädchens. Sie schien durch und durch amerikanische Energie und Betriebsamkeit. Im Lauf der Jahre ging eine kaum merkliche, aber stetige Veränderung mit ihr vor, ihr Eifer liess langsam nach, ihr Bedürfnis nach Behagen und Ruhe nahm zu, und als ich mich von der 22jährigen verabschiedete, lag sie auf der Terrasse einer Villa am Meer im Faulstuhl ausgestreckt, über sich ein Dach von Grün und Blüten, den Blick hinaus auf das tiefe Blau des Meeres gerichtet, das Ohr auf das gleichmässige Rauschen der Brandung — von Büchern oder sonstiger Arbeit keine Spur um sie her, nichts, aber auch gar nichts als *dolce far niente*, als Genuss des schönen, flüchtigen Augenblicks. Zum Abschied sagte sie: „Ich hab es aufgegeben. Was hat das Arbeiten für einen Zweck? Die Welt ist so schön — sehen Sie nur! — und das Leben so kurz! Wozu es füllen mit Arbeit und Mühe — was kommt am Ende heraus? Ich habe mich frei gemacht davon: das italienische Blut in mir hat gesiegt“.

Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, dass das, was hier zu zwei extremen Lebensanschauungen theoretisch zugespitzt erscheint, in der Wirklichkeit oft anders aussieht. Dass die Italiener auch arbeiten können, und gesuchte Arbeiter sind, be-

sonders für Strassen- und Eisenbahnbau, das weiss alle Welt, weiss besonders auch Deutschland. Die Lombardei, in der das junge, das germanische Blut die Oberhand gewonnen hat, ist reich an blühenden Industriezentren. Das Leben ist dort Arbeit, wie nur in irgendeinem Lande nördlich der Alpen — beiläufig: ein Zeichen, wie wenig der Volkscharakter mit dem Klima zu tun hat; denn die Lombardei mit ihren glühenden Sommern und ihren kalten Wintern ist weniger geschaffen zu einem Lande der Arbeit als weite Strecken Mittelitaliens mit mässigeren Wärme- und Kältegraden. Über Mailand (eine der heissesten Städte ganz Italiens) fällte vor kurzem ein Amerikaner das Urteil: „Die Vereinigten Staaten können kaum eine Stadt von gleicher Grösse aufweisen, die mit Mailand wetteifern könnte an Aufschwung und Betriebsamkeit“ [1]). Allein man kann weder die Lombarden, noch die ausgewanderten italienischen Arbeiter, die mit der Not des Lebens zu kämpfen haben, anführen als typische Vertreter der italienischen Lebensanschauung. Jenes eben erwähnte Mädchen, das als Kind zweier Rassen nicht naiv zur italienischen Lebenskunst gelangte, sondern im bewussten Gegensatz zur angelsächsischen Bewertung des Lebens, hat mit den Worten: „Was kommt am Ende heraus?“ das Motto ausgesprochen, das der Durchschnitts-Italiener über das Kapitel „Arbeit“ schreiben möchte.

Während bei uns der vollkommene Nichtstuer allgemeiner Verachtung anheimfällt, und auch der Faulenzer wenigstens den Schein der Arbeit und eines Lebensberufes annimmt, ist in Italien der Mensch, der nichts tut, und auch nichts zu tun vorgibt, weder eine verächtliche, noch eine seltene Erscheinung. Auf die Frage nach dem Beruf eines Menschen kann man wohl die Antwort erhalten: „È un signore“. Ich habe zuweilen die Beobachtung gemacht, dass der amerikanische Geschäftsmann, dessen ganze Lebenskraft der Arbeit gehört hatte, in Italien die tiefsten Eindrücke nicht von der hohen Kunst oder der schönen Natur empfing, auch nicht von den Denkmälern einer grossen Vergangenheit, sondern — vom italienischen Volke, dem Volk mit den lachenden Augen. Dann konnte ihn etwas befallen wie Reue über

[1]) William Roscoe Thayer, Italica. Studies in Italian Life and Letters (London 1908) 308: The United States can scarcely show a city of equal size to match Milan for progressiveness and „hustle“.

ein verlorenes Leben, und mit all seiner Geschäftsklugheit kapitulierte er vor der Lebenskunst der Italiener. Sein Trost war dann: „Ich hätt's eben doch nicht gekonnt!“

Die Freude am Leben, am Leben um seiner selbst willen, an der blossen Tatsache des eigenen Daseins, ist die Gabe des Italieners — eine Gabe, die den jungen, mitten im Wettkampf der Welt stehenden Völkern verloren gegangen ist. Eine Menge kleiner, harmloser Freuden, für die der arbeitende Mensch keine Zeit hat, oder denen er gar nicht seine Beachtung schenkt, haben ganz andern Sinn und Wert für den Italiener. Der Italiener liebt das Leben mit aller Inbrunst — der Lebende ist glücklich, der Tote ist ein armer Unglücklicher: *povero*. Welch tiefer Unterschied in der Auffassung vom Werte des Lebens liegt darin, dass wir von den Toten als *selig* sprechen, der Italiener nur als *poveri!* Der Eindruck, den diese Erfahrung das erste Mal auf mich machte, ist mir unvergesslich geblieben. Ein Kastellan führte mich durch ein Schloss, in dem Bilder von Mitgliedern des königlichen Hauses hingen. Er zeigte mir das Bild des regierenden Königs, dann das seines Vaters, des „povero re Umberto“. Ich fand nichts an dem Ausdruck, da ich an den tragischen Tod König Humberts dachte. Doch dann ging es weiter: „Ecco il povero Vittorio Emanuele II“. „Warum nennen Sie ihn ‚povero‘?“ fragte ich erstaunt, „Viktor Emanuel II. war doch ein glücklicher Mann!“ „Si! Ma è morto! È un povero“, erwiderte der Kastellan erstaunt, „i morti, per noi Italiani, sono poveri“. Ich wusste damals noch nicht, dass die deutschen Worte „meine selige Mutter, meine verstorbene Mutter“ auf italienisch lauten „mia povera mamma“.

Es scheint, als ob diese Liebe zum Leben durch nichts gebrochen, diese Fähigkeit, das Leben leicht, und die Arbeit nicht zu schwer zu nehmen, dem Italiener durch nichts geraubt werden könnte! Auch nach der schwersten körperlichen Arbeit bricht die heitere Daseinsfreude immer wieder durch und verschafft sich ihr Recht. Ja, die Art, wie die Arbeit selbst verrichtet wird, hat oft einen Zug leichter spielerischer Fröhlichkeit. Nirgends habe ich das mehr empfunden als in Neapel, diesem Paradiese, in dem es nichts zu geben scheint, woran der Lebensgenuss nicht sein Teil haben könnte. Die Verladung von Kohlen in den Rumpf eines Schiffes, eine Arbeit, die nur von der „Hefe“ des Volks der

Hafenstadt verrichtet wird — diese Arbeit, sollte man glauben, hat nichts an sich, was sie veredeln oder den Blick des Beschauers anziehen könnte. In Neapel konnte ich das Auge nicht abwenden von den Kohlenträgern, die in mehrstündiger schwerer Arbeit Korb um Korb in das Schiff trugen. Ein zerlumptes, halbnacktes Gesindel — und dennoch! Nicht nur, dass durch den Schmutz und die schwarze Schicht des Kohlenstaubes die Schönheit dieser Körper und Glieder durchleuchtete — mit welchem Anstand trugen sie, hochaufgerichtet, die schwere Last, leicht schreitend, als trügen sie Körbe mit Blumen! Zum Schluss warfen sie die paar Lumpen ab, die sie noch um die Lenden hatten, sprangen ins Meer und tollten und spritzten übermütig im Wasser herum, nach der harten Arbeit sofort wieder fröhlich und frisch.

Diese unverwüstliche Lebenslust bedarf keines Alkohols, um geweckt zu werden. In Italien, einem der reichsten Weinländer der Welt, gibt es weniger Trunkenheit als in Deutschland und England. Am meisten ist mir Trunkenheit unter Italienern noch in Venedig aufgefallen, wo mir oft die Nachtruhe gestört wurde durch johlende Schwärme von Betrunkenen, die in Prozession die Wasserstadt durchzogen. In Rom sind die meisten Betrunkenen Deutsche. Im Neapolitanerlande dagegen, wo der Wein doch nicht nur gut und billig zu haben ist, sondern auch stark dazu, spielt der Alkohol nur eine ganz untergeordnete Rolle bei den Vergnügungen des Volkes. Wer genug hat, trinkt eben nicht mehr, und man kann in neapolitanischen Osterien Gesellschaften finden, die samt und sonders vor leeren Gläsern sitzen. An die Stelle des Weines tritt dann die Musik: einer nach dem anderen trägt ein Lied vor, das von der Mandoline begleitet wird; steigert sich die Stimmung, so kommt der Tanz zu seinem Recht, oft auch dann, wenn keine Tänzerinnen zu haben sind. Die natürliche Anmut der Tänzer macht auch den Tanz von Burschen unter sich zu einem Schauspiel für das Auge.

Als das Städtchen Castelgandolfo in den Albanerbergen die Einweihung seines elektrischen Lichtes festlich beging, wurde ein Volksfest gefeiert vom hellen Mittag bis zum Einbruch der Nacht. Das Volk vergnügte sich fast nur mit Musik und Tanz, veranstaltete festliche Umzüge mit Gesang und — liess, wie bei uns die Kinder, kleine Luftballons fliegen. Die Ballons stiegen hoch hinauf, wurden dann vom Winde über den blauen Albaner See

getragen und senkten sich schliesslich in langsamem Falle immer tiefer und tiefer in das Becken des Kratersees, bis einer nach dem andern den Wasserspiegel berührte und schwimmend weiter trieb. Mit diesem kindlichen Spiel konnte das ganze Städtchen sich vergnügen. Ich kam am Mittag durch den Ort und abends wieder: ich habe keinen Betrunkenen gesehen.

Mit dieser Fähigkeit zu harmlos-heiterem Lebensgenuss hängt es zusammen, dass in Italien der Mensch dem Menschen leichter nahe tritt als bei uns und anderen Völkern ernsterer Grundstimmung. Bei uns wird der Mensch in erster Reihe nach seiner gesellschaftlichen Stellung eingeschätzt und behandelt; die Gesellschaft zerfällt in Kasten und jede Kaste wieder in Gruppen. Die sozialen Gegensätze sind bei uns schärfer als in Frankreich, als in England, sind vor allem unvergleichlich schärfer als in Italien. Der Gegensatz von Arm und Reich ist in Italien gewiss grösser und handgreiflicher als bei uns — Italien hätte Sozialpolitik dringender nötig als wir — nur wenige Stunden vor den Toren Roms, noch im Angesicht der Kuppeln und Türme der Stadt, liegen die Hüttendörfer der Campagnuolen: zeltartige Hütten aus Besenkraut, die kaum anders aussehen als die Indianerwigwams auf den Abbildungen unserer Jugendschriften. Eine Armut herrscht dort, die nach unseren Begriffen auch nicht die bescheidensten Ansprüche des Lebens befriedigt und nur eben für italienische Bedürfnislosigkeit erträglich ist. „Signore“, sagte einmal eine solche Hüttenbewohnerin zu mir, „Signore“, wenn Ihr heimkommt, kommt Ihr in ein Haus mit Fenstern“. Ein Haus mit Fenstern — für diese Frau war es ein Palast; sie durfte nicht hoffen, je in einem solchen Hause zu wohnen. Dennoch sind die sozialen Gegensätze in Italien gelinder als bei uns: der Niederstehende ist weniger unterwürfig, der Höherstehende weniger anmassend. Und der Vornehme *darf* sich eher zum Geringeren herablassen, oder richtiger: ihn zu sich heraufziehen, weil er sicher ist, dass der Niedere die Distanz wahren und sich nicht zu plumper Vertraulichkeit herandrängen wird. Auch dies, der soziale Takt, ist — wie die italienische Höflichkeit — nur zu verstehen als das Ergebnis einer alten Kultur.

In Italien besteht kein Bedürfnis für jene Abschliessung, die in Deutschland, wenigstens in Preussen, der Offizier und der höhere Beamte glaubt wahren zu müssen. In Preussen wäre eine

Scene unmöglich, die ich einmal in Terni im Hotel „Europa" mit angesehen habe. Terni ist eine Provinzstadt von 25000 Einw., das Hotel „Europa" das erste am Ort. Da erschienen des Abends ein Hauptmann, fünf Leutnants und zwei Zivilisten und nahmen Platz an der Wirtstafel. Sie bestellten Wein, Maccaroni, Käse und — holten das übrige aus ihren Taschen hervor. Die Leutnants waren vorher im Wurstladen gewesen und hatten zwei oder drei stattliche Pakete Schinken und Wurst mitgebracht. Die wurden hier geöffnet und unter fröhlichem Gejohle herumgereicht. Der Kellner stand lächelnd dabei. Niemand glaubte seiner Würde etwas zu vergeben.

Dieser soziale Takt ist es auch, was den Verkehr mit dem Landvolk, mit den armen, blutarmen Bewohnern der Berge, so überaus reizvoll macht. Das Volk ist weder schüchtern noch frech, sondern voll Anstand und Sicherheit des Benehmens. Wer nur den italienischen Mittelstand kennt, die am wenigsten anziehende Schicht der Bevölkerung, und wer sich gewöhnt hat, vom Verkehr mit den italienischen Droschkenkutschern, Strassenverkäufern und Bettlern her, die Vorstellung von dreister Zudringlichkeit zu verbinden mit seiner Vorstellung vom italienischen Volkscharakter, der wird ungeahnte Überraschungen erleben, wenn er sich zu einer Wanderung durch abgelegene Gebiete der italienischen Bergwelt entschliesst. Die heute grundlose, aus vergangenen Zeiten stammende Räuberfurcht hält ja noch immer die meisten Fremden ab, die wunderbaren Schönheiten etwa des Sabiner Berglandes oder anderer italienischer Gebirge in einsamer, tagelanger Wanderung zu geniessen. Und doch weiss ich kein Volk, bei dem der Fremde sicherer aufgehoben wäre, bei dem er freundlichere Unterstützung und herzlichere Gastlichkeit fände, als die Italiener. Wenn ich nach dem Wege fragte — denn Wegweiser gibt es dort nicht und, gottlob, auch keine Gebirgsvereine — wie oft bot der Gefragte mir seine Begleitung an oder schickte mir seinen Jungen ein Stück Weges mit! Wie väterlich-liebevoll sorgte sich jener alte Sabiner Hirt, den ich bei einbrechender Dunkelheit nach einem schwer zu findenden Wege fragte: „O mein Sohn! was tust du? (in den Bergen gilt noch das Du). Du kannst hier nicht gehen! bald kommt die Nacht, und du verlierst den Weg; denn der Weg ist schwierig, und wie soll ich ihn dir beschreiben? O figlio mio, figlio mio!"

Es ist ein liebes, treuherziges und grundehrliches Volk, das die Berge bewohnt, ein Volk, an dem die Weltgeschichte, die des alten und die des neuen Roms, mit allem Glanz und allem Verfall ihrer äusseren Kultur spurlos vorübergegangen zu sein scheint, damit es in seiner unberührten Stille langsam reife zur Würde des Alters und zum Frohsinn des Kindes. Die Hirtenflöte aus Rohr, die noch heute in den Bergen tönt — gern von zwei Hirten im Wechselspiele geblasen — ist älter als die ganze römische Kultur, und die Form des Eimers, den das Mädchen zum Brunnen trägt, erinnert mehr an Sammelstücke prähistorischer Museen, als an Gefässe, wie die Menschen von heute sie benutzen. Kein modernes Kunstinstrument hat den Dudelsack verdrängt, den der Hirt sich aus einem Schaffell selber gemacht hat: durch die Fellöffnung der einen Vorderpfote wird das Mundstück eingeführt, an Stelle des Schafskopfes ein Spiel von Rohrflöten angebracht, die übrigen Fellöffnungen zugenäht und der Dudelsack ist fertig.

Was den Fremden aber vielleicht noch merkwürdiger berührt als dieses Stillstehen der äusseren Kultur, das ist die gänzliche Ahnungslosigkeit dieser Menschen von dem, wie es draussen in der Welt, d. h. drunten im Tale, aussieht. Obwohl sie vielleicht von ihrem Heimatsdorf aus die Peterskuppel sehen können, kommen sie doch, wenn überhaupt, nur selten öfter als einmal im Leben nach Rom. Für Menschen, die so nahe bei Rom geboren sind und leben, wie Strehlen oder Neumarkt bei Breslau liegt, ist eine Romreise ein ebenso grosses, vielleicht ein grösseres, Ereignis im Leben wie für einen Dorfschulmeister aus Hinterpommern. Wen nicht die bittere Not zu vorübergehender (seltener dauernder) Auswanderung nach Südamerika treibt, der bekommt von der Welt nicht viel mehr zu sehen, als der Blick von dem Heimatdorf reicht.

Auf dem Wege von Palestrina nach Capranica in den Sabinerbergen ging ich eines Tages ein Stück Weges zusammen mit dem Postbuben. Der fragte mich: „Bist du aus Rom?“ — „Nein“, sagte ich, „ich bin Fremder“. — „Dann bist du wohl aus Toscana?“ — „Nein, ich bin aus Deutschland“. — Da schwieg er eine Weile; dann fragte er: „Gibt es denn nichts zu arbeiten in Deutschland, dass du hierher kommst?“ — Es klang im ersten Augenblick beinah, als wollte er mir den Text lesen: „Wie kannst du hier in den Bergen herumlaufen, statt zu arbeiten?“

Sein Gedanke war aber natürlich nur, dass Arbeitsuchen der einzige Grund sei, aus dem der Mensch sein Land verlassen könne. Eine solche Harmlosigkeit ist möglich nur eine Stunde entfernt von einer der besuchtesten Heerstrassen des internationalen Fremdenverkehrs, die Europa kennt.

Oder ein ähnliches Gespräch in den Volskerbergen, bei Montelanico. Ein Eingeborener, der ein Stück mit mir zusammenreitet, fragt mich: „Bist du Römer?“ — „Nein, ich bin Fremder“. „Woher bist du denn?“ — „Ich bin Deutscher (*Tedesco*)“. — „Wenn du ein Tedesco bist, aus welchem Lande bist du denn da?“ — „Ich bin aus Deutschland (*Germania*)“. — „Ist das weit weg?“ — „Länger als ein Tag Eisenbahn“. Darauf nachdenklich nach einer Weile: „Deutschland gehört doch nicht mehr zu Europa, nicht wahr?“ — „O gewiss! Deutschland ist das Land vom Kaiser Wilhelm, wenn du von dem mal gehört hast“. Da plötzlich zuckt es wie Erleuchtung über sein Gesicht: „Ach so (Ecco)! dann ist Deutschland also ein Teil von England!“

Mit dieser Ahnungslosigkeit von den Dingen der Welt verbindet sich aber ein mächtiges, wenn auch noch so unklares Gefühl: Roma — il capitale del mondo! Der weltfernste Bergbewohner im Sabinerlande, der kaum je hinabsteigt in die Tiberebene, fühlt doch, dass er etwas bedeutendes ausspricht, wenn er den Arm ausstreckt und dem Fremden weist: „Ecco Roma! Ecco la cupola di San Pietro!“

Gewiss drängt sich uns in manchen Augenblicken der Kontrast von Vergangenheit und Gegenwart mächtig auf. Wenn man etwa zum Tempel der Göttin von Gabii pilgert, jenem einsamen Campagnatempel der Juno Gabina, dessen Cella noch heute ragt, aus gewaltigen, glatt behauenen Quadern ohne Mörtel aufgetürmt, und doch fest gefügt wie für die Ewigkeit, und man wandert dann die gigantische Stadtmauer des alten Gabii entlang, um nichts zu finden, als winzige, dürftige Strohhütten der Menschlein von heute, angeklebt an die Felsenmauer der Vorzeit wie Vogelnester an den Sims eines Palastes — Hütten, die der Nordsturm in die Tiefe blasen würde, wenn die uralte Mauer sie nicht schützte — dann kann einen wohl für Augenblicke das Gefühl von der Kleinheit der Gegenwart und von der überwältigenden Grösse der Vergangenheit überkommen. Allein je länger man in Italien weilt, um so mehr hört man auf, die Antike und die

Renaissance immer wieder als Folie zu nehmen für das Volk unserer Zeit, und die Italiener demnach als Epigonen zu beurteilen; man gewinnt, je länger — je mehr, die Italiener von heute mit all ihren Fehlern und Schwächen ebenso lieb wie ihr schönes Land und gibt es auf, das eine vom andern, Italien von den Italienern, zu trennen.

Aber — höre ich da einwenden — die Italiener haben ja gar keinen Sinn für ihr schönes Land, überhaupt keinen Sinn für Natur! Meine Antwort: wer im Glashause sitzt, sollte nicht mit Steinen werfen. Was würden wir wohl sagen, wenn uns der Natursinn abgesprochen würde? Und er wird uns abgesprochen — von den Engländern. Wenn der Engländer sieht, wie wir die Natur bürsten und kämmen und zurechtmachen, wenn er in unseren Gebirgen die sauberen, wohl gepflegten Promenadenwege sieht, die Wegweiser, auf denen genau angegeben ist, wie weit es bis zum nächsten Wirtshause ist, wenn er endlich gar die Krone von allem, die aufziehbaren Wasserfälle, sieht, dann gesteht er den Deutschen wohl gern zu, dass sie ordentliche und saubere Menschen sind, die nirgends Disziplinlosigkeit dulden — aber von Natursinn, sagt er sich, haben sie keinen Schimmer[1]).

Nun, wie ich überzeugt bin, dass wir, trotz unserer Gebirgsvereine, Natursinn haben — mag der Schein auch gegen uns sprechen —, so sollten wir auch vorsichtig sein in der Beurteilung des Natursinns anderer Völker. Der Vorwurf, der Italiener habe keinen Natursinn, läuft meistens hinaus auf die Forderung, der Italiener solle sich für Dinge begeistern, die für den Fremden eine Schönheitsoffenbarung, ein unvergessliches Erlebnis sind, für den Italiener etwas Alltägliches, Selbstverständliches. Ein italienischer Sonnenuntergang im Sommer kann dem Nordländer, der die Farben des Südens nicht kennt, überwältigende Augenblicke bringen. Und wenn er dann um sich her Italiener sitzen sieht, die sich nicht mit dem Sonnenuntergang beschäftigen, sondern mit den Maccaronifäden, die ihnen lang aus dem Munde hängen, so heisst es sofort: die Leute haben eben keinen Sinn für Natur, sie sind es gar nicht wert, in einem so schönen Lande zu leben.

[1]) Vgl. etwa die humorvoll-satirische Studie über das Verhältnis des Deutschen zur Natur in J. K. Jerome's Three Men on the Bummel, chapt. VII.

Die Italiener sind auch schlechte Touristen. Ich kenne wenige Städte mit reicherer und schönerer Umgebung als Rom; aber ich habe wenige Römer kennen gelernt, die nur einigermassen Bescheid gewusst hätten in der Umgebung ihrer Vaterstadt. Soll man ihnen deshalb den Natursinn absprechen? nur weil ihre Bequemlichkeit grösser ist als ihre Wanderlust? Ich meine: wenn auch uns Deutschen die Wanderlust der reinste Ausdruck der Naturfreude ist, so gibt es doch auch andere Arten des Naturgenusses. Über die italienische könnte man wieder das Motto schreiben *Dolce far niente.* Wohl am ausgiebigsten wird diese Art des Naturgenusses gepflegt in Neapel, und dort lernt man am ehesten, ihr gerecht werden. So oft ich im neapolitanischen Lande war — am vollsten habe ich es doch erst zuletzt genossen, als ich mich frei fühlte von der eingebildeten Pflicht, neues zu sehen, als ich mir einen schönen Punkt wählen und mit gutem Gewissen faul sein konnte wie ein Neapolitaner. Denn so schön das Wandern durch das herrliche Land auch ist — in Neapel kommen auch über den Wanderfrohesten Angenblicke der Stimmung, die nichts weiter begehrt als den ruhigen Genuss des eigenen Daseins im Anschauen von Schönheit. Wenn man so weit gekommen ist, dass man sich sagt: es ist zwar schön, auf die Berggipfel von Ischia und Capri zu steigen; aber am schönsten sind die Inseln doch, wenn sie als blaue Silhouetten still im blauen Meere schwimmen, und die Sonne leuchtend über ihnen steht oder zwischen ihnen glühend ins Meer taucht — und eine Vesuvbesteigung ist zwar etwas Erhebendes; aber am schönsten ist der Berg doch, wenn man nicht zu nahe herangeht: dann hat man den Standpunkt des italienischen Naturgenusses gewonnen. Es ist ein Standpunkt, auf dem wir nicht lange stehen bleiben können — uns fehlt die pazienza, wir sind noch nicht alt genug dazu — und das Wort vom Dolce far niente verliert nicht nur seinen Wohllaut, sondern auch Sinn und Berechtigung, wenn man es in die Sprachen der nordischen Völker übersetzt.

Man darf auch nicht vergessen, dass der Teil des Jahres, in dem die Mehrzahl der Menschen die meiste Zeit zum Wandern hat, die Zeit der Sommerferien, in Italien die ungünstigste Zeit zum Wandern ist. Der Sommer ist in Italien zwar die schönste Jahreszeit, was Farbenreiz und Stimmung der Landschaft angeht, aber genossen werden kann er nur bei einem möglichst geringen

Mass von Eigenbewegung. Daher steht die Ferienzeit des Italieners nicht im Zeichen der Wanderlust, sondern der beschaulichen Ruhe.

Man glaube aber ja nicht, dass bei all dieser Neigung zu beschaulichem Naturgenuss dem Italiener der Sinn fehle für das Pathos der grossen Natur, für das Heroische der italienischen Landschaft! Wer Höhenkult sucht, findet ihn in Italien, findet ihn zugleich als Äusserung des Natursinns und des religiösen Triebes. Dass die Klöster sich mit Vorliebe auf Bergen niedergelassen haben, erklärt sich wohl mehr daraus, dass sie Schutz suchten vor feindlichem Überfalle; aber auch Berge, auf denen keine Klöster liegen, heissen sehr oft nach Heiligen[1]) oder tragen Namen von religiösem Klange, wie Spina Santa. Und dasselbe Gefühl für Pathos, der Sinn für eine feierliche Form der Verehrung, aus dem heraus wir etwa unsere Bismarcksäulen auf Bergen errichten, treibt auch den Italiener, Denkmäler religiöser Symbole auf den Bergen zu erbauen. Trotz alles Reichtums an Wallfahrtsorten und wundertätigen Bildern in den Tälern, haben die Sabinerberge einen Ort, der einmal jedes Jahr die Bewohner des Gebirges zu einem grossen Volksfeste an sich zieht, einen Ort, der nicht durch eine Reliquie oder ein Wunderbild zur Kultstätte geworden ist, sondern nur deshalb, weil er weit und breit der höchstgelegene Ort ist und von der Felsenkrone seines Berges, des Monte Guadagnolo, Land und Meer überschaut von den Pontinischen Inseln bis zum Gran Sasso d'Italia. Dort oben, auf dem höchsten Felsen, haben vor einigen Jahren die umliegenden Städte und Dörfer ein Kolossalstandbild des segnenden Christus errichtet, und Papst Leo gab ihm die klassische Inschrift:

Jesu Christo Deo
Restitutae per ipsum Salutis
Anno MDCCCCI
Romani
Latini Sabini Aequi
Hernici Volsci.

Wer einmal vor dieser Erlöserstatue gestanden und das überwältigend schöne Rundbild überschaut hat, von den Felseninseln des Tyrrhenermeers über die ganze weite römische Campagna, über die Albaner-, Volsker- und Sabinerberge bis hinüber zur

[1]) Unzählbar sind die *Monti Sant' Angelo.*

Firnenkette der Hochapennins — der wird nicht im Zweifel sein, warum die Nachkommen der alten Heidenvölker gerade hier dem Christengotte huldigten.

Als ich einmal meiner römischen Hauswirtin, einer einfachen, eher robusten als zarten Frau, die durchaus in der Prosa des Lebens stand und nichts Sentimentales an sich hatte, als ich ihr von einem Ausflug auf den Guadagnolo erzählte, da wurde diese Frau, die sonst meine einsamen Fusstouren als Narrheiten verurteilte, plötzlich in einer Weise bewegt, die ich sonst bei ihr nicht gewohnt war. Sie erzählte, wie sie selbst einmal an einem schönen Spätsommertage den Guadagnolo erstiegen hätte. Als sie auf dem Gipfel stand und jenes Panorama schaute, dessen Wirkung ich nicht beschreiben kann, als sie nun weit, weit unten das ewige Rom liegen sah, klein wie ein Dorf, und gegenüber, hoch oben, den ewigen Schnee leuchten sah — da, sagte sie mir, hätte sie kein Wort hervorgebracht, die Tränen seien ihr heruntergelaufen, und sie hätte geweint und geschluchzt wie ein Kind, angesichts dieser gewaltigen Schönheit, und angesichts der Gottheit, die segnend die Rechte breitet über die Herrlichkeit ihres Werkes.

Um in der Natur, gewissermassen der Natur selbst Denkmäler zu bauen, dazu gehört mehr Geschick, mehr Takt, zugleich Kunst- und Natursinn, als zur Errichtung von Denkmälern auf Plätzen und Strassen einer Stadt. Das Denkmal muss ein Stück der Natur werden. Dass man dies sagen könne von allen in Deutschland errichteten Denkmälern dieser Art — vom Niederwald- bis zum Kyffhäuserdenkmal — das wird gewiss niemand behaupten wollen. Ich aber kenne kein Denkmal, das den Eindruck der Natur, statt ihn zu stören, zu unterbrechen, vielmehr steigert und so selber zum Teil der Natur wird, wie das Erlöserdenkmal auf dem Guadagnolo.

Und noch eins! Will man dem Volke den Natursinn absprechen, das seinesgleichen nicht hat in der Gartenkunst, d. h. in der Kunst, die Natur unter dem Gesetze, und doch nicht unfrei, sich entwickeln zu lassen? Das Volk, das die Villen von Rom und Florenz, von Frascati und Tivoli geschaffen, das im Terrassengarten der Villa d'Este das Märchen zur Wirklichkeit gemacht hat, und selbst auf dem kleinsten Raume, wie etwa in der Villetta Dinegro zu Genua, die schönsten Bilder aus der

Natur herauszulocken weiss — das Volk sollte keinen Natursinn haben?

Doch weiter! wie steht es mit dem Kunstsinn der Italiener von heute? Darüber herrscht kein Streit, dass die Italiener das grösste Künstlervolk gewesen sind, das die Welt seit den Tagen der Griechen gesehen hat. Doch der moderne Italiener? Dem heutigen Italien fehlt es an grossen Künstlern. Frankreich, Deutschland, England, die skandinavischen Länder sind reicher an Erzeugnissen wirklich produktiver Kunst als Italien. Allein schöpferische Kunst und ästhetischer Sinn sind doch nicht dasselbe. Hat der Italiener von heute wenigstens künstlerisches Empfinden?

Fragen Sie die in Rom lebenden deutschen Künstler, so werden Sie meistens zu hören bekommen, dass der moderne Italiener mit der Gabe des Kunstschaffens auch die des künstlerischen Empfindens verloren habe. Als Beweis werden gewöhnlich angeführt die nach unserem Empfinden wenig geschmackvollen Wohnungseinrichtungen der Italiener, ihre Öldrucke, bronzierten Gipsstatuetten und dgl. mehr. Ich glaube, dass diese Anschauung zu sehr von den Aufgaben der hohen Kunst ausgeht und die bescheideneren Aufgaben übersieht, an denen ästhetischer Sinn sich bewähren kann. Wer sich erinnert, wie die römischen Blumenhändler ihre Standorte schmücken, wie die Gemüsefrauen ihre Ware gefällig gruppieren, welch malerischen Faltenwurf der italienische Leutnant seinem Toga-ähnlichen Mantel zu geben weiss, wie selbst der bescheidenste Eingang zu einer Vigna, einem Öl- oder Obstgarten, einem Campagnagehöft, ein gewisses Ansehen erhält durch zwei mächtige Vasen mit Aloen oder durch irgendeinen kleinen architektonischen Schmuck — der wird diesem Volke ästhetischen Sinn gewiss nicht absprechen; ja er wird vielleicht — trotz der offenkundigen Überlegenheit des Nordens auf dem Gebiete der hohen Kunst — in den niederen Schichten des italienischen Volkes sogar mehr finden von der bescheideneren Kunst, das alltägliche Leben so ganz nebenbei, in ungewollter, wie zufälliger Weise zu schmücken und zu verschönen. Auch hier dieselbe Erscheinung wie auf den meisten übrigen Gebieten des internationalen Wettbewerbes: eine Neigung zum Ausruhen nach getaner Arbeit, zur Bescheidenheit in Genüssen und Ansprüchen.

Der Pförtner des Palazzo Giustiniani, der den Hof und die Eingangshalle des Gebäudes zu sprengen hat, tut dies mit einer Liebe und einem ästhetischen Behagen, die mir immer wieder Spass gemacht haben. Er zerlegt das zu sprengende Gebiet in Abteilungen und giesst nun diese mit Arabesken und kunstvollen Figuren aus. Erst zieht er einen grossen Kreis, dann etwa innen längs der Peripherie eine Schlangenlinie, an diese angelehnt einen kleineren konzentrischen Kreis, in diesen hinein Voluten, wieder einen kleineren Kreis, Zickzacklinien, doppelt verschlungene Schlangenlinien usw., in der Mitte endlich einen Stern oder eine Rosette — all das nicht nach festem Schema, sondern in stetem Streben nach Abwechslung.

Vor Spoleto liegt eine Kirche S. Pietro, die Fassade mit Skulpturen und Mosaiken aus dem 11. und 12. Jahrhundert geschmückt: schön, aber im ganzen doch mehr etwas für Augen des Kenners. Vor dieser Kirche traf ich mit einem Hauptmann und seiner Kompagnie zusammen und hörte mit Staunen, wie der Hauptmann seinen Leuten einen längeren Vortrag, mit kunstgeschichtlicher Einleitung, über diese Fassade hielt. Er machte sie aufmerksam auf zeichnerische Mängel im Einzelnen, wie auf die schönen Verhältnisse des Ganzen — auch das ein Bild, wie es in Deutschland nicht so leicht zu finden sein wird.

Oder ein Bild anderer Art! Fahren Sie in einer Mondnacht in Venedig hinaus aus dem Canal Grande in den weiten, freien Canal di San Marco, wo Sie die Marmorpracht der schwimmenden Stadt im bleichen Lichte schimmern sehen, und steuern Sie hinein in die lange Reihe schwarzer Gondeln, die Bord an Bord wie die Parketsitze eines Theaters nebeneinander liegen vor einer schwimmenden Bühne festlich illuminierter Gondeln, und folgen Sie mit Aug und Ohr dem märchenhaften Spiel, das sich vor Ihnen vollzieht, der Aufführung von Opernszenen, dem Tanz in der schwankenden Gondel, dem in die Nacht hinein schmetternden Gesange von Arien, während zwischen den dunkeln Gondelleibern die Lichtreflexe über das schwarze Wasser hintanzen. Fahren Sie einmal hinaus in eine solche venezianische Nacht und sagen Sie dann noch, die Italiener von heute hätten keinen Schönheitssinn!

Oder ein ähnliches, aber noch anmutigeres Bild — ein Bild voll Sonnenschein! Versetzen Sie sich an Bord eines Ozeandampfers, der Neapel angelaufen hat und eben das letzte Signal

zur Weiterfahrt gibt. Die Fahrgäste stehen dicht gedrängt an der Brüstung, um noch einmal vor dem Abschied das Bild des Golfes, die Linien der Küstengebirge und Felseninseln in sich aufzunehmen. Da plötzlich ist der Dampfer umringt von einem Schwarm bunter Boote, aus denen Gesang und Mandolinenspiel herauftönt. „Santa Lucia! Santa Lucia!“ Je näher die Abfahrt, um so feuriger Gesang und Spiel, zuletzt ein Winken und Grüssen hinauf! — langsam bewegt sich der Schiffskoloss — ein Hüteschwenken und Kusshandwerfen! — schon tanzen die Boote im Wellenschaum des Schraubenwassers auf und nieder, doch in den Booten tanzen die Burschen mit übermütiger Geberde, im Arm die Mandoline, ein Lächeln auf den Lippen, und singen und jauchzen dem abfahrenden Schiffe nach, so dass die fremden Gäste nicht mehr nach dem schimmernden Städtekranz des Golfes schauen, oder nach dem Krater des Vesuvs, sondern nach den tanzenden Booten mit den tanzenden, singenden Menschen darin. Es ist wahr, das ganze Schauspiel dient nur dem Zweck, soldi vom Bord des Schiffes herunterzulocken in die Boote — der begeisterte Abschiedsgruss der Neapolitaner ist kein spontaner Gefühlsausbruch, sondern entspringt der Berechnung, dem Erwerbssinn — aber man nenne mir doch das Land, wo selbst die Bettelei sich in das Gewand der Anmut zu kleiden versteht!

In einer Kunst — wenn es eine Kunst ist — sind die modernen Italiener die Ersten unserer Zeit: sie sind die grössten Feuerwerkskünstler Europas. Jedes Jahr, am ersten Junisonntag, hat die Bevölkerung Roms ihre *Girandola* zur Feier des Nationalfestes. Was ein Feuerwerk ist, weiss man im Norden nicht. 20 000 fr. und mehr verpufft allein die Stadt Rom jedes Jahr an dem grossen Tage. Die Farbenpracht und Formenfülle der Girandola, die goldenen und silbernen Bäume — Palmen, Pinien und Trauerweiden auf schwarzem Himmelsgrunde, die Feuerregen, das Schwimmen von Hunderten silberner Fische durch die Luft, das langsame Fallen schwerer goldener Tropfen und schimmernder Sterne zu Tausenden — endlich die weissglühende Riesenfassade mit den Säulen, Bogenhallen und Türmen eines vorgespiegelten Zauberschlosses — all das ist zwar auch nicht „hohe Kunst“, aber es ist ein Schauspiel, dem nur künstlerische Blasiertheit den ästhetischen Wert absprechen kann. Es ist zugleich ein Schauspiel, dem ein gewisser symbolischer Wert zukommt für den Charakter des

italienischen Volkes: Genuss der flüchtigen Stunde, Genuss des schönen Augenblicks!

Nur in einem Punkte erkennt auch der nordische Künstler bereitwillig und dankbar die ästhetische Anlage und Überlegenheit der Italiener an: in der natürlichen Anmut ihrer Haltung und Bewegung. Die italienische Rasse hat im allgemeinen ein feineres Knochengerüst, schmalere Gelenke, weniger stark hervortretende Knöchel und daher geschmeidigere Glieder als der Durchschnitt der nordischen Rassen — lauter Kennzeichen, die uns als Merkmale edler Abstammung gelten. Edle Abstammung aber läuft ja im letzten Ende auf dasselbe hinaus wie alte Kultur. Die Art nun, wie die italienischen Modelle nicht vom Künstler gestellt zu werden brauchen, sondern sich selber stellen, lässig-ungezwungen und doch immer anmutig, künstlerisch, diese natürliche Gabe des Volkes ist einer der Hauptgründe, weshalb Italien noch immer das gelobte Land der bildenden Künstler ist und bleiben wird. Der Landschaftsmaler kommt auch anderswo auf seine Rechnung; wer sich an die höchste Aufgabe der Skulptur und Malerei begibt, an die Darstellung des schönen menschlichen Körpers, findet in Italien seinen edelsten Stoff.

Nur mit wenig Worten sei erinnert an ein anderes Kennzeichen edler Art und alter Kultur: mit welcher Kunst handhabt auch der Ungelehrte das schöne Werkzeug, die italienische Sprache! Die Italiener sind ein Volk von geborenen Rednern. Das reiche Erbe einer grossen literarischen Vergangenheit hat sich in kleiner Münze unter das ganze Volk verteilt: sie alle sind Erben Dantes und Tassos, und sind stolz auf ihr Erbe! Wie oft wird der Fremde in einem gleichgültigen Gespräch überrascht durch eine Wendung, ein Bild, die auch das Gewöhnliche heben und das Alltägliche in ein Festgewand kleiden! Die Sprache zu verstehen als Deuterin des Volksempfindens ist eine Aufgabe für sich, der ich hier nicht näher treten kann. Nur auf eins möchte ich kurz eingehen, auf einen Zug des italienischen Volkscharakters, den ich aus keiner anderen Quelle besser erläutern kann, als aus der italienischen Sprache. Es ist die Freude am schönen Schein und am klingenden Wort, die aus allem heraustönt, was die „bella lingua“ spricht und schreibt. Von der Briefadresse bis zur Festrede immer dieselbe Neigung zu Superlativen, zu starken und vollen Worten. Pathos ist das Mark der italienischen Rhetorik.

Im Deutschen würde es fast komisch klingen, wenn etwa ein Festredner zu einem eben enthüllten Denkmal die Worte spräche, wie ich sie einmal hörte: „Empfange den Kuss der Sonne!“ Doch das italienische „Ricevi il bacio del sole“ klang durchaus angemessen und passte in den Stil der ganzen Feierlichkeit.

Der Superlativ ist durch den häufigen Gebrauch so entwertet worden, dass er kaum noch die höchste Steigerung des Begriffes darstellt. Wie das durch den Briefstil abgeschliffene *Illustrissimo* weniger sagt, als das einfache *Illustre*, so kehrt auch sonst der Italiener im höchsten Affekt gern zum Positiv zurück und steigert ihn nur durch Wiederholung: „Bello bello!“ oder durch einen bekräftigenden Zusatz wie *proprio* (*veramente*). Dieselbe Erscheinung wiederholt sich in der Wertveränderung von Hauptwörtern: ein *casino* (Häuschen) kann etwas sehr viel Vornehmeres sein als ein *palazzo*. Man vergleiche nur einmal die Entwicklung des Wortes *palatium*[1]) im Englischen mit der im Italienischen. Das englische palace hat seinen Vollwert behalten: es bezeichnet fast nur die königlichen und bischöflichen Schlösser und das Parlamentsgebäude. Selbst die prächtigsten Adelsschlösser sind „Häuser“ (Somerset House, Holland House etc.), und nur wo eine logische Gegenüberstellung es nötig macht, spricht der Engländer von „private palaces“. In Italien haben Könige und Päpste den Besitz des Wortes palazzo nicht nur mit dem Adel und den Reichen zu teilen, sondern jedes Haus von einem gewissen Umfang, einschliesslich der nüchternsten Mietskaserne, im Süden sogar fast jedes aus Stein gebaute Haus, führt den stolzen Namen „palazzo“.

Um kein einseitiges Bild zu geben, muss ich wenigstens andeuten, dass auch auf diesem Gebiete, wie so oft in Italien, die Gegensätze hart auf einander stossen. Dieselbe Sprache, die sich zu so hohem Fluge erheben kann, weiss auch tiefer im Kote zu wühlen, als eine nordische Phantasie sich vorstellt. Im Schimpfen, Fluchen und Lästern ist die deutsche Sprache arm, verglichen mit der italienischen. Bei den kleinsten Anlässen greift der Italiener gleich zu den stärksten Ausdrücken; für ihn sind sie eben abgeschliffen, wie alle Superlative. Ein „Va morire ammazzato!“ ist nicht weiter böse gemeint. Doch für derartige fromme Wünsche gibt es noch Parallelen in anderen Sprachen. Die Art

[1]) Ursprünglich: königliche Residenz, Pfalz.

aber, wie der Italiener geschlechtliche und religiöse Vorstellungen missbraucht für den Zweck der Beleidigung und der Blasphemie, stellt wohl alles in den Schatten, was die deutsche Sprache in dieser Hinsicht leisten kann. Auf Beispiele muss ich an dieser Stelle verzichten. Die deutsche Kasernenhofblüte ist gemein und plump; der italienische Fluch ist gemein und raffiniert. Er ist giftiger als der deutsche. Eine Beschimpfung der Person verbindet sich gern mit Beschimpfung der Eltern, der verstorbenen Mutter, der Hausehre. Auch die Heiligen bleiben nicht verschont. Wie grotesk wirkt beim ersten Hören der alltägliche Fluch „Porca Madonna!" Vor einigen Jahren machte in Rom eine Dame von sich reden, die eine „chiesa mondiale contro la bestemmia" gründen wollte, um die üblen Folgen abzuwenden, die nach ihrer Meinung Italien träfen als Strafe der vielen Gotteslästerungen. „Gott kann's nicht länger mit anhören, er kann's nicht!" klagte mir einmal eine redselige Bäuerin, deren Ohr eben durch ein „Porco di Dio!" verletzt worden war. Die Gabe reicher Phantasie zeigt hier ihre unschöne Kehrseite.

Die nordische Phantasie ist mehr auf das Abstrakte, die des Südländers mehr auf das Sinnliche gerichtet. Des Italieners Freude am Klang und Schein, am Theaterspiel im Leben, wird durch den Nordländer oft als Oberflächlichkeit beurteilt und verurteilt. Und doch tritt auch diese Eigenschaft des Südländers zuweilen in einer Form auf, die auch der Feind der Pose gelten lässt oder beifällig aufnimmt. Der Italiener hat geringeren militärischen Sinn als der Deutsche, die Armee bedeutet ihm weniger als uns, und doch nimmt in Italien jeder, der etwas auf seine Erziehung hält, grüssend den Hut vor der Fahne ab, wenn das Militär vorbeimarschiert — eine Huldigung, die bei uns für seltene Gelegenheiten aufgespart bleibt, die aber dem Italiener zwanglos entspringt aus seinem Sinn für die feierliche Form.

Es käme zu viel Licht in das Gesamtbild, das ich hier nur eben skizzieren kann, wenn ich nicht auch kurz auf die tiefen Schattenseiten einginge, die mit dieser Freude am schönen Schein zusammenhängen. Es gibt wenige Aufgaben des praktischen Lebens, des geschäftlichen wie des politischen, in denen sich diese Schattenseiten nicht geltend machten. Ein Engländer, der die Italiener aus langem geschäftlichen Verkehr kannte, sagte mir einmal: „The Italians are charming people, but they don't know

what business means". Das Urteil ist kaum zu hart. Es ist merkwürdig, wie Völker sich wandeln, wie wenig man — trotz Schopenhauer — von der Unabänderlichkeit des Charakters reden kann. Die alten Römer: das genialste Volk auf dem Gebiete der Staatskunst und des Rechtslebens, zugleich das militärische Volk κατ' ἐξοχήν. Die Italiener des Mittelalters: eins der grössten Handelsvölker (die Erinnerung daran lebt ja noch heute fort in den vielen italienischen Ausdrücken der Bank- und Handelssprache). Die Italiener von heute: weder im politischen, noch im militärischen, noch im wirtschaftlichen Leben hervorragend — beinahe all ihre Tugenden und Fähigkeiten sind Tugenden des privaten, nicht des öffentlichen Lebens.

Die nationale Einigung hat zwar einen neuen Aufschwung für Handel, Gewerbe und Finanzen gebracht; aber wenn der alte, kühne, weitausgreifende Unternehmungsgeist in die Italiener zurückkehren sollte, so müsste eine Rückbildung des Volkscharakters eintreten, an die schwer zu glauben ist. Die pazienza und der auf den Genuss des Augenblicks gerichtete Sinn müssten überwunden werden, an ihre Stelle müsste der vorausschauende, zugleich rechnende und wagende Geschäftssinn treten, der nicht auf einmaligen Gewinn hinauswill, sondern auf Sicherung dauernder Gewinnaussichten. Der italienische Geschäftsmann von heute verscherzt dauernde Kundschaft nur zu leicht um eines augenblicklichen Vorteils willen. Jede Hausfrau weiss von dem Lieferanten zu erzählen, der erst mit guter Ware um Kundschaft wirbt, sobald er diese aber gewonnen zu haben glaubt, seine Lieferungen mehr und mehr verschlechtert, bis er — seine Kundschaft wieder los ist. Die Versuchung des Augenblicks ist wirksamer als die mit der Zukunft rechnende Überlegung. Der moderne Italiener ist ein überzeugendes Beispiel dafür, dass intellektuelle Gaben allein noch lange keinen guten Geschäftsmann machen. An Verstand, zum mindesten an rascher Fassungsgabe, ist der Italiener dem Deutschen wie dem Engländer weit überlegen; als Geschäftsmann aber reicht er nicht von ferne an sie heran. Er greift rasch zu, wenn es gilt die Gelegenheit beim Schopfe fassen, triumphiert im Augenblick, verliert auf die Dauer. Mir kommt dabei eine kleine Geschichte in den Sinn, die als typisches Beispiel italienischen Geschäftssinnes gelten kann. Ich ging an den Blumenständen der Spanischen Treppe mit zwei Damen vor-

bei, die als Fremde (Amerikanerinnen) sofort zu erkennen waren. Die Damen blieben einen Augenblick stehen vor der malerischen Blumenfülle; ich bat sie, sich ein Sträusschen auszusuchen, sie taten es und gingen, sich die Blumen ansteckend, langsam ein paar Schritte voran, während ich bezahlte. „Was macht es?“ fragte ich. Der Verkäufer erfasste die Sachlage sofort: ich hatte in Gegenwart der Damen nicht nach dem Preise der gewählten Sträusse gefragt, die Blumen waren jetzt nicht mehr mein, sondern schmückten die Brust der Amerikanerinnen — es war nicht sehr wahrscheinlich, dass ich den Handel rückgängig machen würde: ich war also in der Gewalt des Verkäufers. Dieser nannte kaltblütig einen Preis, der den Wert der Blumen um das Zehnfache und mehr überstieg. Ich fragte ihn, ob er scherze. Er antwortete ruhig: „Wenn es Ihnen nicht passt, Signore, geben Sie mir die Blumen zurück!“ Ich bot die Hälfte. „Impossibile!“ Der Fall war hoffnungslos, ich kapitulierte und zahlte mein Lösegeld. Später habe ich durch Jahre noch oft an der Spanischen Treppe Blumen gekauft, aber nie an dem Stande, an dem ich so ins Garn gegangen war — im letzten Ende hat der pfiffige Verkäufer doch ein schlechtes Geschäft gemacht.

Der kleine und mittlere Geschäftsmann rechnet nicht gern mit festen Preisen, sondern verbindet lieber jeden Kauf und Verkauf mit einem, wenn auch noch so durchsichtigen, Versuch, zu spekulieren. Da am Ende doch ein mittlerer Preis herausgehandelt wird, ist Zeitverlust in der Regel das einzige Ergebnis des Manövers. Die Lust am Spekulieren betätigt sich auch ausserhalb des Geschäftslebens und nimmt manchmal merkwürdige Gestalt an. Ich gab einer alten Frau zwei soldi Almosen. „Danke, Signore“, grinste die Alte, „ich will einen — halben Rosenkranz für Euch beten“. Sie war sicher, dass mir mit dem halben Rosenkranz nicht gedient sei. „Und wenn ich Euch noch zwei soldi gebe?“ „O Signore, wie gut Ihr seid! Wenn Ihr mir noch zwei soldi gebt, so will ich einen ganzen Rosenkranz für Euer Seelenheil beten!“

Schlimmer als die Unsicherheit der Preise ist die Überschwemmung des Marktes mit glänzender Schwindelware, gar nicht zu reden von der berufsmässigen Herstellung unechter Kunstwerke und Antiken. Da in Italien die gefällig aussehende Ware unfehlbar die solide gearbeitete im Wettbewerb schlägt,

muss der Fremde, der lieber dauerhafte als elegante Schuhe kaufen will, sich an die Niederlagen ausländischer Geschäfte wenden, an denen es in keiner grösseren Fremdenstadt Italiens mangelt. Wer sich den Unterschied zwischen einem ästhetischen und einem praktischen Volke anschaulich klar machen will, der kaufe und trage einmal ein Paar italienischer und ein Paar amerikanischer Schuhe — er wird dann wohl auf alles weitere vergleichende Quellenstudium verzichten.

Es ist nicht richtig, wenn man dem italienischen Geschäftsmann Unredlichkeit als charakteristisches Merkmal anhängt. In vielen Fällen mag der Vorwurf zutreffen; aber im ganzen liefert der Händler doch nur, was seine Kunden haben wollen: schönen Schein. Wo die Nachfrage mehr durch praktische, als durch ästhetische Gesichtspunkte bestimmt wird, wo also die Versuchung zur Herstellung von Talmiware wegfällt, da hat auch die italienische Industrie ihre Leistungs- und Konkurrenzfähigkeit erwiesen: ich erinnere nur an die italienische Automobilindustrie. Charakteristischer als gelegentliche Unredlichkeit ist die Unpünktlichkeit und Unzuverlässigkeit des italienischen Geschäftsmannes in der Erfüllung eingegangener Verpflichtungen, vor allem aber jene Neigung zu einer Opportunitätspolitik, die nicht über heute und morgen hinausdenkt.

In das Kapitel vom schlechten Geschäftsmann gehört auch die ungenügende Scheidung zwischen Arbeits- und Ruhezeit. Hier wird Arbeitszeit verschwendet durch Anspannung nur der halben Kraft; dort geht Ruhezeit verloren durch unnötige Ausdehnung der Arbeitsstunden. Die meisten Läden schliessen zu späterer Abendstunde als bei uns; für viele Zweige des Geschäftslebens ist keine Rede von ausreichender Sonntagsruhe. Zwar ist manches in letzter Zeit besser geworden, doch englische und amerikanische Reisende sind noch immer entsetzt, wenn sie sehen, wie das Gebot „Du sollst den Feiertag heiligen“ missachtet wird im Mittelpunkt der katholischen Kirche. Schwerlich gebührt dieser die Schuld; denn die Reglung des Wirtschaftslebens ist Aufgabe des Staates. Doch möchte ich erwähnen, dass ich einst bei Collepardo in den Hernikerbergen am Pfingstsonntag zur Kirchzeit auf Arbeiter stiess, die am Bau einer Kapelle so eifrig beschäftigt waren, als wäre es mitten in der Woche. Als ich einen von ihnen erstaunt ansprach: „Aber heute ist doch Festtag, Pfingst-

sonntag!“ da bekam ich die lachende Antwort: „Für die Kirche darf man immer arbeiten!“

Nicht einmal im Streiken ist der Italiener Geschäftsmann. Wenn bei uns Arbeiter streiken, so haben sie irgendein positives Programm: Lohnerhöhung, Kürzung der Arbeitszeit, Besserung der Arbeitsbedingungen. In Italien ist der Streik Gemütssache. Natürlich kann auch dort der Streik Zwecken des Lohnkampfes dienen; allein daneben gibt es den Streik als reine Demonstration, als Antwort auf ein missliebiges öffentliches Ereignis, ohne den geringsten praktischen Zweck — es sei, dass man den Genuss von einigen Ferientagen als solchen gelten lässt. Beginn und Schluss des Streikes werden von vornherein genau festgelegt und durch Anschlag an den Strassenecken bekannt gemacht. Was an Disziplin fehlt, ersetzt die Freude am Nichtstun: die Streikankündigungen werden so pünktlich erfüllt wie das Programm eines Vereinsausfluges.

Noch mehr als im Privatleben zeigt sich der Mangel an gesundem Geschäftssinn im italienischen Staatsleben. Der kleinlichen Auffassung des Geschäftslebens entspricht die Bürokratie in der Staatsverwaltung, und dem kurzsichtigen, nur auf den Augenblick gerichteten Erwerbssinn entspricht im öffentlichen Leben die Korruption. Der Deutsche glaubt wohl manchmal, er lebe in einem besonders bürokratisch regierten Lande; er muss nach Italien gehen, wenn er das klassische Land der Bürokratie kennen lernen will. Als die Turiner Bibliothek vor einigen Jahren durch jenen traurigen Brand verheert wurde, ging in Rom unter glaubwürdigen Personen die Erzählung um, der Bibliotheksdirektor habe während der Feuersbrunst an den Kultusminister nach Rom telegraphiert und um Erlaubnis gebeten, die bedrohten Bücher und Handschriften aus dem Bibliotheksgebäude zu entfernen. Da der Minister gerade in Frascati weilte, hätten die mehrmals wiederholten, dringenden Telegramme ihn nicht rechtzeitig erreicht, und bei Ankunft der erbetenen Erlaubnis zur Räumung seien die unersetzlichen Schätze schon verbrannt gewesen. Wenn die Geschichte nicht wahr ist, so ist sie jedenfalls gut erfunden; sie zeigt, was man in Italien der Bürokratie zutraut. Persönlich verbürgen kann ich folgendes. Ich war in Rom auf eine deutsche Zeitung abonniert. Als einmal eine Nummer ausblieb, reklamierte ich sie auf dem Hauptpostamt an dem mit

„Reclami" bezeichneten Schalter. Ich wurde verwiesen an das — Königliche Ministerium für Post und Telegraphie, als der zuständigen Zentrale für Abonnements auf auswärtige Zeitungen. Ich machte mir den Scherz, den Instanzenweg zu gehen, stellte auf dem Ministerium den Tatbestand förmlich fest, veranlasste ein entsprechendes Gesuch und erhielt die fehlende Nummer nachgeliefert. In Zukunft allerdings verzichtete ich auf diese Staatsaktion. Ich bemerke, dass in Deutschland der Abonnent auf ausländische Zeitungen nichts zu tun braucht, als dem Briefträger die fehlende Nummer anzugeben.

Schon bei der Auslösung eines Zollstückes bekommt man einen Begriff von der Schreibseligkeit der italienischen Bürokratie und von der unglaublichen Belastung des Verkehrs durch Spesen und Gebühren. Der Deutsche ahnt nicht, wie gut er es da hat! Zum Vergleich möchte ich empfehlen, einen Koffer als Zolldurchfuhrstück einmal von Verona nach München, und dann von München nach Verona aufzugeben. In München wird Visitation und Zollauslösung spesen- und gebührenfrei ohne alle Schreiberei in fünf Minuten erledigt durch einen Zollbeamten und einen Gepäckträger. In Verona ist für dasselbe Geschäft das Fünffache des Personals, das Zehnfache der Zeit (mindestens) erforderlich, und — doch über die Gebühren nachher. Nachdem mein Koffer im Visitationsraume gefunden worden war, wurde ich in amtlicher Begleitung durch drei Büros geführt, hatte dreimal Erklärungen über Herkunft, Inhalt und Bestimmungen des Zollstückes abzugeben; diese Erklärungen wurden in drei verschiedene Register eingetragen. Ausser drei Gepäckträgern, die den Verhandlungsgegenstand durch verschiedene Räume zu befördern hatten, setzte ich drei Zoll- und drei Eisenbahnbeamte in Tätigkeit. Die in höflicher Weise erledigte Visitation ergab, dass der Koffer zollfrei war. Ich hatte eine Empfangsbestätigung zu unterschreiben mit Angabe meiner Herkunft, meines Standes und Wohnorts, und war nur überrascht, dass ich nicht auch, wie sonst in Italien oft gefordert wird, den Vornamen meines Vaters anzugeben hatte. Dann wurde mir eine Rechnung über 3 fr. 65 c. vorgelegt, nachdem ich schon 1 fr. 50 c. für Trinkgelder ausgegeben hatte. Die 3 fr. 65 c. verteilten sich wie folgt: für die kleinen Bleisiegelchen des amtlichen Zollverschlusses 1,20 fr., für die um den Koffer gelegte Schnur 50 c., für „Verpackung", d. h. Gebühr für

Umlegen der Schnur, 15 c., für Anlegen der Bleisiegel 20 c., Aufgeld (aggio — mir unverständlich geblieben) 1 fr., und schliesslich noch 60 c. ohne Angabe eines Postens, was ich leider erst hinterher bemerkte.

Herman Grimm sagt einmal irgendwo, ein schweres Schicksal werde dadurch erträglich, dass man seine Notwendigkeit wissenschaftlich zu erkennen strebe. Eingedenk dieses Wortes suchte auch ich mein schweres Schicksal im Zollhause zu Verona historisch zu begreifen: ich dachte an den langwierigen und kostspieligen Geschäftsgang in der päpstlichen Kanzlei, über den unsere Vorfahren zu Dr. Martin Luthers Zeiten sich beschwerten, ich verglich meine Gebühren für Bleisiegel und Schnur mit jenen für päpstliche Bullen (die ja auch aus Blei waren), für Pergament und seidene Siegelschnur usw., und ich fand, dass es so sein musste: „Einst alles wie heut!" mit dem einzigen Unterschied, dass die päpstlichen Beamten von damals Sünder waren, während die königl. italienischen von heute nur Zöllner sind. So trug ich mein Schicksal mit Würde und sagte nur zum Abschied einem der Beamten: „In Verona ist eine Kirche zu wenig". — „Welche Kirche?" — „Die Kirche des heiligen Bürokratius fehlt". Der Beamte nahm es nicht übel und sagte zustimmend: „Die fehlt nicht nur in Verona, sondern in ganz Italien".

Um nicht ungerecht zu sein, bemerke ich, dass in Städten wie Rom und Florenz, die auf den Verkehr mit Zolldurchfuhrstücken besser eingerichtet sind, der Geschäftsgang einfacher verläuft. Der Trost ist freilich nur gering; denn die durch die Spesenwirtschaft gebotene Gelegenheit zur Übervorteilung und Unterschlagung wird auch in den Zentralen des Verkehrs nach Kräften ausgenutzt, ja noch mehr: der Zolltarif wird Unkundigen gegenüber wohl auch in die Höhe geschraubt, um einen Nebengewinn für die Beamten herauszuschlagen. Nach meiner Erfahrung hatte ich in Rom bei Auslösung von zollfreien Frachtsendungen nie unter 3—4 fr. an amtlichen Spesen und Gebühren zu zahlen[1]), wenn ich, aus Interesse an der Visitation, die Auslösung persönlich vornahm; dagegen ermässigten sich die amtlichen Gebühren etwa um die Hälfte, wenn ich die Angelegenheit einem sachkundigen Spediteur übertrug. Bei zollpflichtigen Sendungen

[1]) Die entsprechende Ziffer in Deutschland: 5 Pf. statistische Gebühr!

aber ist die Hilfe eines Kundigen kaum zu entbehren. Ich werde den Eindruck nicht vergessen, den ich einmal von italienischem Beamtentum beim Handeln um eine — Zollrechnung empfangen habe. Mir wurde (auf dem Zollamt in Rom) eine Summe abverlangt, die ich unbedingt für zu hoch hielt und zu zahlen verweigerte. Der Beamte, der mir die Rechnung vorgelegt hatte, besprach sich mit einem anderen, kam zurück, erklärte, man könne die Berechnung auch nach einem anderen Satze machen, und legte mir eine neue, auf ein beliebiges Stück Papier ins Unreine geschriebene Zollberechnung vor, die um die Hälfte niedriger war. Mir schien die Ziffer noch immer reichlich hoch und ich fragte, ob es nicht einen noch billigeren Satz gebe. Der Beamte zog sich zum zweitenmal zurück und legte mir eine dritte Rechnung vor, die den ursprünglichen Zollansatz von 12 fr. 20 c. auf 3 fr. 20 c., die Gebühren von etwa 4 auf 3 fr. ermässigte. Ich erklärte mich bereit, diese Rechnung zu bezahlen und erhielt sie nun auf ein amtliches Formular ins Reine geschrieben zurück. Gern würde ich daran glauben, dass es in jenem Falle wirklich drei verschiedene Berechnungsmöglichkeiten gegeben hätte; allein als der Beamte zum Schluss beim Empfang des Trinkgeldes eine Anspielung machte, er habe für seine Bemühungen (um Herabsetzung des Zolles) doch etwas mehr verdient, da zerstörte er auch den letzten Rest von Wahrscheinlichkeit, der einer wohlwollenden Auslegung noch geblieben war.

Das, was ich hiermit berührt habe, das Verhältnis des Italieners zum Staat — denn dieser ist ja am Ende der Betrogene — das ist wohl der tiefste Schatten in dem an Licht und Sonne so reichen Bilde des italienischen Volkscharakters. Der Italiener hat wenig Achtung vor dem Gesetze und keine Spur von Ehrfurcht vor dem Staat. Seinem leidenschaftlichen, leicht gereizten und für Schmeichelei empfänglichen Nationalgefühl entspricht so gut wie gar kein Staatsgefühl. Der Staat ist dem Italiener nur wertvoll als eine Quelle des Gewinns und der Spekulation. Es ist nicht der Fremde, der in Italien am meisten ausgesogen wird, sondern der italienische Staat. Vorhin suchte ich Ihnen zu schildern, wie viel glückliche Gaben, wie viel Liebenswürdigkeit und heitere Lebenskunst dem Italiener aus seiner gedankenlosen Daseinsfreude, aus dem Geniessen des Augenblicks entstehen. Allein die Götter schenken auch ihren Lieblingen kein

vollkommenes Gut: eben jene Gaben, die den Reichtum des Italieners als Persönlichkeit ausmachen, sind die Armut des italienischen Staates.

Ich brauche kaum an Dinge zu erinnern, die ja auch dem deutschen Zeitungsleser wohlbekannt und zum Teil noch frisch in Erinnerung sind, an die grossen Skandalprozesse gegen hochstehende Beamte wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder, an die Unterschlagung der Millionen, die nach dem Erdbeben in Kalabrien als milde Spende für die Verunglückten aus der ganzen Welt zusammenströmten und schliesslich doch nur den Mitgliedern des Verteilungskomitees die Taschen füllten — italienische Blätter selbst haben es als eine nationale Schmach und Schande bezeichnet! Das häufige Versagen von Amtsgefühl und Gemeinsinn, die Unterordnung des öffentlichen unter das private Wohl, kurz der Mangel an *altruismo collettivo*, wird von weitblickenden Italienern selbst am schmerzlichsten beklagt. Mir ist bei Gesprächen mit Italienern über diese Dinge nichts so sehr aufgefallen, wie die Geringschätzung, mit der der Italiener dem Fremden gegenüber von seinem eigenen Staate spricht. Bei allem Stolz auf ihre sonstige Kultur, auf ihre Künstler und Dichter, ihre Gelehrten und Erfinder, und nicht zuletzt auf ihr schönes Land, haben die Italiener für ihren Staat selten ein gutes Wort und sind meistens gern bereit, auch einer scharfen Kritik aus fremdem Munde freudig zuzustimmen. Wer es liebt, Völker mit einander zu vergleichen, dem wird sich hier die Antithese England-Italien aufdrängen. Mit einem geringschätzigen Urteil über die englische Kunst wird man selten in England anstossen; ebenso selten aber wird eine Kritik an englischen Staatseinrichtungen freundliche Aufnahme finden. In Italien ist gerade das Gegenteil der Fall.

Als vor einigen Jahren die italienischen Eisenbahnen vom Staate übernommen wurden, konnte man überall die Prophezeiung hören: „Jetzt wird es schlimmer als vorher“. Allein der Staat zeigte, dass er mehr vermochte, als man ihm zutraute: es wurde tatsächlich nicht schlimmer, sondern besser. Erkannten die Italiener das nun an? Nein. Die noch gebliebenen Mängel wurden schärfer kritisiert als vorher, und überall konnte man das Urteil hören: „Es ist jetzt schlimmer als vorher“. Die in Italien lebenden Fremden, in diesem Falle die unbefangeneren Kritiker,

erkannten die Leistungen der Staatseisenbahnverwaltung dankbarer an als die Italiener.

Die Frage nach dem Verhältnis des Italieners zum Staate enthält Stoff für ein Buch — im engen Rahmen eines Vortrages muss ich mich auf diese wenigen Andeutungen beschränken. Zum Schluss will ich mit gleicher Kürze nur noch auf die andere grosse Frage des Völkerlebens eingehen, auf das Verhältnis des Italieners zur Kirche und zur Religion. Es ist ein Gebiet, dessen Erforschung für den Historiker wie für den Völkerpsychologen stets den grössten Reiz behalten wird; denn es gibt — wenigstens in Europa — wohl kein zweites Land, in dem freudigste Lebensbejahung und tief-innerliche Lebensverneinung so hart, anscheinend so unvermittelt, nebeneinander stehen, wie in Italien, dem Lande des Lebensgenusses und dem Lande der Weltentsagung.

Die Lebenslust und der Wirklichkeitssinn der Italiener kehren wieder in ihrer weltlichen, diesseitsfrohen Auffassung der Kirche. Die Kirche ist ihnen, den Trägern des Papsttums, mehr als einem andern katholischen Volke, Ecclesia triumphans: triumphierend auf Erden! Vergleichen Sie eine deutsche mit einer italienischen Kirche! Durch die grossen Dome der deutschen Baukunst, von Strassburg bis Köln, geht ein Zug des Geheimnisvollen, der Mystik. Das Licht ist gedämpft, und andere als gedämpfte Stimmen würden als Störung der Weihe empfunden werden. Wie anders in Italien, besonders in Mittel- und Süditalien! Da ist nichts Mystisches und nichts von geheimnisvoller Verschwiegenheit in den grossen Domen. Das Licht flutet in vollen Strömen herein und wird empfangen von heller, heiterer Marmorpracht. Nicht das mystische Verhältnis des Erdenbewohners zum Überirdischen, sondern den Glanz der siegreichen Kirche auf Erden stellen die Gotteshäuser des Volkes dar, das der katholischen Kirche ihre Fürsten und Herrscher setzt. Kein antiker Triumphbogen oder Triumphsäule, und kein Triumphatorendenkmal triumphieren so wie der Riesendom des Papstes, der nach deutschem Empfinden kaum noch Kirche ist, sondern nur eine ungeheure Festhalle, bestimmt für den Einzug eines Triumphators. Darum haben auch die Italiener am liebsten einen Papst, der die Rolle des Triumphators zu spielen weiss. Vom religiösen Standpunkt aus gesehen steht ohne Frage der gegenwärtige Papst höher als sein politischer Vorgänger, Leo XIII. Und dennoch — wie oft wird

die Erinnerung an Papa Leone wachgerufen, an den Glanz seines Auftretens, an den Donner der Evviva-Rufe, die seinen Einzug in die Peterskirche grüssten — wie oft erinnern die Römer an den verstorbenen Papst, um ihn auszuspielen als den würdigeren Träger der Tiara gegenüber dem nüchternen, allem Prunk abholden, aber kindlich frommen Pius X., der so gar nichts Dekoratives an sich hat und keinen Hochruf in der Kirche duldet, als unverträglich mit der Würde des Gotteshauses. Wie oft habe ich die geringschätzige Charakteristik gehört: „È un buon prete, ma un Papa non è!“ Nach unserm Empfinden könnte von einem Papste nichts rühmlicheres gesagt werden, als dass er ein guter Priester sei. Der Römer aber hat dem Papsttum gegenüber noch dieselbe Empfindung wie in den Tagen der Reformation, wenn auch der Ausdruck dieser Empfindung heute weniger krass ist. Als Leo X. starb, der durch und durch weltliche, aber glanzvolle Papst, und nun der fromme, prunklose Hadrian VI., als der letzte Deutsche, den Stuhl Petri bestieg — da wurde Leos Grab mit Versen voll Sehnsucht nach der goldenen Zeit des Medicäers bedeckt; als aber Hadrian starb, bekränzten die Römer die Haustür des päpstlichen Leibarztes und schrieben darauf: „Dem Befreier des Vaterlandes Senat und Volk von Rom“ [1]).

Und doch steht neben dieser irdischen Auffassung der Kirche, und (was damit zusammenhängt) neben rein äusserlicher, geschäftsmässiger Erfüllung der gottesdienstlichen Pflichten, eine Vertiefung des religiösen Gefühlslebens, die, wenn sie uns heute begegnet, an längstvergangene Zeiten erinnert. Die Weltentsagung steht, wie es scheint, als notwendiges, logisches Korrelat neben dem Weltgenuss. Man kann in italienischen Kirchen Bilder innigster Andacht sehen, zuweilen Zustände, die an religiöse Verzückung grenzen. Geht man etwa am Charfreitag in den Petersdom oder an andere heilige Stätten und wartet, bis die Reliquien gezeigt werden — in der Peterskirche verehrt frommer Glaube noch Stücke des Kreuzes Christi und der heiligen Lanze — so sieht man ganze Scharen, die knieend, und sogar manche, die mit der Stirn auf dem Boden das Wunderbare erwarten, um dann, in dem grossen Augenblick, mit starrem verzücktem Blick

[1]) Gregorovius, Gesch. der Stadt Rom im Mittelalter VIII (1896) 407, 424.

hinaufzuschauen nach den Balkonen der riesigen Kuppelpfeiler, von denen aus die Reliquien gezeigt werden. Wenn man diese bleichen durchgeistigten Gesichter sieht, diese schwärmerischen Augen, die von den Menschen ringsum nichts zu sehen scheinen, sondern wie trunken nach oben blicken, diese Lippen, die sich wie im Fieber unausgesetzt bewegen und doch keinen Laut von sich geben — dann versteht man, dass gerade Italien dem Mittelalter seine grössten Heiligen geschenkt hat, und eine Ahnung vom Zeitalter des heiligen Franz von Assisi dämmert in uns auf. —

Wenn die Vergangenheit auch nicht wiederkehrt — wer wollte es wagen, dem italienischen Volke die Zukunft abzusprechen? Das Volk, das — abgesehen vom politischen Leben — mehr getan hat für unsere europäische Kultur als irgendein anderes Volk der Welt, das auf beinah allen Gebieten menschlichen Schaffens und Denkens neue Wege gewiesen hat — dieses Volk ist auch heute noch, trotz aller Alterserscheinungen, kein dekadentes Volk und gibt uns kein Recht zu hochmütiger Verachtung. Die Italiener von heute sind weder ein Bettler- und Gaunervolk, noch eine dekadente Rasse, sondern sind, trotz all ihrer Fehler und Laster, noch immer ein Volk von edelster Kultur und erstaunlicher Lebenskraft. Auch die ungeratensten Kinder der schönen Mutter Italia, die Neapolitaner, lernt man mit der Zeit, wenn nicht lieben, so doch milder beurteilen; sie sind nicht schlecht, sie sind nur wilde Kinder. Sie stehen nicht jenseits, sondern diesseits von Gut und Böse; statt des Apfels der Eva gab das Schicksal ihnen und ihrem Lande die goldenen Äpfel der Hesperiden. Niemand aber kann sagen, wie weit das Volk, das länger im Mittelpunkt der Weltgeschichte gestanden hat, als irgendein anderes, auch in der Zukunft berufen sein wird zur Mitarbeit an der Kultur der Menschheit.

Die altisländische Saga.

Von Dr. Gustav Neckel.

Wer als Nicht-Germanist von altnordischer Literatur hört, der denkt wohl zuerst an die Eddalieder. Aber auch der Name Saga dürfte heute einem weiteren Kreise in Deutschland nicht mehr ganz fremd klingen. Die Saga, die kunstmässige, figurenreiche Erzählung, ist das typische Erzeugnis der reichen altisländischen Prosaliteratur. Der wertvollste Teil dieser Literatur, derjenige, der auf volkstümlicher heimischer Überlieferung beruht, weist drei Gattungen auf: 1. die Fornaldarsögur, heroische Erzählungen aus der Zeit vor Islands Besiedelung; bekanntere Vertreter dieser Spezies sind die Völsunga- und die Friðþiófssaga. 2. die Konunga sögur, Biographien der altnorwegischen Könige, ihr Gipfel die Saga von Olaf dem Heiligen († 1030). 3. die Islendinga sögur, Isländergeschichten. Diese letzte Gruppe allein ist es, die uns hier beschäftigen soll; es handelt sich um die „isländische Saga“ im engeren Sinne. Und zugleich im höchsten Sinne. Denn die Isländergeschichten stellen unstreitig den Höhepunkt der altisländischen und der ganzen altgermanischen Prosaschriftstellerei dar. Im Umgang mit den heimischen Stoffen ist die Gestaltungskraft der isländischen Erzähler erstarkt, und sie haben aus ihnen ihre Meisterwerke geschaffen — um nur die beiden schönsten zu nennen: die Njálssaga, die Gíslasaga.

Bekanntlich wurde die Insel Island ums Jahr 900 von Norwegen aus besiedelt. Die Kolonisten waren norwegische Grossbauern, die, der Reichsgründung des Königs Harald weichend und zugleich dem Wanderzuge der Wikingzeit folgend, ihre alte Freiheit nach dem damals entdeckten Neulande retteten. In den Fjordtälern und Flussebenen, rings um das unbewohnbare Hochgebiet des Innern, blühte schnell ein rüstiges Leben auf. Die Bevölkerung lebte wie zu Hause von Viehzucht, Ackerbau und Fischfang. Wie zu Hause gab es dabei Besitzstreitigkeiten und Fehden in Menge. Bei den leidenschaftlich betriebenen Prozessen auf dem Thing ging Macht oft vor Recht, ein Totschlag zog andere nach sich, Überfälle aus dem Hinterhalt und nächtliche Brandlegungen waren an der Tagesordnung. „Auge in Auge sollen sich die Adler hacken“,

sagte der alte Nordmann. Der unersättliche Machttrieb der Häuptlinge war meist verbunden mit reckenhafter Streitlust, Freude an der Gefahr und tiefster Empfänglichkeit für den Ruhm des Kriegers und die Schande des Feiglings. Das Gebot der Blutrache und der empfindlichste Ehrbegriff herrschten mit eherner Gewalt. Um ihnen zu genügen, verschmähte man auch Trug und Hinterlist nicht; Kampf mehrerer gegen einen galt als nicht anständig und wurde unter normalen Verhältnissen von den meisten vermieden; aber dass man durch zweideutige, auf Schrauben gestellte Erklärungen und Versprechungen dass Gewissen rettete, kam oft genug vor.

Kriegerisch war das altisländische Leben bis ins 11. Jahrhundert hinein. Im Jahre 1000 nahm das Land das Christentum an; die „alte Sitte“, wie man es nannte, wurde mit der „neuen Sitte“ vertauscht. Das war zunächst für die Mehrzahl ein rein äusserlicher Vorgang, frühestens in der nächsten und übernächsten Generation haben die ethischen Ideale des Christentums eine Stätte in den Herzen gefunden. Gleichzeitig entzogen wirtschaftliche Wandlungen dem heroischen Herrentum der heidnischen Zeit den Boden. Die Gold- und Silbertruhen der Wikingzeit wurden allmählich leer, das Wergeld aber blieb hoch, und wenn es schon früher vorgekommen war, dass einer sich von Haus und Hof gekämpft hatte, so musste man jetzt dieses Schicksal um so mehr fürchten. Die Zahl der Herrengeschlechter schmolz zusammen, die Bevölkerung nahm vermutlich stark zu, und die Wirtschaft erforderte mehr Hände. So wirkten allerlei Gründe zusammen, um das Leben in ruhigere Bahnen zu lenken. Die Insel erhielt einen Bischofsitz, dann einen zweiten. Klöster wurden gegründet, und in den Klöstern fing man an, mit lateinischer Schrift isländische Bücher zu schreiben, zuerst juristischen und theologischen Inhalts, später auch andere weltliche Bücher, Sagas und alte Gedichte.

Die ältesten uns erhaltenen Sagahandschriften stammen aus der Zeit um 1300. Der grösste Codex, das Buch von Möđruvellir im Nordlande, das über ein Dutzend Sagas enthält, ist in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts geschrieben. Ohne Zweifel hat es ältere Niederschriften gegeben. Zur Zeit als Snorri Sturluson auf Grund älterer Königssagas seine klassische Gesamtdarstellung der norwegischen Geschichte lieferte, um 1225, hat wahrscheinlich auch ein grosser Teil der Islendinga sögur bereits schriftlich vorgelegen. Die neueren isländischen Gelehrten setzen sogar herkömm-

licherweise ihre besten Sagas ins 12. Jahrhundert. Diese Datierung beruht jedoch auf einem missverstandenen Quellenzeugnis und schwebt also in der Luft; die allgemeine Wahrscheinlichkeit spricht gegen sie.

Die in den Sagas erzählten Vorgänge fallen in die ersten Menschenalter nach der Besiedelung, die meisten in das Jahrhundert zwischen 930 und 1030; am dichtesten mit Sagaszenen und -helden besetzt ist das ausgehende 10. Jahrhundert, eine Zeit, die auch anderswo im germanischen Norden besonders reiche Kunde hinterlassen hat. Die Aufzeichnung aber findet rund 250 Jahre später statt: Ereignisse um 975, Aufzeichnung um 1225; ja für einige Sagahandlungen beträgt der Abstand erheblich mehr noch als drei Jahrhunderte.

Dieser Abstand wird ausgefüllt durch die mündliche Überlieferung; sie kettet die Schreibezeit an die Sagazeit. Die Sagaschreiber selbst berufen sich auf diese Überlieferung: ‚so wird berichtet‘ — ‚davon ist nichts überliefert‘ — ‚diesen Vorfall erzählt man verschieden‘ — ‚das hat der und der mit angesehen und es weiter berichtet‘, und dergleichen Äusserungen. Dass die mündliche Darstellung neuester Geschehnisse wie alter Geschichten eine beliebte Ergötzlichkeit war und im Leben der alten Nordleute eine nicht unwichtige Rolle spielte, dafür gibt es eine ganze Anzahl Zeugnisse. Besonders auf dem Allthing, wo jeden Sommer die Leute aus allen vier Vierteln des Landes zusammenströmten und auch mancher weitgereiste Mann sich einfand, gab es wohl immer Sagas zu hören. Mancher erzählte da seine eigene Saga, wie er den und den irgendwo in Norwegen blutig gestraft hatte, und es kam in solchem Falle wohl vor, dass die Saga ihre tötliche Fortsetzung in der Wirklichkeit fand. Aber auch Berichterstatter dritter und vierter Hand kamen zu Worte, Liebhaber, die den Ereignissen persönlich und auch zeitlich ferner standen, und in deren Vortrag deshalb naturgemäss die freiere künstlerische Gestaltung mehr hervortrat, der eigentümliche Sagastil sich ausbildete. Dieser Sagastil, die ganze Tonart, wie wir sie aus den Texten kennen, trägt das deutliche Gepräge der mündlichen Erzählung mit ihrer ganzen Frische und Unmittelbarkeit, ihrer packenden Lebendigkeit und ruhigen Sachlichkeit. Kein Zweifel, dass der mündliche Vortrag oft mit Haut und Haar in die geschriebene Saga eingegangen ist.

Oft — aber nicht immer! An manchen Stellen ist die schriftstellerische Mache sehr deutlich. Auf jeden Fall kann die Zusammenfügung so langer Geschichten wie Niálssaga, Egilssaga, Grettissaga, Laxdœla- und Eyrbyggiasaga erst bei der Niederschrift erfolgt sein. So werden wir uns wohl hüten, die schriftliche Saga mit der mündlichen gleichzusetzen. Und ebensowenig dürfen wir natürlich letztere ohne weiteres als Geschichtsquelle betrachten. Die volkstümliche Tradition vergisst, verwechselt und erfindet neue Zusammenhänge; auch stilisiert sie aus einem bestimmten Formgefühl heraus. Es leuchtet ein, dass diese und andere geschichtsfeindliche Faktoren bei einer zwei- bis dreihundert Jahre fortgesetzten Überlieferung nicht unwirksam bleiben konnten.

In diesen Verhältnissen liegt eine wissenschaftliche Aufgabe beschlossen, für deren Lösung bisher fast nichts getan wurde. Bei den nordischen Gelehrten war weitgehendes Vertrauen auf die Zuverlässigkeit der Sagas lange traditionell. Der einzige Isländer, der, soweit mir bekannt, Zweifel an dieser Zuverlässigkeit geäussert hat, war der geistreiche und originelle Gudbrandur Vigfússon; er fand in den Islendinga sögur heroische Fabelstoffe. Eine energische Reaktion ging von Dänemark aus. Edvin Jessen, der 1871 durch seine Abhandlung über die Eddalieder der modernen Eddaforschung den gesunden Boden bereitet hat, griff das Jahr darauf in Sybels Historischer Zeitschrift (Bd. 28) die Glaubwürdigkeit namentlich der Egilssaga aufs heftigste an. Soweit dieser Aufsatz ausgeführte Untersuchungen enthielt, konnte man ihm in den Hauptpunkten schwerlich widersprechen. Nur die daran geknüpften Meinungsäusserungen schossen weit über das Ziel hinaus. Jessen war von Anklägerstimmung erfüllt, und man konnte ihm das von der Gegenseite mit Recht zum Vorwurf machen. Was man aber gegen seine Argumente angeführt hat, das zeugt in noch höherem Grade von Voreingenommenheit im entgegengesetzten Sinne, man suchte seine Beobachtungen durch Hypothesen zu entkräften. Auch insofern war diese Debatte unfruchtbar, als man nicht — oder doch nicht konsequent — die umbildende Tätigkeit der Tradition berücksichtigte. Man rechnete mit nur zwei Faktoren: geschichtliche Wirklichkeit und Verfasserwillkür, und argumentierte gelegentlich so: was augenscheinlich nicht Verfasserwillkür sein kann, muss historisch sein. Dieser Weg führte zu keinem Ziel als dogmatischem Glauben bei den einen, ruhelosem Zweifel oder radikalem Ver-

werfen bei den andern, und wesentliche, typische Eigenschaften der Saga blieben unverstanden. Etwas derartiges mag Richard Heinzel empfunden haben, als er den Plan fasste zu seiner ‚Beschreibung der isländischen Saga' (Wien 1880). Dieses Buch ist weniger eine beschreibende Stilistik als ein Stoffrepertorium; als solches muss es dem aufmerksamen Leser einen starken Eindruck geben von der ausgleichenden Macht der Tradition. Eine solche Betrachtungsweise wird in neuester Zeit wieder angeregt durch die volkskundlichen Studien. Namentlich die Arbeiten Axel Olriks und seiner Kopenhagener Schüler über die ‚epischen Gesetze der Volksdichtung' [1]) liefern uns wichtige Fingerzeige zur Beurteilung des überlieferten Stoffes. Olrik selbst hat in seinem Buche ‚Nordisches Geistesleben' (Heidelberg 1908, übertragen von Ranisch) eine gedrängte Kritik der Egilssaga geliefert, die nun nicht mehr das Hauptgewicht legt auf das Verhältnis des Sagatextes zur Geschichte, sondern auf sein Verhältnis zur Tradition und auf die verschiedenen Elemente der letzteren. Die Frage nach dem historischen Kern ist, soweit überhaupt, nur lösbar im Zusammenhang mit diesen Überlieferungsfragen.

Eine Saga pflegt aus mehreren Elementen zu bestehen, die bei der Lektüre ganz verschieden anmuten. Das, was manchen alten Hörer vielleicht am meisten fesselte, den nicht näher beteiligten modernen Leser aber kalt lässt, ist die notizenhafte Lokaltradition. Sie berichtet von den einzelnen Flüssen, Bergen, Höfen einer Gegend, wer sie endeckte, benannte, bewohnte; die kleinen und grossen Vorfälle, die sich dort abgespielt haben und an die vielleicht noch eine Erinnerung in Ortsnamen lebt; den Besitzwechsel, der mit ihnen vorgegangen ist; die Verwandtschaft und Nachkommenschaft der älteren Ansiedler u. dgl. mehr. Die Bauern am Borgarfjord lauschten andächtig, wenn der Sagamann ihnen von der Landnahme ihres Urahnen erzählte: „Skallagrímr landete an einer Stelle, wo eine grosse Landzunge in die See hinausging, und eine ganz schmale Enge verband sie mit dem Lande, und da brachten sie ihre Ladung an den Strand. Die Spitze nannten sie Knarrarnes (Lastschiffspitze). Da erkundete

[1]) Danske Studier 1908. Am 7. August 1908 hielt Olrik vor der 4. Sektion des Internationalen Kongresses für historische Wissenschaften zu Berlin einen Vortrag über denselben Gegenstand.

Skallagrímr das Land, und es war da eine weite Moorlandschaft und grosse Wälder zwischen Bergen und Strand, günstige Stellen zum Seehundsfang und grosse Fischgründe. . . . Da ergriff Skallagrímr Besitz von dem Lande bis an die Berge, alle Moore bis zur Seehundsbucht und bergaufwärts bis zur Borglava und südlich bis zu den Hafenbergen, das ganze Land also, durch das die Flüsse zur See strömen. Im folgenden Frühling führte er das Schiff südwärts zum Fjord und hinein in eine kleine Bucht, dicht bei der Stelle, wo der Sarg des Kveldúlfr (seines auf der Fahrt verstorbenen Vaters) angetrieben war, und baute da ein Gehöft und nannte es Borg und den Fjord Borgarfjord, und den ganzen Bezirk von da aufwärts nannte man nach dem Fjord[4]. Solche bodenständige Tradition lebte rund um die Insel in jedem Tal. Kundige Männer haben sie gesammelt und aufgeschrieben, und daraus ist eins der merkwürdigsten Bücher entstanden, die Landnámabók, eine genaue topographische Beschreibung der Besiedelung Islands. Dies ist eine gelehrte Arbeit, keine Saga. In den Sagas nehmen die Lokalnotizen nur einen verhältnismässig bescheidenen Raum ein. Das Hauptstück ist immer die zusammenhängende, menschlich belebte Handlung, die Saga im engsten Sinne.

Diese Handlung ist meist eine feindliche Verwicklung: Feindschaft entbrennt zwischen zwei Häusern, sei es, dass ein Knecht die Grenze nicht geachtet hat und vom Nachbar erschlagen wird oder Verwandte einander ein Erbe vorenthalten oder neidische Nebenbuhler einen Anschlag machen auf Gut und Leben eines Übermächtigen oder eine üble Nachrede, ein Spottvers die verwundete Ehre nicht ruhen lässt. Von dem erregenden Moment aus geht die Handlung straff, ohne Abschweifungen auf ihr Ziel los, den bewaffneten Zusammenstoss der Hauptgegner. In der Regel zieht der eine Kampf andere nach sich, oder es lebt doch bei einer späteren Streitigkeit die Erinnerung an alte Feindschaft wieder auf; der Name eines Gefallenen kann noch in der nächsten Generation zum Feldgeschrei werden. An die Seite der kriegerischen Vorgänge treten friedlichere, gern mit einer scherzhaften Pointe. Immer ist der Mensch das Hauptaugenmerk des Erzählers, seine Natur, wie sie in Worten und Taten ans Licht tritt. So fügt sich ein Auftritt an den andern, die erwähnten Lokaltraditionen mischen sich ein, und die Saga wäre fertig, fehlte nicht noch das dritte Element, das wenigstens in sehr vielen

Sagas eine Rolle spielt: die Auslandreise oder der politische Hintergrund.

Oft hebt die Saga an von dem Vater oder Grossvater des Haupthelden und berichtet von seiner Auswanderung aus Norwegen. Sehr häufig macht auch der Held oder die Helden eine oder mehrere Reisen nach Norwegen oder England, tritt in Beziehungen zu den dortigen Fürsten, die ihn hoch zu ehren pflegen, verübt Wikingtaten in der Ostsee und anderswo und nimmt zuweilen an grossen Schlachten im Auslande teil, wie der Schlacht bei Clontarf in Irland (1014). Diese Auslandepisoden stechen gewöhnlich fühlbar ab von den in Island selbst spielenden Teilen. Es fehlt ihnen das konkrete Einzelwissen, die farbige Fülle der echten Saga, von der sie sich auch durch eine gewisse schablonenhafte Äusserlichkeit und romantischen Geschmack für ritterliche Lebenszierden unvorteilhaft unterscheiden.

Dies sind die drei Hauptelemente, die wir aus der Hand der Sagaschriftsteller des 13. Jahrhunderts empfangen. In betreff ihrer Vorgeschichte darf bei einem Überblick über unsere vierzig Sagas Folgendes gemutmasst werden: die Lokaltradition ist im wesentlichen treu bewahrte Geschichte; die heroische Handlung ist in den nackten Tatsachen ihrer Hauptauftritte historisch, in zahlreichen Zutaten dagegen, in der Motivierung und Verknüpfung mehr oder weniger ein Werk der Tradition; die Auslandepisoden haben nur teilweise einen minimalen geschichtlichen Kern, das Meiste ist litterarische Erfindung des 13. Jahrhunderts.

Für die einzelnen Denkmäler bedarf das Verhältnis der genaueren Untersuchung, die vermutlich bedeutende Unterschiede ergeben wird. Solche Untersuchungen sind, wie gesagt, bisher kaum angestellt worden. Die Andeutungen von Olrik über die Egilssaga lassen hoffen, dass dieser ausgezeichnete Forscher uns eines Tages eine eingehendere Behandlung der genannten Saga bescheren wird. Wir können hier nur Vorstudien machen und wollen einige Methoden besprechen, die uns dem Ziele näher führen können. Es handelt sich also um die Scheidung von Geschichte, Tradition und litterarischer Erfindung. Wir suchen das, was uns neben einander auf die geschriebene Ebene projiciert vorliegt, hinter einander zu sehen. Und da bieten sich uns verschiedene Anhaltspunkte, deren Verwertung durch Beispiele verdeutlicht werden möge.

I. Der Sagabericht lässt sich durch eine andere Quelle kontrollieren. Diese Methode hat Jessen bei der Egilssaga angewandt. Hier liegt der Fall so günstig wie nirgend sonst. Die Egilssaga bringt nämlich in ihrem ersten Teil Angaben über die Lebensverhältnisse im norwegischen Helgeland und über die Beziehungen der dort wohnenden Germanen zu den Finnen. Wahrscheinlich um 890 kam ein Helgeländer namens Óttarr (altengl. Óhthere) zu König Alfred von England und berichtete ihm von ungefähr denselben Dingen. Alfred schaltete diesen Bericht in seine Übersetzung des Orosius ein, und so sind wir in der glücklichen Lage, die englische Quelle vor 900 und die isländische nach 1200 vergleichen zu können. Es zeigt sich, dass letztere recht ungenau unterrichtet ist. Besonders begeht sie den grossen Fehler, eine Einrichtung der christlichen Zeit, das Recht des norwegischen Königs auf gewisse sehr geschätzte Abgaben der Finnen, bis zu Harald Schönhaar hinaufzudatieren. Óttarr lässt keinen Zweifel darüber, dass dieser Finnentribut den helgeländischen Häuptlingen oder Grossbauern, unter andern ihm selbst, zufloss, nicht dem Könige[1]). Der Sagabericht wäre nur zu retten durch die Annahme, dass Óttars Schilderung sich auf die Zeit vor Haralds Reichsgründung beziehe. Man hat diese verzweifelte Annahme in der Tat gemacht, obgleich man sich sagen musste, dass die Chronologie von Alfreds Regierung und anderweitige Angaben bei Óttarr selber ihr entschieden widersprechen. Vollends hinfällig wird sie durch eine allgemeinere Beobachtung. Die Isländer übertragen nämlich auch sonst auf den Begründer des norwegischen Einheitskönigtums dies und jenes, was erst Olaf dem Heiligen oder späteren Königen zukommt. — Nimmt man den Finnentribut aus der Vorgeschichte der Egilssaga heraus, so stürzt sie in sich zusammen. Ein winziger historischer Kern ist von den Nachkommen mit leicht kenntlicher Fabelei umgeben worden,

[1]) Dieser Zustand stimmt zu dem Bericht des Tacitus von den Ehrengeschenken der kleineren Leute an die Häuptlinge, eine Sitte, die, wie die Liósvetningasaga zeigt, im Norden sehr lange bestanden hat. Die Häuptlinge nahmen diesen Tribut zuweilen entgegen bei einer grossen Gastreise, die sie alljährlich in ihrem Bezirk unternahmen (Liósv. K. 6). Dass auch die Helgeländer solche Reisen machten, davon zeugen die späteren Expeditionen der königlichen Beamten zur Einziehung des Finnentributs, die ebenfalls in die Egilssaga übergegangen sind.

und unser Schriftsteller hat dann noch ein Erhebliches aus Eigenem hinzugetan.

II. Ein anderes äusseres Kriterium gegen den historischen Charakter einer Erzählung liegt vor, wenn sie sich als verkappte Wanderfabel — international oder isländisch — zu erkennen gibt. So steckt in einer Episode der Víga-Glúmssaga die Anekdote vom sterbenden Araber, die sich in der Disciplina clericalis findet. Der von Cederschiöld erbrachte Nachweiss der wesentlichen Identität lässt sich unterstützen durch die Beobachtung, dass derjenige, der diese Anekdote in die Tradition einschmuggelte und sie dabei geistreich umbildete, einen unorganischen Rest des Originals hat stehen lassen[1]) und dass er sich an andere Geschichten von Glúm angelehnt hat[2]). Diese Aneignung eines fremden Stoffes setzt den Wert der isländischen Tradition keineswegs herab, gereicht vielmehr durch die Art, wie sie ins Werk gesetzt wurde, den alten Erzählern zu hoher Ehre. Wir sehen, wie tief sie sich in ihre Stoffe hineinlebten.

Wir kommen zu einigen inneren Merkmalen.

III. Die Tätigkeit der stilisierenden Tradition verrät sich durch ihr Ergebnis. Es ist der Fall denkbar, dass die Stilisierung nur zu einer Beschneidung der ursprünglichen Realität führt, indem z. B. die Zahl der Handelnden auf drei reduciert oder der gute Wille, die guten Eigenschaften des Gegenspielers verschwiegen werden. Ein hübsches Beispiel für eine solche gelinde Umbildung ist die Geschichte von Flóki, dem dritten Besucher Islands. Er segelte über die Færeyjar, und als sie in den freien Ocean hinauskamen, da liessen sie drei Raben fliegen. Der erste flog rückwärts über den Hintersteven, der zweite stieg senkrecht in die Luft und kam dann wieder zum Schiffe zurück, der dritte strebte über den Bug hinaus in der Richtung, in der sie später das Land fanden. Flóki und seine Begleiter kamen zu dreien nach Norwegen zurück. Da schalt der Erste das neue Eisland sehr; der Zweite erzählte Gutes und Böses von ihm; der Dritte aber sagte, da tropfe Butter von jedem Halme — und seitdem nannten ihn die

[1]) Glúmr selbst tötet das Kalb, was nach dem Zusammenhang mindestens Ingólfr tun müsste.

[2]) Glúmr schiebt einem andern den von ihm selbst verübten Totschlag zu; er wird von seinen Leuten geliebt: das Wortspiel erinnert an das mit dem Namen Víga-Skúta.

Leute ‚Thorolf Butter'. Diese Überlieferung steht in der Landnámabók. Auch in den Isländergeschichten selbst spielt die Dreizahl eine nicht ganz geringe Rolle. Die Hávardarsaga, der locus classicus für diese Eigentümlichkeit, geniesst aus diesem Grunde schon geringes Ansehen bei denen, die die Sagas in erster Linie als Geschichtsquellen würdigen. Wenn man aber in dieser Stilisierung ein Anzeichen besonders später Niederschrift sieht, so ist das hinfällig, denn nicht erst die Epigonen haben Geschmack gefunden an der volkstümlichen Dreizahl.

Die Zuverlässigkeit der Prozessschilderungen in der Njála ist Gegenstand einer Polemik gewesen, die aber zu keinem klaren Ergebnis geführt hat. Beachtet man die Stilisierung des grossen Schlussprozesses, wobei wiederum die Dreiheit deutlich hervortritt, so wird man den historischen Kern so gering anschlagen, dass es sich wenigstens um der Saga willen nicht lohnt, über die geschichtliche Möglichkeit oder Richtigkeit der einzelnen Motive zu streiten.

Im ersten Teil der Njála begegnet ein kunstvoll gegliederter Abschnitt, in dem dargestellt wird, wie die Feindschaft der Frauen Hallgerdr und Bergþóra die Freundschaft ihrer Männer, Gunnarr und Njáll, vergebens auf die Probe stellt. Drei Paare von Totschlägen folgen aufeinander, und zwar so, dass eine schrittweise, ausgerechnete Steigerung stattfindet, in den Personen — vom unfreien Knecht bis zu den Söhnen des Njáll — und in dem Reichtum der Scenen, vom Zweikampf bis zum Gefecht, wobei zum Schluss noch Nebenpersonen auftreten. Dazu eine absichtlich kontrastierende Charakteristik: die eine Partei überfällt mit Übermacht einen Einzelnen, ungeachtet seines Appells an die Ritterlichkeit, die andere zeigt sich ungleich edelmütiger, indem Skarphedinn, der älteste Sohn Njáls und einer der Lieblingshelden der Saga, dem Gegner Zeit lässt, sich zu rüsten[1]).

Besonders beliebt scheint bei den Isländern die einzige komische Figur der Njálssaga zu sein, der Bauer Björn, der dem Kári bei der Rache für den verbrannten Njáll, seinen Schwiegervater, und dessen Söhne hilft. Dieser Björn ist in der Tat höchst ergötzlich gezeichnet mit seiner Ruhmredigkeit und nachfolgenden Unlust,

[1]) Derselbe Skarphedinn und seine Brüder scheuen sich bei anderer Gelegenheit nicht, ihren Pflegebruder bei der Feldarbeit meuchlings zu überfallen und niederzumachen. Die verschiedenen Stücke der Tradition hatten eben eine verschiedene Ökonomie!

in der Gefahr seinen Mann zu stehen. Aber dass er darum so wie er geht und steht, aus dem Leben genommen sein müsse, braucht man nicht anzunehmen. Ist doch dieser brave Knappe nur das wirkungsvolle, wohlberechnete Gegenstück zu Káris vornehmerer Natur, der redet wie ein bescheidener Jüngling und nachher die Taten eines Helden vollführt.

Unter Olriks ‚epischen Gesetzen' befindet sich das sogenannte Zwillingsgesetz: Nebenrollen werden gern auf zwei gemeinsam handelnde Träger verteilt. So gibt die Heldendichtung dem Attilasohne Erp einen Bruder Eitill, dem tatenlosen jungen Skjöldung Hrêđric einen Bruder Hrêđmund, Etzels Bote an die Burgunden (Knéfrøđr in der Atlakvida) verdoppelt sich in der jüngeren Sage (Wärbel und Swämmelin in den Nibelungen). Überhaupt treten gerade verfolgte Königssöhne und andererseits Diener und Sendlinge gern als Paar auf. Nordische Vertreter der ersten Gruppe erscheinen nicht bloss in der anerkannt sagenhaften Überlieferung (Hróarr und Helgi), sondern auch in den Islendinga sögur: Gisli und Þorkell in der Vorgeschichte der Gíslasaga, die Söhne des ‚Herzogs' Guttormr, die Kveldúlf und Skallagrim zum Opfer fallen, ‚der eine zwölf, der andere zehn Jahre alt, sehr schöne Knaben'. In derselben Episode der Egilssaga geht es auch zwei bösen Dienern des Königs ans Leben, Sigtryggr und Hallvardr. Diese epischen Zwillinge werden durch eine unechte Strophe des Skallagrimr zwar für die Tradition gesichert, aber nicht für die Wirklichkeit. Bekannt sind aus dem Mythus die beiden jugendlichen Begleiter des Donnergottes, Þjálfi und Röskva. Ihnen entsprechen in der Gíslasaga der Knabe Geirmundr und das Mädchen Gudríđr. Jenes Dienerpaar der Egilssaga war zugleich ein typisches Gegnerpaar. So sind die Anstifter des Mordbrandes, aus dem Gisli und sein Bruder mit genauer Not entkommen, zwei böse Brüder, ‚der eine hiess Einarr, der andere Arni'[1]. Stereotyp als Feinde der Helden und Könige sind in der isländischen Überlieferung ‚zwei Jarle': sie tauchen auf als Vátr und Fasti in der versifieierten ‚Aufzählung der Ynglinge', als Hólmgeirr und Hardvígr im Heldenroman von Örvar-Oddr; aus einem walisischen ‚Hugi dem Stolzen', den Magnus Barfuss 1098 erlegte, macht die

[1] Vgl. auch die beiden Berserker von Haukagil in der Kristnisaga (dazu Anz. f. dt. Alt. 31, 111 f.).

Königssaga ‚zwei Jarle, Hugi der Stolze und Hugi der Dicke'; und so fabelt auch die Egilssaga von zwei walisischen Jarlen, Hringr und Aðils, unter den Feinden des von Egill und seinem Bruder unterstützten Adalsteinn.

Ähnliche Stilisierungen sind in den Sagas häufig; es wäre eine dankbare Aufgabe sie zusammenzustellen. Aber sie geben nur ausnahmsweise den Ton an. Im allgemeinen schwebt den Erzählern offenbar die Buntheit des wirklichen Lebens als Norm vor. Inwieweit diese Buntheit auf historischer Wirklichkeit beruht, wieweit sie eine ältere, stärker stilisierende Erzählweise verdrängt hat, das ist eine der schwierigsten Fragen der Sagakritik.

IV. Öfters treffen wir in den Islendinga sögur die Erscheinung der verdunkelten Tradition. Víga-Glúmr kommt als junger Bursche zu seinem Grossvater nach Norwegen, erhält aber nur einen unansehnlichen Platz am Ende der Halle angewiesen. Erst als er bei einem Berserkerkampf ungewöhnliche Tapferkeit und Stärke gezeigt hat, räumt ihm der Hausherr den Sitz an seiner Seite ein und schenkt ihm später beim Abschiede einen schönen blauen Mantel, Spiess und Schwert mit der Weissagung, es werde mit seinem Glück zu Ende sein, sobald er einmal diese Kostbarkeiten aus den Händen lasse. Die Weissagung geht im weiteren Verlauf der Saga in Erfüllung. Diese Geschichte kann schwerlich an sich befremden; eine gewisse Unklarheit über den Grund des Unten-an-setzens entdeckt man erst bei näherem Zusehen. Wir haben aber hier einen Fall, der auch sonst in den Isländergeschichten vorkommt: was früher einmal allgemein von der Sitte verlangt wurde, das wird als individuelles Ereignis mit zum Teil neuer Motivierung erzählt. Der altgermanische Königssohn musste sich erst durch eine mannhafte Tat die Waffen verdienen, ehe er neben dem Vater im Rate sitzen durfte, und es herrschte der Brauch, dass man diese Wehrhaftmachung von einem fremden Fürsten vollziehen liess[1]). Dieser wies dann vermutlich schon seinerseits dem Jüngling den Ehrensitz an. Das Motiv, das unsere Geschichte erzählenswert machte, war das unerwartete Aufraffen des trägen Burschen, wodurch er alle Anwesenden beschämt, und der Kampf vor aller Augen in der Halle. Als die Sagamänner den Stoff in ihren Lebenslauf einfügten, bereicherten sie ihn um

[1]) Paulus Diaconus I 23 f.

ein zweites Motiv, das zugleich der Anknüpfung diente, die Weissagung. Dabei geriet der eigentliche Sinn des Geschenkes und der Platzanweisung [1]) in Vergessenheit. Wahrscheinlich haben wir es hier mit einer heroischen Fabel zu tun, die weit älter ist als Islands Besiedelung.

V. Ein besonders wichtiges Hilfsmittel bei der Analyse sind die eingelegten Skaldenstrophen. Sie werden von den Personen der Saga gedichtet und vom Erzähler als Schmuck oder als Beleg angeführt. Es ist allgemein anerkannt, dass diese Strophen nur teilweise echt sind. Wir haben auch hier drei Schichten zu unterscheiden: 1. Strophen, die wirklich von den Personen der Sagazeit herrühren, 2. solche, die im Laufe der mündlichen Überlieferung ihnen angehängt wurden, wobei natürlich recht verschiedene Fälle und verschiedene Zeiten in Betracht kommen, 3. Fälschungen der Sagaschreiber und -abschreiber. Zuweilen kann die Entscheidung mit so grosser Sicherheit getroffen werden, dass wir ein höchst wertvolles Hilfsmittel zur Beurteilung auch der Prosa in die Hand bekommen.

Schon die handschriftliche Überlieferung weist darauf hin, dass eine Anzahl Strophen im ersten Teil der Njálssaga sehr jung ist; sie sind jünger als der Sagatext selbst, grossenteils aus ihm aufgebaut. Auf Derartiges müssen wir auch anderswo gefasst sein. Der normale Fall aber ist der, dass die Verse älter sind als die Prosa und diese zum Teil auf ihnen beruht. Manchmal lässt sich zeigen, wie eine Strophe an falsche Stelle geraten oder sonstwie missverstanden ist. In der mündlichen Tradition der Isländer irrten im 12. und 13. Jahrhundert eine Menge heimatloser Strophen herum. Teils kannte man nicht einmal den Verfasser, und die Sagaschreiber waren aufs Raten angewiesen, wobei sie vor erheblicher Willkür gewiss nicht zurückgeschreckt sind. So hat man namentlich berühmten Skalden wie Egill Vieles zugeschrieben, was sicher nicht von ihnen herrührt. In einem poetischen Dialog zwischen Jungfrau und Krieger verschmähte sie seine Gesellschaft, weil er noch nie den Wolf gesättigt, nie die Raben über der Wahlstatt habe krächzen hören, er aber rühmte sich, einhergefahren zu sein mit blutiger Klinge und gellendem Ger — ein Strophenpaar ganz aus einem Gusse, die spielende Konzeption

[1]) Auf diese Formalität wird sich ursprünglich der Ausdruck *setia e-n sælan* (Atlamál) bezogen haben, vgl. auch *sitia sæll* (Helg. Hund. II) und *sitiandi sælu njóta* (Sig. sk.).

eines unbekannten Dichters. Da man in der Mannesstrophe einen Hinweis auf Egils Kriegstaten zu sehen glaubte, erfand man eine im übrigen völlig inhaltlose Gastmahlszene, um ihn dieses Gespräch mit einer halländischen Jarlstochter halten zu lassen. Wir sehen es der Episode an, dass sie aus den spätesten Stadien der Tradition stammt.

Ein ganz ähnlicher Fall begegnet weiterhin in der Saga. Egil kämpft, um ein weinendes Mädchen zu befreien, siegreich und edelmütig gegen einen Berserker, Ljót den Fahlen, eine Geschichte, deren späten, ritterlichen Charakter aufzuzeigen Olrik vorbehalten blieb. Die Richtigkeit seiner Kritik wird bestätigt durch eine Untersuchung der fünf Strophen, die in die Episode eingelegt sind. Zwei bis drei von ihnen hat schon Finnur Jónsson auf Grund einzelner Kriterien für unecht erklärt. Dieses Urteil ist jedoch auf alle fünf auszudehnen, denn sie bilden eine geschlossene, monologisch-dramatische Komposition, die als solche weder von Egill noch von irgendeinem andern Kämpfer improvisiert sein kann, so dass die Saga bei ihrem Versuch, diese Fiktion durchzuführen, sich in Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten verwickelt. Der vorliegende Sagatext ist also jünger als die Strophen — auch die ganze Darstellungsweise würde uns übrigens keinen Zweifel lassen, dass wir hier den persönlichen Stil des Verfassers haben —, die Strophen wiederum sind erheblich jünger als Egill. Es hat aber doch den Anschein, als beruhten sie selbst schon auf einer prosaischen Erzählung wesentlich desselben Inhalts wie die vorliegende. Der Blick, den wir hier in die Vorgeschichte unseres Textes tun können, ist besonders insofern lehrreich, als er uns zeigt, einen wie kurzen Stammbaum gewisse Teile unserer Sagas haben.

Aber die Egilssaga enthält ohne Zweifel auch echte Strophen. Wie Egill einmal Abschied nimmt von seinem norwegischen Freunde Arinbjörn, da lässt ihn die Saga eine Strophe sprechen, die den Zorn aller Götter auf den König, der sein Recht gekränkt hat, herabfleht. Diese Strophe steht sichtlich an unrechter Stelle; sie ist eine Dublette zu dem Fluch, den Egill später, bei Errichtung der Neidstange, gegen den König ausstösst[1]. Ist sie echt — und

[1] Dies hat W. H. Vogt gesehen (Zur Komposition der Egilsaga. Programm des Gymnasium Augustum zu Görlitz 1909, S. 56).

das dürfen wir annehmen —, so erscheint die berühmte Szene mit der Neidstange als Erdichtung, und die falsche Stelle der Strophe zeigt die Lückenhaftigkeit der Tradition und die Willkür des Verfassers.

Unsere ausgewählten Beispiele dürften einen Begriff von dem literarhistorischen und geschichtlichen Problem der Saga gegeben haben. Noch auf andere Punkte wäre bei der Analyse zu achten, z. B. sachliche Unmöglichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten, persönlicher Stil und Geschmack der Verfasser. Ich durfte mich beschränken, weil eine vollständige Methodologie des Sagastudiums zu geben natürlich nicht meine Absicht sein konnte. Wir haben es auch nur mit dem Inhalt der Sagas zu tun gehabt; über ihre Form und Komposition ist so gut wie nichts gesagt worden. Die Stilform lässt sich besser an einem Texte veranschaulichen als in abstracto erörtern, die Komposition der Sagas aber hängt so unauflösslich mit ihrer Entstehung und der Beschaffenheit der Tradition zusammen, dass es einstweilen nicht rätlich scheint, auf dieses Thema näher einzugehen.

Der Wert der Saga in ästhetischer Hinsicht kann von jedem, auch an der Hand einer guten Übersetzung, empfunden werden, voll gewürdigt aber nur von dem, der sich in sie eingelebt hat und sich von ihr hat erziehen lassen zu ihrem herben Kunstideal. Ihr Wert als kulturgeschichtliche Quelle wird durch die kritischen Zweifel an der buchstäblichen historischen Wahrheit des Erzählten wenig berührt. Alles weist darauf hin, dass die Isländer in der Sagazeit ein Leben führten wie es in Deutschland etwa in der merowingischen Periode bestand. Das Typische dieses Lebens hat sich treu in der Tradition erhalten; störende Einflüsse, geistlicher und höfischer Art, haben sich erst zur Zeit der Niederschrift, und auch da nur stellenweise, geltend gemacht. Wir lernen nun dieses altertümliche Leben von den verschiedensten Seiten kennen, seinen Götterkultus und Aberglauben, seine Rechtsanschauungen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse, sein allgemeines ethisches Klima. Wer zu einer wirklich lebendigen Anschauung von den heidnischen Germanen gelangen will, der halte sich an die Isländergeschichten!

Flandern.

Von Dr. B. Kahle in Heidelberg.

Im Anschluss an die Verse eines Liedes aus Eckersdorf:

,Du denkst, ich bin ein Flander,
O nein, das glaube nicht,
Mein Herz schlägt für kein andern,
Als nur allein für Dich'

führt F. Pradel diese Zeitschr. 20, 101 eine Anzahl weiterer Verse aus Volksliedern an, auch einen Beleg aus Philander von Sittewald, aus denen hervorgeht, dass der Ausdruck, ,es ist jemand aus Flandern' oder ,er ist ein Flander' soviel bedeutet wie ,wankelmütig sein'. Er wirft die Frage auf, was denn Flandern diesen üblen Ruf eingebracht habe und meint, es sei die äusserliche Ähnlichkeit mit dem Worte flatterhaft gewesen, vielleicht auch der Umstand, dass sich auf Flandern gar so leicht ,andern' reime. Diese Erklärung trifft kaum das richtige, wie ein Blick in das DWB. zeigt. Dort findet man, worauf ich Zeitschr. d. Vereins f. Volksk. 18, 116 bereits hingewiesen habe: Flander ,Flitter, Lappe, Lumpen'; Flanderl, Flanderlein ,flatterhaftes Mädchen' (Schmeller 1, 588); schwäb. Flanderer ,Flattergeist'; Flandern, Flandria, häufig im Reim auf ,andre'; Treulosigkeit und Flatterhaftigkeit der Weiber und Junggesellen auszudrücken. A. Bender, Oberschefflenzer Volkslieder, führt S. 27 die Verse an:

Du bist einer von den Flanderern
Gehst von einer zu der anderen;
Deine Liebe ist nicht fest,
Weil d' von einer zur andern gehst.

Und S. 235: Mein Schatz, der ist von Flanderi,
Hat alle Nacht en anderi,
Zu jeder sagt er: Du bist mein!
Und jedi führt er heim.

B. verweist sodann S. 282 f. auf M. Lexer, Kärntisches Wörterbuch: flendern ,wehen, flattern, herumschweifen, liederlich sein' (ummarflendern) und Flendrer ,Faullenzer'. Das Wort ,Flandrer' ist nach ihrer Angabe in seiner ursprünglichen Bedeutung — also ohne Anlehnung an das Land Flandern — in Oberschefflenz noch vor 50 (d. h. jetzt etwa 60) Jahren lebendig gewesen. Der ,Flanderer' ist als ein Einwohner von Flandern also erst dann aufgefasst

worden, als man die ursprüngliche Bedeutung des Wortes nicht mehr verstand, was in verschiedenen Gegenden zu verschiedenen Zeiten geschehen sein wird. Auf diese Weise also ist das Land Flandern in den üblen Ruf gekommen. Damit erledigen sich wohl die Bemerkungen Pradels.

Ich benutze die Gelegenheit zu einem weiteren Hinweis. Auf S. 90 f. behandelt Pradel das in seiner Originalfassung von M. Adler in der Zeitschr. d. Vereins f. Volksk. 11, 459 ff. veröffentlichte Lied von dem Mädchen, das sich bei Schulpforta durch einen Eisenbahnzug überfahren liess. Über zwei Varianten dieses Liedes aus dem badischen Unterland vgl. man meine Ausführungen in den Blättern d. badischen Vereins f. Volkskunde S. 8 ff.

Literatur und Volkskunde.

Von Dr. K. Olbrich.

a) Roman und Volkskunde.

Ein schönes Beispiel dafür, wie ein Dichter sich in den Volksglauben seiner Heimat vertiefte und gerade damit seinem einzigen als Kunstwerk allgemein anerkannten Werke dauernden Wert verlieh, ist Wilhelm Meinholds „Bernsteinhexe“ vom Jahre 1843, die im Inselverlag vor kurzem neu erschien. Der auf Usedom geborene und später dort angestellte Pastor täuschte mit dem Chronikstil seines Romans seine Zeitgenossen so sehr, dass sie die mit dichterischer Genialität geschriebene Geschichte der Maria Schweidlerin tatsächlich für die getreue Abschrift einer alten Handschrift hielten. Meinhold selbst sprach es als sein künstlerisches Ziel aus, „durch getreuste Sittenschilderung seinem Dichten den Typus der historischen Wahrheit aufzudrücken“; dies war ihm aber nur möglich geworden, weil er selbst als Bauernkind aufwuchs und später als Geistlicher mit dem Leben seiner Gemeinde in engster Verbindung stand. Was er so an Volksglauben in Sage und Brauch nach vorfand, setzt er — und gewiss mit vollem Rechte — als verbreitete Anschauung des siebzehnten Jahrhunderts an, und so entstand jenes verblüffend wahre Kulturbild, das den Roman aus den Erzeugnissen seiner Zeit weit heraushebt. Alle Personen, vom hochgebildeten Geistlichen und Ritter bis zum völlig ungebildeten Gesinde, stehen, mehr oder weniger, unter dem verhängnisvollen Bann des Aberglaubens, und wer die

noch heute lebendigen Anschauungen des Volkes kennt, der merkt alsbald, dass es echtes Gut ist, nicht jener Pseudovolksglaube, mit dem die moderne Belletristik, einem Zuge der Zeit folgend, gern sich schmückt. Der Teufelsglaube spielt die Hauptrolle: bald geht der Böse fledermausartig von einer Kreissenden ab, bald kriecht er als Wurm einer Vettel in den Rachen und entspringt als Ratte ihrem Sarge . . . plötzliches Unwetter ist Teufelswerk, Katze, Specht und Frosch sind Teufelstiere — die Hexe hat ein gefühlloses Teufels(Mutter-)mal zwischen den Brüsten, Hexensalbe macht unsichtbar oder verwandelt in Tiere — Zauberkünste können Tieren schaden, dass sie nicht Milch geben, nicht werfen können oder sterben — unheimliche Menschen haben einen bösen Blick, können Krankheiten anwünschen u. a. — Krankheiten heilt man durch Magiemittel und Zaubersprüche u. v. a. m. Man sieht, der Roman verdient es, in einer Zeitschrift für Volkskunde erwähnt zu werden.

b) Die Katze in Literatur und Volksglauben.

Wie literargeschichtliche Betrachtungen und die Volkskunde in enge Verbindung treten können, zeigt Dr. Franz Leppmanns vor kurzem erschienene Studie „Kater Murr und seine Sippe“ (München 1908). Die literarische Vorliebe für dieses Tier wird hier von Tieks gestiefeltem Kater bis zu Sven Leopolds „Goethes Katze“ verfolgt. Sie entspringt nach Leppmans Ausführungen teils der Lust am Weiterbilden eines gegebenen Motives, eines vorhandenen Typus, teils aber dem unverkennbaren Einflusse von Volksglauben und Volkssage. Das Verschlossene, Geheimnisvolle im Wesen der Katze, eine gewisse wählerische Vornehmheit, der lautlose geschmeidige Gang, das merkwürdige, phosphorescierende Auge, wunderliche eigenartige Körperstellungen, das gespenstige nächtliche Treiben — — alles zusammen hat der Katze jene eigentümliche Stellung verschafft, die sich in volkstümlichen Redensarten ebenso widerspiegelt, wie in der Rolle, die sie im Glauben aller Völker spielt. Leppmann weist darauf hin, wie das grosse Interesse der Romantiker für Grenzzustände des Bewusstseins, ihre lebhafte psychologische Neugier sie zu diesem seltsamen Geschöpfe hinzog, dessen mystische Sitten und Gewohnheiten bereits das Volk selbst zu allerlei Dichtungen angeregt hatten. Namentlich Hoffmann war es, der seine Auffassung dem Wesen des Tieres selbst und seiner Stellung im Volksglauben entnahm

und hauptsächlich deshalb mit seinem Kater Murr entscheidend Schule machte. Naturgeschichtliches, Sprachliches, der Volkskunde Entnommenes und Literargeschichtliches treten bei solchen Studien in engste Verbindung; bei jeder Arbeit über die sog. „Seelentiere“ müsste derselbe Gang der Untersuchung eingeschlagen werden.

Ein altes Spiel.

Von Dr. F. Pradel in Glogau.

Es ist ein sehr beliebtes Kinderspiel, einen Stein so über ein Wasser zu werfen, dass er dessen Oberfläche möglichst oft berührt. Auch der Erwachsene versucht es wohl gelegentlich wieder einmal, erinnert sich zum mindesten gerne an dieses Vergnügen seiner Jugendzeit. Goethe gedenkt seiner in den Leiden des jungen Werthers (Bernays, der junge Goethe III 319): „Ich gieng den Fluss hinab, bis an einen gewissen Hof, das war auch sonst mein Weg, und die Plätzgen, da wir Knaben uns übten, die meisten Sprünge der flachen Steine im Wasser hervorzubringen“. Dann finden wir das Spiel in einem der Andersenschen Märchen erwähnt, in der Geschichte vom fliegenden Koffer: „Der Sohn bekam nun all dieses Geld . . . und warf Fitschen auf der See mit Goldstücken, anstatt mit einem Steine“. Und hier fallen uns aus dem Anfange von Frenssens Jörn Uhl die Worte ein: „Wir wollen auch nicht von der Mühe reden, welcher jene reiche Bauernjunge sich machte, dem es trotz seiner Dummheit gelang, seines Vaters Geld in vier Wochen durchzubringen, indem er tagelang die Talerstücke über den Fischteich schunkte“. Gewiss ist auch in C. Gysaes Vivienne (Westermanns Monatshefte 62, 844) unser Spiel gemeint: „Sie war irgendwo am Strande, warf vielleicht flache Steine ins Wasser“. Auch der Freiherr v. Ompteda erwähnt das Spiel in seinem Romane Benigna (Velhagen und Klasings Monatshefte 23, 4 S. 571): „Dort suchten sie flüchtig Kiesel und warfen sie ins Wasser, um sie drei-, vier-, sechsmal auf der Oberfläche sich abschnellen zu lassen“. Ferner Clara Viebig, Das Kind und das Venn = Naturgewalten[3] S. 253: „Von der Böschung hatten sie weisse Kiesel herunterflitschen lassen übers Wasser“. Endlich verweise ich auf Friedrich Huchs neuesten Roman: Pitt und Fox, die Liebeswege der Brüder Sintrup; wo Harald van Loo mit flachen Steinen über das Wasser wirft (S. 77).

In seinem Alemannischen Kinderlied und Kinderspiel (1857) bringt Rochholz auf S. 465 eine Reihe von Namen für dieses Spiel herbei, so den englischen duck and drakes, Enten und Enteriche machen. Im Appenzell heisst es z. B. Vater und Mutter schlagen, küssen, erlösen. Der erste Bogen des springenden Steines heisst Vater, sein zweiter die Mutter, die nachfolgenden immer kürzer werdenden die Kinder. Der Schlesier nennt das Spiel bekanntlich Butterschnitten schmieren. Siehe Krügers Gottfried Kämpfen S. 254 f.: „Im Sturmschritt sausen die kühnen Welteroberer den buschigen Hang hinab, um sofort am Seeufer die harmlose Kunst zu üben, mit flachen Steinen „Butterschnitten zu schmieren“. Pfeifend und klatschend fliegen die Steine über den majestätisch ruhigen Spiegel des Sees. Bald ist rings kein flacher Stein mehr zu finden, und der Ehrgeiz der Könner und Nichtkönner nimmt ab“.

Es ist ja selbstverständlich, dass dieser Zeitvertreib unendlich alt sein muss. Auch in der Literatur des klassischen Altertums wird er erwähnt. Einige Kenntnis der Spiele [1]) der altgriechischen Jugend verdanken wir den alten Dichtern und Künstlern, sodann den Werken der alexandrinischen Grammatiker. Diese hat Sueton, der Verfasser der zwölf Kaiserbiographien, in seiner Schrift über die Kinderspiele bei den Griechen benützt, und aus Sueton schöpften wieder Eustathius, ein Byzantiner des 12. Jahrhunderts, und die Platonscholien; aber auch Pollux (2. Jh. n. Chr.), Hesych (5. Jh. n. Chr.) und andere Lexikographen sowie die Scholien zu Aristophanes gehen in ihren Mitteilungen über die Kinderspiele auf Sueton zurück. Eustathius (zur Il. 18, 543) beschreibt unser Spiel — die Griechen nannten es Epostrakismos — folgendermassen: es ist das eine Art Kinderspiel, darin bestehend, das man flache Steinchen, die vom Meere geglättet sind, auf den Wasserspiegel wirft, mitunter hüpfen sie mehrmals über ihn hin, bis sie ihre Kraft verlieren und untersinken. Ähnlich erklärt der Etymolog Pollux (IX 119): man wirft einen Stein über die Oberfläche des Wassers und zählt die Sprünge, die er vorm Untersinken bei seinem Fluge über das Wasser macht. Wessen Stein am häufigsten aufsetzt, der hat gewonnen. — Offenbar wetteiferte die Jugend also im Epostrakismos miteinander. Das erfahren wir auch aus einer Stelle der interessanten Schrift Octavius des Minucius Felix, einer der ältesten Apologien des Christentums, die,

[1]) Böhm, de cottabo. dissert. Bonnensis 1893.

offenbar von Tertullian abhängig, wohl dem 3. Jahrhundert zuzuweisen ist[1]). Es heisst da am Ende des 3. Kapitels: wir sehen, wie die Kinder um die Wette eifrig Scherben ins Meer werfen. Zu diesem Spiele werden vom Strande abgeplattete Steine aufgelesen, die das Spiel der Wellen geglättet hat. Man nimmt einen solchen flachen Stein wagerecht zwischen die Finger, beugt sich dabei so tief als möglich und schleudert ihn dann so über die Wellen, dass er bald die Oberfläche des Meeres trifft und gleichsam auf ihr schwimmt, in leiser Bewegung dahingleitend, bald die Wellenkämme schneidend herausspringt und weiter fliegt, von der Bewegung beharrender Kraft gehalten. Unter der Jugend fühlte sich der als Sieger, dessen Stein am weitesten flog und am meisten Sprünge machte.

Übrigens war und ist es wohl auch heute noch Sitte, z. B. an den Mittelmeerküsten, während eines solchen Wurfes einen Wunsch zu tun und aus den Bewegungen des Steines auf seine Erfüllung zu schliessen, s. Revue des trad. pop. 17, 2.

Die schlesischen Geschichten von den schädigenden Toten.

Von Dr. J. Klapper.

I. Der Vampirbegriff.

Der Vampirbegriff hat sich für die Volkskunde als ein wirkliches Danaergeschenk erwiesen, das ihr von den Balkanvölkern gemacht worden ist. Kein anderer mythologischer Begriff fasst heute eine solche Fülle verschiedenartiger Züge unter sich, und über keinen herrschen so unklare Vorstellungen, wie über den Vampirbegriff. Und so wäre es im Interesse fester Begriffsbegrenzungen in der volkskundlichen Forschung zu wünschen, wenn die Bezeichnung „Vampir“ wieder auf ihre bulgarische Heimat beschränkt würde und die vergleichende Volkskunde, anstatt einen so vielseitigen Ausdruck zu gebrauchen, für die einzelnen unter ihm bisher zusammengefassten volkstümlichen Vorstellungen klare das Wesen dieser Vorstellungsgruppen kennzeichnende Ausdrücke einführte.

[1]) W. Kroll, Rhein. Mus. 60, 307 ff.

1. Was wird heute alles mit dem Wort Vampir bezeichnet! Als die europäische Gelehrtenwelt mit dem fremden Begriff „Vampir" bekannt wurde, da hatte er, in den Gelehrtenkreisen wenigstens, noch seine enge Begrenzung; man verstand darunter einzig und allein den Toten, der aus dem Grabe zurückkehrt, um den Lebenden das Blut auszusaugen. Damals war das philosophisch-medizinische Interesse vorherrschend. Man erörterte ernstlich die Frage, ob vom naturwissenschaftlich-medizinischen Standpunkte aus solche Berichte Glauben verdienten. Das sind jetzt fast zweihundert Jahre her. Um das Jahr 1728 kam aus dem ungarischen Dorfe Kisolova die Nachricht, dass ein gewisser Peter Plogojowitz nach seinem Tode in acht Tagen neun Personen ins Grab nach sich gezogen hätte. Die Sterbenden sagten aus, Plogojowitz sei in der Nacht gekommen, habe sich auf sie gelegt und sie so gewürgt, dass sie sterben müssten. Unter Hinzuziehung des Popen wurde sein Grab geöffnet und sein Herz mit einem Pfahle durchstochen; es kam viel Blut aus dem noch unversehrten Körper hervor; Haut, Haare und Bart, sowie die Nägel waren sogar nach dem Tode nachgewachsen. So lautete der Bericht des Kaiserlichen Provisors im Gradisker Distrikt. Der Fall wurde dem Professor Beyer in Altdorf auf kaiserlichen Befehl zur Untersuchung überwiesen. Putoneus, der uns das berichtet, druckt zugleich eine Relation über einen gleichen Fall aus dem serbischen Dorfe Medwedia ab, wo ein gewisser Arnold Paole nach seinem Tode vier Leuten das Blut ausgesogen und sie so getötet haben sollte; diese Opfer Paoles seien durch ihren gewaltsamen Tod selbst wieder Vampire geworden uud hätten noch andere Menschen umgebracht. Und um dem Sterben Einhalt zu tun, grub man dort dreizehn Tote aus, die als Vampire galten, pfählte und verbrannte sie; die Asche warf man in die Morava [1]). Mit diesen Nachrichten hielt der Vampirbegriff seinen Einzug in die europäische Gelehrtenwelt. Hinter der Tätigkeit des Blutsaugers traten alle anderen Züge zurück, die natürlich schon damals dem südslavischen Vampir in der Volksvorstellung anhafteten; Vampir und blutsaugender Toter waren ein Begriff.

2. Gar bald aber erinnerte man sich in Deutschland an Be-

[1]) Besondere Nachricht von denen Vampyren oder so genannten Blut-Saugern von Putoneo, Leipzig 1732 S. 1—44.

richte der Chroniken, besonders aus Pestzeiten, die mit jenen südslavischen Erzählungen grosse Ähnlichkeit besassen. Nur zogen hier die Toten die Lebenden nicht durch Saugen des Blutes nach sich, sondern sie zehrten an ihren Gewändern, frassen ihre Grabschleier in sich hinein, wenn sie diese mit dem Munde erreichen konnten, nagten sich sogar ihre eigenen Gliedmassen blutig, um durch solche magische Handlung im Grabe noch oben unter den Lebenden ein Sterben zu veranlassen. Auch in diesen Fällen hatte man sich solcher Schädiger durch Pfählen und Verbrennen entledigt. Diese *nachzehrenden, fressenden oder schmatzenden Toten* wurden jetzt ebenfalls als Vampire bezeichnet.

3. So rückt in den Mittelpunkt des Vampirbegriffes die lebenvernichtende Tätigkeit des Toten. Damit reiht man nun auch unter diesen Begriff die Erzählungen, in denen der Tote *magisch durch seinen Blick* den Lebenden ins Grab zieht.

4. Zahllos sind nun jene Berichte von Totenwesen, denen die beabsichtigte Vernichtung des Lebenden nicht gelingt, die den Versuch machen, den Lebenden zu Tode zu plagen, aber darin verhindert werden. Auch diese Totenwesen gelten jetzt als Vampire. Die Geschichten von *aufhockenden, würgenden, plagenden Toten* werden zu Vampirgeschichten.

5. Wir sehen, der Begriff verschiebt sich von neuem; es genügt, dass der Tote ein Schädiger ist, dass er den Lebenden nicht mehr zu töten braucht, um als Vampier zu gelten. Diese Schädigung bezieht sich in manchen Erzählungen gar nicht mehr auf das Leben des Menschen. Die Toten kehren zurück, *um das Vieh in den Ställen zu plagen, um die Speisen zu vertilgen oder zu verderben.* Auch diese Schädiger gelten als Vampire.

6. Zum Teil geht diesen Vampiren auch noch der Charakter als Schädiger verloren. Strauss berichtet in dem Werke über die Bulgaren von lärmenden, Kirmes feiernden Vampiren, und wir werden ähnlichen Berichten von lärmenden Toten auch in Schlesien begegnen. Der Tote sucht seine Nahrung nicht mehr im Blute der Lebenden, sondern in der ihm zukommenden Speise. Er lebt, des Nachts wenigstens, als wenn er nicht gestorben wäre. Der Tod hat nicht einmal die Familienbeziehungen gelöst. Wir finden auch in Schlesien wie anderwärts Berichte von *Verstorbenen, die mit ihren Frauen weiter verkehren,* ohne irgendwie

Züge des Schädigers mehr zu zeigen. Soweit hat sich der Vampirbegriff verschoben.

7. Idealisiert finden wir diesen Volksglauben vom Verkehr zwischen Lebenden und Toten in der Sage von der Braut von Korinth wieder, wo die Sehnsucht nach dem Bräutigam die Tote aus dem Grabe zurückführt. Freilich haben wir hier auch den Glauben, dass der Verkehr mit dem Toten selbst tötlich wirkt. Auch dieser Stoff ist, wenn auch nicht ohne berechtigten Widerspruch, den Vampirstoffen zugezählt worden.

8. Der tote Bräutigam holt die in verzweifelter Sehnsucht nach dem Geliebten lebende Braut ins Grab. Der Lenorestoff der in so mannigfachen Versionen in slavischen und deutschen Ländern verbreitet ist, ist kein Vampirstoff mehr, wird aber immer wieder darunter gerechnet. Schon hier haben wir, wenn auch nicht überall klar ausgedrückt, in dem Tode des von dem Toten abgeholten Menschen die Sühne für eine Schuld, für die Verzweiflung, der sich der Überlebende hingegeben hat.

9. Der Tote kehrt als Rächer zurück. Hat man die bisherigen Stoffe als Vampirstoffe aufgefasst, so liegt kein Grund vor, die Geschichten von den Ermordeten, die ihre Mörder plagen, von den Geizigen, die noch im Grabe ihre Schätze verteidigen, ja sogar die Don Juansage aus dem Kreise der Vampirgeschichten auszuschliessen. Es macht keinen Unterschied mehr, ob der Tote etwa wie in Goethes Totentanz sein eigenes Interesse wahrt, oder von Gott zur Bestrafung oder Warnung des Lebenden bestimmt wird.

10. Sind dann auch die im Wochenbett sterbenden Frauen Vampire, die man einst nach dem Zeugnis des Burchard von Worms pfählte, und denen der Volksglaube des Mittelalters nichts anderes nachsagte, als dass sie in alter gewohnter Kleidung wiederkämen, und von denen man heute nur weiss, dass sie ihre Kinder warten?

11. Nimmt man nun noch hinzu, dass in Romanen des neunzehnten Jahrhunderts auch lebende Vampire auftreten, dass man sogar das Wort für die pathologischen Erscheinungen der Nekrophilie und Nekrophagie angewendet hat, so ergibt sich zur Genüge die Unsicherheit in der Anwendung des Vampirbegriffes und seine Unbrauchbarkeit für die volkskundliche Forschung.

So bleibt nur die Möglichkeit, den Vampirbegriff entweder

wieder so eng zu beschränken, wie er es bei seiner Herübernahme in die gelehrte Literatur war, und für die anderen Gruppen von Erzählungen abzulehnen, oder ihn überhaupt aufzugeben. Wir lassen am besten den Bulgaren ihre Bezeichnung für den wiederkehrenden schädigenden Toten; auch bei ihnen begegnet man in der Verwendung des Wortes Vampir einer bedenklichen Unsicherheit. Nicht jeder derartige Schädiger ist ein Vampir; man bezeichnet ihn teilweise als Lepir; oft geht dem Bulgaren auch das Bewusstsein ab, dass es ein Toter ist, man sieht in dem Gespenst etwas von unbekannter Herkunft, vermischt es mit dem in Gräbern wohnenden dämonischen Ustrel einerseits und dem die Menschen des Nachts plagenden Krankheitsdämon Morava.

Die gleiche Unsicherheit wie in der Begriffsbegrenzung des Vampirs sehen wir in der Erklärung seines Namens und in Verbindung damit in der Beantwortung der Frage, wo die Heimat des Vampirglaubens zu suchen sei. Das ist ein weiterer Grund für die vergleichende Volkskunde, mit der Verwendung des Wortes recht vorsichtig zu verfahren; ein Wort, das anstatt in seiner Bedeutung seinen Begriff zu veranschaulichen nach Sinn und Herkunft durchaus unklar ist, empfiehlt sich doch nicht zum wissenschaftlichen Terminus.

Früher nahm man allgemein an, dass in dem aus dem Serbischen entlehnten Worte „Vampir" auch ein slavischer Stamm zugrunde liege; im Polnischen stellt sich dazu Upior und Upierzyca. Somit leitete man es ab von dem Zeitwort upierzyc = mit Federn versehen, so dass Upior ein geflügeltes, gefiedertes Gespenst bezeichnete[1]). Die daneben gegebene Ableitung, die es mit einem „Saugen" bedeutenden Stamme in Verbindung bringen wollte, wurde als unwahrscheinlich abgelehnt. Aber auch mit der ersten Abteilung hat man gebrochen. Polívka (Prag) lehnt im Anschluss an Miklosich eine slavische Wurzel ab und ist der Ansicht, dass das Wort jedenfalls erst später, vielleicht aus dem Türkischen, wo ųber „Hexe" bedeute, in die slavischen Sprachen übergegangen ist[2]). Hingewiesen sei hier auch darauf, dass die Neigung, das Wort aus dem Türkischen zu erklären, schon recht alt ist. Das

[1]) Linde, Słownik Języka Polskiego, Lwów 1860 unter Upior.

[2]) Z. d. V. f. österr. Volkskunde VII 185; Miklosich, Etymol. Wörterbuch, Wien 1886 unter Vampirŭ.

„Schlesische historische Labyrinth“ vom Jahre 1737 bringt es nämlich bereits mit einem allerdings unkontrollierbaren türkischen Ujamperischt oder Ujamferischte in Verbindung, das „Schlafegel“ oder „Nachtgeist“ bedeuten soll. Durch die Hypothese von der türkischen Herkunft des Wortes liess man sich verleiten, für den Vampirglauben selbst eine morgenländische Heimat zu suchen[1]). Aber es sprechen doch gewichtige Gründe für die alte Ableitung des Wortes, wonach der Upior eben ein „Fluggespenst“ ist. „Flugteufel“ heissen noch heute in den deutschen Gegenden Oberschlesiens jene Menschen, die als Alp drücken gehen können und nach ihrem Tode weiter als Druckgeister ihr Unwesen treiben müssen[2]). Und die schlesisch-polnische Auffassung von dem Wesen solcher Nachtunholde lässt sich am besten aus einer Handschrift aus der Mitte des 15. Jahrhunderts dartun, wo es in einer Überschrift heisst: Contra incubum alias latalecem; auch hier ist schon wie noch heute ganz allgemein der Incubus (Dämon oder Toter) als Latalec, d. h. fliegendes Gespenst aufgefasst[3]). Dazu stimmt auch, was ich in der Gegend von Philippopel von einem Bulgaren hörte, der versicherte, der Vampir sei ein Nachtgespenst mit Adlernase und feurigen Augen, sein Kleid sei ein Gewand aus Federn; seine Füsse seien mit grossen Bauernstiefeln bekleidet; ob das Gespenst geboren oder gestorben sei, wisse man nicht. Wenn die Kinder weinen, dann schüchtert man sie ein mit den Worten: St! der Vampir kommt! Das Wort uber aber scheint dem Nordtürken heute nicht mehr bekannt zu sein; wenigstens erhielt ich in drei Fällen von ostrumelischen Türken die Antwort: Iber ist die Kiste, uber kennen wir nicht.

So wird man wohl das Wort Vampir weiterhin als geflügeltes Gespenst zu deuten haben und, anstatt für die Geschichte dieses Volksglaubens Licht aus dem Orient zu erwarten, besser daran tun, zunächst einmal unsere eigene europäische Überlieferung von

[1]) Z. d. V. f. Volkskunde 1904; S. 222 ff.: A. Jellinek, Zur Vampyrsage. Er stützt sich auf einen Bericht van Ronkels in der Tijdschrift for indische Taal-, Land- en Volkenkunde, Batavia 46, 95, wonach in Alinos ein Türke mit offenen Augen und offenem Munde im Grabe gefunden wurde, der ein Sterben in der Stadt veranlasste, bis man ihn pfählte.

[2]) Julius Nestler (Prag), Geister- und Gespensterglauben der Schlesier (in Rübezahl, Schweidnitz 1907 S. 103) aus der Gegend von Neustadt und Leobschütz.

[3]) Breslau, Kgl. u. Univ. Bibl. Cod. ms. I. O. 58 Bl. 11r, geschrieben 1454 in Wohlan.

dem Volksglauben an schädigende Tote zu prüfen, was für die mittelalterlichen Erzählungen von schädigenden Toten noch fast gar nicht geschehen ist. Und ich bin der Überzeugung, dass man hier bereits alle dem Vampirglauben wesentlichen Züge vorfinden und aus ihnen den modernen Vampirglauben sogar in seiner eigenartigsten, kompliziertesten Form, der bulgarischen, herleiten kann. In diesem Sinne will ich hier kurz einige Stoffe erwähnen, die zum Teil mittelalterlichen Handschriften entnommen sind, und die für die Erklärung des Vampirglaubens von Wichtigkeit sein können.

Auf die Ausgestaltung des Vampirglaubens der Balkanländer ist der griechische Volksglaube von den Lamnien sicher nicht ohne Einfluss gewesen. Diese waren schöne gespenstische Frauen, die durch allerlei Blendwerk Kinder, besonders schöne Jünglinge anlockten, ihnen das Blut aussogen und ihr Fleisch genossen. Im Mittelalter verstand man unter ihnen Ungetüme mit Weiberkopf und Tierleib, von denen die abergläubischen Frauen erzählten, dass sie die Kinder plagten[1]). Da sind ferner die kindertötenden Empusen[2]) und die lesbische Gello, das Schreckgespenst der Jugend; vor allem die mythischen Harpyien, die ganz wie die modernen bulgarischen Vampire über die Speisen herfallen und sie verderben. Mit ihrer Vorstellung verband sich zeitig schon die von den Striges, Nachtvögeln dämonischen Charakters, die nach Aristoteles den Ziegen und Ammen die Milch, den Kindern das Blut aussaugen[3]), und deren Verwandtschaft mit dem Geschlecht der Harpyien bereits Ovid in den Fasten betont, nachdem er von ihnen gesagt hat, dass sie die Gurgel voll von dem ausgesogenen Blute haben[4]). Verwandte Vorstellungen, die zur Ausbildung des Vampirglaubens herangezogen werden konnten, waren also zahlreich vorhanden. Die Vorstellung von den schädigenden Toten, die sich in der Furcht vor ihnen und den ihnen gespendeten Opfern bei allen Naturvölkern nachweisen lässt, fand so auf griechischem Boden reiche Nahrung. Schon im Beginn des achten

[1]) Breslau, Kgl. u. Univ. Bibl. Cod. ms. IV. Q. 97 Vokabular Ex quo (um 1450) Bl. 107v: Est lamea monstrum, sed femineae faciei. Quam fetulae fingunt infantibus esse molestam.

[2]) Über die blutsaugenden Empusen s. Ludw. Laistner, Rätsel der Sphinx I 60 ff.

[3]) Hist. an. lib. IX c. 30.

[4]) Fastor. lib. VI v. 131—138.

Jahrhunderts n. Chr. ist der Glaube an Gelnden und Strigen zu einer Gesamtvorstellung verschmolzen und, was bedeutender ist, den Strigen menschlicher Ursprung beigelegt. In einem Bruchstück, das dem Johannes von Damaskus zugeschrieben wird, findet sich die Bemerkung, dass ungebildete Leute der Meinung seien, es gebe Weiber, die als Strigen oder Gelnden in der Luft um die Häuser ziehen, in sie auch bei verschlossenen Türen eindrängen und die Kinder erwürgten[1]), also durchaus der Hexenglaube des abendländischen Mittelalters. Was hier lebenden Weibern zugeschrieben wird. konnte ebenso gut auch zur Weiterbildung der Vorstellungen von schädigenden Toten herangezogen werden. So finden sich in den modernen bulgarischen Vampirberichten Züge, die sich durchaus mit dem mittelalterlichen Strigenglauben decken; ein Vampir saugt seiner Braut das Blut aus und stopft sie voll Stroh[2]); den Glauben, dass die Striga das Herz fressen und den Menschen voll Stroh stopfen könne, bekämpft schon Burchard von Worms[3]). Auch an Beispielen für die Vampirfurcht im Altertum und frühen Mittelalter fehlt es nicht. Als einst die Manen ihre gewöhnlichen Opfer nicht erhielten, weil die Römer mit der Abwehr der Feinde beschäftigt waren, so erzählt Ovid in den Fasten, da verliessen die Verstorbenen ihre Gräber bei Nacht, schwärmten als Lemuren heulend durch die Stadt und ganz Latium und verursachten ein gewaltiges Sterben[4]). Und in der Lebensbeschreibung des Kaisers Caligula, die Sueton etwa 120 n. Chr., also 80 Jahre nach dem Tode des Imperators abfasste, hören wir, dass die Leiche des Kaisers bei den wirren Zeitverhältnissen nur unvollständig auf einem eilig hergerichteten Scheiterhaufen verbrannt worden und dann unter einer dünnen Schicht Erde in den Lamianischen Gärten bestattet worden war. Da wurden die Gartenhüter beständig von Erscheinungen geängstigt, und auch in dem Hause, wo er gestorben war, gab es allnächtlich irgend einen Spuk, bis die später aus dem Exil heimkehrenden Schwestern die Leiche völlig verbrannten und das Sterbehaus durch Feuer zerstört worden war[5]). Aus dem Procopius ging in viele Exempelsammlungen die Erzählung über,

[1]) Migne, P. graec LXXXXIV S. 1603.
[2]) Adolf Strauss, Die Bulgaren, Leipzig 1898 S. 191.
[3]) Migne, P. lat. CXXXX 973.
[4]) Fastor. lib. II v. 533—540.
[5]) Suetonius lib. IV c. 59.

dass Theoderich der Grosse nach der Ermordung des greisen Symmachus (525) bei einem Mahle in dem Kopfe eines Fisches den Kopf des Ermordeten zu erblicken glaubte, „der die Unterlippe nach Art eines Drohenden nagte“. Auch der spätgriechische Roman kennt den dem Grabe entsteigenden lebenraubenden Toten. In den „Ephesischen Geschichten von Antheia und Habrokomes“ eines Xenophon von Ephesus, einem Roman, der in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts nach Chr. entstanden ist, wird erzählt (Buch V 7, 7. 8), dass bei Gelegenheit einer festlichen „Pannychis“ ein Kind von den Seinigen abirrt und zum Grabe eines jüngst verstorbenen Mannes kommt. Da springt „Jemand“ aus dem Grabe hervor, sucht das Mädchen zu halten, sie schreit und flieht; endlich wird es Tag, da schlägt er sie auf die Brust, und seitdem ist sie krank [1]). Aus dem späteren Mittelalter berichtet Cardanus von einem Mailänder Arbeiter, der um die dritte Nachtstunde heimkehrte und einen Lemuren erblickte, der ihn verfolgte. Zwar sucht er zu entfliehen, aber das Gespenst holt ihn ein und wirft ihn zur Erde; er will schreien, aber er bringt keinen Laut hervor. Lange ringt er mit dem Lemur, endlich finden ihn Vorübergehende und bringen ihn halbtot heim; nach acht Tagen stirbt er [2]). Einen vollendeten Bericht über das Treiben solcher Toter bei den Lappländern erhalten wir in den beiden seltenen Büchern des Caspar Peucer „de Theomanteia“ und der Magica eines Anonymus vom Jahre 1597; in diesem letzteren lautet der Bericht in wörtlicher Übertragung aus dem Lateinischen [3]).

„Die Pilappen bewohnen den äussersten Teil der Halbinsel Scandinavien am Eismeere. Bei ihnen ist die Zahl und die Macht der Gespenster gewaltig, die umhergehen, mit ihnen leben und sprechen und in keiner Weise ferngehalten oder weggeschafft werden können. Und da sie hauptsächlich von den Schatten der Verwandten nach deren Tode erschreckt und geängstigt werden, suchen sie es zu verhindern, indem sie die Leichen ausgraben und im Feuer bestatten. Durch dieses Mittel allein schützen und sichern sie sich gegen die Plagereien und Schrecknisse der Dämonen. Denn wenn sie das tun, erscheinen ihnen die Schatten jener

[1]) Erwin Rohde, Der griechische Roman 2. Aufl. Leipzig 1900 S. 45.

[2]) Hieron. Cardanus. Liber de Subtilitate. Basel 1552 S. 525.

[3]) Magica, seu mirabilium historiarum de Spectris . . . . Libri II . . . . sumptibus Henningi Grosij 1597 S. 56.

förderhin nicht mehr; wenn sie es aber unterlassen, werden sie beständig von den Schatten der herumschwärmenden Verwandten gestört und beunruhigt".

Die mittelalterlichen Theologen haben durch ihre Erklärungsversuche des Volksglaubens von den wiederkehrenden Toten dazu beigetragen, dass diese Gespenster mit dem Treiben reiner Dämonen in Verbindung gebracht und mit ihnen verwechselt wurden. Nach der Theologie des Mittelalters kann ein schuldloser Toter selbst nicht mehr zurückkehren; wohl aber kann sich der Teufel des toten Menschen bedienen, um die Lebenden zu betrügen und zu schädigen. Als Beispiel möge die Übersetzung eines Exempels dienen, das einer Breslauer Handschrift vom Jahre 1465 entnommen ist[1]).

Der Teufel erschien einem Weibe in der Gestalt ihres gestorbenen Mannes. In der Stadt Siena starb der Mann eines jungen Weibes und wurde begraben. Nach einigen Tagen erschien er seiner Gattin, als sie in ihrer Kammer allein war, so schön, wie er früher gewesen war. Das junge Weib wird von ihm beruhigt und sie sprechen miteinander, umarmen und küssen sich, und sie blieb den ganzen Tag mit ihrem Gatten in dem Zimmer, und sie schien nicht mehr so traurig zu sein, wie sie es nach dem Tode ihres Gatten gewesen war. Da wunderte sich die Schwiegermutter und blickte durch ein Loch ins Zimmer und sah das Weib mit ihrem Gatten. Und betroffen von dem Anblick schickte sie sofort zu einem Dominikanerbruder, und der Bruder brachte unter der Kutte den Leib des Herrn. Und alsbald verliess der Teufel, der in den Leichnam gefahren war und ihn so frisch bewahrte, dass er lebendig zu sein schien, den Körper, der ganz verwest und voll Würmer zurückblieb. Und man liess heimlich im Grabe nachsehen und fand dort keinen Leichnam vor. Und nun begrub man ihn heimlich draussen vor der Stadt.

Zu diesem mittelalterlichen Gegenstück zur Braut von Korinth gesellt sich die andere Erzählung desselben Exempelbuches von einer Jungfrau, die nachts in einer Kirche betet, in der ein Toter liegt. Der Teufel fährt in den Körper und geht auf die Jungfrau zu; doch diese schlägt ihn rasch entschlossen mit einem Stabe auf das Haupt. Da zieht es der Teufel vor, aus dem Körper zu entfliehen, so dass der Tote auf die Erde sinkt[2]).

In diesen Fällen, von denen der zweite an das Abenteuer des Grafen Richard von der Normandie erinnert, muss der Teufel den Leichnam beseelen, weil der Tote selbst ohne schwere Schuld ge-

[1]) Breslau, Kgl. u. Univ. Bibl. Cod. ms. I. F. 745 Bl. 242rb; es ist Joh. Herolts Promptuarium exemplorum discipuli, unter T exempl. XVII.

[2]) Dieselbe Hs. Bl. 248ra; unter V exempl. XXIX.

storben ist. Wie aber auch heute besonders Verbrecher zu schädigenden Toten werden, so findet im Mittelalter der Verbrecher, der im Unfrieden mit der Kirche starb, im Grabe keine Ruhe. Ein Beispiel von einem Wucherer, der widerrechtlich im Kloster beigesetzt die Mönche plagen muss, findet sich in einer Reihe von Exempelbüchern des 15. Jahrhunderts [1]).

Ein Wucherer wurde einst in einem Mönchskloster begraben. Er verliess des Nachts das Grab heulend und lärmend, deckte das Haus ab, peinigte die Mönche schrecklich, schlug sie mit einem Stocke und wurde des Morgens vor der Stadt auf dem Felde gefunden. Als man ihn mehrere Mal immer wieder in seinem Grabe begraben hatte, beschwor ihn ein heiliger Mann, zu offenbaren, warum er und die Mönche keine Ruhe hätten. Da sprach jener: „Ich bin verloren: denn ich werde nie Ruhe finden, weil ich durch meinen Wucher Tag und Nacht die Armen geplagt habe. Ihr aber könnt Ruhe finden, wenn ihr meinen Leichnam aus eurem Kloster herauswerft". Das geschah, und man wurde seitdem nicht mehr von ihm belästigt.

Die Vampirberichte betonen sämtlich als wesentliches Kennzeichen des Vampirs die Unverwesbarkeit des Leichnams. Diesen charakteristischen Zug fanden wir in den verwandten antiken Erzählungen nicht erwähnt. Und doch ist er kein ursprünglicher Bestandteil der modernen Vampirvorstellung, für dessen Erklärung vielleicht gar die Heranziehung aussereuropäischer, morgenländischer Quellen notwendig würde. Auch für ihn bietet das Mittelalter durchaus genügende Erklärung. Es ist bekannt, dass in Griechenland die Exkommunizierten nach ihrem Tode zu Brontolakken oder Tympaniten werden müssen; dazu gehören alle Verbrecher, Zauberer, Selbstmörder. Im Mittelalter galt die Unverwesbarkeit genau so wie heute in Griechenland als Strafe für die Exkommunizierten. Dafür ein Beispiel. Gotschalk Hollen (1400—1481), der berühmte westfälische Augustinerprediger, erzählt in der 62. Predigt des Winterteils seiner Predigtsammlung folgende Geschichte aus Siena:

Als ich im Kloster zu Siena in Italien studierte, sah ich den ausgegrabenen Körper eines Weibes, der siebzig Jahre in der Erde gelegen hatte und noch an allen seinen Gliedern und Haaren unversehrt war. Er wurde aufrecht an die Mauer gelehnt, und die ganze Stadt lief zusammen, um ihn zu sehen. Mitten in der Nacht aber wollte der Küster in die Kirche gehen und die Lampe für die Matutin anzünden. Als er heraustrat, folgte ihm jener Körper und rief, er

[1]) Breslau, Kgl. u. Univ. Bibl. Cod. ms. I. Q. 337 Bl. 209r; auch Cod. ms. I. O. 12 Bl. 437v; Joh. Herolts Promptuarium exemplorum discipuli, unter S exempl. III.

könne deswegen nicht zu Staub werden, weil er in dem Kirchenbanne begraben worden sei. „Geh daher zum päpstlichen Legaten, damit er mir die Wohltat der Lossprechung zuteil werden lasse Dann wird der Leib zerfallen". Der Küster tat es. Das Weib wurde losgesprochen und der Körper mit dem Weihwasser besprengt; und alsbald zerfiel er in Asche. Daher ist der Kirchenbann sehr zu fürchten.

Als St. Ulrich bei einer Predigt auf dem Kirchhofe allen Gebannten befiehlt, sich zu entfernen, da öffnet sich ein Grab, aus dem ein Ritter steigt, der nun die Absolution vom Banne bittet [1]). Pitton de Tournefort berichtet, dass der Teufel nur in einen Griechen fahren und ihn zum „Vroucolacas" machen könne, wenn er dem griechischen Ritus angehöre, was wohl auch so zu deuten ist, dass dieser Grieche eben von den nach römischem Ritus Lebenden als Exkommunizierter angesehen wird [2]). Und bei den Russen werden neben Hingerichteten, plötzlich Gestorbenen, Selbstmördern und Trunkenbolden auch die Altgläubigen oft zu Vampiren [3]), die somit auch zu den Gebannten gerechnet zu werden scheinen. Jedenfalls sind für die Deutung des Glaubens an die Unverwesbarkeit der schädigenden Toten religiöse Motive, der Kirchenbann, massgebend.

Von grosser Bedeutung für den Glauben an schädigende Tote war endlich im Mittelalter der Glaube an den Incubus, den Alp. Man braucht die beiden Erscheinungen, wiederkehrender Toter und Alp theoretisch nicht zu vermischen; praktisch wird man oft in den Volksüberlieferungen keine Entscheidung treffen können, ob man es mit dem einen oder dem anderen Wesen zu tun hat. Der Schlesier kennt den Alp auch als Totengeist, der Mecklenburger spricht vom Nachtmar und meint den plagenden Toten. Die germanischen Maren und Mahrten sind als Alpgespenster unzweifelhaft Seelen der Verstorbenen [4]) die mit den männlichen vedischen Maruts, dem kriegerisch gerüsteten wilden Heer den Stamm „mer" sterben gemeinsam haben [5]). Der mittelalterliche Glaube verbindet mit ihnen noch den antiken Ephialtes, über dessen Zugehörigkeit zu den phallischen Naturdämonen oder den

[1]) Breslau, Kgl. u. Univ. Bibl. Cod. ms. I. O. 12 Bl. 277 v.

[2]) Voyage du Levant. Lyon 1717 Bd. 1 S. 164.

[3]) Zeitschr. f. Sozialwissenschaft, Bd. III S. 231.

[4]) Alfr. Hillebrandt, Vedische Mythologie Bd. III 317 ff.

[5]) Vgl. Schrader, Reallexicon der indogerm. Altertumskunde, Strassburg 1901 S. 873 unter: Traum.

Totengeistern die Ansichten geteilt sind. Unter dem Mahr versteht der Theologe im Mittelalter einen Dämon, das Volk eine alte Vettel, die drücken geht, der Arzt einen physiologischen Krankheitszustand[1]). Dämon oder Hexe, er braucht das Blut des Lebenden genau so wie der Totengeist. Das Streben nach der Lebenskraft des anderen, die durch das Blut symbolisiert wird, ist der Grundzug aller Druckunholde. Der mittelalterliche Necromant wusste sehr genau, wie er die Totengeister zu locken hatte; er machte es wie einst Odysseus; er mischte, wenn er nicht genug Blut vorsetzen konnte, Wasser damit, um die Geister mit dem blutroten Tranke zu locken[2]).

So lässt sich der Glaube an schädigende Tote restlos auch in seiner kompliziertesten Form bei den slavischen Völkern als einheimischer Glaube erklären, ohne dass Entlehnung, wenigstens in historischer Zeit anzunehmen wäre. Die Grundlagen, der Glaube an das Fortleben der Seelen, an das Streben der Toten nach dem Blute der Lebendigen, der mindestens gemeinindogermanisch ist und sich wohl bei allen Völkern nachweisen lassen wird, diese Grundlagen in einer Fortbildung durch Aufnahme verwandter Züge aus anderen Gebieten des mittelalterlichen Volksglaubens können ungezwungen zu den heutigen Formen führen, die der Glaube an

[1]) Breslau, Kgl. u. Univ. Bibl. Cod. ms. IV. Q. 67 Bl. 128r (15. Jh.): In hac hora dicitur vulgariter phialtes opprimere homines. Creditur autem phialtes daemon qui homines videtur opprimere et fere suffocare. — Cod. ms. III. F. 29 (v. J. 1417) Clarificatorium Johannis de Tornomira. Bl. 253vb: De Incubo. Passio ista dicitur ab incubacione mentis et sensuum . . . Quod incubus est nomen diaboli dicunt theologi, qui comprimunt corpora de nocte dormiencia. Laici dicunt, quod est vetula proprie equae marae comprimens homines de nocte; sed nos medici sumus; ideo dicimus aliter. Am unteren Rande von anderer Hand der Hinweis: von der maren. — Cod. ms. III. F. 5 (14. Jh.) Bl. 12rb: De incubo. Nota de causis incubi est unus modus dicendi theologorum, quod sit spiritus demon, scilicet quidam sic nominatus, qui quando stat in aere demon, super corpus hominis, corpore iacente resupino, ipse respicit cor et gravat et premit sic corpus, quod non potest moueri. Aly dicunt, quod sit uetula de nocte currens.

[2]) Z. B. nach Isidor von Sevilla in Cod. ms. I. O. 35 der Breslauer Kgl. u. Univ. Bibl. Bl. 99r: Nigromantici sunt, quorum precantacionibus videntur resuscitati mortui divinare et ad interrogata respondere. . . . . Et ad quos resuscitandos cadaveris sangvis adicitur. Nam amare demones sanguinem dicunt. Ideoque, quociens nigromancia fit, cruor aqua miscetur, ut colore sangwinis facilius prouocentur.

schädigende Tote bei den europäischen, vornehmlich slavischen Völkern aufweist.

II. Die schlesischen Geschichten von den schädigenden Toten.

Unter Schlesien ist hier die politische preussische Provinz zu verstehen. Diese Begrenzung könnte bei einem volkskundlichen Thema äusserlich und willkürlich erscheinen, sie ist hier jedoch notwendig, da wir gerade für diesen Landesteil noch keine Gesamtdarstellung des Volksglaubens von den schädigenden Toten besitzen, während für die umgebenden Länder die Aufgabe gelöst ist; für die Polen und Galizier durch die Untersuchungen von Julian Jaworsky [1]) in Lemberg, für Mähren und Österreich-Schlesien durch d'Elvert [2]) und Berger [3]), während für die nördlich von Schlesien gelegenen Landesteile immer noch Mannhardts [4]) grundlegende Arbeit „über Vampyrismus“ ausreicht. Gerade Schlesien bot bei seiner starken Mischung des germanischen und slavischen Volkes für die Weiterentwicklung des beiden Völkern eigentümlichen Glaubens einen günstigen Boden. Und so sehen wir im Verlaufe eines Zeitraumes von etwa 600 Jahren, wenn wir der ältesten Quelle trauen dürfen, die Schlesier in ihrer Furcht vor den Wiedergängern abhängig zunächst von den böhmischen, dann von den polnischen und endlich von den mährischen und österreich-schlesischen Berichten über solche Wiedergänger, und auch die Berichte, die wir über diesen Volksglauben aus der letzten Zeit haben, tragen bald die Merkmale der einen, bald der anderen Gruppe von Vampirerzählungen. Mit den polnischen Berichten gemeinsam haben die schlesischen den Glauben an die im Grabe nachzehrenden Toten, der den Südslaven losgelöst von den Wiedergängererzählungen zu fehlen scheint, ebenso wie den Mähren und Österreichschlesiern. Desgleichen findet sich auf slavischem Boden in Schlesien die der polnischen Wiedergängervorstellung eigene Betonung des Hexen- und Alpcharakters desjenigen, der nach

[1]) Z. d. V. f. Vk. VIII (1898) 331—336 mit reicher Literatur.

[2]) Schriften der hist.-stat. Section der k. k. mähr.-schles. Gesellsch. Bd. XII Brünn 1859 S. 319: Das Zauber- u. Hexenwesen, dann der Glaube an Vampyre in Mähren u. Österreich-Schlesien.

[3]) Z. d. deutschen Vereins f. d. Gesch. Mährens u. Schlesiens, herausg. v. Schober Bd. VIII (1904) Brünn. S. 201: Zum Hexen- und Vampyrglauben in Nordmähren.

[4]) Z. f. deutsche Mythologie IV (1859) S. 259 ff.

seinem Tode als Wiedergänger oder Nachzehrer wirken muss. Nur wer zu Lebzeiten Alp oder Hexe war, wird nach dem Tode Wiedergänger oder Nachzehrer. Dagegen zeigen die unter mährisch-böhmischem Einflusse oder von den polnischen Berichten unabhängigen Erzählungen auch andere Gründe, wie plötzlicher Tod, Selbstmord und sündhaftes Leben, die dem Toten die Ruhe rauben und ihn zum Schädiger machen. Das Interesse für die Nachrichten von schädigenden Toten war in Schlesien auch in Gelehrtenkreisen sehr stark. Kaum waren die südslavischen Nachrichten bekannt geworden, da beteiligt sich auch schon ein Schlesier Pohl aus Liegnitz an dem Traktatstreit, den diese Nachrichten auslösten, und bei ihm finden wir die bündigste Definition des Begriffes „Vampir". Er definiert: „Vampire sind Tote, die Lebenden durch Entziehung des Blutes Schaden zufügen und sogar das Leben rauben"[1]). Aber schon bevor die Vampirberichte aus Ungarn und Serbien eine wahre Hochflut von Traktaten in Deutschland verursachten, beschäftigten sich schlesische Ärzte und Naturkundige mit den polnischen Nachrichten vom Upierz, wie die Form in den deutschen Abhandlungen dieser Zeit lautet. Die heute geläufige Form Upior[2]) kommt in diesen Berichten nicht vor. Für Polen selbst lässt sich diese Form Upierź ebenfalls in dieser Zeit nachweisen[3]); für den weiblichen Wiedergänger finden sich die Ausdrücke Upierzycá oder einfach Strźia[4]). Die schlesischen Notizen von Upierz, die in die Zeit von 1719—1722 fallen, sind in der neueren Literatur über diesen Aberglauben unbekannt; sie enthalten manches Bedeutsame für die Geschichte des Upiorglaubens in Polen und Schlesien. Die erste Erwähnung auf schlesischem Gebiet findet sich in den „Natur- und Medizingeschichten"[5]), einer periodischen Zeitschrift der Breslauer Ärzte, vom Jahre 1719; dort heisst es in einer Abhandlung „Von einem besonderen Begräbnisaberglauben":

[1]) J. Chr. Pohlius, Dissertatio de Hominibus post mortem Sanguisugis, Leipzig 1732, p. 13: Vampyri seu mortui vivis per ablationem Sanguinis damnum inferentes, ipsamque vitam auferentes

[2]) Dagegen begegnet auch Upier.

[3]) Chr. H. Erndtel, Warsavia, Dresden 1730 S. 175.

[4]) ebenda.

[5]) Sammlung von Natur- u. Medicin . . . Geschichten . . . ans Licht gestellet von einigen Bresslauischen Medicis, Breslau. 9. Versuch 1719 S. 114.

„Es mag uns p. t. genug seyn voritzo nur beyläuffig eines oder des andern Aberglaubens von Leichen und Begräbnissen bloss mit Namen zu nennen. Denn lieber! was hat z. E. das so genandte Wiederkommen der Verstorbenen, die cruentatio cadaverum [1], die Unverwesslichkeit eines und des andern im Leben sündhaften Gliedes, das sogenandte Nachfressen, das Hunde-Heulen, das Leichenbretter-Fallen, das Weichbleiben der erst abgestorbenen Leiber, und andere vorgegebene physikalische Sterbensbedeutungen, das Fenster-Aufmachen beim Absterben eines Menschen, die Furcht vor Bethränung des Sterbe-Kittels, die ohne Abbrechung eines Pfennigs nothwendige Bezahlung des Sargs an den Tischler, die Auslöschung eines oder des andern Grablichtes oder Kertze und vielfältige andere dergleichen Begebenheiten, vor einen anderen Grund als den Aberglauben?"

Dieser Katalog schlesischen Totenaberglaubens kennt also sowohl den schädigenden Wiedergänger wie auch den Nachzehrer.

Um dieselbe Zeit, 1721, erschien die „Kuriöse Naturgeschichte des Königreichs Polen" von dem Jesuiten Rzaczynski, die die beste Zusammenfassung des schlesisch-polnischen Upierzglaubens gibt. Die Stelle heisst in deutscher Übertragung [2]:

„Ich habe vielmals von glaubwürdigen Augenzeugen gehört, dass man Menschenleichen gefunden hat, die nicht allein lange Zeit unverwest, mit beweglichen Gliedern und rot geblieben waren, sondern überdies auch Mund, Zunge und Augen bewegten, die Leichentücher, in die sie gehüllt waren, verschlangen und sogar Teile ihres Körpers frassen. Bisweilen ist auch die Kunde davon gekommen, dass eine derartige Leiche aus dem Grabe aufstand, über Kreuzwege und Häuser wandelte, sich bald dem, bald jenem zeigte, auch manche anfiel, um sie zu erwürgen. Wenn es eine Mannesleiche ist, dann heisst dieses Wesen Upier, wenn es eine Frauenleiche ist, Upierzyca, d. h. gleichsam „ein gefiederter mit Federn versehener, leichter, zur Bewegung geschickter Körper".

[1] Der Glaube, dass sich die Leiche im Grabe selbst blutig macht, durch Kauen an den eigenen Gliedern.

[2] P. Gabr. Rzaczynski S. J. Historia Naturalis Curiosa Regni Poloniae, Sandomiriae 1721 p. 364: De Cruentationibus Cadaverum; p. 365: Contigit in Polonia, Russia, Litvania, ut testantur exempla authentica plurima, et ego, inquit Gengell S. J. in Eversione Athelsmi, multoties ab oculatis, fide dignis testibus audivi, quod cadaver humanum repertum sit, non tantum diuturno tempore incorruptum, flexibile, rubicundum, sed insuper caput, os, linguam et oculos interdum movere, linteamenta, quibus fuit involutum deglutire, imo et vorare partes sui corporis. Quandoque etiam notatum est, quod cadaver eiusmodi e tumulo exurgat compita, domos obambulet, his et illis se conspiciendum praebeat, ac quosdam etiam invadat et suffocare nitatur. Si viri sit cadaver Upier, si muliebre Upierzyca, quasi diceres plumefactum corpus, leve, agile, ad motum. — Dieses Buch ist in der Vampirliteratur, wie es scheint, auch nicht beachtet worden.

Die Stelle bemerkt weiter, dass man solchen Leichen das Haupt abschneide, um sich vor ihren Nachstellungen zu schützen. Was in diesen beiden Stellen als Kennzeichen des Upiors angeführt wird, das treffen wir in den schlesischen Geschichten von solchen schädigenden Toten wieder, die uns durch die Chroniken berichtet werden. Die früheste dieser Erzählungen, die in ihrer Lebendigkeit alle anderen Geschichten von solchen Toten übertrifft, finden wir in der Grafschaft Glatz, also in dem Gebiete, in dem nicht die polnischen, sondern die böhmischen Vorstellungen von solchen schädigenden Toten vorbildlich geworden sind. Dementsprechend ist der Tote auch nicht Nachzehrer allein, sondern Wiedergänger. Der Bericht findet sich auch zunächst in einer böhmischen Schrift, in der berühmten „Böhmischen Chronik" des Hajek, die um 1547 beendet und im Jahre 1594 ins Deutsche übertragen wurde [1]). Aus dieser deutschen Übersetzung ging er in die Glaciographia des Magisters Georgius Aelurius über, die 1625 in Frankenstein beendet wurde [2]). Aus Aelurius stammt die modernisierte Wiedergabe der Geschichte bei Grässe, im Sagenbuch des Preussischen Staates [3]) unter dem Titel „die Hexe zu Lewin". Der Text lautet in der Form, wie er den Schlesiern bekannt wurde, bei Aelurius folgendermassen:

„Anno 1345 Hat sichs in Böhmen in einem Städtlein Levin genand zugetragen. Es war darinnen ein Töpffer, mit Namen Duchacz, welcher ein Weib hatte, dieselbe hiess Brodka vnd war voll Teuffelischer Zäuherey: Als solches lautbar worden, ermahnten sie die Priester, von solchen bösen Thaten abzustehen. Und wie wohl sie sich dessen öffentlich enthielt, so trieb sie es doch in geheimb. Auff einmal begab sichs, als sie ihre Geister zusammen geruffen, starb sie desselben Tages gehelingen Todes, niemand wuste es zu sagen, ob sie von ihnen umgebracht, oder sonsten gestorben war: Umb dieser Vrsachen willen, wolte man sie unter fromme Christen nicht begraben, sondern ward auff einem Scheydewege verscharret: Bald wurde gespüret, dass sie herumh gienge, vielmals zu den Hirten auff dem Felde käme, sich in mannigfaltiger Tiere Gestalt verwandelte, die Hirten erschreckte, vnd das Viehe verjagete, welches ihnen nicht wenig bekümmernis brachte. Unterzeiten liess sie sich auch in ihrer Gestalt, als wenn sie noch lebete, sehen: Darnach kam sie auch vielmals in demselben Städtlein, vnd in den vmbliegenden Dörffern, in der Leute Häuser, vnd erschien in mancherley Gestalt, redete mit den Leuten, erschreckte ihrer

[1]) Bd. I Bl. 240 v in der Ausgabe von 1594.

[2]) S. 86.

[3]) Bd. II S. 198. Aus Hajek ging der Bericht auch über in Heinrich Rochs Neue Laussnitz-Böhm- und Schlesische Chronica, Leipzig 1687 S. 5.

ein Teil, vnd brachte etliche gar vmbs Leben. Die Nachbarn des Städtleins. vnd die Bawren aus den vmbliegenden Dörffern vereinigten sich, liessen sie durch einen hier zu tüchtigen Mann aussgraben: Als solches gescheben, kundten alle bey wesende Leute sehen, dass sie des Schleyers, so sie auf dem Kopffe gehabt, die helffte in sich hinein gefressen, derselbe ihr aus dem Halse gantz blutig heraus gezogen worden: Mann liess ihr zwischen die Brust einen eichenen Pfal schlagen, bald flos ihr das Blut aus dem Leibe, nicht anders als aus einem Rinde, dass sich männiglich verwunderte, vnd ward also wieder verscharret Nach kurtzer Zeit liess sie sich wiederumh sehen, vielmehr als zuvor, erschreckte vnd tötedte die Menschen, vnd welchen sie vmbgebracht, auf deme sprang sie mit den Füssen herumb: Derwegen wurde sie durch denselben vorigen Mann, wiederumh auffgedackt vnd befunden, dass sie den Pfal, welchen man ihr in den Leib geschlagen gehabt, aussgezogen und vnd in Händen gehalten: Nach diesem lies man sie heraus ziehen, vnd sampt dem Pfal verbrennen, vnd die Asche sampt der Erden in das Grab schütten, vnnd also verscharren: Nicht weniger hat man an dem Ort, wo man sie verbrand, etzliche Tage einen zwirbel Wind gesehen".

Missgeburten sind wie Wechselbälger bestimmt, nach ihrem Tode die Menschen zu plagen. Von einem solchen Teufelswesen hörten um dieselbe Zeit die Schlesier aus einer Broschüre, die der hochweise Rat von Olmütz drucken liess. Diese Broschüre ist uns leider nicht erhalten, aber der Text ging über in das Theatrum Historicum des Andreas Hondorf. Er lautet in der Übersetzung des lateinischen Textes der von Philipp Lonicerus 1590 zu Frankfurt besorgten Ausgabe[1]):

„Im Jahre 1565 gebar ein Weib in dem Dorfe Schmirtz, das zur Herrschaft des edlen Herrn Vratislaus von Bernstein gehört, ein teuflisches Wesen, das weder Kopf noch Füsse hatte, an der Brust aber neben der linken Schulter einen offenen Mund und neben der rechten Schulter ein Ohr zeigte. An Stelle der Finger hatte es Saugwarzen wie ein Frosch oder eine Kröte, der ganze Leib war leberfarben und zitterte wie Fettbrühe oder Gallert. Als die Hebamme dieses Wesen in eine Wanne oder Schüssel zum Waschen setzte, da brach es in schreckliches Geschrei aus. Vor der Kirche sahen sich viele Leute dieses Monstrum an; dann wurde es an der besonderen Stelle, die für die ungetauft sterbenden Kinder bestimmt ist, verscharrt. Aber seine Mutter hat unaufhörlich, dass man dieses schreckliche Wesen wieder ausgraben, verbrennen und so vollständig vernichten möchte, damit nichts mehr von ihm übrig bliebe; und sie gestand, dass der Teufel oft mit ihr in der Gestalt ihres Mannes verkehrt hätte. Daher solle man dem Teufel das seine zurückgeben, ihr aber, die vom Satan gewaltig geschreckt und geplagt werde, möge man, so bat sie flehentlich, Wächter und fromme, treue Freunde zur Seite gehen. Es wurde daher schliesslich auf Befehl des edlen Herrn Vratislaus die Missgeburt wieder ausgegraben, auf einen Karren gelegt und dem Henker übergeben, der sie vor dem Dorfe verbrennen sollte. Trotzdem man aber eine ungeheuere Menge Holz verbrannte,

[1]) S. 186.

konnte diese teuflische Masse nicht vernichtet werden, ja die Windeln, in die sie eingewickelt war, blieben trotz des hochlodernden Feuers noch feucht, bis der Henker das Wesen in lauter kleine Teile zerschnitt und dann, aber auch noch mit grosser Mühe verbrannte. Das geschah am Freitag nach Christi Himmelfahrt. Das Weib wurde unterdessen vom Teufel gewaltig geplagt; in jener Nacht hörte man, wie unter Glockengeläut mit ungeheuerem Lärme Pferde um ihr Haus rasten, und in der folgenden Nacht vernahm man ein klägliches Gejammer, zunächst vor ihren Fenstern, dann sogar im Hause selbst, das die Mutter und die Nachbaren furchtbar erschreckte. Das Weib hörte nicht auf, Gott anzuflehen, und die Kirche schickte heisse Gebete für sie zu Gott empor. Schliesslich befahl jemand dem Teufel in der Kraft des Namens Gottes, in die tiefste Hölle hinabzufahren. Da vernahm man ein Geheul, als wenn sich Hunde und Katzen bissen, und starkes Glockengeläut, und der Fluss, der an jenem Hause vorüberfliesst, trat aus zum grossen Schrecken der Nachbarschaft. Aber die frommen Gebete erreichten doch, dass das Weib von der Wut und Bosheit des rasenden Teufels durch die Gnade des barmherzigen Gottes befreit wurde. Diese Geschichte wurde auf Befehl des wohlweisen Magistrats und Rates zu Olmütz ausführlich bis in alle Einzelheiten aufgezeichnet, gedruckt und veröffentlicht".

Sieht man in dieser Erzählung, welches Interesse das Volk und sogar die Behörden in Schlesien an solchen Geschichten in jener Zeit genommen haben, dann wird es nichts Auffallendes mehr sein, dass die beiden folgenden Berichte die gelehrtesten Männer nicht allein Schlesiens ernstlich beschäftigt haben und sogar in der apologetischen Literatur als Waffen gegen den Atheismus eine Rolle spielen konnten. Im Jahre 1612 erschien in Strassburg das Werk des Pico de Mirandola über die „Strix" [1]; das Manuscript des Buches war durch Schenkung in den Besitz des Breslauer Gelehrten Martin Weinrich, der von 1548—1609 lebte und am Elisabethgymnasium wirkte, gekommen und mit einer Vorrede Weinrichs aus seinem Nachlasse veröffentlicht worden. In dieser Vorrede finden sich die beiden ausführlichen Berichte, von denen hier nur eine kurze Inhaltsangabe folgen kann. Bei dem grossen Aufsehen, das sie erregt haben, ist es verständlich, dass sie auch in andere Werke in ihrer ganzen Ausdehnung Aufnahme fanden. Der englische Theologe Henricus Morus hat sie in die 2. Auflage des Antidotus adversus Atheismum [2]) aufgenommen. Die erste der beiden Geschichten findet sich weiter in der Silesio-

[1]) Joh. Francisci Pici Mirandulae . . . Strix seu de ludificatione daemonum dialogi tres. Argentorati 1612.

[2]) London 1679 Tom. II Antidotus lib III cap. VIII u. X.

graphia des Henelius[1]; beide Erzählungen gingen aus Weinrichs Vorrede in das „Schlesische historische Labyrinth“[2]) über, die zweite Erzählung ist ausserdem in Kloses „Literarischen Unterhaltungen“ abgedruckt[3]); aus dem „Schlesischen historischen Labyrinth“ übernahm beide Geschichten Grässe ins „Sagenbuch des Preussischen Staates“[4]).

Im Jahre 1591 schnitt sich ein Schuster in einer berühmten schlesischen Stadt[5]) die Kehle durch. Die Ursache des Selbstmordes war unbekannt. Seine Frau verband die Wunde und erzählte, er sei am Schlage gestorben. Nach sechs Wochen erzählt man sich in der Stadt, dass ein Gespenst in der Gestalt des Schusters die Schlafenden quäle und drücke. Zugleich verbreitet sich das Gerücht, der Schuster sei durch Selbstmord gestorben. Die Verwandten widersetzen sich der Ausgrabung der Leiche; das Gespenst wirft sich auf die Betten der Schlafenden, hängt sich ihnen an und versucht, sie zu erwürgen, und drückt sie so stark, dass man am Morgen noch bleiche Flecken und sogar noch nach Stunden Fingerspuren sah. Endlich setzt das geängstigte Volk die Ausgrabung der Leiche, die vom 22. September 1591 bis 18. April 1592 im Grabe gelegen hat, durch. Man findet den Toten unversehrt, stark aufgebläht, die Haut der Füsse ist abgefallen, aber darunter neue gewachsen. An der grossen Zehe des rechten Fusses sieht man einen Auswuchs, der einer Rose gleicht. Nach vierundzwanzig Stunden begräbt man ihn wieder, aber an einer für Unehrliche bestimmten Stelle. Doch das Gespenst treibt sein altes Spiel, bis man dem Toten am 7. Mai 1592 Kopf, Glieder, Hände und Füsse abtrennt und den Rücken öffnet. Da findet man das Herz unversehrt „wie bei frischgeschlachteten Kälbern“. Die Leiche wird auf einem Scheiterhaufen von sieben Klaftern Holz verbrannt. Über Nacht bewacht man die Asche, damit sie vom Volke nicht zu verbrecherischen Handlungen aufgelesen werden konnte; am folgenden Morgen wirft man sie in einem Sacke in den Fluss. Nun hatte man Ruhe.

Die zweite Erzählung, die sich in Weinrichs Vorrede unmittelbar an die vorhergehende anschliesst[6]), hat zum Schauplatz einen kleinen Ort an der schlesischen Grenze im Gebiete Österreich-Schlesiens.

Der Bürger Johannes Kuntze in Bennisch bei Jägerndorf, ein allgemein geachteter Mann, wurde vom Pferde geschlagen und lag im Sterben. Wegen geheim gebliebener Freveltaten verzweifelte er an der göttlichen Barmherzigkeit.

[1]) Nic. Henelius, Silesiographia Renovata, ed. M. J. Fibiger, Breslau 1704, cap. VII § 8.

[2]) Breslau 1737 S. 363 u. 351.

[3]) Breslau 1775 S. 457.

[4]) Bd. II S. 176 u. 214.

[5]) Das Schles. hist. Lab. setzt hier hinzu (S. 352): welches die Stadt Bresslau seyn sol.

[6]) S. 13.

In der Nacht sah sein Sohn, der bei ihm wachte, um die dritte Stunde, wie eine Katze das Fenster öffnete, dem Sterbenden ins Gesicht sprang, als wenn sie ihn fortreissen wollte, sich aber bald darauf zurückzog. In diesem Augenblicke trat der Tod ein. Das schreckliche Ende Kuntzes wird geheimgehalten und die Leiche in der Kirche beim Altare bestattet. Beim Tode und während des Begräbnisses gingen schwere Gewitter nieder. Nach drei Tagen erscheint ein Gespenst[1]) in der Gestalt des Verstorbenen, plagt die Schlafenden in den Betten und die Pferde im Stalle. Die Erscheinung wiederholt sich: das Gespenst springt auf die Leute, würgt sie so, dass die Male noch lange zu sehen sind, plagt durch Drücken die Frauen im Kindbett und raubt ihnen die Kinder aus der Wiege. Wie es Glaube gewöhnlicher Leute ist, dass sich an den Gräbern von Hexenmeistern Mäuselöcher finden, so sah man auch an Kuntzes Grab solche Löcher, die, obwohl man sie ausfüllte, doch immer wieder am nächsten Tage da waren. Am Altartuche erschienen grosse Blutflecke. Kühen sog das Gespenst die Milch aus. Endlich gräbt man die Leiche aus; man findet sie unversehrt, mit frischgewachsener Haut; die Augen sind bald offen, bald geschlossen; der Kopf ist am ersten Tage nach Norden, am zweiten nach Süden gewandt. Als man den Körper verletzt, fliesst frisches Blut heraus, obwohl er vom 8 Februar bis zum 20. August in der Erde gelegen hat. Die Leiche wird auf einen Scheiterhaufen gebracht, aber der Henker hat einen ganzen Tag zu tun, bis der Körper vollständig verbrannt ist. Auch hier wird die Asche in den Fluss gestreut.

Ebenfalls noch ins 16. Jahrhundert gehört ein Bericht aus der Niederlausitz von einem Weibe, das unter dem Namen einer Gräfin Villambrosa mehrere Edelhöfe besucht und dort in den Familien grosse Verheerung angerichtet hat[2]). Bleibt es in dieser Sage unklar, ob man es mit einem Lebenden oder einem wiederkehrenden Toten zu tun hat, so ist es in dem folgenden Frankensteiner Berichte zweifelhaft, ob man einen Dämon oder eine gestorbene Hexe anzunehmen hat, obschon der Name dieses Wesens auf seinen Hexencharakter hinweist. Martin Koblitz berichtet in seiner „Frankensteiner Chronik“ [3]) unter dem Jahre 1605.

Im Frühling und Sommer liess sich allhier in der Neustadt und sonst an etlichen Orten ein Ungetüm sehen, oft als ein Hund, bald als ein Kalb, des Nachts vor und nach Mitternacht, welches man die Rothe oder Drothe genannt, so die Leute sehr vexieret und geplagt hat, auf der Strasse vom Baumgarten nach Frankenberg zu neben dem Holze; hat sich von den Reisenden am hellen Tage sehen lassen, ist auf sie gewälzt, wie eine grosse Kegelkaule; hat die Vorüberreisenden heftig geplaget, dass fast niemand dieselbe Strasse mehr hat

[1]) Weinrich nennt es incubus und ephialtes; Henelius nennt den Kuntze einen lemur post mortem insignis und das Gespenst ein Alp-Gespenste.

[2]) Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Leipzig 1862 Bd. 1 S. 68.

[3]) Abgedruckt in der „Monatsschrift von und für Schlesien“, herausgegeben von Heinrich Hoffmann, Bd. I (1829) S. 411.

wandern wollen; hat Martin Riedeln, den Zadelmüller, als er fürübergezogen, dermassen gequäiet, dass er den dritten Tag hernach gestorben ist.

In diese Zeit hinein passt auch die Sage von dem Breslauer Marktweibe, das keine Ruhe im Grabe hat, sondern allnächtlich hervorkommt, sein Sterbekleid ablegt und zu seiner Marktbude eilt. Der Türmer von St. Elisabeth raubt das Sterbekleid und flüchtet auf den Turm; das Weib ersteigt den Turm, aber bevor es den Türmer erreicht, schlägt es ein Uhr, und das Gespenst zerschellt unten. Wir können über diese Sage schnell hinweggehen, denn es würde nicht schwer halten nachzuweisen, dass hier der Versuch gemacht ist, Goethes Ballade „der Totentanz" in Breslau zu lokalisieren. Die Erzählung findet sich bei Franz Selt „Sagen aus Breslaus Vorzeit", von wo sie auch in Grässes Sagenbuch übergegangen ist [1]).

Aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts sind uns dagegen zwei Prozesse aus schlesischen Orten gegen plagende Tote in der „Neuen Laussnitz- Böhm- und Schlesischen Chronika" des Heinrich Roch [2]) überliefert. Der erste fand 1612 in Jauer, der zweite 1614 in Giersdorf unterm Kynast statt. Roch berichtet:

Den 8. Junii sind die Leute zu Künern bey dem Jauer von einem Gespenste sehr gepiagt worden, nnd weil der verstorbene gemeine Hirte, so in Verdacht gewesen, ist er in dem Ansgraben so frisch, als wenn er kaum einen Tag darin gelegen hätte, befunden worden, nnd nach des Körpers Verbrennung hat das Übel aufgehöret.

Nachdem zu Görsdorff unterm Kynast das Volck von einem Gespenste lange gepiaget wurde, dass etliche gar davon gestorben, ist endiich ein Kohlschürer, so vor drey Jahren, und sein Weib, so vor 8 Wochen begraben, in Verdacht gezogen worden, dieseiben wiederumb ausgegraben, frisch blutende nnd unverwesende gefunden und daranff den 22. hujus zu Pulver verbrannt worden, worauf das Übel alsbald anfgehöret hat.

Weit über Schlesiens Grenzen hinaus drang der Ruf von den Wiedergängern, die in Freudenthal an der schlesischen Grenze und in der Neisser Gegend um das Jahr 1651 ihr Unwesen trieben. Unter diesem Jahre berichtet der „Curiöse Geschichtskalender des Herzogtums Schlesien", der in Leipzig 1698 erschien [3]):

„In Schlesien zu Freudenthal vexierten die Gespenster des Nachts die

[1]) Franz Selt, Sagen aus Breslaus Vorzeit, Breslau 1833 S. 50; Grässe a. a. O. II 170; über Goethes Quelle s. Stephan Hock, Die Vampyrsagen und ihre Verwertung in der deutschen Literatur, Berlin 1900, S. 32.

[2]) Leipzig 1687 S. 236 u. 242.

[3]) S. 76.



Leute abscheulich. Die Obrigkeit liess einen verdächtigen Körper aus dem Grabe deswegen nehmen, und demselben den Kopf abschneiden, welcher frisch Blut von sich gab: die Leute wurden aber hierdurch noch furchtsamer, und zogen etliche davon anders wohin".

Fast die gleiche Nachricht findet sich etwa hundert Jahre später in dem „Neuen Schlesischen Allerlei"[1]) vom Jahre 1785. Bedeutend ausführlicher aber erzählt von dem Glauben an solche Wiedergänger jener Zeit der „Schlesische Robinson", der einen klaren Einblick in den Hexen- und Gespensterglauben in Schlesien während der Zeit kurz nach dem dreissigjährigen Kriege gewährt. Nachdem in diesem Romane, der in den siebziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts spielt, wiederholt von wunderbaren Erscheinungen Verstorbener die Rede gewesen ist, die der Vater des Romanhelden gehabt hat, heisst es[2]):

„Es war solches Anno 1651, da die Gespenster zu Freudenthal des Nachts die Leute abscheulich plagten, und die Hexen in Schlesien, sonderlich im Neissischen, mit gantzen Schaaren erschrecklich schwermten. Man liess etlicher Orten verdächtige Cörper aus dem Grabe nehmen, denselben einen Schlee-Dorn durchs Hertze stossen, und die Köpfe mit dem Grabscheide abstümmeln, so noch frisches Blut von sich gaben, und auf einem langweiligen Holtz-Stosse kaum zu Asche verbrennen wollten. Um die Hexen aber, sonderlich im Zuckmantelischen, auszurotten, wurden 8 Henker bestellet, die mit Exekutieren alle Hände voll zu thun hatten; als leider! vielleicht noch einigen alten Leuten bekannt sein dörffte".

Und Roch erzählt in seiner Chronik[3]):

„Im Augusto wurden die Leute umb Freudenthal von den Gespenstern des Nachts sehr vexieret, welche auch das Vieh ausgesogen und getötet, hernach dann wieder in ihre Gräber gegangen; dannenhero die Leute gantze Märkte und Flecken verlassen und sich an andere sichere Örter zu wohnen begeben. Im September ist die Hex- und Zauberey in Schlesien (so an Männern, Weibern und Kindern erschröcklich überhand genommen) grausam bestraffet und sind nur allein in Zuckmantel 8 Hencker gehalten worden, welche alle Tage voll auff zu thun gehabt".

So wird Schlesien infolge der Verwilderung, die die Kriegszeiten mit sich gebracht hatten, in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts das Eldorado der Hexen und Wiedergänger. Im Jahre 1671 quälte der Hexenmeister Martin Weimar in Schwarzwalde bei Landeshut die Leute nach seinem Tode so, dass man

[1]) 13. Stück; daraus mitgeteilt von P. Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien I 318.

[2]) Ausgabe vom Jahre 1723 S. 29.

[3]) S. 307.

ihn ausgrub, ihm die Hände auf den Rücken band, und als das nichts nutzte, ihm den Kopf abstach, ihn verbrannte und sein Grab als das eines Unchristen zumauerte [1]). Im Jahre 1699 öffnete man in Bunzlau das Grab eines Schneiders, weil der Pfarrer darin ein Klopfen vernommen hatte. Man fand den Kopf blutig, aber sonst kein Zeichen, dass der Begrabene etwa noch gelebt hätte. Im Hause des Schneiders jedoch fand sich ein Vierteljahr lang ein Gepolter, sonderlich bügelte es die ganze Zeit, ohne jedoch jemand etwas zu tun, bis es sich endlich nach und nach wieder verlor [2]). In Reimswaldau unterm Fürstenstein wurde im Jahre 1709 die Leiche Georg Eichners, weil er umging, im Sarge über die Kirchhofsmauer gestürzt und auf den Schindanger gebracht; dort stiess man ihr den Kopf ab, warf sie in ein Loch, und legte ihr den Kopf zwischen die Beine; dann zertrümmerte man den Sarg, warf ihn auf die Leiche und scharrte die Grube zu [3]). Von einem solchen Wiedergänger aus der Zeit um 1715 erzählt auch ein Ungenannter, der in einem in jenem Jahre gedruckten Büchlein aus Landeshut berichtet: Ein Hexenmeister war nach seinem Tode wiedergekommen, um den Leuten die Nahrung wegzuessen. Als in Gegenwart des Magistrats sein Grab geöffnet wurde, fand man ihn mit dem Gesicht nach unten liegen, unversehrt und mit rotem Gesicht; der Scharfrichter stiess ihm den Kopf ab, und es floss frisches Blut hervor. Seitdem liess sich das Gespenst nicht mehr sehen [4]). Um dieselbe Zeit lässt sich die Furcht vor Wiedergängern auch in der Umgegend von Breslau nachweisen. Im Jahre 1719 wurde ein Bettelmann aus Katholisch-Hammer bei Trebnitz nach dem Kirchhofe in Polnisch-Hammer begraben. Am anderen Tage kamen mehr als siebzig Leute aus Katholisch-Hammer, um die Leiche wieder auszugraben. Denn weil man sie „ärschlich“ oder verkehrt aus dem Dorfe herausgetragen hätte, müsste man sie ebenso wieder ins Dorf zurück-

[1]) Drechsler, Sitte usw. I Nr. 317; mitgeteilt aus Görlich, Geschichte der Stadt Strehlen S. 398.

[2]) Sammlung von Natur- u. Medizingeschichten, 1726 S. 572. Berichterstatter ist hier ein Dr. Liefmann in Bautzen, der aus dieser Stadt einen ähnlichen Fall vom Jahre 1706 mitteilt von einem Soldaten, der sich dem Teufel verschrieben hatte.

[3]) Drechsler a. a. O. I Nr. 318.

[4]) A. Bartsch, Ein anonymes Büchlein vom Jahre 1715; in Ziviers Oberschlesien I 838.

bringen und dann recht zu Grabe bringen, sonst würde hernach das ganze Dorf sterben. Schon hatte man die Leiche aus dem Grabe geholt, da kam der Pfarrer, verwies die Leute wegen ihres Aberglaubens und schickte sie wieder nach Hause [1]). Die Vorschrift, dass der Tote mit dem Kopfende zuerst hinausgetragen werden müsse, wenn man seine Wiederkehr verhindern wolle, ist noch heute in Schlesien verbreitet [2]). Im Westen Deutschlands scheint man Schlesien um diese Zeit für ein von solchen Gespenstern geradezu tyrannisiertes Land betrachtet zu haben. In Tharsanders „Schauplatz vieler ungereimter Meynungen und Erzehlungen" findet sich folgende Nachricht von oberschlesischen Wiedergängern [3]).

„In Schlesien, und zwar in einem Dorffe Hozeploz genannt, sollen die Menschen nach dem Tode sehr oft zu den ihrigen zurückkommen, mit ihnen essen und trinken, ja gar mit ihren hinterlassenen Weibern sich fleischlich vermischen. Wenn reisende Leute zu der Zeit, da sie aus den Gräbern herauskommen, durch das Dorff passieren, lauffen sie ihnen nach und hucken ihnen auf ihre Rücken".

Das rohe Verfahren, durch das sich das Volk seiner Peiniger entledigen zu können glaubte, das Enthaupten und Verstümmeln der Leichen, die durch irgend einen Umstand in Verdacht gekommen waren, als Wiedergänger ihr Unwesen zu treiben, erregte bei den kirchlichen Organen Bedenken; und von dieser Seite her wurde das Volk auf Mittel hingewiesen, sich von den Wiedergängern zu befreien, die ebenso wirksam und dabei humanerer Art waren. So finden wir in dem auch für die Oberglogauer Gegend approbierten „Ministerium Exorcisticum" des Franziskaners Monschmidt vom Jahre 1738 die Frage [4]); „Was soll man mit

[1]) Sammlung von Natur- und Medizingeschichten, 9. Versuch 1719 S. 114.

[2]) Drechsler a. a. O. I Nr. 327.

[3]) Berlin 1736 Bd. I Stück VIII; als Quelle werden die berühmten Acta Eruditorum, Jahrgang 1722 S. 17 angeführt; aus Tharsander ging der Bericht über in Zeidlers Universal-Lexicon.

[4]) Franciscus Solanus Monschmidt, Ministerium Exorcisticum, Oppau bei W. Schindler, 1738 p. 72: Quid ergo agendum cum illis maleficis mortuis, qui cum daemone fecerunt in vita expressum pactum, ut post suam mortem possint resurgere, secum corpora fidelium defunctorum, imo etiam innocentium, in hoc caemeterio post se sepultorum trahere, hinc inde discurrere, homines ad terrorem inquietare, et terribiliter divexare; de quibus habemus recentissima exempla? Respondeo I: Non esse dubium, quin per licitum contrapactum talia Spectra sint coercenda. Verum cum quantis molestiis vespillionum et Carnificum cum nausea et horrore adstantium? loquantur ii, qui adhuc vivunt oculares horum

jenen toten Zauberern machen, die mit dem Teufel während ihres Lebens ausdrücklichen Pakt geschlossen haben, dass sie nach ihrem Tode wieder aufstehen und die Leichen der verstorbenen Gläubigen, sogar der unschuldigen Kinder, die auf diesem Kirchhofe nach ihnen begraben sind, nach sich ziehen, umherlaufen, die Menschen schrecklich beunruhigen und entsetzlich plagen; wovon wir noch ganz neuerdings Beispiele erhalten haben?" Und der Franziskaner antwortet, die Behandlung, die Totengräber und Henker den verdächtigen Leichen angedeihen liessen, sei doch zu grausig und schrecklich für die Augenzeugen; der ehrbarere und kürzere Weg der Beschwörung, des Exorzismus sei diesem Vorgehen vorzuziehen.

Wir müssen uns erinnern, dass auch Maria Theresia solche Leichenexekutionen in ihrem Lande untersagte, zum grossen Leidwesen der Henker, die daraus schöne Einnahmen gezogen hatten. Schlesien wurde preussische Provinz. Die Aufklärungszeit kam, und sie ging am schlesischen Volke nicht spurlos vorüber; die Berichte über Wiedergänger verlieren sich. Eine vereinzelte Nachricht findet sich in Grünhagens „Geschichte Schlesiens unter Friedrich d. Gr." [1]). Im Jahre 1748 starb in Lonkau in Oberschlesien ein Knecht, Glowatsch mit Namen. Am Tage nach seinem Tode war er noch nicht starr. Er war ein Wiedergänger und ging Knechte und Mägde quälen und drücken. Der Landrat und der Kreisphysikus waren nicht imstande, den Dorfbewohnern ihren Wahn zu nehmen. Aber das Gespenst muss wohl vor den preussischen Behörden Angst bekommen haben, denn nach einiger Zeit verbreitete sich das Gerücht, dass es ins Teschener Gebiet ausgewandert sei. Nun erst beruhigte sich das Dorf wieder. Das ist der einzige Fall in der ganzen Wiedergängerliteratur, dass ein solches Gespenst auswandert; sonst ist es Regel, dass sein Treiben an die Gegend gebunden ist, wo die Leiche liegt. Aus dem Jahre 1803 wird uns aus Pless berichtet, dass „manchem toten Körper zur sicheren Verbannung, dass er sich das Herumgehen

testes. Respondeo igitur II. leviori, honestiori et breviori modo haec spectra esse coercenda: nam cum haec resurrectio corporum non nisi ope daemonis admittente Deo fiat; si ergo per potestatem exorcisticam Exorcistae a Deo traditam daemon ex his corporibus puisus fuerit, certe corpora praefatorum resurgere non poterunt.

[1]) Bd. II S. 562.

vergehen lasse, zum Überfluss ein Lukaszettel in den Mund gesteckt wurde [1]).

Die schädigenden Toten, von denen in den vorausgehenden Berichten die Rede ist, haben sämtlich den Charakter des Incubus oder Ephialtes, also Alpcharakter; sie gehören zu den Druckgespenstern, können also auch aus physiolophischen Zuständen derer, die an solchen Alpträumen leiden, erklärt werden. Bedeutend schwieriger ist die Erklärung für das Aufkommen der Vorstellungen von nachzehrenden Toten, d. h. solchen Schädigern, die ohne nachts das Grab zu verlassen und die Lebenden durch Alpdruck zu plagen, andere nach sich ins Grab ziehen, indem sie an ihrer Kleidung oder an ihren Gliedmassen im Grabe herumkauen. Der Glaube an solche Tote, der den Polen mit den schlesischen Deutschen gemein ist, der sich aber auch weiter nach Westen in den mitteldeutschen Gegenden ausbreitet, erfordert für seine Erklärung die Verbindung mehrerer Motive. Zunächst liegt darin der Versuch, das in Epidemiezeiten auffallende Nachsterben in den Familien zu erklären, in denen sich ein Todesfall ereignet hatte. Tatsächlich treten die Nachrichten von den schmatzenden oder fressenden Toten immer in Verbindung mit Pestepidemien auf. War bei den Berichten von den Wiedergängern die physiologische Disposition einzelner, die an Alpträumen litten, für die Gestaltung der Gespenstervorstellung entscheidend, so liegt der Ausbildung der Vorstellung von Nachzehrern der Versuch einer G e s a m t h e i t zugrunde, das Nachsterben zu erklären. Diese Gesamtheit, die natürlich nicht z u g l e i c h von Alpvorstellungen beherrscht sein konnte, musste die Erklärung für solches unbegreifliches Nachsterben in einzelnen Familien oder Gemeinden auf einem anderen Gebiete suchen. Nun wusste man, dass Hexen und Übelgesinnte durch magische Zauberhandlungen ihren Feinden Krankheit und Tod bringen können. Wohl überall findet sich der im Altertum so verbreitete Glaube, dass die Durchbohrung von Wachsfiguren oder die Vernichtung eines Bildes, das den Feind darstellt, auch den Tod des Dargestellten zur Folge hat. Dieser Glaube in seinen mannigfachen Abarten war auch Gemeingut der deutschen wie der polnischen Landesteile im ausgehenden Mittel-

[1]) Schlesische Provinzial-Blätter 1803 Bd. 37 S. 532. Was sind Lukaszettel? Welcher Text steht darauf? Werden sie noch verwendet?

alter. An solche Vorstellungen anknüpfend mag man zu der Deutung gekommen sein, dass das Nachsterben während der Epidemien das Ergebnis magischer Handlungen eines Toten sein müsse. Was der Tote im Grabe tut, das Auffressen der Kleidung oder das Nagen und Saugen an seinen eigenen Gliedern, das bezieht er auf die Lebenden und zieht sie so mit magischer Kraft nach sich. Dieser Glaube hätte sich aber nicht festsetzen können, wenn alle tatsächlichen Unterlagen gefehlt hätten. Solche Tatsachen mögen in jenen Zeiten der Angst und Aufgeregtheit die Wahrnehmungen oder Einbildungen einzelner hergegeben haben, dass aus gewissen Gräbern Laute hervordrangen, was ja hin und wieder der Fall gewesen sein mag, besonders zu Pestzeiten, wo Fälle von Beisetzung noch Lebender wohl vorgekommen sein mögen. Fand man nun gar beim Öffnen solcher Gräber den Körper eines solchen Bestatteten, der vom Scheintode noch einmal erwacht war, nicht mehr in der alten Lage oder gar blutend, dann waren die Grundlagen sämtlich gegeben, aus denen sich der Glaube an nachzehrende Tote entwickeln konnte.

Der älteste Beleg für diesen Glauben in Schlesien findet sich in den Jahrbüchern der Stadt Breslau von Nicolaus Pol[1]) unter dem Jahre 1517. Dort heisst es:

„Von Michaelis bis auf Andreä sturben bei 2000 Menschen. Im währenden Sterben ward zu Gross Mochbar der Schäfer mit seinen Kleidern begraben, die er im Grabe gefressen und wie eine Sau geschmatzet Darum man ihn aufgegraben, die Kleider blutig in seinem Maul gefunden und ihm mit dem Grabescheit den Hals abgestochen und der Kopf vor den Kirchhof gelegt worden. Darauf es im Dorfe zu sterben aufgehört".

Wohl nicht viel später ist eine Nachricht aus Constadt bei Öls zu setzen, die sich in der „Neuen Sammlung merkwürdiger Geschichten von unterirdischen Schätzen" findet[2]). Der Verfasser erzählt, dass das Weib des M. Johannis Herbinus, die aus Constadt bei Öls stammte, behauptete, sie höre ihren toten Gatten im Grabe singen. Das Grab wurde vom Totengräber geöffnet, aber man fand nur den verwesten Leib. Dieser Glaube an Nachzehrer ist auch in schlesischen Pestpredigten behandelt worden. Eine

[1]) Herausgegeben von Joh Gust. Büsching Breslau 1819 Bd. III S. 1.

[2]) Neue Sammlung merkwürdiger Geschichten von unterirdischen Schätzen . . . von C. E. F. Bresslau und Leipzig 1756 S. 23. Als Quelle wird Haubers Bibliotheca magica S. 560 angegeben.

solche Predigt, die sich auf Vorgänge aus dem Jahre 1553 bezieht, wurde um das Jahr 1600 in Lauban von dem Pastor Martin Böhm gehalten; es ist die siebzehnte seiner Predigten von den „drey grossen Landtplagen"; darin sagt er[1]):

„Man hat in Pestilenzzeiten erfahren, das tote Leute, sonderlich Weibespersonen, die an der Pest gestorben, im Grabe ein Schmätzen getrieben, als ein Saw, wenn sie isset: und das bey solchem Schmätzen die Pest heftig zugenommen, und gemeiniglichen im selben Geschlecht die Leute häuffig nach einander gestorben. . . . Anno 1553 als die Pest allhier zum Lauban regierte, ist dergleichen auch geschehen, das eine Weibesperson im Grabe also geschmätzet hat".

Dass solche Weibespersonen zumeist im Leben schon Hexen gewesen sind, ergibt sich aus einem Berichte aus Oberschlesien[2]) vom Jahre 1801.

„Die Leiche der Margnna Warlin aus Uchilsko wurde nach Gross-Gorzütz in der Herrschaft Oderberg zur Beerdigung gebracht. Auf das Gerücht, dass dies Weib eine Scheere auf dem Rücken habe und also ein sogenannter Vampyr sei, liess ihr der dortige Pfarrer einen Lukaszettel unter die Zunge legen, ihr die Nasenlöcher mit Erde verstopfen, sie im Sarge umwenden und auf Bauch und Gesicht legen und so ohne Sang und Klang beerdigen". Auf die Beschwerde der Tochter der Verstorbenen ordnete der Erzpriester die Ausgrabung dieser „Strzyga" an. Eine Scheere fand sich auf ihrem Rücken nicht; der Lukaszettel und die Erde wurden aus Mund und Nase entfernt und die Leiche christlich beerdigt. Das geschah am 15 Mai 1801 in Gegenwart der Dorfgerichte.

Etwas früher als diese Nachricht fällt eine andere, die den Nachzehrerglauben in allerdings schon recht verblasster Form in der entgegengesetzten Ecke Schlesiens nachweist. In der „Bunzlauer Monatschrift" vom Jahre 1779 erzählt ein Mitarbeiter[3]):

„Ich kam einmal in ein Haus, wo eine Leiche lag, und als ich die Hinterlassenen trösten wollte, so fand ich sie mehr in Betrübnis über die Erwartungen der Zukunft, als über den gegenwärtigen Todesfall. Ich bemühte mich die Ursache davon zu erfahren, und nach vielen Umschweifen ward mir entdeckt, dass die Leiche nicht verstarrt sey, und also unfehlbar jemand aus dem Hause nachsterben müsste".

Wie ein unmündiges Kind schon von Geburt an durch Einfluss böser Mächte zum Alpdrücken verurteilt sein kann, so kann es auch ohne seine Schuld nach seinem Tode zum Nachzehrer werden. Wir haben in dem folgenden aus Steinkirch berichteten Glauben das Fortleben des schon im 11. Jahrhunderte bei dem

---

[1]) Die drey grossen Landtplagen . . . in XXIII Predigten erkleret durch Martinum Bohemum Laubanensem, Predigern daselbst. Wittenberg 1601 S. 141.

[2]) Schlesische Provinzial-Blätter 1801 Bd. 34 S. 186.

[3]) S. 297.

Hessen Burchard von Worms in den Dekretalen bekämpften Glaubens, dass ungetauft sterbende Kinder die Lebenden belästigen und deshalb im Grabe gepfählt werden müssen[1]). Indem der Pastor Ruprecht aus Steinkirch von den Begräbnisbräuchen seiner Pfarrei berichtet, schreibt er über die Beobachtungen, die er beim Tode seiner Tochter im Jahre 1800 gemacht hat[2]):

Bei eben dieser Gelegenheit ward die Regel gegeben, ja sorgfältig Acht zu haben, dass der Leiche im Sarg nicht etwa ein Band oder sonst etwas von der Körperbedeckung nahe an den Mund komme, denn daran würde sie sonst im Grabe so lange kauen, bis jemand aus der Familie nachstürbe".

Für die Oberlausitz wird derselbe Glaube noch aus neuester Zeit bezeugt. Ein Toter, der rote Backen behält, wird bald einen aus der Verwandtschaft nachholen; auch darf man dem Leichnam kein Tuch nahe an den Mund bringen, sonst kaut er daran, und die ganze Familie stirbt aus[3]). Und schlesischer Glaube verbietet, dem Toten getragene Sachen anzuziehen, sonst würde der, dem sie gehörten, ins Grab nachgezogen[4]). In Namslau wurde noch 1899 ein Mann mit dem Gesichte nach unten begraben, da er mit Zähnen geboren war und die Sage geht, dass man eine solche Leiche zuletzt nicht im Gesicht sehen dürfe, da jeder Beschauer dann in kurzer Zeit sterben müsse[5]). Über den heutigen Volksglauben in Schlesien von Wiedergängern und schädigenden Toten kann ich mich hier auf einzelne Bemerkungen und Nachträge zu den Arbeiten von Drechsler[6]) und Kühnau[7]) über den schlesischen Toten- und Seelenglauben beschränken. Zu den Wiedergängergeschichten, die heute noch im Volke bekannt sind, gehört die Sage von dem Totentanz zu Neisse. Sie hat ihren Ursprung in den Berichten aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, die bereits angeführt wurden.

---

[1]) Decret. lib XIX bei Migne Series lat. CXXXX 974.

[2]) Schlesische Provinzial-Blätter 1800 Bd. 31 S. 274.

[3]) Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Leipzig 1862 Bd. I 68.

[4]) Drechsler, Sitte usw. I Nr. 329.

[5]) Ebenda Nr. 319 nach einer Notiz des Breslauer Generalanzeigers vom 1. XII. 1899.

[6]) Mythische Erscheinungen im schlesischen Volksglauben. Programm Zabrze 1904. — Sitte, Brauch und Volksglaube I Nr 315—356. — Die Seele nach dem Tode in der Anschauung des Volkes (Mitteilungen der Schles. Ges. f. Volksk. Heft 19 S. 1 ff.).

[7]) Umgehende Seelen (Mitt. d Schles. G. f. Vk. Heft 16 S. 84 ff.).

Ein alter Sackpfeifer bat, dass man ihm seinen Dudelsack mit ins Grab lege. Nach seinem Tode öffnete sich um Mitternacht sein Grab, der Sackpfeifer stieg heraus und begann zum Tanze aufzuspielen. Aus den anderen Gräbern stiegen nun Männlein und Weiblein heraus und tanzten dazu. Der Türmer sah das, erzählte es weiter, und in der nächsten Nacht fanden sich viele Neugierige ein. Aber die Toten gingen auf die Zuschauer los, und viele von ihnen sanken vor Schreck in Ohnmacht, einige starben sogar. Vergebens suchte die Geistlichkeit den Spuk, der sich wiederholte, zu bannen. Erst als auf den Rat mehrerer Universitäten die verdächtigen Körper aus dem Grabe genommen, ihnen ein Schlehdorn durchs Herz gestossen und mit dem Grabscheit die Köpfe abgetrennt worden, und die, welche frisches Blut von sich gaben, verbrannt worden waren, hatte der Totentanz ein Ende [1].

In Straduna, Kreis Oppeln, erzählt man sich, dass die tote Striga zurückkehre, um die Leute zu belästigen. Will man sich von ihr befreien, so nimmt man gut brennbares Holz und zündet es an, oder man stösst glühendes Eisen in die Milch. Da muss der Geist in der Nacht erscheinen, und man besprengt ihn unter Gebet mit Weihwasser; dann kommt er nicht mehr wieder [2]. Die hier angegebenen Mittel sind dreifacher Herkunft. Das erste ist ein symbolischer Verbrennungsakt des Leichnams des Schädigers; das zweite ist die im Mittelalter auch in Schlesien bekannte magische Handlung, durch die man die milchstehlende Hexe zum Erscheinen zwingt; das dritte endlich vertritt die als Ersatz für die Totenschändung von kirchlichen Organen empfohlene Bannung. Im Schlosse Gross-Nossen wohnte einst eine durch ihre Absonderlichkeiten bekannte Gräfin. Die hatte einen Kater, den ihr ein Diener immer nachtragen musste. Einmal liess er ihn fallen. Da wurde die Gräfin so zornig, dass sie den Diener erstach. Seitdem die Gräfin gestorben ist, springt dort allen Tieren, die vorüberfahren, eine Katze auf den Rücken und tötet sie [3].

In Gleiwitz erzählt man sich: Wenn jemand gestorben ist, klopft es in der Nacht nach seinem Begräbnis ans Fenster. Da darf man nicht aufmachen, denn draussen steht der Tote. Öffnet man, so holt der Tote noch andere Familienmitglieder ins Grab nach [4]. In Cottwitz bei Neuwaldau wird erzählt, dass man dem

[1]) Nach Seiler bei O. Richter, Deutscher Sagenschatz, Glogau Bd. III S. 139. Aus den „Unterredungen aus dem Reiche der Geister" Bd. I S. 248 in Grässe, Sagenbuch des preussischen Staates Bd. II S. 372.

[2]) Mitteilung eines Schülers.

[3]) Mitteilungen von Schülern.

[4]) siehe vorherige Anm.

Erhängten den Strick und den Balken mit ins Grab geben müsse. Bei einem Erhängten hat man das nicht getan. Da ist er jeden Abend gekommen und hat ans Fenster geklopft und gerufen: Gebt mir doch den Balken. Man hat nicht eher Ruhe gehabt, als bis man den Balken absägte und mit ins Grab legte [1]).

Den Übergang der Alpvorstellungen in den Glauben von schädigenden Toten zeigt uns der Glaube der Neustädter und Leobschützer Gegend an „Flugteufel", die im Leben die Macht haben, beliebig den Leib zu verlassen, um als böse, besonders unsittliche Geister allerlei Unfug zu treiben, und nach ihrem leiblichen Tode als Schädiger und Blutsauger umgehen müssen. In Riegersdorf lebte ein armer Häusler, der selten seine Hütte verliess. Er starb. Als der Pfarrer sein Grab einsegnen wollte, sitzt der Tote auf der Kirchhofsmauer und lacht laut. Von nun an beunruhigt er das Dorf, bis man ihn an drei Kreuzwegen nacheinander verscharrt, wieder ausgegraben und verbrannt hat. Der Henker musste ihn ausserdem noch bannen [2]).

Solange der Körper nicht in Staub zerfallen ist, bleibt die Seele in seiner Nähe. Wer auf Erden gut lebte, der braucht nach dem Tode den Beistand der Hinterlassenen, ihr Gebet. Eine Legende des 15. Jahrhunderts erzählt [3]), dass ein Priester, der nicht für die Verstorbenen betete, von einem Toten, der seine Hand aus dem Grabe streckte, festgehalten wurde. Der Tote forderte sich ein, was man ihm schuldig war. Schon im 12. Jahrhunderte findet sich in einer schlesischen Predigthandschrift [4]) die Legende, nach der die Toten ihre Hände aus den Gräbern steckten, als der heilige Germanus über den Kirchhof ging, um die Gräber mit Weihwasser einzusegnen. Jeder wollte etwas Weihwasser auf die Hände. War der Tote aber habsüchtig, so streckt er noch aus dem Grabe die Hand, um, was in seiner Nähe ist, hineinzuholen. Als im Herbst 1908 in einer kleinen Stadt der Grafschaft Glatz eine geizige Tischlerswitwe gestorben war, entspann sich zwischen einem Bäcker, der ihr Grab besuchte, und dem Totengräber, der an der Seite dieses Grabes ein neues grub, folgendes Gespräch.

[1]) siehe vorherige Anm.

[2]) Julius Nestler (Prag), Geister- u. Gespensterglauben der Schlesier (Rübezahl, Schweidnitz 1907 S. 103).

[3]) Kgl. u. Univ. Bibl. zu Breslau, Cod. ms. IV. F. 184. Bl. 35 vb.

[4]) Kgl. u. Univ. Bibl. zu Breslau, Cod. ms. I. Q. 267.

Bäcker: „Na, da liegt sie jetzt". — Totengräber: „Das Weib hat noch im Grabe keine Ruh". — B.: „Ach!" — T.: Denken Sie sich doch, gestern hab ich hier ein Brett, und wie ich mich umdreh, greift das Weib aus dem Grabe danach und zieht mirs rein". — B.: Ja, ja, die hat nie genug kriegen können".

Ein kurzer Überblick über die Ergebnisse dieser Zusammenstellung des schlesischen Volksglaubens von schädigenden Toten möge den Abschluss bilden. Der Glaube an Wiedergänger, die Blut saugen, und an Nachzehrer ist in ganz Schlesien nachzuweisen, wenn auch in den polnischen, lausitzischen und an der böhmisch-mährischen Grenze liegenden Teilen der Provinz eine stärkere Neigung dafür unverkennbar ist. Der Glaube liegt gleichmässig aus katholischem wie protestantischem Gebiet vor. In den Vordergrund des Interesses trat er zweimal, zunächst während der Epidemien des 16. Jahrhunderts und dann nach dem dreissigjährigen Kriege in Verbindung mit den Hexenverfolgungen um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Zu Wiedergängern werden alle, die im Leben mit dem Teufel im Bunde standen, oder ihm bei ihrem Tode verfallen sind; also Hexen und Hexenmeister, ferner Hirten, die ja als Bauern am längsten bei der Bekehrung des Volkes pagani blieben und denen im Mittelalter immer wieder die Reste heidnischer Segensformeln verboten werden mussten, mit denen sie ihre Tiere schützten, wie ja noch jetzt im Volke der Schäfer als Wunderdoktor gilt. Zu der Teufelsschar gehören die Selbstmörder und die Wucherer und andere Verbrecher. Als äussere Zeichen werden Male angegeben, ein Scherenmal am Rücken, ein Rosenmal am Fuss, oder die Geburt mit Zähnen oder das Wachsen einer doppelten Zahnreihe. Hier könnte man glauben, dass wie im Glauben südslavischer Völker auch Unschuldige prädestiniert sein können, Wiedergänger zu werden. Aber wenn der mit doppelter Zahnreihe oder lang herauswachsenden Zähnen Behaftete[1]) oder der, dem ein Zahn vor dem andern steht[2]), in Schlesien als Alb oder Striga betrachtet wird, so ist das nur ein Rest des alten Glaubens an Wechselbälger, und die Eigentümlichkeit in der Zahnbildung das Kennzeichen jener albischen, nimmersatten, fressenden Wesen. So lässt auch Shakespeare den Unhold Richard III. mit

[1]) Drechsler, Sitte usw. II Nr. 545.

[2]) Mitteilung eines Schülers.

Zähnen geboren werden[1]. In Russland geht die Veranlagung zum blutsaugenden, fressenden Menschen nach dem Glauben des Volkes vom Vater auf den Sohn über. An einem solchen Menschen sah man einst nach dem Tode seines Vaters plötzlich zwei grosse Zähne wie Hauer aus dem Munde wachsen, er war ein Zauberer, ein Schaman geworden, und man befreite sich von ihm, indem man ihn mit Espenpfeilen erschoss und verbrannte[2]. Auch in Frankreich kann die Kraft des Zauberers und der Fluch des Alpcharakters auf Unschuldige übergehen, es genügt, dass ein Kind die Hand des sterbenden Zauberers berührt[3]. In der Schweiz geht die Zaubermacht der Hexe auf das jüngste Kind über[4]. Solchen Fällen von Vererbung begegnen wir in Schlesien nicht. Auch der Zufall spielt hier nicht die Rolle wie z. B. in Bulgarien, wo die Leiche, über die ein Huhn oder eine Katze springt, oder die nicht mit Öl eingerieben wurde, zum Vampir wird[5], oder in Frankreich, wo das Kind, das am Vorabend einer Schlacht geboren ist, ein Alp werden muss[6]. So fehlt auch in Schlesien der Glaube, dass der vom Nachzehrer oder blutsaugenden Wiedergänger ins Grab nachgezogene nun seinerseits zu derselben Tätigkeit verdammt ist, wogegen wir in zwei Fällen, in der Sage vom Neisser Totentanz und in dem Exorzismenbuche des Olmützer Franziskaners den Glauben ausgesprochen finden, dass der Wiedergänger aus dem Grabe auch andere Tote herauszulocken vermag. Auf wem bereits beim Tode der Verdacht ruht, dass er Wiedergänger oder Nachzehrer werden könnte, bei dem beugt man vor; er wird so gelegt, dass sein Blick die Lebenden nicht mehr treffen kann, man füllt seinen Mund, um das Kauen zu verhindern, mit Erde, oder man legt etwas Geweihtes hinein, denn der mehrfach

[1] Richard III. Act III sc. 4: York: Marry, they say my uncle grew so fast, that he could gnaw a crust at two hours old. — Auch bei den Kassuben kommt der Hexenmeister mit Zähnen auf die Welt; s. Mannhardt, Z. f. deutsche Myth IV 259.

[2] A. Loewenstimm, Aberglaube und Strafrecht; übersetzt aus dem Russischen. Berlin 1897 S. 55.

[3] Alfred de Nore, Coutumes, Mythes et Traditions des Provinces de France, Paris 1840 S 88.

[4] Staub u. Tobler, Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache; Bd. II Sp. 1825 unter Hexe.

[5] Adolf Strausz, Die Bulgaren, Leipzig 1898 S. 188.

[6] A. de Nore, Coutumes etc. S. 88.

erwähnte Lukaszettel wird wohl nur ein Bannmittel sein. Hinsichtlich des Treibens des Wiedergängers und der Tätigkeit des Nachzehrers decken sich die schlesischen Berichte mit dem sonst allgemein vorhandenen Volksglauben. Der Tote hockt auf, würgt, und zwar bei Tage oder bei Nacht, saugt wie der Alp Milch und Blut, verkehrt mit dem hinterlassenen Weibe; er plagt auch wie der russische Wiedergänger das Vieh[1]), während der Bulgare das mit dem Vampir eng verwandte Ungeheuer, das tags in seinem Grabe schläft und nachts Menschen und Tiere plagt, anders, nämlich Ustrel nennt[2]). Die Tätigkeit des Nachzehrers ist in Schlesien dieselbe wie anderswo. Ist die Gefährlichkeit des Toten erkannt, der Verdacht gegen ihn von der Obrigkeit als wohlbegründet anerkannt, so tritt man zu einem Gericht und zur Bestrafung gegen ihn zusammen, wie man es bei einem Lebenden tun würde. Wie der Tote im Volksrecht als Ankläger, Zeuge, Eideshelfer, Erbender eine Rechtsperson sein kann, so kann er auch von der Gemeinde angeklagt und abgeurteilt werden[3]); seine Seele wird eben im Grabe als bei der Leiche gegenwärtig gedacht. Die älteste Strafe für den schuldig befundenen Toten ist die Pfählung; sie wird in den ältesten Zeugnissen nicht als Strafe der Lebendigen erwähnt, sondern als Leichenpfählung. Sie ist Strafe und Seelenabwehr zugleich. Der Prozess wird in Gegenwart des zuständigen Gerichts, also der Stadtobrigkeit oder des Scholzen und der Schöffen vorgenommen. Mehr zur Abwehr als im Sinne einer Strafe wird das Enthaupten der Toten und die Veränderung der Lage des Kopfes, den man zwischen die Beine setzt, vorgenommen; man will durch Zerstörung des organischen Zusammenhanges der Körperteile dem Toten das Saugen und Nachzehren unmöglich machen; denselben Sinn hat die Zerstücklung des Körpers. Das radikalste Mittel ist die Verbrennung. Wenn die Seele an den Ort gebunden ist, wo der Körper lagert, dann muss sie frei werden, wenn die Asche vom Winde verweht oder vom Fluss weggetragen wird. Der Seele sind die Werkzeuge, mit denen sie schädigen konnte, geraubt. Ersetzt werden diese Abwehrmassregeln durch Besegnung und

[1]) Loewenstimm a. a. O. S. 95.

[2]) A. Strausz, Die Bulgaren S. 194, aus dem Bezirk von Burgas.

[3]) Heinr. Brunner, Das rechtliche Fortleben des Toten bei den Germanen (Deutsche Monatsschrift 1907 Heft 7 S. 18 ff.) und Fr. Kaufmann im Archiv für Religionswissenschaft 11 (1908) S. 123.

Exorzismus. Wichtig ist der Hinweis, dass auch im schlesischen Volke die Neigung bestand, die Asche der Schädiger als heilkräftig oder zauberkräftig einzusammeln. Sollen wir hier ein Gegenstück sehen zu dem weitverbreiteten, auch in Schlesien bis in die neueste Zeit nachweisbaren Glauben, dass das Blut Hingerichteter besondere Heilkraft besitzt, oder haben wir es mit dem Glauben zu tun, dass Totendinge, besonders Teile und Gegenstände, die von Verbrechern stammen, besonders glückbringend sind? Schon Karl der Grosse verbot den Sachsen bei Todesstrafe, das Fleisch der Strigen zu essen oder anderen zu essen zu geben[1]).

Zur Volkskunde im Kirchspiel Langenöls, Kreis Lauban.

Von Dr. phil. M. Treblin.

Durch freundliche Mitteilungen des Herrn Pastor **Rudolph** und andrer ortskundiger Leute aus dem fast rein evangelischen Kirchspiel Langenöls bin ich in der Lage, die trefflichen Forschungen des Herrn Professor Dr. Drechsler über „Sitte, Brauch und Volksglauben in Schlesien“ in wenigen Punkten zu ergänzen.

Vor der Taufe legt man dem neugeborenen Kindlein in Langenöls das Gesangbuch unter die Kopfkissen. Denn stirbt der Säugling plötzlich und ohne Taufe, so soll ihm das Gesangbuch die Zugehörigkeit zum Christentum sichern.

Schreit ein Täufling während der Tauffeierlichkeit, so eilt die Hebamme herbei, tunkt den Lutschpfropfen ins Taufwasser und steckt ihn dem Schreihals in den Mund. Der Zweck dieser Handlung ist dem Geistlichen unbekannt.

Eine im Sterben liegende Wöchnerin liess den Pastor noch rasch zur Taufe ihres wenige Tage alten Kindes rufen. Nach dem Volksglauben holt die tote Mutter ihr ungetauftes Kind ins Grab bald nach.

Das Abendmahl wird selbst von Kirchlich-Gleichgültigen gewünscht, wenn der Tod vor der Tür steht. Der Genuss des Herrenmahls soll den Tod bannen, und es gilt besonders dann als heilkräftig, wenn es einem Kranken gereicht wird, nachdem mehrere

[1]) Mon. Germ. Leg. II Tom. I p. 68.

Todkranke hintereinander anscheinend durch seine Macht gerettet worden sind.

Bei der Grösse des Kirchspiels häufen sich zuweilen die Amtshandlungen. Niemals aber kann es der Geistliche bei den Leuten durchsetzen, dass eine Trauung vor einer Beerdigung stattfinde. Es gilt als unheilvoll zu heiraten, solange ein Grab offen steht.

Einem Schwerkranken legte man ein Schwalbennest unter das Bett; das sollte seine Wiedergesundung bewirken. Aber das Mittel hat ebensowenig geholfen wie ein andres, das ein Quacksalber einer todkranken Frau verordnete: Der Ehemann musste ihr am frühen Ostermorgen die Nägel an Händen und Füssen beschneiden und diese noch vor Sonnenaufgang in einen nahen Teich werfen.

Am Silvesterabend umhüllt man die Obstbäume mit Strohwischen. Die Bäume tragen im kommenden Jahre dann reichlich und bleiben von Krankheiten verschont, vgl. Drechsler I 44, II 81.

In Gieshübel glaubt man, dass der Kuckuck im Herbst zum Sperber werde (vgl. Drechsler, Mitteil. Heft XIX S. 88). Schon mancher arme Kuckuck hat deshalb als Raubvogel sein Leben lassen müssen!

Zum Schluss möge noch eine volkstümliche Flurnamenerklärung angeführt werden (vgl. Mitteil. Heft XX S. 83 f.). Im Niederdorfe von Langenöls liegen auf einer unfruchtbaren Anhöhe, die erst in neuester Zeit gerodet wurde, mehrere ärmliche Häuser. Der Volksmund nennt sie „Die neue Not“, und er reimt darauf: „im Sommer kein Wasser, im Winter kein Brot“.

Märchen und Sagen aus Oberschlesien.

Von Dr. P. Drechsler in Zabrze.

1. Adam und das Pferd.

Als Gott Adams Mühen und Schweiss bei der Erwerbung des täglichen Brotes sah, da erbarmte es ihn. Er stieg herab und sprach zu ihm: „Adam, hier hast du das Pferd; es soll dir bei deiner Feldarbeit helfen. Aber du gibst ihm am Morgen nur ein Korn Hafer, zu Mittag zwei Körner und am Abend wieder nur eins“. Adam versprach es. Schnell ging ihm mit Hilfe des Pferdes die Feldarbeit von statten. Das Tier gedieh auch recht gut bei dem geringen Futter. Mit der Zeit aber dachte Adam

nicht mehr an das Gott gegebene Versprechen und gab dem Pferde zum Lohne für die treuen Dienstleistungen jedesmal ein Korn mehr. Das Pferd wurde unheimlich dick und stark, es tat, was es wollte, und Adam konnte es nicht mehr im Joche bändigen. Da wandte er sich in seiner Not zu Gott. Mit strafendem Blicke sprach der Herr zu Adam: „Du hast meinen Willen nicht befolgt. Da du aber aus Mitleid so gehandelt hast, will ich dir verzeihen". Darauf nahm Gott sein Schwert und schlug dem Pferde an jedem Fusse die Ader. Da bekam es seine frühere Gestalt und Kraft wieder. „Eine Strafe jedoch", sprach Gott zu Adam, „musst du haben: du wirst jetzt dem Pferde so viel Metzen Hafer geben, wie du ihm früher Körner verabreicht hast". Jedes Pferd hat seitdem die Narben dieses Aderlasses an den Füssen und muss so viel Hafer bekommen.

2. Gott als Schuldner.

Ein Schmied hatte sich sein ganzes Leben lang geplagt und gearbeitet, ohne dafür Bezahlung zu erhalten. Denn jeder, der bei ihm etwas arbeiten liess, sagte zum Lohne: Gott bezahls! Als der Schmied nicht mehr recht arbeiten konnte und seine Schmiede schon dem Einfallen nahe war, schloss er sie eines Sonntags ab, legte den Schlüssel unter einen Stein und machte sich auf den Weg zum lieben Gott. Endlich kam er dort an und vernahm die Frage: „Was willst du?" „Lieber Gott", antwortete der Schmied, „du bist mein Schuldner. Alle, für die ich gearbeitet habe, sagten mir zum Lohne: Gott bezahls! Ich bitte dich: zahle mir jetzt". — Freundlich sah ihn der liebe Gott an und reichte ihm eine Geige. „Was soll mir die Geige?" fragte der Schmied. Da nahm Gott die Geige, setzte den Geigenbogen an und strich einmal über die Saiten. Der Schmied war entzückt. Da strich Gott zum zweitenmal über die Saiten, und der Schmied wusste sich vor Freude kaum zu fassen. „Lieber Gott", rief er, „zweimal hast du gestrichen, die Hälfte deiner Schuld schenke ich dir. Streich noch einmal, und wir sind quitt".

Dann suchte der Schmied seine Werkstätte wieder auf, keine Spur war mehr von ihr zu sehen. Der Stein war noch da, aber über und über mit Moos bewachsen. Er hob ihn auf und fand den Schlüssel, der war ganz verrostet. Als er ihn sah, sank er tot nieder. Es waren tausend Jahre vergangen[1]).

[1]) Man vgl. Mitteil. XIII S. 77 f.

3. Warum die Juden krumme Nasen haben.

Als die Juden mit Spiessen auszogen, um Jesum zu suchen, und ihn im Garten Gethsemane trafen, fragte er sie: Wen suchet ihr? Sie antworteten: Jesum von Nazareth. Da erwiderte er: Das bin ich! und sie fielen auf ihr Angesicht und schlugen sich die Nasen krumm. Seitdem haben sie dieses Kennzeichen (Zabrze).

Geisler von Kaiserberg beantwortet die Frage in seiner Postille: Die Juden assen in der Wüste Krometvögel, dass inen die schnebel zu der nasen heraus hiengen[1]).

4. Das lebendig eingemauerte Kind[2]).

In Ujest sollte an der Stelle eines ehemaligen Klosters ein Armenhaus gebaut werden, aber was am Tage gearbeitet worden war, wurde nachts von unsichtbarer Hand zerstört. Einige Burschen gaben um Mitternacht acht und sahen einen Wagen mit schwarzen Pferden vorfahren, worin eine schwarzverhüllte Dame sass. Mit dem Kreuzzeichen wurden die Pferde aufgehalten, und die Dame gab auf die Fragen der Burschen die Antwort, wenn das Haus stehen bleiben solle, so müsse eine Mutter ihr kleines Kind lebendig einmauern lassen. Lange fand sich niemand, endlich gab eine Magd namens Janetzki ihr einige Monate altes Kind gegen eine hohe Geldsumme her. Als die Füsschen schon eingemauert waren, fing das Kind zu reden an und fragte: Was ist weicher als Flaum, was ist süsser als Zucker, und was ist härter als Stein? — Es gab sich selbst die Antwort: Weicher als Flaum ist der Mutter Schoss, süsser als Zucker ist der Mutter Brust, und härter als Stein ist meiner Mutter Herz.

5. Die goldene Ente zu Tost.

Unter dem alten Schlosse zu Tost liegen Schätze, besonders eine goldene Ente. Man hat aber trotz eifrigster Nachforschung nichts finden können. Einmal hüteten im Schlosshofe zwei Knaben die Ziegen. Der eine stieg durch ein Loch in den Keller, sah eine schwarze Katze und schlug nach ihr. Da verwandelte sie sich in eine zischende Schlange, vor der er erschreckt flüchtete.

---

[1]) Vielleicht regen diese Antworten aus dem 16. und 20. Jh. zu weiterer Forschung und Ergänzung an.

[2]) Vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde S. 284 ff., wo andere Literatur verzeichnet ist, und Drechsler, Sitte, Brauch II 1, wo nur Tieropfer erwähnt sind.

Als er es dem andern Knaben erzählte, versuchte dieser hinabzusteigen und hörte eine Stimme: Nicht eher wird der Schatz gehoben, als bis eine Kuh zwei schwarze Stiere zur Welt gebracht hat [1]).

6. Die Seele als weissleuchtendes Heu.

Ein junger Bursche aus Antonienhütte verkehrte mit einem Mädchen aus Halemba. Das verbot ihm seine Mutter und starb. Als der Bursche eines Abends wieder zu dem Mädchen ging, erblickte er vor sich einen Haufen Heu, das ganz schneeweiss leuchtete: es stellte sich ihm rechts und links in den Weg. Er sprang darüber, aber es verfolgte ihn bis in die Wohnung des Mädchens und blieb dort am Fenster, ohne dass es jemand anders sehen konnte. Auch auf dem Rückwege wurde er verfolgt, so dass er krank wurde und erst genas, als er den Umgang mit dem Mädchen für immer verschworen hatte.

7. Die Ottern und der Otternkönig [2]).

In Zabrze steht hinter den Familienhäusern der Concordia-Grube an der alten Beuthener Strasse ein Bildstock im Schatten von drei Kastanien. Von diesem Orte erzählen alte Leute folgendes:

Früher stand am Beuthener Wasser dichter Wald. Mitten im Grünen lag eine kleine Mühle. Da kam einmal ein Müllergeselle auf seiner Wanderschaft hierher. Er bemerkte mit Erstaunen, dass eine Unzahl von Ottern ganz ungestört in Küche und Stuben umherkroch. Sofort erbot er sich, das Gehöft von dem Ungeziefer zu reinigen. Der alte Müller war zuerst gar nicht damit einverstanden. Die Tiere taten ihm nichts, und sein jüngstes Kind hatte seine helle Freude, wenn eine kleine Otter zahm herankam und mit aus dem Milchnapfe Milch und Graupe schleckerte. Als einmal das Tier gar nicht von der Milch liess, da gab das Kind der Otter mit dem Löffel eins auf den Kopf und sagte: „Graupe auch, nicht immer Milch!“

Während der Müller noch überlegte, da sprach der Geselle immer eifriger auf ihn ein. Schliesslich willigte der Müller ein. Da fragte der Geselle noch, ob auch der Otterkönig hier sei. Nein! war die Antwort. Jetzt zog er eine Flöte aus seiner Tasche

---

[1]) Umschreibung für niemals.

[2]) Vgl. Drechsler a. a. O. II 181 f.

nnd blies darauf. So pfeifend ging er über das Beuthener Wasser und die Anhöhe hinauf, es drängten sich hinter ihm in langem Zuge die Ottern, die ihre Schlupfwinkel in dem Gehöfte verlassen hatten. Schon hatte der kecke Geselle eine tiefe Grube gegraben, um die Ottern zu versenken, da eilte plötzlich der Otternkönig mit blitzendem Krönlein auf dem Kopfe herbei und erwürgte ihn. Die Grube wurde sein Grab; mitleidige Leute setzten ihm diesen Bildstock.

Andere erzählten, mit dem Bildstock habe es folgende Bewandtnis: Der Müller hatte dem Otternkönige das übliche Opfer an Milch entzogen; erbost hierüber soll er den Müller verfolgt und an dieser Stelle erdrosselt haben.

8. Die erzürnte Wasserjungfer [1]).

Wenn man auf der Strasse von Zabrze nach Biskupitz geht, sieht man rechts einen grossen Teich und davor eine Wasserhaltungsmaschine. Vor Zeiten, als hier noch dichter Wald stund, da lebte dort ein einsames Ehepaar. Neben ihrem kleinen Häuschen war ein Brunnen. Darin lebte eine fromme Wasserjungfrau. Es schmerzte sie sehr, wenn sie die grausigen Fluchworte des Ehepaares vernahm. Als wieder einmal der Mann in seinem Zorn schrecklich fluchte, da schwur die Wasserjungfer Rache. Mitten in der Nacht erregte sie die innersten Tiefen des Brunnens. Unaufhörlich quoll das Wasser empor und vergrub im Tale alles, das Häuschen mit den Leuten, den Stall mit seinen Bewohnern. Seitdem ist da ein grosser Teich.

Wenn jemand in dem Teiche badet und wird von dem Strudel — die oben erwähnte Wasserhaltungsmaschine hat in der Mitte des Teiches das Saugrohr liegen — in die Tiefe gezogen, dann raunen sich noch heute die Leute zu: Und die Wasserjungfer ist immer noch nicht befriedigt.

[1]) Drechsler a. a. O. II 168.

Scherz- und Ernsthaftes über besondere Zusammensetzungen mit aus- und be- im Schlesischen.

Von Dr. P. Drechsler in Zabrze.

Der praktische Arzt Dr. X. hat den Titel Sanitätsrat erhalten. Voller Stolz über diese Rangerhöhung geht Frau Sanitätsrat auf den Wochenmarkt und wundert sich, dass die Leute ihr nicht mit grösserer Hochachtung begegnen als vordem. Wie gar die gefirre Gemüsefrau sie in herkömmlicher Weise übereifrig begrüsst: „Gu'n Morgen, Frau Dokt'rn! Sallate gefällig, Frau Dokt'rn? oder hübsche Maern' (Möhren), Frau Dokt'rn?“ da braust Frau Sanitätsrat entrüstet auf: „Ach was! 's hat sich ausgedoktert“. — Darauf die Gemüsefrau bedauernd: „Je, je, Frau Dokt'rn — is-d'r Herr Dok'tr tut?“ — —

Es hat sich ausgedoktert bedeutet: es ist mit dem Doktor zu Ende, was Frau X. auf den Titel, die Gemüsefrau auf das leibliche Leben, die Existenz des Doktors bezieht. —

Der Kanzleirat Schneider beschwichtigt seine eifersüchtige Ehehälfte Gustel, die ihm ohne Grund Vorwürfe macht, dass „a, wie ma soat, näberm Weige ging“:

„Aber, Gustel — —“

„O, es hat sich ausgegustelt. Geh doch zu deiner Dulcinea. — Geh doch zu ihr. — ach! — ich arme Betrogene!“ Heinzel, A lustiger Bruder. S. 14.

Es hat sich ausgegustelt: für dich existiert eine Gustel nicht mehr. — Ähnlich:

„Hä, Jungefro, wie wärsch denn — ?“ — „Och, bei mir hot sichs ausgejungefrot“: ich bin keine junge Frau mehr. Regnal, Schlesische Teufeleien. S. 14.

„Gib mir ein Goldstück!“ — „Ach, es hat sich ausgegoldstückt: mit den Goldstücken ist es zu Ende.

Diese mit dem betonten Adverb aus und einem Substantiv gebildeten Verben kommen nur unpersönlich und reflexiv vor, auch in anderen Zeitformen. So konnte Frau Kanzleirat Schneider auch sagen: 's wird sich bald ausgusteln: die Gustel wird für dich bald nicht mehr existieren, sie wird dich Treulosen ver-

lassen. — Es wird sich bald ausbürgermeistern könnte man in bezug auf einen Bürgermeister sagen, der sein Amt bald verlieren, der nicht wiedergewählt werden wird. Gebräuchlicher aber ist das zweite Futurum: es wird sich bald ausgegustelt, ausgebürgermeistert haben.

Dieses volkstümliche aus bezeichnet, wie in den Wendungen: das Theater (die Aufführung), die Kirche (der Gottesdienst), die Schule (der Unterricht) ist aus, die Beendigung, den Abschluss einer Tätigkeit, allerdings in ganz freier Auffassung. So ist die Tätigkeit des Doktors im Volksmunde das Doktern: er doktert, die der Gustel gewissermassen das Gusteln: sie gustelt, usw. — Seltener begegnet der persönliche Gebrauch dieser Zusammensetzungen: er hat ausgedoktert, ist nicht mehr Dokter, sie hat ausgegustelt, ist nicht mehr (seine) Gustel.

Dagegen ist dieser Gebrauch gewöhnlich, wenn das aus in Verbindung mit Verben das Ende der Tätigkeit bezeichnet:

Man weiss wohl, dass sein Pferd
So wie sein ganzer Staat den Gläubigern gehört.
— So hat er ausgeprahlt. Stoppe, Parnass S. 266,

d. h. sein Prahlen ist nun zu Ende. — Aushaben, das Ende haben, zu Ende sein: wenn lieber kommt, dann hat, wer lieb war, aus. A. Gryphius, Card. Cel. 4, 48.

Er hat ausgemacht sagt man bei einem Spiele, z. B. beim Domino oder Billard, von dem, der das Spiel beendet hat; er hat ausgetanzt: hat aufgehört zu tanzen. Auch reflexiv: ich habe mich mich wieder einmal (für lange Zeit) ordentlich ausgetanzt, ich habe in mir das Verlangen zu tanzen (beendet) gestillt; die Wolke hat sich tüchtig ausgeregnet: dem Regnen ein Ende gemacht; vgl. es hat endlich ausgeregnet.

Die zweite gewöhnliche Grundbedeutung des aus: von innen heraus, hervor bietet Stoppe in einem anderen ausregnen: Man sann vergebens nach, bis endlich Bustabur, der Stadt Astronomus, aus dem Gestirn erfuhr, es hätte diesmal hier Jungfern ausgeregnet, d. h. vom Himmel herunter. —

Sehr beliebt sind im Schlesischen verbale Zusammensetzungen mit der untrennbaren Partikel be-. Dies ist die verkürzte Form von altem bî, bei, und setzt die Tätigkeit des Verbs in vollendeter Beziehung zum Objekt, Person oder Sache. Die Verbalbildung erfolgt durch Zusammensetzung des be- 1. mit Sub-

stantiven: einen bealben, wie ein Alb belästigen, einen bemuttern, wie eine Mutter behandeln, versorgen, begaunern, wie ein Gauner mit einem verfahren, ihn betrügen; 2. mit Verben: einen bekocheu, bewaschen, beflicken, bereinigen, bestricken, jemand durch Kochen, Waschen, Flicken, Reinemachen, Stricken bedienen, in der Richtung der Tätigkeit für ihn sorgen; einen begützeln, begitscheln, ihn durch Aufmerksamkeit, Zärtlichkeit, Liebkosung gewinnen, günstig stimmen, vgl. oberpfälz. bekätzen, bekutzen sich um einen: sich mit jemandem befassen, um ihn bekümmern, Frequentativbildung zu gitzen, kitzen: belästigen, plagen, Weinhold Wbch. 43 b; einen behnmszen, benachteiligen, übervorteilen, vgl. bair. hamssen, zu behammeln, ahd. hamalôn mutilare? Grimm, DWbch I 1325. — Bekochlöffeln, überlegen, erwägen; itze thoat sich der Meester die ganze Kunst vu vurne und vu hingen bekoochlöffeln. Oderwald, Schläsche Pauerbissen S. 85; ich werde die Sache bekôchlöffeln (allg.) hängt nicht mit dem Substantiv Kochlöffel zusammen, sondern scheint (in Anlehnung an Kochlöffel) Weiterbildung aus begucken zu sein.

Verben mit dem Präfix be- werden auch reflexiv gebraucht: sich bemachen, sich betun, sich bekacken, sich bekotzen, sich begatschkern, sich durch Begiessen beim Trinken, Waschen, überhaupt Hantieren mit einer Flüssigkeit beschmutzen, sich bekleckern, sich mit Schmutzklecksen besudeln, sich beklunkern, sich am Blech (Kleidsaume) oder Hosenrande (der Borte) beschmutzen, sich behessen, sich bis an die Kniekehle (vgl. Hesse f. Kniestück der Schinken oder Keulen, ahd. hahsa, mhd. hahse, hehse) beschmutzen, sich bekaufen, sich beim Kaufen verrechnen, selbst schädigen: na, der hat sich hipsch bekauft!

3. be- tritt auch vor Adjektive: betulich (zu: sich betun um einen, sich freundlich, liebevoll um einen bemühen), sich um einen bemühend, schmeichlerisch, sorgsam, freundlich, dienstfertig; sei Weib, die betuliche Wirtin. Holtei S. 67; se woar betulich und gemittlich wer weess wie; ähnlich betusam: bewuschpert, bewuschbert, 1) einschmeichelnd, zärtlich, 2) behende, auch oberlaus.: sie ist betusam und bewuschpert (Grafschaft); das gefirre bewuschperte Züngel. Heinzel, Richel, S. 45; bewuschpertes Schnapsel (Hund, mit Anspielung an Wuschper, verbreiteter Hundename wie Flink), zu wispern, wuspern, 1) zärtlich flüstern, 2) rasch und leicht hinschlüpfen.

Eine besondere Rolle spielt die Partikel be- im Schlesischen bei einer Drohung, Ablehnung, Zurückweisung. Wenn jemand irgend etwas tut oder sagt und man droht dem Betreffenden, weist ihn ab oder verwahrt sich, dann nimmt der Schlesier das Wort, den Ausdruck, worauf der Ton liegt, auf, setzt ihm be- vor und gibt es in kühner Infinitivbildung drohend, abweisend oder sich verwahrend, gewöhnlich mit der Einleitung: Ich werde dich (gleich) be . . . zurück.

Erst heute vernahm ich: „Was, Sie wollen die (gemeint war: schmutzige) Windel nehmen?! — Ich werde Sie gleich bewindeln!“ — Neulich ging ich an einer Schmiede vorbei und hörte, wie der „Liehrjunge“ den Meister fragte: „Mest'r, sull ich de Nägel feilen?“ Der Meister drohte: „Du, ich wär dich glei befeilen!“ Auf den Lehrling wirkte die drohende Zurechtweisung: Ich werde dir gleich für deine Dummheit, dass du die Nägel abfeilen willst, paare geben! ebenso wie weiland bei Vergil auf die Winde das Quosego — aus dem Munde Poseidons.

„De Male hoat's Harze uf dar ärschliga Seite“, entfuhr es einmal dem Willem. Der Guste fing die Rede ab und erklärte: „Ich wärsch'r schnnt auf die rechte Seite schärgen“, worauf ihn der Willem anknurrte: „Ich wär dich beschärgen“ und die Fäuste ballte. Regnal, Schlesische Teufeleien S. 130. — „Dar Schwiegervoater!“ meinte Willem. „Ich wär dich beschwiegervoatern!“ knurrte ihn der Guste an.

„Karlindel“, meente der Grussmonn-Schneider zu Seiner, „ich war nich beim Dukter, ich hab a Heildiener Schulz getroffen, där meinte, das misst' ich nich auf die leichte Achsel nehm', der hiesige Dukter kinnt' mersch (das Ohrleiden) erscht verkootschen (verpfuschen), ich sellte lieber glei zu anner Kumpabletät (Kapazität!) na Berlin fahren, sonste da —“. Weiter koam a nich. „Ich wär dich bekumpabletäten“, schrieg se, „doss de de Latschen verlierscht!“ Oderwald, Schläsche Pauerb. S. 72.

„Muttel“, soate de Hanndel, „'s konn doch nicht Schinnersch gäben als wie awing de Welt sahn!“ De Mutter setzt ihr glei an Dämpfer uf. Se stemmte de Orme ei de Seeten, doss se aussoag (aussah) wie a Bunscheltupp (Bunzlauer Topf) mit zwee Henkeln, und soate: „Ich wär dich beweltsahn!“ —

„Morgen!“ „Ich werde dich gleich bemorgen!“ droht man einem, der etwas auf morgen verschieben will. — „Ich mag nicht!“

„Ich werde dich gleich bemagen!“ — „Mutter, ist das mein?“ „Ich werde dich bemeinen!“ —

Für die Zusammensetzung des be- mit Fremdwörtern bietet Jäschke in Wort und Brauch 2. Heft: Lateinisch-romanisches Fremdwörterbuch der schlesischen Mundart. 1908 zahlreiche Belege, z. B. begrattelirn, bejudizirn, bekompelmentirn, bekuzen, bemoléstijen, beopselwirn, beräsenirn, betexen S. 16, wozu noch viele andere kommen.

Diese in Schlesien alltägliche Verwendung des be- findet sich auch in Comödien von dem Sachsen Christian Felix Weisse (1726—1804), dem Leipziger Studiengenossen Lessings. Adelung führt daraus an:

Es ist der Herr von Liebreich, du weisst nicht, was du tust.
Jobst. Ich will dich und ihn beliebreichen.

Sie behauptet, sie sei die Frau Junkern. Aber ich will sie bejunkern, dass sie an mich denken soll. So findet sich: bebestien, bedeinen, beexcellenzen, beflachsen, beflegeln u. a. m., alles Wortformen, die hier zu Lande auch begegnen könnten. Grimm fügt Dwbch I 1203 bei: Es ist kein Grund da, dergleichen Scherz nur in „die niedrigen Sprecharten“ zu verweisen. Grimm kannte, da ihm Weinholds Sammlungen dafür keine Belege boten, die lebendige und ausgedehnte Verwendung des be- im Schlesischen nicht; sonst würde er sie nicht bloss als Scherz bezeichnet haben.

Ich kann aus der mir zu Gebote stehenden Literatur leider nicht feststellen, wie weit aus- und be- in anderen Mundarten etwa ähnliche Verbindungen eingeht.

Was die Grossmutter singt.

Von Dr. K. Olbrich.

Eine mir freundlich zur Verfügung gestellte Sammlung schlesischer Volkslieder gibt das wieder, was, wenn auch mit vermindertem Gedächtnis, eine hochbetagte Frau in Breslau noch heute still vor sich hinzusingen pflegt. Im folgenden werden einige Proben daraus mitgeteilt, die auch weitere Kreise interessieren und zu ähnlichen Sammlungen anregen dürften. Massgebend für die Auswahl war der Grundsatz, alles sichtlich aus gedruckten Liederbüchern Übernommene auszuscheiden und so nur echtes

Volksgut zu bieten. Fast alle berichten von der Liebe Leid, von Eitelkeit und Leichtsinn lebenslustiger Mägdlein, von ihrer bitteren Not, von ewiger Treue und falscher Liebe, vom Sterben am gebrochenen Herzen und grausamen Mord aus Eifersucht oder Verzweiflung.

Da taucht in seltsamer Verkürzung die uralte Märe vom „Ritter und der Magd“ auf:

„Es spielt ein Ritter mit einer Magd,
Sie spielten, ei, so lange —
Sie spielten sieben ganze Jahr'
Da ward dem Mädchen bange . . .“

Umsonst sucht der Verführer die verzweifelnde Entehrte zu trösten: seinen Reitknecht soll sie heiraten, dreihundert Reichstaler will er ihr dann als Brautgeschenk geben — sie hört nicht auf ihn, sondern eilt zu ihrer Herzmutter, all ihr Leid zu klagen. Im Kämmerlein verschlossen, bittet sie Gott um Hilfe in ihrem Elend und Jammer . . . Damit bricht das Lied plötzlich ab. — Ist es hier der kecke adelige Verführer, der das Mädchen ins Unglück stürzte, so zeigt das alte „Schamperlied“ von der „Schenkdirne“ oder dem „Schwabentöchterlein“, wie Eitelkeit und Vergnügungslust eine Bauerntochter in Sünde und Schande geraten lassen:

„Es war einmal ein Mädchen stolz,
Die wollte nicht mehr dienen,
Sie wollte einen Mantel han,
Die Schuh' mit schmalen Riemen . . .“

Es duldet die Genusslüsterne nicht mehr auf dem Dorfe, sie muss hinein in die geheimnisvoll mit ihren Freuden lockende Grossstadt, die das unerfahrene Mädchen anzieht, wie das Lampenlicht die Motte. Aber in der Stadt heisst es, das zum Luxus nötige Geld sich verdienen — und bald sitzt sie beim Kaufmann in der Hinterstube, drei dreistlüsterne Gesellen holen sie an ihren Tisch, setzen ihr mit Zutrinken und Handgreiflichkeiten zu und würfeln schliesslich aus, wem sie für die Nacht gehören soll — das alte Ende vom Liede! Das Lied bricht hier ab, es kennt nicht den in anderen Fassungen angefügten Schluss, wie der Bruder sie in „der engen Gassen“ findet und durch schnelle Verheiratung vor völligem Versinken im Morast der Grossstadt rettet. Ein trauriges Stück auch moderner Sittengeschichte im Volksliede!

Von einer verlassenen Verführten singt ein anderes Lied im Tone weichelegischer Klage. Es ist, wie man leicht nachweisen

kann, fast völlig aus anderen Liedern zusammengestoppelt — und trotzdem macht es einen einheitlichen Eindruck, ja es wirkt mit seiner still entsagenden Wehmut ergreifend:

„In meines Vaters Garten
Da steht ein Lindenbaum,
Darunter muss ich warten
Bis mein Herzliebster kommt.
Der Himmel ist so trübe,
Scheint weder Mond noch Stern,
Der Jüngling, den ich liebe,
Der ist in weiter Fern'.
Ich sitz in meiner Kammer,
Beweine meinen Schmerz.

Allein es ist geschehen,
Der Kummer bricht mein Herz,
Und dass im Wald so dunkel ist,
Das macht das grüne Laub, —
Dass du, mein Schatz, mir untreu bist,
Das hätt' ich nie geglaubt! — —
Ach, hätten meine Augen
Dich Jüngling, nie gesehn,
Da könnt' ich froh und heiter
Noch bei den andern stehn".

Beim Kosen, versteckt im dichten Grün, schwur er ihr einst Treue, ehe er hinauszog in die Ferne — nun sitzt sie, während die andern Mädchen am Brunnen stehen und scherzen, in düsterer Nacht unter dem Lindenbaum oder in einsamer Kammer und harrt weinend des Treulosen . . . Derbere Töne schlägt ein Oderschifferlied an, das, soweit ich sehe, noch nicht gedruckt ist. Es entlehnt der allbekannten „Nonnenmäre" den Eingang:

„Stand ich auf hohem Berge
Und sah ins tiefe Tal,
Sieh, da kam ein junger Schiffer
Gesegelt daher!"

Bald hat sie sich dem Burschen ergeben, der ihr lieber ist, als „andre drei und vier". Mit „gekräuseltem Haare" geht sie mit ihm oft zum Tanze. Freilich bekommt sie dafür „einen schlimmen Lohn", den der Reim auf dieses Wort ausdrückt. Sie verwünscht nun ihr Leben, macht ihrer Mutter Vorwürfe, dass sie sie nicht besser beschützte, und wünscht, sie hätte sich früher in die Oder gestürzt, um „als unschuldiges Blut" zu sterben. —

Ein traurigeres Ende nimmt Liebe und Verführung in einer sogar in doppelter Fassung vorliegenden Ballade, die, wie bereits Hoffmann von Fallersleben in seinen „Schlesischen Volksliedern" berichtet, besonders in der Grafschaft Glatz weit verbreitet ist:

„Es ging sen ein verliebtes Paar
Im grünen Wald spazieren . . ."

Der kecke Jäger hat im Waldesdunkeln das schöne Mädchen verführt. Bald zeigen sich die Folgen, und „damit die Schand' nicht grösser ward und alles blieb' verschwiegen", lockt er sie abermals in den grünen Wald, ersticht sie und stirbt selbst auf

ihrer Leiche. Erst nach mehreren Jahren führen die Vögel, die „weit und breit um sie geflogen kamen", die Auffindung der Leichen herbei. Die andere Fassung aber klingt, wie auch eine Variante des Liedes bei Hoffmann, legendenhaft aus:

„Sie waren noch so frisch und schön
Ganz unversehrt geblieben!"

So deutet die weiterdichtende Volksphantasie leise an, dass der Himmel ihnen verziehen hat, und webt, wie Goethe in den Wahlverwandtschaften um Ottiliens Leiche, um ihr Grab sogar den Schimmer der Heiligkeit. Aus dieser Sympathie des Volkes mit den unglücklichen Liebenden möchte man fast schliessen, dass unsere Ballade eines jener Gedichte ist, wo Hartherzigkeit der Verwandten und Standesvorurteile das Paar in Schande und schliesslich in den Tod treiben. In diesen Kreis gehört auch wahrscheinlich „der treue Husar". Während er im fernen Lande ficht, wird sein Lieb daheim schwer krank, „die Krankheit nahm kein Ende mehr". Sofort verlässt er sein Regiment und eilt in die Heimat, aber er trifft sie bereits sterbend an, „denn sie war kalt und nicht mehr warm". Aber aus dem bitteren Schmerz rafft er sich auf, ein stolzes Begräbnis als echte Soldatenbraut soll sie wenigstens haben:

„Wo nehm ich nun die Träger her?
Zwölf Bauern sind zu ordinär!
Ja, zwölf Husaren müssen's sein,
Die tragen mir mein Liebchen fein".

Nach dem Begräbnis aber zieht er wieder von dannen, und „sein Trauern nimmt kein Ende mehr". Deutlich erkennt man, trotzdem das Lied stark zersungen ist, noch den alten Kern: Die Tochter des reichen Bauern wird zur Geldheirat gezwungen, sie kann aber den schmucken Krieger nicht vergessen und siecht im Gram über ihr vernichtetes Lebensglück dahin.

Eine weitere Gruppe bilden jene Lieder, die den nach langer Zeit aus der Fremde Heimkehrenden die Geliebte als Frau eines anderen wiederfinden lassen. Wehmütig schmerzliche Enttäuschung spricht aus dem stellenweise stark sentimentalen

„Müde kehrt ein Wandersmann zurück
Nach der Heimat seiner Jugend Glück".

Freudig eilt er zu des Liebchens Haus, doch vorher kauft er für sie in der Gärtnerei ein Sträusslein. Aber die Gärtnersfrau

bindet ihm die Rosen unter bitteren Tränen; denn sie hat in dem Fremden den einst Geliebten erkannt, der ihr auch in der Ferne treu blieb, während sie ihn vergass. Auch er erkennt sie, aber entsagend zieht er, mit dem Strausse als letztem Andenken, wieder in die Welt hinaus. Grimmiger äussert sich Enttäuschung und Zorn des „eifersüchtigen Knaben“ in dem allbekannten:

„Was kann uns denn schöner erfreuen,
Als wenn der Sommer angeht,
Da blühen die Rosen im Maien,
Soldaten marschieren ins Feld“.

Allzulange hat sich der Soldat, sein Versprechen vergessend, in der Welt herumgetrieben; jetzt kehrt er heim und will sein „feins Mädel“, wie einst, freudig begrüssen, doch hart tönt ihm entgegen:

„Ich darf dir ja nimmer gefallen,
Ich habe ja schon einen Mann“.

Da überwältigt den Heissblütigen die Wut, er zieht sein scharfes Messer und stösst es ihr tief ins Herz.

Bei weitem das interessanteste Soldaten- und Liebeslied in der Sammlung aber ist „der Deserteur“, interessant schon deshalb, weil das Lied aus Würzburg stammt, und angeblich an einen wirklichen Vorfall aus dem Jahre 1813 in dieser Stadt anknüpft, in Schlesien aber, eingewandert, sich an das in Breslau garnisonierende Kürassierregiment anpasste. In den Sammlungen schlesischer Volkslieder ist es noch nicht verzeichnet. Noch mehr Bedeutung aber gewinnt die Ballade dadurch, dass ihre Grundlage ein Rechtsaltertum bildet, nämlich die Sitte, dass ein Verurteilter vom Tode gerettet werden kann, wenn eine Jungfer erklärt, ihn heiraten zu wollen. So bittet hier das von ihm verführte Mädchen den Deserteur im letzten Augenblicke vom Tode los:

Es war einmal ein Kaufmannssohn
Dem König von Preussen dient er schon,
Er bildte sich ein. Er würde bald sein Offizier!

Der junge Mann musste brav exerziern,
Er macht sich fertig zum Desertiern
Zum Abmarschiern, Zum Desertiern Bei Nacht.

Und wie er nun über das Stadttor kam,
Begegnet ihm der Herr Schandarm,
„Wohin, Kamerad, Als junger Soldat So spat?“

„Ich bin sen ein Breslauer Kürassier,
Ich liebe ein Mädchen nicht weit hier —
Dorthin steht mein Sinn, Da muss ich hin Bei der Nacht!“

„Bist du denn ein Breslauer Kürassier,
So kehr nun wieder zurück mit mir,
Zurück mit mir In dein Quartier! Arretiert!“

Und wie er nun wieder ins Regiment kam,
Fing alles zu schreien, zu lachen an:
„Woher, Kamerad, Als junger Soldat So früh!“

Der Oberst, das war ein sehr zorniger Mann:
„Was fang' ich mit diesem Soldaten an:
Die Haft als Strafe ist zu klein,
Der Mann, der muss erschossen sein! Ohn' Gnad!“

Er wurde gebunden in Banden und Ketten,
Hinausgeführt zu seiner Grabstätten.
Entblösst sich die Brust: „Schiesst zu nur mit Lust!“— „Halt ein!“

Da kam sen ein Mädchen, das weinte gar sehr,
Sie hat wohl um den Deserteur:
„Er hat mir geraubet mein Ehr und mein Stolz
Dort draussen in dem Tannenholz Bei der Nacht!“

„Hat er dir geraubet dein Ehr und dein Stolz
Dort draussen in dem Tannenholz,
So geh ich dir mein Ehrenwort drein:
Der Mann darf nicht erschossen sein!“ Pardon!

Aus dem für den Soldatenstand begeisterten Kaufmannssohn in Würzburg, der dem Könige von Bayern als Reitersmann dienen will und mit „Stiefel und Sporn, Karabiner, Pistoln“ wohl „einmuntiert“, dem Obersten von Wallenstein vorgestellt wird, ist ein Freiwilliger beim schlesischen Kürassierregiment geworden, aber die Erlebnisse sind dieselben geblieben. So ist es nicht nur das singbare volkstümliche Kunstlied, das, überall eingebürgert, allen deutschen Stämmen gemeinsam ist, sondern auch die namenlose Volksmäre wandert von West nach Ost, vom Süden nach dem Norden, wurzelt, sich anpassend, schnell im neuen Boden ein und wird schliesslich Gemeingut aller Stämme.

In den meisten Liedern tritt als Flickwörtchen immer wieder „sen“ auf.

„Es ging sen ein verliebtes Paar“ . . .
„Ich bin sen ein preussischer Kürassier“ . . .

Solche Flickwörter sind als Eigentümlichkeit der Volkslieder bereits bekannt; so erwähnt Boehme: „Volkstümliche Lieder usw.“ S. 197 gelegentlich, dass im Westen Deutschlands „es“ als Füllwort beliebt ist:

„und soll ich nicht erlangen,
was mir es liegt im Sinn“.

In Hoffmanns schlesischen Volksliedern fand ich bisweilen „sich" in dieser Art verwendet:

„wo wird sich dein Vater, der Maurer, sein". (No. 130, 4 d. u. a.).

Ein Kenner der Grafschaft Glatz teilte mir mit, dass dort „se" oder „sen" für die Volkslieder typisch ist; z. B. singt ein Maurer und Poet dazu in Gebersdorf:

„Nu schau se, mei Madel,
Nu schau se mal recht,
Bin ich nicht ein schöner Bauernknecht".

Wie mir Professor Siebs mitteilt, ist in schwäbischen Landen (und auch in fränkischen Gegenden) allgemein üblich, ein 's einzufügen (vgl. Mitt. XI 16, XX 108); besonders bei Soldatenliedern ist es auffällig, z. B. singt man:

„Und mach's mir einen Specksalat
Für mich und meinen Schatz!"
oder: „Siegreich woll'n wir's Frankreich schlagen,
sterben als ein Held".

Eine nähere Untersuchung über Ursprung, Form und Verbreitung dieser Flickwörter wäre wünschenswert. —

Nachweis der bisher gedruckten Texte der Lieder in Erck und Boehmes Liederhort und in Hoffmann von Fallersleben und Ernst Richters „Schlesischen Volksliedern".

Ritter und Magd. E. u. B. I S. 395 Nr. 110 ff. Hoffmann S. 9 Nr. 4.

Die Schenkdirne. E. u. B. I S. 425, Nr. 119. Hoffmann S. 113, Nr. 92.

Die Verlassene. Zusammengesungen, in dieser Fassung noch nicht aufgezeichnet. Zur letzten Strophe vgl. E. u. B. II S. 512 Nr. 709 h.

Oderschifferlied. Noch nicht aufgezeichnet. Zur Einleitungsstrophe vgl. E. u. B. I 89 a, Hoffmann Nr. 127 f.; die letzte Strophe ist gleich E. u. B. II S. 516 Nr. 714, womit zu vergleichen Nr. 714 c Str. 7. —

Meuchelmord der Geliebten. E. u. B. I, S. 180 Nr. 52. Hoffmann Nr. 38.

Der treue Husar. E. u. B. I S. 329 Nr. 93. Hoffmann S. 281 Nr. 239 (zu Str. 6 vgl. S. 187 „der verwundete Knabe").

Die Gärtnerfrau. E. u. B. II S. 469 Nr. 672; fehlt bei Hoffmann.

Der eifersüchtige Knabe. E. u. B. I 163 Nr. 48; Hoffmann S. 264 Nr. 229; vgl. auch Wunderhorn (a. A. 1808) II S. 17.
Der Deserteur. E. u. B. III Nr. 1398; fehlt bei Hoffmann.

Ostergiessen auf Schloss Lubowitz 1804.

Von Dr. K. Olbrich.

Eine prächtige Schilderung, wie das „Ostergiessen" auf einem schlesischen Herrensitz vor 100 Jahren von Jung und Alt, Hoch und Niedrig lustig, mutwillig und mit Nachdruck geübt wurde, finden wir in Eichendorffs Tagebuchaufzeichnungen, die in der Ausgabe von Kosch und Sauer vor kurzem als elfter Band erschienen. Da heisst es: 2. April 1804 „weckte uns der H. Bräuer schon frühzeitig mit zwei gefüllten Giesskannen in der Hand, in dessen Gesellschaft wir dann, nachdem der H. Pfarrer Wodartz auf die Madlene den Anfang gemacht hatte, dass sämtliche Schlossfrauenzimmer mit mehreren Zubern Wasser schwemmten und dann noch bei der Frau Heisigin u. Nannettel eine wahre Lubowitzer Wasserhochzeit anrichteten. Von hier begaben wir uns nun nebst H. Kaplan, Heisig, Organist, Breyer u. Schöpp, gar wohl mit Krügen und Kannen etc. versehen, allesamt nach Ganjowitz, indem wir uns durch sechs Mann die grosse Feuersprütze der Lubowitzer Gemeinde feyerlichst vortragen liessen. Als wir nun auch hier die Pächterin beym Kaffée gebadet hatten, langte endlich die Bande, nach einigen nicht minder wütigen Nebenscharmützeln, besänftigt in Lubowitz an. Am nächsten Tage kommt die „Revanche" 3. April: „. . . . von wo wir uns alsbald darauf nach Hause begaben, wo ich aber noch früh von dem sich revanchirenden Heere, nachdem ich dasselbe durch Echapiren genug buxirt hatte, im Garten durch und durch gegossen wurde. Bald darauf die grosse, für den Kaplan und Schöpp zu gut gemeinte Überschwemmung der Caplanei . . . . Nachmittags eine neue Giesserei zwischen uns, Schimonsky, Adametz, den Brzeznitzer Freylen, Pächterin und Mama im Garten". Am 4. April findet noch eine grosse Wasserschlacht statt: . . . „Nachmittags die Giesserey zwischen männlichem und weiblichem Geschlechte und dann zwischen Wodartz und Kroker und zuletzt zwischen Kroker und Schöpp, von der man mit Recht sagen kann: finis coronat

opus, da sich sogar Blut in die Wasserfluten mischte". (Vgl. M. II 11, IV 22, XIII 40, Drechsler II 1 S. 100f.) Auch „das Ruthenschmagostern mit den Frewlein" erwähnt Eichendorff (6. 4. 1807).

Mitteilungen.

Die erste Sitzung des Jahres 1909 fand am Freitag, den 15. Januar im Auditorium der Universität statt. Der Vorsitzende gab zunächst eine Übersicht über die Arbeiten und die Entwicklung der Gesellschaft während des Jahres 1908. — Hofkunsthändler Bruno Richter erstattete als Schatzmeister den Kassenbericht. Die Gesamteinnahmen des Jahres 1908 beliefen sich auf 2987,88 Mark, die Ausgaben auf 4421,86 Mark, so dass sich ein Fehlbetrag von 1433,98 Mark ergibt. Die Gesellschaft besass an Effekten am 1. Januar 1909 4500 Mark, die in der städtischen Bank niedergelegt sind. Auf Antrag der Rechnungsprüfer Professor Dr. K. Appel und Professor Dr. O. Hoffmann ward dem Schatzmeister Entlastung erteilt und der Dank der Gesellschaft für seine Mühewaltung ausgesprochen. Indessen ward in Anbetracht der sehr ungünstigen Finanzlage des Vereins, die sich vor allem durch die im Verhältnis zu den Einnahmen sehr reichen Ausgaben für Veröffentlichungen erklärt, die Notwendigkeit betont, neue Hilfsquellen zu erschliessen; wir können unsere verehrten Mitglieder im Interesse eines guten Fortganges unserer Arbeiten nur dringend bitten, bei geeigneter Gelegenheit ernstlich und tatkräftig für materielle Unterstützung unserer Bestrebungen zu wirken.

Der bisherige Vorstand der Gesellschaft wurde sodann auf Vorschlag wiedergewählt, nämlich die Herren Professor Dr. Siebs (Vorsitzender), Geh. Regierungsrat Dr. Nehring (Stellvertreter), Stadtbibliothekar Dr. Hippe (Schriftführer), Museumsdirektor Privatdozent Professor Dr. Seger (Stellvertreter), Hofkunsthändler Bruno Richter (Schatzmeister), Verlagsbuchhändler Max Woywod (Stellvertreter), Professor Dr. Körber, Kgl. Gymnasialdirektor Professor Dr. Feit, Universitätsprofessor Dr. Skutsch, Oberlehrer Dr. Olbrich, Universitätsprofessor Geh. Regierungsrat Professor Dr. Hillebrandt, Schriftsteller Hugo Kretschmer, Oberlehrer Professor Dr. Kühnau, Oberlehrer Dr. Klapper. — Hierauf hielt Universitätsprofessor Dr. Otto Hoffmann einen Vortrag „über den geschichtlichen Hintergrund der Volkssage". Nachdem der Redner die Wichtigkeit der Erforschung des historischen Kerns hervorgehoben und von der unbeeinflussten volksmässigen Tradition geschichtlichen Stoffes die absichtlich von bestimmten Kreisen zu praktischen Zwecken, zur Stärkung der Macht oder Festigung religiösen Kultes gepflegte Überlieferung geschieden hatte, ging er auf die Bedeutung der Heldensage und der Lokalchronik ein. Er hob die Bedeutung der Sprachwissenschaft und Archäologie hervor, die mancher bestrittenen Überlieferung wieder zu ihrem Rechte verholfen hätte, und suchte das an mehreren Beispielen zu zeigen. Die sagenhafte Überlieferung von den Pelasgern als Ureinwohnern Griechenlands, die durch die alten Historiker mitgeteilt werde, sei durch Sprach- und Namenforschung erhärtet worden; ebenso sei durch die Vergleichung der griechischen Dialekte von

Hellas und Kleinasien die angezweifelte ionische und dorische Wanderung wahrscheinlich gemacht; auch würden die ältesten Nachrichten der Goten über ihre Wohnsitze in Skandinavien durch vergleichende Namenforschung und prähistorische Funde bestätigt. Die persischen Königslisten des Herodot seien durch Inschriftenfunde als richtig erwiesen worden, und es sei auch für die römischen Königssagen und die griechischen Königslisten wohl nicht die Ablehnung gerechtfertigt, wie sie ihnen von der Geschichte vielfach zuteil werde. So betonte der Vortragende, dass es wünschenswert sei, wenn Sprachwissenschaft und Archäologie von der Geschichtswissenschaft mehr berücksichtigt würden, als es jetzt gewöhnlich der Fall sei. Dem Vortrage schloss sich eine lebhafte Diskussion an, an der sich namentlich die Universitätsprofessoren Dr. Wendland, Dr. W. Stern und Dr. Siebs beteiligten. — Am 12. Februar hielt Universitätsprofessor Dr. Wendland einen Vortrag über antike Novellistik; ein Bericht darüber kann erst im nächsten Hefte gegeben werden.

Am Mittwoch den 20. Januar starb nach längerer Krankheit unser allverehrter stellvertretender Vorsitzender Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Wladislaw Nehring im 79. Lebensjahre. Wir haben in ihm einen bedeutenden Vertreter der slavischen Philologie, einen Förderer der Volkskunde, einen hervorragenden Mitarbeiter und einen stets bereiten Helfer und Freund verloren. Jeder Band unserer „Mitteilungen" bekundet seine eifrige Teilnahme an unseren Bestrebungen. Als Nehring am 12. Juli 1906 sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum feierte, haben wir seine Verdienste in einem besonderen Glückwunschschreiben gewürdigt und sein Bild gegeben (Heft XV S. 1 ff.).

Als neue Mitglieder sind unserer Gesellschaft beigetreten: I. aus **Breslau** die Herren Universitätsprofessor Dr. Baumgartner, Professor Dr. Bentzinger, Universitätsprofessor Dr. Berneker, Schulrat und Kgl. Kreisschulinspektor Brückner, Oberlehrer Lucius, Universitätsprofessor Dr. Preuss, Universisätsprofessor Dr. Schrader, stud. phil. Selke, Oberlehrer Steins, Universitätsprofessor Dr. Supan, stud. med. Tichy, Universitätsprofessor Geh. Regierungsrat Dr. Wolf, stud. theol. cath. Wlodarczyk, Privatdozent Dr. Ziegler; Frau Degenkolb, Fräulein Fillie. II. von **auswärts** die Herren Pfarrvikar Arndt in Rausche Bez. Liegnitz, Amtsrichter Franz in Cosel OS., Vikar Habernoll in Bunzlau, Superintendent Knobel in Oberbielau b. Rothwasser; die Kgl. öffentliche Bibliothek in Dresden, der Kunst- und Altertumsverein in Neisse.

Mit dem vorliegenden einundzwanzigsten Hefte unserer Mitteilungen, mit dem der XI. Band beginnt, wird die Zählung nach Heften abgeschafft und nur diejenige nach Bänden beibehalten; es beginnt somit nicht mit jedem Hefte, sondern nur mit jedem Bande eine neue Paginierung. In dem Erscheinen der Hefte, die als erstes und zweites Heft des Bandes bezeichnet werden, tritt keine Änderung ein.

Die dritte Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde findet am 26. und 27. September 1909 in Graz statt (vgl. das Korrespondenzblatt Nr. 9).

Schluss der Redaktion: 12. Juli 1909.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schl.

Mondfinsternisse im Volksglauben der antiken und modernen Babylonier.

Von Dr. Bruno Meissner.

Die alten Babylonier hatten eine feste, abgerundete Weltanschauung. Sie haben über viele Fragen, die wir heutzutage zur Geologie, der physikalischen Geographie, der Astronomie etc. zählen, nicht nur nachgedacht, sondern auch auf alle Fragen eine Antwort erteilt. Nur können ihre Erklärungen natürlich vor dem Forum der modernen Wissenschaft fast niemals standhalten. Aber das ist ja das Schicksal so vieler Theorien, dass sie von Zeit zu Zeit von andern, besseren abgelöst werden! Bemerkenswert bleibt es immerhin zu sehen, mit welcher Kühnheit sich hier ein primitives Volk an die Erklärung der schwierigsten Probleme heranwagt und sie restlos löst.

Schon Diodor von Sizilien erzählt uns [1], dass die Babylonier sich die Erde als einen umgekehrten, unten ausgehöhlten Kahn vorstellten. Natürlich darf man sich diesen Kahn nicht länglich vorstellen, sondern er war der bis auf den heutigen Tag auf dem Euphrat und Tigris so gebräuchlichen Guffe ähnlich, die ungefähr wie ein runder Trog oder wie ein übermässig grosser Salznapf aussieht. Der Weltkahn, oder wie ihn die Babylonier nennen, der „Weltberg" ist von allen Seiten vom Ozean umgeben. Aber auch unter dem Welttrog dehnt sich die Wassertiefe aus. Diese Annahme ist nötig zur Erklärung des Grundwassers; denn den Umstand, dass man bei tieferem Graben in die Erde auch auf Wasser stiess, konnte man sich nur durch die Hypothese eines unterirdischen Ozeans plausibel machen. Am Ende des Ozeans, im äussersten Osten und Westen, stehen zwei Berge, die dazu dienen, das Himmelsgewölbe, das über der Erde wie eine grosse, halbkugelförmige Glocke sich wölbt, zu tragen. Jenseits des Gewölbes fliesst wieder der Ozean, und zwar der himmlische; denn wenn es auf der Erde regnet, so ist das nichts anderes als Wasser des himmlischen Ozeans, das durch die Spalten des Himmelsgewölbes

[1] II 31, 7.

hindurchläuft. Als Material für Himmel und Erde diente dem Schöpfergotte Marduk der Leib des Urungeheuers Tiâmat, der Repräsentantin des Chaos. Nach fürchterlichem Kampfe gelang es ihm, seine Feindin zu töten und zu zerspalten. Aus der einen Hälfte der Tiâmat machte er die Erde[1]),

die andre Hälfte nahm er, machte sie zum Himmelsdach,
er zog eine Schranke davor, stellte Wächter auf,
ihre Wasser nicht hinauszulassen, befahl er ihnen[2]).

Ähnliche Anschauungen von der Erschaffung der Welt wie die hier vertretenen muss übrigens auch der Verfasser der biblischen Schöpfungsgeschichte gehabt haben; denn auch Gen. 1, 6 f. macht Gott eine Feste, d. h. das Himmelsgewölbe, wodurch die Wasser über und unter der Feste geschieden werden, und wenn bei der Sintflut (Gen. 7, 11) einerseits die Brunnen der grossen Tiefe aufbrechen, andrerseits die Fenster des Himmels aufgetan werden und ein Regen kommt, so haben wir hier auch ganz deutlich die Vorstellung eines unterirdischen und eines himmlischen Ozeans. Ja selbst die Erinnerung an Kämpfe, die Jahve vor der Erschaffung der Welt mit Ungeheuern (Rahab, Leviathan, Tehom) zu bestehen hatte, hat sich noch in der poetischen Literatur des alten Testaments erhalten[3]), wenn auch der sittlich hochstehende Verfasser des ersten Kapitels der Genesis diese Fabeln der Vorzeit aus seinem Bericht eliminiert hat[4]).

Doch kehren wir nach Babylonien zurück! An dem Himmelsgewölbe befinden sich die Sterne; die Fixsterne sind an ihm befestigt, die Planeten fahren auf ihm hin und her. Eine besondere Stelle unter ihnen nimmt der Mondgott Sin ein. Er ist es nicht nur, der, entsprechend der orientalischen Sitte, den Tag am Abend beginnen zu lassen, die Tage bestimmt, und darum auch Vater des Sonnengottes Schamasch, sondern er teilt auch den Mondmonat ab[5]):

Den Mondgott liess er[6]) aufstrahlen, die Nacht unterstellte er ihm.

[1]) Vgl. King, The seven tablets of creation IV 138 ff.

[2]) Vgl. zu diesen Ausführungen besonders Jensen, Die Kosmologie der Babylonier.

[3]) Vgl. z. B. Ps. 74, 12 ff.; 89, 10 ff.; Jes. 51, 9 ff.; Hiob 9, 13; 26, 12 etc.

[4]) Für alles Nähere verweise ich auf Gunkel, Schöpfung und Chaos in Urzeit und Endzeit.

[5]) Vgl. King a. a. O. V 12 ff.

[6]) Der Schöpfergott Marduk.

Er bestimmte ihn als Geschöpf der Nacht, die Tage zu bestimmen,
machte ihn allmonatlich ohne Unterlass in der Tiara[1]) erhaben:
Am Anfange des Monats leuchte auf im Lande,
mit Hörnern[1]) sollst du strahlen, um sechs Tage zu bestimmen.
Am siebenten Tage [mache] eine halbe Tiara,
am vierzehnten [Tage] sollst du gleich sein [an beiden] Hälften.

In seiner segensreichen Tätigkeit wird aber der Mondgott zuweilen gestört durch unheilvolle Kräfte, die ihn zu verdunkeln trachten, mit andern Worten durch Eintritt einer Mondfinsternis. Mondfinsternisse gelten bei allen primitiven Völkern als sehr unheilvoll[2]); sie bringen den Menschen, besonders aber auch dem Könige, schweres Unglück. Um dem Unglück zu entgehen, gab es für die Babylonier zwei Mittel: Gebet und Zauberei nebst Beschwörung. Die gewöhnliche Form des Bittgebetes, Schädigung durch Mondfinsternis abzuwenden, war folgende[3]): Ich, N. N., der Sohn des N. N., dessen Schutzgott N. N., dessen Schutzgöttin N. N. ist, vor dem Unglück der Mondfinsternis, die am Tage N. N. des Monats N. N. stattfand, den bösen Mächten, den bösen, nicht guten Vorzeichen, welche in meinem Palaste und meinem Lande[4]) sich ereigneten, ging ich Dich (o Göttin) an und suchte Dich auf; o höre mein Flehen.

An einer andern Stelle wird uns aber auch ein Zauberritual mitgeteilt, das dazu dienen soll, das durch eine Mondfinsternis heraufbeschworene Unheil zu vertreiben vom „Könige, dem Sohne seines Gottes, der wie der neu aufglänzende Mondgott die Seele des Landes hält". Dieser Beschwörung geht ein erzählender Text voraus, der die Erklärung der Mondfinsternis geben soll. Wir ersehen aus ihm, dass die Bedränger und Verfinsterer des Sin sieben böse Dämonen[5]), Boten des den Menschen häufig feindlich gesinnten Himmelsgottes Anu, sind[6]):

[1]) Die Sichel des Mondes wurde als Hörner resp. als Hörnerkrone angesehen.

[2]) Vgl. Lasch, Finsternisse in der Mythologie nnd im religiösen Gebranch der Völker, im Arch. f. Religionswissensch. III 97 ff.

[3]) z. B. King, Babylonian magic and sorcery no. 1, 38 ff.

[4]) Hier betet natürlich ein König.

[5]) Die Vorstellung von sieben bösen Geistern, „die Himmel nnd Erde nmkehren", findet sich teilweise im alten und nenen Testament wieder, besonders lebhaft aber in hebräischen nnd mandäischen Zauberschalen; vgl. Zimmern, Keilinschriften nnd das AT., 3. Aufl., 461 ff.

[6]) Der Text ist publiziert Cuneiform texts from babylonian tablets Vol.

Niederstossende Stürme, böse Götter sind sie.
Schonungslose Dämonen, die auf dem Himmelsdamm[1]) geboren sind, sind sie.
Sie — Unheilstifter sind sie.
Bösewichter, die täglich Böses [zu ergreifen], Mord zu begehen [planen, sind sie].
Unter ihrer Siebenzahl ist [der erste] ein Südwind . . .
Der zweite ist ein Drachen, dessen geöffnetem Rachen niemand [entrinnen kann].
Der dritte ist ein zorniger Panter, der die Kinder (?) raubt.
Der vierte ist eine furchtbare Schlange . . .
Der fünfte ist ein grimmiges wildes Tier, das man nicht von seinem Rücken zurückhalten [kann].
Der sechste ist ein sich erhebender . . ., der vor Gott und König [sich nicht fürchtet].
Der siebente ist ein Sturm, ein böser Wind, der [keinen] Pardon [gibt].
Sieben sind sie, Boten des (Himmelsgottes) Anu sind sie.
Von Stadt zu Stadt Finsternis machend, sind sie.
Ein Orkan, der im Himmel wütend umherjagt, sind sie.
Dickes Gewölk, das im Himmel Dunkelheit macht, sind sie.
Sturm sich erhebender Winde, welche am hellen Tage Finsternis machen, sind sie.
Mit der Windsbraut, dem bösen Winde, sich umhertreibend sind sie.
Überschwemmung des (Gewittergottes) Adad, starke Zerstörungen sind sie.
Zur Rechten Adads gehend sind [sie].
Am Horizont des Himmels wie Blitze [leuchtend sind sie].
Mord zu begehen vorwärts gehend [sind sie].
In den weiten Himmeln, der Wohnung des Götterkönigs Anu stellen sie sich böse auf, ohne einen Gegner zu finden.

. . . .

Als ihre Siebenzahl, die bösen Götter, auf dem Himmelsdamm sich umhertrieben, kreisten sie den Erleuchter Sin grimmig ein.
Den mannbaren Schemasch und den tapferen Adad brachten sie auf ihre Seite.

XVI 19 ff. Für die Übersetzung s. Thompson, The devils and evil spirits of Babylonia I 88 ff.

[1]) Unter dem Himmelsdamm ist das früher erwähnte Himmelsgewölbe zu verstehen.

Die Göttin Ischtar schlug beim Götterkönig Anu eine glänzende Wohnung auf, da sie selbst nach der Herrschaft über die Himmel trachtete.

. . . .

[Wegen der Ver]finsterung der Sin [fürchtete] sich der Menschenspross, [befiel Fu]rcht das Land.

[Die Mensch]heit wurde verwirrt und ward kummervoll.

[Sin], an Licht verfinstert, konnte sich in seiner Herrscherwohnung nicht hinsetzen.

Sins Bedrängnis erschaut nun endlich Ellil, der Gott der Erde, und erinnert sich, dass Sin (Mond), Schamasch (Sonne) und die Ischtar (Venusstern) eigentlich doch eingesetzt seien, um das Himmelsgewölbe in Ordnung zu halten. Darum sendet er seinen Boten Nusku an den Gott der Wassertiefe Ea, der mit seiner Weisheit überall aushilft, um ihn zu einer Hilfsaktion für den armen Mondgott zu bestimmen. Ea sendet schliesslich seinen Sohn Marduk aus, der durch einen Zauberspruch und Zauberritual der Verfinsterung des Sin ein Ende macht. So wie nun, so können wir schliessen, durch diese Zaubermittel der Mondgott von seinen Bedrängern befreit wird, kann der Mensch durch dieselben Mittel den bösen Folgen der Mondfinsternis entgehen.

Es ist nun interessant zu sehen, dass die Vorstellung, eine Mondfinsternis entstehe durch Bedrängung des Mondes von seiten böser Geister, sich im Iraq bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Der berühmte englische Ausgräber Layard, der Wiederentdecker Ninives, erzählt nämlich in seinem Werke Niniveh und Babylon[1]) gelegentlich seines Besuches der Afetsch-Araber bei den Ruinen von Nippur folgendes: „Ich erwarb mir nach dem Beispiel anderer Reisender vor mir einiges Ansehen durch den Schein übermenschlichen Wissens, indem ich mit Hilfe eines Kalenders eine partielle Mondfinsternis voraussagte. Dieselbe trat dann zum grossen Missfallen meiner Gäste wirklich ein, die sich abmühten, durch das Herausschlagen der Boden aller meiner Küchentöpfe die Dschins hinwegzuscheuchen, die den Planeten ergriffen hatten". Erklärend fügt er hinzu: „Der allgemeine Glaube unter den unwissenden Mohammedanern lässt eine Sonnen- oder Mondfinsternis dadurch entstehen, dass ein böser Geist den

---

[1]) S. 422 der deutschen Ausgabe.

Himmelskörper gefasst hat. Bei solchen Gelegenheiten versammelt sich in den Städten des Morgenlandes die ganze Bevölkerung mit Töpfen, Pfannen und anderen einen Klang gebenden Gegenständen und macht damit, sowie mit ihren Lungen einen solchen teuflischen Lärm, der wohl eine ganze Armee böser Geister verscheuchen könnte, wenn sie auch wirklich in solcher Entfernung wären".

Diese Angaben Layards habe ich bei meinem Aufenthalte auf den Ruinen Babylons (1899—1900) vollkommen bestätigt gefunden, nur dass man hier nicht mehrere Dschinnen als Übeltäter, sondern nur einen Bedränger annimmt, nämlich eine Art weiblichen Walfisches namens Ḥûte. Vielleicht hat sich in dieser Figur eine Reminiszenz an die alte Chaosgöttin Tiamat erhalten, die die Lichtgottheiten bekämpft. Wenn die Mondfinsternis eintritt, glaubt man, die Ḥûte wolle den guten Mond verschlingen. Darum versammelt sich Alt und Jung, trommelt mit den Fäusten auf den kupfernen Gefässen und schreit aus vollem Halse, um der Ḥûte Schrecken einzuflössen, damit sie von ihrem Vorhaben ablasse. Dabei singt man unaufhörlich:

ịâ Ḥûte elballâ'ahiddī gumárnā bissâ'a

d.i.: O Ḥûte, du Verschlingerin, lass unsern Mond sofort wieder los.

Dieser Gebrauch ist also im ganzen Iraq bekannt und hat sich jedenfalls von hier aus auch in dem übrigen islamischen Orient verbreitet[1]. Die Gebildeteren empfinden ihn übrigen selbst als Volksglauben, und mein Lehrer Reschid meinte, in Wirklichkeit entstünde die Mondfinsternis, weil der Mond hinter einen grossen himmlischen Berg trete[2].

Der Umstand, dass ähnliche Erklärungen der Entstehung der Finsternisse wie die hier gegebenen sich bei vielen Völkern finden, reicht meines Erachtens, wenigstens nicht bei den beiden von mir behandelten Fällen aus, um mit Lasch a. a. O. 152 darin eine Bestätigung der Lehre Bastians vom Völkergedanken zu sehen. Ich halte vielmehr die neuarabische Erzählung für eine direkte Entlehnung des babylonischen Originals; denn man kann auch

---

[1]) Sonstige Nachweise s. bei Lasch a. a. O. 116 ff.

[2]) Ich mache hier nur nebenbei darauf aufmerksam, dass kosmische Vorgänge auch sonst in der arabischen Literatur mythologisch erklärt werden. Nach Ibn Abbâs (Lisân el 'Arab IV 161) ist „der Donner ein Engel, der die Wolken so antreibt, wie der Kameltreiber durch seinen Zuruf die Kamele antreibt". Vermutlich haben wir hier eine Reminiscenz an den alten Gewittergott Adad.

sonst beobachten, dass der Orient sehr konservativ ist, und dass sich nicht selten nicht nur Worte und Dinge, sondern auch Ideen und Anschauungen vom Altertum bis auf die Neuzeit erhalten haben [1]).

Eine Weltchronik des ausgehenden Mittelalters.

Von Dr. J. Klapper.

Das Streben der mittelalterlichen Scholastik nach Universalität, das in der Theologie zur Abfassung der gewaltigen theologischen Summen führte, machte sich auch in den anderen Wissensgebieten geltend in der enzyklopädischen Verarbeitung des überlieferten Stoffes und führte so in der Geschichte über die Kloster- und Landeschroniken hinaus zu Darstellungen der Weltgeschichte. Freilich vermisst man in diesen umfangreichen Weltchroniken meist die Betonung des inneren Zusammenhanges der geschichtlichen Ereignisse, und aus der augustinischen Geschichtsphilosophie, die im Altertum die Vorbereitung auf den Gottesstaat des Christentums erblickte, ist schliesslich oft nur die dürftige äussere Einteilung in die fünf Weltreiche übriggeblieben, die dem sechsten, der Fülle der Zeiten in Christus vorausgehen; aber je loser das äussere Band wurde, das die Ereignisse verknüpfte, desto grössere Selbständigkeit erlangten die einzelnen Stoffe, und desto weiter ging die Freiheit des Chronisten, alles, was ihn und seine Zeit interessierte, in sein Werk aufzunehmen. Und so werden die Weltchroniken des späteren Mittelalters nicht bloss Spiegelbilder des gelehrten scholastischen Wissens, sondern auch durch die in ihnen aus verschiedensten Quellen zusammengetragenen Züge halb gelehrter und rein volkstümlicher Überlieferung zu Fundstätten für kulturhistorische und volkskundliche Forschung. Hier finden wir oft den Schlüssel zur Deutung moderner Volksbräuche und Erzählungen, sei es, dass diese Stoffe in den Chroniken aus dem Volksleben vergangener Jahrhunderte in ursprünglicherer und weniger getrübter Form aufgezeichnet wurden, oder dass halbgelehrte Stoffe aus diesen Chroniken ihren Weg ins Volk gefunden haben und noch heute im Volksbrauch und in den Volkserzählungen fortleben. Denn der Wirkungskreis dieser Sammelwerke blieb

[1]) Vgl. Meissner, Babylonische Bestandteile in modernen Sagen und Gebräuchen, im Archiv f. Religionswissensch. V 219 ff.

nicht auf die Gelehrtenwelt beschränkt. Wie die literarisch gebildeten Kreise in diesen lateinischen Werken die Anregung zur Verarbeitung in der Volkssprache fanden, so dass ihnen die deutsche Literatur des Mittelalters eine eigene, reich entwickelte Literaturgattung verdankt, so strömte den breiteren Volksschichten der Inhalt dieser Werke in den Exempeln der Predigten zu. Wie oft trifft man gerade hier den typischen Eingang: Man liest in den Chroniken . . ., und dann folgt eine jener Wundergeschichten, die so reich an rein volkstümlichen Sagen- und Märchenmotiven sind. Eine Aufgabe der Volkskunde ist somit auch die Untersuchung jener spätmittelalterlichen Chroniken, die noch unter den Handschriftenbeständen unserer Bibliotheken zu finden sind, und weil wertlos für den Historiker, bisher keine Beachtung gefunden haben. Sie bieten neben vielem Bekanntem manche bisher gar nicht oder nur selten bezeugte Züge volkskundlicher Überlieferung, und auch das Bekannte tritt uns hier oft in beachtenswerten Abänderungen entgegen; und sie geben in ihrer Gesamtheit ein Bild von den geistigen Interessen des Volkes aus einer Zeit, deren Verständnis eine notwendige Forderung für die Erfassung unseres heutigen Volkstums ist.

Eine solche Chronik besitzen wir in der Handschrift IV. F. 54 der Königlichen und Universitätsbibliothek zu Breslau. Sie gehörte früher den Augustiner-Chorherren zu Sagan, wohin sie wohl bald nach ihrer Vollendung im Jahre 1468 gekommen ist; jedenfalls trägt sie bereits den ältesten Katalogisierungsvermerk dieses Klosters vom Jahre 1684. Uns interessiert hier nur der zweite früher selbständige Teil von Bl. 115 bis Bl. 255, der die Weltchronik des Karthäusermönchs Johannes von Hagen enthält. Für die Datierung seines Werkes genügt das, was er uns selbst in der Einleitung mitteilt; der Ausdruck „heute“ bezieht sich nach der Angabe dieser Einleitung in der Chronik immer auf das Jahr 1467, in dem das Werk verfasst und vervollständigt worden sei. Tatsächlich ist nach Zwischenbemerkungen im Text nur der erste Teil bis Bl. 196rb in diesem Jahre, der Rest dagegen erst im folgenden Jahre geschrieben. Kommt aber der Ausdruck „zu unserer Zeit“ vor, so will ihn der Verfasser auf den Zeitraum von 1412 bis 1467 bezogen wissen. In einer kurzen Bemerkung auf Bl. 202va spricht er von sich als „unwürdigem Karthäuserbruder zu Erfurt“; dort muss er also noch 1468 gelebt haben, und dort

ist die Chronik entstanden. Gelegentlich erfahren wir (Bl. 221 rb), dass er im Katharinenkloster zu Eisenach das Grabmal Heinrichs von Thüringen und Hessen gesehen hat. Wichtiger aber ist die Angabe im Quellenverzeichnis, dass er den „Sachsen Engelhusen, Magister zu Prag, mit eigenen Augen gesehen“ hat. Somit scheint er zu Prag, über das er auch sonst gut unterrichtet ist, seinen Studien obgelegen zu haben; jedenfalls aber verdankt er die Anregung zu seinem Werke dem Magister Dietrich Engelhusen, der um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Eimbeck geboren, eine „Chronica nova“ verfasste, die bis zum Jahre 1433 reicht und nach Leibnitz' Urteil nicht zu den schlechtesten Ausläufern der mittelalterlichen Weltchroniken gehört[1]). Erreicht hat Hagen das nicht ungewandt geschriebene Vorbild nicht. In einem aber unterscheidet sich seine Chronik von der Engelhusens auffallend. Während dieser mit gutem historischen Sinn über alles Sagenhafte mit ganz kurzen Andeutungen hinweggeht, verweilt Hagen mit unverkennbarer Freude am Wunderbaren gerne bei solchen Stoffen. Das bemerkt man bald am Anfang (Bl. 120 ra), wo er ausführlich die Reisebeschreibung des Abenteurers J e a n d e M a n d e v i l l e (1300 bis 1372) erwähnt.

„Es schrieb Herr Johannes von Mandevilla vor nicht langer Zeit, fast zu unserer Zeit, im Jahre 1355 die Geschichte dessen, was er an den verschiedenen Stätten sah, da er ein gebildeter englischer Ritter war und nach vielen Kriegen der Könige Frankreichs und Englands die Länder der Heiden durchwanderte und im Solde des Sultans stand. Von diesem erhielt er einen Schutzbrief zum Besuch der heiligen Stätten, wo Christus litt, wirkte und lehrte. Und darauf durchreiste er unter sicherem Geleit die Länder der Tartaren, Inder, Perser und anderer Völker und beschrieb ihre Sitten, Kriege und Religionen, und wie fast in allen Ländern der Heiden Christus in der höchsten Verehrung stände und in den vorgenannten Ländern Christen mitten unter den Heiden lebten. Und er schrieb von O g e r, H e r z o g v o n D ä n e m a r k, wie er mit zwölf Grafen und 120000 Auserlesenen im Jahre des Herrn 800 über das Meer fuhr zum Kampfe, das heisst zur Zeit Karls des Grossen. Mit diesem soll derselbe Herzog im Kampfe gegen die Heiden gestanden haben und von den Ungläubigen in jener Nacht getötet worden sein, in der auch Roland fiel, wie hier noch später erzählt werden wird. Aber in der Chronik dieses Ritters liest man, dass dieser Oger unter Gottes Beistand alle Fürsten der Ungläubigen [120 rb] überwand, bis in die fernsten Länder Herzöge und Könige einsetzte und christliche Kirchen gründete und zum Könige Indiens einen Grafen aus Friesland, mit Namen Johannes ernannte, der sehr fromm war. Daher wurde er von seinen Gefährten P r i e s t e r J o h a n n e s ge-

[1]) Abgedruckt in Leibnitz' Scriptores rerum Brunsvicensium, Hannover 1710 Bd. II 977—1143.

nannt, und daher heisst noch heute der König Indiens „Priester Johannes". Andere geben freilich einen anderen Grund dafür an. Ganz Indien glaubt an Christus, doch wohnen auch Ungläubige unter ihnen. Und er schreibt vom Königreiche Carthay (China), von dem der Tartaren und Inder, von den Inseln und Ländern, die fast beim Paradiese liegen, wie er sie sah. Und er verfasste sein Buch zuerst in Lüttich".

Die von Hagen sonst in der Einleitung angegebenen Quellen sind die bekannten mittelalterlichen Chroniken. Mit den angeführten Werken erschöpfen sich aber, wie er ausdrücklich hervorhebt, seine Quellen nicht. Wie er seine Einleitung mit der Bitte um ein Ave Maria beginnt, so eröffnet er die Ausführung im Namen Jesu. Nach einer Erörterung über die göttliche Substanz folgt das Sechstagewerk, darauf an der Hand der Bibel ein Überblick über das in Weltalter gegliederte Altertum. Interesse gewinnt diese Darstellung für uns aber erst mit dem Augenblicke, wo die Geschichte Alexanders des Grossen erzählt wird. Unter den uns bekannten Texten zur Alexandersage zeigt die grösste Verwandtschaft mit unserem Chroniktexte die in das Speculum historiale des Vinzenz von Beauvais aufgenommene Epitome, doch zeigt unser Text so eigenartige Umstellungen und Abweichungen, dass Vinzenz kaum seine Quelle gewesen sein kann. Nach einer rein geschichtlich gehaltenen Übersicht über Alexanders erste Taten setzt der Sagenbericht mit dem Augenblicke ein, wo Darius ihm gegenübertritt [1]).

Alexander in Asien.

Darius schickte ihm eine Peitsche, eine Rute und einen goldenen Ball, damit der Jüngling zu seiner Mutter zurückkehrte, mit der Rute gezüchtigt würde und mit dem Balle spielte [2]). Doch Alexander liess sich nicht abschrecken und rüstete zum Kriege gegen Darius und bekriegte ihn drei Jahre lang und überwand den Monarchen. Und er nahm den Verwundeten bei sich auf und gewährte ihm gern seine Bitte, die Mutter, d. h. des Darius Gattin zu beschützen und seine Tochter Roxane zur Gemahlin zu nehmen. Und er begrub den Darius mit königlichem Prunk [3]). Dann erliess er ein Edikt, in dem er verkündete, er habe geschworen, die Mörder des Darius zu erhöhen [145vb]. Diese glaubten, sie würden hoch geehrt werden, doch sie wurden an den Galgen gehängt und so dem Eide des Königs gemäss erhöht [4]). Dieser rückte gegen Porus, den König Indiens. Und im ersten Treffen wurde das Pferd

[1]) Wichtige sachliche Abweichungen von den bekannten Alexandertexten sind durch Sperrdruck gekennzeichnet. Vinzenz wird nach der Ausgabe des Speculum maius Bd. IV Duaci 1624 zitiert.

[2]) Vinc. lib. IV c. 26.

[3]) lib. IV c. 28. [4]) lib. IV c. 44.

Alexanders Bucefala getötet, das mehr als er selbst kämpfte[1]). Daher trauerte Alexander und bestattete es und erbaute über seinem Grabe einen Turm. Endlich besiegte er den Porus und erlangte die unendlich grossen Schätze Indiens und beschenkte sein ganzes Heer. Und die, welche von seinem Heere gefallen waren, bestattete er mit Ehren und befreite ihre Freunde und gewann so die Herzen aller. Und er durchzog die Reiche Indiens. Und er machte die Amazonen, Königinnen, tributpflichtig[2]). Dann zog er bis hinter die Säulen des Herkules[3]) und kam zu den Bäumen der Sonne und des Mondes. Von einem steinalten Priester belehrt, opferte er[4]), und als am Morgen die Sonne anfing über dem Baum der Sonne, sprach dieser in indischer Sprache: „Alexander, du wirst der Herr der Welt sein, aber du wirst nicht lange leben". Am Abend, als der Mond erschien, da sprach der Baum des Mondes in griechischer Sprache: „Du wirst in diesem Jahre der Herr der Welt sein, im folgenden Jahre, im Monat Mai, wirst du in Babylon an Gift sterben. Frage nicht mehr danach, damit die Prophezeiung nicht vereitelt wird[5]). Und er kehrte zurück, und es erwarteten ihn Gesandte aus Afrika, Spanien und anderen Ländern, die er noch nicht besiegt hatte, um ihn zu ihrem König zu machen, weil sie alle die Furcht vor ihm befallen hatte. Und er schrieb selbst an die Bragmanen, und diese antworteten, wie sie einfach ohne unnötige Kleidung und Nahrung, ohne Zank und Streit ein naturgemässes Leben führten. Als er aber danach Babylon betreten wollte, wurde er von einem Nigromanten daran gehindert, der ihm sagte, dass er darin sterben würde. Doch ein Philosoph antwortete, das sei eitel Geschwätz, und Alexander [146 ra] glaubte dem Philosophen und zog in Babylon ein[6]). Er nahm Roxane zur Gemahlin und viele Mazedonier vermählten sich gleichfalls, und es herrschte grosse Freude in Babylon. Da gab Antipater dem Alexander ein äusserst starkes Gift, und dieser erkrankte und lebte noch sechs Tage[7]). Er ernannte zwölf Gefährten, die für ihn regieren sollten und befahl, dass man ihn im Tempel des Ammonius oder Ammon in Ägypten beisetzen solle. Und jene zwölf Fürsten trugen ihn mit grosser Pracht auf ihren Schultern zum Grabe. Aber nur vier erhielten die Herrschaft, Ptolomäus, der Sohn des Lagus in Ägypten, Antigonus in Asien, Seleucus in Syrien und Philippus in Mazedonien. Und beim Tode des Alexander schwieg ganz Babylonien, und die Völker, die er unterworfen hatte, glaubten nicht, dass er gestorben wäre, denn sie hielten den, der so viele Gefahren überstanden hatte, für unsterblich. Alle beweinten ihn als ihren Vater; nur die Mazedonier freuten sich, dass sie so von seiner Dienstbarkeit frei geworden waren. Keiner ist ihm ähnlich gefunden worden, in dessen Gegenwart alle Truppen mit Freuden bereit

[1]) lib. IV c. 49.
[2]) lib. IV c. 68.
[3]) lib. IV c. 55.
[4]) Das wird ihm bei Vinc. lib. IV c. 57 gerade verboten; auch fehlt dort das senissimo „steinalt".
[5]) Vinc. lib. IV c. 57.
[6]) lib. IV c. 63.
[7]) lib. V c. 1.

waren, die Mauern zu erstürmen und vor keiner Gefahr zurückzuschrecken. Er hat keinen Feind angegriffen, den er nicht besiegt, keine Stadt und keine Völkerschaft, die er nicht unterworfen hätte. Zwölf Jahre regierte er nach seines Vaters Tode; im dreiunddreissigsten seines Lebens starb er [1]. Seine Mutter liess darauf viele Vornehme in weiblicher Vermessenheit töten. Daher wurde sie schliesslich von Kassander belagert und musste sich ihm ergeben. Ein von ihm einberufener Rat entschied einstimmig, dass man sie töten müsse. In königlicher Kleidung schritt sie, auf zwei Dienerinnen gestützt, voll Majestät und Würde den Soldaten entgegen, die gegen sie abgeschickt worden waren; diese wurden durch den Anblick so eingeschüchtert, dass sie sie nicht zu berühren wagten. Da sandte Kassander andere, die sie niederstiessen. Starkmütig, ohne einen Laut, empfing sie den Todesstreich, mit ihren Haaren und Kleidern bedeckte sie ihre Glieder und gab kein Zeichen unehrenhafter Gesinnung, um noch im Tode zu beweisen, dass sie den König der Könige getragen habe [2]. Das hatten die Bäume der Sonne [146 rb] und des Mondes dem Alexander vorausgesagt: seine Mutter Olympias würde ermordet und auf öffentlicher Strasse niedergestreckt werden. Das ist auch geschehen. So vergeht der Ruhm der Welt. O, wie kurze Zeit währte ihr Ruhm!

Mit Christi Geburt, über dessen Leben nur sehr dürftige Angaben gemacht werden, wendet sich das Interesse des Chronisten der Geschichte der römischen Kaiser, dann der ersten Märtyrer und Päpste zu. Wir erfahren da gelegentlich, dass St. Petrus einen Schüler „in die Küstengegenden nach Bardewigk, in die Nähe von Luneborch“ schickte [156 vb]; die Bekehrungsgeschichte von Barlaam und Josaphat wird ums Jahr 378 angesetzt [182 ra]; die Sage von der Hindin, die die Hunnen durch die Sümpfe zu den Nachbarvölkern leitet, wird in derselben Form wie in Jordanis' Gotenkrieg Kap. 24 vorgetragen [183 rb]; zur Zeit des Papstes Leo IV. „soll in Britannien Merlinus von einer Jungfrau geboren worden sein, dessen Vater ein Gespenst war; dieser ist auch ein Prophet gewesen und hat mehreres vorhergesagt; denn der Geist Gottes weht, wo er will, auch in den Schlechten“ [185 va]. Zur Zeit Theoderichs werden die Siebenschläfer [3] erweckt [185 va]; derselbe Theoderich wird, wie ein frommer Einsiedler in einer Vision sieht, in die Esse des Vulkans geschleppt [188 ra] [4]. Bald darauf wird die Legende

[1] lib. IV c. 64 mit starken Abweichungen.

[2] lib. V c. 10.

[3] s. H. Günter, Legenden-Studien (1906) S. 71.

[4] aus Gregors Dialogen IV c. 31; vgl. Jiriczek, Deutsche Heldensage I (1898) 268 ff.

vom Teufelsbündnis des Theophilus erzählt [188va][1]. Zum Jahre 541 folgt die Geschichte des Königs Artus.

[188vb] Artus, König Britanniens, besiegte einen Riesen, unterwarf ruhmvoll die Könige des Abendlandes und drang gegen Rom vor. Da er aber hörte, dass sich jemand zum Könige Britanniens aufgeworfen hätte, kehrte er zurück und besiegte ihn. Dort wurde er im Kampfe verwundet. Daher setzte er seinen Sohn Konstantin als König ein und ging von dannen in einen Wald, um sich zu heilen. Und noch heute weiss man nicht, ob er gestorben ist oder noch lebt, weil er bis heute nicht wiedergekommen ist.

Unter dem Jahre 566 wird die Legende von der wunderbaren Errettung des Judenknaben aus dem brennenden Ofen und der Bestrafung seines Vaters erzählt [188vb][2], bald darauf das Mirakel von dem Kruzifix, das von einem Juden verwundet, zu bluten anfängt [189ra][3]. Dann folgt eine kurze Andeutung der Brandanlegende.

[189ra] Macbutos, ein vornehmer Mann, fuhr mit dem Abt Brandan durch das Meer, erweckte einen Riesen zum Leben und taufte ihn, der ihm die Strafen der Hölle erklärte; er las die Messe auf einem Walfisch und sah Wunderdinge auf dem Meere[4].

Um das Jahr 624 wird dann die Vision des Furseus angesetzt [191va]. Aus der Zeit Karls des Grossen erzählt der Chronist zunächst die Legende von dem Abte Ägidius, der vom Kaiser um seine Fürbitte gebeten, da er eine schwere Sünde nicht beichten will, beim Messopfer einen Zettel von einem Engel erhält, auf dem Karls Sünde aufgeschrieben ist [193ra][5]; dann folgt ausführlicher die schöne Legende von dem Freundespaare Amicus und Amelius[6].

[195ra] Zur Zeit Karls des Grossen bekamen der Graf von Auvergne und der Graf von Berri Söhne, die sich vollständig ähnlich waren. Diese wurden nach Rom geschickt, damit sie vom Papste getauft würden. Sie trafen sich in der Stadt Lucca und schlossen enge Freundschaft. Als sie heimgekehrt waren, starb der Vater des Amicus, der der Sohn eines Ritters war, und er selbst wird vertrieben und findet nach langem Suchen den Amilius, den Sohn [195rb] des

[1] s. H. Günter, Legenden-Studien S. 163.

[2] s. Günter a. a. O. S. 138 Anm. 1.

[3] vgl. Wiener Sitzungsber. phil.-hist. Kl. 113 (1886) 922 Nr. 22.

[4] s. C. Schröder, S. Brandan 1871; G. Schirmer, Zur Brandanuslegende 1888.

[5] s. Günter a. a. O. S. 121 ff.

[6] s. Gröbers Grundr. d. rom. Phil. II 1, 458; ein deutscher Text in Görlitz um die Mitte des 15. Js. geschrieben in der Hs. I Q 169 Bl. (161^v ff.) der Kgl. u. Univ.-Bibl. zu Breslau.

Grafen, der ihm in allen Stücken ähnlich sieht. Und beide kommen an den Hof Karls. Amicus wird Verwalter des königlichen Schatzes, Amilius aber Mundschenk. Amicus besuchte seine Gattin, unterdessen verführt Amilius die Tochter des Königs und wird angeklagt. Da kehrt Amicus zurück, legt die Kleidung des Amilius an, weist die Anklage der Verführung zurück und unterzieht sich zum Beweise seiner Unschuld einem Zweikampfe, und da er unschuldig ist, siegt er. Amicus aber wird vom Aussatz befallen, und ein Engel sagt dem Amilius, dass sein Freund nicht geheilt werden könne, wenn er nicht die beiden Kinder töte, die er von der Tochter Karls hat. Und traurig tötet er sie und heilt mit dem Blute seiner Kinder seinen Freund vom Aussatz. Und durch göttliche Gnade werden die Kinder wieder zum Leben erweckt. Darauf dienten sie in Reinheit und Heiligkeit Gott . . . [195va] Karl aber erbaute zwei Kirchen, um die zu begraben, die in Italien im Kampfe gegen die Longobarden gefallen waren, und er trennte die Leiber des Amilius und Amicus. Aber nachher fand man sie wieder beieinander in derselben Kirche an derselben Statt.

Mit dieser Erzählung stehen wir schon mitten in den Abenteuern und Kämpfen Karls. Der Bericht über Karls Zug nach Jerusalem und Konstantinopel ist in unserer Chronik eng mit der Rolandssage verknüpft. Angelehnt ist der erste Teil an die „Descriptio“, den legendarischen Bericht aus St.-Denis[1]), der zweite Teil schöpft unter starken Kürzungen aus dem Pseudo-Turpin, doch flicht er wieder ähnlich, wie wir es bei der Alexanderlegende sahen, Stellen ein, die der Chronik des Turpin fremd sind[2]).

Die Karlssage.

[196va] Karl behandelte die Griechen immer freundlich, damit sie nicht aus Missgunst gegen ihn Ränke schmiedeten. Um jene Zeit wurde Karl angerufen, das Heilige Land zu befreien, weil Konstantin VI. von Gott offenbart worden war, er solle Karl, den König der Franken [196vb], zur Wiedereroberung des Heiligen Landes zu Hilfe rufen, was auch geschehen ist. Und nachdem die Heiden vertrieben worden waren, kam er nach Konstantinopel, wo er mit grossem Prunk empfangen wurde. Man bot ihm reiche Geschenke und Schätze an, aber er wollte sie nicht annehmen, da er alles um Gottes Willen getan hatte. Doch bat er sich nach dem Siege einige Reliquien aus. Und man gab ihm welche von der Dornenkrone Christi, von dem Holze des Kreuzes, vom Hemd der seligen Jungfrau Maria und dem Wickelbande, mit dem sie Christum in der Wiege gewickelt hat, und es geschahen neue Wunderzeichen, und es blühte das Zeichen des Kreuzes, und Unzählige wurden dort und unterwegs geheilt. Er brachte die Reliquien nach Aachen, wo sie an den Iden des Juni den Gläubigen gezeigt

[1]) s. Jules Coulet, Études sur l'ancien poème français du Voyage de Charlemagne en Orient. Montpellier 1907.

[2]) Ausg.: Germanicarum rerum quatuor celebriores vetustioresque chronographi. Frankfurt a. M. 1566. Auf diese Ausgabe beziehen sich die Kapitelangaben der Anmerkungen; was im Turpin fehlt, ist gesperrt gedruckt.

zu werden pflegen; jetzt aber zeigt man sie den Gläubigen nur noch jedes siebente Jahr, damit sie nicht entwürdigt werden. Und der König mahnt die Besucher, vorher zu beichten, wie er es auch selbst getan hat. Karl der Grosse hat auch sein Fest zu Aachen und wird dort verehrt, obgleich er von der Kirche nicht heiliggesprochen ist; das sagt Johannes im ersten Kapitel über die Reliquien und Heiligenverehrung.

Und nachdem er viele Kriege geführt hatte, wollte er ausruhen, aber er sah drei Nächte eine weisse Strasse am Himmel, die bis zum hl. Jakobus führte. Und dieser sprach zu ihm: „Steh auf und vertreib die Heiden vom Orte meines Grabes, und ich werde dir helfen, und zum Lohne sollst du das Himmelreich haben“. Und er stand auf und rüstete ein grosses Heer, mit dem er nach Spanien zog [1]). Und dort zerstörte er alle Götzenbilder bis auf eins, das Sanacades (Turpin: Salamcadis) heisst, das Machamet anzubeten pflegte, und in dem eine Legion Dämonen steckt. Wenn sich ihm Christen nahen, scheint es umzukommen, wenn sich jedoch Sarrazenen hinbegeben, scheint es sich zu freuen. Es ist an dem Meeresgestade durch sarrazenische Kunst wunderbar erbaut [2]). Es kann nicht vernichtet worden. Karl nahm alle bedeutenden Städte in Spanien, sechsundzwanzig an Zahl. Einige ergaben sich freiwillig, andere widerstanden im Vertrauen auf die Stärke ihrer Mauern lange Zeit. Manchmal lag er sechs Monate vor einer dieser rebellischen Städte, aber wenn er den hl. Jakobus anrief, stürzten ihre Mauern bis auf den Grund zusammen. Und der König fluchte jenen Rebellen und machte die Städte unbewohnbar. Es sind das Lucerna, Adama, Ventosa und Piriata. Er reinigte den Ort des Grabes des hl. Apostels Jakobus, den Herodes enthauptete, und an dieser Stätte setzte er Kanoniker ein und machte ganz Spanien tributpflichtig [3]). Als er aber darauf zurückgekehrt war, sammelte der König der Sarrazenen ein grosses Heer und vertrieb die Christen und Wächter, die Karl eingesetzt hatte. Dieser rüstete sich alsbald und zog gegen ihn. Und es kam der Sarrazene Agcogolandus (Aigolandus) mit einer unzähligen Menge Orientalen, und zuerst kämpften zwanzig gegen zwanzig, darauf hundert gegen hundert, und so weiter. Immer blieben die Franken vor den versammelten Heeren Sieger, und es fielen vierzigtausend vom Heere Karls und noch mehr auf der anderen Seite. Und alsbald kamen aus Italien viertausend dem Könige zu Hilfe. Als das Aigolandus hörte, floh er; Karl aber stellte die Ordnung wieder in Spanien her und kehrte heim [4]). Aiogolandes sammelte ein ungeheures Heer unter allen orientalischen Königen mit Ausnahme des Königs von Indien gegen Karl. Auf die Kunde davon liess Karl die Sklaven frei, befreite die Gefangenen, versöhnte sich mit seinen Feinden und bot die Könige Englands, den König Argerus (Ogerius) von Dänemark, die Herzöge und Fürsten Italiens, Burgunds, Frieslands und fast alle an-

[1]) Turpin c. 2.

[2]) c. 4; der Chronist bezieht irrtümlich das „Umkommen“ und „Freuen“ auf das Bild, anstatt auf die, die sich ihm nahen. Bei Turpin stirbt der Christ, der sich naht, während der Heide unversehrt bleibt.

[3]) c. 5.

[4]) c. 8.

deren unter dem Christenvolke auf [1]). Und er hatte in seinem Heere Bischöfe, Priester und Mönche, um die Sakramente zu spenden, weil es Sitte war, dass alle beichteten und das Sakrament empfingen, bevor sie in den Krieg zogen. Und er hatte hundertdreiundsiebzigtausend Krieger ohne die anderen, die ihm zu Hilfe kamen, die unzählbar waren, und sein Heereszug war zwölf Meilen lang [2]). Und Aiogolandus versprach dem Karl viele Schätze, wenn er sich ihm unterwerfen wolle. Karl aber ging mit einem Ritter, als wenn er ein Bote wäre, zu ihm und forschte dort nach allen Geheimnissen. Und endlich schlug er ihn vollständig [3]). Nachdem die Sarrazenen solche Verluste erlitten hatten, wollte sich Aiogolandus taufen lassen und Christ werden, da er den Christengott für mächtiger hielt. Und als er zur Taufe kam, sah er unter anderem dreizehn Arme, die Christum und seine Apostel vorstellten. Da sprach er entrüstet: „Wer seines Gottes Boten so schlecht nährt und pflegt, der dient ihm nicht gut“ [4]). Und am anderen Tage erklärte Aiogolandus wieder den Krieg. Doch fiel er in der Schlacht, und die Seinen wurden getötet oder flohen [5]). Darauf schickte der König von Babylon den Riesen Ferracuntus, der zwölf Fuss hoch war. Dieser besass die Kraft von vierzig Männern und konnte am ganzen Körper nicht verletzt werden, ausser am Nabel, weil er mit Drachenblut eingerieben am ganzen Körper hart geworden weder mit Pfeilen noch sonst irgendwie verwundet werden konnte. Dieser forderte Karl zum Einzelkampf heraus. Karl schickte ihm zuerst den König von Dänemark; doch der Riese packte ihn mit der Hand und schleppte ihn in ein Gefängnis, und nach diesem noch viele andere. Endlich erhat sich Roland, der Sohn des Grafen Milon und der Tochter Karls, die Erlaubnis zum Kampfe, die ihm der König nur ungern erteilte. Der Riese nahm ihn auf dieselbe Weise wie den ersten gefangen und zog ihn auf dem Pferde den Weg entlang. Da wandte sich Roland, sprang vom Pferde und riss ihn mit herunter, tötete das Pferd des Gegners, und nun kämpften sie zu Fuss bis zur Ermüdung. Am anderen Tage nahmen sie den Kampf wieder auf. Ermüdet bat der Riese um einen Waffenstillstand, um sich ausschlafen zu können, und Roland legte ihm selbst einen Stein unters Haupt. Dann fragte er ihn, wie es käme, dass er nicht verwundet werden könne, und entlockte ihm das Geheimnis. Darauf, als er wieder gefangen worden war und auf seinem Pferde sass, durchbohrte er ihm den Nabel, und so wurde der Riese getötet. Noch sterbend rief er Machamot um Hilfe an; doch es flohen von seinem Heere zwanzigtausend, und die Christen verfolgten sie und befreiten ihre Gefangenen aus den Gefängnissen [6]). Nach dieser Niederlage schlossen zwei andere heidnische Fürsten, die Brüder Marserins und Gelihandus (Beligandus) arglistig mit Karl Frieden und schickten gleichsam als Geschenk Gold, Silber, vortrefflichen Wein und tausend sarrazenische Mädchen. Und die Christen berauschten sich und sündigten wie Menschen, und die Heiden besiegten die Christen und töteten eine ungeheure Menge von ihnen [7]). Roland aber entkam, und sein hebräisches [8]) Horn erscholl, und er sammelte hundert Genossen, mit denen er jene verfolgte. Er tötete den Marserins und seine Genossen, aber er verlor die hundert, die er

[1]) c. 9. [2]) c. 11. [3]) c. 9. [4]) c. 13.
[5]) c. 14. [6]) c. 17. [7]) c. 21.
[8]) „hebraica“ verlesen für „heburnea“.

um sich hatte, und wurde selbst schwer verwundet. Daher stieg er auf einen Berg mit seinem Pferde und seinem Schwerte, das Duranda hiess und unvergleichlich an Stärke und Kraft war gleich dem Karls, das Speziosa [1]) heisst, mit dem er unendlich viele getötet hatte. Da er aber sah, dass er sterben müsse, wollte er es an einem Felsen zerbrechen, aber er konnte es nicht. Da stiess er so kräftig ins Horn, dass die Adern seines Halses zersprangen. Und Engel trugen den Klang acht Meilen weit dorthin, wo Karl war. Und der König wollte zurückkehren, als er den kläglichen Ruf und Klang vernahm. Aber Rolands Verräter Analongus (Ganualonus) war dort, der ihm sagte: „Roland ist auf der Jagd" [2]). Zur selben Zeit las der Bischof Turpin eine Messe für die Verstorbenen, und er erblickte ein grosses Heer von Dämonen und fragte: „Wer seid ihr, und was tragt ihr?" Und jene erwiderten: „Teufel sind wir, und wir tragen den Marserius und die anderen Ungläubigen zur Hölle. Michael aber führt euren Hornbläser, den Roland, mit den anderen zum Himmel". Und während er das Karl erzählte, kam der Bruder Rolands und meldete seinen Tod [3]). Karl kehrte zurück und weinte über seinem Leichnam und schwur, nicht eher zu ruhen, als bis er ihn an den Ungläubigen gerächt hätte. Die Sonne aber stand drei Tage unbeweglich, bis er an seinen Feinden Rache genommen hatte [4]). Dann kehrte er zurück und bestattete den Leichnam Rolands und die anderen, die Könige Englands, Dänemarks, Italiens, und die Fürsten mit grossem Prunk in den Städten Spaniens und machte reiche Stiftungen für die Kirchen und errichtete Fundationen zum ewigen Gedächtnis jener Könige Dänemarks, Britanniens und der anderen [5]). Und oft, bevor man in den Kampf zog, sah man Lanzen, die man am Abend [197 vb] in der Erde gesteckt hatte, am Morgen blühen. Auf anderen erschien ein Kreuz, und das war ein Zeichen, dass jene Soldaten als Märtyrer fallen sollten [6]). Karl aber kehrte heim und erkrankte alsbald. Da liess er durch den Mönch Isnardus ein Martirologium anfertigen und auch anderes Nützliches schreiben, und er gründete fünf Klöster zu Mainz, zu Salzburg, zu Köln und anderswo. Endlich entschlief er sanft im Herrn im Alter von zweiundsiebzig Jahren nach Empfang des Sakraments in Gegenwart des Papstes Leo, der Bischöfe und vieler Fürsten. Und er wurde in einem Marmorgewölbe zu Aachen beigesetzt mit dem goldenen Diadem auf dem Haupte, auf dem Throne seiner Herrlichkeit; auf seinen Knieen liegen die vier Evangelien in goldenen Lettern geschrieben, auf die er seine Rechte legt, und in der Linken hält er den Zepter seines Reiches. So sitzt er gleichsam im Grabe. Es sah aber Turpin, der Erzbischof von Reims, der sein Leben schrieb, wie damals viele Teufel durch die Lüfte zogen; und er beschwor sie. Jene aber sagten: „Wir fahren zum Tode Karls, um ihn in die Hölle zu führen". Er beschwor sie dann, dass sie zu ihm zurückkehrten. Als sie wiederkamen, sprachen sie: „Wir haben ihm Brot vorgeworfen, aber es kam einer ohne Kopf, dem Herodes den Kopf hatte abschlagen lassen, nämlich der Apostel Jakobus, und entriss ihn un-

[1]) bei Turpin c. 8 heisst das Schwert: Gaudiosa.

[2]) Turpin c. 23. [3]) c. 25. [4]) c. 26. [5]) c. 29.

[6]) Turpin erwähnt das in den Kapiteln 8, 10, 16.

seren Dämonen, indem er die unermesslichen Wohltaten und Reichtümer herbeibrachte, die die Kirchen von ihm erhalten haben zur Sühne für seine Sünden [1]).

Aus der Zeit der Nachfolger Karls sei die Vision Karls des Dicken erwähnt, in der er die Leiden seiner Vorfahren im Jenseits erblickt [199va], und die Legende von der Päpstin Johanna, die unter dem Jahre 847 ziemlich wörtlich nach dem Texte des Martinus Polonus erzählt wird, aber mit zwei Zusätzen, nämlich, dass damals bestimmt worden sei, dass man sich des Geschlechts des neugewählten Papstes zu vergewissern habe, und dass am Orte der Niederkunft Johannas eine Bildsäule errichtet worden sei [198vb] [2]). Aus der Zeit Arnulfs wird die Sage von Hatto von Mainz berichtet [3]).

[200va] Bischof Hatho ging elend zugrunde; er wurde im Wasser von Mäusen aufgefressen. Das war die Strafe Gottes, da er zur Zeit der Teurung eine mit Armen vollgefüllte Scheuer hatte anzünden lassen, und als sie darin weinten, gesagt hatte: „Wie schreien doch diese Mäuse!“

Ausführlich wird bald darauf die Geschichte des Zauberers Gerbert erzählt [4]).

[203va] Arnulfus aus dem Geschlechte Karls wird zum Bischof von Reims ernannt, nachher abgesetzt und der Mönch Gerbert mit der Würde bekleidet. Nachher aber findet man, dass man ohne päpstliche Erlaubnis den Bischof nicht hätte absetzen dürfen; und so wurde Arnulfus wieder eingesetzt und Gerbert von Otto zum Erzbischof von Ravenna ernannt und wird dann Papst. Daher der Vers: Transit ab Remis Gerbertus ad Ravennam, fit papa ingens Romae. Dieser Papst geriet auf Abwege und lernte die Nigromantie und die Künste des Quadriviums; er stahl ein ausführliches Buch über die schwarze Kunst, verschrieb sich dem Teufel und wirkte Wunderdinge in jener verwerflichen Kunst, so dass er zuerst in Reims, dann in Ravenna und schliesslich in Rom zu hohen Ehren gelangte. Er hatte vom Teufel die Prophezeiung erhalten, dass er nicht sterben würde, bevor er in Jerusalem eine Messe gelesen hätte. Es gibt aber in Rom eine Kirche, die so heisst, dort, wo das „romilische Asyl“ war. Hier liest der Papst dreimal jährlich die Messe. Als nun Gerbert dorthin gekommen war und sich zur Messe vorbereitet, wird er krank, und als er seine Zauberstatue befragt, erhält er die Antwort, dass er sterben müsse. Daher beklagt

[1]) c. 32.

[2]) Monum. Germ. Sanctorum XXII 428, herausg. v. L. Weiland 1872; siehe Döllinger, Papstfabeln 27 ff.

[3]) Liebrecht, Zur Volkskunde 1879 S. 1—16; Anz. f. die Kunde der deutschen Vorzeit XXVI 111; Grässe, Sagenbuch 2, 107 ff.

[4]) Picavet, Gerbert, un pape philosophe d'après l'histoire et d'après la légende, Paris 1897, cap. VI. Quelle ist Wilhelm v. Malmesbury (Migne Series lat. 179, 1137).

er vor den Kardinälen alle seine Sünden und bekennt sie ihnen. Vor Staunen wissen diese nichts zu sagen. Da lässt er sich in seiner Raserei und Angst die Glieder einzeln abschlagen und vor die Tür werfen, indem er ruft: „Möge der diese Glieder in Besitz nehmen, der sich von ihnen den Lehnseid schwören liess. Meine Seele aber hat sich nie an diesen Eid, oder besser an dieses Sacrileg gebunden". Er suchte in der Erde verborgene Schätze, er sah solche in Rom auf dem Marsfelde, aber er erlangte dort keine, sondern anderswo In den Königen und Fürsten Frankreichs und des römischen Reiches fand er Schüler seiner Neugier. Und so ging er endlich leiblich und geistig elend zugrunde. Andere sagen, er sei wegen seiner Busse gerettet worden.

Von Otto III. erzählt die Chronik, dass ihm Karl der Grosse im Traume erscheint, ihm flucht, dass er aus Neugier sein Grab habe öffnen lassen, und als Strafe verkündet, dass er ohne Nachkommen sterben werde [204 ra]. Unter dem Jahre 1013 folgt dann die Sage von den Tänzern von Kölbigk, inhaltlich genau nach dem Bericht des Otbert, also wohl aus Wilhelm von Malmesbury direkt oder durch Vermittelung des Vinzens von Beauvais entlehnt [1]). Wertvoller dagegen für die deutsche Sage ist der Bericht über den Tod Heinrichs II.

Der Merseburger Kelch.

[204 vb] Als Heinrich starb, kamen die Teufel und klagten ihn wegen vieler Vergehen an. Aber St. Laurentius brachte einen grossen goldenen Kelch herbei, legte ihn auf die Wage, und die Schale mit den guten Werken sank herab. Und der Teufel berührte mit der Zange den Kelchknauf, wie man heute noch an dem Kelche, der in Merseburg ist, sehen kann.

Bei Adelbert, der im Leben Heinrichs zuerst diese Sage erwähnt, stammt die Spur am Kelche davon, dass die herabsinkende Schale zu hart auf den Boden aufstösst, so dass unsere Fassung eine selbständige Weiterbildung der Sage darstellt [2]). Im Anschluss an Wilhelm von Malmesbury [3]) wird dann zum Jahre 1044 die Geschichte von jener englischen Hexe erzählt, die sich drei Nächte vor den Dämonen bewachen lässt, in der letzten Nacht aber doch von ihnen, trotzdem sie in eine Hirschhaut eingeschnürt und mit Ketten im Sarge festgebunden ist, durch die Lüfte in die Hölle entführt wird. Wir kommen

---

[1]) Wilh. v. Malmesb., Gesta regum Anglor. lib. II § 174; Vinc. Bellov. Spec. hist. lib. XXVI c. 10; siehe E. Schröder, Die Tänzer von Kölbigk (Z. f. Kirchengesch. 17 (1896) 94 ff.

[2]) Adelberti Vita Heinrici II. Imperatoris (Script. Germ. hist. IV 810).

[3]) Gesta reg. Angl. lib. II § 204 (Migne 179, 1188).

nun zu einem Stoffe, der in der neueren deutschen Literatur eine gewisse Rolle gespielt hat und deswegen etwas eingehender besprochen werden mag. Wieder im Anschluss an Wilhelm von Malmesbury, aber mit mehreren Abweichungen und Kürzungen, erzählt unser Chronist unter dem Jahre 1049 die folgende Geschichte.

Das Marmorbild.

[206 rb] Zu derselben Zeit feierte ein vornehmer Jüngling mit einer Jungfrau seine Hochzeit. Mit seinen Gefährten ging er hinaus, um zn spielen. Dabei steckte er den Ring, den er erhalten hatte, an den Finger einer Statue, die dort stand. Als er ihn aber nach dem Spiele wiedernehmen wollte, konnte er ihn nicht vom Finger abziehen. In der Nacht kehrte er mit einem Gefährten dorthin zurück, aber er fand den Ring nicht mehr, da er weggenommen worden war. Als er sich nnn seiner Braut nahen will, fühlt er, wie sich zwischen ihn und sie ein Gespenst wie ein dichter Nebel drängt, sehen aber konnte er es nicht. Und dieses Wesen spricht: „Ruhe bei mir, denn du hast dich mit mir durch den Ring verlobt". Und so geschah es immer wieder. Endlich offenbart der Bräutigam dieses Geschehnis seinen Frennden nnd Eltern. Diese riefen einen Priester, der zugleich ein Schwarzkünstler war, mit Namen Palnmbus, dem sie grosse Versprechnngen machten. Dadurch verlockt, schrieb dieser einen Brief, den er dem Bräntigam gab mit deu Worten: „Geh nnd stell dich um Mitternacht an einen Ort, wo vier Wege znsammentreffen. Dort werden viele Fröhliche und Tranrige in mannigfacher Verfassung an dir vorüberziehen. Sprich jedoch mit keinem. Aber wenn ein Weib anf einem Tier in der Tracht einer Dirne vorüberreiten und dich frech anblicken wird, so übergib ihr den Brief". Der Jüngling tat das, forderte von ihr den Ring nnd erhielt ihn anch zurück. Der Dämon aber streckte seine Hände gegen den Himmel ans nnd rief laut: „Allmächtiger, wie lange wirst du die Schandtaten des Priesters Palumbus noch dulden!" Als aber dieser Ruf zu den Ohren des Palnmbns drang, erkannte er, dass sein Ende gekommen war, und er herente vor dem gesamten römischen Volke seine unerhörten Freveltaten nnd bekannte sie. Und dann schlug er sich freiwillig alle seine Glieder ab und starb unter dieser entsetzlichen Strafe vor den Augen aller. Vielleicht ist er doch eine Bente der Dämonen geworden.

Von den inhaltlichen Änderungen, die unser Chronist vornahm, ist die bedeutendste, dass er den Brief sofort der Dirne zustellen lässt, während bei Wilhelm von Malmesbury der Brief einem obersten Dämon überreicht wird, der dann das Dämonenweib zur Rückgabe des Ringes auffordert. Es liegt hier in Wilhelms Berichte eine römische Volkssage vor. In einer der Handschriften schliesst sie nämlich mit den Worten: Das erzählt sich die ganze römische Landschaft bis auf den heutigen Tag, die Mütter lehren es ihren Kindern, damit sie es der Nachwelt überliefern [1]); und

[1]) Monum. Germ. hist. Scriptores X 471 aus einem Codex zu Canterbury.

der Glossator einer anderen Handschrift setzt als Namen des Jünglings Lucianus und der Jungfrau Eugenia hinzu [1]). Das Ereignis, das sich nach Wilhelm im Jahre 1045 zugetragen hat und von ihm um die Mitte des 12. Jahrhunderts aufgezeichnet wurde, hat bereits im Mittelalter eine starke Wirkung ausgeübt. Denn bereits im 13. Jahrhundert findet sich dasselbe Motiv in wenigstens drei Handschriften zu einem Marienmirakel verarbeitet vor [2]). Danach spielen junge Leute Ball; einer befürchtet, den Ring, den er von seiner Geliebten erhalten hat, zu beschädigen. Er will ihn einstweilen in der Kirche ablegen. Da sieht er ein Bild Marias; über dessen Schönheit entzückt, entsagt er der früheren Liebe und steckt den Ring an den Finger des Bildes. Das Bild krümmt den Finger. Trotzdem heiratet der Jüngling einige Zeit darauf. In der Hochzeitsnacht erscheint ihm Maria, sich zwischen ihm und der Braut lagernd und den Finger mit dem Ringe vorstreckend. Er verlässt die Braut und wird Mönch. Nach der anderen Version steht die Marienstatue auf dem Platze vor der Kirche. Im 17. Jahrhunderte wurde Wilhelms Venusgeschichte zu neuem Leben erweckt. E. G. Happel gab eine fast wörtliche Übersetzung davon in seiner Sammlung seltsamer Geschichten, die 1687 in Hamburg erschien [3]). Derselbe Band aber enthielt eine in fünf Kapitel geteilte Geschichte: Die seltzahme Lucenser-Gespenst, die „ein sehr curieuser Frantzose von den aller neuesten Scribenten" aus Lucca berichtet habe: Ein italienischer Reisender Alessandro wird von einem gewissen Donati in das Haus einer gespenstischen Dame geführt, aber daraus glücklich befreit. Dieser Donati und die Dame müssen so nach ihrem Tode umgehen, weil sie zu Lebzeiten als Gastwirtsleute viele Fremde ermordet haben [4]).

Von einem Marmorbilde, das Venus vorstellt und Leben annimmt, ist jedoch in dieser Geschichte gar nicht die Rede.

---

[1]) Cod. Harl. 261 des Wilhelm.

[2]) A. Mussaffia, Studien zu den mittelalterlichen Marienlegenden (Wiener Sitzungsberichte, phil.-hist. Kl. 113 (1886) S. 62 Nr. 29, von wo obenstehende Inhaltsangabe entnommen ist; ferner 113 S. 979 Nr. 67 und etwas abweichend 113 S. 986 Nr. 49; 115 (1887) S. 49 Nr. 2.

[3]) E. G. Happelii Relationes Curiosae, Hamburg 1685—1689, 5 Bde., Bd. III 470; hier ist die Geschichte in die Zeit Heinrichs IV. (1056—1106) verlegt; sie trägt die Überschrift: Die Teufflische Venus.

[4]) ebenda III 510.

1819 erschien Eichendorffs romantische allegorisierende Novelle: Das Marmorbild. Ein Brief an Fouqué (2. XII. 1817) erwähnt zugleich, allerdings in recht unbestimmten Ausdrücken, dass er wohl zu seiner Novelle in Happels Lucenser Geschichte die entfernte Veranlassung erhalten habe. Eichendorff scheint sich also nicht mehr darüber klar zu sein, dass er zwei verschiedene Quellen in seine Novelle hineingearbeitet hat[1]). So wurde ihm das Lucenser Gespenst zur Marmorvenus, die im Frühling wieder Leben annimmt, um die Jugend „von christlicher Frömmigkeit zu heidnischer Sinnenlust“ [2]) zu verlocken.

Sehen wir hier die alte Form geändert, aber auch mit neuem Geist belebt, so finden wir sie bei einem anderen Novellisten unverändert wieder. In den „Venetianischen Novellen“ Gaudys, die 1838 erschienen, führt die eine den Titel „Frau Venus“. Hier haben wir trotz alles äusserlichen Beiwerks nach Inhalt und Form die mittelalterliche Sage, nur dass sie nach Verona in die Zeit nach Can Grandes II. Ermordung durch seinen Bruder Can Signorio (1359) verlegt wird, und dass der „Maure“ Palombo nach dem Zauber spurlos verschwindet.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zurück zu unserer Weltchronik! Im Jahre 1131 „befiel das heilige Feuer viele, doch sind mehrere durch die selige Jungfrau und Magdalena auf ihr Gebet hin von der Krankheit befreit und geheilt worden“ [211 ra]. Philipp II. von Frankreich „erblickte in den Händen des Priesters die Hostie nach der Konsekration blutig gefärbt und als Fleisch, aber man sagt, das sei an anderen Orten geschehen zur Vernichtung der Häresie, welche die Anwesenheit Christi in der konsekrierten Hostie läugnet“ [213 rb] [3]). Mit dem Jahre 1200 wendet sich das Interesse den Tartaren zu. Von den an verschiedenen Stellen zerstreuten Angaben über Sitten und Bräuche der Tartaren sind die meisten der Reisebeschreibung des Mandeville entlehnt [4]). Für die Sagengeschichte interessant ist die

[1]) Danach ist zu berichtigen, was Ewald Reinhard in dem Aufsatze über Eichendorffs Novellen (Literarischer Handweiser 1909 Nr. 18 S. 1 f.) sagt.

[2]) Vogt u. Koch, Deutsche Literaturgesch. [1] 1897 S. 670.

[3]) Über die Hostienwunder s. Schönbach, Studien zur Erzählungsliteratur des Mittelalters VI. Teil (Wiener Sitzungsber. phil.-hist. Kl. 156 (1908) I).

[4]) In der Ausgabe von J. O. Halliwell, The Voiage and Travaile of Sir John Maundeville, London 1839, cap. XXIII S. 247—255.

Begründung der Abstammung der fränkischen Könige von den Troianern.

[219va] Das Königtum der Franken hat seinen Ursprung in den Troianern aus der Zeit des Fürsten und römischen Kaisers Aurelianus, der denen die Freiheit versprach, welche die Franken botmässig machen könnten. So kam Priamus II. mit einem Heere aus Phrygien und Troia, um sie zu bekriegen, und danach regierten seine Söhne.

Auch zur Sage vom bergentrückten Kaiser bietet die Chronik einen kurzen Beitrag. Nachdem von dem Gericht Innocenz' IV. über Kaiser Friedrich II. die Rede gewesen ist, zu dem der Kaiser nach Lyon geladen worden war, fährt der Chronist fort:

[220va] Er wurde Friedrich von Steffanhorch (Stauffen) genannt. Und es geht die Sage, dass er dort noch heute lebt, weil man nichts von seinem Tode liest. In einem Kriege in Italien verschwand er und ist noch nicht wiedergekommen. Aber zu den Zeiten des Herzogs und Kaisers Ludwig von Bayern trat einer in den Rheingegenden auf, der sagte, er wäre der Kaiser Friedrich, und viele nahmen ihre Länder als Lehen von ihm. Der Kaiser lachte darüber, doch schliesslich wurde die Zahl seiner Anhänger zu gross. Deshalb zog der Kaiser gegen ihn, belagerte die Stadt, in der er sich aufhielt, bis man ihn auslieferte, und liess ihn in einem Gefässe verbrennen.

Aus der Geschichte desselben Kaisers sei noch erwähnt die Sage von dem Versuche der Freunde des gefangenen Herzogs Friedrich von Österreich, diesen mit Hilfe des Teufels aus Ludwigs Gewalt zu befreien [227va]. Je mehr wir uns dem Zeitalter des Chronisten nähern, desto dürftiger wird der Sagenstoff. Das ist ja ganz natürlich; eine Sage braucht Zeit, um zu reifen. Auch ist der Blick des Historikers in dieser Zeit zu einseitig auf die Wirren in der Papstgeschichte, die Reformversuche auf den Konzilien und die beginnenden Häresien gerichtet; die Darstellung nimmt oft einseitig dogmatischen Charakter an, da ist kein Platz mehr zum Fabulieren; schliesslich werden diese Interessen abgelöst von Darstellungen der kleinen politischen Fehden zwischen den einzelnen Territorialherren; in dem Drange der Zeit geht dem Chronisten der historische Blick für das Bedeutende ebenso verloren wie die Lust am Legendenhaften. Hin und wieder hören wir ein scharfes Wort über die letzten Regenten. „König Wenzel betrank sich täglich . . . Er liess nicht ab vom süssen gallischen Wein und anderen berauschenden Getränken". Schliesslich haben die Frankfurter „einen Strohmann gemacht und in

einen Mantel eingeschlossen, der den König vorstellen sollte, ihn durch die Stadt wie einen Räuber geschleppt, abgesetzt und fortgeworfen" [230vb]. Und doch geht auch die Beschreibung der Zeitgeschichte des Chronisten nicht ohne Gewinn für die Sagengeschichte dahin. Der eine dieser Stoffe spielt auch in der heutigen Volkssage noch eine wichtige Rolle. Unter dem Jahre 1412 findet sich der folgende Abschnitt.

Die schwarze Greet.

[234vb] Die andere Tochter des Königs von England, Greta mit Namen, heiratete den König von Dänemark und führte nach seinem Tode die Regierung. Sie fügte den Seestädten viel Unrecht zu und lebte ausschweifend. Endlich aber wollte Gott den Freveln ein Ende machen, und nachdem sie viele getötet und den Städten in Belagerungen und sonst vielen Schaden zugefügt hatte, soll sie mit Leib und Seele von ihrem Schiffe ins Verderben gestürzt worden sein. Und man nennt sie die „schwarze Greet" (Nigra Greta). Ihr Leib wurde später mit grossem Prunk beigesetzt, aber in derselben Nacht entstand in Westfalen ein grosser Schlund in der Erde, und dort ist, wie das Volk allgemein erzählt, ihre Seele hineingefahren.

Erinnern wir uns, dass Johann von Hagen selbst Westfale ist, und dass er jedenfalls bald nach seinen Kindheitsjahren zum Eintritt ins Kloster die Heimat verliess; somit ist die von ihm mitgeteilte Sage die Form, in der sie um 1425 in Westfalen erzählt wurde. Noch heute ist die „schwarze Greet" dort dem Volke bekannt.

„Da birst das Moor, ein Seufzer geht
Hervor aus der klaffenden Höhle;
Weh, weh, da ruft die verdammte Margret:
„Ho, ho, meine arme Seele!" —

so heisst es in Annette von Droste-Hülshoffs Gedicht: Der Knabe im Moor[1]). Aber das Hauptgebiet dieser Sagen ist Schleswig. Sie sind gesammelt in K. Müllenhoffs Sagen, Märchen und Liedern der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg[2]). Hier sind Sagen von einer Riesin, die einen Felsen schleudert (S. 269), einen Berg in der Schürze trägt (S. 273) und das Danewerk baut (S. 275), mit einer Sage von St. Margareta, die den Fischern verbietet, einen perlengeschmückten Fisch zu behalten

[1]) Gesammelte Schriften, Cotta, Bd. I 97.

[2]) 1845 S. 14 Nr. XI, S. 18 Nr. XVI, S. 157 Nr. CCXV, S. 269 Nr. CCCLXI, S. 273 Nr. CCCLXVII, S. 275 Nr. CCCLXXI, S. 342 Nr. CCCCLIX, S. 585 Nr. DCV·

(S. 157 und Anm. S. 598), auf eine Königin Margareta übertragen, die als Gespenst über das Danewerk reiten muss (S. 342), nachdem sie zu Lebzeiten mit den Holsten Krieg geführt hat (S. 14) und die Elbe und Schlei mit einer Kette gegen feindliche Schiffe abgesperrt hat (S. 18)[1]. Der bisher älteste Beleg für diese Sagen von der Königin findet sich im Chronicon Holsatiae des Presbyter et Scriba Bremensis. Dieser verlegt aber den Kampf der „swarten Grete (Nigra Margarita)“ in die Zeit um 1175, wo gar keine Königin Margareta regiert hat[2]. Dafür hat man bisher in der Margrethe Sambiria, die bis 1282 regierte, das Urbild der Sagenkönigin sehen wollen[3]. Doch mit Unrecht. Sie bot keinen genügenden Anlass, um Mittepunkt und Träger von einer Reihe von Volkssagen zu werden. Und den historischen Irrtum des Bremer Chronisten haben seine Nachfolger, die ihn ausgeschrieben haben, dadurch stillschweigend berichtigt, dass sie für Margareta den König Waldemar setzten. Wie der Bremer Chronist, der doch Zeitgenosse der Unionskönigin gewesen sein muss, wie er Zeitgenosse des Johann von Hagen war, zu seinem Irrtum kam, ist nicht nachweisbar. Aber bereits K. Müllenhoff hat, ohne allerdings historische Beweise dafür zu haben, richtig angenommen, dass die Trägerin der späteren Sage die Unionskönigin Margareta (1353—1412) gewesen ist, dass man in ihr die „schwarze Margaret“ zu erblicken hat[4]. Müllenhoffs Annahme findet in unserer Sagenversion ihre Bestätigung. Unser Chronist war auch über das Ende dieser Königin gut unterrichtet. Margareta starb wirklich auf dem Schiffe, als sie 1412 nach Flensburg gekommen war und wieder heim fahren wollte, noch bevor sie den Hafen verlassen hatte. Und die Volkssage, die jene Riesensagen auf sie übertrug, zeigt, welch gewaltigen Eindruck die bewundernswerten Regierungstaten der Königin auch auf ihre Gegner machten, wie die Sagen von der Verdammnis dieser Königin die natürliche Folge ihres oft rücksichtslosen, grausamen Vergehens gegen ihre Feinde sind.

Liess sich in diesem Falle eine Angabe unserer Chronik verwerten, um die historischen Beziehungen einer Volkssage darzu-

[1]) s. J. Grimm, Deutsche Mythol. [4] III 155.

[2]) Monumenta inedita rerum Germanicarum ed. E. J. de Westphalen, III 43.

[3]) Dansk biografisk Lexikon Bd. 11 (1897) 116.

[4]) a. a. O. S. 592. Anm. zu S. 18 Nr. 16.

legen, so sind einige andere Bemerkungen des Chronisten eher geeignet, die durcheinanderlaufenden Fäden einer anderen mittelalterlichen Sage noch mehr zu verwirren. Wir finden hier nämlich zwei Angaben über den „Priester Johannes", die der sonstigen Sage fremd sind. Hagen erwähnt diesen Presbyter Johannes bei drei Gelegenheiten. Die eine der Nachrichten, die er unter dem Jahre 1202 bringt, geht inhaltlich auf eine Angabe des Vinzenz von Beauvais zurück [1].

[215 rb] Zu diesen Zeiten wurden die Tartaren, die von den Produkten ihrer Herden leben und in Zelten wohnen, und die dem Könige Indiens untergeben waren, von diesem Könige, dem Presbyter Johannes, aufgefordert, den gewohnten Tribut und Frondienste zu leisten. Da hielten sie einen Rat unter sich, und einer von ihnen mit Namen Gwiscam (Cingischan) gab den Rat, sich gegen David, den König Indiens, ihren Herrn, zu empören. Die anderen stimmten diesem zu, sammelten ein Heer, überfielen den nichtsahnenden König Indiens und töteten ihn.

Unbekannt dagegen ist in der Johannessage der von Hagen gebrachte Auszug aus Mandevilles Reisebeschreibung, dass Karls des Grossen Paladin Ogier von Dänemark auf einer Orientfahrt einen friesischen Grafen zum Könige Indiens gemacht habe, der von seinen Gefährten wegen seiner Frömmigkeit „Priester Johannes" genannt worden sei. Der Mandevilletext, der dem Chronisten vorlag, muss diese Stelle wohl enthalten haben. Die englische Ausgabe, die mir allein zugänglich ist, kennt ihn nicht, und in ihr würde das Kap. 27, das über den Glauben des indischen Kaisers handelt, schwerlich mit der Angabe Hagens über die Herkunft seiner Dynastie in Einklang gesetzt werden können. Auch weiss die Literatur über diese Sage von Hagens abenteuerlicher Angabe nichts; ebensowenig die französische Sage von Ogier von Dänemark. Zum drittenmal tut Hagen dieses Königs während der Beschreibung der Regierung König Sigismunds (1410—1437) Erwähnung.

[235 ra] Der Kaiser Indiens, mit Namen Presbyter Johannes, schrieb an Sigismund, den Römischen König, ausführlich über die Reichtümer und Provinzen Indiens und drückte den Wunsch aus, Sigismund zum Marschall seines Hofes zu machen, wenn er damit einverstanden wäre; denn der König Indiens glaubt, dass ihm die Herrschaft über die gesamte Christenheit zukomme.

---

[1]) Spec. hist. lib. XXIX c. 69. Vgl. dazu Gust. Oppert, Der Presbyter Johannes 1864 S. 64—66; F. Kampers, Alexander der Grosse und die Idee des Weltimperiums 1901 S. 100—110.

Diese Notiz überträgt den angeblich vom Könige Indiens an den griechischen Kaiser Manuel I. Komnenus (1143—1180) gerichteten Brief[1]) über die wunderbaren Schätze und die Macht der indischen Könige auf Sigismund. Wodurch diese Verwechslung verschuldet wurde, lässt sich leider nicht feststellen. Die Angabe zeigt aber, wie lebendig diese Sage noch im Ausgange des Mittelalters im Volke war.

Endlich möge noch ein Abschnitt aus unserer Chronik erwähnt werden, der ein schönes Beispiel für die Entstehung von Volkssagen ist. Im Jahre 1455, in der Nacht vom 7. zum 8. Juli, vollführte Ritter Kunz von Kaufungen den kühnen Prinzenraub auf dem Schlosse zu Altenburg[2]). Welchen Anteil das Volk an diesem Ereignisse nahm, beweist ein alter Bergreihen vom Prinzenraube, der noch die Sprache des 15. Jahrhunderts erkennen lässt[3]). Dieses historische Volkslied gibt noch ziemlich genau den richtigen Verlauf des Abenteuers wieder. Die Nachrichten der folgenden Jahrhunderte aber haben einen Sagenzug nach dem andern in sich aufgenommen, obwohl die besten urkundlichen Berichte darüber vorlagen. Ein Vergleich des sicher aus mündlicher Quelle stammenden Berichtes unserer Chronik mit dem urkundlichen Material zeigt, wie schnell hier die Phantasie des Volkes die Geschichte ausschmückte; der Chronikbericht ist ja nur etwa zwölf Jahre nach dem Ereignis abgefasst. Er hat folgenden Wortlaut.

[245 rb] Im Lande Meissen geriet ein Adliger Konrad Kaufung (Corradus Kaphunge), ein vortrefflicher Kriegsmann, Amtmann des Herzogs im Schlosse Altenburg (Aldenborch), in Zwistigkeiten mit dem Herzog. Der Küchenknecht (coquus) gab sich zum Verrat her, liess ein Bettuch herab (pallium), und der Ritter erstieg mit seinen Gefährten die Schlossmauer und nahm die beiden Söhne des Herzogs gefangen, als sie schlafen gehen wollten. Als die Mutter um Hilfe rufen wollte, setzte er ihr das Schwert auf die Brust, damit sie schwieg. Und sie machten sich auf zwei verschiedenen Wegen fort, damit, im Falle dass der eine Teil mit dem einen Knaben gefangen genommen würde, der andere entkäme und bei einer Aussöhnung die Gefangenen gegen den anderen Sohn frei-

[1]) Abgedr. bei Oppert a. a. O. S. 167 ff. Eine gute Handschrift dieser Epistola findet sich im Cod. ms. IV F 33 (Bl. 27 va) der Kgl. u. Univ.-Bibl. zu Breslau (Ende 13. Jh., aus dem Kloster Heinrichau); und vom J. 1424 in Cod. ms. IV F 81 (Bl. 205 va).

[2]) Vgl. Wilh. Schäfer, Der Montag vor Kiliani, Dresden 1855; Einige Aktenstücke zur Gesch. d. Sächsischen Prinzenraubes, Altenburg 1855.

[3]) R. v. Liliencron, Die hist. Volkslieder der Deutschen I (1865) 480.

gegeben würden. Und sie kamen in einen Wald, wo Köhler waren. Und man läutete Sturm in der Nacht in ganz Meissen. Der jüngere Sohn des Herzogs aber rief die Köhler zu Hilfe; diese riefen einander herbei, überwältigten die Räuber und brachten den gefangenen Sohn des Herzogs zurück. Die anderen aber verbargen sich mit dem andern Knaben in der Sommerhitze drei Tage lang an einer einsamen Stelle und sammelten Erdbeeren für sich und den jungen Herzogssohn. Schliesslich aber schickten sie einen nach Lebensmitteln aus. Dieser wurde ergriffen und verriet, nachdem man ihm dafür das Leben versprochen hatte, die anderen. Und so wurden alle zurückgebracht und enthauptet. Der Verräter aber wurde gevierteilt und gerädert.

Die urkundliche Darstellung dieses Ereignisses, die uns in dem Schreiben erhalten ist, das der Kurfürst Friedrich zu Sachsen zur Rechtfertigung seines Vorgehens gegen Kunz an die Reichsfürsten gerichtet hat, weicht von der vorstehenden Schilderung in den folgenden Punkten ab. Kunz gelangt auf einer Strickleiter, die ihm ein am Abend vorher ins Schloss gesandter Knecht zuwirft, in das Schloss, erbricht das Zimmer, in dem die jungen Herzöge bereits schlafen. Sein die Tat erschwerendes Verhalten gegen die Mutter ist in unserem Berichte frei erfunden, ebenso wie die Angaben, dass die Prinzen auf verschiedenen Wegen entführt wurden, dass Köhler den älteren befreiten und der jüngere von Beeren leben musste, bis die Ergreifung eines nach Lebensmitteln ausgeschickten Ritters auch zu seiner Befreiung geführt hätte. Im Berichte des Kurfürsten werden beide Prinzen den Räubern von den Verfolgern abgejagt; auch ist hier nichts davon gesagt, dass Kunz gevierteilt worden sei. Das Beerensuchen aber erwähnt bereits das Volkslied und auch die anderen abweichenden Züge unseres Berichtes finden sich in den sagenhaften Darstellungen des Ereignisses im Laufe der folgenden Jahrhunderte wieder. Wir sehen somit, dass sich der Hauptprozess der Sagenbildung bereits in den wenigen Jahren nach der Tat vollzogen hat, solange das Interesse des Volkes und die Erregung über den Vorfall noch lebendig waren; an dem Ergebnis der Entwicklung dieser ersten Jahre ist in der Folgezeit nichts Wesentliches mehr geändert worden.

Mit dem Berichte über den Prinzenraub nähern wir uns dem Ende der Chronik. Wie eine Erinnerung an längst vergangene Zeiten mutet es an, dass der Chronist mit einem Ausblick auf den Weltuntergang und das jüngste Gericht sein Werk beschliesst; schon dieser eine Zug zeigt, dass er noch das echte Kind des

Mittelalters ist. So ist äusserlich die Einheit hergestellt; mit einer Betrachtung des Wesens Gottes begann er, mit der Rückkehr der Menschheit zu Gott vollendet er die Weltgeschichte. Wie mannigfach und bunt Geschichte und Sage auch an dem Leser vorüberzogen, alles findet in der Gottheit Vollendung und Abschluss. Wer wie der mittelalterliche Scholastiker die Welt sub specie aeternitatis betrachtet, für den ist alles Vergängliche nur ein Exempel, ein Gleichnis dessen, was wir als Wahrheit erkennen werden im Jenseits.

Verzeichnis der besprochenen Sagenstoffe.

Ogier von Dänemark — Alexandersage — Petrus schickt einen Sendboten in die Lüneburger Gegend — Barlaam und Josaphat — Hinde als Führerin der Hunnen — Merlin — Theoderich wird in den Vulkan geschleppt; Vision — Siebenschläfer — Theophilus — König Artus — Judenknabe — blutendes Kruzifix — Brandan — Ägidius — Amicus und Amelius — Karlssage nach dem Pseudoturpin — Vision Karls des Dicken — Päpstin Johanna — Hatto von Mainz — Zauberer Gerbert — Otto III. von Karl verflucht, da er sein Grab öffnen lässt — Tänzer von Kölbigk — Merseburger Kelch — Hexe aus dem Sarge von Dämonen entführt — Marmorbild (Frau Venus) — heiliges Feuer von Maria und Magdalena geheilt — Bluthostie — Troianer als Vorfahren der Franken — bergentrückter Kaiser (Friedrich II.) — Herzog Friedrich von Österreich soll durch den Teufel aus dem Gefängnisse gerettet werden — Wenzel als Strohmann — die schwarze Greet — Priester Johannes — der Prinzenraub des Kunz von Kaufungen.

Drei Dramen mit Verwendung der schlesischen Mundart aus dem Jahre 1618.

Von Dr. Alfred Lowak.

Im Jahre 1618 erschienen in Wittenberg drei Dramen, zu einem Bande vereinigt, anonym im Drucke: 1. Acolastus, Eine Lustige Comoedia vom verlorenen Sohne; 2. Eine Schöne Comoedia vom Alten vnnd Jungen Tobia; 3. Tragicomoedia, Ein schön

Teutsch Spiel Vom Holoferne vnd der Judith. Ihr Verfasser ist der Laubaner Pastor prim. Martin Böhme (Martinus Bohemus)[1]. 1557 zu Lauban in Schlesien geboren[2], besuchte er bis zu seinem siebzehnten Lebensjahre die Schule seiner Heimatstadt. Dann begab er sich nach Wien, wo er zwei Jahre lang „Kinder informiret", und von da nach Strassburg, wo er ein Lieblingsschüler des weitberühmten Pädagogen Professors Joh. Sturm wurde. Der Tod seines Vaters rief ihn 1580 nach Lauban zurück, wo er 1581 zum ersten Male predigte und später die erste Pastorstelle erhielt. Am 5. Februar 1622 ist er in Lauban gestorben. Ausser den genannten Dramen hat er noch einen jetzt verschollenen „Joseph" (1610) geschrieben[3], sowie ein Kirchenlied und eine grosse Anzahl Predigten. Der Stoff der Haupthandlung in sämtlichen drei Schauspielen Böhmes lehnt sich an den Bericht der Bibel an. Fr. Spengler hebt mit Recht hervor[4], dass in Böhmes Dramen ein wirklicher Fortschritt gegenüber dem 16. Jahrhundert wahrzunehmen ist: Böhme versteht es, die Hauptpersonen geschickt in den Vordergrund des Interesses zu stellen, wirkliche Charaktere zu zeichnen, und zu motivieren; ja er richtet schon sein Augenmerk darauf, dramatische Spannung hervorzurufen. Was uns aber am meisten angeht, sind die Bauernepisoden in den drei Dramen, die übrigens durchaus nicht gänzlich zusammenhanglos neben der Haupthandlung herlaufen: auch hier sucht der Dichter zu motivieren und alles mit der Haupthandlung zu verknüpfen. In diesen Episoden nun bedient sich Böhme teilweise der schlesischen Mundart. Freilich lässt die Heimat des Dichters, Lauban, darauf schliessen, dass es sich hier nur um eine im weiteren Sinne schlesische Mundart handle, nämlich die schlesisch-oberlausitzische; dafür scheinen auch die Formen:

[1] Vgl. über ihn: Scherer in der Allgem. deutschen Biographie III 59; Fr. Spengler: Martinus Bohemus, Jahresbericht des K. K. Gymnasiums zu Znaim über das Schuljahr 1892/93; A. Lowak im VII. Bande der von Max Koch und Gregor Sarrazin herausgegebenen Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, Leipzig 1905 S 96 ff.

[2] Die Mitteilungen über M. Böhmes Leben entnehme ich dem Buche: Lebensgeschichte aller Evangelischen Pastorum, die von 1525 ... biß auf diese Zeit in ... Lauban gelehret und gelebet haben ... verfertigt ... von M. Gottfr. Hoffmann, Lauban 1707, S. 133—164.

[3] Spengler a. a. O. S. 2.

[4] a. a. O. S. 6 ff.

sayn, klayn (= dem heutigen oberlausitzischen soin, kloin) zu sprechen; indes finden sich diese ebenso auch im engeren Schlesien, z. B. um Glogau, Grünberg, Primkenau, Peterwitz und Neudorf bei Schweidnitz und Mittelwalde[1]); und wenn sonst noch als besonders charakteristisch für die Oberlausitz gilt, dass das nhd. ei = mhd. î hier durch den ai-Laut vertreten ist, so finden wir demgegenüber in unsern drei Dramen auch Formen wie: sem (= mhd. sînem) = nhd. seinem, menner (= mhd. miner) = nhd. meiner, die gemeinschlesisch sind. Auch in den übrigen Formen unseres Dialektes ist eine besondere Eigentümlichkeit gegenüber dem schlesischen Dialekte im engeren Sinne nicht zu erkennen. Man dürfte daher nicht zu weit gehen, wenn man die Mundart der drei Dramen als schlesisch bezeichnet. Leider ist der Dialekt bei Martin Böhme stellenweise mit viel Hochdeutsch durchsetzt. Trotzdem wird ein Neudruck der mundartlichen Szenen von Böhmes Dramen[2]) nicht ohne Interesse sein: einmal haben wir hier eine verhältnismässig frühe und reichliche Probe unseres Heimatdialektes, und überdies enthalten die betreffenden Szenen eine nicht unbeträchtliche Anzahl heute vielleicht ganz oder wenigstens nahezu ausgestorbener alter Wörter; sie sollen am Schlusse des Neudruckes erklärt werden.

Acolastus.

IV 3.

Chremes: Ich bin schier ey eim halbe Johr 1
Necht ey der Stadt gewest verwor,
Nun mus ich ney vnd dornoch fron,
Wis vmb den Kornkauff sey gethon,
Sie saiten mers het abgeschlayn, 5
Das werde mer wing frume trayn,
Drey marck ha ich dafur gehat,
Do mich ey Becke sehr drum bath,
Noch war mers doch key bessel feyl,
Ich hasen doch ey Michel theil, 10
Ich ha sender.

[1]) Vgl. Weinhold, Über deutsche Dialektforschung, Wien 1853, S. 64.

[2]) Nur zwei Exemplare seiner Schauspiele sind noch bekannt, die sich in Berlin und in Wolfenbüttel befinden; dem Verfasser dieser Arbeit stand das Berliner Exemplar zur Verfügnng.

Ich mus ern sehn, wie ichs kan kartn,
Das ich kan Güldn vnd Thaler martn.
Ey wemme sengt, kum heilgr Geist,
Da gilt der Haber allermeist. 15

(Schlegt auff die Taschen)

Da wil ich mir die Tasche flickn,
Mit Gülden vnd mit Thalern spickn.
Ich wil sender.
Itz geh ich vor ey den Weinkellr, 20
Do ich vertrinck ey schön par Hellr.
Der Bürger müssn mirs wider gehn,
Wenn sie mey schün Korn wollen sehn.

(Sol sich vmbsehn).

Box jes, wän sah ich dorte gihn, 25
Dor (?) Rodtherr ists ich gih zu jhm.

Der hochdeutsch redende Ratsherr Gerusius klagt über sein Gesinde.

Chremes: Weisiger Herr jhr dörfft nicht klåin,
Der Sewhirt hot sich ack geschlåyn,
Mitm gruß Knecht vmb die mittel Maid,
Von dem Handl ha ich lang gesait, 30
Ich ho sender.

Gerusius fragt, warum das Gesinde jetzt so schlecht sei:

Chremes: Weisiger Herr, ich wils wul sayn,
Wenn sie zu saat gefressen hayn,
So thun sie key guts nimmermehr,
Sie brummen wie ey zeidel Beer. 35
Die Knechte wöln ack spieln vnd sauffn,
Wer was sait, so wöln sie entlauffn,
Die Mäde sich zu dienen schemn,
Wenn sie gern wöllen Männer nehmn.
Wenn man jhn ack ey Wörtlein sait, 40
So schicken sie sichs flucks zur jait,
Sie binden ey vnd woln bal schertzn,
Ju das sie könn die Knechte hertzn,
Zihn ern zu Hause an en ort;
Do darff jhn sain key Mensch ey Wort; 45
Wenn sie ack könn am Rackn leckn,
So darff sie niemand frü auffweckn;

Su gihts vffn Dorff vnd ey der Stadt,
Dos auch viel faule Mägde hat.

Den eben hinzukommenden, bettelnden Acolast empfiehlt Chremes dem Gerusius als Knecht:

Ey Herr, säht mir den Kerl ers an, 50
Wie es erhungert der Gespau,
Ich bitt vmb Gottswilln nemt jhn an,
Hä wird tun was hä weis vnd kan.

Gerusius geht darauf ein. Bühnenanweisung: Der Knecht und Acolastus gehn miteinander ab.

Gerusius: Mein Nachbar geht doch mit mir naus?
Chremes: Ich ha vor was zu richten auß, 55
Dorumb ich heut ging ey die Stadt.
Gerusius: Was ists, das es kein Anstant hat?
Chremes: Ich ha zu thun mit meines gleichn,
Ich wil gar baal noch euch naus schleichn,
Wenn ich ack ha mein thun verricht. 60
Gerusius: Ich bitt bleib doch laug aussen nicht,
Ich wolt gern brauchen ewern Rath,
Weil mein Gesindel vnruh hat,
(Gerusius gehet davon.)
Chremes: Mein Nachbar hets wul angenumn,
Das ich jhm bald wer vff gesprungn, 65
Hä dünckt sich traun keine Saw nicht sein,
Vnd denckt bey sich, ich sey ey Schwein.
Oho, ich bin jhm viel zu gut,
Ich ha traun auch en tappern muth,
Ey ju, ich bin auch noch ey Man, 70
Dos man schwerlich entberen kan.
Ich thu vorwar gar viel bein Sachn,
Was in Gerichten ist zu machn;
Wenn ich nicht wer, ich wolt gern sehn,
Was vnsern Schultzen söll geschehn. 75.
Das weis wul mein Herr Nachbar ju,
Drum spricht hä mir so fleißig zu,
Eu ju, jhm flugs entgegen lauff,
Ich ha mein Zins bey ihm verkaufft;
Itz wil ich en Weinkeller drabn, 80
Vnd wil mich wermen vnd wul labn.

Schmeck ich denn, das der Wein ist sawr,
Ich sauff jhn nicht bin ich ein lawr,
Die Börger mügn jhn selber saufn,
So wil ich vffs Dorf wider lauffn; 85
Wil mich darnach mey Nachbar han,
So mus hä mich vor bitten lan,
Süst kom ich nicht, weil ich frey bin,
Ich darf jhm nischt zu Hoffe zihn.

IV 6.

Georgius und Cipora auf dem Wege zum Gute ihres Herrn:

Georgius: Wie gut hots doch ey Bürgersman, 90
Der sey Guth off dem Land kan han,
Es bringt ihm Weitzen, Gerst vnd Korn,
Mich deucht es sey jhm nicht gefrorn,
Er kans vmbs Geld genaw wegmessn,
Kan Hatschen, Gänß vnd Hünder essn, 95
Hat Ochsen, Schoff vnd Kelber viel,
Die kan ha schlachten wenn ha wil.
Ha wil sender.

Cipora: Was hilffts mey Jodl, s eß alls zu wing,
Der Geitz es gar ein seltzsam Ding, 100
Wir trayn jetz so viel Dinges ney [1]),
Wer weis, obs auch genugsam sey.
Der Geitz hat nicht gnug, sihstu wul,
Hot ha gleich Hauß vnd Scheunen ful.
So hot ha doch kein mal gnug dran, 105
Wil inde noch mie lieber han.

Georgius: O Cyper sich zu, stolper nicht,
Sist wirstu die Eyr em Korb zerbrechn,
Wie söll ha scheltn, der luse Lechn.

Cipora: Mey Jodel, wer könt jhm gethun, 110
Wenn nun die Eyr zerbrechen schun:
Wil ha sie vnzebrochen han,
So loß ha zeuts rumb Eisen schlan.

Georgius: Der Vater möchts nicht achten sehr,
Wenn Acolast daheime wer, 115

[1]) Sie bringen ihrem Gutsherrn Pelargus, Acolasts Vater, die Abgaben.

So sihstu wie der alde Suhn [1]),
So tomb kan vmb ey ding leicht thun.
Der alte Narr ist gar der Geyr,
Do gihts herumb das helsche Fewr,
Durchstanckert alle Winckel aus, 120
Lest vnbeschnaupert nichts im Hauß,
Giebt necht ein neige Buttrmelch weg,
Ich gleub, ha gäss es ie in Dreck;
Vorzeitä gab mans arme Leutn,
Itz schabt man alles jhn von Heutn, 125
Me gebt nischt mie vmb Gottes willn,
Es mus ack alls den Beutel fülln;
Ha zehlt dem Gsind auch ey das Brudt,
Ich wolt, das jhn heut hult der Tudt,
Wenn ack ey Brückle wird verthon, 130
So brumt ha wohl ey Jahr darvon.

Cipora: Ey lieber Man, ich wil das sayn,
Das ding wird jhm ken frumen train,
Es wird dem alten Knecht gedeyn,
Wim Hundt das Graß, hä mus auspeyn; 135
Der Geyer hat jhn gar besessn,
Das ha für Geitz nicht kan sat fressn,
Do kan man nischt zum besten krign,
Darumb mus man sie auch ern betrign,
Wer nischten wil zu sehend gehn, 140
Der mus es blintzend lon geschehn.

Georgius: Sweig, liebes Weib, vnd kom herein [2]),
Schow, ob wir auch wilkommen sein.

Ergötzlich ist die dritte mundartliche Szene: **V 4.**

Anlässlich der Feier der Rückkehr Acolasts hat auch Georgius einen Krug Weins bekommen; angeheitert kommt er zu seinem Weibe:

Georgius: Juch dich, juch dich, mein liebe Griet,
Ich geh nu heim, kom wilstu mit, 145
Ich mus dich nemen a jen Arm.

Cipora: Je Jodel thu nech wie ein Schwarm,
Thu nicht so nerrisch lieber Man,

[1]) Philoponus.
[2]) In den Gutshof.

Sich, wie die Leut vns gaffen an,
Ey, ey, was wern die Bürger sprechn! 150

Georgius: Was fron sie viel noch mein Gebrechn,
Ich ha dich off den Dorff gefreyt,
Die Bürger han auch jhre frewd:
Frag ich doch nemrig, wie sies machn,
Wenn sie han jhre siebensachn. 155

Cipora: Ey Man, wilstu denn nicht fort gin,
Wir werden marter vbel bstin,
Gedenk doch, das der Jung Herr sait,
Wir söln necht bleiben, biß das tåyt.

Georgius: Du schie mey Herr, der karge Narr, 160
Ich woll, das ha het all die Darr,
Das hellsche Fewer sist nischt kan,
Als niefeln, Kieseln treiben an,
Vnd säge lieber Zän ausreissn,
Als das Gesind ein bissen beissn. 165

Hier bläset man im Hause wieder auff.

Georgius: Horch, giht dochs pfeiffen wieder an.
Ciper, Du must doch einmahl dran.

Cipora: Man, was ist dir Heut wiederfahrn,
Ich gleub, du hast verlorn ein Sparn,
Du hast ja nicht soviel gesoffn, 170
Ich glaub, der Narrnsack hat dich troffn.

Georgius: O Weib, es ging gar wercklich zu,
In welchem Winckel stackst denn du?
Die Köchin ging vnd holet Wein,
Ich horcht, sie schluß den Keller ein, 175
Die Kann nam ich jhr aus der Hand,
Die ich geschwopne full befant;
Do wahr ich traun ju nicht so faul,
Ich wüschte zu flugs mit offs Maul,
Ich suff sie aus, vnd Possen treib, 180
Das nicht ein Tröpfel drinnen bleib.
Den Trunck thet ich der Köchin bringn,
Das mir die Augen vbergingn;
Vorwar ich hat mich vbernumn,
Das ich kaum kunt zu Odem kumn. 185
Das est mir so in Kopff gestiegn,

Ich ha sorg, ich werd bleiben lign.
Cipora: Was saite denn die Magd derzu?
Georgius: Sie lacht vnd sprach, ey trawen ju,
Das heist die Gurgel ausgespielt, 190
Die Lung vnd Leber abgekühlt:
Da nam ich sie beim Heupt vnd lacht,
Sie sayt, ich hets gar gut gemacht.
Cipora: Do recht die Fraw hot mirs gesayt,
Das du dich zackest mit der Mayt, 195
Vnd das du Geyder neckisch seist,
Vnd flugs mit allen Mägden freist.
Ich sag dir, Jodel, sich dich für,
Die Staupsaul sticht fürs Herren Thür.
Georgius: Fraw, deines Leibes, ich mags nicht, 200
So thut man wer die Eh zubricht,
Ich mag sie wul ey kley wing beign,
Du bist vnd bleibest doch mein eign.
Cipora: Mey Jodel, schweig, sprich nicht äsu,
Bis nicht so sicher, frech vnd rhu, 205
Vnd thu nicht wie die losen Bubn,
Die spotten Gott im Himmel drubn,
Mit Gottes Wort sie treiben possn,
Wenn sie jhr Nasen han begossn.
Er wils an solchen Spöttern rechn, 210
Die sein Wort vnd jhr Eh zerbrechn.
Georgius: Wilstu mir Predigen liebe Tock,
So zeuch das Hembd bald vbern Rock.
Cipora: Vorwar ich sey dirs lieber Man,
Solch ding ich vbel hören kan, 215
[1]) . . cht ein doch wul das Hertz erkaltn,
. . . Licht sol dir der Lützel haltn.
(Georgius): . . Bistu doch wie ein beißig Gaul,
. . fehrst mir trotzig vbers Maul,
. t dir leichtlich was begegn, 220
. . cht zuletzt noch Püffe regn.
(Cipora): . . . schlag, hast du eines Mannes Hertz,

[1]) Die punktierten Stellen deuten an, dass hier das Exemplar stark beschädigt ist.

(Georgius): . . Es sol dich bald gerewn der schertz.
. . . gihn aus ein andern Faß,
. . wir nicht wehrn off der Gaß; 225
. . mb solt ich nech lustig sein,
. . . Acolast ist kommen heim?

Philoponus hat diesen Worten zugehört und fragt nochmals, wer gekommen sei:

Georgius: Je junger Herr hat jhrs vernomn,
Heut kam ewer Bruder Acolast,
Ey das war ey wilkummen Gast, 230
Habt jhr nech hörn die Pfeiffen klingn,
Noch der wir all han müssen springn,
Der Vater sich gar lustig macht,
Er hat wie lang nicht so gelacht,
Weil hä den Suhn nu wieder hat, 235
Sie stachens Kalb, ey das war fet.
Philoponus: Wen hat er denn mit sich gebracht?
Georgius: O Herr, hä führt ein grusse macht.
Philoponus: Wer warn sie denn, hör, sag mirs bald!
Georgius: Sie warn gleich wie die Lenß gestalt. 240
Philoponus: Was hat er denn für Kleider an?
Georgius: So schien, das ichs necht sagen kan.
Philoponus: Was wars für Zeng? sag her mein Knecht.
Georgius: Domaschke Sackleimt, ist mir recht.
Die war gantz wie ey Fischer Netz, 245
Da sag hä rauß gleich wie ey Götz.
Je Herr wolt jhr nicht auch gihn nein,
Vnd mitte guter dinge sein?

Bühnenanweisung: Die Meyern leufft ins Hauß, den Vater anzuzeigen.

Cipora: Ey junger Herr, ich lauff ins Hauß,
Vnd hies den Vater kummen rauß. 250
Georgius: Nun, Junger Herr, jhr glaubts ack nicht,
Was sie für Speiß han zugericht.
Sie han Wein, Semmel, Fleisch vnd Fisch,
Der Vater sitzt auch selbs an Tisch,
Drum giht halt gute Weise mit. 255

„Der Bauer torckelt“ und Philoponus schilt ihn:

Georgius: Mey Junger Herr, halt mirs zu gut,

Das ich war bey so guden Muth,
Es kömt mir nech all Tage für,
Das ich könt trincken Wein vnd Bier.

Philoponus schimpft weiter auf ihn:

Georgius: So gihts vns armen Bawersleutn, 260
Wir müssen ey gantz Jahr arbeitn,
Wenn vns ey Trenckel ist beschert,
So han wir ey gantz Land verzehrt.
Wenn sich ey Bawer ey mahl freet,
Ich hal, es wisd jhm wul bekreet. 265

„Die Meyern kömpt wider“ und Philoponus jagt beide fort.

Georgius: Ich habs mie als ein mahl gehort,
Kum, Cyper, heim gib mirs geleit,
Du sihst, das wir schun han bescheit.
Cipora: Nun han wirs Marster wul gemacht,
Vnd vns beim Suhn in Vngunst bracht. 270
So gihts, wenn man begeust die Naß,
Da stelt man sich gleich wie ein Haß,
Drum geh ack fort, bald bleistu lign,
Du solst dein theil daheimen krign. 274

Tobias.

Im Dialekt sprechen der Bauer Corydon und sein Nachbar Menalias: die in Betracht kommenden Szenen sind II 4; II 5; IV 4.

II 4:

Corydon; seine (hochdeutschsprechende) Tochter Aselgia, Raguels Magd; ihr Bräutigam Pamphilus (ebenfalls hochdeutschredend).

Corydon: Ich stund gleich ey d'Scheun vnd drasch,
Vnd meine Fraw, die hat ein wasch.
So schickt mein Tochter naus en Botn,
Was seyn wird, kan ich nicht derrotn.
(ich kan sender.) 5
Ich ließ flugs alles stin vnd lign.
Ey ey, wo werd ich sie nu krign.

Bühnenanweisung: Die beide reden mit einander vnnd fechten mit den Händen.

Sich doch, dort kömbt sie mit eim Knecht,
Was han sie doch für ey gefecht.
(sie han sender.) 10

Aselgia klagt, daß sie großen Ärger habe:

Corydon: Du must ind, ind was newes san
Vnd Jung vnd Eyer beysammen han.
Was war es denn für ey gehötr?

Aselgia klagt, daß Sara, Raguels Tochter, sie verleumdet habe.

Corydon: Der Schoffhund dancks d'losen Mehrn.
Die Stadtleitschen thun all a su, 15
Als wehr ein Bawren Kind ein Kuh.
Horch, du hasts auch ern wollen han.

Aselgia sagt, sie habe Sara nichts getan; sie klagt ihr Leid; sie könne Saras Behandlung nicht mehr ertragen.

Corydon: Je horch, wie wilstus gleichwul machn?
Wie thustu immer mehr den sachn?
Heim tarstu nicht, das westu wul, 20
Die Stiffmuttr ist der bußheit ful.
Wer sie dir nicht zu zeh gerotn,
Du sollst mir nicht so dorumb zottn.
Sol ich dich dann gen Hoffe thun,
So hostu auch geringe Luhn. 25
(du hest sender.)
Wu wilstu immermehr hinkomn?
Aselgia: Nichts bessers als ein Man genomn.
Corydon: Do setzen se, sie sein gedrot,
Key Kerl nimt dich, der auch was hot.
Aselgia: Je Vater, ich bin schon versagt. 30
Corydon: Ey seys Marig Gotts Muttr geklagt.
Je, Mädel, welstu schun en nehmn?
(du welst sender.)
Aselgia: Ich mus mich mit der zeit beqemn.
Corydon: Je, ist dirs auch zu thun gar wul? 35
Wer es sey Nenn? wie heist dey Bul?
Aselgia: Mein Freyer ist von frembdes her!
Corydon: Horch, wenn der Kerl auch redlich wer.

Aselgia: Des hat er zeugnus, Brif vnd Sigl.
Corydon: Horch, wenns denn wer ey Biertigl, 40
Der seine Pfäng fürn Zapffä trüg,
Vnd dir all Tag die Haut vol schlüg.
(hä schlug sender.)

Aselgia lobt ihren Liebsten, nur arm sei er.

Corydon: Das ist nischt, wer kein Heller hot, 45
Der bringt sein Narung nicht zu rot.
Der Tage tretten viel daher,
Der Mahlzeiten sein noch viel mehr.
Das Maul wil jmmer essen han,
Von Wänden maus nicht schaben kan. 50
Ein Handwerk auch anlog bedarff,
Man sichts in allen Winckeln scharff.
Wer nichts hot, der mus bleiben steckn,
Da mus das Weib am Rocken lecken.
Der est des Bettelmannes Brudr, 55
Mit dem man nicht erwirbt vil Fudr.
Wenn der Man nicht kans Handwerg treibn,
So mus hä stets ey Bettler bleibn.

Aselgia hält das Leben eines Handwerkers für weniger aufreibend als das des Bauern:

Corydon: Des auch wor, ich mus selber sagn,
Das wir vns schendlich müssen plagn. 60
Drumb, wie du wilt, gefelt er dir,
So nim jhn hin, er sol nicht mir.
Horch, wenn dir nu der Kerl entlieff?
Aselgia: Ich hab sein Lehr vnd Geburts Brieff.
Corydon: So wistu, hinder wenn du sitzt, 65
Den Kerl hast du ja wul gefitzst.
Drumb sich zu, Gibs jm ju nicht wiedr.
Sie sein zu kromp, die gude Brüdr.
Wo es hä denn? Kan ich jhn sehn?

Aselgia ruft Pamphilus:

Corydon: Vorwar, das ist ey stadlich Man, 70
Ey wenn dich wol der Lechem han.
Ey Mänle mit eim strüerm Leib
Gilt viel mie als ey gülden Weib.
Box jes, ha hot ein tappern Mut.

Aselgia bittet um des Vaters Einwilligung:

Corydon: Was ists denn, das jhr beide klait, 75
Je hab ich doch nie neyn gesait.
Ey ju wil ich doch Hertzlich gern.

„Geben einander die Hände". Pamphilus erkundigt sich aber gleich nach der Ausstener der Braut:

Corydon: Ich wil dirs sayn: Laß mir derweil.
Do mir mein erstes Weib gestarb,
Mein Nahrung mir schir gar vertarb. 80
Mir zoute nicht der Witwer ordn,
Ich wer gar bald zum Betler wordn.
Was solt nu meinem ding geschehn,
Ich must mir off ein ander sehn.
Mein Kindern must ich viel vermachn, 85
Das sie auch können sich besachn.
Die Tochter ha ich wul bedacht,
Ja jhr sechs schelge Mark vermacht.
Sie hat jhr ausgedingt dazu,
Zwo Ziegen vnd ein melcke Kuh, 90
Zur Hochzeit vnd zum Betgewandt
Halb hundert marck pelchä sein benant,
So viel du nimmermehr bequemst,
Wenn du gleich ein Stadt strintze nemst.
Du nembst sender. 95

Pamphilus ist damit noch nicht zufrieden.

Corydon: Mein Kerls, ich ha der Kinder mie,
Ich kan nicht sehn allein auff sie.
Du kanst ja deine Hand bederbn,
Das du auch kämpst zu eigen vnd erbn.

Pamphilus und Aselgia bitten den Vater um mehr Aussteuer.

Corydon: Die Stiff Mutter hat all die kröck, 100
Für der ich mich nicht gerne röck.
Doch wil ich selbs ein Ochsen brengn,
Der lang nicht hat gezogn an Strengn.
Vnd wil denn zur Stieffmutter sprechn,
Ich wöl dir jhn am Geld abrechn. 105
Zur halben mastig ist ha schun.
ha es sender.

Aselgia: Ey Vater, habt jhr denn kein Hun?
Corydon: Wert jhr euch ack wul lossen an,
So solt jhr wul ein Vater han. 110
Ich wil kummen manchmal geschlichn,
Vnd euch in ewrem Haus besichn.
Da woln wir vns zum Ufen setzn,
Vns mit eim guten Trunck ergetzn.
Kein Pfennig sol es euch gestihn, 115
Es sol aus meinem Beutel gin.
Daheimen Trinck ich nichts als Born,
Sonst hab ich der Stiff Mutter zorn.
Der Born hat wul ein guten safft,
Doch ist darin geringe krafft. 120
Wenn ich einmal in Kretschem lauff,
Vnd mir ein Kenlein Bier kauff,
Ich halt, sie mich wilkommen heist,
Wünscht, das mich hul der böse Geist.
Sie sagt, ich hab sie nicht bedacht, 125
Vnd meinen Kindern als vermacht.
Drumb sie so hefftig kratzt vnd krimt,
Vnd als in jhr verwahrung nimt.
Davon wird mir das mein entzogn
Vnd werden meine Kinder betrogn. 130
Solt ich mir denn am Leib abbrechn
Vnd nicht zuweiln ein trinckel zechn,
So thet ich euch vnd mir vnrecht,
Mich vor der zeit zu Grabe brecht.
Doch wil ich alles nicht verzehrn, 135
Mein Gütter könn mich wul ernehrn.
Vnd wenn ich dann einmal werd sterbn,
Ein gut stück Brot werd jhr ererbn.

II 5:

Corydon hat gleich Einkäufe zur Verlobungsfeier gemacht:
Corydon: Ich ha vmb sechs pölchn Seml gekaufft,
(Corydon hat Semmeln in Armen)
Vnd het mich balde drübr geraufft. 140
Ich sait, die Semmeln sein zu klein,
So saiten sie, so las sie sein.

Wilt du sie nicht, so las sie liegn,
Sie werden ein andern Kauffman krign.
Ich schultetst heut, was solt ich sain, 145
Ich must sie zum verlöbnis haiu.
Ich wer viel mie noch müssen gen,
Dieweil die zusag ist geschen.
Ey Schweinen Brätel oder siebn,
Sein in eim rischen nein geriebn. 150
Man keufft ey beßle vmb ein Biemn,
Das es so dünne wie ein Riemn.
Vor Bier werd ich müssen gen
Mie als ein weissen oder zehn.
Vorwar man geb ein neigle Bier, 155
Das ich im Trunck erschreck dafür.
Ich söl auch was von Weine schenckn,
Wie jederman wul kan gedenckn.
Ey sieben Pöchel für ey Quart,
(Sol am Barte streichen)
Das es zu tewr bey meinem Bart. 160
Doch geh ichs gern, es ligt nischt dran,
Dieweil mans mus zu Ehren han.
Ey Ey, was dings wirds noch gestin,
Biß das die Braut zur traw wird gin.
Dem Weib darffs ich nicht halb bekenn, 165
Sie söl mir sonst den Bart auskemu.
Drey schälge Thaler ha ich gespint
In Balcken, das sie key Mensch find.
Ich ha traun sorg, sie müssen fort,
Biß ich das ding bring auff ein ort. 170
Doch wil ich sie wul wieder krign,
Die Bürger wil ich auch betrign.
Wenn ich breng Korn vnd Gerst herein,
Keß, Butter, Hüner, Gänß vnd Schwein.
Da kömt vorwar des Bawers Keul 175
Gar tapper auff des Bürgers Beul.
Schlimp wieder Schlimp, so mus maus machn,
Wer sich wil in der Welt besachn.

In diesem Augenblicke kommen Tobias und Asarias (der Engel Raphael).

Asarias: Glück zu mein Man, was machstu hier?

Corydon: Do wart ich für des Ragels Thür. 180
Asarias: Auff wen, mein Man, sag mirs doch an?
Corydon: Mey Kerles, was geh ich dich an?
Doch das dus weist, ich wart allhier
Auff meine Tochter. Tobias: wo ist sie?
Corydon: Sie dient ey dem Haus ey halb Jar, 185
So dünckt sie, als werns zehn vorwar.
Asarias: Wieso, was mus für vrsach han?
Corydon: Die vrsach weis ein jederman.
Das Teuffel Asmo drinne wohnt,
Nun hot has Haus bald angezont. 190
Darnach legten sies off die Mayt,
Ich halt sie grein, do sie mirs sayt.
Sie sat sender.

Asarias gibt der Magd die Schuld:

Corydon: Wer hat jhr[1]) denn die Menur erschlagn?
Gros wunder, das sie auch nicht sagn,
Mein Tochter ha sie hingericht. 195
Tobias: Behüt mich Gott, da frey ich nicht.
Corydon: Je mey Kerl, was wilst du dich zeihn,
Das du dir wölst das Weib derfreyn;
Denck, jhr sein ey der erste Nacht
Wul sieben Männer vmbgebracht. 200
Es wer viel besser, das dus list,
Weil du ey hisch jung Blüttel bist,
Sich, hestu mir mein Arm zuschlan,
Das ich sie müst am Halse tran,
Vnd hest mir so zudroschn den Kopp, 205
Das ha kling wie ey hole Topp:
So könt ich dirs doch rothen nicht,
Ich ließ die Braut han all die Gicht.

Asarias sagt, der Teufel Asmod habe die Männer erschlagen, nicht Sara.

Corydon (zu Tobias): Ich sey nicht, Es ders Leben feyl,
So thu derzu, versuch dey Heyl. 210
Der Asme kan dich auch erwürgn,
Du hast so wing alß jene Bürgn.
Darzu say ich der von der Braut,

[1]) Sara, Raguels Tochter und Braut des Tobias.

Sis ey gotz herbe biese Kraut.
Du sollst dem Teuffel bein Horen krign. 215

Asarias zeiht den Bauer der Lüge:

Corydon: Mein Tochter kömt, was giht michs an,
Hier kömt des Bawren Tochter: Ad filiam:
Horch, der wil des Herrn Tochter han!
Wir sein Affen, das wir hie stin,
Kom las vns in die Garküch gihn.

IV 4:

Anlässlich der Verlobung seiner Tochter hat sich Corydon einen Rausch angetrunken:

Corydon: Vorwar, der Trunck hat mich erschlichn, 220
Ich wer mir en Geferten süchn,
Der mich vffn Wege fort kan treibn,
Ich möcht süst leichtlich liegen bleibn.
Der Bawer mus taumeln.
Ey Tronckner mus die Lofft vermeidn,
Die Lofft den Tronck wil gar nicht leidn. 225
Wenn man beim Tronck sich nüchtern dünckt,
Kömt man naus, bald man hinckt vnd sinckt.
Do ich noch tranck, do war mir wul,
Mich docht ich wer key bessel ful.
Itz kann ich kaum offn Füssen stin, 230
Ich weis nicht, wie ich heim sol gin.
Hett ich itz hinne Wahn vnd Pferd,
Das wer vorwar ey gut Geferd.
Itz kommet Menalcas.
Mein Nachbar Nelcke kömt mer recht,
Vorwar ha hot auch ern gezecht. 235
Gefatter Nelck, en gude Morgn!
Corydon solt husten.

Menalcas: Wie eß der, welstu doch derworgn.
Es hot sich marster wul gemorgt,
Förn Seiger hastu nicht gesorgt.
Sich doch, die Son gar nidrig stiht, 240
Das sie gar bal zu goulde giht.
Dyt (?) Marg man jtz leuten wird,
Du hast dich ey der Zeit verirt.

Gefatter, wo hastu gesessn?
Corydon sol aber husten vnd krölpsen.
Du host fett schweine Fleisch gefressn, 245
Vnd host kalt ding bald drauff gesoffn,
Corydon: Gefatter Nelck, du hosts getroffn.
Rot nu, das hastu schon derrotn,
Wie safftig worn die Schweinen Brotn.
Menalcas: Gefatter menner, sa mer recht, 250
Wu hastu dich so full gezecht?
Corydon: Mein Tochter ha ich heut verthon,
Rodt, was michs wird gestanden hon.
Menalcas: Das wirstu selbs am besten wissn.
Corydon: Ich wer ders ack erzehle müssn. 255
Der Garkoch wul acht biem bekam,
Darzu ich auch drey Herig nam
Vnd kaufft auch vmb 6 pelche Wurst,
Ey wie hot mich doch druff gedurst!
Drüm ha ich ausgegän für Bier, 260
Ich glaub ein Dotgen oder vier.
Vorwar, die jauche war nicht arg,
Ich fühls im Heut, sie war gar starck.
Sechß pelche gab ich aus für Semmeln,
Noch kont die Tochter so sehr bemmeln, 265
Das ich noch Wein derzu liß huln,
Do macht ich lostig jhren Buln.
Menalcas: So gibstu dey Kind ey die Stad,
Was toug doch drein ein Bauer Mad!
Sie werd ack müsse Eule sein, 270
Doch wie du wilt, das Kind es dein.
Corydon: Mein Tochter es nicht grob vnd faul,
Se hat vorwar auch Zeen im Maul.
Fürn Börgern wird sie sich nicht schemn,
Se lest er sist nicht leichtlich nemn. 275
Menalcas: Noch siste gleichwuhl, wiß zugiht,
Key Pauer ey der Stat bestiht.
Die Huffart es ju gar zu gruß,
Der Bawr des Börgers Narr sein muß.
Sie dencken, sie verstins allein 280
Vnd vnser einer sey ey Schwein.

Vor zeiten war es ju nicht su,
Do wahr auch guter fried vnd ruh.
Die Junckern hattn die Börger lieb,
Itz heissens Hurnsen, Schelm vnd Dieb. 285
Die Bürger hieltens mit de Baurn,
Itz heissens röltz vnd grobe Laurn.
Do es kein fried noch einigkeit,
Kein trew, lieb noch gerechtigkeit.
Der vorthel es bey jederman, 290
Eis plogt das ander, wu es kan.
Ein jeder helt vil von seim plundr,
Werds su gut wern, so hot michs wundr.
Du west wul, was sayt vnser Pfarr,
Das vnse Grußnen ey Bauer wahr, 295
Ein Bäuern vnser grusse Muttr,
Die gobn den Kühen selber futtr.
Etz thun Börger vnd Edelleut,
Als hetten sie ack Perlen heut,
Vnd wir wern ack allein aus Erdn, 300
Drümb achten sie vns gleich den Pferdn.
Wenn wir sie nicht helffn all dernehrn,
So würden sie gar lang nicht zehrn.
Offm Pflaster wechst traun nicht gar viel,
Vom Ackr vns Gott dernehren wil. 305
Jedoch so mus en ordnung sein,
Das wir nicht lauffen wie die Schwein.
Wenn nicht im Dorff ein Juncker wer,
Vnd ey der Stadt ey Bürgmeister,
Su thet ein jeder, was ha woll, 310
Eis macht das ander tomb vnd toll,
Keis für dem andern fridlich säß,
Ich hal, das eis das ander fräß.
Drumb sols wul sein em gantze Land,
So gönn man jederman sen Stand. 315
Wenn die gramhafftig weiß ack thet
Vnd keis das andr zum Narren het.
Corydon: Gefatter, du redst wul von sachn,
Du wirst mir arst gedancke machn,
Ob ich mach Hochzeit ey der Stadt. 320

Menalcas: Machs wie du wilt, dei Hertz dei Raht;
Wer ich wie du, ich thet es nicht,
Du sichst wul, wie man vns anficht.
Solstu dein Volck gar brengen rein,
Sie müsten Eule Spiegel sein, 325
Die Börger hettn gän Affe feil,
Sie würden vns gän vnser theil.
Drumb magstu wul daheime bleibn,
Vnd ey der Stad nicht huffart treibn.
Offm Dorff bistu bey dem Gespan, 330
Do dich key Bawer tadeln kan.
Do mögen wir en Krätschem gin,
Vnd Tantzen bey dem lichte Kin.
Do können wir vns tapffer freen,
Gar biß die Hann gen Tage krehn. 335
Do führt denn hüsch bey Monde schein
Ein jeder Hans sein Grittel heim.

Corydon: Ja libr Gefatter, du redst wul,
Ich bin ju gar zu stöckne ful.
Ey Ey, wie dröckt michs vmb die Brost, 340
(Sol husten)
Ich hal, sis mer so von der Worst.
Es wol (?) mir, lieber, gämlich sein.

Menalcas: Gefatter, thu nicht we ein Schwein.
Sich doch, mey Kerl, wie taumelstu,
Geh heim vnd leg dich an die ruh, 345
Vnd schloff die tole tapffer aus,
Kom, ich gih mit dir biß förs Haus.
Wie weltu bey dem Weib bestin,
Ich hal, es wird dir vbel gin.

Corydon: Es gih, wis kan, ich mus derleidn, 350
Sie werd mir ju nichts heut abschneidn.

Judith.

Schlesisch sprechen die Bauern Mogetus und Agricus, die Bäuerinnen Thestilis und Agatha, und Phidomenus, ein „Filtziger Bawer“. Sie treten in II, 5 und V, 3 auf. Inhalt: Schilderung des Kriegselends.

II 5.

Mogetus: Ey liebes Weib, wie grusses Leidt
Han wir erlebt in dieser zeit;
Wir müssen immer sein gerüst,
Das Land jtz voller Landsknecht ist,
Die fressen vns vorm Maule weg 5
Brodt, Kese, Butter, Fleisch vnd Speck.
Tregt man jhm nicht bald vf den Tisch
Nach jhrem Willen Fleisch vnd Fisch,
So gihn sie flugs selbs ey den Stall,
Beseln die Schoff vnd Rinder all; 10
Was mager ist, das bleibt wul stihn,
Das Fettest mus flugs mit jhn gihn,
Da worffn sie die Haut davon,
Das Fleisch gar vbel wird verthon.
Es werd sender.
Thestilis: Gott wirds erbarmn em Himmel drübn 15
Was an vns thun die bösen Bubn,
Mein Gäns vnd Hüner sein verthan,
Itz greiffen sie der Tauben an,
Sie schiessen sie vom Dach heruntr,
Wens Hauß anbrant, das wer kein wundr, 20
Ich hat ein gantz schock Hüner gihn,
In eim Tag warn sie halb dohin,
Die andre ich (in) Backoffen steckt,
Dofür ein stuß Holtz tapper legt,
Dozu hatt ich gethon den Han; 25
So bald ha fing zu kreen an,
So warn die Hüner all verrothn,
Sie sein schün allzumahl gebrotn.
Zwelff Botter Topp, zwu tonnen Käß,
Hatt ich, die warn gar schün vnd äß; 30
Die han sie mir all abgebocht,
Vnd sein schier alle durchgebrocht.
Sie wälu Ack Wein vnd Bier sanfn,
Vnd wirdt doch alles verthon mit haufn.
Wenn man jhn gleich gibt, was man hott, 35
So treiben sie ack draus den Spot.
Sie sprechen: Wir sein Wirdt em Hauß,

Was Hauß est, mag sich backen draus.
Wu solch Wesen soll lenger wehrn,
So bleibet vns nicht mehr zu zehrn, 40
Sie müssen mit vns hunger leidn,
Ich hal, das söl vns brengen Frewdn.
Agricus: Hör Agath, was die Thestel sayt,
Wie gar Gots jämmerlich sie klayt,
Gihts jhn doch ärger, als vns giht, 45
Wie wuls bey vns nicht köstlich stiht,
Möcht eim doch wul das Hertz zubrechn.
Agatha: Ey kumt, wir wollen sie ansprechn.
Agricus: Glück zu Gefatter am Ober End,
Wie gihts euch itz bey dem Elend? 50
Mogerus: Es giht nicht wul, das Gott derbarm,
Key wunder wers, vnß freß der Harm;
Was wir han ey viel Jarn erworbn,
Das es ey kurtzer zeit verdorbn;
Wenn vns drum brecht Wassr oder Fewr, 55
Der schluß oder sterben Vngeheur,
Su musten wirs ja su vergessn:
Ey su hans bise Leut gefressn,
Denn man key wörtle sagen thar,
Das frist vnd bittert immerdar. 60
Agricus: Ich vnd mey Weib han zugehort,
Ey langes vnd ey breittes dort,
Wie jhr hat vbers grüsse Leidt
So sehr geschrien alle beidt.
Mogerus: Wie stihts bey euch? hat jhr dech rhu? 65
Agricus: Was rhu? Es stiht auch su vnd su,
Das Vnglück es itz gar gemein,
Drum klait so sehr grus vnd auch klein,
Doch könn wirs noch äsu derleidn,
Ob wir schon nicht han grosse Freudn, 70
Der Fänrich es ey vnserm Hauß,
Der thut jhm wie die Katz der Maus,
Er legts jhn zäh vnd es jhn fest,
Dasselbig ist dech vns das best.
Er es ey Kerl, jhr glaubts ack nicht, 75
Wie hä sey thun so wul verricht:

Die Landsknecht müssen fridlich sein,
Sist schlet ha mit sem Knöttel drein.
Agatha: Ju, lieber man, das es wul wohr;
Subald hä aber kömpt fürs Thor, 80
So sein die Landsknecht gar zu toll,
Zumohl wenn sie sein stöckne vol.
Nun wahr der Fänrich auch nicht do,
Do worn die Landsknecht hör vnd froh,
Ich hal, es ging bund vber eck, 85
Sie worn doch alle wie die Böck,
Ich mags reden, semmr all die Feifl,
Sie warn nichts anders als die Teufl:
Wie wir vns legten ey die Kammr,
Da wehr bal worden grusser Jammr: 90
Mey man lag still vnd sanffte schlieff,
Ein Schelm die Kammer starck vf lieff,
Setzt jhm die Wehr bloß an die Brust,
Wolt mit mir büssen seine lust.
Da sprang ich eylends aus dem Bett, 95
Zwe scharffe Messer ich da hett,
Die fast ich bal zu beyden Händn,
Hets jhm gestussen ey die Lendn,
Derweil der Man dergreiff den Spieß
Vnd traff jhn, das hes bleiben ließ. 100
Wie nun der Fähnrich wieder kam,
Vnd vnser grusse Klag vernam,
Dem Kerl thet hä en Possen reissn,
Er ließ jhn schlagen ey die Eisn;
Do worden alle Landsknecht still, 105
Vorwar, der bösen Straff schafft viel.
Thestilis: Je lieb Gefatter, das es gut,
Wenn alle hetten sölchen Mut,
Vnd wenn die Heutleut hielten Schotz,
So blieb dahinden mancher Trotz; 110
Bey vnsern Nachbarn es nicht su,
Sie hen zu Tag und Nacht necht rhu;
Der Oberst selber ist nicht frumb,
Ist Gottloß, Vnkeusch, Schlimm vnd Krumb,
Drumb sein die Knechte gleich wie er, 115

Sie haben wieder[1]) Zucht noch Ehr,
Sie fluchen eckel Schlapperment,
Mit Sternen, Tonnen, Element,
Mit Wunden, Martern, Kreutz vnd Leidn,
Gott lestern ist jhr beste Frewden, 120
Es sey gleich Abend oder Morgn,
Vmb Gott den Herrn sie nicht viel sorgen,
Kein beten geht aus jhrem Maul,
Sie fressen wie ey Hund vnd Gaul.
Sie sprechen: kein Saw frist vnd bet, 125
Vnd werden gleichwol groß vnd fet;
Ist gleich ey Ding nicht halb gekocht,
Noch han sie alles wul gemocht.
Sie sprechen, sie han stehlern Magn,
Wer kochts den Wölffen?, sie auch sagn, 130
Sie schlogen Schloß vnd Kasten auff,
Do sehn die Huren fleißig drauff,
Das sie erwischen bares Geldt,
Vnd sünsten, was jhn wul gefelt;
Ein Mensch sie halten wie en Hundt, 135
Do werd manch frum Mensch sehr verwundt.
Manchs wird auch heimlich gar derschlayn,
Wers hat gethon, kan niemandt sayn.
Sie treiben mit dem Fraw Volck schand,
Key Weib eß sicher of dem Landt. 140
Drumb, lieben Männer, thut derzu,
Schafft euch, auch Weib vnd Kindern rhu,
Wir könns die lenge nicht so endn,
Ihr must zusehn, wie jhrs könt wendn,
Ihr must mit eysern Flegeln dreinschlagn. 145
Agatha: So müstn sie ihr Leben wagn,
O lieben Männer, rückt euch nicht,
Glaubt mir nur, das jhr nischt ausricht,
Ihr macht ack viel ein ärger spiel,
Wüst jhr denn nicht das Sprichwort gutt: 150
Viel Hunde sein der Hasen Tudt?
Drumb setzt ack still vnd hat gedolt,
Gedenckt, das wirs han su verscholt.

[1]) Soll wohl heissen: weder.

Thestilis: Ihr hat gut reden, lieb Gefattr,
Das macht, jhr kent nicht vnser Tatr, 155
Wer vnser Volck in ewern Hauß,
Ihr schlügt sie mit Mistgabeln aus;
Der Fehnrich helt euch wul den Rückn,
Das jhr euch necht für jhm dörfft bückn,
Glaubt mir gewißlich, wenn ha thet, 160
Ihr werdt wul sehen, was jhr het.
Agatha: Ey, sie sein ju nicht all a su,
Manch Knecht lest jeden wul zu rhu,
Er beth vnd singt, sich frömlich helt,
Der bösen weiß jhm nichts gefelt. 165
Thestilis: Schweig still, die Wort kan ich nicht hörn,
Ich says bey meiner Trew vnd Ehrn,
Sie sein all vber eine Leist,
Den keiner gar viel guts beweist;
Ist einer gut, so seins all gut, 170
Denn einer wie der ander thut,
Söln sie noch lenger stelle lign,
Vnd sie nicht irgendt pöffe krign,
So könn wir selbs im Land nicht bleibn,
Weil sie so gar grus Wesen treibn; 175
Drumb seht, das man sie all erschlegt;
Denn weil sichs Vngeziefer regt,
So es im gantzen Landt kein rhu,
Drumb thut man gleich mehr bal darzu.
Mogetus: Nun liebes Weib, thu doch gemach, 180
Sie sein zu stark, wir sein zu schwach,
Kömts ack darzu, wie [1]) weln sie dreschn,
Sie allzumahl zum Landt naus Preschn.
Agricus: Ich het wohl selber solchen Sinn,
Das man sie schlüg fürn Geyer hin. 185
So han wir jhr zu viel daheim,
Ihr Hundert ist gegn vnser eim,
Sie fressn vns, wern wir gekocht,
Drumb hilfts nicht, das man schnart vnd pocht.
Agatha: Ihr lieben Menur, euch nicht vermest, 190

[1]) Wohl statt: wir.

Seht zu, das jhr nicht Gotts vergest,
Von Gott kömpt das gross Vnglück her,
Des Zorn ist eyfrig hart vnd schwer.
Wir habens mit der Sünd verdint,
Drumb wers zeit, das man jhn versühnt; 195
Wie siht man doch sey liebes wundr,
Wie es geht ey der Welt jitzundr;
Es ist kein Gottesfurcht im Landt,
Der Aberglaub es keine Schandt,
Man flucht, man schilt, man lestert Gott, 200
Sein Wort man höret an mit spot,
Ey iglichs wil sem Kopp nach lebn,
Auff die Fürstehr kein Brücklen gebn,
Wie grus es Haß, Grol, Zorn vnd Neid,
Man find kein Lieb noch einigkeit. 205
Wie es die Hoffart so gestign,
Die alden muster bleibn lign,
Man mus all Jar was newes han,
Mit spielen nehrt sich mancher man,
Man frest vnd seufft, man Bubt vnd Hurt, 210
Welch luse Leben wirdt geführt,
Niemand wil mehr barmhertzig sein,
Was man derwischt, das steckt man ein,
Manch Mensch leugt, das die Backen bign,
Der fromb kan bald ein Schandfleck krign; 215
Wenn solche Sünden strafft der Pfarr,
So heists, wie tollert vnse Narr,
Solch ding siht alles Gott der Herr,
Dann er wirdt vns die Straff so schwer,
Drumb sollen wir vns all bekehrn, 220
So wird Gott vnsern Feinden wehrn.
Thestilis: Ja lieb Gefattr, ses alles wohr,
Dus wir solln Busse thun zuvor,
Doch mus man auch den Kerles wehrn,
Die vns stihn noch Gut, Leib vnd Ehrn. 225
Fürwar, wenns bey mir stünd allein,
Ich schlüg mit beyden Feusten drein,
Vnd hielff sie all zum Land naus treibn,
Sollt ich gleich of dem Platze bleibn.

Agricus: Ey Thestel, komm, es ist huch zeit, 230
Das Volck vns vberm Halse leit,
Wer weis, was sie derweil anfangn!
Thestilis: Mit jhm merd[1]) ich vorwar nicht Prangn,
Ich wolt, das sie all holt der Bock,
Wern jhr gleich hundern[2]) tausent Schock. 235
Agatha: Ey, besser wers, wern sie bekehrt.
Thestilis: Ihr keiner solchs von Gott begehrt,
Mogetus: Vielleicht wird man sie ferner führn,
Do sie ey theil die Häls verliern.
Agricus: Zu guder Nacht bewahr euch Gott, 240
Mogetus: Der helff vns doch von dieser Noth!

V 3.

Entimus, ein „Ehrlicher Bürger“ und Philodomenus, ein „Filtziger Bawer“. In der Mundart spricht der Bauer. Klagen über die Kriegsnot.

Entimus fragt den Bauer, wie es ihm bisher gegangen sei.

Philod.: Gegangn? Ich woll, sie wern gefangn,
Die vns han vbern Hals gelegn,
Der Lutzel sprech jhn flugs den Segn,
Sie han vns haussn schier all derschlayn, 245
Dorüber dürfft jhr drin nicht klayn;
Ihr wahrt fest ey der Stadt verschlossn,
Sie musten euch zu fride lossn.
Sie musten ser.

Entimus behauptet, dass man in der Stadt mehr als draussen zu leiden gehabt habe.

Philod.: Das glaub ich nu noch nimmermehr. 250
Wie kan das jmmer müglich sein,
Ich ha verlorn Ross, Rindt vnd Schwein,
Mein Kasten hau sie all durchsucht
Vnd han sich drüber wul zuflucht,
Sie suchen Gelt vnd fundens nicht, 255
Ich docht, jhr lieben Brüder sücht,
Die Vogel sein geflogen auß,

[1]) werd?
[2]) Soll wohl heissen: hundert.

Do han sie mich gemattert sehr,
Ich söll jhn sagen, wo Gelt wehr, 260
Ich docht, ich wil dirs doch nicht weisn,
Vnd solstu mich zu stücken reissn.
Sönst es mey Vorrath gar dohin,
Ich mus nu sehn, was ich gewinn.

Entimus: ausserhalb der Stadt hätte man den Soldaten reichlich zu essen gegeben und sie so beruhigt.

Philod.: Was sölln sie schunn, die luse Troppn, 265
Ich hal, sie kunten tapper hoppn,
Wenn man nicht thet, was jhn gefelt,
Manch Kerl sich wie ein tumb Mensch stelt.

Entimus glaubt, Philodomenus spreche von den Soldaten des eignen Landes.

Philod.: Ey ja, wenns wern die Freundt gewest,
So vns geschützt in vnserm Näst. 270
So wahrens Feind vnd Heidnisch Leut,
Ich gleub, sie hetten Teuffels Heut.
Viel vbelß habn sie vns gethon,
Ich kan ack nicht gnug sayn davon,
Ich bitt Herr[1]), vns von jhn erlöß, 275
Das zu vns kom wedr gutt noch böß;
Wie fein still ists in vnsern Hauß,
Nach dem die Kerls sein kommen drauß;
Wir wollen sein gar hertzlich frum,
Ack das söch[2]) Volck nicht wiederkum. 280

Entimus bittet ihn um Getreide.

Philod.: Sie han mich wul sehr ausgeplündrt,
Doch hat die Judith sie verhindrt,
Das sie mich nicht bestohlen gar,
Das Getreid nicht ausgedroschen wahr,
Ich ha des im Stru noch viel liegn, 285
Das wirdt nun müssen rausser flign,
Ich brengs sobald ich dreschen kan,
Ich mus doch wieder Pfenge han.

Entimus: Philod. solle mit ihm kommen.

Philod.: Fürwar, das mahl kans nicht gesein, 290

---

[1]) Gott.
[2]) sölch.

Ich ha noch vntern Leuten schult,
Nu ha ich lenger nicht Gedult.

Entimus: Philod. werde sein Geld doch nicht bekommen.

Philod.: Es hilfft nichts für, sie müssen dran,
Ich wil Gelt oder Börgen han. 295
Ich ha auch grüssen Schaden gelittn,
Wer schenkt mir was, wolt ich gleich bittn.
Doch wo sie mers verzinsen wehrn,
So wil ichs jhn auch borgen gern.
Ihr findets dasmahl nicht im Hauß.
Ohn Zins wil ich kurtz vmb nicht harrn, 300
Wenn sie gleich bittn, so wil ich starrn,
Eys Stadtbuch wil ichs schreiben lossn,
Sie möchten mir sist machen possn.

Entymus: Philod. solle die Schuld erlassen.

Philod.: Die Kerl han mir vor gnug verthon, 305
Drumb schweigt ack still, ich geh davon.

Erklärung einzelner Wörter.

I. Acolastus. Zeile 8: *Becke* (ahd. *bekko*) = Bäcker. DWb.[1]) I 1215: „(Dieses Wort) könnte sich vorfinden, obschon kein beleg zur hand ist". Hier haben wir einen Beleg. — Z. 13: *marten* im schl.W.[2]) nicht erwähnt; wohl = *maeren* (mischen), wozu schl.W. S. 60 ein subst. *maerte* verzeichnet. — Z. 25: *box jes*; *box* = *bocks* (gen. v. *bock*); viele Formeln des Scheltens und Verwunderns beginnen mit diesem gen., der von einem nachfolgenden oder zu ergänzenden subst. abhängig ist; vgl. DWb. II 202. — Z. 35: *zeidelbär*; dazu vgl. Heft XIII der „Mitteilungen der Schles. Gesellschaft für Volkskunde" S. 62. — Z. 41: *jait* = jagd? DWb. IV 2, 2250; Schmeller I 1201. — Z. 46: *Rackn;* subst. *Racken* im DWb. nicht erwähnt; vielleicht = *recke* (*recken*), das auch als Scheltwort gebraucht wurde (DWb. VIII 444); vgl. engl. wretch. — Z. 51: *gespan* (ebenso mhd.) = Gefährte, Genosse. — Z. 83: *lawr* (mhd. *lûre*) = Schelm; vgl. schl.W. 51. — Z. 95: *hatschen* = Enten, vgl. DWb. IV 2, 558; der Name wahrscheinlich von dem eigentümlichen Gange der Ente

[1]) Deutsches Wörterbuch.

[2]) Weinhold, Beiträge zu einem schles. Wörterbuche, Wien 1855.

gebildet, wozu vgl. das verb. *hatschen*: schl.W. 33. — Z. 99: *Jodl*, Kosename für Joseph; noch heute hört man auf dem Lande: *Josl*. — Z. 109: *lechn*, verwandt mit lecker = Maulredner, Schmarotzer, Schlingel (?). — Z. 113: *zents rumb*; *zents* = *zends* ist gen. adv. von end(e) und bedeutet: bis zu Ende, ganz; vgl. schl.W. 17. — Z. 121: *vnbeschnaupert;* vgl. DWb. I 1587 *beschnaubern* = beriechen. — Z. 130: *brückle* = brickel = Bröcklein, schl.W. 12. — Z. 154: *nemrig* = nimmer. — Z. 157: *marter* (*marster*) eigentlich = Marter; bei Flüchen, Beteurungen in der adverbialen Bedeutung: sehr (DWb. VI 1680). — Z. 163: *niefeln* (*niffeln*) = reiben (schl.W. 65); vgl. Schmeller [2] I 1731. — Z. 169: *sparn* = *span*? *einen sparn* verlieren; vgl. dazu die heutige Redensart: einen Span haben — nicht recht gescheut sein. — Z. 177: *geschwopne full;* vgl. dazu schl.W. 88: *schwappen*, *schwuppen*, *schwuppern* (von Flüssigkeiten, die klatschend an den Rand schlagen). — Z. 195: *zacken* (*zocken*, schl.W. 110) = ziehen, zupfen, necken, scherzen, namentlich mit Frauenzimmern; schon mhd. in diesem Sinne gebraucht (*zocken*, *zecken*). — Z. 196: *geyder* = *geier*; d ist unorganische Einfügung, vgl. *hinder* (Hühner); DDF. S. 76 [1]); hier Schimpfwort. — Z. 202: *beign* = beugen? — Z. 212: *tock* (ahd. *tocka*) = Puppe; liebkosend häufig in Schlesien gebraucht (schl. W. 98). — Z. 217: *lützel* = Teufel. — Z. 244: *domaschke sackleimt*; *domaschke* = Damast (Damask), Zeug aus Damaskus, von Leinwand (*leimt*).

II. Tobias. Z. 11: *ind* (*ern*) = immer; über dieses Füllwort vgl. DDF. S. 143. — Z. 12: *gehötr* = *geheuer*, *geheier*, das wieder zu *geheien* gehört, einem alten Worte mit merkwürdiger Geschichte und mannigfacher Bedeutung; hier etwa = Kummer, Ärger; vgl. DWb. IV 1, 2, 2340. — Z. 15: *stadtleitschen; leitsche (leutsche)* = Hündin, liederliche Dirne, verächtlich auf Weibspersonen (DWb. VI 850). — Z. 23: *zottn* etwa = traurig, niedergedrückt sein (= mhd. *zoten*, in zotten niederhangen (?)). — Z. 28: *gedrot* (mhd. *gedrâte*) = nhd. gedrat, schnell, eilig, alsbald (DWb. IV 1, 1, 2038); indes diese Bedeutungen passen hier nicht, wo das Wort nach dem Zusammenhange etwa die Bedeutung: schlau, klug zu haben scheint. — Z. 31: *Marig* (got. *Mârja*) = Maria. — Z. 40: *biertigl;* dieses Schimpfwort (= Säufer) ist im DWb. nicht erwähnt. —

[1]) Weinhold, Über deutsche Dialektforschung . . ., Wien 1853.

Z. 51: *anlog* = Anlage. — Z. 66: *fitzn*, verb. zu subst. *fitze* = Faden; also etwa = in die Netze fangen, umgarnen; vgl. DWb. III 1695; schl.W. 21 verzeichnet nur *verfitzn* = die Fäden verwirren. — Z. 88 *sechs schelge (schilge) marck;* ein *schilk* oder *schilcher* hiess in Schlesien ein Dutzend (Palm: Neudruck der Geliebten Dornrose, S. 36). — Z. 92: *pelchä;* Diminutiv, vgl. mhd. *pfellel*, feines Seidenzeug, Gewand, Decke u. dgl. — Z.: 93: *stadtstrintze* = ... *strunze;* im verächtlichen Sinne auf Frauenzimmer gebraucht (schl.W. 95). — Z. 99: *bederbn* = mhd. *biderben*, nützlich sein (intr.) und (trans.) nützen, nützlich machen. — Z. 100: *kröck* (ö wegen des Reimes; sonst *krack(e)*) eigentlich schlechtes Stück Vieh, dann Scheltwort (Weinhold, Holteiglossar S. 116). — Z. 106: *mastig* = feist, fett (DWb. VI 1718). — Z. 127: *krimen* = kratzen (DWb. V 2305). — Z. 144: *kouffmann:* hier der Kaufende, nicht der Verkaufende. — Z. 150: *in eim rischen;* vgl. schl.W. 78: *in einem reschen* = rasch (risch). — Z. 151: *biemn (boemen)*; noch heute gebräuchlich. — Z. 159: *pöchel* = ? — Z. 167: *spinen* = *spinden (spünden)* = mit Spund verschliessen, überhaupt: verschliessen, verstecken; vgl. Heyne, Deutsch. Wörterbuch III, 727. — Z. 177: *schlimp* (Schlimmheit). — Z. 192: *grein* (mhd. *grinen*), (weinend) den Mund verziehn. — Z. 202: *hisch* (hübsch). — *blüttel*, dimin. v. Blut. — Z. 203: *zuschlan*; über *zu* für *zer* im schles. Dialekte vgl. D. D. F. S. 57. — Z. 214: *gotz*: Beteuerungsformel, eigentlich gen. *von Gott.* — Z. 232: *wahn* = Wagen. — Z. 234: *Nelcke* = Menalcas. — Z. 238: *gemorgt* = gemerkt? — Z. 242: *sie* (die Sonne) *gar bal zu goulde* (Golde) *giht;* in der Grafschaft Glatz heute noch die Redensart: *die Sunne giht ei Gôle.* — Z. 244: *krölpsen* = krülpsen (DWb. V 2438) und rülpsen (DWb. VIII 1477); hörbar aufstossen, ructare. — Z. 261: *ein dotgen* = nd. *dütjen*, Heller. vgl. *deut*, das heute noch in Schlesien gebräuchlich zur Bezeichnung von Geringwertigkeit: z. B.: er ist keinen Deut wert. — Z. 265: *bemmeln* (bimmeln, bammeln), hier = bitten. — Z. 285: *hurnsén* = Hurensohn, Schelm. — Z. 287: *röltz (rülz;* DWb. VIII 1478) eigentlich = das Aufstossen; übertragen: ungebildeter Mensch. — Z. 316: *gramhafftig*(*keet*), Missgunst (Weinhold, Holteiglossar 110). — *weiss thet* = weise handelte (nämlich die Missgunst); im Zusammenhange = aufhörte. — Z. 333: *kin* = Kienholz, das zum Leuchten diente *(kienspan)*. — Z. 337: *Grittel* = Gretel, Gretchen. — Z. 339: *stöckne ful* = stock-

voll, stockbetrunken. — Z. 342: *gämlich* = wunderlich, seltsam, unbehaglich (schl. W. 25). — Z. 346: *tole* = Betrunkenheit (eigentlich Tollheit); noch heute gebräuchlich.

III. Judith. Z. 30: *äss* (mhd. aeze) = essbar; in Schlesien auch in der Bedeutung: schön, angenehm (DWb. I 590). — Z. 49: *Gefatter am Ober End*: wohl zu ergänzen: des Dorfes. — Z. 56: *der schluss* = Schlossenregen. — Z. 84: *hör* = mhd. *hêr*, stolz, übermütig. — Z. 87 = *semmr* = mhd. *sam mir*; ellipt. Beteuerungsformel: bei Gott! u. ä. — *feifl;* entstanden aus*: feu (pfui)* verfl(ucht) (?). — Z. 109: *heutleut* = Hauptleute. — Z. 117: *schlapperment,* in Verwünschungen gebraucht; verhüllende Entstellung von *Sakrament* (DWb. IX 488). — Z. 156: *tatr,* eigentlich = Tartar (schl. W. 97); die Erinnerung an die schreckliche Tartarenzeit lebte im Volke fort; hier bedeutet das Wort in übertragenem Sinne überhaupt: Leiden. — Z. 214: (der Mensch) *leugt, das die backn* (wohl = *balkn*?) *bign*; noch heute besteht die Redensart: er schwindelt, dass die Balken biegen. — Z. 301: *starrn* = starr, unerbittlich sein.

Schlesische Flurumzüge, besonders das Saatenreiten.

Von Dr. Kühnau.

Nur einmal im Jahre hörte ich es, das uralte Glöckchen der Begräbniskirche zu Patschkau, der ältesten Kirche des Städtchens. Früh gegen sieben Uhr, am Montage vor Christi Himmelfahrt, hallte es wie eine wiederkehrende Stimme der Vergangenheit über die Gräber, die Gärten, die Felder, und bald darauf klangen die Töne des Gemeindegesanges den Neisser Berg herauf, denn die Bittprozession zog hinauf zum „hl. Rochus“. Die Schulen mit den Kirchenfahnen, der Geistliche im Rochett, das Kruzifix vor die Brust haltend, und wer Zeit hatte von der Gemeinde, meist Angehörige des weiblichen Geschlechts, zogen unter feierlichem Litaneiengesang hinaus ins Freie, wo die ersten Felder an die städtischen Grundstücke grenzten. Die Prozession galt dem Segen der Felder, Misswachs und Teuerung sollte dem kommenden Jahre fernbleiben, Gedeihen der Feld- und Gartenfrucht und gute Ernte herabgefleht werden durch die Gebete der Teilnehmenden. In

einem Städtchen, wo ein nicht unerheblicher Teil der Bevölkerung noch selbst den Garten und Acker baut oder zu gemütvoller Anteilnahme am Gedeihen der Feld- und Gartenfrüchte durch täglichen Augenschein veranlasst wird, verfehlt eine solche Bittprozession noch immer ihren Eindruck nicht, und es folgen ihr die Wünsche auch derjenigen, die irgendein Geschäft vom Mitgehen abhält. Am Dienstag und Mittwoch wiederholt sie sich, aber sie schlägt nach zwei anderen Richtungen ihren Weg ein.

Diese noch allenthalben in katholischen Gegenden Schlesiens abgehaltenen Bittgänge an den drei letzten Tagen vor Christi Himmelfahrt sind uralt. Pfannenschmid hat sie in seinen „Germanischen Erntefesten" bis in heidnische Zeit zurückgeführt. Die im Indiculus superstitionum (um Mitte des 8. Jahrh.) enthaltene Kapitelüberschrift: De simulacro, quod per campos portant wird als der Hauptbeweis alter Flurumzüge mit Umtragen des Götterbildes bei den Deutschen angesehen. Die Kirche hat die Idee dieses Bittganges zu dem ihrigen gemacht und mit Abstreifung des heidnischen Wesens in eine christliche Kultusübung umgewandelt Die Zeit, in der diese Umzüge abgehalten wurden, ebenso auch ihre besondere Einrichtung zeigt eine gewisse Mannigfaltigkeit. Für jene kommt der ganze Zeitraum des Frühjahrs vom Augenblick des Säens bis zum Reifen des Getreides in Betracht. Für diese gelten in der Hauptsache zwei Arten des Umzuges, der zu Fuss und der zu Pferde. Wo die Kirche die Leitung in die Hand nahm, blieben Ausartungen fern, wo sie aber die Veranstaltung freigab und die Veranstalter höchstens zur Teilnahme am Gottesdienste verpflichtete, haben sich bisweilen so schlimme Unsitten eingeschlichen, dass die weltlichen Behörden zur Aufrechterhaltung der Ordnung die Umzüge verbieten mussten. Dies ist in unserer Provinz am 31. August 1786 mit dem sogenannten Saatenreiten geschehen.

Meine Zusammenstellungen haben nur Schlesien (Österreichisch-Schlesien eingeschlossen) im Auge. Es ist nicht viel, da es sich um einen aussterbenden, ja für Preussisch-Schlesien fast ausgestorbenen Gebrauch handelt. Ich sehe natürlich von den kirchlichen Bittgängen an den drei Tagen vor Christi Himmelfahrt [1])

---

[1]) Die Wahl dieser drei Tage geht sicherlich in sehr alte Zeit zurück. Pfannenschmid erwähnt (S. 53) die Synode von Cloveshoe, jetzt Abington, an

ab, die ihre Stütze an der Kirche haben und von der Ackerbau treibenden Bevölkerung, soweit sie gläubig ist, als ein religiöses Bedürfnis empfunden werden. Ausser diesen finde ich

Flurumgänge zu Fuss

nur in folgenden Fällen.

In der Grafschaft Glatz.

In den Dörfern um die Heuscheuer in der Grafschaft Glatz herrscht der Gebrauch, zwischen Ostern und Pfingsten die Felder zu umgehen. Der bäuerliche Besitzer lädt dazu die ganze Verwandtschaft, Vettern und Muhmen, ein. Zu Ostern schon ist Holz geweiht worden, Palmkätzchen schon am Palmsonntage. Man hat aus dem Holze Kreuzchen geschnitten und zieht nun mit der ganzen Verwandtschaft um die Felder, an allen vier Ecken werden je drei Kreuzchen und eine Palme mit einem Segensspruch eingesteckt [1]. Dann kehrt man nach Hause zurück, und alle Teilnehmer werden zur Mandelsuppe geladen: Milch mit Sahne gerührt, Zucker und feingeschnittene Mandeln. Man nennt das „Zur Mandelsuppe" kommen, laden, gehen usw. Es geschieht das, wenn die Saat eine Handbreit hoch ist, nicht an einem bestimmten Tage, wohl aber Sonntags.

So berichtet ein Oberförster H., der sich selbst einen „Vollblutgrafschafter" nennt, weil er dort geboren ist und den grössten Teil seines Lebens dort in Diensten gestanden hat.

Wenn in diesem Falle der Flurumgang einen rein privaten Charakter hat, so vollzieht er sich in kirchlichen Formen in folgendem Falle, der um so merkwürdiger ist, weil der Umzug in der Nacht stattfindet.

---

der Themse in England, die unter Erzbischof Cuthbert von Canterbury im Jahre 747 beschloss, dass an den drei Tagen vor Himmelfahrt Christi die Reliquien der Heiligen herumgetragen werden sollten usw. In Gallien und Spanien wurden die drei Tage schon in der 2. Hälfte des 5. Jahrhunderts kirchlich begangen (Pfannenschmid S. 48).

[1] Das Stecken der Kreuzchen und Palmen am Ostersonntage in der Frühe ist noch in katholischen Gegenden allgemeiner Gebrauch, doch findet dabei kein Umzug statt. Der Besitzer des Feldes geht von der Kirche stillschweigend aufs Feld, oft schon in der Nacht um 2 Uhr (mancher geht schon um 12 Uhr), und steckt unter Gebet die Kreuzchen und Palmen an die Ecken des Feldes, das gibt der Feldfrucht Segen. Er geht dabei kreuzweise von einer Ecke zur andern. Stehen die Feldfrüchte in Beeten, so steckt er auf jedes Beet ein Kreuzchen, aufs letzte drei und eine Palme (so in Woitz bei Ottmachau).

Das Saatengehen in Jauernig (Oesterr.-Schl.)

In der Nacht vom Karsamstage auf den Ostersonntag findet das Saatengehen statt. Knaben und Jünglinge, Männer und Greise versammeln sich nachts nach 1 Uhr in grosser Zahl an einem früher bestimmten Orte. Um 2 Uhr wird ausgegangen. Den Zug führt ein bejahrter Mann an. Er trägt das Kruzifix, welches mit einem grünen Kranze geschmückt ist. Zu beiden Seiten des Kreuzträgers gehen greise Männer als Vorbeter. Diesen folgen zunächst die schulfähigen Knaben des Ortes, von denen jeder mit einer Klingel (Schelle) versehen ist. Ihnen schliessen sich die erwachsenen Jünglinge an, den Abschluss des Zuges bilden ältere Männer.

Der Zug in Jauernig (Österr.-Schl.) geht gewöhnlich vom Rathause aus in feierlicher Stille über den Ringplatz und über die Schlossfreiung gegen den fürstbischöflichen Meierhof zu und kommt hierauf ins freie Feld. Nun erschallen Tal und Hügel von dem Geläute der Klingeln und dem Gesange der Jünglinge und Männer. Langsam bewegt sich die Prozession dem nahen Walde zu und hält endlich dort bei dem Antonikirchlein, welches festlich beleuchtet ist, unter dem Klange dieses Glöckleins an. Während des Gebetes, das hier verrichtet wird, schiessen junge Burschen aus Schlüsselbüchsen und Pistolen.

Hierauf lenkt der Zug in das jenseitige Tal gegen die Oberstadt ein. Von da geht es abermals einen Berg hinan, sodann bei dem Totenhügel vorbei nach der Weissbacher Strasse, wo man mit Tagesgrauen anlangt. Dort warten bereits die Stabträger der verschiedenen Zünfte, die Fahnen und die Musik der Kirche. Nachdem diese sich angeschlossen, begibt sich die Prozession hinter dem Dorfe hinab in die „alte Kirche“, wo abermals ein längeres Gebet verrichtet wird.

Ist das Gebet beendet, so setzt sich der Zug nach der Stadt in Bewegung und erreicht durch die Obergasse, die Johannes- und Brückengasse hindurch den Ringplatz. Hier schreitet man unter inbrünstigen und ergreifenden Gebeten um die Marienstatue, während fromme Mütter mit ihren kleinen Kindern im Arme von den Fenstern der Wohnungen aus dem Gebete sich anschliessen. Endlich, etwa 6 Uhr morgens, geht der Zug nach der Stadtpfarrkirche, wo die Saatengänger der sogenannten Saatenmesse beiwohnen. Anton Peter, Volkstümliches aus Österreichisch-Schlesien II 1867 S. 283.

Endlich berichtet Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube I S. 108 von einem mancherorts stattfindenden Flurumgange an St. Marcus (25. April), z. B. in Beuthen OS., in Waltersdorf bei Sprottau.

Grösserer Beliebtheit scheinen sich die

Flurumzüge zu Pferde

erfreut zu haben. Sie aber gerade sind dem alten Volksbrauche zum Verderben geworden durch die Ausartung, zu der sie den Anreiz in sich hatten. Die Kirche stellte sich am Anfang diesen Ritten hindernd in den Weg. Als sie den heidnischen Brauch des Flurumzuges in ihren Dienst stellte, schloss sie doch die Umritte in Deutschland aus. In einem Capitulare aus der Zeit Karls des Grossen heisst es: Et illos tres dies ante Ascensionem Domini jejunate. Et cruces et Reliquias sequimini, non in joco, nec caballicando; sed cum humilitate et contritione cordis celebrate ipsas Rogationes, et a carne omnes abstinete, et Missas audite. (Pfannenschmid S. 367.) Trotzdem haben sich diese Umritte bis in unsere Tage, unter Duldung der Kirche, an manchen Orten erhalten. Nachdem das christlich gewordene Volk allen heidnischen Brauch abgelegt hatte, konnte sie von ihrem anfänglichen Verbote absehen, solange die Ordnung gewahrt blieb.

In Schlesien finden diese Umritte zu Pfingsten (Königsreiten, auch Pfingstreiten) oder zu Ostern (Osterreiten, Saatenreiten) statt.

Das Königsreiten in Österreichisch-Schlesien.

In Österreichisch-Schlesien ist das Königsreiten ein Volksfest des Ackerbau treibenden Landvolkes. Es reiten nämlich am Pfingstmontage der Dorfrichter u. a. aus der Gemeinde auf schönen Pferden ins Feld und umreiten langsam und mit Andacht ihre Äcker, singen fromme Lieder und beten. Sie hoffen dadurch den Segen Gottes für ihre jungen Saaten zu erflehen und Wetterschäden davon abzuhalten. Wer das schönste Pferd bei dieser Feierlichkeit hat, der wird als König anerkannt. Nachmittags begeben sich dann alle Bauern zum Könige, welcher ein schwarzes Schaf braten lassen muss. Jeder Bauer nimmt ein Bein (einen Knochen) von diesem Schafe und steckt es am anderen Morgen vor Sonnenaufgang in die Saaten, damit diese gedeihen.

An einigen Orten wird das „Saatenreiten“ in ähnlicher Weise abgehalten, und zwar am Pfingstsonntage.

Vernaleken, Mythen und Bräuche 1859 S. 306 Nr. 28.

In dem Braten eines schwarzen Schafes ist deutlich genug noch eine Erinnerung an ein Opfer enthalten, das bei den heidnischen Flurumzügen am Schlusse geschlachtet wurde. Dass ein solches Opfer wirklich dargebracht wurde, bezeugt eine im Jahre 940 erlassene Verordnung der Äbtissin Marcsuith in Kloster Schildesche bei Bielefeld, die einen kirchlichen Umgang für den zweiten Pfingsttag (Montag) anordnet und bestimmt, dass die Umziehenden pro gentilicio Ambarvali in lacrymis et varia devotione (statt des heidnischen Opfers beim Flurumzuge, das sie unter Tränen und mannigfaltiger Verehrung darbrächten) sich selbst schlachten sollten. U. Jahn, Opfergebräuche S. 147.

Am häufigsten fanden in Schlesien die Flurumritte zu Ostern statt.

Das Osterreiten in Österreichisch-Schlesien.

Am hl. Ostertage wird in Dörfern des Wagstädter Bezirkes in den einzelnen Höfen das schönste Handpferd von den Mägden mit Bändern und Kränzen geschmückt. Nach dem nachmittägigen Gottesdienste verlassen die Burschen auf den herausgeputzten Pferden das Dorf und reiten längs der Grenze so lange hin, bis sie zu dem Gehöfte eines Bauers vom benachbarten Dorfe kommen. Dort lässt man sie ein, und sie reiten dreimal im Hofe herum unter Absingen heiliger Lieder, die gewöhnlich mit dem österlichen Alleluja beschlossen werden. Der Hausvater bewirtet sie dann mit einem frischen Trunk Bieres oder Weines.

Anton Peter, Volkstümliches a. Österr.-Schl. II 1867 S. 285.

Das Saatenreiten in Österreichisch-Schlesien.

Noch heute wird das Saatenreiten in Österr.-Schl., wie ich höre, weiter landeinwärts geübt. Es findet wie das Osterreiten zu Ostern statt, mit dem es wohl gleichartig ist. Näheres über den heutigen Brauch vermag ich nicht anzugeben [1]).

Denn nahe der Grenze (bei Jauernig) habe ich vergeblich nachgeforscht, nähere Angaben hat mir niemand machen können,

[1]) Als ich im Jahre 1905 von den „Wilden Löchern“ jenseits der Henscheuer auf Tscherbeney zu niederstieg, erfuhr ich von einem Einwohner der dortigen Gegend, dass diesseits der Grenze (in der Grafschaft) nur die „Kreuztage“ gehalten werden (die drei Tage vor Himmelfahrt), jenseits aber im Braunauischen werde um Machau und Brunnkress zu Ostern geritten, wobei auch geschossen werde. Dort finde noch das Saatenreiten statt, einmal habe er eine Prozession von sieben Reitern gesehen.

die Einzelheiten des Gebrauches sind hier schon dem Gedächtnisse des Volkes entschwunden.

Und doch ist das Andenken an das Saatenreiten in der Jauerniger Gegend auf eine merkwürdige Art erhalten geblieben. Wer auf der Strasse von Patschkau nach Jauernig wandert, der trifft kurz nach Überschreitung der heutigen Landesgrenze ungefähr einen Kilometer vor dem österreichischen Dorfe Weissbach auf einen kapellenartigen Bau zur rechten Seite der Strasse. Wer ihn zum ersten Male sieht, bleibt unwillkürlich stehen. In die breite Vorderseite des massiven, oben abgedachten Steinbaus ist eine metallene Tafel eingelassen, die ein Bildwerk mit einer Unterschrift trägt. Das Bild stellt einen auf dem Rücken liegenden Mann dar, hinter dessen Kopfe ein entlaubter Baum steht. Der Mann ist anscheinend tot. Ihm kommen von der Fussseite entgegen zehn Reiter mit zwei Kirchenfahnen. Die Unterschrift lautet:

Maria hat an heut einen Gabriel gegrüsst,
als ich entselet wurde durch Sturm und gross Gefrist.
Ich lag 6 Tage lang allhier mit Schnee bedeckt,
bis sich Jesus selbst vom Todten hat erweckt,
es trafen mich nunmehr die Saatenreiter an,
sie schickten mich zu Haus mit einem Osterfahn.
Darum für meine Seele bete, o frommer Christ,
der Du erstaunensvoll diess Denkmal siehst und liest.

Franz Hauke bürgerlicher Schneidermeister aus Stadt Jauernig.
Den 25. März 1773.

Eine Abteilung dieser Verse nach Reimzeilen (wie oben) und eine Interpunktion findet nicht statt, vielmehr laufen sie ununterbrochen von einem Rande der Metalltafel zur andern. Der Einfluss der Witterung bleicht die Farben und verwischt die Züge der dargestellten Personen. Dann wird Bild und Schrift wieder einmal aufgefrischt. Ein Kunstwerk ist es nicht, und auch die Erneuerung geschieht durchaus handwerksmässig.

Sehr verbreitet muss das Saatenreiten überhaupt im ehemaligen Fürstentum Neisse-Grottkau (dem alten Bischofslande) gewesen sein, wozu auch die Jauerniger Gegend gehörte. Das beweisen folgende Berichte.

Das Saatenreiten im Neisser Kreise.

„(Der Bewohner des Neisser Kreises) ist abergläubisch und hält viel auf Prozessionen. So wird z. B. am Ostersonntage von

sämtlichen Gemeinden unter Anführung des Scholzen oder eines Gerichtsmannes um die Saate geritten und geistliche Lieder gesungen. Wenn dieser Gewohnheit nur nicht eine besondere Kraft zugeschrieben würde, so wäre sie so unrecht nicht; sie erhält den Glauben an eine besondere Vorsehung unter den Menschen".

Zimmermann, Beiträge III 1784 S. 259.

Die Anführung durch den Scholzen oder eines Gerichtsmannes gibt dem Umzuge den Charakter einer öffentlichen Gemeindehandlung. Es scheint aber, dass die für die Aufrechterhaltung der Ordnung verantwortlichen Organe diese ihre Pflicht häufig ausser acht gelassen haben oder die Führung aus den Händen gaben, dass der ganze Umzug jungen Burschen überlassen worden ist, die dann allerlei Unfug trieben. Das muss schliesslich so allgemein geschehen sein, dass ein Verbot des Saatenreitens im Gebiete der Neisse-Grottkauer Landschaft erfolgen musste.

Abstellung des Saatenreitens im Neisse-Grottkauer Landschaftsgebiete.

„Auf verschiedenen katholischen Dörfern versammeln sich am Ostersonntag nach dem Frühgottesdienst die Knechte und Jungen zu Pferde vor der Kirche. Sie gehen in diese in Prozession und verlassen sie, nach Absingung eines Liedes, ebenso feierlich und unter Glockenläuten. Nun umreiten sie, in Prozession mit den Kirchenfähnlein und Glöcklein daherziehend und von Scholz und Gerichten geführt, die besäeten Felder unter Anstimmung einiger Lieder, um dadurch alles Unglück von den Saaten abzuwenden. Dieser uralte, fromme Gebrauch ist in den wenigen katholischen Dörfern Schlesiens, besonders des Fürstentums Neisse, in denen er sich erhalten hat, in ein Wettrennen und in eine Trinklustbarkeit ausgeartet. Schon geraume Zeit vorher stehlen die Knechte ihren Dienstherren Futter, um die Pferde mutig zu machen. Am Tage des Umritts selbst versammeln sich die Reitenden bei der Branntweinflasche im Kretscham. Zum Teil schon benebelt ziehen sie lärmend in die Kirche und brüllen ein Lied. Sowie sie auf das Feld kommen, zerstiebet der Zug, jeder treibet sein Pferd an, um am ersten die Saat umritten zu haben, einer dränget den andern, und diese Wallfahrtende, die allen Schaden von den Saaten abwenden wollen, zertreten die längst dem Wege stehenden. Wenn das besäete Feld umritten ist,

schwärmen sie nach den benachbarten katholischen Dörfern. Ihr erster Besuch gilt dem Branntwein, dann wird nach der Kirche und den Saatfeldern geritten, und zuletzt der Pfarrer heimgesuchet, der jedem Saatenreiter das Geschenk mit Bier geben muss. Von einem so vielfachen unmässigen Genusse zweier berauschenden Getränke des Verstandes nicht mehr mächtig, gehet es vom letzten Dorfe in einem Jagen, was das Pferd laufen kann, einer mit dem andern wetteifernd, nach der Heimat. So manches Pferd wird zugrunde gerichtet; nicht selten stürzen sich einige von diesen Besoffenen zu Tode, alle leiden an Gesundheit und Moralität. Um dieser üblen Folgen willen haben die Neisse-Grottkauer Stände des Landschaftlichen Systems durch das Fürstentums-Kollegium die Abstellung des Saatreitens bei der Königl. Breslauischen Krieges- und Domänenkammer nachgesuchet. Sie ist unterm 31. August v. J. (1786) verfüget worden".

Schles. Prov.-Blätter 1787 S. 57—59. Auch P. Dittrich in Mitt. d. Schles. Ges. f. Vkde. Heft XIII S. 113.

In anderen Gegenden Preuss.-Schlesiens hat sich ebenso wie in Österr.-Schlesien das Saatenreiten an einzelnen Orten erhalten.

Das Kreuzreiten in der Lausitz.

Ein seltsamer Osterbrauch kommt jährlich noch in dem Städtchen Wittichenau in der Oberlausitz zur Ausführung. Am ersten Osterfeiertage versammeln sich nämlich ungefähr 200 Mitglieder des Kirchspiels zu einer berittenen Prozession, die von einem Reiter mit hohem Kreuze und von Fahnenträgern geführt wird. Diese Kreuzreiterprozession dirigiert sich nach dem nahegelegenen Pfarrdorfe Ralbitz, um dort der Vesperandacht beizuwohnen. Unter Glockengeläut sind inzwischen die Ralbitzer Kreuzreiter nach Wittichenau gezogen. Beide Prozessionen locken regelmässig Tausende Zuschauer aus der Umgebung an. Interessant ist es noch bei dieser Prozession, dass sich jeder der Teilnehmer vornimmt, das bestgeschmückte Pferd zu haben. Alle Pferde sind denn auch über und über mit Flitter und allem möglichen Tand behangen.

Schles. Volkszeitung vom 11. April 1909.

Von besonderem Interesse ist ein Bericht vom

Saatenreiten in Schönwalde bei Frankenstein.

Mir liegt ein Ausschnitt aus der „Schles. Volkszeitung" vor, unterzeichnet Breslau H. Brosig (Jahrg. und Nr. vermag ich nicht

anzugeben). Hier wird vom Saatenreiten als einer noch bestehenden Sitte erzählt. Ich führe den Artikel, soweit er uns interessiert, wörtlich an. „In dem grossen und schönen Bauerndorfe Schönwalde, Kreis Frankenstein, der Heimat des hochseligen Bischofs Herzog, besteht seit undenklichen Zeiten der Brauch, am Ostermontage einen feierlichen prozessionalen Umritt um die weiten Gemarkungen der Gemeinde, oder doch wenigstens um einen Teil derselben, zu veranstalten; im Volksmunde wird die seltsame Osterprozession kurzhin „Saatenreiten" genannt. Über den Ursprung dieser eigenartigen Sitte geben die Matrikelbücher und sonstigen Nachrichten des Pfarrarchivs von Schönwalde, obwohl sie bis ins 17. Jahrhundert zurückreichen, keinen Aufschluss. Gewiss ist jener Umritt zunächst weiter nichts gewesen, als ein Ausdruck der Freude des Landmannes über das Erwachen des Frühlings, der ihm die Möglichkeit bringt, die geliebte Scholle nach lähmender Untätigkeit in Winters Banden aufs neue bebauen zu können. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, reicht der Brauch vielleicht bis in die heidnische Vorzeit zurück und ist erst später mit kirchlichem Nimbus umgeben worden. Die fromme Bevölkerung jenes Ortes selbst leitet ihn, soweit wir in Erfahrung bringen konnten, aus jenen schrecklichen Tagen her, wo die wilden Horden der Hussiten Schlesiens Gaue furchtbar heimsuchten. So gestaltet sich der feierliche Zug als eine Dankesprozession für den Wiedereintritt geordneter Verhältnisse, nachdem die Hussitengefahr glücklich vorüber war. — Übrigens existiert der genannte schöne Brauch nicht nur in jener Gemeinde, sondern, wie uns aus früheren Berichten der „Schles. Volkszeitung" bekannt ist, auch zu Wittichenau und zu Gross-Kunzendorf in Österr.-Schlesien. Selbst in rein protestantischen Gegenden, z. B. in der wendischen Lausitz [1]), pflegt man den Brauch des Osterreitens.

Über die Zusammensetzung und Ordnung des Zuges sei folgendes bemerkt: Jedes Bauerngut (die Gemeinde Schönwalde zählt 72 derselben) stellt zum feierlichen Zuge ein Pferd, welches gewöhnlich vom Besitzer selbst oder von einem seiner Söhne geritten wird. Die Gutsherrschaft stellt alter Sitte gemäss drei Pferde; und rühmend sei erwähnt, dass selbst protestantische Besitzer es sich zur Ehre anrechnen, an der Prozession teilnehmen zu können.

[1]) Vgl. hierzu Wuttke, Sächsische Volkskunde S. 285.

Selbstverständlich wird jeder Bauer in stolzem Selbstgefühle den besten seiner Gäule zu diesem Paradezuge auswählen; da die reiche Gemeinde an und für sich über schönes Pferdematerial verfügt, gewährt die Kavalkade einen prächtigen Anblick. Die jugendfrischen Reiter sitzen fest und sicher im Sattel, sind sie doch meist gediente Kavalleristen, denen es sichtbar Freude macht, ihre mühsam beim Kommiss erworbenen Künste wieder einmal zeigen zu können. Die infolge der langen Winterruhe feurigen Tiere sind mit eleganten Sätteln, Schabracken und reichem Zaumzeug schön geputzt; tut sich doch jeder Bauer etwas zugute, nicht bloss den frommen Sinn, sondern auch seine Wohlhabenheit an diesem Tage in prunkender Weise zur Schau zu tragen. — Der Zug versammelt sich auf dem grossen Kirchplatze, und gegen 6 Uhr morgens erfolgt unter feierlichem Geläute der Glocken der Aufbruch. Die Prozession eröffnen zwei junge Bauernsöhne auf schmucken Rossen mit wallenden Kirchenfahnen in der Hand; ihnen folgt ein Reiter mit dem heil. Kreuzesbilde, dessen Wunden am Karfreitag der gläubige Christ erst mit Inbrunst geküsst hat. Die beiden Reiter, rechts und links neben ihm, schellen im Takte des Getrappels der berittenen Prozession mit den harmonisch abgestimmten Messglocken. Dem Brauche gemäss stellt diese drei Pferde das Dominium. Hieran reiht sich paarweise die Hälfte der Reiterschar, das schmucke Vieh[1]), möglichst nach der Farbe symmetrisch geordnet. Zwischen die vordere und rückwärtige Hälfte des Zuges schiebt sich der ebenfalls berittene Chor der Kirchenmusiker ein, welcher die Ostergesänge der erhebenden Prozession so gut als möglich zu begleiten hat. Die zweite Hälfte des Trosses eröffnet der Ortsvorstand der Gemeinde, den Schluss bilden wiederum zwei Fahnenträger. In früheren Zeiten war es durchaus nicht selten, dass auch der Pfarrgeistliche, insofern er sich der Reitkunst beflissen genug dünkte, an der Prozession teil-

[1]) Die Sitte, dass das Vieh mitgeführt wird, entspringt dem Gedanken, auch dieses teilnehmen zn lassen an dem Segen, der von der Bittprozession für den Hausstand erwartet wird. In den Prozessionen zu Oesede nnd Rnlle im Gebiet des Hochstifts Osnabrück wnrden Pferde und Kühe in grosser Menge mit herumgeführt. Die Prozession geschah, nm von dem allmächtigen Gott die Erhaltung der lieben Kornfrüchte, die Abwendung der schädlichen Gewitter und des Hagelschlages nnd die Befreiung der Pferde nnd des Hornviehes von hösen Krankheiten demütigst zn erhitten. Pfannenschmid S. 54.

nahm. Im zweiten Teile des Zuges tragen zwei Reiter, analog dem Kreuzesträger, die Auferstehungsfigur und die brennende Osterkerze, auch die übrigen Kirchenfahnen sind in gemessenen Abständen im Zuge untergebracht. Diese feierlich ernste Kavalkade bewegt sich in althergebrachter Weise nun hinaus auf die ausgedehnten Gemarkungen der Gemeinde und nimmt ihren Rundweg nach der Richtung der Ortschaften Herzogswalde, Silberberg, Raschdorf, Raudnitz und Peterwitz zu, schwenkt über auf die südliche Feldseite des Dorfes und nimmt ihren Rückweg zum Dorfe auf dem Wege zum neuen Kirchhofe der Gemeinde. Abwechselnd singt die berittene Prozession heilige Osterlieder und betet laut oder still zur Ehre des Erstandenen. Nach 2- bis 2½stündigem Ritte im Dorfe wieder angelangt, wird der sogenannte Kreis an der Kirche unter dem festlichen Geläute aller Glocken noch zweimal umritten, wobei gewöhnlich der herrliche Hymnus Regina coeli (Freu' dich, du Himmelskönigin), von freudiger Ostermusik begleitet, gesungen wird. Nun übernehmen die schon längst auf ihre Herren wartenden Bauernknechte die Pferde, und es ist für sie ein besonderes Vergnügen, die Pferde, auch einmal stolz wie die Herren, nach den Ställen zurückzuführen. Die Veranstalter der Prozession, die bei schlechtem Wetter mit ihren arg mitgenommenen Zylinderhüten mit Sporen an den Füssen dann oft recht drollig aussehen, nehmen nun ein kleines Frühstück ein und gehen dann in corpore zum Hauptgottesdienste. Ist das Wetter am Ostermontage allzu ungünstig, wird die Prozession auf einen der nächsten Sonntage verschoben.

Bis auf den heutigen Tag, so liessen wir uns berichten, ist der fromme Brauch nie unterlassen worden. Früher sollen sogar Strafen auf die Nichtteilnahme am Zuge gesetzt gewesen sein. Der ohne hinreichenden Grund Fernbleibende hatte zwei Pfund Wachs an die Kirche und vier Silbergroschen für die Armen der Gemeinde zu entrichten. Diese Zwangsbestimmungen, welche sich gewiss die frommen Bewohner jener Gegend selbst aufgelegt haben, um das Zustandekommen der Prozession zu sichern, sprechen ebenfalls für das recht hohe Alter dieser frommen Sitte.

Ja, uns wurde berichtet, dass man selbst in den allerschlechtesten Zeiten nie von dem alten schönen Brauche liess. In der furchtbaren Zeit des dreissigjährigen Krieges wurden auch die blühenden Gefilde der Frankensteiner Ebene arg mitgenommen.

Der schnelle, kluge schwedische Heerführer Torstenson lagerte einst zur Osterzeit gerade im Schlosse zu Schönwalde. Infolge der vielen Plünderungen verarmt, zählte die einst blühende Ortschaft nur noch 3 bis 4 Pferde, mit denen man betrübt zum Ostermorgen ausritt. Torstenson, welcher den sonderbaren Aufzug bemerkte, liess ihn anhalten, befragte ihn über Zweck und Ziel und stellte, ergriffen von dem Mute und der Treue, mit der man an der alten, frommen Sitte hing, selbst eine Anzahl seiner besten Pferde, um die schöne Prozession zur Ehre Gottes feierlicher zu gestalten. Möge der fromme, schöne Brauch auch der Nachwelt erhalten bleiben".

Dieses Schönwalder Saatenreiten ist in mehr als einer Hinsicht merkwürdig. Es ist nicht bloss ein wirkliches Flurumreiten, indem nach alter Sitte die Gemarkungen der Gemeinde vollständig umritten werden (nicht teilweise), es ist auch ein Brauch der ganzen Gemeinde; denn wer von den Besitzern sich ohne hinreichenden Grund ausschliesst, wird durch einen Beitrag für die Armen der Gemeinde gestraft. Das Mitführen des Viehes inmitten der Reiterschar ist bereits hervorgehoben worden. Es ist ein sonst in Schlesien meines Wissens nicht vorkommender Brauch, der aber in anderen deutschen Gegenden sein Gegenstück findet (s. Anm. zu S. 183).

Auf eins sei noch aufmerksam gemacht, die Bewirtung[1]), die am Schlusse des Flurumrittes den Reitern gereicht zu werden pflegt. Im Schönwalder Brauch freilich ist diese zu einem kleinen

[1]) Ausserhalb Schlesiens findet sich diese Bewirtung z. B. im Brandenburgischen, wo der Schullehrer mit den Kindern am 1. Mai um die Saatfelder geht, wofür sie dann eine Mahlzeit erhalten (Pfannenschmid S. 62). Es ist eine Steuer, die den Teilnehmern der Prozession von denjenigen Personen gezahlt wird, die an dem Segen ihres Bittganges Anteil nehmen wollen. So werden der Maitagsprozession zu Rulle (im Osnabrückischen) S. 183 Anm. reiche Gaben, meist Naturalgaben, von den Wallfahrern gespendet, die eigens bei dieser Gelegenheit, oft aus weiten Gegenden, herankommen. Die Gaben legte man hinten auf die Tragbahre, auf der das mitgeführte Marienbild getragen wurde (Pfannenschmid S. 55). Auf gleicher Stufe steht das Segenkorn, welches im Magdeburgischen dem Pfarrer, Küster und der Schule von einigen Ortschaften geliefert wurde, weil jene um die Felder gingen und dabei singen und beten mussten (Pfannenschmid S. 62). Bei den in protestantischen Gegenden gebräuchlichen Hagelfeiern, die den katholischen Flurumzügen entsprechen, hat sich diese Steuer an Kirche und Schule vielfach erhalten, wofür Pfannenschmid zahlreiche Beispiele anführt. Bei den hannoverschen Wenden östlich von Uelzen findet sich noch heute das Hagelbier (Pfannenschmid S. 86).

Frühstück zusammengeschrumpft, das sich die Veranstalter der Prozession selbst gestatten, offenbar weil es es für wohlhabende Bauern und Bauernsöhne nicht schicklich wäre, sich etwas schenken zu lassen. In anderen Fällen aber ist diese Bewirtung erhalten geblieben und bisweilen die Hauptsache geworden. Sie ist erhalten geblieben im Osterreiten des Wagstädter Bezirks, wo die Reiter Bier oder Wein erhalten. Sie ist zur Hauptsache geworden, die zur Ausartung führte, in dem Bericht aus dem Neisse—Grottkauer Fürstentum, wo der Pfarrer den Burschen Bier reichen muss. Eine solche Bewirtung ist auch die Mandelsuppe in der Grafschaft Glatz (S. 175).

Volkstümliche Zimmer-, Garten-, Feld- und Waldpflanzen im Liebauer Tale.[1]

Von Wilhelm Patschovsky in Dittersbach bei Liebau.

In früheren Zeiten war man der Meinung, dass jede Pflanze einem besonderen Zwecke diene; war es nicht die Heilkunst, so die geheime Kunst. Der Gebrauch, die Pflanze als Schmuck für Garten und Zimmer zu verwenden, hat sich erst später herausgebildet.

Man schrieb also jedem Gewächs auf dem Felde und im Walde eine bestimmte Heilkraft zu, die sich der Mensch nutzbar machen wollte. Deshalb gab man sich viel Mühe, diesen Nutzen der Pflanze ausfindig zu machen, und um dies sicher zu erreichen, wurden sie zu den verschiedensten Zwecken ausprobiert. Die Namen vieler Heilpflanzen lernte man aus den medizinischen Werken der Ärzte des Altertums kennen. Hierbei kamen aber oft Verwechselungen ähnlich klingender Namen vor, oder man übertrug die botanischen Namen auf beliebige Pflanzen unserer Heimat, weil man der irrigen Ansicht war, dass bei uns dieselben Pflanzen wüchsen, welche die Alten in ihrer Heimat als Heilpflanzen befunden hatten. So erhielten eine grosse Anzahl von den bei uns

[1]) Ergänzung zu: „Beiträge zur Schlesischen Volkskunde aus dem Liebauer Tal" Jahrgang 1897 Heft IV. Zugleich eine Ergänzung zu dem Aufsatz von Herrn Dr. K. Olbrich: „Beobachtungen über den schlesischen Bauerngarten" in Mitt. XVI 66 ff.



heimischen Pflanzen, von denen man glaubte, dass sie sich bei einer Krankheit als erfolgreiches Heilmittel erweisen, den Beinamen „officinalis", und von diesen Pflanzen war nun das Publikum fest überzeugt, dass sie die angegebene Heilwirkung auch wirklich hätten. Noch jetzt tragen viele Pflanzen diesen Ehrenbeinamen, aber aus der offizinellen Liste sind sie längst gestrichen. So z. B.: Euphrasia, Pulmonaria, Cynoglossum, Primula, Vincetoxicum, Archusa, ja selbst auch Gratiola, das Gottesgnadenkraut u. a. Aber trotz der Erklärung der Sachverständigen, welche gewisse Pflanzen für Heilzwecke als wertlos erklären, hält man heut doch noch vielfach an der Meinung fest, dass auch die von der offizinellen Liste gestrichenen Pflanzen die bestimmte Heilkraft besitzen. Ja, für den Laien ist es sogar schwer, die jetzt noch als Heilkräuter dienenden Pflanzen von denen zu trennen, denen nur der Volksglaube eine Heilkraft zuschreibt.

Viele Pflanzen dienten ferner der geheimen Kunst, also einem geheimnisvollen, zauberhaften Zwecke. So wurde das Widertonmoos wider das „Antun", d. h. gegen das Behexen, gebraucht. Deshalb nähte man es, besonders Kindern, in die Kleider. Zu demselben Zwecke gebrauchte man Beifuss, Johanniskraut, Beschreikraut, Berufungskraut, Doraoth, Mistel usw. — Die goldgelbe Haube des Widertonmooses, ferner die goldgelben Blüten von Goldmilz und Frauenmantel gebrauchten die Alchimisten zur Herstellung der Goldtinktur, mit der sie hofften, gewöhnliche Steine und Metalle in Gold verwandeln zu können. Den knotigen Wurzelstock vom Salomonssiegel, ferner von der Springwurz und die Haselgerte als Wünschelrute kauften gern solche Leute, die verborgene Schätze damit heben und dadurch auf einmal reich werden wollten. — Eisenkraut, Allermannsharnisch, Siegwurz usw. bezahlte man zur Zeit des dreissigjährigen Krieges mit viel Geld, weil diese Pflanzen, in die Kleidung eingenäht, kugelfest und unverwundbar gegen Hieb und Stich machten. — Viele Pflanzen dienten als Schutz gegen Naturkräfte, Gewitter usw., andere wurden für Wetterpropheten gehalten.

Ja selbst den Tieren schrieb man ehedem eine Liebhaberei für gewisse Pflanzen zu. So meinte man, Hirsch und Bär gingen dem starkriechenden Lauch nach, der Habicht habe eine Vorliebe für die Habichtskräuter, die Schlangen lieben das am Boden hin-

kriechende Hain-Pferrigkraut, der Specht dagegen die vielblütige Weisswurz usw.

Einige wildwachsende Pflanzen waren den Göttern gewidmet und sie wurden, sowohl bei Festen zu Ehren der Gottheiten als auch bei Festlichkeiten des Familienlebens bedeutungsvoll benutzt.

Um nun alle diese wildwachsenden Pflanzen für den Bedarfsfall immer bald zur Hand zu haben, verpflanzte man sie in die Nähe der Wohnhäuser, und so entstand der Hausgarten. — Wegen ihres angenehmen Duftes oder der schönen Blütenpracht, hauptsächlich aber, um sie auch während der Winterszeit zu Heil- und anderen Zwecken im frischen Zustande zur Verfügung zu haben, wurden einige bevorzugte Pflanzen in kleineren Gefässen im Zimmer gepflegt. Es dienten also diese Pflanzen in erster Linie wohl praktischen Zwecken und nebenbei auch als Zimmerschmuck. Obgleich die aufklärende Zeit den geheimnisvollen Nimbus, welcher gewisse Pflanzen umgab, allmählich zerstört hatte, hielt man doch an der liebgewordenen Gewohnheit, Pflanzen im Zimmer zu pflegen, fest und so dienen jetzt die Zimmerpflanzen in erster Linie als Schmuck, und ihre Verwendung zu Heil- und anderen Zwecken hat eine untergeordnete Bedeutung erlangt.

Zimmerpflanzen.

Einige der Zimmerpflanzen stehen im Sommer auf einem grünangestrichenen, mit einem Stäbchenzaun versehenen Brett, welches auf dem Fenstersims ruht. Erst zur rauhen Jahreszeit werden die Pflanzen ins Zimmer hereingenommen. Am häufigsten werden gepflegt:

Fuchsien (Fuchsia coccinea und hybrida), die man auch Glockenstrauch und Träne Christi nennt.

Monatsrosen (Rosa damascena Mill.).

Dornenkrone Christi, eine Art Schlangencactus mit grossen Stacheln.

Balsaminen (Impatiens balsamina), welche meist in Zigarrenkistchen stehen.

Begonien und Pelargonien.

Passionsblume (Passiflora caerulea), die man auch Auferstehungs- oder Eintagsblume oder Leiden Christi nennt.

Männertreu heisst Lobelia erinus hybrida.

Bisweilen findet man auch in verschiedenen Häusern Zimmerlinde (Sparmannia africana L.).

Amarylla, welche den unerklärlichen Namen „Schlafmütze“ erhalten hat.

Winterastern, eine Art Chrysantemum, und

Cinerarien (Cineraria hybrida) sind als dankbar blühende Pflanzen beliebt.

Magdalenenhaar (Iseoeepis gracilis) findet als Ampelgewächs Verwendung.

Wachsblumen (Hoga carnosa R. Br.) und

Eisblumen (Mesembrianthe-mum crystallimum L.) werden gern gepflegt, desgleichen

Paradiesäpfel (Solanum Sycopersicum), die auch Tomaten oder Liebesäpfel genannt werden.

Als Heilpflanzen findet man häufig:

Aloe, deren Blätter auf Brandwunden gelegt werden. Gleichem Zwecke dienen auch die Blätter der

Meerzwiebel (Scylla maritima L.). Gekocht gibt sie einen Tee gegen Husten.

Rosen-Pelargonie (Pelargonium roseum), auch Rosenkraut oder Pomadenstrauch genannt, wird bei Magenkrampf angewandt.

Marum verum, das man Merumverum, Katzenkraut oder Katzengamander nennt, findet man in vielen Häusern. Man zerreibt die Pflanze und riecht daran bei Ohnmachtsanfällen und Krämpfen. Eine Abkochung dient als Augenwasser und als Heilmittel bei Magenkrankheiten.

Melisse (Melissa offic. L.) wird bei Ohnmachtsanfällen als Tee gebraucht und

Muskat (Myristica moschota), auch Moschusblume genannt, belebt die Nerven, sobald man an die Pflanze riecht. Melisse und Muskat werden auch, und zwar im Sommer nebst Gartenpflanzen, wie Pfeffer- und Krausemünze usw., zu den „Riecheln“ verwendet, die sich des Sonntags die Frauen mit in die Kirche nehmen. Die Riechel werden nebst dem sorgfältig zusammengefalteten weissen Taschentuche auf dem Gebet- resp. Gesangbuche getragen und finden besonders während der Predigt häufige Verwendung.

Myrten (Myrtus communis), das Sinnbild der Liebe, findet man oft in den Familien, wo Töchter vorhanden sind. Von diesen Sträuchern werden die Zweige zu den Brautkränzen geschnitten. Aber nur Frauen dürfen Myrten anpflanzen, nicht die Mädchen,

denn: „Wer Myrten baut, wird keine Braut!“ Der Bräutigam trägt am Hochzeitstage ein Myrtensträusschen auf der rechten Seite der Rockklappe und nur „echte“ Jungfrauen dürfen einen Brautkranz von lebendigen Myrten tragen. Bei Beerdigungen von Jungfrauen und Junggesellen, auch bei Kindern, der himmlischen Hochzeit, wird dem Sarge ein Myrtenkranz, auf einem weissen Kissen liegend, vorangetragen. Die weissgekleideten Mädchen, die „Jungfern“ genannt, sind mit Myrtenkränzen, die auf dem Haupte getragen werden, geschmückt, und die schwarzgekleideten Jünglinge haben ein Myrtensträusschen mit weisser Schleife an den Rock gesteckt. — Gleichen Zweck erfüllt bei Beerdigungen der

Rosmarin (Rosmarinus offic. L.), der ein Sinnbild der Trauer ist.

Als Unglückspflanzen gelten in Zimmern:

Epheu (Hedera helix L.), welcher auch Kummerpflanze heisst, und

Hortensie (Hydrangea hortensis), die Ballenrose, welche den Tod ins Haus bringt.

Als Wetteranzeiger verwendet man die Früchte des

Storchschnabels. Auf einem Brettchen sind die verschiedenen Witterungserscheinungen verzeichnet und in der Mitte ist die Frucht befestigt, welche mit der Spitze das kommende Wetter anzeigt. Die

Wasser- oder Wetterpflanze (Canna indica L.), auch Meerkraut genannt, zeigt bevorstehenden Regen dadurch an, dass die Blätter eine Flüssigkeit in Form von wasserhellen Tropfen ausschwitzen.

Gartenpflanzen.

Unter Garten versteht die hiesige Bevölkerung die nicht grosse Wiese, welche das Gehöft ganz oder teilweise umgibt. Oftmals hat diese Wiese nicht einmal einen Zaun, oder der besteht nur aus parallelliegenden Stangen, welche von Doppelfählen festgehalten werden. Nur sehr selten findet man in diesen Gärten einige Obstbäume. Vom Garten ist wohl zu unterscheiden das „Gärtel“, welches meist nur klein und von einem Hecken-, Latten- oder Stengelzaun umschlossen ist. Wir müssten also die in diesem Abschnitte erwähnten Pflanzen eigentlich „Gärtelpflanzen“ nennen. Das Gärtel liegt meist gen O. zu an der Vorderseite, oft auch gen S. zu an der Giebelseite des Gebäudes, aber immer bei den Fenstern der Wohnstube.

Bei Anpflanzung eines lebendigen Zaunes finden vorzugsweise Verwendung: Weissdorn (Crataegus oxyacantha), Spireen (Spirea hypericifolia), Eisbeeren oder Schneebeeren (Symphoricarpus racemosus L.) und Hecken- oder Hundsrose (Rosa rugosa L.). Am Staketen- oder Stengelzaun rankt bisweilen der Nachtschatten (Solanum dulcamara L.), Bittersüss, empor. — Ist eine Laube vorhanden, so ist diese umsponnen von wildem Wein (Ampelopsis quinquefolia R.), Gichtrübe oder Zaunrübe (Bryonia alba L.) oder Geisblatt (Lonicera Caprifolium L.).

Als Einfassungen der Beete verwendet man Pyrethrum (Pirethrum inodorum Sm.), Herz-Jesu- oder Porzellanblume (Saxifraga umbrosa L.) oder Buchsbaum (Buxus sempervirens L.), welcher auch gern zu Grabkränzen verwendet wird.

Das „Gärtel“ sollte vorerst die für den Haushalt erforderlichen Heilpflanzen liefern. Erst in späterer Zeit wurden die Heilpflanzen immer mehr und mehr von den Zier- und Nutzpflanzen verdrängt.

In einer Ecke des Gartens, und zwar nahe dem Hause, steht meist ein

Holunderstrauch (Sambucus nigra L.), der auch Flieder genannt wird. Blüten und ein Mus von den Beeren geben einen blutreinigenden, schweisstreibenden Tee, der auch bei Rheumatismus, Husten und Heiserkeit angewendet wird. Die gekochte Rinde ist ein Heilmittel bei Verstopfung und Wassersucht. Hat jemand Leibschmerzen, so singt man: „Koch, koch Fliedertee, dem (der) N. N. tut der Bauch so weh“.

Oft steht auch beim Hause eine

Linde (Tilia platyphyllos Scop. oder parvifolia), deren Blüten einen schweisstreibenden und blutreinigenden Tee geben. Er benimmt die Hitze, heilt auch Katarrh, Husten, Magenschwäche und Fallsucht. Äusserlich dient er zu Injektionen und als Gurgelwasser.

Die wichtigsten Heilpflanzen, welche im „Gärtel“ angebaut werden, sind:

Salbei (Salvia offic. L.). Der Name stammt von salvus = gesund, heilsam. Die Pflanze ist das Sinnbild der Rettung und des Heils. Die Blätter nennt man auch Geschmackblätter. Den Tee braucht man bei Verschleimung, Fieber, Heiserkeit und Halsschmerzen. Die Blätter legt man auf Wunden. Die Wichtigkeit dieser Pflanze beweist der Ausspruch: „Warum stirbt der

Mensch, da doch für ihn Salbei im Garten wächst!" Ebenso fehlt in keinem Garten

Baldrian (Valeriana offic. L.), der seinen Namen vom Gotte Balder, Odins Sohn, hat. Baldriantee wirkt krampfstillend auf die Gebärmutter und wird bei Wurmbeschwerden, Nervenschwäche und Kopfschmerzen gebraucht. Auch für schwache Augen wird er angewandt; daher heisst man die Wurzel auch Augenwurzel oder Balders Augenbrauen. Da Balder als Gott der Beredsamkeit galt, ist diese Pflanze auch das Sinnbild der Beredsamkeit.

Dass ausser Baldrian auch

Bibernell (Pimpinella Saxifraga L.) gegen Unterleibsleiden, Cholera und Pest gebraucht wird, zeigt der Spruch:

„Trinkt Bibernell und Baldrian,
Da wird die Pest ein Ende han".

Beifuss (Artemisia vulgaris L.), auch Peipst genannt, wird angebaut, obgleich er als Freilandpflanze in ziemlicher Menge vorkommt. Der Tee wirkt krampfstillend und schweisstreibend.

Wermut (Artemissia Absinthium L.) ist ein vorzügliches Heilmittel bei Appetitlosigkeit, Magenleiden, Mundgeruch, Sodbrennen, Wechselfieber, Krampf und Rheumatismus.

Niemals fehlen im Garten:

Krauseminze (Mentha crispa Koch.), deren Tee bei Leibschmerzen und Magenleiden angewendet wird. Ferner

Pfefferminze (Menta piperita L.), deren Tee den schwachen Magen stärkt und bei Leibschmerzen, Verdauungsbeschwerden, Blähungen, Krämpfen, Asthma, Darmleiden, Periodenstörungen und Wechselfieber gute Dienste leistet. Sodann

Eibisch (Aethaea offic. L.), Alttee, der ein bewährtes Heilmittel bei Brust- und Halskrankheiten, Verschleimung und Husten ist und zur Erweichung der Geschwüre dient.

Die spanische Schwarzwurzel (Scorzonera hispanica L.) leistet bei Verschleimung, Heiserkeit und Husten gute Dienste. Auch befördern die Blätter, welche auf Wunden gelegt werden, die Heilung der letzteren. Ein grosser Strauch

Liebstöckel (Levisticum offic. Koch.), Rübstückel oder Liebesstückel genannt, wird sorgfältig gepflegt. Die jungen Pflanzen dienen als Suppengemüse und als Zusatz zu Bädern, weshalb man diese Pflanze auch „Badekraut" nennt. Ältere Pflanzen finden Anwendung bei Brustbeschwerden, Magenkrampf und Blähungen.

Weil diese Pflanze sich auch bei Frauenleiden sehr gut bewährt, nennt man sie auch „Gebärmutterwurzel“. Liebstöckel findet auch Anwendung als Zaubermittel bei Liebeswerbungen. Wird am Johannistage Liebesstückel dem Vieh in die Tränke gegeben, so können ihm die Hexen nichts anhaben. Die Kühe rindern ordnungsmässig und kalben glücklich.

Tee von

Kardobenediktenkraut (Cnicus benedictus L.) „geht durch alle Glieder“, wirkt krampfstillend und schweisstreibend.

Hohen Friedlos (Lysimachia punctata L.) findet man fast in jedem Garten.

Die Malve (Malva Alcea L.) heisst im Volksmunde Pappel. Sie gibt einen Tee für Halsleiden, die Blätter bewirken die Erweichung von Zahngeschwüren. Der

Sanikel (Sanicula europaea L.) heisst auch Zornikel. Der Tee heilt Lungenleiden und Verschleimung und innerlichen Schaden. Ferner bereitet man aus dieser Pflanze eine heilsame Wundsalbe.

Melisse (Melissa offic. L.) oder Hasenohr gibt einen Tee gegen Nerven- und Magenschwäche, Magenschmerzen und Blähungen und wird auch zu Bädern gebraucht.

Fenchel (Foeniculum offic. L.) leistet vorzügliche Dienste bei allen Brustleiden, Kolik und Verdauungsstörungen.

Küchenpflanzen.

Schnittlauch wird recht reichlich angebaut, denn er darf im „Wechquorge“, dem „schlesischen Kaviar“ nicht fehlen. Auch in Suppen, Tunken usw. wird er in reichlichen Mengen genossen. In den Wechquorg gehören auch

Zwiebeln, Zwibbeln.

Petersilie, und zwar Wurzeln und Kraut sind eine beliebte Suppenwürze. Meist in einer Ecke steht ein grosser Strauch

Kröhn oder Merrettig, dessen Wurzeln gerieben zu „Kröntunke“ verwendet wird, die bei Festessen an der Kirmes, beim „Gevatteressen“ und beim Hochzeitsschmause nie fehlen darf.

Dill nimmt man zur Bereitung einer Tunke und zum Einlegen der „sauren“ Gurken und des Sauerkrautes.

Pfeffer- oder Bohnenkraut, dann

Gurkenkraut oder Boretsch sind eine Beigabe zum Gemüse.

Majoran wird den Suppen und der Füllung der „hausschlachtenen“ Wurst beigegeben. Andere
Gemüsepflanzen werden nur in bescheidener Menge angepflanzt.

Zierpflanzen

nehmen im „Gärtel“ nur eine untergeordnete Stelle ein. Am häufigsten werden gepflanzt:

Rosen (Rosa centifolia L.), wurzelechte, weisse und rote.

Gliedra (Dielytra spectabilis), Herzelstrauch, tränendes oder fliegendes Herz genannt.

Päonie (Paeonia offic. L.), Pumpel- oder Pfingstrose, auch Gichtrose genannt, weil die Wurzel gegen Gicht und Epilepsie gebraucht wird. Fast in jedem Garten findet man

Nachtviole (Hesperis Matronabis L.) und

Brennende Liebe (Lychnis chalcedonica L.), die man auch Jerusalemsblume nennt.

Strohblumen (Heranthemum annuum L.), Immortellen genannt, werden deshalb gezogen, damit sie im Winter das Moos zwischen den Fenstern schmücken.

Ringelrosen (Calendula offic. L.) werden zu Tee verwendet, der Wunden heilen soll. Diese Pflanze gilt auch als Totenblume, weshalb sie auf die Grabhügel gepflanzt wird.

Andere Zierpflanzen sind:

Sametröslein (Tagetes erecta plenissa),

Gänseblümchen, und zwar eine gefüllte Art,

Stiefmütterchen,

Primeln, welche auch Aurikeln oder Popinkchen heissen, ferner

Astern, welche als Totenblumen gelten und deshalb gern zu Grabkränzen gewunden werden; und

Karthäuser-Garten- und Federnelken.

Von Zwiebelgewächsen findet man häufig vor:

Josephslilie (Lilium candidum L.),

Schneeglöckchen (Galanthus nivalis G.),

Knotenblume (Leucoium vernum L.), Schneegacke genannt,

Tulpen (Tulipa Gesneriana L.),

Narzissen (Narcissus poeticus L.) und

Märzbecher (Narcissus pseudo-narcissus L.). Oft wird auch

Türkenbundlilie (Lilium martagon L.) aus dem Walde geholt und in den Garten verpflanzt. Die Zwiebel heisst Goldwurzel und

wird gegen die „guldena Odern“ (Hämorrhoiden) angewandt.

Andere wildwachsende Pflanzen sind:

Sturmhut oder Eisenhut (Aconitus napellus L.), der auch Jungfernschuh heisst, und

Kugelranunkel (Trollius europaea L.), welche unter dem Namen Goldkoppe oder Goldkugel bekannt ist.

Seltener findet man im Garten die

Schwarze Niesswurz (Heloborus niger L.), welche Christrose oder Auferstehungsblume genannt wird, und

Sonnenrose (Helianthus annuus L.), deren Samen als Vogelfutter dient.

Von strauchartigen Gewächsen, die sowohl frei oder am Heckenzaun stehen, sind zu nennen:

Seidelbast (Daphne Mezereum L.), Kellerhals,

Türkischer Flieder (Syringa vulgaris L.), den man auch fälschlich Holunder nennt; ferner

Goldregen (Cytisus Laburnum L.) und

Mehldorn (Mespilus germanica L.).

Feldpflanzen.

Unter den Feldpflanzen finden wieder die Heilpflanzen die grösste Bedeutung. welche gesammelt und für den Bedarfsfall aufbewahrt werden.

Spanische Schwarzwurzel, Baldrian, Sanikel und Beifuss sind schon bei den Gartenpflanzen erwähnt worden.

Sodann werden als Heilpflanzen gesammelt:

Quendel (Thymus Chamaedrys F.), Judenmutter oder Hühnerkraut genannt, die namentlich zu stärkenden Bädern, besonders für Kinder verwendet werden. Die mit dieser Pflanze gefüllten „Kräutersäckel“ sind nervenstärkend und desinfizierend. Innerlich gebraucht man den Tee gegen Verdauungsschwäche und Gärung im Darmkanal.

Spitzwegerich (Plantago lanceolata L.), Wegebreit, Wegerich. Der Tee ist schleimlösend, heilt alle Brust- und Lungenkrankheiten. Die Blätter auf Wunden gelegt, befördern deren Heilung.

Grosser und mittlerer Wegerich (P. major und media) geben einen Tee, der sich bei Verdauungsbeschwerden, Lungen-, Magen- und Darmverschleimung, Blasenschwäche und Wechselfieber bewährt. Die Blätter heilen brandige Geschwüre.

Huflattig (Tussilago Farfara L.) wird als Brusttee, sowie als Heilmittel bei Husten und Heiserkeit sehr geschätzt. Frische Blätter legt man auf entzündete Stellen und Wunden, damit sie die Hitze entziehen.

Bitter- oder Fieberklee (Menganthes trifolia L.), Dreiblatt genannt, gibt einen guten Tee gegen Fieber und Magenleiden.

Kümmel (Carum Carvi L.) heisst auch Karbe oder Garbe und findet nicht nur als Tee bei Verdauungsbeschwerden und Blähungen Anwendung, sondern wird auch dem Brotteig beigemischt.

Johanniskraut (Hyperium perforatum und quadrangulum L.), auch Blutkraut genannt, gibt einen krampfstillenden Tee, der auch gegen Kopfschmerzen, Leberleiden, Blähungen, Verschleimung und Bettnässen gebraucht wird. Die Wurzel behebt Schwindelanfälle. Das Kraut wird in der Johannisnacht gesammelt; alsdann schützt es vor Hexen und bösen Geistern. — Junge Mädchen pressen am Johannistage die Pflanzen im Taschentuch und denken dabei an eine männliche Person. Zeigt sich im Taschentuch ein rötlicher Saft, so wird die männliche Person ihr Bräutigam; zeigt sich nur ein grüner Saft, so entsteht kein Liebesverhältnis. — Junge Mädchen flechten am Johannistage lose Kränze von Johanniskraut und werfen sie in die Höhe und sprechen dabei: „Bleibt der Kranz ein Kranz, bleibt die Liebe ganz. Geht der Kranz entzwei, ist's mit der Lieb' vorbei".

Schafgarbe (Achillea millefolium L.) steht in besonderem Ansehen. Sie heilt Magenkrampf, Hämorrhoiden, Gicht, Schwindsucht, Ausschlag, Blutspeien, behebt Stuhlverstopfung, Bettnässen und Darmverschleimung, wirkt vorteilhaft auf die Verdauungsorgane, nervenstärkend, abführend und urintreibend und reguliert die Blutungen der Gebärmutter. Der Saft heilt Wunden und Geschwüre. Die junge Pflanze bildet einen Hauptbestandteil der Frühlingskräutersuppen.

Königskerze (Verbascum thapsus L.) wird auch Zollich genannt. Der Tee wird gebraucht bei katarrhalischen Leiden, Brustkrankheiten und Fieber. Umschläge von Blättern erweichen Geschwüre. Eine aus dieser Pflanze bereitete Salbe hilft bei Rückenschmerz und Hämorrhoiden. Getrocknet und pulverisiert verzehrt die Pflanze das wilde Fleisch.

Gundermann (Glechoma hederaceum L.), Gundelkraut oder Gondling findet als Tee Verwendung bei Stockungen des Unterleibes

und allen Frauenkrankheiten; ferner bei Schwindsucht, Ruhr, weissem Fluss und skrofulösen Geschwüren. Den Saft gibt man Kindern, wenn sie Leibschmerzen haben. Gundermann ist ein Bestandteil der Frühlingskräutersuppen.

Steinpeterlein (Pimpinella saxifraga L.) wird auch Bibernell oder Beinwell genannt. Diese Pflanze wird angewandt gegen Durchfall, Unterleibsleiden, Husten, dann zur Heilung von Wunden und gebrochenen Gliedern. Die jungen Blätter werden als Salat gegessen.

Rainfarn (Tanacetum vulgare L.) heisst auch Refelblume oder Wurmkraut. Der Tee leistet gute Dienste bei Wurmkrankheiten und Magenkrampf.

Gauchheil (Anagallis phoenicea L.), Goarteel oder Krähenseife genannt, gibt heilsamen Tee gegen Leberverhärtungen, Nervenkrankheiten, Stockungen des Blutes. Auch soll er den Biss giftiger Schlangen und toller Hunde unschädlich machen.

Ehrenpreis (Veronica offic. L.), erhielt den Ehrennamen: „Heil der Welt“, weil er gewissermassen als ein Universalmittel gegen Schwindsucht, Lungen- und Brustkrankheiten galt. Auch bei Verschleimung und Reissen wendet man ihn an. Vom

Löwenzahn (Leontodon autumnalis L.), welcher auch Maiblume heisst, gibt die Wurzel einen Tee gegen Stockungen des Unterleibes, Leber- und Hautkrankheiten; er wirkt blutreinigend und abführend. Die jungen Blätter werden in die Kräutersuppen genommen.

Mauerraute (Asplenium Ruta muraria L.) befördert gekocht den Haarwuchs, desgleichen die Wurzel der

Klette (Lappa offic. All.), aus welcher das Klettenwurzelöl bereitet wird.

Braunwurz (Scrophularia nodosa L.). Die gekochten Wurzeln geben einen Tee gegen Skrofeln; auch ziehen sie Geschwüre auf.

Mauerpfeffer (Sedum acre L.), Steinkraut oder Katzenkräutlein, heilt als Tee Fallsucht, und der frische Saft heilt Geschwüre.

Stiefmütterchen (Viola tricolor L.). Der Tee reinigt das Blut und ist heilsam gegen Skrofeln und verdorbenen Magen.

Augentrost (Euphrasia offic. L.) führt diesen Namen, weil ein Aufguss des Krautes ein Augenheilmittel ist. Gewitterblume wird diese Pflanze genannt, weil sie bei einem Gewitter blau wird, und weil der Blitz dort einschlägt, wo die abgepflückte

Pflanze aufbewahrt wird. Man darf sie niemals vor oder während eines Gewitters abpflücken. Tee von dieser Pflanze bewährt sich auch bei Magenkrankheiten. Augentrost wird auch Kapellenblume genannt.

Acker-Schachtelhalm (Equisetum arvense L.), Zinnkraut oder Katzenschwanz. Tee, innerlich genommen, heilt Wassersucht, Blutspeien und Nierenleiden; er reinigt den Magen und behebt Harnbeschwerden; äusserlich angewendet wirkt er blutstillend und heilt Geschwüre und faulige Wunden.

Arnica (Arnica montana L.) heisst: Bergwohlverleih, Fallkraut, Gems- und Blutblume. Die Blüten werden mit Spiritus aufgesetzt. Diesen Arnika-Spiritus gebraucht man zur Heilung von Wunden und Quetschungen. Kraut und Wurzeln geben einen Tee gegen Verdauungsschwäche, Krämpfe, Epilepsie, Schlaganfall; derselbe wirkt auch schleim- und urintreibend. Die

Quecke (Triticum repens L.) gibt einen blutreinigenden Tee.

Fetthenne (Sedum Telephium L.) oder Johanniswurzel nimmt man zu Tee gegen Fieber und Fallsucht. Der Saft der Blätter heilt Kopfgrind, Milchschorf und Brandwunden und stärkt die Glieder. Man holt am Johannistage so viel Zweige von Fetthenne als Personen im Hause resp. in der Familie sind und legt die Zweige auf einen Balken. Es sterben oder erkranken im Hause resp. in der Familie so viel Personen als Zweige verdorren. Die übrigen Zweige grünen weiter.

Hirtentäschel (Capsella Bursa pastoris Mnch.), Stückelkraut, liefert einen Tee, der Rheumatismus, Blutspeien und Schleimflüsse heilt und übermässig starke monatliche Blutungen und Nasenbluten stillt.

Eberwurz (Carlina acaulis L.) Karline, Aberdistel, Silberdistel oder Distelbrötchen genannt, verwendet man als Salat und in der Tierheilkunde. Den Fruchtboden isst man. Diese Pflanze dient auch als Wetteranzeiger.

Sauerampfer (Rumex Aretosa L.), Sauerlump regt, roh gegessen, den Appetit an und reinigt das Blut. Man isst ihn auch als Gemüse und würzt die Suppen damit.

Brunnkresse (Nasturtium offic. R. Br.) wird roh gegessen und heilt Schwindsucht, reinigt das Blut und regt den Appetit an.

Rapünzchen (Valerianella olitoria Poll.), Rapunze, auch Rebunde genannt, wird als Salat gegessen, die als blutbildend gilt.

Herbstzeitlose (Cholchicum autumnale L.), Wiesensafran oder nackte Jungfer soll ein Heilmittel gegen Gicht, Rheumatismus und Wassersucht sein.

Wilde Rose (Rosa canina L.), Hundsrose, Hagebuttenstrauch. Die Früchte (Hagebutten) geben eine schmackhafte, blutreinigende Suppe.

Vogelknöterich (Polygonum aviculare L.), Dehngras oder Schweinegras genannt, gibt einen Tee gegen Wasserleiden und Durchfall.

Herzgespan (Leonurus Cardiaca L.) hilft als Tee bei Herzkrankheiten und Fieber.

Gnadenkraut (Gratiola offic L.), auch Gottes Gnadenkraut genannt, heilt als Tee Wassersucht, Herz-, Leber- und Milzkrankheiten; desgleichen Melancholie und Verstopfung. Es treibt Würmer ab und dient als Brechmittel. Aus

Walschen- oder Lungenkraut (Lobaria pulmonaria Hoffm.) bereitet man Tee, welcher bei Lungen- und Halsleiden geschätzt wird.

Andorn (Marubium vulgare L.), Dorant oder Dauerang wird bei Krankheiten des Viehes benutzt. Auch vertreibt man damit Hexen, denn: „Taste (?), Dill und Dauerang ist der Hexen Widerstand“.

Nesseln (Urtica dioica und urens L.) geben einen Tee gegen Husten, Lungenentzündung, Brustleiden, Wechselfieber, Hämorrhoiden und übermässige Monatsblutungen. Er ist auch blutreinigend und harntreibend. Nesseln gehören auch unbedingt in die Frühlingskräutersuppen.

Giersch (Aegopodium Podagraria L.) heilt, als Tee genossen, Podagra, nämlich Gicht und Reissen.

Schellkraut (Chelidonium majus L.) wird Hühnerdreckgras genannt. Der Saft dient äusserlich zur Beseitigung der Hühnerwurzeln.

Flachs- oder Lein (Linum usitatis simum L.). Der Same wird gekocht und in Säckchen auf Geschwüre gelegt, um diese zu erweichen. Die Blüten sind ein Sinnbild der Häuslichkeit und Treue. Aus

Bachbunge (Veronica Becca bunga L.), Quell-Ehrenpreis oder Funde, wird eine Salbe bereitet. Diese verwendet man bei offenen Schäden, geschwollenen Gliedern, Rheumatismus. Daher sagt man: „Mache Salbe von der Funde, damit Fleisch und Bein gesunde“.

Rundblätteriger Friedlos (Lysimachia Numeralia L.). Der Tee von dieser Pflanze ist ein vorzügliches Heilmittel bei Mundfäule.

Zehrkraut (Betonica offic. L.) ist gut gegen „die Verzehrige“ d. i. die Auszehrung und gegen Fieber.

Eberreis (Artemisia Abrotanum L.), Gartenheil, gibt einen magenstärkenden Tee und

Herzgespan (Leonurus Cardiaca L.) findet Anwendung bei Herzbeklemmungen.

Zwei wichtige Heilpflanzen: die echte Kamille und Tausendguldenkraut kommen im Liebauer Tale nicht vor. Sie werden viel gebraucht, müssen aber aus der Apotheke bezogen werden.

Andere Pflanzen, welche einen besonderen volkstümlichen Namen haben sind:

Natternzünglein (Echium vulgare L.), „Stolzer Heinrich“ oder Frauakrücka genannt. Am 23. Juni zur Mittagszeit geholt, darf man die Pflanze über keinen Bach tragen, dann vertreibt sie die Ratten. „Such um Johanni Frauakricka
Und ho͡a se drin eim Sta͡olle.
Wenn sich de Ra͡otta drinne blicka
Do verteibst 'se a͡olle.

Günsel (Ajuga reptans L.) heisst auch Kuckucksblume und dient als Zaubermittel.

Knabenkraut (Orchis maculata L.), Gottes Hand. Gibt man die Wurzel Kühen und Ziegen, so verlieren sie die Milch nicht und bekommen dieselbe wieder, sobald sie dieselbe verloren hatten.

Kornrade (Agrostemma Githago L.) = Kornschnate.

Sumpfdotterblume (Caltha palustris L.) und

Hahnenfuss (Ranunculus acer L.) heissen Butterblume.

Kornblume (Centaure Cyanus L.) = Ziegenbein.

Vergissmeinnicht (Myosotis) in den verschiedenen Arten = Krebs- oder Froschäuglein.

Steinnelke (Dianthus deltoides L.) = Steinröschen.

Buschanemone (Anemone nemorosa L.) = Krähenfalke.

Ruhrkraut (Gnaphalium dioicum L.) = Katzenpfötchen oder Immortellen.

Gänseblümchen (Bellis perennis L.) = Massliebchen, Orakelblume, Marienblümchen oder Margaretenblume. Man zupft einzeln die Blätter aus und spricht den bekannten Spruch: „Er liebt mich“ etc.

Brunelle (Prunella vulgaris) = Wiesenpflaume.
Hundskamille (Anthemis Cotula L.) = Kuhauge, Orakelblume oder Magaretenblume.
Klappertrog (Alectorolophus min. und mag.) = Gröschchen.
Löwenzahn (Leontodon Taraxacum L.) = Gänsefett, Eierbrötchen, Maiblume.
Bachnelkenwurz (Geum rivale L.) = Ziegenfleisch.
Frauenmantel (Alchemilla vulgaris L.) = Gänsekragen.
Labkraut (Galium Mollugo L.) = Ziegentod, weil die Ziegen, welche davon fressen, sterben.
Pechnelke (Viscaria vulgaris Röhl.) = Woinschmierblume (Wagenschmierblume).
Pferdekümmel (Oenanthe aquatica Lmk.) = Tierschimmel.
Kuckucksblume (Lychnis flos cuculi L.) = Rindfleisch.

Waldpflanzen.

Auch der Wald bietet eine grosse Anzahl Heilpflanzen. Zu ihnen gehören:

Einbeere (Paris quadrifolia L.), deren Blätter gegen Geschwulst angewendet werden; auch ziehen sie Geschwüre auf. Gekocht wirken sie schweisstreibend und schmerzstillend. Der Saft der Beere soll bei Augenentzündungen gute Dienste leisten.

Hauswurz (Sempervivum tectorum L.). Die frischen Blätter legt man auf Wunden, und zwar namentlich auf Brandwunden; sie vertreiben auch Hühneraugen und heben die schädlichen Wirkungen der Bienenstiche auf. Der Saft der Blätter stillt das Blut, heilt Halsentzündungen und beseitigt Sommersprossen. Der Landmann sieht es gern, wenn diese Pflanze auf seinem Hause wächst, denn sie hält den Blitz ab.

Tüpfelfarn (Polypodium vulgare L.), Engelsüss oder Steinwurzel genannt. Die süssschmeckende Wurzel wird gegessen. Gekocht gibt sie einen Tee gegen Brustkrankheiten. Zerkleinert dem Boden beigemischt, befördern sie das Wachstum gewisser Pflanzen (Palmen etc.).

Waldmeister (Asperula odorata L.), Herzfreude oder Sternleberkraut sammelt man zu Tee gegen Herzklopfen, Gelbsucht, Haut- und Bauchwassersucht.

Brombere (Rubus fruticosus L.) oder Kratzbeere. Aus den Blättern bereitet man einen Tee gegen Wasserbeschwerden, Diarrhoe,

Blutflüsse und Hautansschläge. Der Tee wird auch als Gurgelwasser gebraucht.

Engelwurz (Archangelica offic. Hoff.) „ist für alles gut“, namentlich gegen Pest und Cholera. Sie wird auch bei Krankheiten des Viehes gebraucht. Aus den gekochten Blättern der

Preisselbeeren (Vaccinium vitis idea L.) bereitet man einen Tee gegen verdorbenen Magen. Die Blätter der

Heidelbeere (Vaccinium mytillus L.) liefern einen Tee, welcher sich bewährt bei Zuckerkrankheit, Katarrhen, Husten, Blasenschwäche, Ruhr und Durchfall. Bei Durchfall werden auch die getrockneten Beeren gegessen.

Erdbeere (Fragaria vesca L.). Aus den Blättern bereitet man einen blutreinigenden Tee, der sich bei Husten, Gelbsucht, Durchfall, Gries-, Stein- und Leberleiden bewährt. Die Früchte zerteilen Gichtknoten und stillen den Keuchhusten.

Faulbaum (Frangula Alnus Mill.). Tee aus Rinde und Blättern bereitet ist ein gutes Abführmittel.

Bärlapp (Lycopodium clavatum L.), Krähenfüsse, Otternwurzel oder Teufelskrallen. Der Blütenstaub wird gegen Wundnässe und Geschwüre gebraucht.

Quirlblättrige Weisswurz (Polygonatum verticillatum All.). Diese Pflanze verhilft dem Vieh zu Milch und bricht die Gewalt der Hexen. Ein diesbezüglicher Spruch lautet:

Wirtelförm'ge Weisswurz such' als Futter,
Gib 'se dem Vieh, 'sis für a Nutzen!
Du erzielst viel Milch an Butter
Auch koannst du a Hexen trutzen!

Türkenbundlilie siehe Gartenpflanzen, und zwar Zierpflanzen.

Von den Fichten, Tannen, welche man auch als Christbaum verwendet, und von Kiefern nimmt man die Spitzen der Sprossen als Zusatz zu Bädern, die dadurch kräftigend werden. Aus den Birken zieht man den Saft. Wer denselben trinkt, wird schön. Die Birken dienen als Schmuck der Altäre, welche am Fronleichnamsfeste im Freien errichtet werden. Nach den Gottesdiensten reissen sich die Leute Birkenreiser ab und nehmen dieselben mit nach Hause, denn sie schützen vor Blitzschlag und vor Hexen. Zwiesel vom Haselnussstrauch dienen als Wünschelrute; desgleichen Gerten von Weiden. Die Kätzchen von letzteren heissen Palmen. Diesen Namen haben auch die ganzen Zweige,

welche am Palmsonntage in der Kirche geweiht, bei der Prozession getragen und dann mit nach Hause genommen werden. Auch sie schützen vor Blitzschlag. Wer am Palmsonntage Palmen verschluckt, bekommt keine Halsleiden.

Wie aus dem Vorstehenden ersichtlich ist, nehmen die sogenannten Heilpflanzen die erste Stelle ein. Bei vielen von ihnen mischt sich Wahrheit und Volksglaube derart, dass dem Laien die Unterscheidung schwer fällt. Wenn auch die fortschreitende Wissenschaft allmählich immer mehr in die breiteren Volksschichten dringt und den Volksglauben verdrängt, so wird es doch gewiss noch lange dauern, ehe letzterer ganz ausgerottet ist. Ein Kräutlein gibt's, dessen Heilkraft sich stets bewährt hat und sich auch fernerhin bewähren wird. Von ihm sagt Tieck:

„Wider alle Wunden giebt's ein kräftig Kraut;
Der hat Heilung funden, der dies Kräutlein baut.
In des Glaubens Garten ist es nur zu schau'n;
Lern dies Kräutlein warten, es heisst: Gottvertrau'n!"

Volkstracht in der Gegend von Boyadel.

Von M. Hellmich.

Zu den bedauerlichsten Begleiterscheinungen der Neuzeit vom Standpunkte der Volkskunde gehört das Dahinschwinden der Volkstracht. Der Zug weiblicher Hilfskräfte vom platten Lande in die Städte und die Dienstpflicht der jungen Männer tragen gleichmässig dazu bei. Früher, als sich noch nicht die gleichförmige und farblose Männerkleidung von heute herausgebildet hatte, wo also auch in der Stadt noch ein Unterschied der Trachten je nach Stamm und Land eher zu finden war, hinkte die bäuerliche Mode immer um mehrere Jahrzehnte hinterdrein und ergab zusammen mit dem konservativen Sinn der damaligen Landbevölkerung auch der männlichen Tracht eine besondere Eigenart. Heute bringt der Ausgediente selbst in die entlegenste Gegend den städtischen Geschmack für die hässliche röhrenförmige Hose und das Jackett oder den Rock mit zurück, wohl nur, weil er sich dadurch den Anstrich des weltmännisch Erfahrenen geben will. Und die weibliche Bekleidung mit ihrer wechselnden Mode gelangt heutzutage viel

schneller auch ins Dorf und wird, wenigstens als Festkleidung, aus falsch angebrachtem Ehrgeiz getragen.

Nur die Kleidung, die bei den häuslichen und wirtschaftlichen Verrichtungen angelegt wird, verrät beim weiblichen Geschlecht, wenigstens in der weiteren Umgebuug von Boyadel, auf die ich mich hier beschränken will, welcher Art die landesübliche Tracht noch vor etwa 30 bis 50 Jahren gewesen ist.

Diese Arbeitstracht besteht heute noch aus einem gewöhnlich leuchtend saftgrünen faltigen Rock, einem ärmellosen eng anliegenden Leibchen, einer losen dunklen ein- oder zweireihigen Jacke, sowie einer meist dunkelblauen Schürze. Die Jacke hat auf der Schulter eingeriegene Ärmel, die darum etwas hochstehen und wird auf der Strasse stets lose getragen. Bei der Arbeit wird die Schürze darauf gebunden. Von allen diesen Kleidungsstücken interessiert am meisten der Rock, weil dieser noch aus selbstgewirkten Stoffen gearbeitet wird. Öfters sieht man wohl noch eine Arbeitsschürze aus solchen Stoffen. Doch ist diese jetzt fast immer, wie auch die übrigen Teile der Bekleidung, aus gekauften, fabrikmässig hergestellten Stoffen gefertigt.

Für die Hausmacherstoffe nun wurden früher alle Zutaten in der Wirtschaft gewonnen und verarbeitet. Die Kette, die sogenannte „šerijě“, wurde aus eigengebautem Flachs gesponnen und entweder roh verwendet oder vorher im Hause schwarz gefärbt. Der Einschlag, der Schuss, ob nun Woll- oder Wadgarn, wurde ebenfalls zu Hause gesponnen; die Wolle kam von den in jeder Wirtschaft früher noch in kleiner Zahl gehaltenen Schafen und wurde rein oder mit Abfällen, Werg und geringerem Material versponnen. Von all diesem Hausfleiss ist unmerklich ein Stück nach dem anderen abgebröckelt. Zuerst zog ein Wollspinner, der seinen Wohnsitz in Kontopp hatte, von Haus zu Haus und kammelte und verspann auf dem besonders dazu gebauten Rade die Wolle an Ort und Stelle. Dann wurde das rohe Material ihm ins Haus geschickt, der Färber trat für die Hausfrau ein und jetzt wird der Schuss im Laden gekauft, da die Schafhaltung vollständig abgekommen ist. Nur die Herstellung der Kettenfäden und, was damit zusammenhängt, und das Wirken hat sich noch in vielen Häusern gehalten. Im Winter wird der Webstuhl, der sonst auseinandergenommen in der Scheune oder unter einem Schleppdach hinter

dem Hause gehängt hat, wieder aufgebaut und die Hausfrau und die Kinder arbeiten daran die festen bunten Stoffe.

Denn eins hat sich bisher noch bei diesem Verfahren von früher her erhalten, das ist die Freude an bunten Mustern, die in immer neuen Verbindungen der Hauptfarben grün, rot, gelb, schwarz und seltener braun und blau unter den fleissigen Händen entstehen. Die angeführten Farben stehen in der Reihenfolge, die ungefähr ihrer Beliebtheit entspricht. Jede Wirkerin setzt ihren Stolz darein, ein neues Muster herauszubringen. Oft allerdings siegt der Sinn für Wirtschaftlichkeit, wenn vorhandene Vorräte der einen oder anderen Farbe zur Rücksichtnahme auffordern. Infolge der langen Erfahrung wird mit grosser Sicherheit die erforderliche Menge des einzelnen Wirkgutes berechnet und die Länge des herzustellenden Stückes der beabsichtigten Verwendung angepasst.

Vorzugsweise beliebt ist ein Muster aus wechselnden schmalen schwarzen und breiteren saftgrünen Streifen. Freilich sind die Muster zahllos. Unter den etwa 50 Rockstoffproben, die ich gesammelt habe, sind mir noch nicht einmal zwei gleiche vorgelegt worden. Lange wird das allerdings nicht mehr dauern. Denn mir wurde von verschiedenen Seiten wichtig bedeutet, dass für bessere Röcke jetzt nur einfarbige (fast stets grüne) Stoffe beliebt werden. Woran das liegt, wurde mir aus einer Äusserung einer meiner Quellen klar. Diese Frau besitzt mehrere Töchter, die auswärts, in der Mark, während des Sommers arbeiten. Für diese darf sie nur noch einfarbige Stoffe wirken, da sie an ihrer Arbeitsstelle mit den streifigen Röcken verspottet worden sind — ein Schulbeispiel, wie Gedankenlosigkeit und Nachäffung den Sinn für gute alte Sitte totschlagen!

Welch feine Unterschiede die Tracht kennt, darüber belehrte mich eine Aufklärung, die mir von einem Mann der hiesigen Gegend in treffender Männerauffassung gegeben wurde. Die Streifen der Röcke, sagte mir dieser Gewährsmann, laufen bei den jüngeren Frauen rund um den Rock; die älteren aber, die nicht mehr „asu ėbildš“ (so eitel) seien, trügen Röcke mit senkrechten Streifen. Das hängt mit der Herstellungsart der Röcke zusammen. Denn während die Röcke mit wagerechten Streifen aus mehreren Bahnen bestehen, die vom ganzen Stück geschnitten werden, verwenden die älteren Frauen ein einziges Stück in der der Rockweite ent-

sprechenden Länge, wie es vom Webstuhl kommt, machen also eine Ersparnis an Arbeit auf Kosten der Eitelkeit. Übrigens sind auch die aus dem Stück geschnittenen Bahnen der zusammengesetzten Röcke oben und unten gleich breit; sie werden nicht keilig geschnitten um den Stoff nicht zu verschneiden, damit er später noch als Futter verwendet werden kann. Die so hergestellten Röcke sind sehr faltig. Sie werden oben „ē-gēlindlt" und mit einem Gurt versehen. Die Machart ist also die denkbar einfachste.

Mit dem Aufhören der Hausfärberei und der Verwendung schlechten Materials, welches mit Baumwolle vermengt ist, hängt die Vergänglichkeit der Farben in den neueren Stoffen zusammen. Deswegen werden die roten und grünen Streifen heute noch meist aus reinem Wollgarn eingeschossen, von dem die Spule 90 Pf. etwa kostet, während für die anderen matteren Farben Wadtgarn genommen wird, die Spule zu etwa 60 Pf.

Die Unterscheidung der aus den verschiedenen Stoffen hergestellten Röcke mit verschiedenen Namen, von der mir eine sonst gute Quelle erzählte, scheint nicht überall bekannt oder streng durchgeführt zu sein. Danach sollten nämlich die rein wollenen allein „Röcke" genannt worden sein, während für schwereren oder leichteren Wadtgarnstoff bzw. das daraus gefertigte Kleidungstück die Bezeichnungen „Plenten" und „Kittel", letztere für das Arbeitszeug, im Gebrauch gewesen sein sollen. „Plente" scheint einen herabsetzenden Nebensinn zu haben, wie die Äusserung eines jungen Mannes in der Brieger Gegend verrät, der in seinem Heimatdorf wegen einer erlittenen Verspottung nicht mehr zum Tanz ging; er sagte nämlich, er wäre sich zu gut, nur „den Weibesleuten die Plenten auszuschwadern".

Ausser diesen bisher genannten Bestandteilen der weiblichen Kleidung ist in der bezeichneten Gegend noch ein besonders auffallendes Stück nicht allzuhäufig, aber doch noch hie und da im Gebrauch. Es ist dies die sogenannte „Einhülle", ein kragen- oder mantelartiger Umhang aus den gleichen vorbeschriebenen Stoffen. Er besteht aus einer langen Bahn, wie sie vom Webstuhl kommt, die an einer Langseite eingeriegen und an einem Stoffbund von etwa 50 bis 60 cm Länge und 10 cm Breite befestigt und mit Bindebändern versehen ist.

Dieser Kragen wird entweder um den Hals gelegt, so dass

der Kopf frei ist, oder auch um den Kopf, nur das Gesicht freilassend und wird dann vermittelst der Bänder „unterm Bart" d. h. unter dem Kinn gebunden. Diese „Einhülle" umgibt in vielen Falten den Oberkörper und ist, da sie aus dem derben Hausmacherstoff gearbeitet und noch warm gefüttert wird, ein vorzüglicher Schutz gegen die Kälte. Die Farben sind sehr bunt: rot mit grün oder gelb und schmalen schwarzen Streifen sind am beliebtesten. Die Vorliebe des Volkes für bunte Muster scheint auf einen Tropfen slawischen Blutes zurückzuführen zu sein, der in der Gegend von Boyadel sicher vorhanden ist. Im Kreise Brieg links von der Oder, wo der deutsche Stamm wohl unvermischt erhalten ist, wurde früher ein ähnliches Kleidungsstück, aber aus schwarzem Tuch getragen. Dagegen ist in Bladen, Kreis Leobschütz, die bunte „Hülle" wieder bekannt, dort in der nächsten Nähe mährischer Gemeinden.

Als Kopfbedeckung wird jetzt ein Tuch mit, oder gewöhnlich ohne Hut getragen. Früher waren Hauben allgemein üblich, bestehend aus einem eng anliegenden Kopf mit besonders darüber zu legender Stirnbinde und darauf noch einer Binde aus einem dreieckigen zusammengelegten schwarzen Taffttuch, welches mit festem Knoten über der Stirn gebunden wurde. Die „Maschen" wurden sehr sorgfältig auseinander gezogen und mussten recht steif abstehen. Gewöhnlich bestand die Haube nebst Binde aus gesticktem Tüll. In der Trauer wurde eine Haube aus schwarzem Tafft, ebenfalls mit „Maschen" getragen. Für Festlichkeiten bestand die sogenannte „Purrhaube" aus einem über der Stirn eingeriegenen Spitzentuch, dessen Zipfel frei über das Haar herunterfiel. Von den Seiten gingen Seidenbänder herab, die im Nacken zusammengefasst und dort mit künstlichen Blumen verziert waren. Ebenso befand sich ein solcher Blumenausputz über der Stirn.

Auch Tressenkappen aus Brokatstoff sollen früher getragen worden sein, doch ist es mir erst vor kurzem gelungen, eine solche zu Gesicht zu bekommen.

Leider ist von der Männertracht viel weniger zu sagen, denn eine ausgesprochene und örtlich feststehende gibt es nicht mehr. Die billigen Joppen, die heut in jedem kleinen Geschäft feilgehalten werden und vielleicht darum so beliebt sind, kann man füglich nicht als Tracht bezeichnen. Vor etwa 50 Jahren trugen die Männer eine lange dunkle Hose, hoch heraufreichende, meist

schwarz- und rotgestreifte Weste und langen blauen Rock. Im Winter wurde darüber ein schwertuchner, blauer Mantel mit mehreren übereinander liegenden Kragen, der sogenannte Koller, getragen. Die Knöpfe daran waren gross und schwarz, öfters mit eingelegten messingnen Blumen. Als Kopfbedeckung fand ich einen steifen Hut von grobem Filz in Form der geraden, sehr hohen Zylinderhüte mit kleiner gerader Krempe und einfachem schmalem schwarzem Bande darum.

Zur Arbeit tragen die Männer alten Schlages vielfach eine kurze gestrickte oder gewirkte und gewalkte Jacke, einreihig und ohne Kragen. In der Arbeit werden von beiden Geschlechtern meist Holzpantinen getragen, sonst von den Frauen Lederniederschuhe auf dunklen Strümpfen und von den Männern sogenannte halbschäftige Stiefeln, in die gegebenenfalls die Hose gesteckt werden kann.

Leider muss ich feststellen, dass in der Bevölkerung der Sinn für die ursprüngliche Tracht und die Freude daran vollständig verloren gegangen ist und die wenigen Reste nur allein ihres praktischen Nutzens wegen sich erhalten haben. Der Versuch einer Wiederbelebung, wie er an anderen Orten und teilweise mit gutem Erfolg gemacht worden ist, würde nach meinen Wahrnehmungen keinem Verständnis begegnen, wenn nicht gar Spott ernten.

Ein alter Vertragsbrauch.

Von Dr. Paul Drechsler in Zabrze.

Im Altertum wurden wichtige Verträge feierlich abgeschlossen, damit sich die Erinnerung daran recht lebendig erhalte. Dabei schlug einer mit der Hand in des andern Hand, wie wir es noch heute tun und dazu topp! sagen, oder man berührte mit seinen Fingern die Fingerspitzen des andern. Auch hiervon lebt ein Rest in dem bekannten Brauche: Wenn zwei einen Schnaps trinken wollen, so halten sie das Gläschen empor, blicken sich an und lassen die Spitzen ihrer kleinen Finger einander berühren. Das gewöhnliche Volk kennt diesen Brauch nicht, wie auch das Anstossen auf das Wohlsein nie recht gemein war.

Dieses Berühren oder Anstossen mit den Fingern hiess stupfen, stüpfen, stipfen oder tipfen. Letzteres Zeitwort begegnet auch in der Zusammensetzung eintipfen; s. Grimm, Rechtsaltertümer S. 147 f. Für eintipfen bei einem Vertrage bietet sich ein Beispiel in einem für die schlesische Dialektkenntnis hochwichtigen Erzeugnis aus dem 17. Jahrhundert. Zwei Bauern, Hans Wurst und Stürzebecher, haben gemeinsam ein Verbrechen begangen. Darauf sagt Hans Wurst:

Abr horcht dach | wenn wir ju varrautha würda | dass wiers gethaun hetta | su müssa wir ag baalde ney dorzu sprecha | vnd guar nischta aanderss das wirs nicht gethaun huan | wir huansender | sie liegass an ihra Hals nee.

Stürzebecher: Duas iess raicht | Nockwer Hanss | dass du saist | dass wirs nicht gethuan. Nu an dan walla wir eytippa | dass ju kinnar vom aandarn ischta suayn wil. (Sie giessen Bier auff den Tisch vnd tippen ein.)

Hier heisst das eintipfen soviel wie eintauchen, eintunken, intingere (wie der Schlesier auch „in die Dinte eintipft"; vgl. Grimm, DWbch. III 332, Beleg aus Stieler). Durch das Eintauchen der Finger in das Bier soll das Versprechen, einander nicht zu verraten, feierlich bekräftigt werden. Noch heute sollen in der Striegauer Gegend sich Steinbrucharbeiter feierlich zu etwas verpflichten, indem sie Schnaps auf den Tisch giessen und darein die Finger eintipfen, ganz wie die Bauern es mit dem Biere tun. — Als sich im J. 1731 die Protestanten, die der Fürsterzbischof Firmian von Salzburg zur Auswanderung zwang, zum letztenmal in Schwarzach versammelten, wurde der sogenannte „Salzbund" geschlossen. Wer zum Bunde hielt, tauchte die Finger zur Bekräftigung nach alter Sitte in Salz. Im Wirtshause steht noch der Tisch mit roher Malerei und der Umschrift: „Das ist der nämliche Tisch, worauf die lutherischen Bauern Salz geschleckt haben". Meyer, Deutsche Alpen, 2. Teil, 1900, S. 86.

Wir erinnern an das Blut, worein nach Lucian Toxar. 37 die Scythen ihre Schwester tauchten. Die Bewohner der schottischen Hebriden tauchten, wenn sie sich zu etwas verpflichteten, die Hände in Blut. Grimm, Rechtsaltertümer S. 265, 267.

Der Spieler tippt mit dem Finger, um zu erklären, dass er „mitgehen" will; davon hat auch ein bekanntes Hazardspiel den Namen.

Damit ist der Ursprung des Brauches nicht erklärt. Dies will ich auch hier nicht versuchen, sondern es soll nur die Anregung gegeben werden, dem Brauche nachzugehen und dafür weitere Belege beizubringen.

Zimmermannsspruch.

Mitgeteilt von Lehrer Gebhardt in Cantersdorf, Kreis Brieg.

Das neue Haus ist aufgerichtet. Auf dem Giebel wird ein Kreuz aus Latten angebracht, an dessen Spitze ein grüner Busch (z. B. Lindenzweige) befestigt wird. An jedem Kreuzesarm hängt ein Tuch für den Maurermeister und für den Zimmermeister; bei grösseren Bauten erhalten wohl sämtliche Bauhandwerker ein kleineres Tuch. Neben dem Kreuze steht ein redegewandter Mann, meistens der Zimmerpolier, und hält eine längere oder kürzere Ansprache. Weiter nach unten haben sich die andern Zimmerleute aufgestellt, die mit grosser Begeisterung in das Hoch einstimmen, das der Redner am Schlusse ausbringt: auf den Hausherrn, die Hausfrau, die Kinder, die Meister, die Gesellen und alle, „die beim Bau nur eine Hand gerührt haben", und zwar erhält jeder sein besonderes Hoch. Den Schluss bildet der Hebeschmaus, bei dem es lustig und laut zugeht, und von dem es in einem alten Zimmermannsliede heisst: „Ist aber ein Bau vorbei, und gibt es Schmauserei, gut zu essen und gut zu trinken, gebraten Wurst und Schinken, gut Bier, gut Brantewein: da ist gut Zimmermann sein. — Ist aber ein Bau vorbei und gibt es nichts dabei, nichts zu essen, nichts zu trinken, kein' gebratne Wurst, kein Schinken, kein Bier, kein'n Brantewein: der Teufel mag Zimmermann sein. — Ist aber ein Bau vorbei, und gibt es Schlägerei, können wir uns nicht vertragen, tun wir uns tapfer schlagen auf Winkeleisen frei. Da gibt's auch Lust dabei. (!)" — Leider sind auch diese Bräuche in unserer Gegend fast ganz verschwunden; nur der grüne Busch ist geblieben, und den Hebeschmaus weiss man auch jetzt noch zu schätzen. Einen alten Zimmermannsspruch hat mein Vater aufgeschrieben; hier ist er: „Ihr lieben Herrn und Frauen alle, | hört, was ich sage mit grossem Schalle, | und was da auch ein Zimmermann | für eine Predigt halten kann. | Wurd' einst ja Zimmermannssohn genannt, | der allen Völkern wohl ist bekannt, | der

allen Menschen das Heil gebracht. | Drum werde der Zimmermann hoch geacht't. | In seinem Namen ist es auch geschehen, | was ihr da könnet mit Augen sehen, | dass dieser Bau ist hergestellt | und dem lieben Bauherrn gar wohl gefällt. | Weil es sich aber dann auch gebühret, | wenn man ein solches Werk hat vollführet, | dass man es betrachte | und gebe recht achte, | wie alles bereitet, | und was es bedeutet, | so ist es ein alter und löblicher Brauch, | dass der Zimmermann tue ein Sprüchlein auch. | Und ich tu bitten hierdurch jedermann, | dass er mein Sprüchlein andächtig hör' an. | Der aber uns gnädig geholfen zu bauen, | der wolle das Haus stets in Gnaden anschauen! | — Im Hause gibt's Stuben | und oft auch viel Buben. | Da gibt's eine Kammer | und oft auch viel Jammer. | Da sieht man Böden | und oft auch viel Nöten. | Da sieht man Ställe | und oft auch die Hölle, | wenn Unfried und Streit | es erfüllet mit Leid. | Drum der uns geholfen, das Haus zu erbauen, | der wolle es immer in Gnaden anschauen. | — Wir haben zuerst eine Stube gebaut, | wie ihr nun alle mit Augen schaut. | Da wohne der Fleiss, | vergiesse viel Schweiss, | da schaffen ohn' Ende | die tätigen Hände | vom frühesten Morgen | mit nötigen Sorgen | bis zum Abendermüden | und alles in Frieden. | Mit gutem Gewissen und heiterem Blick | seh jedes am Abend aufs Tagwerk zurück! | Und gibt's in den Stuben | viel lärmende Buben, | wie die Ölzweige frisch | rings herum um den Tisch, | so fehl' es zum Guten | auch nicht an den Ruten, | mit heilsamen Streichen | die Kindlein zu weichen. | Und Lehrbuch, Gesangbuch, Katechismus und Bibel | sind da so notwendig wie volle Kübel. | — Wir haben da auch eine Kammer gebaut, | wie ihr nun alle mit Augen anschaut. | Gibt es nun einen Jammer, | gibt es auch die Betkammer. | Da schliess dich ein | mit Gott allein; | da falle du nieder, | so kommt dir wieder | viel Trost ins Herz, | bei allem Schmerz | die Hilfe vom Herrn, | der da hilft so gern. | Und währt es auch bis in die Nacht | und wieder an den Morgen, | soll doch dein Herz an Gottes Macht | verzweifeln nicht noch sorgen. | Der alles stets hat wohlgemacht, | des Auge stets im Himmel wacht, | der geb' stets eine gute Nacht! | — Wir haben da auch eine Küche gebaut, | wie ihr nun alle mit Augen anschaut. | Da arbeite die Mutter | bei Milch und bei Butter, | mit reinlichem Fleisse | zu bereiten die Speise, | mit freundlichem Gesichte | zu bringen die Gerichte. | Und wenn's nur recht in der Werkstatt steht, | der Mann nicht lieber ins Wirts-

haus geht, | und man das Betkämmerlein nicht vergisst, | Gott anrufet zu jeder Frist, | dann, Freunde, hat's in der Küche nicht Not. | Fleisch, Butter und Brot, | ein paar Würstlein im Schlot | bescheret dann immer der liebe Gott. | — Wir haben dann auch einen Boden gebaut, | wie ihr nun alle mit Augen anschaut. | Da kann man viel Waren | wohl aufbewahren, | so man lernet das Sparen, | was noch viel besser wird sein, | als die Sparren, die wir gemacht darein. | Da gibt es denn immer viel Wolle und Lein | und volle Schrein'. | Doch ist noch viel besser als aller Gewinn | ein frommer, gottsel'ger, zufriedener Sinn. | Der wohne denn in diesem Haus, | der geh' mit allen ein und aus, | der lindre alle Müh und Plag, | der bringe Freude jeden Tag, | der tröst' in allem Leid und Weh, | der bringe Segen aus der Höh'. | — So lang' das Haus noch stehen wird, | behüt' es treu der gute Hirt | vor Feuer und jeder andern Not. | Wenn aber kommen wird der Tod | und treibt eins nach dem andern aus, | geb' Gott im Himmel ein bessres Haus, | das nicht mit Händen ist gemacht, | das ewig bleibet in stolzer Pracht. | Nur einer der rechte Baumeister ist, | des Werke bleiben in jeder Frist: | Gott, unser Vater durch Jesum Christ, | der die Erde so herrlich bereitet hat | und im Himmel droben die ew'ge Stadt, | die uns verheissen von seiner Gnad. | Dem bringen wir Lob, Preis und Dank | und bitten ihn unser Leben lang, | wie er uns geholfen, dies Haus zu erbauen, | so wolle er stets es in Gnaden anschauen!"

Oberschlesisches vom Wassermann.

Von Dr. Paul Drechsler in Zabrze.

Wenn man in Alt-Zabrze die Hochberg-Kolonie hinuntergeht, kommt man an ein kleines Häuschen, das heute nicht mehr bewohnt ist. Es gehörte einem gewissen Czodrok und steht dicht am Beuthener Wasser. Unter dem überstehenden Schindeldache ist bis zur Brusthöhe trockenes Unkraut aufgeschichtet. Hier ist nach allgemeinem Glauben der Nachbarn die Schlafstelle des Wassermanns. Er legt, um anzulocken, bunte Bänder, neue Schuhe usw. auf einen Pfahl, der schräg im Bache steht. —

Vor vielen Jahren wurde die Schlacke der Donnersmarckhütte von einem Pferde über die Brücke, die über das Beuthener Wasser führt, auf das gegen-

überliegende Feld gefahren und zu (Schlacken-)Halden aufgehäuft. Eines Abends wollte das Pferd durchaus nicht über die Brücke. Weder die Peitschenhiebe des Kutschers noch die ermunternden Zurufe von Nitsche (das ist noch der einzige überlebende Zeuge dieses Vorfalls — 1908) konnten das Tier dazu bringen, die Brücke zu betreten. Da zwangen die Männer endlich das Pferd vorwärts zu gehen, indem sie den Wagen mit der glühendheissen Schlacke vorschoben. Als das Pferd die Hitze spürte, ging es weiter, aber nur einen Schritt. Dann bäumte es sich auf, drehte sich auf den Hinterbeinen um und drängte sich auf die glühende Schlacke rückwärts hinauf. Es verbrannte sich so, dass es sofort erschossen werden musste. Nun ging Nitsche über die Brücke, kam aber nur bis zur Hälfte, dann drehte er plötzlich um und kam schnurstracks zu den Männern gelaufen, die noch bei dem toten Pferde standen. Am ganzen Leibe zitternd erzählte er, unter der Brücke sitze der Wassermann; er habe ihn an seiner roten Mütze und an seinen grünen Augen erkannt. — Ihn hatte also auch das Pferd erblickt; Tiere sind geistersichtig. —

In einem Nachbardorfe war alle Sonntage Tanz. Gelangweilt setzten sich einmal um Mitternacht ein paar junge Burschen in eine Ecke und beklagten sich, dass es so wenig schöne Mädchen gebe. Wie sie sich noch so unterhielten, da tauchten plötzlich zwei (manchmal hört man es auch von dreien) wunderschöne Mädchen im Saale auf. Kein Mensch kannte sie, niemand hatte sie vorher gesehen. Die zwei feschesten Burschen machten sich sogleich an sie heran. Sie tanzten viel und waren guter Dinge. Als die Burschen nach einer Pause die Mädchen wieder zum Tanze führen wollten, da waren sie verschwunden. Niemand hatte sie weggehen sehen. Alles Suchen der Burschen war vergeblich. Ärgerlich machten sie sich auf den Heimweg, denn es war schon 2 Uhr nachts.

Am nächsten Sonntag erging es den Burschen ebenso. Da nahmen sie sich vor, am folgenden Tanzfeste gehörig aufzupassen. Und richtig, die Mädchen kamen um Mitternacht wieder. Die Burschen hängten[1]) sich sofort wie die Kletten an sie. Sie tanzten nur wenig und zwangen dann die Mädchen mit ins Nebenzimmer zu kommen. Sie liessen sich Kuchen, Wein und Bier kommen und begannen ihr Verhör. Es war aber nichts aus den Mädchen herauszukriegen. Je näher die erste Stunde heranrückte, desto ängstlicher wurden sie. Endlich erklärten sie den Burschen, sie müssten jetzt nach Hause, ihre Zeit sei um, und der Vater sei so streng. Die jungen Leute boten trotz alles Ablehnens ihre Begleitung an, und die beiden Paare zogen zum Dorfe hinaus und kamen in eine den Burschen unbekannte Gegend mit einer schön gepflasterten Strasse. Unaufhörlich baten die Burschen um Auskunft über den Namen, den Wohnort, den Vater usw. Da liessen sich die Mädchen endlich erweichen und sagten: „Unsere Zeit ist sowieso um; ihr sollt alles erfahren. Wir sind die Töchter des Wassermanns und wohnen hier in dem grossen Teiche". Als die Burschen aufsahen, bemerkten sie in der Tat ein grosses Wasser. In dem unnatürlichen Dämmerlichte konnten sie sich jedoch nicht zurechtfinden. Den Teich sahen sie zum ersten Male, sie wussten überhaupt nicht, wo sie waren. Da sagte wieder eines der Mädchen: „Wir danken euch für die irdische Freude, die ihr uns bereitet

[1]) Die Erzähler sagten: hingen.

habt; möge es euch gut gehen. Denkt auch einmal an uns, denn dass wir jetzt noch mit euch sprechen, das ist unser Tod. Vielleicht lässt sich der Vater noch erweichen; wenn nicht, dann werdet ihr zwei blaue Flammen auf dem Teiche hüpfen sehen". Mit diesen Worten verschwanden die Mädchen. Ganz entsetzt starrten die Burschen in die pechschwarze Flut. Eine unheimliche Stille folgte. Dann schwoll das Wasser, es brauste und tobte um sie her. Das Wasser leckte an den beiden empor und schien um Hilfe zu bitten für die Jungfrauen, die mit ihrem Vater auf dem Grunde des Sees rangen. Dann wurde es wieder ganz still: zwei blaue Flammen irrten sekundenlang über dem Wasser unstät umher [1]).

Als die beiden wieder zu sich kamen, sahen sie weder den Teich noch die schöne Strssse. Sie standen mitten in einem berüchtigten Sumpfe und wateten mit Lebensgefahr auf festes Land. Der Morgen graute, als sie müde heimkehrten.

Schlafen in der Bedeutung von Verrücktsein.

Von Dr. K. Wntke.

Am 20. April 1559 schliesst der Ritter Fabian v. Schönaich einen Vertrag wegen der Güter Hertwigswalde (Kreis Sagan) etc. mit „Stenzeln von Nostiz vor sich u. ahn statt Hansens seines schlafenden Bruders vorkeuffern am andern thaile" (Gleichzeitige Abschr. i. Bresl. Staatsarch. F. Sagan O. A. Hertwigswalde]. Was der Ausdruck „seines schlafenden Bruders" bedeuten soll, wird durch zwei andere gleichzeitige Dokumente belegt. In dem einen, einer Lehnsbestätigung für das Fürstentum Sagan von 1551, heisst

[1]) Dass die Seelen als Flammen oder Lichter über den Wassern schweben, ist allgemeiner Glaube; vgl. Drechsler, Sitte, Brauch u. Volksgl. I S. 315. Dazu vergleiche man eine Notiz der Schlesischen Zeitung vom 28. Oktober d. J. Nr. 759: Über ein sehr merkwürdiges „Begräbnis" lesen wir im Wiener „Deutschen Volksbl.": Bei einer jüdischen Familie in einem Orte nächst Ödenburg wollte man am 15. d. M. einen Fisch ausweiden. Die damit beschäftigte Köchin hörte plötzlich aus dem Innern des Fisches ein Wimmern. Der Köchin und der um den Küchentisch stehenden Familie bemächtigte sich ein grosser Schrecken, und das Familienoberhaupt eilte schnurstracks zum Rabbiner, um ihm diese geheimnisvolle Sache zu melden. Der Rabbiner war über das sonderbare Ereignis gar nicht sehr erstaunt und ordnete an, dass der Fisch auf dem israelitischen Friedhofe begraben werden müsse. In seiner Erklärung teilte der Rabbiner dem konsternierten Hausvater mit, dass die Seele des Menschen, wenn sie den irdischen Leib verlasse, über den Wassern schwebe. Der Fisch habe eine solche menschliche Seele verschluckt und deshalb müsse der Fisch auf rituelle Weise bestattet werden. Die Familie hat dem Fische tatsächlich ein den israelitischen rituellen Vorschriften entsprechendes Begräbnis zuteil werden lassen. Es muss bemerkt werden, dass sich auch vor etwa fünfzehn Jahren in Ungarn ein derartiger Fall ereignet hat.

es an der betr. Stelle „Diese Lehen seind bewilligt und gethan den zweyen Brüdern von Nosstiz, alß dieweil der Doctor Nosstiz wahnsinig, hat der Stenzel die Lehen vor sich und Ihnen (ihm) angenomen, jedoch der gestalt, wann der doctor wider zu seiner vernunfft khommen wirdt, das er den Lehen gebuerliche folge neben der Pflicht im Ambt Sagan thue“ [Bresl. Staatsarch. F. Sagan I 27 p.]. An der zweiten Stelle verleihen die Kommissare im Namen des Landesherrn die Lehen „dem edlenn ernvessten Stentzel von Nostiz vor sich und in nahmen seines Brueders des hochgelertten Hannsen von Nostitz doctors, welcher itzundt schwach ahnn seiner vernunfft“ [Ebendas. I 27 n.].

Grimms Deutsches Wörterbuch Bd. IX Sp. 288 kennt nur den Ausdruck „die schlafende Sucht“.

Literatur.

Schlesiens volkstümliche Überlieferungen. Sammlungen und Studien der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, begründet von Friedrich Vogt, herausgegeben von Theodor Siebs. Leipzig, Teubner. Soeben erschien der erste Teil von **Band III: Schlesische Sagen von Richard Kühnau.** In Originalband M. 6,75 für Mitglieder (Ladenpreis M. 9).

Der Herausgeber des vorliegenden Bandes ist den Lesern der „Mitteilungen“ kein Fremder; seine Beiträge zu unseren Sammlungen, seine zusammenfassenden Abhandlungen waren bereits Vorarbeiten für das grosse Werk, dessen Zusammenstellung ihm 1905 übertragen wurde. Was nun vor uns liegt, ist die Erfüllung eines längst gehegten Wunsches, einer Ehrenpflicht der Gesellschaft für Volkskunde. Was Gustav Freytag, Oelsner, vor allem Karl Weinhold erstrebten, Schlesien das zu schaffen, was andere Provinzen längst besassen, ein umfassendes, wissenschaftliches Sagenbuch, geht nun der Vollendung entgegen. Es war gewiss keine leichte Arbeit, das weithin zerstreute, oft versteckte Material zusammenzubringen, schwerer noch, das Echte von dem Unechten zu scheiden, am schwersten, den Stoff übersichtlich anzuordnen. Mit dem sicheren Blick und Urteil des geschulten Sagenforschers hat Kühnau hier das Richtige getroffen: das Buch ist eine durchaus brauchbare Quelle für wissenschaftliche Arbeiten — literarischer Nachweis der Fundstätten und Angabe des Verbreitungsgebietes geben dafür wesentliche Hilfen; es bietet aber auch dem Laien, der in den Sagen mehr sieht, als ein Spiel müssiger Phantasie, eine Fülle von Anregungen. Der vorliegende Band I (611 Seiten) behandelt die Spuk- und Gespenstersagen, die zwanglos nach den Orten, an denen sie haften, gegliedert sind (Leichen-, Grab-, Kirchhof-, Kirchturm-, Mordstättenspuk usw.). Sind bei einer Sage, wie vielfach, Varianten vorhanden, so werden sie, chronologisch angeordnet, nacheinander angeführt. Kühnau hat es absichtlich vermieden, über Ursprung, Deu-

tung oder geschichtliche Entwicklung der Sagen etwas hinzuzufügen: sein Buch soll eben nur ein vorläufiger Abschluss der Sammeltätigkeit sein. Aber gerade diese besonnene Zurückhaltung verleiht dem Werke seinen wissenschaftlichen Wert als Quelle; wir müssen dafür dem Verfasser ebenso wie für seine unendlich mühevolle Arbeit Dank wissen. Möge das Buch in den weitesten Kreisen Verbreitung finden und der Welt beweisen, dass auch in Schlesiens Gauen der Sagenborn nicht versiegte. Dr. O.

Wort und Brauch. Volkskundliche Arbeiten, namens der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde in zwanglosen Heften herausgegeben von **Theodor Siebs** und **Max Hippe.** Breslau, M. & H. Marcus.

5. Heft. Rübezahl-Forschungen. Die Schriften des M. Johannes Prätorius von **Dr. Karl de Wyl.** (VIII, 159 Seiten) 1909.

Die bisher erschienenen Hefte der Sammlung volkskundlicher Arbeiten, die die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde unter dem Titel „Wort und Brauch“ herausgibt, haben, soweit sie Schlesisches behandeln, sprach- und wortgeschichtliche Untersuchungen gebracht. In dem soeben ausgegebenen 5. Heft legt Karl de Wyl eine Arbeit zur Sagengeschichte vor, die um ihres Gegenstandes willen auf allgemeine Teilnahme rechnen darf. Die volkstümlichen Überlieferungen, die an den schlesischen Berggeist Rübezahl anknüpfen, sind bereits mehrfach Gegenstand der Kritik gewesen. Insbesondere haben die eindringenden Studien von Regell und Zacher die Aufmerksamkeit auf die in den Rübezahlgeschichten liegenden sagengeschichtlichen Probleme gelenkt und einer eingehenden Untersuchung über den Kernpunkt der hier vorliegenden Fragen vielfach vorgearbeitet.

Es war bekannt, dass die Quelle für die gesamte Rübezahltradition der letzten Jahrhunderte die Schriften des Johannes Prätorius, eines ziemlich kritiklosen Vielschreibers des 17. Jahrhunderts, sind, der in einer grossen Anzahl von Schriften eine gewaltige Menge von Nachrichten über den Aberglauben, die volkstümlichen Anschauungen und Sitten seiner Zeit zusammengetragen hat. Die Rübezahlgeschichten hat er in seiner Daemonologia Rubinzalii und ihren zwei Fortsetzungen (1662—1665) und in dem Satyrus Etymologicus (1672) erzählt. Es galt festzustellen, ob diese von Prätorius erzählten Geschichten von Rübezahl erfunden oder volkstümlichen Ursprungs sind. Der Verfasser beantwortet in seinem Buche diese Frage, indem er in sehr gründlicher Weise untersucht, wie Prätorius zu seinen Geschichten gekommen ist. Er weist nach, dass Prätorius eine Reihe von Gewährsmännern gehabt hat, die das schlesische Gebirge und seine Bewohner kannten, und die wohl in der Lage waren, ihm das zu berichten, was das Volk sich im Gebirge von Rübezahl erzählte. Neben den Wurzelgräbern, Kräuterkrämern und einer grösseren Anzahl einzelner, wenn auch nur allgemein bezeichneter Personen, waren es vertrauenswürdige Leute, wie der Hirschberger Apotheker Hieronymus Sartorius, dessen Existenz de Wyl urkundlich festgelegt hat, die dem Prätorius Nachrichten über das Gebirge und Rübezahl zutragen. Freilich hat Prätorius sich nicht darauf beschränkt, die Geschichten zu erzählen, die ihm von jenen Personen berichtet wurden. Als ärmlicher Literat, der von dem Ertrag seiner Feder lebte, hat er den vorhandenen Stoff an Rübezahlgeschichten künstlich vermehrt, indem er eine erhebliche Anzahl von fremden Erzählungen mit Rübezahl in Beziehung brachte. Er hat

sich nicht gescheut, in andere volkstümliche Geschichten, die mit Rübezahl nichts zu tun hatten, den Namen Rübezahl einzuschmuggeln, oder irgend eine Erzählung, die ihm passend schien, mit einer Überschrift zu versehen, die den Namen Rübezahl enthielt. In diesem Sinne ist Prätorius bei aller Anerkennung, die wir ihm als dem ersten und erfolgreichsten Sammler echter Rübezahltraditionen zollen müssen, ein Fälscher gewesen.

Es ist ein Verdienst de Wyls, in eingehender Kritik und mit grosser Umsicht und Belesenheit eine sehr erhebliche Anzahl der Rübezahlgeschichten des Prätorius auf ihren volkstümlichen Wert untersucht zu haben. Der Verfasser hat dabei die beträchtliche Prätorius vorangehende und auch die spätere Literatur über Sagen und Aberglauben in umfassender Weise herangezogen, manche neue Vorlage und Parallele zu Prätorius aufgedeckt und im ganzen einen wertvollen Beitrag nicht nur zur Geschichte der Rübezahlsagen, sondern der literarischen Tradition überhaupt geliefert. -p-

6. Heft. Martinslieder. Untersuchung und Texte von **Dr. Wilhelm Jürgensen.** (2 Bl., 176 Seiten) 1910.

Die Martinslieder sind eine Gattung volkstümlicher Festlieder, die sich insbesondere im westlichen Deutschland eifriger Pflege erfreut haben. Sie zerfallen in zwei deutlich voneinander verschiedene Gruppen, die Kinderlieder und die Gesellschaftslieder. Wie bei uns in Schlesien am Sonntag Laetare, so zogen und ziehen zum Teil noch heut im westlichen Niederdeutschland, in Holland und Flandern an manchen Orten die Kinder am Vorabend des Martinstages mit Laternen singend von Haus zu Haus und bitten mit ihren Liedern um milde Gaben, d. h. um Äpfel, Birnen, Nüsse oder um Brennholz für die Martinsfeuer. Die Gesellschaftslieder sind Tisch- und Weinlieder, die am Abend des Martinstages bei festlichem Gelage zu Ehren des Heiligen gesungen werden.

Jürgensen hat diese Lieder, die in grosser Zahl überliefert, aber an den entlegensten Stellen verstreut sind, soweit sie erreichbar waren, gesammelt und sich damit den Dank aller Volksliedfreunde und -forscher verdient. Dem Abdruck der Liedertexte hat er eine eingehende, wohlgegliederte Untersuchung vorausgeschickt, die von dem beherzigenswerten Gedanken ausgeht, dass eine Aufhellung der heute vielfach dunklen alten Bräuche bei der Feier eines Festes, wie des Martinstages, ihre beste Stütze findet in den Liedern, die jenes Fest begleiten, und dass andererseits die Erklärung der Lieder nicht möglich ist, ohne die Heranziehung der Sitten und Bräuche, die jenem Feste eigentümlich sind.

Wie der Martintag nach alter Sitte den Abschluss des bäuerlichen Ernte- und Wirtschaftsjahres bildet, andererseits den Anfang des Winters bedeutet, so tragen die Kinderlieder, die am Martinstage gesungen werden, einen doppelten Charakter: sie gelten teils dem Beginn eines neuen Jahres, teils dem Einzug des Winters. Jürgensen behandelt in eingehender Darstellung die geographische Verbreitung und das Alter der Kinderlieder; er schildert nach dem Inhalt der Lieder und auf Grund anderer Berichte den Umzug der Kinder am Martinsfest und weiss es wahrscheinlich zu machen, dass die singenden Kinder ehedem im Umzuge Tiermasken mit sich führten. Auch andere wichtige Elemente der Martinsfeier, die Gaben, die erbeten und gespendet werden, die Verheissungen und Verwünschungen, die die kindlichen Sänger aussprechen, die Martinsfeuer,

ferner die Stellnng des Heiligen innerhalb der Martinspoesie werden nnter Heranziehnng verwandter Überlieferungen ausführlich erörtert.

Von grossem Interesse sind die Ergebnisse, zu denen Jürgensen in seiner Untersnchung über die Gesellschaftslieder zn Ehren des hl. Martin gelangte. Wie die Martinsgelage ausserordentlich alt sind — schon im 6. Jahrhunderte werden durch kirchliche Autoritäten die pervigilia in honorem Domini Martini verhoten —, so werden auch die Martinslieder bereits im 13. Jahrhnndert erwähnt. Die Mehrzahl dieser Lieder kennzeichnet sich durch ihre lateinisch-dentsche Mischsprache als das Produkt fahrender Kleriker nnd Stndenten; aber auch seine volksmässigen Elemente sind nicht zu verkennen. Jürgensen hat im Znsammenhange mit den Gesellschaftsliedern zwei hesonders wichtige Fragen, die Entstehung der wüsten Ess- und Trinkgelage, d. h. die Wnrzeln des hacchischen Martinskultes, und den merkwürdigen Zusammenhang des Knltns der Gans gerade mit der Feier des Martinsfestes eingehend untersucht und ist dabei zn zwar nicht dnrchans gesicherten — das ist bei der Schwierigkeit der Materie kaum möglich —, aher sehr plausiblen Ergebnissen gelangt, die man in seiner anregenden, gut geschriehenen und wertvollen Stndie selbst nachlesen möge. -p-

Drechsler, Dr. Paul. Berghau nnd Bergmannslehen in Schlesien. Ein Lesebuch für Bergleute nnd Bergmannsfreunde. Kattowitz, Gebr. Böhm. 1909.

Drechsler, dem wir so reiche Förderung der Volkskunde Schlesiens verdanken, hat nns und insbesondere den Bergleuten mit diesem Buche ein prächtiges Geschenk gemacht. Wir lernen die Geschichte des Berghaues, namentlich in Schlesien, kennen nnd werden dann so recht in Leid und Freud des Bergmanns eingeführt. Von seinem täglichen Lehen, seiner Arheit nnd seinem Hanswesen hören wir, von Sitte und Brauch, vom Aberglauhen und von der Poesie der Bergleute. Ein gesonderter Abschnitt ist der Bergmannssprache gewidmet, und ein nützliches kleines Verzeichnis der wichtigsten Bergwörter beschliesst die Schrift. Einige Berichtigungen wird der verdienstvolle Verfasser nicht ungnt nehmen: *isine steinâ*, wie Otfrid sie in seinem Evangelienhuche erwähut, sind nicht „Eisensteine“ — die würden als *isanin* (bzw. *isarin*) benannt werden, sondern „Eissteine“, d. h. Bergkristalle, weil sie wie Eis aussehen (S. 16). — „Seife“ hzw. *sife* niederdeutsch *sipe* meint nicht eigentlich eine Goldwäsche (S. 23), sondern kann einen jeden Bach bezeichnen, also *Müllenseifen, Müllensiefen* meint einen Mühlhach (man vergleiche die Orts- nnd Personennamen, auch *Querseiffen* n. a. m.). — Zu den Liedern, z. B. zu dem reizenden Bergmannsliede „Der Bergmann ist eine edle Zier“ hätte ich gern die (originelle) Melodie gedruckt gesehen. — Diese kleinen Bemerkungen mögen nur ein Ausdruck für das aufrichtige Interesse sein, das wir an dem hübschen Buche nehmen; dass es, namentlich in Oberschlesien, viel gelesen werden wird, ist mir nicht zweifelhaft.

Siebs.

Böckel, Otto. Psychologie der Volksdichtung. Leipzig, B. G. Teubner, 1906, VI + 432 S. — 7 M.

Böckel ist nns kein Unhekannter. In den Mitteilungen Heft XI S. 40 ff. hehandelte er „Das Volkslied der polnischen Oherschlesier verglichen mit der dentschen Volkspoesie“. Seine bekannteste Arheit sind die „Deutschen Volkslieder aus Oberhessen“ [Marhurg 1885]. Die wertvolle Einleitung zu diesem

Buche bildet gewissermassen die Grundlage zu dem vorliegenden Werke, das die Frucht 25jähriger Arbeit darstellt. — B. sieht den Ursprung des Volksgesanges im Rufe, um den sich allmählich das Lied kristallisiert. Freude und Schmerz sind die treibenden Motive, aus dem Freuden- und Schmerzensrufe leitet er nun alles ab. In den Kehrreimen der Volkslieder habe sich vielfach der alte Ruf noch erhalten, ebenso in den Klanggebilden der Kinder- und Wiegenlieder. Formen wie „nanna, ninna" sind tatsächlich international. Er übersieht dabei aber doch wohl die Bedeutung des Rhythmus. Ohne bedingungslos auf K. Bücher [Arbeit u. Rhythmus] zu schwören, glaube ich doch, dass der Rhythmus dem Rufe schon zugrunde liegt. Vgl. meine Ausführungen darüber in den Mitteil. XIII, 9 ff. Auch in den Rufen der Strassenverkäufer ist der Rhythmus genau so wichtig wie die Tonschritte. Die Worte sind oft unverständlich, aber Rhythmus und Melodie sind das Charakteristische. An ihnen allein habe ich z. B. in Spanien sehr bald die einzelnen Ausrufer immer wiedererkannt. In andalusischen Tänzen unterbricht häufig der Ruf „olé" ganz entsprechend dem „hamndé" der Beduinen (S. 12) den oft improvisierten Text nach jeder Verszeile, während das taktmässige Händeklatschen der Zuschauer den Rhythmus genau hervorhebt. Auch das Kriegslied und den Kriegsruf haben wir uns wohl rhythmisch zu denken, ebenso das Zusammenschlagen der Waffen. Heute übernimmt beim Sturmangriff Hornist und Trommler die Aufgabe, die Vorwärtsbewegung rhythmisch zu regeln, jenes elektrisierende, wundervolle Signal, das Liliencron in den Kriegsnovellen begeistert schildert. Aber das griechische ἀλαλά ist ebenso rhythmisch wie der anapästische oder bacchäische Schlachtruf der Hessen 1792 vor Frankfurt „Zum Donner, zum Donner, zum Donner halloh!" oder das „Bumperlibum aberdran heiahan!" der Schweizer Söldner aus dem 15. Jahrhundert.

B. behandelt nicht das ganze fast unabsehbare Gebiet der Volksdichtung, sondern beschränkt sich auf das gesungene Lied. Hierin ist er ganz erstaunlich belesen und bringt aus allen Weltteilen eine Fülle von Material bei, das für den Volkskundler eine wahre Fundgrube wird. Wer in der Geschichte der spätmittelalterlichen Dichtung, vor allem im Drama, und in den Gebräuchen und Anschauungen unseres Volkes bewandert ist, wird häufig deutlichen Parallelen im Volksliede begegnen. So entsprechen die Spottlieder auf einzelne Stände deren Behandlung im geistlichen Drama oder im Fastnachtspiel. Die Rückkehr der toten Mutter zu ihren Waisen kennt nicht nur das Lied, sondern auch der Volksglaube. Hier wie dort besteht ein inniges Verhältnis des Menschen zu seinen Pflanzen und Tieren, er macht sie zu den Vertrauten seines Kummers und seiner Lust. Man denke nur an den Brauch, den Tod des Hausherrn oder die Weihnachtsfreudenbotschaft in Stall und Garten anzusagen. Mancher Abschiedsgruss eines Verstorbenen im Volksliede klingt deutlich an Wendungen auf Marterln und Totenbrettern an. — Das Volkslied wird erklärt als der „dem Gefühlsleben unmittelbar entsprungene Gesang der Naturvölker, d. h. aller derjenigen Stämme, die der Kultur noch fernstehen und im unmittelbaren Zusammenhange mit der Natur leben". Zu diesen Naturvölkern werden auch Finnen, Litauer, Letten, alle Slaven und ein Teil der Romanen gerechnet. Dabei mag aber doch manch literarisches Gut mit unter die Volksdichtung geraten sein. Das Versprechen, noch mehr singen zu wollen, hört sich wie die

Lockung eines Fahrenden an. Mit Recht wird betont, wie der Dichter zurücktritt, nicht Neuschöpfer sondern Fortsetzer ist, während die Zuhörer, die das Lied auffangen und weiter bilden, fast noch wichtiger sind als der Dichter, denn sie retten allein das Lied vor der Vergessenheit (S. 33, 49). Und doch verraten viele Lieder ihres Verfassers Stand, Stimmung, Anschauungen und Heimat (S. 41 ff.). Unendlich mannigfach und doch wieder schlicht geschildert sind die Gefühle und Stimmungen, die sich in den Volksliedern ausdrücken, das Verhältnis von Mensch zu Menschen, zu Tieren und Pflanzen, Heimweh und Abenteuerdrang, Lust und Leid, Liebe und Spott, Sehnsucht und Verzweiflung. Wertvolle kulturgeschichtliche Beobachtungen ergeben sich dabei. So erscheint warnend und versuchend den englischen Schiffern eine Meermaid, den Katalonischen der Teufel (S. 38). Im heute waldlosen Spanien spielt der Wald kaum eine Rolle, in englischen Balladen ist er der lustige Tummelplatz der Jäger oder der Aufenthalt für Räuber und Verbannte, voll Vogelsang und frischem Grün, in skandinavischen und deutschen Liedern ist er die zauberumwobene, unergründliche Stätte geheimnisvoller Wunder (S. 40). Zecher- und Wanderlieder sind nur dem Deutschen Volksliede eigen (S. 57). Die nordische Landschaft in ihrer Eigenart bringt es mit sich, dass in nordischen Liedern Elfen und Wassergeister eine so grosse Rolle spielen wie nirgendwo anders (S. 52). Unterschiede im Wesen der Völker spiegeln sich auch in ihren Liedern. Liebe und Hass, Segen und Fluch sind anders im deutschen Liede als etwa im italienischen oder polnischen (S. 274 f. 302). Das deutsche Trinklied ist weinlustig, das polnische schnapsselig (S. 314). Der deutsche Deserteur verlässt seine Fahnen aus Heimweh, der französische aus Liebesnot (S. 384). —

Ungemein zäh hält das Volk an seinen Liedern fest (S. 156 ff). In rein evangelischen Ländern leben noch katholische Lieder fort, so in Hessen, Norwegen, auf den Färöern. Ich möchte da noch ein nordisches Elfenlied anführen, dessen Kenntnis ich W. H. Vogt-Görlitz verdanke, das mit den Worten schliesst: „Sankte Mária, sé med oss!“ [Folkesange og Melodier af A. P. Bergensen 1² Kbhvn 1869 S. 342]. Soldaten verbreiteten das Marlboroughlied auf ihren Märschen (S. 184 vgl. Mitt. 9, 10). Französische Kolonisten nehmen ihre Lieder nach Kanada und an den Mississippi mit, der Yankee-Doodle ist wahrscheinlich eine durch verkaufte hessische Landeskinder übertragene Schwälmer Tanzmelodie. Ich erinnere dabei an die tiroler Auswanderer, die ihr Passionsspiel, wie es scheint, nach Amerika mitnahmen [Wackernell, Altdeutsche Passionsspiele aus Tirol, Gratz 1897 S. XXX]. —

Das Angeführte möge als Probe genügen, um zu zeigen, welche Anregung Böckels Buch gibt, nicht nur dem Volkskundler, sondern auch dem Freunde der Volksdichtung überhaupt, zumal es sich von aller Polemik fern hält und reichliche Proben gibt. Es ist eine Freude, die Kapitel z. B. über Heimweh, Mutterliebe, Natur, Humor usw. zu lesen. —

Zum Schlusse behandelt B. die Ursachen des Verfalls. Buchdruckerkunst, Polizei, Ziehharmonika, Geistlichkeit, Tingeltangel, Behörden, soziale Not und Halbbildung haben das Ihrige zur Vernichtung des alten, schönen Gutes getan. Und der Schulgesang, der nur oft mit ein paar Plärrliedern für den Sonntagsgottesdienst und die Schulfeiern sich abgibt, vollendet das grosse Werk der Zerstörung. Ich denke noch mit Schrecken daran, wie ich mit Friedr. Vogt 1901

in Batzdorf war und die Melodien der Weihnachtsspiellieder aufzeichnete. Als ich dann nach anderen Volksliedern forschte, bekam ich zu allererst die „Bienenkönigin" und etliches noch Schlimmere vorgesetzt! So ist es allenthalben. Besondere Schuld haben auch unsere Berufsmusiker. Man denke an das Verhalten mancher von ihnen den Bohnschen Konzerten gegenüber (vgl. E. Bohn, 56 hist. Konzerte S. 44]. Und für Gesangsvereinsbarden und Bratensirenen sind die Volkslieder auch nichts. Werden sie aber „bearbeitet", etwa von Koschat und ähnlichem Gelichter, dann gnade uns Gott! Es ist dann wie vielfach mit der Dialekt„dichtung", ein rohes oder gefühlsduselig-unwahres Zerrbild. — Böckel ist Optimist. Er glaubt an eine baldige Umkehr zum Guten. Ich traue dem allen nicht sehr. Besondere Hoffnung setzt er auf das Kaiserliederbuch, dessen Bearbeitung für Männerchor ja gewiss in Bohns Händen aufs denkbar Beste untergebracht ist. Wer bearbeitet aber einmal die landläufigen Männergesangvereine? Und wer reformiert vor allem den Schulgesang? — Möchte Böckels Optimismus recht behalten und meinen Unglauben Lügen strafen! Niemand wäre glücklicher darüber als ich. Dr. K. G.

Schwerin, H. H. von. Helgoland. Historisk-geografisk undersökning. Lund 1896.

Eine freilich schon vor längerer Zeit erschienene, aber uns erst vor kurzem zugegangene Arbeit, die sich mit Geschichte und Sage der Insel beschäftigt. Gewissenhaft sind die ältesten Berichte vor Adam von Bremen zusammengestellt und erörtert. Im Foseteslande der Vita Willibrordi will Schwerin das Land Wursten erkennen — das erscheint mir sachlich und sprachlich unmöglich. Sodann ist Adam von Bremen ein längerer Abschnitt gewidmet; die insula Farria wird als Faeröer gedeutet — ich schliesse mich dieser Auffassung an, wenngleich mir der Gedanke, dass Föhr gemeint sein könnte, nicht völlig widerlegt erscheint. In einer ausgezeichneten Darstellung sind die Lokalgeschichte der jüngeren Zeit und die Entwickelung der Sage von dereinstiger Grösse behandelt. Der Erklärung des Namens der Insel aus Hêlland muss ich wegen des auf dem zweiten Teile ruhenden Akzentes widersprechen; ich deute die auf der Insel geltende Namensform Hallünn als „hohes Land", vgl. Beitr. z. Gesch. d. deutschen Sprache u. Lit. v. Paul u. Braune XXXV 535 ff. — Der letzte Teil behandelt Helgoland in physisch-geographischer Hinsicht sowie die Kartographie der Insel. Es ist eine sehr dankenswerte Arbeit des verdienstvollen Forschers. Siebs.

Siebs, Dr. phil. Theodor, ord. Prof. a. d. Kgl. Univ. zu Breslau. Helgoland und seine Sprache. Beiträge zur Volks- und Sprachkunde. Mit einer Karte von Helgoland. Aug. Rauschenplat, Verlagsbuchhandlung, Kuxhaven und Helgoland. 1909. 4°. 319 S. Originalleinenband. Preis 3 M.

Seitdem am 9. August 1890 die Übergabe Helgolands an Deutschland stattgefunden hat, ist das Interesse an dieser Insel stark gestiegen, und ihr schönes Seebad weist von Jahr zu Jahr stärkeren Besuch auf. Zwar sind seither über Landesbeschaffenheit, Geschichte und Sage, auch über die Rechtsgeschichte des Ländchens Einzeluntersuchungen erschienen, aber in der Literatur über Helgoland blieb ein für den Besucher der Insel stark fühlbarer Mangel insofern immer noch, als bisher kein Buch vorhanden war, das auf wissenschaftlicher Höhe stehend einen Einblick in alles Wissenswerte gewährt hätte und vor allem der Sprache der Helgolander Rechnung getragen hätte, deren Studium bisher vollkommen vernachlässigt worden war. Der mühevollen, aber dankbaren Aufgabe,

dem gebildeten Besucher ein solches Werk zu schaffen und die Sprache zum erstenmal wissenschaftlich zu behandeln, hat sich nun Siebs unterzogen.

In dem ersten Teile seines Werkes werden wir mit der Geschichte Helgolands bekannt gemacht. Von vorhistorischer Besiedlung haben sich nur dürftige Spuren erhalten, und was aus den Schriftstellern des Altertums auf die Insel bezogen wird, kann ebenso gut von einer anderen gesagt worden sein. Eingehende kritische Untersuchung erfährt die erste sichere Erwähnung der Insel bei Adam von Bremen um das Jahr 1050. Der Name „Helgoland“ bedeutet, wie anderen Deutungen gegenüber erwiesen wird, „hohes Land“. In der Geschichte hat die Insel eigentlich nur zur Zeit der Kontinentalsperre 1807 als Schmuggelstation eine gewisse Rolle gespielt; seit 1814 zur Bedeutungslosigkeit verurteilt, wäre sie auch ohne Einnahmen geblieben, wenn nicht Jakob Andresen Siemens 1826 das Seebad errichtet hätte, das den Helgolandern heute neben dem Lotsengewerbe und einigem Fisch- und Hummerfang den Unterhalt gewährt.

Die Helgolander sind friesischen Stammes, wenn auch, wie die Personennamen erweisen, immer Zuzug von auswärts stattgefunden hat. Friesisch ist die Sprache geblieben, die auf der Insel eine selbständige Weiterbildung erfuhr. Und die Sprache ist heute dort fast das einzige, was wirkliche Eigenart aufweist.

Der Helgolander zeichnet sich durch klaren Blick und ein gewisses Selbstbewusstsein dem Höherstehenden gegenüber aus; von aufrichtiger Frömmigkeit beseelt, ist er arm an Phantasie; Sagen, Märchen und Lieder fehlen fast ganz. Von Aberglauben ist kaum eine Spur zu finden. Geeint bleibt das Völkchen durch seine Sprache, die kein Fremder spricht.

Der zweite Teil des Buches führt uns in die Volkskunde der Insel ein. Dieser Teil, der die auf der Insel gesammelten Texte in Helgolander wie in deutscher Sprache bringt, ist ein dem Besucher wie dem Forscher gleich willkommenes Lesebuch des Helgolandischen geworden. Mit gutem Grunde hat der Verfasser Gespräche aus dem täglichen Leben, vom Badewesen und vom Lotsenberuf vorangestellt, denn gerade in diesen Stoffen offenbart sich am besten der Vorstellungsgehalt der Bewohner, wie andererseits gerade solche Stoffe den interessantesten Teil des Wortschatzes eines Volkes bergen. Doch folgen auch Erzählungen von der Fischerei und Schiffahrt, von Sitte und Brauch und einigen wenigen abergläubischen Vorstellungen. Darauf sind die sprichwörtlichen Redensarten zusammengestellt, denen einige schöne Gedichte in der Landessprache, hauptsächlich von Heinrich E. Claasen, folgen. Und den nicht nur lexikographisch wichtigen Beschluss dieses volkskundlichen Lesebuches bildet eine Sammlung der Personen- und Ortsnamen, sowie der Namen der Vögel, Seetiere und Pflanzen der Insel.

Wofür aber Professor Siebs der besondere Dank der Sprachforscher und zunächst der Germanisten gebührt, das ist der dritte Teil seines Werkes, der eine allgemeine Darstellung der Helgolander Sprache nach Laut- und Formenverhältnissen und ein vorzüglich gearbeitetes helgolandisch-deutsches und deutsch-helgolandisches Wörterbuch enthält. Für den Laien wird dieser Teil eine willkommene Ergänzung zu dem vorher Gebotenen sein, für den Germanisten die einzige Grundlage für das Studium einer untergehenden friesischen Mundart. Gerade Professor Siebs, der als Verfasser einer ausführlichen Geschichte der

friesischen Sprache bekannt ist, war als bester Kenner dieses Dialektes wie kein anderer zu dieser Arbeit berufen.

Wir wünschen dem mit so grosser Liebe zum Friesenvolke geschriebenen Werke den Erfolg und die Verbreitung, die es verdient. Als eine streng wissenschaftliche und zugleich dem gebildeten Laien zusagende landes- und volkskundliche Darstellung wird es vorbildlich bleiben. Dr. K.

Mitteilungen.

Am 27. September 1909 ward zu Graz die dritte Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde abgehalten. Der Bericht über die Satzungen wird im Korrespondenzblatte gegeben werden; die betreffende Nummer ist trotz unserer Bitten und Vorstellungen nicht zeitig geliefert worden. Unsere Gesellschaft war durch den Vorsitzenden Professor Dr. Siebs vertreten. Der bisherige Ausschuss ward wiedergewählt, indessen trat als zweiter Vorsitzender Prof. Dr. Lauffer, Direktor des historischen Museums in Hamburg, ein. Stadtpfarrer Dr. A. Schullerus hielt einen Vortrag über die Märchen in Siebenbürgen. — In dem Korrespondenzblatte wird ausser dem Berichte über diese Tagung eine Umfrage über „die Freimaurerei im Volksglauben" gedruckt werden; sie geht aus von K. Wehrhan und Dr. K. Olbrich, der ja mehrfach Beiträge zu dieser Frage in unsern „Mitteilungen" geliefert hat.

Am Freitag, den 12. November hielt der Vorstand unserer Gesellschaft eine Sitzung ab; der ordentliche Professor der slavischen Philologie Dr. Erich Berneker ward zum stellvertretenden Vorsitzenden erwählt. In der sich anschliessenden allgemeinen Sitzung hielt Geh. Justizrat Prof. Dr. Felix Dahn einen Vortrag über „die Götter der Baiern", in dem ganz besonders die Gestalten der sog. niederen Mythologie berücksichtigt wurden; der allverehrte Freund unserer Gesellschaft erntete reichen Dank für seine Worte. — Am Freitag, den 10. Dezember hielt der zweite Vorsitzende, Professor Dr. E. Berneker, einen Vortrag über „russische Volksepik". Nach einleitenden Worten über die Volksdichtung der slavischen Stämme überhaupt berichtete der Vortragende zunächst über das Bekanntwerden und die wissenschaftliche Sammlung der russischen Heldenlieder, schilderte dann die verschiedenen Sagenkreise ihrem Stoffe nach und wusste bei grosser Knappheit doch ein anschauliches Bild dieser Dichtart zu geben; schliesslich suchte er die Frage nach der Entstehung der Lieder zu beantworten, und wurde dabei der verschiedenartigen Methodik der Forschung, der mythologischen und historischen und sagenvergleichenden, gerecht. Wir hoffen, dass uns der Vortragende aus der Fülle seiner Gedanken über diese Fragen Manches für unsere „Mitteilungen" spende.

Nachdem die Ausgabe der Schlesischen Sagen soweit gefördert ist, dass schon demnächst der Druck des zweiten Bandes beginnen kann, müssen wir der schönen Pflicht eingedenk sein, die vielen im Volksmunde lebenden Lieder zu sammeln. Dank der eifrigen Arbeit mancher Vorgänger birgt unser Archiv bereits wertvolle Schätze, aber es fehlt noch viel, dass wir zu einer Ausgabe gerüstet seien. Und so haben wir zu Anfang November an alle schlesischen Zeitungen einen Aufruf zur Mitarbeit versandt, der wohl allen unsern Mitgliedern bekannt geworden ist.

Die Mehrzahl der in Schlesien erscheinenden Zeitungen hat diesen Aufruf abgedruckt; wir sagen den verehrten Redaktionen dafür unseren herzlichsten Dank und bitten zugleich, sich auch fernerhin freundlich unser guten Sache annehmen und gelegentlich zu weiterer Mitarbeit anregen zu wollen.

Nicht minder herzlich aber ist unser Dank an die vielen Einsender, die zum Gelingen des Werkes geholfen haben und helfen wollen. Es ist erhebend und rührend, welch eine Begeisterung unsere Bitte entfacht hat: von Hochgestellten bis zum einfachen Manne und armen Mädchen hinab haben sich alle Kreise beteiligt, mehr als dreihundert Sendungen sind an den Vorsitzenden (Breslau XIII, Hohenzollernstrasse 53 II) bis jetzt eingegangen, darunter viele wertvolle ältere und neuere handschriftliche Liederbücher. Das ist ein schönes Zeichen nicht nur für die Freude am Liede und an volkstümlicher Überlieferung, sondern auch für einen hohen Grad gesunder Bildung, die das eigenste und bodenständigste Gut unserer Heimat nicht in frevelhafter Dummheit verachtet, sondern als einen bedeutsamen Kulturfaktor würdigt.

Die vielen Sendungen, namentlich die uns nur für einige Zeit geliehenen Hefte und Bücher müssen nun durchgearbeitet werden. Das dauert eine lange Weile; jedoch brauchen die Einsender sich um die Sicherheit dieser Stücke nicht sorgen: sie sind auf der Breslauer Stadtbibliothek wohl verwahrt und werden späterhin zurückgeschickt werden.

Wir bitten nun, uns auch weiterhin Sammlungen zugehen zu lassen. Alles, auch das geringste, ist willkommen. Wir werden in unseren „Mitteilungen" über die Eingänge berichten und die Namen der Mitarbeiter verzeichnen.

Am 16. Dezember starb in Glogau der Gymnasialoberlehrer Dr. F. Pradel. In dem hochbegabten jungen Gelehrten haben wir einen treuen Freund der Volkskunde und trefflichen Mitarbeiter verloren.

Als neue Mitglieder traten unserer Gesellschaft bei aus **Breslau** die Herren Oberbibliothekar Prof. Dr. Bömer, Kgl. Archivassistent Dr. Gustav Croon; Frau Käthe Mugdan; Schles. Museum für Kunstgewerbe und Altertümer; die Herren Universitätsprofessor Geh. Regierungsrat Dr. Praetorius, Taubstummenlehrer Karl Rother, stellvertr. Direktor a. d. agrikulturchemischen Versuchsanstalt Dr. Albert Schlicht, Lektor an der Universität Friedrich Stoy; von **auswärts** die Herren Bahnmeister Georg Berger in Neuhof b. Liegnitz, Museumsvorsteher Gustav Barth in Hohenelbe, Lehrer Josef Niedenzu in Rudnik bei Ratibor, Landgerichtssekretär Theophil Stosch in Ratibor, Pfarrer Alois Thomas in Lamsdorf, Kreis Falkenberg OS.

Die nächste Sitzung findet am Freitag, den 14. Januar 1910, statt: der ord. Professor Dr. Otto Schrader wird einen Vortrag halten über „Begraben und Verbrennen im Lichte der Religions- und Kulturgeschichte".

Mit diesem XI. Bande hört die fortlaufende Zählung der Hefte, sowie die gesonderte Seitenzählung innerhalb der einzelnen Hefte auf.

Schluss der Redaktion: 19. Dezember 1909.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.



MITTEILUNGEN

DER

SCHLESISCHEN GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE

herausgegeben

von

THEODOR SIEBS

Band XII

Jahrgang 1910

BRESLAU

Selbstverlag der Gesellschaft

(für den Buchhandel zu beziehen durch M. & H. Marcus, Breslau XIII)

1910

Inhalt.

Aufsätze und Mitteilungen.

Seite

Besprechungen.

Geschäftliche Mitteilungen.

Von Land und Leuten in Spanien.[1]

Von Dr. Konrad Gusinde.

Die landläufige Vorstellung sieht in Spanien ein sonniges, überaus fruchtbares Land mit fast afrikanischem Klima, voll Blüten, voll Gesang, voll Leidenschaft, ein paradiesisches Land, in dem man den Winter kaum dem Namen nach kennt. Und wer nur oberflächlich vom Meere aus hineinschaut, der kann wohl zu solchen Vorstellungen kommen. Doch anders wird das Urteil, sobald man ins Innere kommt. Spanien ist eben in vieler Beziehung das Land der schroffen Gegensätze. Die Mittelmeerküste übertrifft mit ihrem sonnigen Klima, in dem nur Frühling und Sommer zu herrschen scheinen, noch die Riviera. Heißer ist der Sommer in Andalusien, das neben der erhabenen Hochgebirgsnatur der Sierra Nevada subtropischen Pflanzenwuchs hegt. Der waldreiche Norden mit seiner steil abfallenden Küste, den tief eingeschnittenen Fjorden und dem meist schneebedeckten Kantabrischen Gebirge hat ganz alpinen Charakter. Das Innere des Landes aber ist zum großen Teil eine baumlose, trübe Steppe, am schlimmsten in Aragonien. Nur dort, wo die Flüsse den salzhaltigen Boden ausgelaugt haben, finden sich in der braungelben, einsamen, wasserlosen Öde fruchtbare Oasen. Die Mancha, die Heimat des Don Quijote und des Sancho Panza, kennt ebenfalls weder Baum noch Wasser. Wein gibt es hier in Hülle und Fülle; um einen Schluck Wasser bittet man vergebens. — Und Kastilien, das Herz des Landes, hat ähnliches Gepräge. Hier und da ringt mühsam der Bauer dem Erdboden eine Frucht ab, wo unter der scheinbar trockenen Oberfläche eine Letteschicht das spärlich einsickernde Regenwasser zurückhält. In Andalusien und an der Südwestküste Spaniens sähe man einen solchen Boden als wertlos an und ließe ihn liegen. Der Kastilier aber baut darauf seinen Weizen und Roggen und seine Kichererbsen (garbanzos). Der größte Teil liegt jedoch öde und wird nur von dürren Wanderschafen durchzogen.

Wald gibt es nur im Norden, hauptsächlich in den baskischen Provinzen. Hier darf jeder Haushalt nur drei Ziegen halten, denn

[1]) Vortrag, gehalten in der Sitzung vom 11. Februar 1910.

die Ziegen sind ja die Hauptfeinde der jungen Baumtriebe und damit des Baumwuches überhaupt. Ein alter ‚fuero‘, ein Sonderrecht der baskischen Provinz Álava bestimmt, es dürften dort nach der Verfassnng keine Eisenhämmer angelegt werden, damit das Land nicht entwaldet werde. Hier oben im Norden allein hat also eine vernünftige Vorsicht den Wald erhalten. — Die Meinung, der Baum hindre durch seinen Schatten das Wachstum, führt zwar auch in der nächsten Umgegend von Breslau zum Fällen der schönsten Bäume auf bäuerlichem Grund und Boden. Für den Spanier ist der Banm außerdem aber ein Schlupfwinkel für die Singvögel, denen der Bauer erbitterte Fehde geschworen hat. Da man nämlich allenthalben nur den wenig Zentimeter tief ins Erdreich eindringenden Hakenpflug kennt, ist die Saat den Vögeln besonders leicht zugänglich. Und da der Wald und infolgedessen auch die Insekten fehlen, sind die Vögel erst recht aufs Saatkorn angewiesen. So verschlingen sich hier Ursache und Wirkung. Das unvernünftige Schlagen der Wälder nötigte die Vögel, sich an die Saat zu halten, und darum wird jedes wildwachsende Bäumchen, das ihnen einen Schlupfwinkel gewähren könnte, auch noch gefällt. Mit Garn und Blei wird gegen die armen kleinen Sänger ein häßlicher Vernichtungskampf geführt.

Spanien hat sich selbst zur Öde gemacht durch das wahnwitzige Niederschlagen der ehedem mächtigen Wälder. Estremadura war früher äußerst fruchtbar. Die Entwaldung machte es zur Heide. In Massen wandern die Bewohner aus. Schaf- und Schweinezucht sind als einziger Erwerb anstelle des Ackerbaus getreten. — In der Mancha heizt man mit Stroh oder abgeschnittenen Ranken der Weinstöcke. Ein kleines Wäldchen nur steht da für den Bedarf an Holz zu Geräten und Stellmacherarbeiten. Meilenweit kommen die Bauern, um aus diesem Bannwalde Holz zu holen. —

Zwischen Madrid und der Sierra de Guadarrama war früher dichter Wald. Philipp II. snchte hier in dem gesunden Waldklima Erholung. Hente sieht man ebenfalls nur ringsum Steppe, und das Klima ist berüchtigt. Überall im Lande der gleiche Unverstand, die Vernichtung des Holzbestandes ohne auch nnr eine Spur von Ersatz. So mußte das einst fruchtbare, blühende Land zur Steppe werden.

Die Waldvernichtung hatte andere Übel im Gefolge. Bei starken Regengüssen schwellen plötzlich die Flüsse hoch an, überschwemmen weithin das Land und reißen alles verheerend mit sich. Hornsignale melden das Hochwasser den Uferbewohnern; aber das entfesselte

Element ist oft schneller als der Mensch. Nicht nur die Wäsche, die allenthalben an den Flußufern ausgebreitet liegt, auch Ziegen und Schafe samt ihren Hirten werden mitunter überrascht und mitgerissen. Und nach wenig Stunden ist der Fluß wieder das alte schläfrige Rinnsal wie zuvor. — Eigenartig plötzlich ist auch der empfindliche Wechsel, der auf den weiten Hochebenen des Binnenlandes mit dem Untergange der Sonne eintritt. Mit dem letzten Strahl der Sonne ist auf einmal das eben noch lebendig flutende Korsoleben im Parke von Madrid verschwunden. Sofort verbreitet sich eine gefährliche Kühle, vor der alles flieht[1]). Ein Sprichwort sagt: „Hasta la cuarenta de mayo no te quitaras del sayo" (bis zum 40. Mai lege den Überzieher nicht weg). Ich kannte mehrere Spanier, die jedes Jahr pünktlich erst am 10. Juni den Mantel in den Schrank hängten.

Es findet sich die üppige Vegetation und das milde, sonnige Klima nur im Osten und Süden[2]). In Valencia wirft man zur Fastnacht Blumen, nicht Konfetti. In Sevilla blühen die Rosen das ganze Jahr, und zu Weihnachten habe ich da am Grabenrande neben der Straße Veilchen gepflückt. Doch mehr als drei Viertel des Landes ist wüst und rauh. Das ganze Binnenland macht einen ernsten, erhabenen, traurigen Eindruck. Hier ist der Winter bitter kalt, der Sommer unerträglich heiß. Weit und breit ist dann Feld und Heide von der sengenden Sonne vollständig braun gebrannt. Von Burgos erzählt ein bekanntes Sprichwort: „Nueve meses de invierno, tres meses de infierno!" (9 Monate Winter, 3 Monate Hölle). Dasselbe Sprichwort gilt übrigens auch von Madrid und Ávila. In meinem Leben habe ich noch nicht so gefroren wie in Kastilien mit seinen

[1]) „El aire de Madrid es tan sútil que mata á un hombre y no apaga á un candil" (Die Luft von Madrid ist so fein und dünn, daß sie einen Menschen tötet und kein Licht auslöscht).

[2]) Drei Wochen ehe die ersten Messinaapfelsinen zu uns kommen, essen wir schon Apfelsinen aus Valencia und Murcia. Eine Arroba (= 11,5 Kg) Apfelsinen kostet in Cartagena nur 1 bis 1,50 Pes.; im weinbangesegneten Rioja bekommt man für 1,50 Pes. eine Arroba Trauben, in Madrid, wo die lange Bahnfracht alles verteuert, nur 1 bis $1^1/_2$ Kg. Wären die Bahnen besser, so könnte ein allgemeiner Austausch stattfinden. Dank der großen Unterschiede im Klima der einzelnen Landschaften — in Almeria reift z. B. der spanische Pfeffer im Januar, in Valladolid Ende Juni — könnte das ganze Land das ganze Jahr über mit Früchten reichlich versorgt sein. Statt dessen verfault ein großer Teil, weil er nicht verschickt werden kann. Vgl. S. 9.

ungehindert von der schnee- und eisbedeckten Guadarrama herüberpfeifenden Nordwinden. Die Lungenentzündung ist dann das fürchterliche Schreckgespenst für jeden Kastilier, besonders für den Madrider.

Die Öde im Lande wäre noch größer, wenn der Spanier von den Mauren nicht eine segensreiche Erbschaft übernommen hätte, durch die er der spröden Natnr zu Hilfe kommt: die Bewässerungsanlage. Wo man die nicht hat verfallen lassen, da enstehn blühende Felder mitten in der Öde. Am auffälligsten ist das in Aragon. Haarscharf schneidet da der bewässerte Bezirk gegen die nnbewässerte Öde ab. Die Bewässerungszeiten für die Kanäle sind genau geregelt, um gegenseitige Schädigung zu verhüten. In Granada gibt die große Glocke auf der Torre de la Vela auf der Alhambra, deren Klang man 30 Stunden weit hören soll, das Zeichen zum Öffnen der Schleusen; in Valencia besorgt das die oberste Glocke auf dem Domturme, der ‚Miguelete', nach dem der ganze Turm ebenfalls ‚Miguelete' genannt wird. In Valencia tagt auch noch heute jeden Donnerstag vor dem Aposteltore der Kathedrale ‚el tribunal de aguas'. Ein Bauerngerichtshof entscheidet hier öffentlich und kostenlos über nachbarliche Bewässerungsstreitigkeiten. Richter und Zeugen reden in der Volksmundart. Wer sich dem Spruche nicht fügt, der bekommt kein Wasser auf sein Feld. Dieses Tribnnal stammt von den Mauren her und ist heute ein Akt bäuerlicher Selbsthilfe in einem Lande, dessen Rechtspflege schwerfällig nnd unznverlässig ist. — Wo aber Flüsse und Brunnen fehlen, hauptsächlich im Binnenlande, da gedeiht auch herzlich wenig. Und die elenden kleinen Dörfer sehen oft noch trostloser aus als der Erdboden. Die Lehmhäuser haben die Farbe des Erdreiches. Kein Baum, kein Kirchturm winkt freundlich aus der Ferne. Die elende Dorfkirche unterscheidet sich kaum von ihrer Umgebung. Oft bleibt man im Unklaren, ob die gelbbraunen Lehmhaufen in der Ferne seltsame Naturgebilde, eigenartige Formen des Erdbodens sind, oder ob man menschliche Wohnungen vor sich hat.

Wie das Land voller Gegensätze ist, so sind auch die einzelnen Bevölkerungstypen zum Teil grundverschieden. Ganz außerhalb steht der Katalane, der geschäftsgewandte Industrieritter. Er vermeidet es, ‚el Castellano' zu sprechen, sondern redet in seiner katalonisch-limosinischen Mundart. Was außerhalb Kataloniens liegt, ist Ausland. Sein ganzes Streben geht auf die Loslösung von Kastilien und auf die Vereinigung mit den stamm- und sprachverwandten Bewohnern Südfrankreichs. Aus Haß gegen das übrige Spanien, vor allem gegen

Kastilien, ist der Katalane Karlist geworden. In Katalonien allein ist das Bombenwerfen zuhause; hier ist die Brutstätte des Anarchismus; und der Fremde tut Spanien bitter unrecht, wenn er diese Zustände verallgemeinert. — Auch die Basken im Norden stehen außerhalb. Diese Reste der alten Iberer sind gar keine Indogermanen[1]). Bis ins 19. Jahrh. haben sie eifersüchtig ihre alten, jetzt allerdings ihnen genommenen Sonderrechte gehütet und sich immer eine gewisse Selbständigkeit gewahrt. Der ganze Typus, vor allem der Gesichtsbau, ist anders, ebenso Lebensweise und manche eigenartige Gewohnheit der häufig noch auf Einzelhöfen wohnenden Bauern. Auch im übrigen Spanien halten sich die Basken abgeschlossen für sich. — Der Asturier gleicht an Freiheitsstolz dem Basken. Weder Römer noch Goten konnten dieses Land unterjochen. Hier fanden die von den Arabern verfolgten Goten ihre Zuflucht. Von hier ging aber auch der ganze Fanatismus gegen die Heiden aus, der den Grund zum spanischen Königreiche legte. Hier, und allenthalben auch in den baskischen Provinzen, findet man noch am ersten blonde, hochgewachsene Leute, einen Typus, der dem übrigen Spanien fremd ist[2]). — Der Galizier ist ein armer Teufel. Viele wandern aus, viele verdienen sich als Lastträger, Straßenkehrer oder Erntearbeiter im übrigen Spanien ihr Brot. Die Frauen dienen häufig als Ammen. Wegen ihrer sauren Arbeit sind die Galizier ziemlich mißachtet. ‚Gallego' ist im übrigen Spanien ein grobes Schimpfwort. Umsomehr halten diese Leute zusammen, und sehnsüchtig treibt es sie doch wieder nach ihrer armen Heimatsprovinz zurück. — Ebenfalls abgeschlossen, arbeitsam, dickköpfig und bigott ist der Aragonese. Mühsam sucht er seiner Steppe etwas abzugewinnen. Die Virgen del Pilar, die Jungfrau Maria von der Säule, ist seine Schutzheilige, ihr Heiligtum die neue Kathedrale in Zaragoza. Dort steht die Säule, auf der Maria dem Apostel Jacobus erschienen sein soll. Wer den lieben Gott lästert, dem dreht der Aragonese den Rücken; wer aber das Geringste gegen die Virgen del Pilar sagt, den schlägt er tot. Überall kenntlich ist der Aragonese an seiner Tracht. Die Ärmel der schwarzen Samtjacke sind geschlitzt und mit Knöpfen besetzt, ebenso die schwarzen Samthosen, unter denen noch eine weiße Leinen-

[1]) Heinrich Winkler, Das Baskische und der vorderasiatisch-mittelländische Völker- und Kulturkreis. Breslau 1909.

[2]) Es ist aber verkehrt, deshalb von unverfälschten, echten Germanen zu reden, wie das z. B. auch Diercks ausgiebig tut.

hose hervorguckt. Um den Kopf ist ein buntes Seidentuch gewunden, den Leib umschlingt eine violette oder rote breite Binde, die ‚faja', die zugleich als Tasche dient. Die Kastilier sind froh, daß ein gütiges Geschick diese Dickköpfe als Puffer zwischen sie und Katalonien gesetzt hat. — Würdevoll und ernst ist der Kastilier, unberührt von jeder Sentimentalität, freimütig und stolz, dabei doch freundlich, unwissend vielleicht, aber durchaus nicht dumm, sondern schlagfertig und von gutem Mutterwitz. Er ist kein Geschäftsmann und darin dem Andalusier gleich, dessen Widerspiel er im übrigen ist. Wer von der kastilischen ‚grandeza' eine Ahnung haben will, der sehe sich eine Sonntagsparade auf dem Schloßhofe in Madrid an. Der Spanier hat bekanntlich keine Nationalhymne[1]). An ihre Stelle tritt die Marcha real, die, fast noch einmal so langsam als unser Parademarsch, mit 60 Schritt in der Minute, einen ernsten, würdevollen und feierlichen Eindruck macht. — Und nun der Andalusier. Ist der Kastilier gemessen und stolz, so ist der Andalusier beweglich, phantasievoll und voll Lebenslust, die Frauen nicht schön, aber von vollendeter Grazie, besonders beim andalusischen Tanze, jenem hinreißenden Schauspiel, das eine unendliche Fülle anmutigster Bewegung und glühendster Leidenschaft entfaltet. In Andalusien ist ein ganz beträchtlicher Einschlag maurischen Wesens und Blutes unverkennbar. Die Sprache weist eine Menge maurischer Lehnwörter auf, besonders für Landwirtschaft und Bewässerung. In Valencia, Elche und Murcia — von Granada und seiner Umgebung gar nicht zu reden — fand ich Leute mit echt maurischen Gesichtern, die man nur in den Burnus zu stecken und auf den Socco in Tanger zu versetzen brauchte. Was wir uns gewöhnlich unter Spanien, spanischer Tracht und spanischem Wesen vorstellen, das ist lediglich Andalusien. Hier ist die Heimat der Tänzerinnen, des Don Juan, des Figaro und der Carmen. Hier war der Tummelplatz der ‚Contrabandistas', jener waghalsigen Schmuggler, die zu Volkshelden geworden sind, weil der Kampf gegen die Organe der Staatsordnung ihr zweiter Beruf war; hier machten die Straßenräuber, die ‚Bandoleros', noch um die Mitte des 19. Jahrh. das ganze Land unsicher, bis die Guardia civil, eine ganz vorzügliche Polizeitruppe, mit ihnen aufräumte. Hier sind die schwarzäugigen Frauen Goyas und Zuloagas zuhause, hier ist schließlich die Heimat der Toreros, der bezopften Stierkämpfer, mit ihren hellseidenen,

[1]) Emil Bohn, Die Nationalhymnen der europäischen Völker = Wort und Brauch IV, S. 31.

überreich mit Gold bestickten Gewändern, deren Wert bei den berühmtesten an 5000 Peseten beträgt. —

Eine Gesellschaft für sich bilden schließlich die im ganzen Lande verstreuten Zigeuner. In Sevilla und besonders in Granada sind sie seit langem angesiedelt. Hier hausen sie zum Teil in Höhlenwohnungen und haben unter einem eigenen „Könige“ eine Art Selbstverwaltung. Tanz nnd Spiel, Wahrsagen und Stehlen, immer aber Betteln, das ist ihr Erwerb. Die jnngen sind oft berückend schön, die älteren schmutzig nnd widerlich häßlich, die Männer meist verwegene abenteuerliche Gestalten. Sie leben abgeschlossen vom übrigen Volke und sind leicht von ihm zu unterscheiden.

Fern im Süd das schöne Spanien entspricht also wenig nnserer gewöhnlichen Vorstellung. Was ist nun schuld an unserm einseitigen, falschen Begriffe vom spanischen Lande und Volke? Einmal die schlechte Erreichbarkeit des Landes. Wie eine chinesische Mauer liegen die Pyrenäen vor dem Lande und trennen es ganz vom übrigen Europa. Keine irgendwie nennenswerte Verkehrsstraße geht über das Gebirge. Nur im änßersten Westen und Osten sucht sich zwischen Meer und Gebirge die Eisenbahn einen Eingang ins Land. Und was für eine Eisenbahn! Schuld sind auch manche Vorurteile, die einem gewissen Kulturdünkel entspringen, der sich keine Mühe gibt oder keine Zeit und Fähigkeit hat, anch die guten Seiten eines eigenartigen Volkes kennen zu lernen. Freilich findet man die immer schwerer heraus als die schlechten Seiten, die sofort ins Auge fallen. Doch die Hauptschuld tragen unsere Dichter. Heine, Geibel, Heyse müßten vor Gericht gestellt werden wegen Vorspiegelung falscher Tatsachen. Nach dem ‚flutenreichen Ebro‘ mit seinen ‚Schatten des Waldes‘ wird man vergebens snchen. Man findet einen an der Abzehrung krankenden Fluß, der sein Wasser auf die Felder abgegeben hat und statt der Wälder eine öde, rötlich gelbe Steppe. Und gar der Manzanares mit seinen Linnen spülenden Mädchen, bei deren Anblick die Fluten und der Wind innehalten sollen vor Bewnnderung! Es gibt anf der weiten Welt kaum etwas Häßlicheres als die Waschweiber am Manzanares, dem prosaischsten Flusse, der häufig überhaupt kein Wasser hat. Als Ferdinand VII. einmal darüber ging, soll man das Flußbett vorher mit Wasser besprengt haben, nm den Stanb zu löschen. Und ein Madrider Witzwort behanptet, ein Maulesel habe den Manzanares eines Abends ausgetrunken, aber am folgenden Tage wieder laufen lassen. Da wird nicht ‚ein Garten das

Land am Manzanares', der Fluß leuchtet nicht ‚kristallen', wenn die Waschfrau ‚mit dem schneeigen Fuß (!)' in die Wellen tritt. Trübe und schmutzig ist das Wasser, und so weit das Auge reicht, sieht es durch ganz Madrid einen einzigen großen Wäschetrockenplatz.

Tatsächliche Mißstände tragen schließlich auch dazu bei, das Urteil über das Land der Hidalgos ungünstig zu beeinflussen. Spanien krankt vor allem an seiner elenden Verwaltung. Hier ist die richtige Adresse für manches harte Urteil, das über den Spanier als solchen mit Unrecht gefällt wird. — An der Grenze beginnt schon die an Rußland erinnernde Abschließung nach außen. Die Bahnen haben größere Spurweite; Menschen und Waren müssen also umgeladen werden. Alles mögliche unterliegt einem hohen Einfuhrzoll, von dem lediglich die katalanische Industrie den Vorteil hat; sogar Bücher werden verzollt. Alle Sendungen werden an der Grenze geöffnet. Infolgedessen haben größere Firmen in den Grenz- und Hafenstädten ihre Vertreter, die ein ‚muy amigo' der Zollbeamten sind. Das Wort ‚amigo' ist ein sehr dehnbarer Begriff. Alle rechtliche und unrechtliche Einwirkung auf andre beruht auf der Amigo-Wirtschaft. Der Amigo findet sich mit den Zollbeamten ab und die Ware darf ins Land. — Die Eisenbahnen sind fast durchweg in französischen, im Süden teilweise auch in englischen Händen. Bequemlichkeit ist Nebensache, hohe Tantièmen für die Aktionäre die Hauptsache. Seit 50 Jahren soll die Bahn Irun—Madrid, die einzige Lebensader, die Spanien mit dem übrigen Europa verbindet, zweigleisig gebaut werden. Aber von der 633 km langen Strecke sind heute nur 47 km zweigleisig, nämlich Irun—San Sebastian und Villalba—Madrid. Selbst auf vielen Hauptstrecken verkehrt nur ein einziger leidlich brauchbarer Zug am Tage. Der Luxuszug fährt mit 40 km Stunden-Geschwindigkeit, also etwa wie die Zobtener Klingelbahn, der Personenzug mit 25 km und weniger. Man muß allerdings berücksichtigen, daß der Zug vom Meerespiegel mehrfach über Gebirge klettern und Steigungen von der Höhe unseres Riesengebirgskammes überwinden muß. — Der Mangel ausreichender Eisenbahnwege ist ein Fluch für Spanien. Unberechenbare Schätze von Erz und Kohle liegen im Lande, die nicht ausgebeutet werden können. Im Binnenlande findet man eine Fabrik nur ganz vereinzelt. Doch wo das Meer den Verkehr erleichtert und von der Eisenbahn unabhängig macht, da hat sich eine blühende Industrie entfaltet, besonders im Norden am Biskayschen Golfe, von Katalonien ganz abgesehen. Während man in Madrid Südfrüchte

etwa ebenso teuer bezahlt wie bei uns, müssen sie in der Provinz an vielen Orten verfüttert oder weggeworfen werden, weil dort die Verkehrsmittel mangeln, um sie zu verschicken (Vgl. S. 3, Anm. 2.) — Und bei dem geringen Verkehr werden dann die Eisenbahnwege, sobald die Fahrstraßen in der Regenzeit aufgeweicht sind, zu den bequemsten Wegen für den Fußgänger. Man fragt einfach beim Bahnwärter, ob ein Zug kommt und geht dann selbst durch Tunnel trockenen Fußes und ganz gemächlich hindurch. Unter solchen Umständen hat sich auch das alte Beförderungsmittel trotz der Eisenbahnen in großem Umfange erhalten. Es ist ein merkwürdiger Anblick, wenn man in der Frühe ganze Züge zweirädriger Lastkarren, mit 4, 5, 6, 8, selbst 9 Maultieren bespannt, auf den Landstraßen daherfahren sieht. Am späten Nachmittage sind sie in der Posada (Herberge) aufgebrochen und fahren nun, bis die steigende Sonne sie zur Einkehr zwingt.

Da der Staat mit eigner Verwaltung nichts erreicht, hat er alles mögliche verpachtet; Tabakmonopol, Post, Telegraph und Eisenbahnen sind in Händen von Privatgesellschaften. Am schlimmsten ist es beim Stadtzoll. Selbst in mittleren Städten wird man unmittelbar vor dem Bahnhofe von recht fragwürdig aussehenden Gestalten angehalten. Man hält sie eher für Vagabunden als für Zollwächter. Den Fremden lassen sie in der Regel ungeschoren, die Einheimischen werden jedoch oft arg belästigt, denn die Privatgesellschaft sucht natürlich möglichst viel herauszuschlagen. In Cuatro Caminos, einer Vorstadt von Madrid, haben die Zöllner vor zwei Jahren eine Frau angehalten, die ihrem in der Stadt arbeitenden Manne das Essen trug, und wollten ihr buchstäblich das Fleisch im Topfe besteuern. Eine gewaltige Erregung war die Folge, und in der Nacht wurden sämtliche Zollbuden angezündet. Von da an waren die ‚Aduaneros‘ wieder zurückhaltender.

Der Staat ist die große Krippe, aus der alles frißt. Das Streben, Deputierter oder gar Minister zu werden, ist begreiflich; denn ein reicher Segen von Schmiergeldern ist bestimmt zu erwarten. In den Ministerien sitzen an den Pulten eine Reihe Leute, die nichts zu tun haben, vor weißen Bogen Papier. Um am Ruder zu bleiben, hat der Minister vor der Wahl zu den Cortes bei seinen Parteigängern sich verpflichtet, für diesen und jenen zu sorgen. Fällt das Ministerium, so fallen gewöhnlich auch seine Beamten, denn jetzt will die Gegenpartei alle ihre Leute an die Krippe bringen. Der Minister bekommt

seine Pension. Die hunderte von armen Schluckern aber, die außerdem versorgt worden waren, werden nun auf die Straße geworfen. Vor 70 Jahren brachte es Spanien auf 166 Minister binnen zwei Jahren, von denen keiner über ein Vierteljahr im Amte war[1]). Und wenn das Ministerium auch nur einen Tag lang sich hält, so belastet sein Sturz den Staat mit vielen Tausenden Pensionsgelder. Jeder sucht nach Kräften in seine Tasche zu wirtschaften; und er kann das unbesorgt tun. Ist doch auch der ganze Parlamentarismus ein einzig dastehendes Gaukelspiel. Schon lange vor der Wahl ist das Ergebnis festgesetzt[2]). Durch seine Organe läßt das Ministerium das Volk bearbeiten, ein kleiner Bruchteil von Sitzen wird anstandshalber den Oppositionellen angewiesen, im übrigen wird das durch die beständigen Enttäuschungen gleichgültig gewordene Volk von den Wahlmachern der Regierung unter Aufsicht zur Urne geführt. Wahlfälschungen sind an der Tagesordnung. Jedesmal erhebt die Opposition dagegen scharfen, aber nutzlosen Widerspruch. Kommt sie selber ans Ruder, so sind nur die Rollen vertauscht, die Sache bleibt dieselbe.

Spanien wäre der beste Staat, wenn alle Gesetze, die bestehn, befolgt würden. Aber die Gesetze stehn nur auf dem Papier, und eine grundverkehrte Wirtschaft lähmt alle guten Absichten. Vor zwei Jahren bewilligte man zwei Millionen für Aufforstung. Da werden Wächter und Beamte gewählt, und jeder, der etwas zu sagen hat, bringt seine Schützlinge an die Staatskrippe. So ging es weiter, bis das Geld zu Ende war. Nur daran hat niemand gedacht, daß man erst eine Baumschule anlegt. Ähnlich geht es mit den Vorlagen über Heer und Flotte, Unterrichts- und Verwaltungswesen. Die Universitätsbibliotheken sind bis in die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts leidlich gut bestellt; die aufgehobenen Klosterbibliotheken lieferten teilweise sehr wertvolle Sammlungen. Aus späterer Zeit sind nicht einmal die allernotwendigsten Hilfsmittel zu haben. Kein Wunder! Die Universitätsbibliothek zu Salamanca hat nach Abzug

---

[1]) Vgl. Andalusien, Spiegelbilder aus dem südspanischen Leben. Aus den Briefen eines jungen Deutschen. Hrsg. v. Dr. W. Häring (W. Alexis). Berlin 1842, S. 128.

[2]) Über diese verrotteten Zustände vgl. Diercks, Das moderne Spanien, Berlin 1908, S. 136ff., 228ff. Im allgemeinen verweise ich auf dies Buch, das vielfach meine in der Zeit von 1907 bis 1908 in Spanien gemachten Beobachtungen bestätigt, mag es auch öfters im einzelnen meinen Widerspruch herausfordern.

aller Verwaltungskosten täglich 70 Centimos für Bücher auszugeben [1]), und hunderte von Bücherkisten liegen dort noch unkatalogisiert auf dem Boden, aus denen Dr. Fromme auf den ersten Griff wertvolle Inkunabeln hervorzog. Was unter solchen Verhältnissen gestohlen werden kann, ist unberechenbar. — In Sagunt auf der Festung stehn die alten Römerbauten noch trotzig und unerschüttert da, auch die maurischen Werke halten der Zeit noch stand; die kaum viel über 100 Jahre alten spanischen Kasernen sind ein Bild trostlosen Verfalls.

Bei solcher Wirtschaft ist es begreiflich, daß die Zahl der aufwärts strebenden Städte sehr klein ist. Madrid ist der moderne Emporkömmling gegenüber dem altehrwürdigen, heruntergekommenen Toledo. Dann sind, wenn man das emsig sich regende Katalonien wieder ausschaltet, eigentlich nur noch Sevilla zu nennen, das auf Kosten von Cadiz sich hebt, weil mit der Flut mittlere Seeschiffe den Guadalquivir aufwärts bis zum Quai von Sevilla fahren können, und die Städte nahe der Küste im Norden, wie Bilbao, Santander, Gijón, Oviedo, wo die Industrie gedeihen kann. Aber gerade die alten Kulturstätten Cordova, Granada und Toledo sind traurige Überbleibsel längst entschwundenen Glanzes.

Und wie die Verwaltung, so ist die Erziehung. Madrid hat an 600000 Einwohner aber nur zwei höhere sechsklassige, öffentliche Schulen [2]). Der Schulbetrieb ist mittelalterlich-scholastisch. Wer einmal den öffentlichen Jahresprüfungen beiwohnt, der wird staunen über die Menge auswendig gelernter Definitionen [3]) und Zahlen. Wo sich der Schüler seine Kenntnisse erwirbt, ist gleichgültig. Er muß sich nur, wenn er einmal studieren will, alljährlich über seine Kenntnisse in den für jedes Jahr vorgeschriebenen Disziplinen ein Prüfungs-

[1]) Mitteilung des Herrn Dr. Fromme, des Direktors der Deutschen Schule in Madrid.

[2]) Breslau hat 3 sechsklassige und 9 neunklassige höhere Schulen, von denen zwei ihrem System nach Doppelanstalten sind. — Ganz Spanien hat nur 58 fünfbis sechsklassige höhere Staatsschulen, dafür 325 Privatschulen, von denen etwa ein Viertel geistliche Schulen sind. Dierck s, Das moderne Spanien S. 183.

[3]) Das Lehrbuch der spanischen Grammatik für Volksschulen beginnt mit den Fragen: Was ist Sprache? Was ist Grammatik? In wieviel Teile zerfällt die Grammatik? Was ist Analogie, Syntax, Prosodie, Rechtschreibung? Was ist ein Wort? Was ein Satz? Und so geht es weiter. Die verständnislos auswendig gelernten ellenlangen Definitionen werden von den Kindern mechanisch heruntergeschnarrt. Ebenso heißt es in andern Lehrbüchern: Was ist Geschichte? Wie teilt man sie ein? Oder: Was ist Arithmetik? usw.

zeugnis von einer Staatsschule erwerben. Zum allergrößten Teile liegt der Unterricht in privaten, vielfach in geistlichen Händen. Am besuchtesten sind die von Jesuiten geleiteten höheren Schulen. Sie gelten vielfach als die vornehmsten und besten. Auch der Elementarunterricht befindet sich häufig in den Händen der Geistlichkeit. Für die Mädchenerziehung ist überhaupt nicht gesorgt. Die Nonnenschule ist die einzige Bildungsstätte für die spanische Frau [1]). In kleineren Städten und auf dem Lande gar ist das Schulelend noch schlimmer als in Madrid. Die Kirchenschule ist die Folge der elenden Schulverwaltung in den Gemeinden, in denen neuerdings das Gehalt der Lehrer von den ‚Conservadores' unter Maura auf 30 Peseten monatlich herabgedrückt worden ist. Dabei bleibt der größte Teil des Volkes (über 60%) Analphabeten. Recht bezeichnend ist die eigenartige Form, vermietbare Wohnungen anzuzeigen. Ein weißer Pappdeckel vor den Fenstern bedeutet im ganzen Lande leere Wohnungen. Und selbst in den Vorstädten von Madrid sagt eine kleine weiße Fahne auf dem Dache, daß das Haus zu verkaufen ist.

Wie soll bei solcher Verwaltung und bei einem derartigen Erziehungswesen ein schwer heimgesuchtes Volk sich wieder emporarbeiten?

Am empfindlichsten wirken diese Zustände vielleicht im Geschäftsleben. Der Spanier ist kein Geschäftsmann, der Andalusier noch viel weniger als der Kastilier. Die größeren Häuser Madrids sind zum großen Teil in Händen von Katalanen oder Ausländern. Groß ist die Abhängigkeit von Paris. Was von Paris kommt, wird immer gern aufgenommen, auch wenn es nur glänzender Schund ist. Aber der Spanier hat auch Hut- und Kleidermoden, hatte den Diabolo und die Kinematographen viel eher als wir, ist also darin uns gegenüber der Modernere. Das Wort ‚precio fijo' (fester Preis) findet man nur in wenig Geschäften Madrids, und nur in solchen mit großem Fremdenverkehr. Der Spanier will handeln, darum ist er über diese neuen Geschäfte sehr ungehalten, die nach seiner Meinung das Publikum übervorteilen. Er rechnet damit, daß ihm im Preise

[1]) Ganz neuerdings ist den Frauen auch der Universitätsbesuch gestattet worden. Aber bei der strengen Abgeschlossenheit, in der die Mädchen gehütet werden, wird vorderhand das Frauenstudium wohl nicht viel über die Theorie hinaus kommen. Die Zahl der Mädchen, die sich den jährlichen obligatorischen Jahresprüfungen an einer der beiden Madrider Staatsschulen unterziehen, ist sehr gering.

vorgeschlagen wird, bietet die Hälfte oder zwei Drittel der geforderten Snmme und geht ruhig hinaus, ohne etwas zu kaufen, wenn er die gewünschte Herabsetznng nicht erreicht. Wer nicht den Schaden haben und obendrein noch ausgelacht werden will, der muß es ebenso machen. Eine dentsche Dame, die seit vielen Jahren in Madrid lebt, kam nach ihrer deutschen Heimat. Ihre sämtlichen Angehörigen erklärten nacheinander, nie mehr mit ihr in ein Geschäft gehn zu wollen und verlangten am Ende von ihr das Versprechen, überhanpt nicht mehr in ihrer Vaterstadt einzukaufen. Die spanischen Einkaufssitten waren den Angehörigen doch zu peinlich. — Wie rückständig das Geschäftsleben noch ist, erhellt schon darans, daß es in Spanien gar keine Postanweisungen gibt. Der Geldverkehr mit dem Auslande ist auf eingeschriebene Wertbriefe oder Schecks angewiesen; im Lande selbst wird auch gemünztes Geld verschickt, das in besonders feste Umschläge eingenäht und eingesiegelt werden muß. Aber der Spanier kennt das Geschäftsleben nicht anders und läßt sich auch nicht verblüffen. Ein Fremder, der in einem Geschäfte einmal nörgelnd erklärte, in Paris bekäme er alles viel besser und billiger, erhielt die bestimmte, doch nicht unhöfliche Antwort: „Si señor, pero aqui está Usted en España!“ (Ja, aber hier sind Sie in Spanien!)

Hand in Hand mit dieser unmodernen und unsicheren Geschäftstätigkeit geht eine große Unpünktlichkeit nnd Unzuverlässigkeit. Da hilft wieder die Amigo-Wirtschaft. Der Durchschnittsspanier hat eine Menge Amigos in allen Berufsklassen. Ein großer Teil seiner Zeit wird durch die Besuche in Anspruch genommen, die er ihnen abwechselnd zu machen hat. Im Anfange erkundigte ich mich bei Dentschen nach Geschäften. Ich war gewöhnlich wenig znfrieden; man war langsam nnd unpünktlich. Da hielt ich mich an die Spanier, und ich war glänzend bedient. Meine Uhr war einmal entzwei. Mein Wirt, ein pensionierter Offizier, hatte einen ‚mny amigo‘ (guten Freund), der Uhrmacher war. Die Ausbesserung war gut und billig und in wenig Stunden erledigt. Ich war am Fahrkartenschalter dadurch geschädigt worden, daß infolge eines Mißverständnisses zuviel Kilometer aus meinem Kilometerhefte herausgetrennt worden waren. Höflich nnd mit großem Bedauern wurde mir auf meine Vorstellnngen erklärt, es sei nicht mehr gut zn machen. In der Tat gab es einen solchen Paragraphen. Aber ein bekannter Spanier, dem ich die Geschichte erzählte, hatte einen Amigo in der

Eisenbahnkanzlei. Er forderte ohne weiteres mein Kilometerheft, und am selben Abend hatte ich den Schein in der Hand, der trotz des Paragraphen den Schaden wieder gut machte. Als meine Bücherkiste kam, ging mein Wirt aufs Bahnzollamt, und ich bekam sie sofort, ohne einen Centimo zu zahlen. Ein anderer Deutscher war mißtrauisch und wollte sich die Sache selbst besorgen. Viele Tage lang mußte er umherlaufen, von einer Geschäftsstelle wurde er zur andern geschickt; am Ende mußte er noch ausgiebig bezahlen.

Zu der großen geschäftlichen Ungewandtheit gehört auch die unnötige Kraftvergeudung. Es ist ein Unfug, vor einen Lastwagen bis neun Maultiere in langer Reihe, eins immer hinter dem andern, zu spannen; höchstens zwei ziehen davon. Aber man setzt einen gewissen Stolz darein, eine stattliche Zahl Zugtiere vorspannen zu können. — Ein mäßig großer Sandsteinblock wird auf einem Karren gefahren. Zwei Leute ziehen ihn bequem. Aber acht andre laufen mit, rauchen Zigaretten, ulken sich gegenseitig und Bekannte auf der Straße an, jeder hat eine Hand an den Wagen gelegt, und jeder ist fest überzeugt, emsig mitzuarbeiten. — Auch vom Werte der Zeit hat man keine Vorstellung. Das müßige Herumstehn auf öffentlichen Plätzen, an der Eisenbahn, das Sitzen auf den Springbrunnenrändern mitten auf der Korsostraße von Madrid ist etwas Selbstverständliches. An der Puerta del Sol, dem Hauptplatze von Madrid, folgen die dichten Gruppen von Nichtstuern genau dem Sonnenlaufe. Wie im Sommer der Schatten, im Winter die Sonne sich dreht, so wechseln im Laufe des Tages diese Gruppen ihren Platz. Der Bürgersteig ist für die sich Unterhaltenden da, nicht etwa für den Verkehr. Wer es eilig hat, der weicht auch beim größten Schmutzwetter aus und tritt auf die Straße.

Und doch ist dieses Volk arbeitsam. Ich habe die Arbeiter bei den Ausgrabungen von Numancia beobachtet und darüber gestaunt, wie geschickt und findig sie waren und wieviel sie am Tage zuwege brachten. Und wo die Steppe unterbrochen wird von Roggen-, Weizen- und Erbsenfeldern oder von Ölbaumpflanzungen [von Olivenwäldern zu reden ist eitel Unsinn], oder auf den weiten Gebieten, wo Weinbau getrieben wird, da ist das Land gründlich mit dem sauren Schweiße des Bauern gedüngt, der mit den allerprimitivsten Werkzeugen die Scholle bewirtschaftet, die er der Steppe abgewinnen kann. Man gehe ferner in die großen Industriebezirke im Norden oder nach Algier. Der Wein- und Getreidebau Algiers

ist lediglich ein Erzeugnis spanischen Fleißes. Hier kann sich der Bauer freier regen, weil er von der traurigen Stenerwirtschaft des Mntterlandes nicht erdrückt wird. Und in Portugal und Südamerika gar ist der Spanier der gesuchteste nnd ausdauerndste Arbeiter. Aber in Spanien hört man immer und immer wieder die Worte: „Warum soll ich mehr arbeiten? Warum soll ich mir moderne Werkzeuge anschaffen? Sie sind teuer, und der Staat nimmt mir ja doch alles, was ich mehr verdiene.“ Das stimmt. Die Frau, die an der Straßenecke Knoblauch feilhält, zahlt täglich 25 Centimos, der Drehorgelspieler im Jahre mehrere Hundert Peseten Steuer. Für jedes Schild am Hause, auf dem Dache, ja für den Namen des Hotels auf dem Abkratzer muß Steuer bezahlt werden. Die Stener greift dort zu, wo sie das Geld leicht packen kann. Der reiche Grundbesitzer und der Großkaufmaun dagegen, dem sein Verdienst schwer nachznweisen ist, kann sich ihr leicht entziehen. Am schlimmsten daran ist der kleine Handeltreibende und der Bauer. Kein Wunder, wenn da der Bauer die Lust verliert und nur von der Hand in den Mund lebt. — Etwas anders liegt es in den größeren Städten. Viele scheuen da die andauernde, geregelte Arbeit und reißen sich um einen kleinen Gelegenheitsverdienst als „Führer,“ Kofferträger oder Ausrufer. Und was wird nicht alles unter ohrenzerreißendem Lärm ausgerufen! Tinte, Papier, Gummibänder, Regenschirme, junge Hunde, Zeitnngen, Lose, ja sogar Anteile für eine Automobilverlosung! Die Städte sind bei der geringen Industrie auch garnicht imstande, ihr großes Proletariat mit danernder Arbeit zu versorgen. Darnm verdienen sich diese Lente, genügsam wie sie sind, den Unterhalt für ein paar Tage; ist der verbraucht, so sehen sie sich nach einer neuen vorübergehenden Beschäftigung nm, die ihnen obendrein meist mehr einbringt, als regelrechte Arbeit. Ich kannte einen vierzehnjährigen Zeitungsjungen, einen netten und geweckten Kerl, der es am Tage auf fünf Peseten (= 4 M.) brachte. Sein Vater war Maurer und verdiente fünf Realen (1,25 Pes.)!

Der Spanier kennt keine Disziplin und Ordnung in unserm Sinne. Er rühmt sich dessen sogar. Das ‚desfile‘, der Vorbeimarsch der Truppen, nicht zu verwechseln mit dem würdevollen Parademarsch der Marcha real (S. 6), ist für einen guten preußischen Soldaten eine Kinderei. Der Paradeschritt ist der gewöhnliche Promenadenschritt, nur daß man möglichst in einer Reihe zn bleiben sucht. Einer steckt den Kopf, der andre den Banch vor, der sieht rechts,

jener geradeaus. Aber jedesmal herrscht allgemeine Begeisterung über den wundervollen Parademarsch. Beim Ausmarsch geht es durch die Stadt in flottem Schritt und guter Ordnung. In der Vorstadt aber droht sich alles aufzulösen. Einer geht rechts, der andre links, man faßt sich unter, als ob es ein Schulspaziergang wäre. Vielsagend ist schon der Name. Jeder Übungsmarsch, auch der längste — und die spanischen Soldaten legen mit ihren leichten Bastsandalen Tagesmärsche von 70—80 km zurück — heißt ‚paseo militar‘, d. h. wörtlich militärischer Spaziergang. Es wäre jedoch falsch, wollte man nach solchen Äußerlichkeiten das ganze Militär schlecht beurteilen. Der spanische Soldat ist ein tüchtiger Kerl, der seine Schuldigkeit tut, von unglaublicher Zähigkeit und Ausdauer, voll wildem Fanatismus im Kampfe, dabei äußerst anspruchslos. Wenn das Militär im Lande nicht entfernt das Ansehen genießt wie bei uns, so liegt es daran, daß immer noch das Loskaufrecht besteht. Das liberale Ministerium Moret hat erst 1909 diesen Übelstand beseitigen wollen, mußte aber schon nach einem halben Jahre den Loskauf aus Finanznot wiedereinführen. Für 1500 Peseten entzieht sich jeder, der es irgendwie kann, der wichtigsten Ehrenpflicht. Der Staat verdient dabei jährlich 12 Millionen. Wer einmal gedient hat, der hängt auch an seiner Fahne. Der Wohlhabende aber sieht mit Geringschätzung aufs Militär. Bei uns reißt sich das verzärteltste Muttersöhnchen zusammen, wenn es gefragt wird: „Du willst doch einmal Soldat werden!“ Es besinnt sich auf seine Männlichkeit und antwortet mit entschiedenem „Ja!“ In Madrid kam ich damit nicht an. Der junge Hidalgo, bei dem ich den Versuch machte, zeigte ein äginetisches Grinsen, dann ein entschiedenes Kopfschütteln; zuletzt kam ein energisches „Nein!“

Die Sicherheit in Spanien ist heute dieselbe wie bei uns. Schlimmer steht es mit der Sauberkeit. Man kann die Gesundheitspflege in einem Lande oder die Güte eines Gasthauses nach den Bedürfnisanstalten beurteilen. Da kommt Spanien übel weg. Die Öffentlichkeit ist die allgemeine Bedürfnisanstalt, auch am hellen Tage. Und vom ersten Abenddämmern ab spielen sich in ruhigeren Stadtvierteln auf offener Straße die allerintimsten Szenen ab. Die Polizei geht vorbei, ein witziges, derbes Scherzwort ist alles. Cosas de España! — Häufig sind die Anschläge, die das Rauchen verbieten. In der ersten Eisenbahnklasse gibt es sogar ein Nichtraucherabteil, in dem jedoch mit Vorliebe geraucht wird. Auf den Bibliotheken wird im Lesesaal das Verbot

beachtet. Aber kalter Schauer überläuft einen, wenn man die Beamten mit der ewig brennenden Zigarette in den Bücherräumen und unter den kostbaren Handschriften herumwirtschaften sieht. Gerade dort, wo es am gefährlichsten ist, wird es am ärgsten getrieben. — Der Mangel an Disziplin nimmt mitunter groteske Formen an. Drei Kerle sind gefesselt, zwei an den Armen, der dritte an der Hand. Stadtpolizisten führen sie. In der Calle de las Huertas (Gartenstraße) wollen die drei plötzlich in ein Haus treten. Die Polizisten fragen staunend und erhalten die Antwort: „Wir wollen uns erst eine Zigarette anzünden.“ Der an der Hand Gefesselte wickelt die Zigaretten, reicht den andern beiden auch welche und zündet sie an. Die Polizisten haben ruhig gewartet; dann geht der Zug weiter. — Es war in Sagunt. Ich stand am Schalter mit einigen Bauern. Die Abfahrtzeit war längst da, aber noch kein Zug und keine Fahrkartenverkäuferin. Ich wurde ungeduldig. Da redeten mir die Leute gut zu. „Ach die Señorita schläft noch, sehen Sie, da drüben hinter dem verhängten Fenster. Aber sie wird schon noch kommen.“ Und sie kam, der Zug kam auch und wartete, bis alle ihre Fahrkarten hatten. Dann ging es weiter, zwar mit 45 Minuten Verspätung, aber die Señorita hatte wenigstens ausgeschlafen.

Bei alledem beobachtet aber das Volk freiwillig oft eine Ordnung und Disziplin, um die wir es manchmal beneiden können. Ohne Stoßen und Schimpfen und ohne Schutzmannsgeschrei leert sich allwöchentlich zweimal der große Stierzirkus in Madrid, in dem 15000 Personen Platz haben. Vom Dreikönigstage bis zum Aschermittwoch ziehen allabendlich große Gesellschaften von Bürgern oder Studenten mit Saitenspiel durch die Straßen, in der Mitte trägt gewöhnlich einer die spanische Fahne. Von selbst halten sie die peinlichste Ordnung. Jedem preußischen Feldwebel lachte das Herz im Leibe, sähe er diesen Vordermann und diese Seitenrichtung. Oder man beobachte das Volk am Fahrkarten- oder Postschalter. Ohne von Beamten zurechtgewiesen zu werden, treten alle von selbst in einer Reihe an. Die Abfertigung geht sehr langsam, da viel dabei geschrieben wird. Keiner sucht, vor den andern zu kommen, keiner drängelt. Ich habe an deutschen Schaltern schon mit Wehmut an diese Ordnung zurückgedacht. — Am 1. Mai war großer Sozialistenumzug in Madrid. Arbeiter und Arbeiterinnen zogen langsam mitten durch die vornehmsten Straßen, jede Gruppe mit einer roten Fahne. Ich habe über 70 Fahnen gezählt. Kein Schreien, kein Johlen, in

musterhafter Ruhe ging der ganze Zug. Kein Schutzmann mehr als sonst war aufgeboten. Wozu auch? Die Leute hielten selbst die peinlichste Ordnung. Die Zuschauer, auch die Schutzleute, begrüßten ihre Bekannten im Zuge, man scherzte hinüber und herüber; es war keine Demonstration mehr, sondern ein Volksfest. — Oder eine Szene draußen vor der Stadt. Sobald die warme Zeit kommt, ist es das Sonntagsvergnügen der Madrider, den ganzen Tag auf den Wiesen vor der Stadt zu verbringen. Alle Vorräte werden in Körben mitgebracht — und in „Freßkobern" leistet der Spanier Wunderbares, am meisten auf der Eisenbahn —, mitten auf der Wiese wird abgekocht, man dehnt sich und streckt sich, faulenzt, Erwachsene und Kinder spielen Blindekuh oder Toro. Doch nie wird der Nachbar verletzt, fremdes Eigentum im Übermute beschädigt. Ohne Unterschied der Stände lagern die einzelnen Gruppen, und keine kommt der andern ins Gehege.

Eigenartig ist das Verhältnis des Spaniers zur Religion. Das Volk ist fromm und gläubig[1]); die Ruhe und Ordnung in den Kirchen ist viel strenger als in Italien. Größer aber noch als seine Frömmigkeit ist die Liebe zu Putz und Pomp. Etwas Dekoratives liebt der Spanier im eigenen Leben; den König Amadeus machte vor allem sein einfaches Wesen unbeliebt. Auch an seiner Kirche bewundert er besonders die ungeheure Macht und den glänzenden Prunk, und die Kirche muß ihm umsomehr imponieren, je weniger ihm der Staat sein kann. Die Prozession wird ihm zum Schauspiel, bei dem das Sakrament Nebensache ist. Die Hauptsache dabei sind die mächtigen, meist aus Edelmetall getriebenen Gruppen, die oft von zwanzig und mehr Männern getragen werden müssen und die Größe eines Zimmers erreichen. Die einzelnen wie Fastnachtdominos vermummten Bruderschaften überbieten sich gegenseitig mit ihren Figuren. Oft wird gehalten, um die Träger zu wechseln. Da trinkt man denn schnell einmal aus dem am Gürtel hängenden Weinschlauche, oder man scherzt mit den Zuschauern. Das Heilige ist so gut wie verloren gegangen, die Schaustellung ist übrig geblieben. An der Spitze steht darin Sevilla. Alle Tage der Karwoche finden Prozessionen statt, bei denen eine beispiellose Pracht entfaltet wird. Sevilla wird dann zur Fremdenstadt; es wimmelt von Engländern. Wohnungen, Lebensmittel, alles ist dreimal so teuer als sonst, Tribünen werden gebaut,

[1]) Vgl. Wilbrandt, Rund ums Mittelmeer, Stuttgart u. Berlin 1909 S. 33 ff.

kurzum die ‚Semana Santa' von Sevilla ist die berühmteste Schaustellung in ganz Spanien. — Wie der Aragonier an seiner Schutzheiligen, der Virgen del Pilar hängt, habe ich erwähnt. Überall bildet er sie ab. Der Spanier findet nichts dabei, uns mntet es eigentümlich an, wenn eine Gesellschaft von Aragoniern in Volkstracht einen Fastnachtsnmzug mit einer Fahne macht, auf der das Bild der Virgen del Pilar ist. Und darüber steht ein Schild: ‚Segnndo premio del carnaval 1908'. — Vom Gründonnerstag bis zum Karsonnabend fährt kein Wagen und keine Straßenbahn in Madrid. Aber auf den Straßen ist kein Vorwärtskommen. Der Korso ist eleganter denn je. Gründonnerstags tragen die Damen weiße Mantillas, Karfreitags schwarze. Man spricht anfgeregt vom Stiergefecht (corrida) am Ostersonntage; die besten Espadas und die besten Stiere aus der Zucht des Herzogs von Veragua[1]) sind angekündigt. Die Plätze sind schon ansverkauft und werden ums Fünffache überzahlt. Und kommt der Sonntag, da bewegt sich ein endloser Zug von Wagen nnd Fußgängern nach der Plaza de toros. Frauenhüte sieht man so gut wie gar nicht, nur weiße Mantillas; und viele Franen tragen die malerisch um den Leib geschlnngenen Manilatücher; alle haben Blnmen im Haar, meist gelbe und rote, in den spanischen Farben. Die halbe Karwoche waren Feiertage. Streng nach altem Brauche repräsentierte man die kirchliche Trauer. Am schmerzlichsten war es jedoch, daß die ganze Zeit ohne Corrida war. Die Corrida ist der Ausdruck der größten Festfreude. Alle großen Kirchenfeste wären keine Feste ohne Corrida. Wo man die nicht haben kann, wo die nächste ‚Plaza de toros' zn weit ist, da trägt man am höchsten Feste seinen schmutzigen Arbeitskittel und arbeitet, wenn man nichts Besseres vorhat. Unmittelbar unter den Felsen von Montserrat, sozusagen unter den Augen des altehrwürdigen wundertätigen Marienbildes sah ich am Ostermorgen Frauen Wäsche waschen. Meine Frage verwunderte sie. „Was sollen wir tun? Und die Wäsche ist schmntzig."

Fast noch wichtiger als die großen Kirchenfeste sind die Feste der heiligen Schutzpatrone. Dreierlei gehört zu einer solchen Feier, eine

[1]) Er ist ein Nachkomme des Kolumbus, einer der reichsten und einflußreichsten Granden; das ganze Volk spricht von ihm, denn er hat die größten Stierherden. Er war auch einmal schon Unterrichtsminister. Und sein Ahne, der dem Lande ungeheuren Reichtum und eine ganze Welt geschenkt hatte, hat Ketten getragen und starb in Vergessenheit.

große kirchliche Prozession, ein Jahrmarkt (feria), hauptsächlich Viehmarkt, und eine Reihe besonders stattlicher Stierkämpfe. Jeder Ort feiert seinen Heiligen. Sein Tag ist der größte Feiertag im ganzen Jahre. Wie tief dieser festliche Lokalpatriotismus wurzelt, konnte man bis vor zwei Jahren in Pamplona sehen. Pablo de Sarasate kam fast jedes Jahr am 27. Jnli, dem Tage von St. Ferrin, zur Feria nach Pamplona. Und wenn das Volk dichtgedrängt vor seinem Hause stand und beständig „Viva Don Pablo!“ schrie, dann trat er mit seiner Geige auf den Balkon, das laute Schreien verstummte, und Sarasate spielte seinen Landsleuten etwas vor. Es soll selten vorgekommen sein, daß Sarasate eine Feria in Pamplona versäumte.

In der landesüblichen Art, große Kirchenfeste zu feiern, macht sich eine immerhin entschuldbare kindliche Oberflächlichkeit geltend, die ihr Vergnügen haben will und aus dem Kirchenfest ein Volksfest macht. Viel unangenehmer wirkt es, wenn persönliche Eitelkeit des Einzelnen sich in den Vordergrund drängt und obendrein noch Sterben und Tod dazu benutzt. Wird einem Kranken die Wegzehrung gebracht, so wird das zu einem großen Aufzuge. Die Freunde und Bekannten werden gebeten, den Geistlichen zu begleiten, alle, selbst Kutscher und Lakaien, sind barhäuptig und tragen Kerzen in den Händen. Die Familie tut sich etwas darauf zu gute, wenn dieser Aufzug recht stattlich aussieht und die ganze Straße davon spricht. Und soll von der Pfarrkirche den Kranken und Schwachen der ganzen Parochie an einem Tage das Abendmahl im Hause gereicht werden, dann erbitten die ‚Sacramentales‘, eine besondre Brüderschaft, die die Besorgung derartiger Veranstaltungen sich zur Aufgabe macht, vom Palaste für die Priester Kutschen in ‚media gala‘. Auch eine Sektion Soldaten wird auf Wunsch gestellt. Die Freunde und die Bruderschaftsmitglieder gehen mit, den Hut in der Hand, alle tragen zehnpfündige Kerzen. Vorn und hinten geht eine Musikkapelle. Einst mag dies eine Ehrung des Sakramentes gewesen sein; hente ist es eine Befriedigung der persönlichen Eitelkeit. — Ähnlich ist es bei Begräbnissen. Die Leichenwagen sind überladen mit Schmuck, die goldbetreßten Leichendiener haben weiße Perücken. Bei vornehmen Begräbnissen fahren 70 und mehr Kutschen mit als Vertreter ihrer Besitzer. Jeder Kutscher und jeder Lakai trägt eine Riesenkerze im Werte von 10—15 Pesetas. Da sie sich den Rest behalten können, ist es selbstverständlich, daß sie sie bald auslöschen, um beim Verkaufe möglichst viel herauszuschlagen. Die nächsten

Angehörigen fahren in Wagen mit verhängten Fenstern, die übrigen unterhalten sich, essen wohl auch, und die Herren rauchen natürlich. Um so elender sieht das Begräbnis der Armen aus, die nicht einmal ein eignes Grab bekommen. Da die Einzelgräber sehr teuer sind, kommen sie in einer Grube mindestens zu dreien übereinander. Nach fünf Jahren werden dann die Knochen herausgenommen und zerschlagen, und die Angehörigen haben nun keinen Ort mehr, wo sie ihre Toten besuchen können.

Spanien ist übersät mit Klöstern. Madrid allein hat deren 95. Zum Teil mag in die strengeren verzückte Weltverneinung sich zurückziehen. Ich glaube, kein Land ist an Wunderheiligen so reich wie Spanien. Vielfach sind es aber Versorgungsanstalten. Die reichen Klöster mögen das Land aussaugen, den stummen Karthäusern mag das Volk fremd und mit einer gewissen Scheu gegenüber stehn; viele, und gerade die bescheideneren, sind jedoch wahre Wohltäter für die Armen der Umgegend, wenn sie auch mitunter, begünstigt durch ihre Steuerfreiheit, mit den Erzeugnissen ihres Fleißes den Handwerker schädigen. Es entwickelt sich zwischen der armen Bevölkerung und den Klosterleuten eine ehrliche Freundschaft. Nur wer das Elend dieses Volkes in den öden, abgelegenen Landesteilen kennt, der versteht dieses Verhältnis. Mag die Volkswut sich einmal gegen die reichen und sich vom Volke abschließenden Klöster kehren, die wohltätigen werden in den Allerärmsten auf dem Lande immer treue Verbündete finden, vor allem wenn, wie in Salamanca, ein lustiger Küchenpater den Verkehr mit dem Volke versieht, der mit ihnen plaudert, sie nach den Kindern, der Ziege und nach der Ernte fragt, Verständnis für die Sorgen der Armen und immer einen Trost für sie bereit hat. Mir sind die beiden Dominikaner in Salamanca noch in schönster Erinnerung, jene bescheidenen Leute, die sich auch in ihrer Zelle ihre Poesie gewahrt haben und davon schwärmten, wie sie in Sommervollmondnächten den wundervollen gotischen Kreuzgang durchwandeln und im Garten in den hohen Bäumen die Nachtigall singen hören. Auch der Baum und der Vogel muß ja in den Klosterfrieden flüchten, um vor Verfolgung sicher zu sein.[1]

Eine tiefe Kluft trennt den reichen und armen Weltklerus.

---

[1] Über das wundervolle Kloster auf dem Montserrat vgl. Schlesische Zeitung 1909 Nr. 469 vom 8. Juli.

Dieser ist ein geistliches Proletariat, verachtet und bitter arm. Ein Pfarrer in einem Dorfe an der Guadarrama hatte neben freier Wohnung, die eher ein Stall heißen könnte, zwei Peseten täglich. Da muß freilich jedes Bildungsstreben erfrieren. Die Allerärmsten stecken ihre Kinder ins Priesterseminar, um ihnen den unaufhörlichen Kampf mit der unfruchtbaren Scholle zu ersparen, den sie selbst führen, um dann schließlich doch nur vom Steuerfiskus gebrandschatzt zu werden. Der künftige Pfarrer soll später auch seiner Verwandtschaft das Leben einigermaßen erleichtern. Der reiche Klerus sitzt dagegen auf fetten Pfründen, die von den Vornehmen teuer erkauft werden. Am gesuchtesten sind die an der Kathedrale von Toledo. Schon durch ihre verwandtschaftlichen Beziehungen und durch Sitze im Senate sind diese geistlichen Würdenträger in der Lage, entscheidend in die Geschicke Spaniens einzugreifen, nicht immer gerade zum Segen des Landes.

Der Spanier ist leicht erregt und schnell für etwas begeistert. Aber ebenso schnell ist das Feuer erloschen, sobald er andre Ablenkung findet. Voriges Jahr deckte der Vorsitzende des juristischen Büros im Marineministerium Juan Macias eine Reihe Durchsteckereien auf, die bei der Vergebung der neuesten Flottenbauten vorgekommen waren. Das Kammerpräsidium lehnte die Besprechung ab. Drei Tage lang herrschte große Wut. Vor dem ‚Congreso‘, dem Abgeordnetenhause, sammelte sich das Volk und verlangte drohend die Untersuchung und die Befreiung des Gemaßregelten. Der Ministerpräsident Maura blieb fest. Nach acht Tagen sprach niemand mehr davon, und der arme Kerl blieb in Haft, weil er so ungeschickt war, etwas laut zu sagen, was jedermann wußte. — Unter Karl IV. verbot der Minister Squilache die langen Capas. Sie sollten nur bis zu den Waden gehn. Er wußte, warum. Der Königsmord in Portugal hat wieder gezeigt, daß sich unter diesen langen, weiten Umhängen jede Mordwaffe verbergen läßt. In allen Sammlungen, in Schlössern und in der Schloßkirche müssen jetzt alle Capas draußen abgegeben werden. Squilache ließ auch Laternen auf den Straßen anzünden, um dem dunklen Treiben zu steuern. Man empfand das als einen Eingriff in die heiligsten Rechte. Es kam zu Unruhen, und Squilache mußte flüchten. Aber er kam bald wieder, die Laternen brannten weiter und die Capas wurden kürzer. — Aus derselben Eigenschaft, schnell sich zu erregen und schnell wieder zu vergessen, erklären sich auch die großartig angefangenen und nicht vollendeten Bauten.

Eine Basilika von gewaltiger Anlage, die zum Ehrengrabe für hervorragende Spanier werden sollte, steht seit 15 Jahren unvollendet da. Nur der Turm und eine Halle ist ausgebaut. Und das Denkmal für Alfons XII. mitten im Parke von Madrid ist in der Hauptsache ein großes Eisengerüst, das wie ein Riesengalgen in die Luft ragt. Seit sieben Jahren steht es so. Weder der Staat, noch die Stadt, noch der König selber denken daran, dies wenig ehrenvolle Denkmal zu vollenden. Wer neugierig ist, der mag sich nebenan in der Bretterbude für 50 Centimos das Gipsmodell ansehen. — Es ist immer derselbe Gang. Das in der Begeisterung großartig angelegte Werk übersteigt die ausgeworfenen Kosten, von denen ein Teil womöglich noch spurlos verschwindet. Die Begeisterung ist verflogen, und das angefangene Werk bleibt unvollendet liegen. Darum sind auch die politischen Aufstände, die früher zum täglichen Brote gehörten, von geringem Erfolge gewesen. Es fehlte an Ausdauer, man beruhigte sich wieder, und alles blieb beim alten.

Dabei kann das Volk in wilde Leidenschaft geraten. Das zeigt sich besonders beim Tanze, hauptsächlich in Andalusien. Und wenn ein Messer gezogen wird, so geschieht es fast immer um eines Weibes willen. Am schlimmsten und grausamsten wird die Leidenschaft im Kriege. Es ist furchtbar, was alte Soldaten aus den Karlistenkämpfen der siebziger Jahre zu erzählen wissen. Der Spanier ist der geborene Guerillakrieger. Das mag iberisches Erbe sein [1]). Im Straßenkampfe hat man ehemals in Sagunt ebenso Großartiges geleistet wie im 19. Jhdt. in Madrid und Saragossa (span. Zaragoza). Im allgemeinen ist aber der Spanier friedfertig. Er murrt wohl einmal, aber er läßt sich trotzdem von seiner Regierung ziemlich viel gefallen. Selbst wer mit klarem Blicke und ehrlichem Herzen die elende Verwaltung verdammt, findet sich doch mit entsagendem Achselzucken ins anscheinend Unvermeidliche und sagt nur als Erklärung: ‚Cosas de España‘.

Aber eine Leidenschaft ist noch zu nennen, die den Vollblutspanier in heiße Erregung versetzt, nämlich der Stierkampf. Das Theater spielt in Spanien nicht die Rolle wie bei uns. Die Oper ist italienisch. Laute Unterhaltung während der Musik ist etwas Selbstverständliches. Spanische Schauspiele werden wohl gespielt, doch im Vordergrunde steht die ‚Zarzuela,‘ das kleine, echt spanische

[1]) Vgl. Diercks, Geschichte Spaniens II 514 ff, 528.

Scherz- oder Rührstück. Alle Stunden beginnt ein neues Spiel, oft 5 bis 6 am Abende. Nach jedem Stück wird das Theater geräumt, und für billiges Geld kann man sich die eine oder andre Zarzuela aussuchen. Doch auch die Zarzuela kann sich mit dem Stierkampfe nicht messen. An der Mittelmeerküste machen ihm allerdings die ekelhaften Hahnenkämpfe den Rang streitig. Der Baske hat sein Ballspiel; in jedem baskischen Dorfe steht ein Ballspielhaus; jung und alt, hoch und niedrig widmen sich dem anmutigen, große Gewandtheit erfordernden Spiel. Für das ganze übrige Spanien ist das Nationalvergnügen die Corrida. Es gibt gegen 250 Plazas de toros im Lande, durchweg amphitheatralische, kreisrunde Gebäude, die mitunter über 15000 Menschen fassen. An mehr als 100 Orten wird vorübergehend, altem Brauche getreu, der Hauptplatz zur Arena gemacht. Denn wie die Autos da fe, so fanden auch die Stiergefechte, ehe man besondre Gebäude dafür baute, auf dem Marktplatze statt. Selbst ganz elende Dörfer, die von einer Volksschule kaum etwas geträumt haben, leisten sich ihre bescheidene Plaza de toros. Ich habe Spanier kennen gelernt, die seit 30 Jahren abonniert sind und jeder Corrida beiwohnen. In Madrid gibt es den größeren Teil des Jahres über zwei wöchentlich, mindestens sechs Stiere kommen jedesmal zur Strecke. Mit solchen ‚Aficionados' (begeisterten Verehrern), wie sie sich selbst nennen, muß man zum Stiergefecht gehn, um einen rechten Begriff zu bekommen. Dann sieht man nicht nur die Grausamkeit, sondern auch die Mannigfaltigkeit und vollendete Grazie des Kampfes. Die genaue Beschreibung des Verlaufes kann ich mir hier wohl ersparen[1]). Nur ein paar Bemerkungen. Der Stier ist weniger zu bedauern als die armen Pferde, alte abgetriebene Gäule, die noch von Glück sagen können, wenn sie der Stier vollständig zerreißt; denn sonst werden sie mit zerbrochenen Rippen und aus dem durchbohrten Leibe heraushängenden Eingeweiden, am ganzen Leibe zitternd, immer wieder vor den Stier gestellt. Für diese unerhörte Quälerei hat der Spanier kein Auge; er beachtet nur die Anmut und Geschicklichkeit der Toreros. Sieht man vom ersten Teile des Kampfes ab, in dem die Pferde dem Stiere beinah buchstäblich auf die Hörner gestoßen werden, so kann man allerdings die katzenartige Geschmeidigkeit und Gewandtheit der Stierkämpfer nur bewundern. Es ist ein gefährliches Spiel. Der Stier rast auf seinen Angreifer

[1]) Vgl. Schlesische Zeitung 1909 Nr. 544 vom 6. August.

zu; ein Stoß nur, im nämlichen Augenblicke eine kleine Wendung, und haarscharf tobt er am Leibe des Toreros vorbei, die spitzen Banderillas im Nacken. Außer dem Matador oder Espada hat keiner der Toreros eine ausreichende Waffe gegen den Stier. Auch die Lanze der Picadores tangt mit ihrem kurzen Stachel bloß zum Reizen, nicht zur Abwehr. Und nur Stirn gegen Stirn darf das Tier angegriffen werden, nur dann, wenn es selbst zum Angriff bereit ist. Da bleiben dem Torero nur gespannteste Aufmerksamkeit und äußerste Gewandtheit übrig; ein geringes Versehen, ein kleines Straucheln kann sein Tod sein. Mit erbarmungsloser Leidenschaft folgt der Zuschauer jedem Schritt. Seine Kritik ist gerecht und schonungslos. Der berühmteste Matador wird beim geringsten Versehen ausgepfiffen, ob der König da ist oder nicht; in der Plaza de toros ist das Volk suverän. Blumen, Fächer, Mantillas, Ringe, Handschuhe, Hüte, selbst Weinschläuche fliegen dem gewandten Matador zu; Orangen- und Eierschalen, Sitzkissen, Käserinden und Papierknäuel hageln auf den schlechten unter ohrenzerreißendem Johlen und Pfeifen herab. Dann hat man auch die beste Gelegenheit, die unglaubliche Schlagfertigkeit und den erbarmungslosen Witz des Spaniers, besonders des Kastiliers (s. S. 6) kennen zu lernen. Dem Espada, der schlecht zustößt, ruft z. B. einer zu: „Ah, du bist ein guter Christ, du willst das Tier nicht ohne Beichte sterben lassen,“ oder „du willst ihn wohl beerben und er soll vorher das Testament machen?“ [1]) Außer sich vor Erregung sind vor allem aber die Toreros selber. Ich sah, wie ein junger Espada vor dem Stiere langsam rückwärts ging. Er strauchelte über eine Pferdeleiche. Im selben Augenblicke saß ihm das Horn des Stieres in den Lenden. Totenbleich raffte er sich auf, um trotz alles Zuredens noch einmal gegen den Stier zu gehn, bis er zusammenbrach. Diese Leidenschaft für das Stiergefecht sitzt tief im Volke. Bei uns spielen die Knaben Soldaten, in Spanien entweder Räuber und Karlist oder am liebsten „Toro“, und sie reißen sich darum, Toro oder Torero zu sein. Auch Erwachsene kann man Toro spielen sehen. Ein Gobelin von Goya stellt eine solche Szene dar. Will man Gott oder einen Heiligen besonders ehren, so veranstaltet man zur Feier des Festes einen Stierkampf (s. S. 19f.). Der Namenstag oder die Hochzeit des Königs, besonders hoher Besuch wird durch eine Corrida gefeiert. Ehe der letzte Abschnitt des Kampfes, die eigentliche Tötung, beginnt, weiht der Matador seinen Stier dem

[1]) Vgl. Emanuel von Cuendias, Spanien und die Spanier S. 195.

Könige, oder dem Alcalden[1]), oder sonst einer Persönlichkeit, die er besonders ehren will. Dann sucht er es so einzurichten, daß er seinen Gegner unmittelbar zu Füßen desjenigen ersticht, dem der Stier geweiht ist. Eine Sängerin hatte vor Jahren in Santander zu Gunsten der Überschwemmten in Zaragoza gesungen und auf jedes Honorar verzichtet. Auf Wunsch der aragonesischen Kolonie in Santander weihte tags darauf Largatijo seinen Stier der Sängerin. Der Begeisterungsjubel soll unbeschreiblich gewesen sein. Eine größere Ehrung für die Sängerin war nicht auszudenken. König Alfons XIII. liebt als echter Spanier die Corrida, darum ist er bei seinem Volke beliebt. Noch volkstümlicher ist die Infantin Isabel, seine Tante, die nicht nur als ‚muy aficionada' sehr häufig das Stiergefecht besucht, sondern mitunter auch die Espadas auszeichnet. Die Königin-Mutter Maria Cristina hat viel fürs Land während ihrer langen Regentschaft getan. Das gibt man allenthalben zu. Aber so recht beliebt konnte sie nicht werden, weil sie die Corridas nicht leiden konnte und, wenn sie bei besonderer Gelegenheit einmal hingehn mußte, sich wegdrehte.

Der Spanier hängt so fest an seinem Stierkampfe, daß Staat und Kirche dagegen machtlos sind. Der Versuch, die Corridas Sonntags zu verbieten und nur alle 14 Tage stattfinden zu lassen, wurde nach zwei Wochen wieder aufgegeben, da das Volk in hellem Aufstand war, voran die Studenten. Dazu kam gerade ein Wechsel des Ministeriums, und die neue Regierung konnte sich nichts Besseres wünschen, um sich beliebt zu machen, als die Gelegenheit, dem schreienden Volke seine ‚circenses' wiederzugeben. Und die Kirche muß gar gute Miene zum bösen Spiel machen. Vor dem Kampfe nimmt der Torero das Abendmahl, und der sterbende erhält in der Kapelle, die sich meist neben der Plaza de toros befindet, die Wegzehrung.

Sicher steckt ein großes Quantum Roheit im Spanier. Das Leben des Tieres gilt ihm nichts. Überall kann man auf der Straße Pferde, Ochsen und Maultiere mit großen blutenden Wunden sehen, an denen sich dann ganze Schwärme von Fliegen festsetzen. Das

[1]) Der Alcalde ist eine Art Bürgermeister. Er hat das Zeichen zur Eröffnung des Gefechtes und zum Übergang von einem Teile zum andern zu geben. Die gewöhnliche Weiheformel des Matadors lautet: „Brindo á Su Usia y á todas las buenas señoras que estan en la plaza de toros.“ (Ich weihe [den Stier] Euer Gnaden und allen schönen Frauen, die im Zirkus sind).

Kavalleriepferd ist vorzüglich und gut gepflegt, der Stier in der Arena kann ein ‚bravo toro' sein und mit Beifall überschüttet werden, wenn er ‚cortesia' (anständiges Betragen) besitzt. Fehlt ihm aber die Angreiferwut, so wird er ausgepfiffen. Die ganze Arena brüllt dann nach „banderillas de fuego", die in dem Augenblicke, da sie dem Stier in den Nacken gestoßen werden, sich entzünden und durch den brennenden Schmerz das Tier wild machen sollen. Der Gestank der verbrannten Haare erfüllt den ganzen Zirkus. Nützt auch dieses barbarische Mittel nicht, bleibt der Stier furchtsam und scheu, so verfällt er der allgemeinen Verachtung und wird abgeführt. Wie diese feigen Stiere, so ist auch jedes Zugtier ehrlos. Es ist nur eine Maschine für den Menschen, die er nach Möglichkeit ausnützt, zu der er nie in ein persönliches Verhältnis treten kann. Schlechtes, nicht passendes Geschirr, der Ochsenstachel und der Mangel an Pflege sind die Mittel widerlicher Tierquälerei. — Es ist gewiß kein Zufall, daß gerade in Spanien die Inquisition ihre traurigsten Triumphe feierte. Auch durch die moderne spanische Malerei geht ein Zug von Grausamkeit. Im neuen Museum in Madrid überwiegen bei den spanischen Historienmalern beinahe die Stoffe, die mit Tod, Krieg und Verbrechen zu tun haben[1]).

Neben diesem Hange zum Grausamen, der in der spanischen Geschichte oft wild ins Kraut geschossen ist, steht eine große Natürlichkeit, ja Derbheit. Es ist etwas Selbstverständliches, wenn Frauen in Gesellschaft, bei Tische oder beim Korso ihr Kind an die Brust legen. Der Fremde nennt das grobe Sitte und Mangel an Takt. Mir scheint es, als ob darin doch eine große Natürlichkeit

[1]) Z. B. Rosales: Tod der Lucretia und Die ihr Testament diktierende Isabella die Katholische, Vera: Grablegung des hl. Laurentius und Der letzte Tag von Numancia, Gisbert: Erschießung des Generals Torrijos und seiner Anhänger in Malaga, Pradilla: Johanna die Wahnsinnige am Sarge Philipps des Schönen, derselbe Vorwurf von Vallés, Borras-Abella: Freisprechung, Garnelo: Tod des Lucanus, Dominguez: Tod des Seneca, Villegas Brieva: Allegorie des Krieges, Martínez Cubells: Peter I. von Portugal zwingt seine Vasallen, der Leiche der Ines de Castro zu huldigen, Casas: Hinrichtung, Plasencia: Ursprung der römischen Republik, Muñoz Degrain: Die Liebenden von Teruel, Amérigo y Aparici: Asylrecht, Hidalgo de Caviedes: Rhea Silvia, Casado del Alisal: Ophelia und Die Glocke von Huesca, der scheußlichste Vorwurf, der sich erdenken läßt (Über die Sage vgl. Diercks I 429). Ich erinnere ferner an Goya: Hinrichtung spanischer Bürger durch die Franzosen am 3. 5. 1808 [im Pradomuseum].

läge. In der Gesellschaft und in der Eisenbahn reden selbst gebildete Frauen, auch in Gegenwart von Herren und Fremden, frei über Dinge, die man bei uns nicht zum Ballgespräche machen dürfte[1]). Schlimmer schon ist für uns der dem Südländer überhaupt eigne starke Knoblauchgenuß. Selbst den Mündern der Damen aus der Gesellschaft entströmt ein durchdringender Knoblauchduft, für den der Spanier keine Geruchsnerven zu haben scheint. — Die anschauliche, lebendige Sprache der Unterhaltung kann sich bis zur Derbheit steigern, und selbst grobe Wörter fließen als gelinde Flüche mit ein, ohne daß jemand an ihre wahre Bedeutung noch denkt. Im Gespräche hört man ‚carajo', ‚coño' mitunter in jedem zweiten Satze. Und wenn der Marktschreier seine Zuschauer ‚hijos de puta' nennt, dann lachen sie, und niemand denkt daran, den Kerl aufs Maul zu schlagen.

Auffallend ist die Höflichkeit gegen Frauen. Jeder übt sie als äußerliche Form. Der Straßenbahnwagen, der zur Plaza de toros fährt, ist überfüllt. Dichtgedrängt stehn wir auf der Plattform. Da steigt noch eine behäbige einfache Frau aufs Trittbrett. Der Schaffner will widersprechen. „Hombre, es una señora!" sagt einer. Damit ist die Frage erledigt. Der Schaffner schweigt, wir quetschen uns noch etwas mehr zusammen, und die Frau fährt mit. — Wenn von dem Attentate auf den König bei seiner Hochzeit gesprochen wird, da redet man kaum von den unschuldigen Opfern unter den Zuschauern und Soldaten, man bedauert nur immer die im übrigen jetzt unbeliebte Königin: „o, la pobrecita, esa joven señora!" Am weitesten geht darin natürlich der Andalusier. Eine Gruppe Männer sitzt plaudernd beisammen. Eine Frau kommt, sie braucht gar nicht hübsch zu sein. Plötzlich fliegen alle Jacken herunter und werden auf der Straße ausgebreitet. Die Männer überbieten sich in Ausrufen: „Que cuerpo gracioso! que cara hermosa! que ojos bonitos!" [2]) Auch ihre Mutter, ja ihre Großmutter wird gepriesen. Es wäre eine schwere Beleidigung, wenn sie nicht mit freundlichem Kopfnicken auf die Jacken treten wollte. Und ist sie vorbei, so werden die Jacken aufgehoben, und man spricht wieder vom Alltäglichen.

Diese äußerliche Ritterlichkeit darf man aber nicht überschätzen. Die innere Achtung vor der Frau ist beim Spanier nicht besonders

[1]) Vgl. Andalusien hgg. v. Dr. W. Häring (W. Alexis) S. 152 f.

[2]) Welch zierlicher Körper! Was für ein schönes Gesicht! Welch liebliche Augen!

hoch. Kein spanisches Mädchen, das auf sich hält, geht in Madrid, selbst bei Tage, ohne Begleitung auf die Straße. Unter solchen Verhältnissen bleibt die Tochter bis zur Hochzeit streng behütet. Eine Verlobtenzeit ist so gut wie unbekannt. Vorher darf der Verliebte wohl vor dem Fenster stehn und durchs Gitter das Mädchen anschmachten. Ist sein Antrag angenommen, so hört auch das auf. Nie sieht der Verlobte seine Braut ohne Zeugen. Der Botaniker an der Madrider Universität, der ein paar Monate in Göttingen war, konnte sich nicht genug darüber wundern, daß bei uns die Brant mit ihrem Bräutigam allein anf die Straße nnd sogar ins Theater gehn darf. Daß in Spanien so etwas unmöglich sei, drückte er etwas drastisch aus. — Doch allzugroße Strenge erzeugt List. So spielt der Brief nnd die stets dienstbereite Znträgerin eine Rolle. Der geeignetste Platz für solchen Austausch ist die Kirche. Ein Bild von Santamaria im nenen Museum zu Madrid stellt eine solche Szene dar. Ein junges Mädchen kniet neben ihrer andächtig betenden Mntter. Die Zuträgerin hat eben ihren Brief empfangen und bringt ihn dem hinter dem Gitter harrenden Offizier. Uns erscheint das Bild äußerlich und nichtssagend; der Spanier sieht es mit verständnisvolleren Angen an. In der Calatravaskirche habe ich selbst einen ähnlichen Vorgang beobachtet. — Eigenartig ist der Korso in Salamanca dafür verwertet. Die Plaza de la Constitution ist der schönste Platz in ganz Spanien, rings von hohen Rennaissancegebänden umgeben, die sich im Untergeschoß in hohen Hallengängen auf einen Schmuckplatz öffnen. Znr Promenadenzeit bewegen sich hier Männer und Frauen getrennt, die einen nach rechts, die andern nach links, so daß sie einander beständig begegneu. Ein junger Ehemann, der dies Verfahren offenbar noch frisch im Gedächtnis hatte, erzählte mir: „Man begegnet sich, man sieht sich an und gefällt sich, der Verliebte steckt schließlich dem Mädchen heimlich im Vorbeigehn ein Briefchen zu. Das nächste Mal bekommt er die Antwort. So geht es weiter, und das Ende vom Liede ist die Heirat.“

Es liegt etwas Änßerliches, Oberflächliches im Spanier. Er lebt sein Leben auf der Straße. Zu Hause geht es oft sehr ärmlich zu, aber für die Straße verwendet er alle Aufmerksamkeit; seine letzte Pesete opfert er womöglich für einen modernen Hut. Das Hanptaugenmerk aber gilt dem klaren Spiegelglanze seiner Stiefel. An allen Ecken gibt es Stiefelpntzhallen, in allen Cafés treiben sich die ‚limpiabotas‘, die Stiefelputzer, mit ihren Putzkästen herum. Unfehlbar sieht ein

Durchschnittsspanier einem Fremden nicht zuerst ins Gesicht, sondern auf die Stiefel. Unvermittelt steht neben diesen Modedienern der Proletarier. Bei uns hat doch selbst der Ärmste eine Art Sonntagsanzug, mit dem er auch äußerlich seine Feiertage begeht. Die ärmsten unter den Spaniern haben nur ihren Arbeitsanzug. Zerrissen und schmutzig gehn sie an den höchsten Feiertagen zur Kirche, und in derselben Tracht gehn sie hinter den mit überladenem Prunke ausgestatteten Leichenwagen her. Noch auffälliger ist es, daß nicht etwa eine tiefe Kluft diese beiden Gegensätze trennt. Es ist ein für den Fremden seltsames, doch nicht seltenes Bild, daß das Modegigerl, das behutsam jedes Stäubchen von seinem Rocke wegpustet und ängstlich seine Stiefel in acht nimmt, neben dem ungepflegten Arbeitsmanne in lebhaftem, vertraulichem Gespräche geht.

Durch die unsagbar schlechten Wohnungsverhältnisse ist der Spanier aber geradezu gezwungen, auf der Straße zu leben. Die Häuser sind eng und finster, oft trotz der bittern Winterkälte im Binnenlande gar nicht heizbar. In den neueren Häusern sind zwar Kamine, aber sie heizen eher das Weltall als die Wohnung. In dem holzlosen Lande mit den schlechten Bahnen und teuren Frachten sind zudem die Heizmaterialien sehr teuer. So bildet denn das Kohlenbecken im Winter immer noch den Mittelpunkt eines spanischen Hauses. Man sehe sich nur einmal die Casas de Huespedes, die echt spanischen Fremdenpensionen an. Sie sind erstaunlich billig. Man zahlt für Kost und Wohnung gewöhnlich 4 bis 5 Peseten täglich. Die Kost ist ausreichend und für spanischen Geschmack sogar meist gut. Aber schon der Gedanke, in diesen luft- und lichtlosen Höhlen zu schlafen, macht einen Nichtspanier schaudern. — Die Ärmsten haben überhaupt kein Obdach. Sie schlafen mitten auf der Straße, und verschlafen sie den Morgen, so läßt man sie eben liegen und jeder weicht ihnen vorsichtig aus. Im Sommer mag das ja ganz erträglich sein. Aber im Winter liegen diese Unglücklichen, wenn sie keinen Unterschlupf finden, ebenfalls da, in dicke Decken eingehüllt. Dann hält der Tod unter ihnen eine ergiebige Ernte.

Wir machen uns von der bittern Armut gar keinen Begriff. Das fruchtbare Andalusien könnte viele Tausende betriebsamer Bauern ernähren. Aber dieses Paradies ist zum großen Teil Weide für Stierherden, die für die Corrida bestimmt sind; fast das ganze Land gehört Großgrundbesitzern, und die Leute behaupten, auf einen Reichen kämen 6000 Arme. Bewundernswert ist jedoch die Zufriedenheit, mit der die Armen ihr Los tragen. In Andalusien ist es ja

nicht so schlimm. Kalt ist es so gut wie nie, und ein bißchen Obst, ein Stück Brot oder ein Schluck Wein mit Wasser reicht aus. Im Notfalle pflückt man die Früchte des überall wildwachsenden Feigenkaktns oder gräbt die Wurzeln der Zwergpalme aus, die an allen Grabenrändern gedeiht, und ißt sie. Aber auch anderwärts verrichtet es ein Stück Brot und ein paar rohe Salatblätter. Dabei sind die Leute lustig und guter Dinge; nie habe ich so einen armen Teufel murren oder schimpfen hören. Zu dieser Anspruchslosigkeit des Lebens gehört die große Nüchternheit, die jedem Spanier überhaupt eigen ist. Fast im ganzen Lande gedeiht ein ausgezeichneter Wein, der für ein paar Centimos zu haben ist. Trotzdem erinnere ich mich, nur ein einziges Mal einen angetrunkenen Spanier gesehen zu haben.

Überreich ist das Land an Bettlern, die regelrechte Organisationen bilden. Sie haben ein Anrecht auf das Almosen. Es ist, als ob das homerische . . . *πρὸς γὰρ Διός εἰσιν ἅπαντες ξεῖνοί τε πτωχοί τε* hier noch in Geltung wäre. Und widerwärtig ist es, wie sie all ihre Gebrechen, die verkrüppelten und verstümmelten Arme und Beine zur Schau tragen. Das Geschäft ist einträglich. Es gehört zum guten Tone, daß vor allem jede Frau und jedes Mädchen die in Scharen vor der Kirchtür hockenden Bettler der Reihe nach abgeht und jedem sein Almosen gibt. Die Gesellschaft ist mitunter ziemlich aufdringlich, dabei fühlt sich jeder im Innern als ‚caballero'. Einmal hat mich doch einer etwas beschämt. Als er mir keine Ruhe ließ, sagte ich: „Weg! Belästigen Sie mich nicht!" Den Erfolg hatte ich nicht erwartet. „Caballero, verzeihen Sie, ich wollte Sie nicht belästigen; nein, entschuldigen Sie! Ich empfehle mich ja schon." Sprach's und verschwand. Mein barscher Ton hatte seinen Stolz geweckt. — Alle möglichen Instrumente werden von blinden Bettlern gespielt. Vollständige Quartette durchziehen die Straßen und spielen an allen Ecken. Und sie spielen meist recht gut. Man findet unter ihnen sogar erblindete Opernsänger oder Theatermusiker. — Die spanischen Bettler haben einen unbändigen Freiheitsdrang. Krankenhaus oder Asyl sind ihnen wie die Hölle. Die Tochter des früheren deutschen Botschafters hatte besonderes Mitleid mit einem Manne, der immer am Prado bettelte. Nach langen Bemühungen gelang es ihr, in einem Asyl eine Freistelle für ihn zu erwirken. Freudestrahlend teilte Sie es ihrem Schützlinge mit. Da wurde der Mann grob. „Was denken Sie? Bis Mittag verdiene ich hier schon 3 Peseten und nachmittags auch noch 2.

Und da soll ich in ein Asyl gehn und meine Freiheit aufgeben? Niemals!“ — Dabei ist das ein lustiges Volk. Sie reden sich gegenseitig mit Don, Señor, Caballero an, wenn sie nicht gerade die Epitheta aus der Zoologie nehmen. Sie feiern auch ihren Karneval auf ihre Art. Am lustigsten war eine stattliche Schaar Einbeiniger, die als Matrosen gekleidet, mit der spanischen Fahne, Klarinette und Trommel spielend, durch die Straßen zogen. Sie hielten musterhaft Ordnung und hatten sich ganz symmetrisch gegliedert, die Männer mit rechtem Stelzbein auf der Rechten, die mit linkem Stelzbein auf der Linken. Zuerst schien mir das wie eine Satire auf die spanische Marine. Aber daran dachte niemand. Die Heiterkeit war allgemein, und mit dem klingenden Erfolge konnten sie wohl zufrieden sein. Warum sollen diese Leute nicht betteln? Betteln doch selbst die Studenten. Mit ihren Saiteninstrumenten ziehen die ‚Estudiantinas‘ zur Fastnachtszeit alle Abende durch die Stadt, nnd wo Mädchen auf dem Balkone stehn, da spielen sie, und ein paar Geldstücke lassen nicht lange auf sich warten. Bei solchen Umzügen tragen sie eine hübsche, kleidsame Tracht aus schwarzem Samt, langen schwarzen Strümpfen und niedrigen Schuhen, über einer Schulter hängt der kurze schwarze Mantel. Vorn an dem samtnen Zweistutzer steckt ein kleiner weißer Löffel, eine Erinnerung an jene Zeit, da sie mit ihrem Löffel herumzogen und sich ihre Mahlzeit von den Bürgern erbettelten. Sie müssen dazumal argen Hunger gehabt haben. Ein paar aragonesische Jotatexte[1]) behaupten von ihnen:

Cuando un estudiante llega
A la esqnina de una plaza,
Dicen las revendedoras:
„Fuera ese perro de caza.“

De una cuchara de palo
Que llevaba nn estudiante
Se fabricaron las puortas
Del castillo de Alicante.

La capa del estudiante
Parece un jardin de flores,
Toda llena de remiendos
De diferentes colores.

An der Ecke eines Platzes
Ließ einst ein Student sich blicken.
Drohend schrien die Hökerweiber:
„Windhund! fort! sonst spürt's dein Rücken“.

Hölzern war der Löffel, welchen
Ein Student soin eigen nannte;
Draus hat man das Tor gezimmert
Auf der Burg zu Alicante.

Des Studenten Mantel ist ein
Blumengarten, ungelogen!
Übersät ist er mit Flicken,
Bunter als der Regenbogen.

[1]) Die Jota ist ein dem Fandango ähnlicher Tanz, zu dem alle möglichen einstrophigen Texte gesnngen werden; oft werden sie improvisiert.

Das Betteln ist so einträglich, daß die Polizei in Madrid schon versucht, den Znzng von auswärts zu verhindern. Der Spanier selbst, oder vielmehr die Spanierin begünstigt das Blühen dieses Gewerbes. Ein guter Bekannter nnd Landsmann sagte einst einem gesund aussehenden Bettler, er möge doch arbeiten, er selber müsse es auch. Antwort: „Ach Sie Ärmster, wie bedaure ich Sie, daß Sie arbeiten müssen!". Das Betteln bringt eben zehnmal mehr als mühsame Arbeit. Und nun das Entsetzliche: es gibt tatsächlich Leute, die absichtlich ihre Kinder in frühester Jugend zu Krüppeln machen, um bessere Verdiener zu haben.

Die reine, kindliche Freude an der Natur scheint dem Spanier ganz abzugehn. Wer es kann, baut sich wohl an der Gnadarrama ein Hans; dorthin flieht er vor der in Madrid unerträglichen Sommerhitze, aber regelrechte Gebirgswanderungen kennt er nicht; dazu ist er zu beqnem. Und wie in der Sierra de Guadarrama, so ist es auch anderwärts. Nach Blumenbrettern vor den Fenstern der Bauernhänser oder nach freundlich grünenden Bauerngärten sieht man sich vergebens um. Die Blume dieut nur zum Schmucke für die eigne Person; die einfachsten Franen verstehn es vorzüglich, die Blumen in ihrem von der Mantilla bedeckten Haare immer wieder anders zu stecken. Nur wo die von den Mauren überkommene Bauart beibehalten ist, da entfaltet sich im Innern des Hauses eine wundervolle Blütenpracht. Am trenesten wird die maurische Hausform in Toledo und besonders in Sevilla bewahrt. Nach der Straße zu ist das Haus, dessen Anlage an das römische erinnert, einförmig und fast fensterlos. Die Wohnung öffnet sich nach innen auf einen viereckigen Hof (patio). In der Mitte ist gewöhnlich ein Springbrunnen. Kletterpflanzen beleben die Wände, Rosenstöcke, Orangenbäume oder Zypressen und allerhand Blnmen zieren den Hof, den eine gepflasterte nnd möblierte Halle umgibt, und nach dieser Halle öffnen sich die Zimmer des Unterstocks. So sahen einst die Höfe der Alhambra aus; die nämliche Gestalt haben heute zahlreiche Klosterhöfe in Spanien. Und die ‚Patios' sind geradezu ein Wahrzeichen von Sevilla. Selbst ganz einfache Häuser bergen da einen kleinen Garten in sich. Das Maurenerbe hat man hier weitergepflegt. Aber im ganzen übrigen Lande ist auch diese Art Hausgarten unbekannt.

Eine falsche Vorstellung denkt sich Spanien als das Land des Gesanges. Sangesfroh sind nur die Katalanen und vor allem die Basken, also die nicht spanischen Stämme. Die eng zusammen-

haltenden Basken kann man in Madrid abends oft in einer Bierhalle singen hören. Ganz leise, wie für sich, singen sie ihre drei- nnd vierstimmigen eigenartig schwermütigen Melodien, deren Harmonik an norwegische Weisen erinnert. Bei lauter Unterhaltung hört man sie in ihrer Ecke gar nicht. Wird aber erst einer aufmerksam, dann verstummt die Unterhaltung bald und alles hört ihnen zu. Einmal wurden, wie mir ein glaubwürdiger Zeuge erzählte, nachher einige junge deutsche Kaufleute anfgefordert, auch ihrerseits etwas zu singen. Lange waren sie unschlüssig, endlich einigten sie sich auf das deutsche Nationallied: „Trinke wir noch e Treppche"!! — Der Spanier pflegt bloß die vierzeilige ‚copla', welche nur die Unterlage für eine Tanzmelodie ist und oft improvisiert wird. Dagegen liebt er die Gnitarre und die mandolinenartige ‚bandurria', der die Melodie zufällt. Zu zwanzig und mehr spielen sie recht gewandt, hauptsächlich lebhafte Marschweisen. Auf dem Lande spielt die Guitarre dieselbe Rolle wie bei uns die Ziehharmonika. Einen segenvollen Kulturrückstand möchte ich noch erwähnen. Das Klavier gehört noch nicht znr notwendigen Wohnungsausstattung, und es gehört auch noch nicht zum guten Tone, bei mangelndem Gehör und beim Fehlen jeder Stimme zn singen. Glückliches Land!

Wer den Spanier richtig anfaßt, der wird über seine Höflichkeit staunen, die aber immer würdevoll bleibt, nie servil wird. Der käme freilich übel an, der ihm herrisch oder herablassend gegenübertreten wollte. Selbstbewußt ist auch der Geringste, überzeugt davon, ein Caballero zu sein. Wer aber selbstbewußt wie er, doch höflich auch dem Einfachsten gegenüber ist und ihn als gleichberechtigt behandelt, der findet in der Regel einen freundlichen, liebenswürdigen, hilfsbereiten Menschen. Nnr ein Beispiel. Ein dentscher Mathematiker war seit zwei Tagen in Spanien. Er verstand kein Wort Spanisch. Da machte er mit einem andern Herrn einen Ausflug nach Yuste, dem einstigen Wohnsitze Karls V. Von der Bahnhaltestelle Navalmoral galt es noch einen Ritt von 38 km. Unterwegs treffen die beiden mit zwei Spaniern znsammen. Mittlerweile regnen sie vollständig ein, und als der eine von den Spaniern hört, daß unsre Landsleute in zwei Tagen wieder in Madrid sein müßten nnd daß der Mathematiker keinen ausreichenden Schntz gegen das Unwetter habe, bietet er ihm, obwohl er ihm stockfremd war, seinen Regenmantel an. Der Deutsche lehnt es dankend mit Hilfe seines Dolmetschers ab. Da erklärt der Spanier fast befehlend: „Hier ist

meine Karte! Geben Sie die samt dem Gummimantel unten beim Stationsvorsteher ab, der mich ganz gut kennt. Ich bleibe hier, bis der Regen aufhört; dann reite ich nach Navalmoral und hole mir den Mantel in der Station ab". Es half kein Widerspruch, er mußte den Mantel nehmen. — Und so oft ich mich auch der freundlichen Hilfe von Spaniern zu erfreuen hatte, so erinnere ich mich doch nicht, jemals ausdrücklich eine Bitte ausgesprochen zu haben. Nur eine leise Andeutung, und die Bekannten standen mir mit ihrer Zeit, mit ihren Amigos und mit Empfehlungsbriefen zur Verfügung. Ja sie suchten sogar nach Gelegenheiten, sich mir gefällig erweisen zu können. — Jeder Spanier wird allen, die mit ihm in der Eisenbahn zusammenfahren oder sonstwie zusammenkommen, seine Zigarren, sein Obst oder sein Konfekt anbieten, sobald er sich selbst davon nimmt. Die einfacheren Leute vor allem meinen es ernst, wenn sie ihre unerschöpflich scheinenden Eßvorräte anspacken. Wer begreiflicher Weise gegen spanische Küche Mißtrauen hegt oder bei dem sehr primitiven Verfahren des Anbietens — es wird einem womöglich ein Stück Fleisch einfach unter die Nase gehalten — keine Lust hat zuzulangen, dem bleibt nichts übrig als zu rauchen. Das allein entschuldigt. Ein Freund von Adolf Wilbrandt erzählt recht launig[1]), wie er von Medina del Campo bis Salamanca sechzehn Zigaretten geraucht habe, nur um sich den wiederholten Aufforderungen zum Mitessen zu entziehen. Das Unterlassen einer solchen Einladung wäre jedoch eine grobe Ungezogenheit. Jeder Straßenkehrer, der auf der Promenadenbank oder auf der Erde sitzend seine Erbsen verzehrt, wird jeden, der unmittelbar an ihm vorbeikommt und ihn zufällig ansieht, zum Mitessen einladen. Und selbst der höchste Würdenträger hat ihm dafür zu danken und ihm guten Appetit zu wünschen. — Kommt man in ein fremdes Haus, so heißt das erste Wort, das die Hausfrau oder der Hausherr sagt: „Aquí tiene Usted su casa" (Hier sind Sie zu Hause). — Am weitesten geht der Spanier im Briefstil. Der ständige Schluß ist da „Su seguro servidor que besa las manos" (meist abgekürzt: S. S. S. q. b. l. m. = Ihr ergebener Diener, der Ihnen die Hände küßt). Und geht es an eine Frau, dann heißt es: „que besa los pies" (q. b. l. p.). Der Dame küßt man die Füße. Zum Glück besteht niemand auf der Verwirklichung dieser Versicherung.

[1]) Rund ums Mittelmeer S. 31.

Vielfach wird anderwärts der Fremde, der die Landessprache nicht fließend spricht, durch überlegnes Lächeln oder gar durch Spott verletzt. Das ist in Spanien sogut wie ausgeschlossen. Mag man die Sprache noch so sehr radebrechen, der Spanier wird sich trotzdem Mühe geben, den Fremden zu verstehn, und ist er intelligent genug, so wird er ihm zu helfen versuchen; denn er betrachtet das Streben, seine Sprache zu sprechen, als eine Artigkeit gegen seine Nation. Der Leiter der Ausgrabungen in Numancia sprach das Spanische nichts weniger als gut. Dennoch habe ich keinen einzigen von seinen Arbeitern grinsen sehen oder gar witzeln hören; sie halfen ihm ein und suchten zu erraten, was er meine.

Bei all seiner Höflichkeit bewahrt der Spanier, wenigstens im Norden und in der Mitte der Halbinsel, eine wahre Senatorenwürde. Er ist ein geborener Redner. Blütenreich und ausdrucksvoll ist seine Sprache, gemessen und doch lebendig die Gesten, ob er im Parlament redet oder von der „olla podrida", der spanischen Suppe spricht. Sein Ausdruck wird leicht für unsern Geschmack überschwenglich. Als ich in Norwegen Norwegisch zu sprechen versuchte, sagte man gutmütig: „De tale meget godt Norsk". Als ich mich einigermaßen ins Spanische eingelebt hatte, hieß es gleich: „O, Usted habla como otro Cervantes!" Der Vergleich ist charakteristisch. — Mit Grazie paart sich die Würde häufig bei den Frauen, so ungraziös ihre Erscheinung auch sein mag. Man beobachte ein Mädchen oder eine grundhäßliche Waschfrau im Sommer mit ihrem Fächer. Er ist von der Trägerin unzertrennlich und ist ihr mehr als ein Zeitvertreib. Eine Fülle von Empfindungen kann sie mit ihrem Fächer ausdrücken, Liebe, Zorn oder Langeweile, dem jungen Mädchen wird er im koketten Spiel zum Dolmetscher seiner Empfindungen. Keine Fremde könnte das nachmachen.

Mit seiner Höflichkeit und Würde verbindet der Spanier einen bewundernswerten demokratischen Stolz im besten Sinne des Wortes. Er kennt keine sozialen Unterschiede. Es soll Staaten geben, wo man aus der Art des Grußes sofort das soziale Verhältnis ersehen kann, in dem die sich Begegnenden zu einander stehn. In Spanien gibt es etwas derartiges nicht. Ein Grüßen, bei dem der Hut nach den Gesetzen der Zentrifugalkraft heruntergeschleudert wird, ist unbekannt. Man kennt auch keine anmaßende Überhebung beim Höhergestellten und keine Unterwürfigkeit des Niederen. Jeder wird nur mit dem Vornamen angeredet, und vor jeden Vornamen gehört

das Wort ‚Don‘. Es klang fast komisch, als bei der öffentlichen Prüfung im spanischen Gymnasium die zehnjährigen Schüler z. B. mit „Señor Don Manuel Hernández y Garcia“ angeredet wurden. Die Sitte, auch den Mutternamen mitzunennen, macht allein den Namen vollklingend [1]). Und der Titel ‚Don‘, der jedem zukommt, hat etwas Ausgleichendes. Der König ist eben der Don Alfonso und der Droschkenkutscher ist der Don José oder Don Felipe. Jeder Bettler ist ein Don, und der König ist schließlich auch nur ein Don.

Man kann in Spanien verhältnismäßig leicht zu einem Orden kommen, da der Minister die Diplome einfach ausfüllt und gegenzeichnet, die schon die autographierte Unterschrift des Königs ‚Yo el rey‘ (Ich der König) tragen. Dies ist nämlich die Form der königlichen Unterschrift. Man braucht also nur Bekannte im Ministerium und übriges Geld zu haben. Es gibt nämlich zwei Arten Ordensverleihungen, ‚con gasto‘ und ‚sin gasto‘ (mit und ohne Kosten). Die erste Art ist leicht zu haben und ist lediglich für ordenslüsterne Fremde da. Als wirkliche Auszeichnung gilt aber natürlich nur die andre Art. Bekommt der Spanier den Orden nicht ‚sin gasto‘, so verzichtet er. Aber bezahlen wird er dafür keine Pesete, und er lächelt nur über die Fremden. So eitel er in seiner Kleidung sein mag, sein Demokratenstolz ist doch noch größer. Dazu kommt, daß der Staat als politisches Wesen ihm nicht viel gilt.

Mit den alten Kulturen, die über sein Land hingeschritten sind, hat der Durchschnittsspanier keine Fühlung. Manchmal hat man den Eindruck, als seien Jahrtausende an diesem Volke spurlos vorübergegangen. In der Mancha und selbst in nächster Nähe von Madrid wird der Wein noch heute in 3 bis 4 Meter hohen Töpfen aufbewahrt, und um Murcia und Valencia trifft man im täglichen Gebrauche Gefäße von genau derselben Form wie die, welche man im alten Sagunt oder in Numancia gefunden hat. — In Granada und Cordova sind die maurischen Wunderbauten als Anziehungsmittel für den Fremdenverkehr natürlich bekannt und geschätzt. Im übrigen Lande hat man wenig Verständnis dafür. Man freut sich der Patios und benutzt noch die alten Wasserleitungen, aber niemand kümmert sich darum, wem dieses kostbare Erbe zu danken sei. Man ist immer

[1]) Interessant ist die Art, wie die Doppelnamen beim militärischen Appell angewandt werden. Der Offizier oder Unteroffizier ruft den Vornamen und Vaternamen auf, der Soldat antwortet nicht mit „Hier“, sondern mit dem Mutternamen. Z. B. Aufruf: Miguel Berceruelo! Antwort: y López!

noch gewöhnt, die ,Moros' als die Erbfeinde der Christenheit anzusehen. Noch schlimmer geht es den Goten. Sie sind einfach ,los bárbaros'. Im übrigen hat man von ihnen überhaupt keine Vorstellung. Und die gewaltigen Römerbauten sind teilweise zum Mittelpunkte von allerhand Teufelssagen geworden. Als ich in Tarragona einen Steuerbeamten nach dem römischen Aquädukte fragte, erklärte er, so etwas gebe es nicht. Mein Widerspruch half nichts. Da fragte ich glücklicherweise nach der ,puente del diablo'. Sofort wußte er Bescheid.

Um so stolzer ist der Spanier auf seine kastilisch-spanische Vergangenheit [1]). Ferdinand und Isabella, die Katholischen Könige, sind ihm der Inbegriff nationalen Glanzes. Mit der Erinnerung an diese Ruhmeszeit des katholischen Spaniens täuscht er sich über die traurige Gegenwart hinweg. Mag er mit vielem in seinem Vaterlande unzufrieden sein, er ist doch stolz darauf, ein Spanier zu sein. Viele sehen in den Fremden, die im Lande wohnen, doch nur ,bárbaros', die nach Spanien gehn, um Geld zu verdienen, weil sie in ihrer Heimat nicht vorwärts kommen, ihr Land muß also elend und arm sein. Ein spanischer Philologe fragte mich einmal, wie es komme, daß so viele meiner Landsleute nnd auch viele Franzosen und Italiener nach Spanien kämen, dort ganz spanisch würden und nie mehr zurückkehren wollten. Sein Land sei zwar arm, und er ginge vielleicht auch ins Ausland, um mehr zu verdienen. „Pero morir, señor, morir solamente en España!" Ich mußte ihm leider die Antwort auf diese Frage schuldig bleiben. — Es gibt kaum ein Kind in Spanien, das nicht die Abenteuer des edlen Ritters von der traurigen Gestalt genau kennt. Der Don Quijote ist die Nationalbibel des Spaniers. Von Velazquez und Murillo wußten mir zwölfjährige Knaben und Mädchen recht hübsch zu erzählen. Sinnig ist auch die Art, wie der Staat seine Großen ehrt. Die alten 50-Pesetenscheine tragen das Bildnis des Velazquez und auf der Rückseite eine sehr schöne Wiedergabe seines Bildes aus dem Prado „Apolls Besuch in der Schmiede des Vulkan." Die neuen 50-Pesetenscheine zeigen das Bild Echegarays und die 20-Pesetenscheine das des Quevedo.

---

[1]) Christentnm und Spanisch ist dem Durchschnittsspanier dasselbe. ,Hable Usted cristiano!' sagt er dem, der eine fremde Sprache spricht, um ihn zum Spanischsprechen aufzufordern.

Schon die geographische Lage bringt es mit sich, daß wenig Spanier aus ihrem Lande heraus kommen. Der Bauer kennt kaum die nächste Stadt. Und auch der Gebildete und Wohlhabende fahrt im Sommer höchstens an die kühlere Nordküste. Geht er einmal ins Ausland, dann ist Paris die Grenze. Paris ist ihm die Versinnbildlichung des Auslandes. Weiter hinaus kommen die allerwenigsten. Um so fester hängt der Spanier mit Stolz nnd Liebe an seiner Heimat. Als Staat gilt ihm Spanien meist nicht viel, aber als Nationalbegriff ist ihm sein España alles. Er gesteht offen die Schäden seiner Verwaltung ein, er gibt nnumwunden zu, daß vieles besser sein könnte, solange man freundlich mit ihm redet und seinem Nationalstolze nicht zn nahe tritt, der gerade jetzt nach den unglücklichen Kriegen besonders reizbar und empfindlich ist. Nur versuche man es nicht, von oben herab mit Geringschätzung von Spanien als Nation zu reden! Dann erwacht die Leidenschaft der alten Iberer in ihm zu heller Flamme. — Sein Nationalgefühl ist ihm verkörpert in der spanischen rot-gelb-roten Fahne. Er nimmt den Hut nicht einmal vor dem Könige ab, wohl aber vor Gott, vor einem Toten und vor der Fahne.

Dieses Volk scheint schwer an seiner Vergangenheit zu kranken. Seine Geschichte ist durch viele Jahrhunderte nichts als Krieg nnd grausame Verfolgung. Und als mit dem Fall Granadas das heißersehnte Ziel endlich erreicht war, da warf ihm im selben Jahre dnrch die Entdeckung Amerikas das Schicksal einen Reichtum in den Schoß, den es nicht anzuwenden verstand; denn das christliche Spanien konnte Reiche zerstören, aber es konnte nichts aufbauen. Und doch ist es übereilt und töricht, dieses Volk für verkommen zu erklären und ihm die Zukunft abzusprechen. Allenthalben regt sich ein lebendiges Streben, aus dem alten Elend herauszukommen. Der Verlust der Kolonien war ein Glück für das Land. Das sieht heute jeder Spanier ein. Statt Geld ins Land zu bringen, verschlangen sie nnerhörte Summen nnd waren nur ein Tnmmelplatz für Abenteurer. Jetzt, da das Land auf sich selbst angewiesen ist, beginnt es, seine Kräfte zu sammeln, und ein ehrliches Vorwärtsstreben ist unverkennbar. Auch in der Industrie zeigt sich ein emsiges Arbeiten und ein stetiges Steigen. Freilich, zweierlei ist unbedingt notwendig, eine gründliche Reformation ganz oben und ganz unten, eine Reformation der Verwaltung nnd eine Reformation der Erziehung und des Unterrichtes. Das mag keine leichte Aufgabe sein, und

vielleicht kann sie die Burbonen den Thron kosten. Aber ob mit oder ohne Gewalt, getan muß sie werden, wenn Spanien nicht fortfahren will, für Frankreich und England die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Sonst wäre es schade um dieses Volk mit seinem demokratischen Selbstbewußtsein, das sich nie wegwirft, mit seinem unglaublichen, fast krankhaften Nationalstolze. Es ist wie ein entartetes, ungezogenes Kind aus guter Familie, das neben viel häßlichen, rückständigen Eigenschaften doch eine wirklich ehrliche Liebenswürdigkeit und eine tief im Blute sitzende stolze Ritterlichkeit hat, die wir nur bewundern können.

Luftfahrten im alten Orient.

Von Dr. Bruno Meissner.

Es ist als wahrscheinlich anzunehmen, daß die Menschen sehr bald, nachdem es ihnen gelungen war, das nasse Element auf hölzernen Schiffen zu durchqueren, auf die Idee kamen, sich auch das Luftreich zu erobern. Jedoch wir wissen, daß diese Eroberung in praxi nur sehr langsam vonstatten ging, allein die Phantasie beschäftigte sich vielfach mit dieser Frage.

Als selbstverständlich galt es, daß die Götter die Eigenschaft besaßen, vom Himmel herab- und zum Himmel hinaufzusteigen. Indes ist es fraglich, ob man sich hierbei immer bestimmte Vorstellungen machte, auf welche Weise die Götter ihren Weg zurücklegten. Auch in der babylonischen Legende von Adapa wird nicht angegeben, wie er zum Himmel Anus, des Himmelsgottes, gelangt. Es heißt dort nur[1]): „Den Weg zum Himmel hieß er (der Gott Anu) ihn nehmen, und er (Adapa) stieg zum Himmel hinauf". Später wurden dann diese Anschauungen und Ausdrucksweisen auch auf menschliche Verhältnisse übertragen, jedenfalls ohne daß man sich den Kopf zerbrach, wie diese Dinge möglich waren. So sagt der Psalmist[2]): „Führe ich gen Himmel, so bist du da. Bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist du auch da". Ganz ähnlich äußert sich ein assyrischer Dichter[3]): „Geht's

[1]) S. Jensen, Keilinschriftl. Bibl. VI, 1, 97.
[2]) Ps. 139, 8.
[3]) S. Zimmern, Keilinschr. und das Alte Testam. 3. Aufl. S. 386.

ihnen gut, so reden sie vom aufsteigen zum Himmel, sind sie in Kummer, so sprechen sie vom hinabfahren zur Hölle". Auch bei den sog. Himmelreisen der Seele, die im Parsismus und späteren Judentum eine große Rolle spielen[1]), hat man sich meist wohl von Spekulationen darüber ferngehalten, auf welche Art sich die Seele in den Himmel erhob.

Unsicher ist es auch, wie man sich im alten Orient die sog. Entrückungen dachte, und ob man damit die Vorstellung des Fliegens verband. Von dem Patriarchen Henoch heißt es[2]): „Und weil Henoch in Gemeinschaft mit Gott gewandelt hatte, so verschwand er (einst); denn Gott hatte ihn hinweggenommen". Genau dasselbe Wort „hinwegnehmen" wird auch bei der Entrückung des Ut-napischti, des babylonischen Noa, gebraucht[3]): „(Da)[4]) nahmen sie (die Götter) mich hinweg, und in der Ferne an der Mündung der Ströme ließen sie mich wohnen". In der uns griechisch erhaltenen Version des babylonischen Priesters Berossus[5]) wird das ähnlich wie in der Henochgeschichte ausgedrückt durch *γενέσθαι ἀφανῆ*.

Etwas genauer sind die Mittel der Luftfahrt bei der Entrückung des Elias angegeben[6]): „Während sie (Elias und Elisa) nun in solcher Unterredung immer weiter gingen, erschien plötzlich ein feuriger Wagen und feurige Rosse; die trennten beide von einander, und Elias fuhr also im Wetter gegen Himmel".

Bei Christi Himmelfahrt sind es Wolken, die ihn aufwärts führen.

Alt und naiv ist gewiß die Vorstellung Gen. 28, 12, wonach eine Leiter die Verbindung zwischen Himmel und Erde bildet[7]).

---

[1]) S. Bousset, Die Himmelreise der Seele im Archiv f. Religionswissensch. IV, 136 ff.

[2]) Gen. 5, 24. Auch sein babylonisches Äquivalent, der Urkönig En-medur-an-ki = *Εὐεδώραχος*, wird in die Versammlung der Wahrsagegötter Schamasch und Adad berufen, aber es ist in unsern Quellen nicht bemerkt, ob diese Berufung auch eine Entrückung war; vgl. Zimmern a. a. O. S. 533.

[3]) S. Jensen a. a. O. S. 245.

[4]) Nachdem Gott Bel ihm und seinem Weibe verkündigt, daß sie wie Götter sein und in die Gefilde der Seeligen entrückt werden sollen.

[5]) S. Eusebius, Chron. ed. Scheene I, 19 ff.

[6]) II Koen. 2, 11.

[7]) Diese Leiter spielt auch eine Rolle in Mohammeds nächtlicher Reise und Himmelfahrt. In einer Nacht wird er durch das Fabeltier El-Borâq von Mekka nach Jerusalem gebracht und unternimmt dann auf der Jakobsleiter seine Himmelfahrt; vgl. Müller, Der Islam I, 85 f. Im späteren Islam, besonders in Tausend und eine Nacht werden dann alle möglichen Arten von Luftfahrten sehr häufig beschrieben.

Wenn man aber von diesen Flügen absieht, bei denen gewöhnlich die Gottheit selbst helfend eingreift, so lag es am nächsten, sich zuerst die Vögel als Vorbilder oder Vermittler des Fliegens zu nehmen. So entstand die Anschauung, daß man sich entweder mittelst Flügeln in die Luft schwingen (Daedalus, Ikarus), oder durch Vögel, meist Adler, direkt in die Lüfte tragen lassen könne (Ganymed).

Es ist zwar nirgends ausdrücklich gesagt, aber jedenfalls anzunehmen, daß die assyrischen Genien und Stierkolosse, die sehr häufig mit Flügeln dargestellt sind, diese auch wirklich zum Fliegen benutzten. Auch die beiden Keruben im salomonischen Tempel (I Koen. 6, 23 ff.) hatten 5 Ellen lange Flügel.

Besonders aber von der zweiten Art des Fliegens lassen sich auch in den Fabeln des semitischen Orients mehrere Beispiele anführen.

Dem Heros Etana[1]) soll ein Sohn geboren werden, der die Herrschaft des Landes ausüben soll. Die Geburt geht aber aus uns unbekannten Gründen nicht gut von statten, darum bittet Etana in seiner Not den Sonnengott um Hilfe. Der weist ihn an den Adler, mit dessen Unterstützung er „das Kraut des Gebärens“ aus dem Himmel der Istar, der Göttin der Fruchtbarkeit, herabholen solle. Dieser Flng in die Lüfte, der in zwei Abschnitten zu je drei Doppelstunden[2]) stattfand, wird nun genau beschrieben[3]):

„Der Adler [spricht] zu ihm, zu Etana:
„„Mein Frennd . . . .
Wohlan, ich will dich tragen zum Himmel [des Ann].
Auf meine Brust leg [deinen Rücken],
auf die Schwnngfeder meiner Flügel leg [deine Hände],
auf meine Seite leg [deine Seite].““
Auf seine Brust legte er [seinen Rücken],
auf die Schwungfeder seiner Flügel legte er [seine] Hän[de],
auf seine Seite legte er [seine] Sei[te],

[1]) Für den Zusammenhang des Mythos s. Zimmern a. a. O. S. 564 ff. Für die Übersetzung s. Jensen a. a. O. S. 101 ff.

[2]) Die Babylonier zählten nach Doppelstunden, deren 12 auf einen Tag gingen.

[3]) S. Jensen a. a. O. S. 113 ff.

legte sich fest an, sodaß groß ward seine Last. Nachdem er [ihn] eine Doppelstunde getragen,
spri[cht] der Adler zu ihm, zu Etana:
„„Schau, mein Freund, die Erde, wie sie geworden ist.
Wirf einen Blick auf das Meer an den Seiten des Welt[berges].
Die Erde sieht aus (?) wie ein Berg, und das Meer ist geworden zu Wassern [eines Flusses] (?)[1].““
Nachdem er [ihn] die zweite Doppelstunde emporgetragen, spri[cht] der Adler zu ihm, zu Etana:
„„Schau, mein Freund, die Erde, wie sie geworden ist.
Die Erde ist [wie ein Ackerbeet] (?)[1].““
Nachdem er [ihn] die dritte Doppelstunde emporgetragen, spr[icht] der Adler zu ihm, zu Etana:
„„Schau, mein Freund, die Erde, wie sie geworden ist.
Das Meer ist geworden zum Graben eines Gärtners.““

Nach dieser Fahrt gelangen beide zum Himmel des Anu, dem sie ihre Reverenz erweisen. Nach einer Ruhepause geht der Flug weiter zum Himmel der Istar:

„Nachdem er [ihn] ei[ne] Doppelstunde [emporgetragen], (spricht er):
„„[Mein] Freund, sieh die Erde, wie sie [geworden ist].
Von der Erde ist etwas zu sehen (?) [so groß wie die Mondscheibe] (?)[1],
und das weite Meer ist so groß wie der Hof (des Mondes).““

Nachdem er [ihn] die zweite Doppelstunde [emporgetragen], (spricht er):
„„Mein Freund, sieh die Erde, wie sie geworden ist.
Die Erde ist geworden zu einem Mehlfladen (?)[1],
und das weite Meer so groß wie ein Brotkorb.““

Nachdem [er ihn] die dritte Doppelstunde [emporgetragen], (spricht er):
„„Mein Freund, sieh die Erde, wie [sie verschwunden ist] (?)[1].
Ich sehe die Erde, daß sie [verschwunden ist] (?)[1],
und vom weiten Meere werden [meine Augen] nicht gesättigt.““

---

[1]) Diese Ergänzung ist unsicher.

Nun aber bemächtigt sich Etanas eine große Angst. Er will den Adler veranlassen, Halt zu machen, dabei reißt er den Vogel mit sich, und beide stürzen in die Tiefe. Das Ende der Erzählung ist uns leider nicht erhalten, sodaß wir nicht wissen, was aus Etana und seinem Kinde geworden ist.

Diese Sage war in Babylonien sehr bekannt und wurde auch auf Siegelzylindern vielfach bildlich dargestellt[1]). Daher ist es nicht zu verwundern, daß sie in mannigfachen Formen auch zu andern Völkern gewandert ist. Nicht ganz sicher ist der Zusammenhang zwischen unserm Mythus und der von Aelian[2]) erzählten Geschichte des Gilgamos, der ja eine ähnliche Heroenfigur wie Etana ist. Dort läßt der babylonische König Seuechoros den Sohn seiner Tochter von der Zinne des Palastes werfen, weil nach einer Weissagung sein Enkel ihm die Herrschaft rauben werde. Ein Adler fängt aber den Knaben mit seinen Flügeln auf und bringt ihn zu einem Aufseher, der ihn auferzieht. Später bemächtigt sich der Jüngling dann wirklich der Herrschaft, sodaß die Weissagung in Erfüllung geht. In dieser Erzählung hat, wie Aelian selbst hervorhebt, eine Vermengung mit der Danaesage stattgefunden, aber das Charakteristische bei beiden Erzählungen ist, daß hier wie dort Gilgamos-Etana auf dem Adler reitet.

In späterer Zeit wurden dann alle diese fabulosen Züge auf Alexander den Großen übertragen. Nach Pseudokallisthenes[3]) spannt Alexander der Große vor einen Wagen zwei ausgehungerte Raubvögel, vor denen er eine Leber aufhängt. Indem sie diese zu erhaschen suchen, wird der Wagen mit Alexander so hoch in die Höhe gezogen, bis ihm die Erde wie eine Tenne und das Meer wie eine Schlange erscheint. Auch im Talmud[4]) wird von Alexander erzählt, er hätte sich so hoch in den Himmel hinaufgeschwungen, daß ihm die Erde wie ein Ball und das Meer wie eine Schüssel erschienen sei. Die Araber schreiben diese Luftfahrt jedenfalls ur-

---

[1]) S. Harper in Beiträge zur Assyriol. II, 408.

[2]) Anim. Histor. XII, 21.

[3]) II, 41 Rec. C ed. Müller.

[4]) Talm. jer. Aboda zara 3, 1. Vgl. speziell Israel Lévi, Rev. des études juives VII, 78 ff., der dort alle Stellen, wo Alexander im Talmud und Midrasch erwähnt wird, zusammenstellt.

sprünglicher dem Nimrod zu [1]), wogegen die Perser sie wieder von ihren Heroen Kai-Kaos sowohl wie Dschemschid erzählen [2]).

Diese Erzählung mag uns hinüberleiten zur Achiqargeschichte. Das Märchen vom weisen Achiqar, dem Minister Sanheribs, der von seinem Neffen Nadan gefangen gehalten, dann aber befreit wird und in Ägypten vor dem Pharao allerlei Kunststücke ausführt, ist uns vorläufig nur in jüngeren syrischen und arabischen Übersetzungen erhalten [3]). Aber neuere Untersuchungen haben gezeigt, daß die Geschichte zweifellos altorientalischen Ursprungs ist [4]). Nicht nur ist der zweite Teil der Aesopvita des Maximus Planudes [5]) sicherlich von der Achiqargeschichte abhängig, sondern auch die Anspielungen im Buche Tobit [6]) beweisen, daß zur Zeit seiner Abfassung d. h. also c. im ersten vorchristlichen Jahrhundert die Achiqarlegende in Israel vollkommen bekannt war. Diese Erkenntnis hat in allerjüngster Zeit eine ungeahnte Bestätigung gefunden, indem bei den Funden aramäischer Papyri in Elephantine, die unter anderm sehr wichtige historische Urkunden aus dem fünften vorchristlichen Jahrhundert enthalten [7]), auch Fragmente einer aramäisch geschriebenen Version der Achiqarlegende zu Tage getreten sind. Es besteht die Hoffnung, daß diese Dokumente in Bälde werden herausgegeben werden. Trotzdem wir die Geschichte auf diese Weise bis in das fünfte Jahrhundert hinauf verfolgen können, glaube ich nicht, daß sie uns in dieser Fassung in der ältesten, ursprünglichen Form vorliegt. Die Schilderung des Verkehrs der beiden Höfe von Assyrien und Ägypten weist derartige charakteristische Züge auf, wie wir sie jetzt durch die Amarnakorrespondenz kennen, daß man schon hierdurch zur Annahme assyrischer Entstehung des Märchens getrieben wird. Dann aber kommt hinzu, daß eine ganze Anzahl Eigennamen eine augenscheinlich babylonisch-assyrische Form haben. Der Name des

[1]) Vgl. Israel Lévi a. a. O. III, 239; Lidzbarski in Zeitschr. f. Assyriol. VII, 113; Rohde, Der griech. Roman S. 188.

[2]) Vgl. Meißner in Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Gesellsch. XXXXVIII, 190.

[3]) Vgl Conybeare, Harris, Lewis, The story of Aḥiḳar.

[4]) Vgl. Smend, Alter und Herkunft des Achikar-Romans.

[5]) Vgl. Eberhard, Fabulae romanenses I, 125 ff. Es handelt sich um die Kapitel 23—32.

[6]) Tob. 1, 21 ff.; 2, 10; 10, 17; 14, 10 ff.

[7]) Vgl. Sachau, Drei aramäische Papyrusurkunden aus Elephantine.

Haupthelden findet sich als Achum-iaqar, Achi-iaqar sehr häufig im Zweistromlande von der Zeit von 2000 bis 650 v. Chr.[6]). Der Name des Neffen Nadan ist rein assyrisch, ebenso wie der seines jüngeren Bruders Nebozaradan[7]), und auch der Name des Henkers Nebosemakh kann assyrisch erklärt werden. Aus diesen Gründen suche ich also den Ursprung der Sage in Assyrien. Aber selbst wenn sich das nicht bewahrheiten sollte, müssen wir sie trotzdem als altorientalisch ansehen und können ihre Angaben hier verwerten. Die Stelle, die für uns in Betracht kommt, lautet ungefähr folgendermaßen. Als Achiqar von seinem Neffen gestürzt war und nur durch eine List des Scharfrichters gerettet sich in einer unterirdischen Kammer aufhielt, schickte der Pharao von Ägypten einen Brief an Sanherib, worin er ihm die Aufgabe stellte, ihm eine Burg in der Luft zu bauen. Wenn er es könnte, wollte er ihm Tribut für drei Jahre geben, wo nicht, sollte jener zur Hergabe derselben Summe verpflichtet sein. Als niemand Rat wußte, eröffnet der Scharfrichter dem bekümmerten Könige, daß Achiqar noch am Leben sei, und daß der vielleicht helfen könne. Hoch erfreut ließ jener nun den armen Achiqar kommen und bat ihn um Hilfe. Der ließ nun zwei junge Adler fangen, zwei je zweitausend Ellen lange Leinwandstücke weben und zwei Kästen bauen. Dann nahm er zwei kleine Knaben, band die Zeugstücke an die Füße der Adler und ließ die Knaben sich auf die Rücken der Tiere setzen. Alle Tage flogen die Vögel nun etwas höher mit ihnen, bis sie zweitausend Ellen hoch in die Lüfte stiegen. Die Knaben aber sollten von oben herab rufen: „Bringt uns Steine, Lehm und Kalk, damit wir das Schloß des Pharao bauen; denn die Arbeiter sind müssig". Nach vierzig Tagen waren die Vorbereitungen beendet, und, nachdem Achiqar dem erstaunten Könige sein Werk gezeigt, begab er sich mit großem Gefolge nach Ägypten. Dort wird dann die Anfgabe genau in der angegebenen Weise gelöst, und die erstaunten Ägypter müssen sich als überwunden bekennen. Ganz ähnlich ist die Erzählung in der Aesopvita. Hier läßt Aesop zur Lösung seiner Aufgabe vier junge Adler fangen, welche er so abrichtete, daß sie Ballons *(θύλακες)* mit Knaben in die Höhe trugen und, wie jene

[6]) Vgl. Ranke, The Babyl. expedition of the university of Pennsylvania VI, 1,36.

[7]) Dieser Name kommt allerdings auch im Alten Testament (II Kön. 25, 8; Jer. 39, 3; 52, 12) vor. Hier ist er der General Nebukadnezars.

wollten, auf- und abwärts flogen. In Ägypten fliegen dann die vier Adler, als die Aufgabe gestellt wird, die Burg in der Luft zu bauen, in die Höhe mit den Knaben, die von dort aus nach Baumaterial verlangen. Als der Pharao entgegnet, er habe keine geflügelten Menschen, erwidert Aesop, sein König habe welche.

Auch diese Erzählung vom Bau eines Gebändes in der Luft ist mehrfach weitergewandert. Nach dem Talmud[1]) soll R. Josua ben Chananja, ein Zeitgenosse des Kaisers Hadrian, mit griechischen Weisen disputiert haben. Als diese ihm aufgaben, ein Haus in der Luft zu bauen, sprach er den Schem[2]) aus, stieg in die Höhe und hing zwischen Himmel und Erde. Von da rief er ihnen zu: „Bringt mir Ziegelsteine und Lehm". Auch nach persischer Überlieferung, wie sie uns z. B. bei Tabari[3]) und Hamza[4]) vorliegt, ließ sich der mythische König Kai-Kaos von den Dämonen eine in der Luft hängende Stadt bauen. Tabaris Erzählung lautet: „Es glauben einige Mythographen, daß die Satane, die dem Kai-Kaos unterworfen waren, ihm nur auf Befehl Salomos, des Sohnes Davids, gehorchten und ihm eine Stadt namens Kaikadar (?) bauten, deren angebliche Länge achthundert Parasangen war. Sie umgaben sie mit einer Mauer von Bronce, einer von Kupfer, einer von Erz, einer von Thon, einer von Silber und einer von Gold und trugen sie dann in die Luft zwischen Himmel und Erde mitsamt dem Vieh, Häusern, Schätzen und Menschen".

Diese Beispiele mögen genügen zum Beweise dafür, daß auch schon der alte Orient sich lebhaft mit der Frage der Luftschiffahrt beschäftigte. Ob man aber über diese Phantasien hinausging und sie auch praktisch zu lösen versuchte, ist ungewiß, ja unwahrscheinlich. Erst unserer modernen Zeit ist es vorbehalten gewesen, auch die Luft zu erobern.

---

[1]) Bechor. 8 b.

[2]) Der Name Gottes, das heilige Tetragrammaton, durch dessen Aussprache man in der Luft hängen kann; vgl. auch Sanhedr. 95 a.

[3]) I, 602.

[4]) S. 35 ed. Gottwaldt.

Begraben und Verbrennen im Lichte der Religions- und Kulturgeschichte[1].

Von Dr. Otto Schrader.

Es ist die Welt des Todes, die wir heute mit-einander durchwandern wollen. Lassen Sie uns diesen Gang antreten mit den Worten des Dichters, dessen jeder gern gedenken wird, wenn er sich anschickt, über die urewigen Fragen des Menschenlebens nachzudenken:

„Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen, und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt es ins Leben zurück und lehret ihn handeln;
Diesem stärkt es zu künftigem Heil, im Trübsal die Hoffnung:
Beiden wird zum Leben der Tod.“

Der Tod — ein Leben, ein Leben in des Wortes verwegenster Bedeutung, eine Fortführung des irdischen Daseins mit allen seinen Bedürfnissen, Wünschen und Leidenschaften, das ist zugleich die Auffassung unserer fernen Vorzeit, und die Befriedigung dieser Bedürfnisse, Wünsche und Leidenschaften der Toten durch die Lebenden der innerste Kern eines festgeregelten Totendienstes, dessen Bedeutung von Schritt zu Schritt wächst, je weiter wir in die Vergangenheit zurückgehen[2].

Welch eine Fülle seltsamer Gebräuche überrascht uns, mögen wir uns nun dem frühen Altertum der Inder, Griechen, Römer und Deutschen oder denjenigen Teilen Europas zuwenden, in denen die Verhältnisse und Gedanken der Urzeit unter primitiveren Kulturzuständen oft bis auf den heutigen Tag bewahrt sind, namentlich den litauischen und slavischen Völkern.

Da sehen wir den Toten in festlicher Kleidung aufgebahrt und Freunde und Nachbarn mit eindringlichen Fragen, als ob er es hören

[1] Vortrag, gehalten in der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde am 14. Januar 1910.

[2] Die wissenschaftlichen Belege für die hier vorgetragenen Tatsachen und Anschauungen wolle man in meinem Reallexikon der Indogermanischen Altertums-

und verstehen könnte, an ihn herantreten: „Warum er eigentlich gestorben sei, er, der doch genug zu essen und zu trinken, Weib und Kind, Ochsen und Schafe besessen habe.“ Da hören wir die Frauen der nächsten Verwandtschaft, Mutter und Gattin, Tochter und Schwiegertochter einzeln und im Chor, oder auch gemietete Klageweiber, deren Kunst im Umkreis sich eines großen Rufes erfreut, bewegliche und nicht enden wollende Klagelieder anstimmen. Da sind wir Zeugen wütender, obgleich wie alles übrige durch die Sitte vorgeschriebener Schmerzensausbrüche, die sich im Zerraufen der Haare, im Zerkratzen der Brüste und Wangen, im sich Hinwerfen auf den Erdboden äußern. Und im schrillen Mißklang zu diesem Leid ziehn sich durch alle Phasen der Bestattung mehr oder minder geräuschvolle Lustbarkeiten: Schmäuse und Zechereien, Spiele und Wettkämpfe, Tänze und Maskeraden.

Sind aber die Tage der Bestattung, neben der Hochzeit des höchsten Familienfestes unserer heidnischen Vorzeit, vorüber, so umschlingt ein neues, noch dauerhafteres Band die Lebenden nnd die Toten. Immer aufs neue, z. B. am dritten, sechsten, neunten, zwanzigsten, vierzigsten Tage nach stattgehabtem Begräbnis, dann wieder nach Verlauf eines halben Jahres und periodisch bis zum Jahresschluß muß die einzelne Familie des Toten mit umständlichen Bräuchen gedenken, wozu für das ganze Volk in den verschiedensten Zeiten des Jahres große allgemeine Totenfeste treten, an denen sich die Gräber öffnen und die Toten bei den Lebenden einkehren. Wehe der Familie, die ihre Verstorbenen vernachlässigt; denn diese sind mächtige Götter geworden, obwohl man sie einfach als die „Väter“, „Großväter“ oder „Urgroßväter“ bezeichnet. Auch unser Wort „Ahnen“ hatte ursprünglich diesen Sinn. Sie sind strenge Hüter der Familienordnung und rächen mit grausamen Strafen wie Mißwachs, Familienzank, Kinderlosigkeit sich an dem, der die schuldigen oder versprochenen Opfer ihnen vorenthält.

Aus der Fülle der Bräuche, die sich um diesen urväterlichen Totendienst und Ahnenkultus schlingen, will ich eine Reihe von einzelnen Zügen herausgreifen, die besonders geeignet erscheinen, über die Vorstellungen unserer Vorzeit von dem Leben der Toten jenseits des Grabes Licht zu verbreiten. Dabei soll ein Unterschied zwischen

kunde Straßburg 1901 (in 2. Auflage in Vorbereitung) und in meinem Aufsatz Aryan Religion in der von James Hastings herausgegebenen Encyclopaedia of Religion and Ethics, Vol. II (Edinburg 1910) aufsuchen.

Begraben und Verbrennen, dem eigentlichen Gegenstand der heutigen Besprechung, zunächst noch nicht gemacht werden.

Aus einem der kulturentrücktesten Teile Europas, dem sogenannten Weißrußland, das die Gouvernements Smolénsk, Wítebsk, Minsk, Mohiléw u. a. umfaßt, wird uns folgender Begräbnisbrauch berichtet: „Man senkt den Körper ins Grab zusammen mit den Lieblingsgegenständen des Toten. Wenn er z. B. ein Schuhflechter war, so legt man ihm einen angefangenen Schuh hin, wenn ein Zimmermann oder anderer Gewerbetreibender, so gibt man ihm Axt, Meißel, Hobel, Säge usw. Außerdem legt man jedem Toten in den Sarg: Brod, Salz, Eier für einen Eierkuchen, Nüsse, Bier und eine Flasche Schnaps, ebenso wie eine kurze Tabakspfeife mit Tabak und Feuerzeug oder eine Schnupftabaksdose.“ Besonders häufig werden beim Graben neuer Gräber Flaschen mit Schnaps gefunden, welche die Totengräber, erfreut über den köstlichen und abgelagerten Fund, auf der Stelle zu leeren sich kein Gewissen machen. „An den Gürtel des Mannes, oberhalb des Hemdes, hängt man einen Beutel, der mit glatten Kupferknöpfen versehen ist und ein kleines Messer in lederner Scheide, Gegenstände, von denen sich der Bauer im täglichen Leben nicht trennt. Wie dem Manne, so legt man der Frau in die Busenfalte des Hemdes ein reines, leinenes Taschentuch, damit sich der Verstorbene (wie die Bauern ausdrücklich versichern) vorkommenden Falls Auge, Nase und Mund abwischen könnte.“

Mit Staunen sehen wir also, daß sich hier noch unter der vollen Herrschaft des Christentums fast unversehrt ein Brauch erhalten hat, der sich an der Hand der Ausgrabungen durch alle Perioden unserer Vorgeschichte bis in die sogenannte „jüngere Steinzeit“, d. h. bis in die Epoche, in der der Mensch seine Waffen und Werkzeuge nur aus geglättetem Stein oder Horn herstellte, verfolgen läßt, der Brauch, dem Toten Gefäße mit Speise und Trank, Waffen, Werkzeuge, Haushaltungsgegenstände jeder Art, Toilettegegenstände, Schmucksachen usw. in den Tod mitzugeben. Die ersten Spuren dieser Sitte lassen sich nach den neusten Ausgrabungen sogar schon in palaeolithischer Zeit nachweisen.

Jede prähistorische Sammlung ist reich an Beispielen. In dem Museum meiner Vaterstadt Weimar hat es der in einem Steinkistengrab aus dem Derflinger Hügel bei Kalbsrieth in der Enclave Allstedt des Großherzogtums Sachsen in Hockerstellung beigesetzte Tote zu einer gewissen Berühmtheit gebracht. Seine Beigaben waren ein großes

Tongefäß nnd eine flache Trinkschale, ein Feuersteinbeil, drei Knochennadeln, drei Schmnckstücke aus Schweinezähnen, ferner zwei Schinkenknochen und drei Schweinsfüße, auch ein Unterkiefer vom Hausschwein.

Einem anderen Skelett ans der Gegend der Zuckerfabrik in Allstedt selbst waren beigegeben: eine Hirschhornaxt, ein Feuersteinmesser, ein Löffel aus einer Flußmuschel, ein Schlagstein zur Rohfabrikation von Beilen nnd ähnlichen Werkzeugen, ein angefangenes Beil (ganz wie in Weißrußland ein angefangener Schuh), eine Art Knebel vielleicht zum Znsammenhalten eines Gewands, nnd eine Handmühle. Sehr anschaulich wirkt auch der schlesische Landsmann aus Jordansmühl im Breslauer Museum, einer etwas späteren Zeit oder einer etwas fortgeschrittenen Kulturperiode angehörig. Ihm waren beigelegt: zahlreiche Finger- und Armringe, eine Halskette mit Brillenspirale, zwei Flintspäne, sechzehn steinerne messer- oder sägenartige Gegenstände, eine steinerne Axt, zwei große Eberhauer und endlich drei Gefäße, von denen eins mit acht Hasenläufen — doch wohl einer Lieblingsspeise des Toten — angefüllt war.

Höchwahrscheinlich stellen derartige Grabinventare zngleich die gesamte persönliche Habe der Verstorbenen dar. Wir stehen in den Anfängen der Entwicklnngsgeschichte des persönlichen Eigentums. Haus nnd Hof, Vieh und Feld gehören der Familie oder Sippe. Wirkliches Eigentum des Einzelnen ist nur die sogenannte „Fahrnis“, vor allem Waffen und Werkzeuge des Mannes, Schmuck- und Spinngeräte des Weibes, nnd da es in jener Epoche weder den Begriff der Erbschaft noch den des Testamentes gibt, so ist es ein durchaus folgerichtiger Gedanke, diese Fahrnis dem Toten als Ausstattung für das künftige Lebeu ursprünglich unverkürzt mit ins Grab zu geben. Hierauf weist auch die in den altgermanischen Rechten vorhandene Idee des „Totenteils“ hin, d. h. eines rechtlichen Anspruchs, den der Verstorbene an seinem Nachlaß hatte, und den später die Kirche unter dem Namen „Seelgeräte“ für sich mit Beschlag belegt hat.

Was hier mit Beziehung auf die ältesten verhältnismäßig ärmlichen Grabansstattnngen der thüringischen Länder oder Schlesiens gesagt ist, gilt ebenso natürlich von den reicheren Grabinventaren, wie wir sie namentlich in den skandinavischen Ländern oder im Süden Enropas finden. Greifen wir gleich das üppigste von allen heraus, wie es von Heinrich Schliemann in dem vierten der anf der Königsbnrg von Mykenae, also aus vorhomerischer Zeit, bloß-

gelegten Gräber an den Tag gebracht worden ist. Hier fanden sich fünf Gerippe, über die ein geradezu unerhörter Reichtum der verschiedensten Wertstücke ausgebreitet war. Gesichtsmasken, Brustplatten, Diademe, Kronen, Knöpfe, Blumen, Schultergürtel, Armbänder, Ringe, Becher, Kuhköpfe, Modelle von Tempeln, alles aus purem Gold, Schwerter und Lanzen aus Bronze, Kessel aus Kupfer, Vasen aus Terracotta, Schmuck aus Bergkrystall, Bernstein, Alabaster, aber auch Austerschalen und ungeöffnete Austern, die beweisen, daß es schon damals „Austernfreunde" gab. Natürlich können wir nicht strikte beweisen, daß diese Schätze den gesamten Reichtum dieses Fürstengeschlechts ausmachten; aber wenn wir bedenken, daß noch in den homerischen Gedichten sich die Spuren des Gebrauchs finden, den Toten ihre ganze Habe mitzugeben (hom. κτέρεα κτερεΐζειν „Jem. die letzten Ehren erweisen", eigentlich aber wohl „ihm den Besitz darbringen"), ist es zum mindesten sehr wahrscheinlich.

Begreiflicherweise mußte diese unglaublich unwirtschaftliche Verwendung des Besitzes frühzeitig Bedenken erregen, und tatsächlich sehen wir die griechischen und römischen Gesetzgebungen bald gegen sie, ebenso wie gegen anderen Luxus und andere Übertreibungen der Begräbnisse, Front machen. Schon in der römischen Zwölftafelgesetzgebung war das Verbot enthalten, „Gold dem Scheiterhaufen hinzuzufügen", mit Ausnahme des Goldes, durch welches „die Zähne verbunden sind". Einen Schädel mit goldenem Gebiß kann man in Rom im Museum di Papa Giuglio an der Via Flaminia in Augenschein nehmen.

Derartige Bestimmungen fehlten natürlich im Norden Europas. Andererseits nahm aber auch hier, nachdem die ersten Beziehungen durch Handel und Verkehr mit dem Süden angeknüpft waren, und die Metalle, zuerst Bronze und Gold, sich zu verbreiten angefangen hatten, der Wohlstand reißend zu. Überall — so müssen wir uns die Entwicklung der Dinge vorstellen — tauchen aus der demokratischen Gleichheit der Urzeit, Völker gründend und Völker vernichtend, von reisigen Gefolgsleuten umgeben, mächtige Fürstengeschlechter auf, die nun darauf bedacht sind, wie ihr irdisches, so auch ihr jenseitiges Dasein zu verschönen. Neue Arten von Totenbeigaben, obwohl fast immer nach südlichem Vorbild, werden daher in den späteren Epochen unserer Urgeschichte üblich.

Besonders häufig wird das Pferd, das ja noch heute dem Sarge des Fürsten folgt, dem Reiter in sein Grab mitgegeben. Am prunk-

vollsten waren in dieser Beziehung die Leichenbegängnisse der skythischen Könige, die einst an den nördlichen Gestaden des Schwarzen Meeres herrschten. Aber noch Tacitus berichtet von unseren Vorfahren, „daß dem Scheiterhaufen einiger Männer auch ihr Pferd beigegeben wird.“ ja nach einem russischen Heldenlied pflegte es zu geschehen, daß der tote Reiter selbst auf seinem Pferde in das Grab gesenkt werde:

„Da fingen sie dort an ein Grab zu graben,
Sie gruben aus ein tiefes, großes Grab,
Ein tiefes wohl 20 Faden breit.
Und da ward Potok Michail Ivanovič
Mit dem Pferd und dem kriegerischen Rüstzeng
Hinuntergelassen in das tiefe Grab.
Und sie hüllten es ein mit eichener Decke
Und überschütteten es mit gelbem Sande.“

Wie die Reste von Pferden, so werden aus den Grabhügeln auch Wagen, ja — bei den Wikingern — ganze Schiffe ausgegraben.

Aber damit ist noch lange nicht der Gedanke der Totenbeigaben bis zu Ende gedacht. Jener armselige Hocker im Derflinger Grabhügel mochte sich seine Schweinerippchen selbst servieren. Der Fürst und Vornehme aber bedurfte der Hilfeleistung des Dieners, und so ist es eine durchaus folgerichtliche Scheußlichkeit, am Grabe oder Scheiterhaufen des Herrn Sklavinnen und Sklaven, bei den Leichenbegängnissen der skythischen Könige den Mundschenk, Hofbäcker, Stallmeister, Kammerdiener und Adjutanten abzuschlachten. Und weiter! Jedermann weiß, daß in Indien noch zur Zeit der englischen Herrschaft die Frau des Verstorbenen oder eine derselben mit der Leiche auf den Scheiterhaufen gebracht wurde.

Weniger allgemein bekannt dürfte sein, daß derselbe Brauch der Mitgabe eines Weibes, sei es der Ehefrau, sei es einer Beischläferin, einstmals den ganzen Norden unseres Erdteils beherrscht hat und ebenso bei Skythen und Thrakern, den Völkern, die südlich und nördlich der Niederdonau saßen, wie bei Slaven und Germanen zu belegen ist.

Es hat nicht an Forschern gefehlt, die selbst diese furchtbare Sitte in romantischem Lichte betrachtet und von einer vorbildlichen Treue der Gatten oder Liebenden bis in den Tod gesprochen haben. Nichts kann falscher sein als eine solche Auffassung. Niemals und nirgends ist es dem Manne eingefallen, der Frau in das Grab oder

in die Flamme des Scheiterhaufens zu folgen. Die Frau steht in dieser Beziehung ganz auf gleicher Stufe mit Sklavinnen und Dienerinnen. Sie ist im Diesseits mit Leib und Leben dem Manne zu Willen gewesen und soll es nun auch im Jenseits sein. Wohl wird von mehreren Berichterstattern übereinstimmend hervorgehoben, daß diese Frauen selbst sich nach dem Tode mit dem Manne drängten und, wenn sie starben, deswegen von ihren Genossinnen gepriesen wurden. Allein wir dürfen nicht vergessen, daß es sich hierbei meistens um Verhältnisse der Vielweiberei handelt, in denen zu allen Zeiten ein Kampf der Frauen und Nebenfrauen um die Ehre stattgefunden hat, die Favoritin des Mannes zu sein, und nur insofern ist dieser Ehrgeiz der nach dem Tode mit dem Manne verlangenden Frauen für unsere Zwecke von Bedeutung, als er Zeugnis ablegt von der felsenfesten Überzeugung dieser unglücklich-glücklichen Geschöpfe, daß sie dereinst wirklich jenseits des Grabes als umneidete Favoritinnen der Männer, mit denen sie gestorben sind, leben werden.

Äußerst lehrreich ist in dieser Beziehung der Bericht eines arabischen Reisenden, der im Jahre 921 n. Chr. einem derartigen Leichenbegängnis der Russen beiwohnte. Der vornehme Tote liegt in kostbarer Kleidung auf dem Schiff, mit dem er verbrannt werden soll. Eins seiner Mädchen hat sich bereit erklärt, mit ihm zu sterben. Nach einer langen Reihe wunderbarer Zeremonien, die darauf hinzudeuten scheinen, daß eine förmliche Vermählung des Toten mit der Lebenden, eine richtige Totenhochzeit vorgenommen wird, wird das Mädchen in halb exstatischem und berauschtem Zustand auf den flachen Händen der Männer dreimal emporgehoben, so daß sie den Toten erschauen kann. „Sieh“, ruft sie das erste Mal, „hier sehe ich meinen Vater und meine Mutter“. „Sieh“, das andre Mal, „jetzt sehe ich alle meine verstorbenen Anverwandten sitzen“. „Sieh“, das dritte Mal, „dort sitzt mein Herr, er sitzt im Paradiese. Das Paradies ist so schön und grün. Bei ihm sind seine Männer und Knaben; er ruft mich, so bringt mich denn zu ihm“. Kurze Zeit darauf gibt ihr ein finsteres Weib, das sie den Todesengel heißen, den Gnadenstoß.

So ist der Tote mit seiner gesamten Habe, seinem Pferd, seinem Diener, seinem Weibe wohl für das zukünftige Leben versehen. Speise und Trank werden in reicher Menge um ihn aufgestellt, Überreste des Leichenschmauses, der zur Ehre des Verstorbenen am Tage

des Begräbnisses nnd am Grabe selbst von Verwandten und Frennden abgehalten worden ist.

Allein diese Lebensmittel können dem guten Appetit, über den anch die Vorstorbenen verfügen, nicht lange genügen. Es ist daher notwendig, daß die Nächststehenden von Zeit zu Zeit den Toten neue Nahrung znführen. Das ist der eigentliche Zweck jener zahllosen Erinnerungsfeste, von denen ich oben sprach.

An den großen Totenfesten bietet — oder bot wenigstens bis vor kurzem ein russischer Friedhof einen wunderbaren Anblick. Um die Gräber sind die Familien der Verstorbenen festlich versammelt. Sie haben leckere Pfannkuchen, Pirogen, Kringel, gefärbte Eier, Weizen- nnd Nudelfladen mitgebracht und breiten sie nun auf den Gräbern aus. Dazu stellen sie Schnaps, Bier und Brahe auf, von denen sie einige Tropfen auf die Gräber ausgießen. Dann rufen sie die nnterirdischen Gäste, einen jeden — das ist Totenbrauch — mit vollem Namen nnd bitten sie beim Erinnerungsmahl, dem sie natürlich auch selbst wacker zusprechen, zu essen nnd zu trinken. Anfangs geht die Sache, abgesehn von monotonen Totenklagen, still zu, bald aber schallt fröhliches Geplauder über die Gräber nnd schließlich wälzt sich ein brausender Strom lustiger Bursche nnd Mädchen der benachbarten Wiese zu: Tanz, Spiel, Gelächter, Kreischen, Liebeskosen.

Auch in den Häusern finden streng ritual geregelte Erinnerungsmahle statt. Auch hier ladet man die Toten unter Namensnennung feierlich ein:

„Ihr heiligen Großväter, wir rufen Euch,
Ihr heiligen Großväter, kommt zu uns!
Hier gibt es alles, was Gott gegeben hat.“

Zuerst erscheint bei diesem Mahle das eigentliche Totengericht, der Kanun, bestehend aus Graupen mit Honig, der Lieblingsspeise der Toten, auf dem Tisch. Hiervon, sowie von jedem folgenden Gang muß der Speisende unweigerlich einige Löffel neben sich für die Toten auf den Tisch legen, so daß schließlich auf demselbeu ein ganzer Mischmasch aller möglicher Speisen vorhanden ist. Anfangs herrscht eine gedrückte Stimmung. Jedes Geränsch verkündet die Anwesenheit der Toten, deren man daher nur im Guten gedenkt. Schließlich entläßt man die Gäste wieder:

„Ihr heiligen Großväter, Ihr seid hierher geflogen,
Ihr habt gegessen und getrunken.
Fliegt jetzt wieder nach Hause.“

Kusch, kusch, wie man zu den Hühnern sagt, um sie zu verscheuchen.

Alles dies kehrt Punkt für Punkt bei Griechen und Römern, Indern und Deutschen wieder, und auch die Ausgrabungen haben manchen Zug einer unerhörten Realistik dieser Totenspeisungen an den Tag gebracht. So ist in Mykenae über dem vierten Grab, von dessen reichem Inhalt ich oben sprach, ein runder und hohler Altar gefunden worden, der bis zu dem Raum der Toten führte, und durch den ohne Zweifel Honiggüsse und das Blut der Opfertiere nach unten entsendet wurden. In Rom hat der geniale Architekt Boni sich mit kaninchenhafter Geschicklichkeit unter den Grundmauern der Tempel und Statuen, welche das Forum Romanum schmücken, hindurchgegraben und hier aus der frühsten Zeit Roms einen Friedhof entdeckt. Auch hier zeigten sich in der Nähe der Gräber röhrenförmige Gruben, die Überreste verbrannter Früchte und von Milchspenden enthielten.

Auch im Altertum galt, wo immer Erinnerungs- und Leichenmahle abgehalten wurden, die Seele des Verstorbenen für anwesend. Das war der Grund, daß man, ganz wie in Rußland, wie man sich schon im Altertum ausdrückte, den Toten zu loben pflegte, auch „wenn er ein schlechter Kerl gewesen war.“

Und ähnlich erklären sich die Spiele und Wettkämpfe, die Neckereien, Tanze und Vermummungen, die überall, wie wir schon sahen, zu Ehren der Toten abgehalten werden. Der Tote hat seinen Spaß im Leben gehabt. Er soll ihn auch im Tode nicht entbehren.

Diese Auffassung des Lebens nach dem Tode mußte naturgemäß auch auf die älteste Grabanlage selbst einwirken.

Von griechischen und römischen Schriftstellern erhalten wir die Nachricht, daß in der allerältesten Zeit die Toten überhaupt nicht aus der Wohnung entfernt, sondern in ihr begraben worden seien, und die neuesten Ausgrabungen, die man in Griechenland in der Landschaft Böotien unternommen hat, scheinen diese verblüffende Mitteilung, ebenso wie deutsche und schlesische Funde, zu bestätigen. Vielleicht war es auch nur der Hausherr, der in der eigenen Hütte

am Herde seine Ruhe fand und weiter über wohl und Wehe der Seinen waltend gedacht wurde.

Jedenfalls scheint hiermit ein bei mehreren Völkern unseres Stammes z. B. in Rom nachweisbarer häuslicher Schlangenkultus zusammenzuhängen, dem zu Folge eine oder mehrere Schlangen am Herde gepflegt werden. Bei der wendischen Bevölkerung des Spreewalds werden noch hente in jedem Hause zwei Schlangen verehrt, die „Hausherr" und „Hausfrau" heißen. Die Schlange aber ist — noch in der griechischen Kunst — das Abbild der menschlichen Seele.

Aber auch sobald man angefangen hatte, die Leiche aus der menschlichen Wohnung zu entfernen und ihr draußen eine Stätte zu bereiten, konnte dies nach allem, was wir bisher über die Auffassung des Todes erfahren haben, nur in dem Gedanken geschehn, daß dem Verstorbenen eine neue Wohnung errichtet werden müsse, in der er nun in seiner Art weiterleben werde, und die Analogie der menschlichen Wohnungsverhältnisse mußte hierbei mehr oder weniger deutlich hervortreten.

Diese menschlichen Wohnungsverhältnisse müssen wir uns für das vorrömische Nordeuropa so primitiv wie möglich vorstellen. Von den auf Pfählen — wie in der Schweiz — errichteten Hütten abgesehn, handelt es sich hauptsächlich um sogenannte Wohngruben, d. h. um mehr oder weniger tief in den Erdboden eingegrabene Höhlungen, über denen aus Flechtwerk hergestellte und mit Lehm beworfene Wände und Dächer errichtet wurden. Nur für Fürsten und Vornehme werden mehrteilige Häuser und — vielleicht in Nachahmung des südlichen Steinbaus — eigentliche Blockhütten frühzeitig vorhanden gewesen sein. Der Steinbau selbst ist erst durch die Römer in das nördliche Europa gekommen.

Wenn unter diesen Umständen füglich jeder für einen Verstorbenen in der Erde hergestellte oder mit Erde überdeckte Hohlraum als ein Ersatz der menschlichen Wohnung gelten konnte, so mußte die Aufmerksamkeit der Hinterbliebenen vor allem darauf gerichtet sein, dem Aufenthaltsort des Toten eine Dauer zu verleihen die den Hütten der Lebenden in Folge ihrer leichten Zerstörbarkeit durch Feuer, Sturm und Feinde versagt war.

Die Dauerhaftigkeit der Wohnungen der Abgeschiedenen ist gerade auf dem Boden der altgermanischen Länder in überraschender Weise erreicht worden.

Schon mancher von Ihnen wird, wenn ihn seine Wanderung durch das Hannöverische oder durch Schleswig-Holstein oder über die dänischen Inseln führte, in sinnender Betrachtung vor jenen ungeheuren über einander getürmten Felsblöcken gestanden haben, die stimmungsvoll über die Heide oder das geackerte Land hinwegschauen und unberührt von Jahrhunderten und Jahrtausenden von alten Zeiten und Menschen erzählen. Es sind die unter den Namen „Rundgräber", „Hünenbetten" und „Riesenstuben" bekannten Grabanlagen, von denen namentlich die letzteren zweifellos ins Gigantische übersetzte Nachbildungen menschlicher Wohnungen sind. Oft lange und doppelte, von aufrecht stehenden Steinen gebildete Gänge, in denen man gebückt gehen kann, führen durch den Hügel, von dem diese Riesenstuben noch meist bedeckt sind, in geräumige ebenfalls von aufrechtstehenden und Decksteinen gewaltigster Dimensionen gebaute Kammern, deren Länge von zwölf bis vierzig Fuß schwankt. Oft findet man in einem Grabe Skelette von vielen, zwanzig bis dreizig und mehr Individuen mit Beigaben, die bisher keine Spur von Metall gezeigt haben. Es waren ohne Zweifel Familien- oder Sippengräber, wie wir uns auch die Wohnungen der Lebenden in alter Zeit nicht von Sonderfamilien, sondern von Großfamilien d. h. bei einander lebendem Vater, Mutter, verheirateten Söhnen, Oheimen und Tanten besetzt denken müssen.

In Mitteleuropa und Rußland, wo diese megalithischen Bauten verschwinden, sind es andere Denkmäler, die unsere Aufmerksamkeit fesseln.

Wer auf der Eisenbahn von Erfurt nach Sangerhausen fährt, passiert unweit von Sömmerda die Station Leubingen, wo ein berühmt gewordener Hügel schon von dem Jenaer Professor Klopfleisch, einem lange verkannten Pfadfinder auf dem Gebiete der Urgeschichte, ausgegraben worden ist.

Nicht allzuweit von Leubingen, in dem sogenannten Mannsfelder Seekreis, bei einem Orte namens Helmsdorf ist ganz neuerdings ein dem Leubinger in vieler Beziehung verwandter Hügel aufgedeckt worden. In beiden Hügeln sind über den Toten, die im Leubinger Fall auf einem hölzernen Fußboden, im Helmsdorfer in einer bettförmigen, gezimmerten Totenlade ruhten, richtige Holzhütten — gute Zimmermannsarbeit — mit steil abfallenden Dächern, dessen Bohlen in Leubingen noch mit Schilf bedeckt waren, errichtet gewesen. Im Leubinger Hügel war ein älterer Mann beigesetzt, dem quer über

den Schoß ein Mädchen von etwa zehn Jahren gelegt war, im Helmsdorfer anscheinend ein einzelner Mann in Hockerlage. Die Beigaben, Bronzeäxte, bronzene Dolchstäbe und Dolche, kleine Meißel, ein Hammer aus Diorit, ferner reicher Goldschmuck, Armreife, Nadeln, Spiralringe, Spiralröllchen u. a. weisen auf die älteste Metallzeit und darauf, daß es vornehme Leute waren, die hier bestattet wurden. In einer dichten Aschenschicht unter der Totenlade des Helmsdorfer Hügels fand man noch die Skelette zweier Männer, die dem Toten offenbar als Diener mitgegeben waren, wie auch das sehr junge Mädchen in dem Grabe des älteren Herren einen tiefen Blick in die Sitten und in die Sittlichkeit jener Zeiten gestattet.

Das Interessanteste für unsere Zwecke bleiben aber doch die eine unzweideutige Absicht, dem Toten ein Haus zu errichten bekundenden Holzhütten des Leubinger und Helmsdorfer Hügels.

Es ist unseren Prähistorikern bis jetzt unbekannt geblieben, daß ähnliche, ja fast gleiche Anlagen überaus häufig in den südrussischen Kurganen wiederkehren, d. h. in jenen Grabhügeln, die in den Ländern nördlich des Schwarzen Meeres malerisch über die Einförmigkeit der Steppe ausgebreitet sind. Und zwar gilt dies sowohl von den den einst in diesen Gegenden herrschenden skythischen Stämmen angehörigen Kurganen wie auch von denen früherer, noch mannigfacher Aufklärung bedürftiger Epochen.

Wenigstens auf eine dieser südrussischen Hüttenbestattungen sei unter diesen Umständen besonders hingewiesen. Sie wurde im Jahre 1903 von V. A. Gorodzow in einem Kurgan des Gouvernements Jekaterinoslaw aufgedeckt und gehört nach dem genannten Forscher dem Ende des zweiten Jahrtausends v. Chr. an.

In der Tiefe des Hügels befand sich eine geräumige viereckige Grube, auf deren Boden ein aus dicken eichenen Brettern hergestelltes Gebälk (eine Art Totenlade) zutage trat. Zwischen den Wänden der Grube und denen des Gebälks war in östlicher Richtung ein rot gefärbter Topf und das Haupt einer Kuh niedergelegt. In allen vier Ecken lag je ein Kuhfuß.

Innerhalb des Gebälks war in Hockergestalt ein weibliches Skelett beigesetzt, mit den Handwurzeln unter dem Gesicht; auf der linken Seite ruhend, mit dem Kopf nach N.O. gewendet. Am Halse wurden kleine Stückchen auseinandergefallener bronzener Perlen oder anderer ähnlicher Verzierungen gefunden. Vor dem Gesicht stand ein irdener Topf, vor der Brust lag eine Reihe von Klappern, die

aus dem Rückgrat eines Tieres herausgeschnitten waren, unter dem Skelett Kalkerde, unter dem Schädel Schilf.

Die größte Besonderheit dieser Bestattung aber bildete eine Hütte, die über dem Gebälk errichtet war. Die Hütte bestand aus zwei Säulen, die in rundlichen Gruben zu Häupten und Füßen des Toten außerhalb des Gebälks eingegraben waren. Auf die oberen Enden der Säulen war ein Balken gelegt, an den sich Äste lehnten. sodaß sie das Geflecht eines nach zwei Seiten abfallenden Daches bildeten. Über den Ästen lag Schilf.

Auf dem Dachbalken stand eine Reihe umgestürzter Töpfe und eine stark verwitterte Handmühle aus Sandstein. Noch weiter oben befand sich eine Aschenschicht, in ihr ein Kuhkopf, vier Kuhbeine, ein großer Topf mit Grübchenverzierung am Hals des Gefäßes und durchbohrtem Boden, verbrannte Knochen und ein Schleifstein.

Diese somit festgestellte Analogie des Grabes mit der menschlichen Wohnung ließe sich weiter durch die Urgeschichte bis in die geschichtlichen Zeiten verfolgen. Wir brechen ab, um uns einer anderen, in dieselbe Richtung deutenden Erscheinung zuzuwenden.

In dem bisherigen habe ich einigemal den Ausdruck „Hocker“, „Hockerskelett“ gebraucht, was bedeutet, daß die betreffenden Toten nicht ausgestreckt, sondern in zusammengekauertem Zustand, als liegende oder sitzende Hocker beerdigt worden waren. Dieser Brauch hat schon in der Steinzeit in Südrußland, Österreich-Ungarn, Deutschland — wir brauchen uns nur den Toten aus dem Derflinger Hügel zu vergegenwärtigen —, der Schweiz, Frankreich, England, Dänemark eine außerordentliche Verbreitung gehabt, und man hat teilweise sehr phantastische Erklärungen desselben aufgestellt.

Ich glaube aber, daß sein Sinn ein sehr naheliegender ist. Die sprachlichen und sachlichen Hausforschungen der letzten Jahre haben mit Deutlichkeit gezeigt, daß all das Hausmobiliar, das unser Heim mit Behaglichkeit und Bequemlichkeit erfüllt, der Tisch, der Stuhl, die Bank, das Bett außerordentlich späte Kulturerscheinungen sind, und unsere Vorfahren demnach, solange sie sich in ihren gewiß sehr niedrigen Hütten befanden, beim Gespräch, der Arbeit, dem Essen usw. auf jene hockende Stellung angewiesen waren, die wir eben in den Gräbern finden. Auch diese ist also nach meiner Auffassung nur eine Vorspiegelung und Nachahmung des wirklichen Lebens für das Scheinleben des Grabes.

Eine häufige Begleiterscheinung dieser Hockerskelette ist die an ihnen hervortretende Färbung der Knochen; doch hat man erkannt, daß dieselbe nicht erst nachträglich vorgenommen worden ist, sondern vielmehr von Farbe, Rötel und Ocker, herrührt, die später nach Zerfall des Fleisches auf die Knochen abfärbend, ursprünglich dazu bestimmt war, dem Toten zur Bemalung oder Tätowierung seines Körpers zu dienen, ein Brauch, der auch von den historischen Quellen aus ganz Nordeuropa, selbst von unseren germanischen Vorfahren gemeldet wird.

Überhaupt ist man gerade für die Toilette des Verstorbenen ängstlich besorgt. Rasiermesser werden seit der ältesten Metallzeit beigegeben. Auch die scharfen Feuersteinmesser der Steinzeit sollen diesen Dienst verrichten können; doch habe ich noch nicht der Wissenschaft das Opfer eines Versuchs gebracht. Selbst Bäder werden im alten Griechenland und in den litauisch-slavischen Ländern bei den Erinnerungsfesten für die Toten aufgestellt. Die weißrussischen Bauern versichern, daß man dies tun müsse, weil die Toten sich im Ganzen nur vier- oder fünfmal im Jahre badeten, und man sie nur für diese Zeit beurlaube.

Unter den bisher erörterten Beerdigungsarten werden Sie diejenige vermissen, die später unseren Erdteil erobert hat und noch heute die herrschende ist, die Beisetzung im Sarg.

In der Tat ist der Sarg sowohl im Süden wie im Norden Europas lange Zeit unbekannt gewesen. In Griechenland umhüllten die zäh am Althergebrachten festhaltenden Lazedämonier noch lange die Leiche nur mit Palmzweigen und Ölblättern. Die erste an den Sarg erinnernde Totenbergung war in Griechenland die Beisetzung des Toten in großen Tongefäßen, d. h. die Hineinzwängung der Leiche in einen sog. Pithos, wie sie neben der Bettung des Toten auf Schichten von Kalksteinen oder Sand, zuweilen auch auf dem Boden selbst in den Gräbern der sogenannten Dipylonepoche (ca. 1000—800 v. Chr.) nachgewiesen worden ist. Später kommen dann, offenbar aus dem Orient eingeführt, eigentliche Sarkophage aus Thon, Stein und Holz vor, deren Ausgangspunkt gewiß in Ägypten liegt, wo sie als Behälter der mumifizierten Leiche schon im vierten Jahrtausend nachweisbar sind.

Von Griechenland aus wird diese neue Art der Totenbergung sich langsam über das übrige Europa verbreitet haben, nur daß in den ungeheuren Waldungen, die damals unsern Erdteil bedeckten,

an die Stelle der kunstvolleren Bildungen des Orients der einfache „Totenbaum“, d. h. der ausgehöhlte Baumstamm trat, den wir als Totenberge im Süden zuerst auf jenem von Herrn Boni aufgedeckten Friedhof des Forum Romanum, im Norden in jütischen und schleswigschen Grabhügeln der älteren Metallzeit antreffen.

Mit der Erfindung des Totenbaums war für die nördlichen Länder das Problem, einen dauernden Hohlraum als Wohnung für den Toten zu gewinnen, einfach und praktisch gelöst. Die Hünenbetten und Riesenstuben waren an das Vorkommen erratischer Blöcke gebunden und ihre Errichtung mit unendlicher Mühe von Hunderten verbunden. Auch die oben beschriebenen Holzhütten und jene gewaltigen Steinkisten, in deren einer wir z. B. unseren Derflinger Hocker ruhen sehen, waren gewiß nur dem Reicheren erschwinglich. Den Totenbaum aber konnte jeder, der eine Axt hatte, fällen. Daß man ihn wirklich als eine Wohnung des Toten auffaßte, beweist u. a. seine russische Bezeichnung domovina von russ. domŭ = lat. domus ‚Haus‘. Im Gouvernement Olonetz, wo ich im Jahre 1907 einige Zeit Studien machen konnte, schneidet man in den Totenbäumen kleine Öffnungen heraus, und setzt in sie Fensterglas ein, so daß diese Lichtöffnungen den Schultern des Verstorbenen gegenüberliegen.

Und noch eine zweite Eigenschaft dieser Totenbäume mochte sie den Waldbewohnern empfehlen. Es handelt sich fast ausschließlich um Eichen, deren Holz und Rinde bekanntlich konservierende Kraft hat. Wer erinnert sich nicht der zynischen Äußerung des Totengräbers in Shakespeares Hamlet, nach der der Lohgerber ein Jahr länger als andere Menschen vor dem gänzlichen Zerfall in der Erde sicher ist? Will man sich von dieser konservierenden Wirkung solcher eichenen Totenbäume überzeugen, so betrachte man die im Kopenhagener Museum aufbewahrten Exemplare, denen wir die Erhaltung der einzigen Männer- und Frauentrachten aus dieser frühen Epoche unserer Kulturgeschichte verdanken.

Erhaltung und Aufbewahrung des Leibes und seine Versorgung mit aller Nahrung und Notdurft des Lebens, das ist das Alpha und Omega aller der Bestattungsgebräuche, die an unserem geistigen Auge vorübergezogen sind.

Inmitten dieser Zustände sehen wir die Menschen auf einem Mal einen Scheiterhaufen errichten, den Toten, um dessen Erhaltung man so ängstlich besorgt war, darauflegen und ihn zu einem Häuflein Asche verbrennen.

Die Feuerbestattung hat ihren Einzug gehalten.

Wann kam sie auf? Woher stammt sie? Was hat sie zu bedeuten? Soviele Fragen, soviele Rätsel!

Jacob Grimm, der im Jahre 1849 eine bedeutende Arbeit über das Verbrennen der Leichen geschrieben hat, war der Meinung, daß der Leichenbrand, dessen Sinn eine Opferung des Toten an die Götter gewesen sei, von den nomadisierend aus Hochasien in Europa einziehenden Indogermanen daselbst verbreitet worden sei. Das letztere ist schwerlich richtig; denn wir können bei mehreren indogermanischen Völkern, z. B. bei den Griechen, einen Übergang vom Begraben zum Verbrennen wahrnehmen, und unter den asiatischen Indogermanen sind die Perser, Meder, Skythen immer unbekannt mit der Sitte, die Leichen zu verbrennen geblieben.

Eine Erklärung anderer Art ist ganz neuerdings versucht worden. Es ist eine gut beobachtete Tatsache, daß das Feuer schon in der Sphäre des Begrabens — gleichviel zu welchem Zweck — eine gewisse Rolle gespielt hat. In die Asche dieser Totenfeuer habe man die Leichen gelegt, um sie dadurch zu rösten und so, ähnlich wie durch Einbalsamierung vor Fäulnis zu schützen. Derartiges läßt sich in den mykenischen Schachtgräbern, in den nordischen Riesenstuben und vielleicht auch in dem Helmsdorfer Fürstengrab wahrnehmen.

Gewissermaßen durch Versehen sei dann die Verbrennung der ganzen Leiche erfolgt, nnd so der Leichenbrand entstanden — eine, wie mir scheint, unmögliche Erklärung, welche die Regel von der Ausnahme abzuleiten unternimmt und die schon daran scheitert, daß man in jenen skandinavischen eichenen Totenbäumen Leichen gefunden hat, deren wohl erhaltene Kleidung beweist, daß sie niemals dem Feuer ausgesetzt gewesen sein können.

Wollen wir uns in dieser schwierigen Frage selbst ein Urteil bilden, so müssen wir, glaube ich, uns dahin wenden, wo für den europäischen Kulturkreis die Sitte des Leichenbrands zuerst einigermaßen chronologisch fixierbar ist und in ihrer Bedeutnng von gleichzeitigen Menschen erläutert wird, zn den homerischen Gedichten. Diese stellen indessen nicht die Anschauungswelt des griechischen Mutterlands dar, das ja, wie unsere Bemerkungen über die Grabstätten von Mykenae und die Dipylongräber zeigen, zunächst an der ältesten Gewohnheit des Begrabens festhielt, sondern vielmehr den Ideenkreis der ionischen Griechen, die frühzeitig von Hellas nach

Kleinasien ausgewandert sind. Hier in dem kleinasiatischen Küstenland muß also der ionische Stamm zu der Sitte der Leichenverbrennung übergegangen sein, die ausnahmslos in den homerischen Gedichten gilt und, was wichtig ist, auch den Trojanern zugeschrieben wird.

Auch über die eigentliche Bedeutung der neuen, mit dem bisherigen Zustand brechenden Gewohnheit erhalten wir von dem Dichter Auskunft:

„Dies jedoch ist für die Menschen Gesetz, daß, wenn sie nun tot sind,
Und die Sehnen das Fleisch nicht mehr und die Knochen verbinden,
Weil all dies der gewaltigen Kraft des flammenden Feuers
Völlig erliegt, sobald dem Gebein das Leben entflohn ist,
Daß alsdann, einem Traumbild gleich, die Seele davonfliegt“.

Wohin sie fliegt, ist nicht zweifelhaft. Es ist das Haus des Hades, das der Seele, nur wenn der Leib verbrannt ist, offen steht. In der Nacht vor seiner Verbrennung erscheint Patroklos dem schlafenden Achilleus und fleht um rasche Verbrennung. Seine Seele schweife ruhelos um das weittorige Haus des Hades. Sobald aber der Körper des Feuers teilhaftig geworden sei, werde die Seele niemals zurückkommen.

Ganz ähnliche Gedanken kehren bei den Indern wieder. Auch bei ihnen war Verbrennung der gewöhnliche Weg für den Toten, die nächste Welt zu erreichen. Der „fleischfressende“ Agni (= lat. *ignis* ‚das Feuer‘) trägt den Verstorbenen in die andere Welt, zu den Vätern und Göttern, zur Unsterblichkeit. Im Rauch des Feuers steigt der Tote empor.

Es kann also keinem Zweifel unterliegen, daß der ursprüngliche Sinn der Feuerbestattung der war, die bis dahin auch nach dem Tode am Körper haftend gedachte Seele aus dieser Haft zu befreien, und durch den Rauch der Flamme einem fernen Totenreiche zuzuführen. Dieser Gedanke mußte umso näher liegen, als die menschliche Seele selbst als ein rauchartiges Gebilde aufgefaßt wurde, wie aus der Gleichung griech. *θυμός* ‚Seele‘ = lat. fūmus ‚Rauch‘ auf das unzweideutigste hervorgeht.

Wo zu allererst dieser neue Glaube aufgekommen ist, läßt sich noch nicht mit Bestimmtheit sagen, ebenso wenig die Zeit und der Weg seiner Verbreitung in Europa genau bestimmen. Viele Erkenntnis wird hier noch die Prähistorie zu Tage fördern. Eine der bedeutendsten neuen Tatsachen ist, daß im südlichen Rußland, am mittleren Dniepr schon aus spätneolithischer Zeit umfangreiche Leichenbrandstatten bekannt geworden sind, die noch besonders durch Funde bemalter Keramik und von Idolen, wie sie ganz neuerdings auch in Schlesien hervorgetreten sind, charakterisiert werden.

Sicher ist, daß auch bei den europäischen Barbarenvölkern der Glaube an besondere Totenreiche sich früh entwickelt hatte. Die Erinnerung an ein solches hat z. B. unser Wort „Hölle" bewahrt, das seinen heutigen Sinn erst durch das Christentum erhalten hat. Aber auch bei den heidnischen Thrakern, Slaven, Litauern finden wir den Glauben an solche Totenreiche.

Daß nun auch hier nach Aufkommen des Leichenbrandes die Flamme des Scheiterhaufens als das bequeme Mittel angesehen wurde, den Toten an die wahre Stätte seiner künftigen Seeligkeit zu befördern, dafür besitzen wir wenigstens ein direktes, wenn auch erst spätes Zeugnis. Sie erinnern sich jenes Leichenbegängnisses eines vornehmen Russen, dem ein arabischer Reisender beiwohnte. Dieser wendet sich an einen der herumstehenden Russen mit der staunenden Frage, was dies alles bedeute, und jener antwortet: „Ihr Araber seid wahrhaftig ein dummes Volk. Ihr nehmt den geliebtesten und geehrtesten Mann und werft ihn in die Erde, wo Würmer und kriechendes Getier sich von ihm nähren. Wir aber verbrennen ihn in einem Augenblick und unmittelbar geht er unverzüglich ins Paradies ein".

Zu diesem Gedanken, die Seele des Toten durch die Flamme des Scheiterhaufens zu befreien und im Rauch des Feuers einem fernen Totenreich zuzuführen, tritt ein zweiter, im Grunde mit dem ersten identischer, nämlich der Wunsch, sich selbst durch das Verbrennen der Leiche von dem Toten zu befreien und seine Widerkehr zu verhindern. Es bedarf an verschiedenen Orten einer bestimmten Zeremonie, um einen Toten aus der unterschiedlosen Masse der Geister in die Zahl der verehrten Vorfahren einzureihen. Noch heute nimmt der weißrussische Bauer den Toten, ganz wie in Indien, nach Vollbringung einer solchen Zeremonie mit folgenden Worten in die Liste seiner Ahnen auf: „Großväter und Großmütter,

Väterchen und Mütterchen, Onkel und Tanten, nehmt unseren verstorbenen Vater zu Euch, lebt dort gut mit ihm, zankt Euch nicht.“ Bis dahin schweift der Verstorbene ruhelos um die Stätte des Grabes oder die frühere Wohnung nmher und erschreckt in mancherlei Gestalt, namentlich von Tieren, die Lebenden. Der Glaube an Werwölfe und Vampyre und die Fnrcht vor einem der größten Schrecken des primitiven Menschen dem Albtraum hat hier seinen Ursprung. Von alledem befreit man sich, indem man den Toten verbrennt. Auch das wird unumwunden ausgesprochen. „Anf Island war ein Mann vor der Tür einer Wohnung in stehender Stellung begraben worden, damit er seine Wirtschaft bequem übersehen könne. Weil er aber wiederkommt und viel Schaden anrichtet, verbrennt man ihn nnd streut die Asche ins Meer.“

So stehen nunmehr die nrsprünglichen Grundgedanken sowohl des Begrabens wie des Verbrennens in aller Deutlichkeit vor uns. Allein es hieße den Charakter derartiger Ideen verkennen, wollte man meinen, daß dieselben nun auch in Wirklichkeit überall in dieser Reinheit und Deutlichkeit hervorträten. Vielmehr können wir wahrnehmen, wie die krasse Realistik dieser Begräbnisbräuche von früherer Zeit an hier mehr, dort weniger durch Akte der Symbolisierung gemildert wird, um dann hier mehr dort weniger zu gedankenloser Gewohnheit zu werden.

Die gesamte Habe, die man eigentlich dem Toten ins Grab mitzugeben verpflichtet ist, wird in wohl verstandenem Interesse der Hinterbliebenen nur angedeutet, und es ist möglich, daß das Geld, das man selbst in unseren Städten dem Toten noch vielfach in den Sarg legt, der Charongroschen der Griechen, den letzten Rest jener ältesten Anschauung darstellt. Statt *wirklicher* Waffen und Werkzeuge, auf die der Überlebende nnr ungern verzichtet, begnügt man sich Miniaturnachbildnngen derselben dem Toten mitzugeben, statt eine *wirkliche* Wohnung ihm zu errichten, dieselbe durch eine bloße Steinsetzung anzudenten. Überall siegt das Leben über den Tod.

Vor allem aber kann man die Sitten und Gebräuche des Leichenbrandes nicht verstehen, wenn man sich nicht vergegenwärtigt, daß derselbe überall mit den älteren Gedanken und Gewohnheiten des Begräbnisses der unverbrannten Leiche zu verschmelzen die Neigung zeigt.

Zunächst ist darauf hinzuweisen, daß im alten Europa zu keiner Zeit und vielleicht bei keinem Volke seit Einführung des Leichen-

brandes dieser letztere ausschließlicher Brauch gewesen ist, sondern daß immer Begraben und Verbrennen, indem — aus noch nicht deutlich erkennbaren Gründen — bald das eine, bald das andere vorherrschte, neben einander bestanden haben; doch ist auch in diesen Fragen noch nicht das letzte Wort gesprochen.

Wen seine Sommerreise nach dem lieblichen Salzkammergut führt, der versäume nicht einen Ausflug nach dem Hallstätter See mit dem zwei Stunden von Hallstatt entfernten Salzberg zu machen, um einen Blick auf die Stätte eines der berühmtesten Gräberfelder der Welt aus der Zeit, in welcher das Eisen zuerst nördlich der Alpen erscheint, zu werfen. Hier sind über tausend Gräber ausgegraben worden und ziemlich genau die Hälfte derselben zeigt Skelette, die andere Hälfte Leichenbrand. Dabei sind die Brandgräber oft mitten zwischen die Skelettgräber eingestreut, und die Gleichartigkeit der Beigaben lehrt, daß es weder von dem Geschlecht, noch von dem Besitz des Verstorbenen abgehangen haben kann, ob er begraben oder verbrannt wnrde. Es scheint hier also — sagen wir — schon im fünften Jahrhundert vor Chr. ein absolut friedlicher und humaner Zustand gegenseitiger Anerkennung erreicht gewesen zu sein.

Ob dem freilich eine Zeit des Kampfes voraus gegangen ist, ob es, wie noch vor kurzem in meiner Vaterstadt Weimar, Verwandte zu Begrabender gegeben hat, die es sogar verabscheuten, mit den Verwandten zu Verbrennender eine Grabkapelle gemeinsam zu haben, und ob das Hallstätter Ministerium, wie zn Weimar geschehn, infolgedessen das Vorhandensein gesonderter Räume zur Vollziehung der Totenbräuche für beide anordnete, können wir nicht wissen.

Jedenfalls haben auch im klassischen Griechenland und in Rom offenbar beide Bestattungsarten friedlich nebeneinander bestanden, und Dichter und Philosophen haben es nicht einmal für der Mühe wert gehalten, sich darüber zu äußern, welche von beiden sie für die Unsterblichkeit der Seele für besser halten. War hier ein Kampf, so muß er in vorhistorischer Zeit stattgefunden haben.

Die enge Verwandtschaft beider Bestattungsarten und das Hinübergreifen der älteren Beerdigungssitte in die Feuerbestattung, zeigt sich aber vor allem in den Riten dieser letzteren selbst. Zunächst kann es als ein allgemein giltiges Gesetz betrachtet werden, daß Kinder überhaupt nicht zn verbrennen, sondern zn begraben sind.

Dieser Brauch tritt nns im alten Indien ebenso wie in Griechen-

land und auf jenem prähistorischen Friedhof des Forum Romanum entgegen und wird in Rom ausdrücklich als Satzung ausgesprochen. Welches das Motiv dieser Einschränkung der Feuerbestattung ist, ob lediglich die Rücksicht auf die größere Einfachheit und Billigkeit der Erdbestattung, oder ob, wie wahrscheinlich, ein anderer tieferer Grund dieser Sitte anzunehmen ist. ist noch nicht mit Sicherheit ermittelt worden.

Bemerkenswert ist ferner, daß gerade bei den ältesten Feuerbestattungen des Nordens, die teilweise bis in die Steinzeit reichen, die Leiche im Grabe selbst verbrannt wird, so daß Asche und Knochen gleich an Ort und Stelle bleiben. Auch diese Sitte ist ganz neuerdings in sehr alten griechischen Gräbern aus Eleusis nachgewiesen worden, wie sie aus Rom längst bekannt war. Überhaupt gewinnt man auf diesem Gebiete, wie auf andern, immer wieder den Eindruck, daß es hauptsächlich vom Süden oder Südosten Europas ausgehende Kulturströmungen waren, welche in früher vorrömischer Zeit bestimmend auf Gewohnheiten und Vorstellungen der Nordleute einwirkten.

Eine höchst seltsame Verquickung von Begraben und Verbrennen stellt ferner die auf unserem Hallstätter Friedhof einigemal — aber wie es scheint, sicher — nachgewiesene Tatsache dar, daß der Verstorbene, beinah als ob er es beiden Richtungen hätte recht machen wollen, halbiert und die eine Hälfte begraben, die andere verbrannt war. Der einzige Zug, der sich aus der geschichtlichen Überlieferung hierbei heranziehen läßt, ist der in Rom aufs beste bezeugte alte Brauch, eine Familie erst dann ihrer Pflichten gegen den Toten für ledig anzusehen, wenn bei einer Leichenverbrennung ein Glied des Körpers, etwa ein Finger als os resectum abgeschnitten und besonders begraben, auch eine Erdscholle auf die Knochenreste geworfen worden war.

Nicht weniger sehen wir den uralten Gedanken, dem Toten in der Erde eine richtige Hütte zu erbauen, auch in den Verhältnissen der Feuerbestattung wieder auferstehen. Man formt — namentlich in Italien und Deutschland — die Urnen, welche die Asche des Verstorbenen aufnehmen sollen, als Häuser mit Dächern und Türen und liefert in diesen sogenannten „Hüttenurnen“ zugleich dem Kulturforscher ein wichtiges Material, um nach diesen Mustern die Wohnungen der Lebenden in sehr frühen Zeitläufen unserer Geschichte zu rekonstruieren.

Wie handgreiflich dabei die Analogie zwischen Wohnung und Grab einer-, zwischen Grab und Leichenurne andererseits ist, zeigt der Umstand, daß das in den alten Wohnungen meist vorhandene Wand- oder Giebelloch, durch das der Rauch, aber auch die Seele des Schlafenden oder Sterbenden hinausspaziert, der dušnikŭ des russischen Bauernhauses, sich ebenso in zahlreichen Grabanlagen wie in zahlreichen Urnen findet, wovon man sich wiederum in unserem Breslauer Museum überzeugen kann.

Den besten Beleg aber dafür, daß man auch die Feuerbestattung aus dem Gesichtswinkel der Beerdigung betrachtete, liefert die Geschichte der Totenbeigaben selbst. Was, sollte man meinen, konnte einem Geist, der durch den Rauch des Scheiterhaufens in ein fernes Totenreich getragen war, die Beigabe etwa eines Rasiermessers nützen? Und wirklich sehen wir in den homerischen Gedichten, die von gewissen Überresten älterer Anschauungen (s. o.) abgesehen, keine Totenbeigaben und keinen Totendienst überhaupt kennen, den aus der Feuerbestattung sich ergebenden Schluß mit aller Schärfe gezogen.

Anders im Bereich der europäischen Feuerbestattung. Hier werden, nach einigem Schwanken, im wesentlichen dieselben Beigaben wie bei der Beerdigung auch bei der Urne eines Verstorbenen niedergelegt oder — vielleicht in einer etwas späteren Phase dieser Gedankenreihe — auf den Scheiterhaufen gebracht und mit dem Toten verbrannt, damit sie ihm ins Jenseits folgen.

Sehr bezeichnend hierfür und sehr hübsch ist folgende Geschichte, die Herodot erzählt. Periander, der Tyrann von Korinth, hatte eine Frau, die hieß „Bienchen“ (Melissa). Die war gestorben und verbrannt worden. Da läßt sie eines Tages durch Vermittlung eines Totenorakels dem Gatten sagen, sie friere, denn sie habe nichts anzuziehen — eine den Frauen aller Zeiten geläufige Wendung. Ihre Garderobe sei zwar mit ihr begraben, aber nicht mit ihr verbrannt worden. Was tut der liebende Gatte? Er befiehlt sämtlichen Korinthierinnen im höchsten Staat im Tempel der Hera zusammenzukommen. Dort zwingt er sie sich zu entkleiden und sendet ihre gesamten Kleidungsstücke durch die Flamme des Scheiterhaufens dem geliebten „Bienchen“ zu. Liebevoll und nicht kostspielig!

Ja, man kann sagen, daß in der Epoche des Mitverbrennens der Beigaben, die im Norden schon tief in die christlichen Zeiten hereinragt, die pompösesten, freilich auch schrecklichsten Leichenbrände

vorkommen. Aus zahlreichen Beschreibungen dieser Art sei auf das Leichenbegängnis des litauischen Großfürsten Gedimin hingewiesen, das im Jahre 1341 unserer Zeitrechnung stattfand: „Es wurde ein Scheiterhaufe von Fichtenholz errichtet und darauf der Leichnam gelegt, in den Kleidern, die der Lebende am meisten geliebt hatte, mit dem Säbel, dem Speer, dem Köcher und Bogen. Dann wurden je zwei Falken und Jagdhunde, ein gesatteltes lebendiges Pferd und der getreuste Lieblingsdiener unter Wehklagen der umstehenden Kriegerschar mitverbrannt. In die Flamme wurden Luchs- und Bärenkrallen geworfen, sowie ein Teil der dem Feinde abgenommenen Beute, endlich auch drei gefangene deutsche Ritter lebendig verbrannt. Nachdem die Flamme erloschen war, wurde die Asche und das Gebein des Fürsten, des Dieners, des Pferdes, der Hunde usw. gesammelt und in einem Grabe an der Stelle, wo die Flüßchen Wilna und Wilia zusammenfließen, niedergelegt und mit Erde bedeckt."

Solche Zustände fand das Christentum in den nördlichen Ländern vor, und es ist selbstverständlich als eine kulturhistorische Großtat zu bezeichnen, daß es ihnen ein Ende machte. Wenn es aber, an die Erdbestattung des Judentums und der semitischen Völker überhaupt gewöhnt, jedwede Feuerbestattung bekämpfte, so geschah dies weniger, weil man die Verbrennung der Leiche dem christlichen Dogma, besonders dem von der Auferstehung des Fleisches für zuwiderlaufend erachtete, als weil eben der Leichenbrand neben vielem anderen ein Kriterium des Heidentums bildete. Mit gleichem Eifer verfolgte man auch das Begraben im Wald, im Hügel, auf dem freien Feld statt auf dem geweihten Friedhof bei der Kirche, das Schmausen, Zechen, Singen, Tanzen, Sichvermummen auf den Gräbern, kurz alles, was nach Heidentum schmeckte. Interessant ist, daß man für Hexen und Zauberer — womit man freilich eine neue Scheußlichkeit anstelle der alten setzte — gerade den Feuertod wählte. Es dürfte in Anlehnung an den oben berührten volkstümlichen Glauben geschehen sein, daß das Feuer die Wiederkehr der Toten verhindert.

Als Jacob Grimm im Jahre 1849 über das Verbrennen der Leichen schrieb, sagte er mit schmerzlichem Bedauern: „Wir können nicht wieder zu den Gebräuchen ferner Vergangenheit umkehren, nachdem sie einmal seit lange abgelegt worden sind. Sie stehen jetzt außer Bezug auf unsre übrige gewohnte Lebensart und würden neu eingeführt den seltsamsten Eindruck machen, obgleich selbst der Sprach-

gebrauch immer noch duldet, von der Asche unserer unverbrannten Eltern zu reden". Er hat sich geirrt. Seit den siebziger Jahren hat auch in Deutschland eine neue Bewegung zugunsten der Feuerbestattung eingesetzt, die, obgleich durchaus auf sanitären und ästhetischen Gesichtspunkten beruhend, doch dadurch einen religionsgeschichtlichen Hintergrnnd gewann, daß die christliche Kirche beider Konfessionen ebenso wie das Judentum das Verbrennen der Leichen für ihren Lehren zuwiderlaufend erklärte und ihm einen teilweise leidenschaftlichen Widerstand entgegensetzte.

Schneller, als man hoffen konnte, hat wenigstens die evangelische Kirche diesen Standpunkt aufgegeben und an seine Stelle ein tolerari potest gesetzt. Augenblicklich befinden sich in Deutschland, wenn ich richtig zähle, sechzehn Krematorien in Betrieb, woraus folgt, daß die Feuerbestattung zur Zeit behördlicherseits in Sachsen-Koburg-Gotha, Baden, Hamburg, Sachsen-Weimar, Württemberg, Sachsen und Bremen zugelassen ist; und es gehört — besonders nach den Verhandlungen des preußischen Landtags vom Juni dieses Jahres — keine große Prophetengabe dazu, um vorauszusagen, daß in wenigen Jahrzehnten die Feuerbestattung in ganz Deutschland gleichberechtigt mit der Erdbestattung dastehen wird.

Es dürfte daher am Platze sein, zu dem Ritual der modernen Feuerbestattung noch einige Bemerkungen zu machen.

Hätte ich ihren Freunden einen Rat zu erteilen, so würde ich glauben, daß an der uralten Sitte, die Urne mit den Resten des Toten im Schoß der „wohlgegründeten dauernden" Erde beizusetzen, festgehalten werden müsse, da die Aufstellnng der meist zerbrechlichen und hundert Fährnissen ausgesetzten Gefäße in den alltäglichen Wohnungen der Lebenden, in nüchternen und eintönigen Columbarien, schon im Altertum einer Erfindung der Großstadt, ja selbst in den an sich poesievollen Urnenhainen berechtigten Bedenken vom Standpunkt der Pietät gegen den Toten unterliegen könnte.

Vergleicht man sodann den Gang einer modernen Feuerbestattung mit dem einer solchen des klassischen Altertums, so fehlen in der ersteren naturgemäß eine Reihe erschütternder, aber auch trostreicher Momente.

Im Altertum wurde die Leiche auf dem Scheiterhaufen vor den Augen der Leidtragenden verbrannt:

„O weiser Brauch der Alten, das Vollkommene,
Das ernst nnd langsam die Natur geknüpft,
Des Menschenbilds erhabne Würde, gleich,
Wenn sich der Geist, der wirkende, getrennt,
Durch reiner Flammen Tätigkeit zu lösen.
Und wenn die Glnt mit tausend Gipfeln sich
Zum Himmel hob, und zwischen Dampf und Wolken
Des Adlers Fittig deutend sich bewegte,
Da trocknete die Träne, freier Blick
Der Hinterlassnen stieg dem neuen Gott
In des Olymps verklärte Räume nach".

Auf die Löschung des Scheiterhaufens folgte die Zeremonie des Einsammelns der Knochen- und Aschenreste durch die Verwandten:

„Wenn ich einst zum zarten Schatten verwandelt bin", so tröstet sich der römische Dichter Tibull, „und mein weißes Gebein schwarze Asche bedeckt, dann soll zu meinem Scheiterhaufen weinend die Geliebte kommen. Begleitet sei sie vom Schmerz der teneren Mutter, die den Eidam beklagt, wie jene den Gatten. Fromm mögen sie netzen die Hand und mein Gebein, das allein von mir übrig blieb, in schwarzem Tuche sammeln. Zuerst mit firnem Wein, dann mit schneeweißer Milch sollen sie es besprengen, mit leinenem Schleier trocknen nnd getrocknet es im marmornen Grabhaus bergen".

Derartige Züge fehlen, wie begreiflich, der modernen Feuerbestattung, deren Feierlichkeit da abbricht, wo die antike ihren Höhepunkt erreichte.

Besonders würdig und feierlich wird daher gerade der letzte den Leidtragenden sichtbare Akt der modernen Feuerbestattung zu gestalten sein, der Augenblick, in dem der Sarg dem Auge der Anwesenden entschwindet, und unter keinen Umständen wird hierbei, wo es sich um eine christliche Bestattung handelt, auf die Gegenwart und Mitwirkung des Geistlichen verzichtet werden können. Besonders hiergegen scheinen aber selbst liberale Kirchenregiernngen die meisten Bedenken zu haben. Und dennoch müßte — gerade im Interesse der Kirche — auch dieser Widerstand gebrochen werden; denn wie auch immer die Menschen seit grauen Zeiten sich das „unentdeckte Land, von deß Bezirk kein Wandrer wiederkehrt", gedacht haben oder denken, der Moment, in dem der Schrein, der vielleicht das Liebste oder Verehrungswürdigste birgt, was wir be-

saßen, in die Tiefe sinkt, wird, gleichviel ob es sich um Begraben oder Verbrennen handelt, immer der erschütterndste und des Trostes bedürftigste sein, und in dem Herzen des Priesters wie des Laien, des Weisen wie des Toren wird es wiederhallen: „Sterben — schlafen. Schlafen! Vielleicht auch träumen".

Zur österreichischen, französischen und englischen Nationalhymne.

Von K. Sonnenmark in Brünn.

Zu den wertvollen Ausführungen Bohn's in seinem Werke „Die Nationalhymnen der europäischen Völker" (Wort und Brauch, herausgegeben von Prof. Dr. Th. Siebs und Prof. Dr. M. Hippe, Heft IV, Breslau, M. u. H. Marcus 1908) seien folgende Bemerkungen gegeben.

1. Auf Seite 18, wo von der österreichischen Volkshymne gesprochen wird, ist die „Hymne auf Kaiser Franz" (1797) von Leopold Lorenz von Haschka und die „Hymne auf Kaiser Franz Josef" (1854) von Johann Gabriel Seidl angeführt. Mir ist noch eine dritte österreichische Volkshymne bekannt[1]) und zwar die „Hymne auf Kaiser Ferdinand", die von Karl von Holtei im Jahre 1835 gedichtet wurde. Die Melodie von Josef Haydn hat man, von einer ganz unwesentlichen Veränderung abgesehen, ganz unberührt gelassen. Der Text lautet:

Gott erhalte unsern Kaiser,
Unsern Kaiser Ferdinand!
Reich, o Herr, dem guten Kaiser
Deine starke Vaterhand!
Wie ein zweiter Vater schalte
Er an deiner Statt im Land!
Ja, den Kaiser, Gott, erhalte,
Unsern Kaiser Ferdinand!

Laß in seinem Rate weilen
Weisheit und Gerechtigkeit,
Laß ihn seine Sorgen teilen,
Zwischen Zeit und Ewigkeit,
Daß er hier sein Reich verwalte
Nur als deines Reiches Pfand!
Ja, usw.

[1]) Ferdinand von Saar arbeitete auch an einem neuen Texte der österreichischen Volkshymne im Frühjahr 1897 in Raitz. Im Mai hatte er zwei Strophen bereits fertig gedichtet und las sie seinem Freunde Emil Soffé vor; er scheint jedoch den Gedanken bald aufgegeben zu haben, denn er erwähnte später der Hymne nicht mehr. Vgl. Emil Soffé, Vermischte Schriften, Fr. Irrgang, Brünn 1909.

Gib ihm Frieden! Gib ihm Ehre,
Wenn die Ehre ruft zum Krieg!
Sei mit ihm und seinem Heere!
Unsern Fahnen schenke Sieg!
Wo sie walten, da entfalte
Segen sich für jeden Stand!
Ja, usw.

Alles wechselt im Getriebe
Vielbewegter Erdenwelt!
Doch erprobter Treu' und Liebe
Ward die Dauer beigestellt.
Unsre Treue bleibt die alte,
Unauflöslich ist ihr Band.
Ja, usw.

II. Auf Seite 25 wird bei der Entstehung der Marseillaise gesagt, daß „die Dietrich'sche Familie es dem Hauptmann Rouget de l'Isle nahelegte, das patriotische Ereignis dichterisch zu verwerten. In der Nacht vom 24. zum 25. April dichtete und komponierte dieser den Kriegsgesang für die Rheinarmee" . . . Die Klavierbegleitung hatte eine befreundete Dame in höchst dilettantischer Weise zurechtgemacht, da der Dichter-Komponist nur die Melodie und ein kurzes Nachspiel für die Geige aufgeschrieben hatte."

Die Marseillaise, die in den Tagen der Revolution plötzlich wie ein Flammenzeichen aufloderte und ihre anfeuernde begeisternde Macht in den Eroberungskriegen Napoleons noch stärker entfaltete, war auf die Einzelheiten ihrer Entstehungsgeschichte hin bisher noch nicht erforscht. In Marseille waren eines Tages ihre leidenschaftlichen Töne erklungen, und von dort hatte sie ihren Eroberungszug durch ganz Frankreich angetreten. Aber der eigentliche Geburtsort des Liedes war Straßburg, wie wir aus einer kürzlich erschienen Abhandlung von Alfred B. Bonard[1]) erfahren, die über alle Einzelheiten der Entstehung berichtet. Rouget de l'Isle war im April 1792 Geniekapitain in Straßburg, wo General Kellermann die Garnison befehligte. Der General verkehrte damals viel bei dem Bürgermeister Dietrich, der für Poesie und Musik große Vorliebe zeigte. Kellermann zog auch den dichterisch begabten Kapitain in diesen Kreis und bat ihn, bisweilen für eine Soiree um „la surprise par un poème non publié" (die Überraschung durch ein unveröffentlichtes Gedicht). Für den 27. April hatte der Befehlshaber (nicht Dietrich!) seinem Kapitain wieder solch einen halb offiziellen dichterischen Auftrag erteilt, und zwar hatte er um etwas gebeten, „ce qui en vaut la peine d'être chanté au camp; un poème à enflammer les coeurs, un hymne entraînant, une belle chanson qui plait au parti du peuple" (was die Mühe verlohnt, im Lager gesungen zu werden, ein Gedicht, die Herzen zu entflammen, eine fortreißende Hymne, ein schönes Lied, das der

[1]) Sur la Marseillaise. Paris 1900.

Volkspartei gefällt). Rouget de l'Isle bat um einen kleinen Aufschub, da man der Poesie nicht so befehlen könne; aber er arbeitete die ganze Nacht durch an einem Gedicht[1]) und trug dies am nächsten Tage bei Dietrich vor. Zehn Personen waren um ihn versammelt, der Bürgermeister Dietrich mit seiner Frau und seinen beiden Nichten, einige höhere Stadtbeamte und zwei Studenten. Der Dichter nannte den Titel: „Chant de Guerre de (nicht pour") l'armée du Rhin, dédié au Maréchal Luckner", ging dann zum Klavier und begann die nachher so berühmt gewordene erste Strophe. Eine große Begeisterung ergriff die Zuhörer: Dietrich sang bei den letzten Strophen den Refrain „Aux armes, citoyens!" aus voller Kehle mit, die Studenten warfen ihre Hüte in die Höhe und schrieen: „Vive la France!" Am folgenden Sonntag, 29. April wurde die „Kriegshymne" in einer einfachen Orchestrierung von der Kapelle der Nationalgarde auf dem Straßburger Paradeplatz gespielt und von der Menge mit jubelndem Beifall aufgenommen. Während so in Straßburg das Lied bereits verbreitet war, brachte ein Student aus Montpellier die neue Hymne am 22. Juni nach Marseille und sang sie hier bei einem Festmahl, das die Stadt 500 Freiwilligen gab, die nach Paris zogen. Ein Musiker, Vernais, von dem Gesange so begeistert wie die Straßburger, lief zum Rathaus und deklamierte vor der dort versammelten Wache die Ode Rouget de l'Isles so schön und hinreißend, daß die Bürger von Marseille sogleich allgemein den Gesang anstimmten. Die 500 Freiwilligen zogen nun mit diesem Marschlied nach der Hauptstadt, und die Pariser legten der Straßburger Hymne den Namen „Marseillaise" bei. — Von Rouget de l'Isle stammen nur 6 Strophen der Nationalhymne, während die siebente, die sich an die Kinder wendet und sie ermahnt, dem Vorbild der Väter zu folgen, bisher dem Dichter Lebrun oder auch dem Revolutionspoeten Marie Josef Chenier zugeschrieben wurde. Doch stammt diese letzte Strophe von einem einfachen Abbé Pessonneaux aus Vienne im Departement Isère. Als die Marseiller auf ihrem begeisterten Marsch nach Paris bei Vienne vorbeikamen, hatten sich die Bewohner zum feierlichen Empfang gerüstet. Ein Tor aus grünem Laub, mit Fahnen und bunten Girlanden geschmückt, empfing die Freiwilligen, die ihr neues Sieges-

[1]) Dies hat E. Scherer in seinem wunderbaren Gemälde: „Rouget de l'Isle composant la Marseillaise en captivité à Strasbourg dans la nuit du 24. au 25. avril 1792" vortrefflich dargestellt. Dieses Gemälde ist wohl bekannter als das von J. A. Pils, das Bohn anführt.

lied sangen. Und als eine feine Ehrung hatte der Abbé Pessonneaux den Schulkindern von Vienne eine von ihm gedichtete Strophe eingeübt, mit der sie nun auf den Gesang der Großen im hellen Kinderchor antworteten. Diese Zeilen der Kinder gefielen so gut, daß sie in die Nationalhymne sofort aufgenommen wurden und für immer zu einem einzigen Ganzen mit ihr verwuchsen. Als im Jahre 1794 die Schreckensherrschaft in Lyon ihre furchtbaren Opfer forderte, wurde auch der Abbé Pessonneaux verhaftet. Schon war das Verhör zu Ende, und der Richtspruch sollte über ihn gefällt werden, da zogen Schüler singend an den Fenstern des Gerichtssaales vorbei und sangen die „Strophe der Kinder", die der arme Abbé gedichtet. „Da ihr nun Richter über mein Leben seid," sagte er weinend, „so bitte ich um eine letzte Gnade: Laßt mich von zwanzig dieser Kinder zum Richtplatz begleiten, die diese Strophe singen sollen, die mir so das Herz rührt . . ." Er wurde freigesprochen und von seinen Pfarrkindern mit Ovationen empfangen.

III. Es heißt auf Seite 29, das Verdienst, überzeugend dargetan zu haben, daß die Marseillaise textlich und musikalisch das geistige Eigentum Rouget des l'Isles ist, gebühre dem französischen Musikhistoriker Julien Thiersot. [Die Melodie wurde früher allerdings allgemein dem Rouget de l'Isle zugeschrieben; andere nannten sogar als Komponisten einen Chevalier d'Huna, den Violinvirtuosen M. J. Boucher, F. J. Reichardt, einen unbekannten Kapellmeister Holtzmann usw. Jetzt aber ist nachgewiesen, daß Rouget de l'Isle den Text seiner Hymne zum Teil mehreren Sätzen der Tragödie „Esther" und „Athalie" von Jean de Racine entnahm, während er die Melodie notengetreu von einer Nummer des Oratoriums „Esther" von Jean Baptiste Lucien Guion (nicht wie Bohn schreibt: Grison), einem Kapellmeister in Saint-Omer abschrieb].

IV. Auf Seite 3 heißt es, daß die englische Volkshymne „God save the king" wohl 1743 entstanden sei. Sie wurde zum ersten Male im Sommer 1745 gespielt, als die englischen Truppen gegen den Kronprätendenten (nach Finchley) ins Feld zogen. — Das Gemälde von Hogarth: „Der Auszug nach Finchley" stellt dieses denkwürdige Ereignis vortrefflich dar; es zeigt nämlich eine Verkäuferin des Liedes, das zuerst „God save great George the king" betitelt war. Vgl. Emil Soffé, Bunte Blätter, Brünn, Fr. Irrgang, 1899. Alinea: „Hogarth."

Schlesische Sprichwörter des Mittelalters.

Von Dr. J. Klapper.

Die Bedeutung des Sprichwortes für die Beurteilung des Charakters eines Volkes und seines Anschauungskreises ist längst erkannt und hervorgehoben worden, und an Sammlungen der Sprichwörter neuerer Zeit ist auch in Deutschland kein Mangel mehr. Auch in den mundartlichen Wörterbüchern nehmen die in den verschiedenen Dialektgebieten heimischen Sprichwörter schon lange den ihnen gebührenden Platz ein. Was uns aber heute noch sehr mangelt, das sind Sammlungen von Sprichwörtern des Mittelalters; davon liegen erst ein paar recht dürftige Versuche vor. Zwar kennen wir bereits eine große Zahl lateinischer Sprüche aus Quellen des Mittelalters, und auch die Stellen unserer mittelhochdeutschen Literatur, die offenkundig auf deutsche Sprichwörter Bezug nehmen, sind zusammengestellt worden, aber die ihnen entsprechenden volksmäßigen Formen dieser Sprüche ruhen zum allergrößten Teile noch ungehoben in den Handschriften des späteren Mittelalters, ja sie haben bisher noch garnicht die Aufmerksamkeit unserer volkskundlichen Forscher auf sich gelenkt. Und doch müssen wir sie erst kennen gelernt haben, ehe wir die wichtigen Fragen einwandsfrei lösen können, welche von unseren heutigen Sprichwörtern echt bodenständige Erzeugnisse sind, und wann die aus dem Auslande übernommenen zu uns hereingedrungen sind. Zur Lösung dieser Fragen soll die folgende Arbeit über die Sprichwörter der schlesischen Handschriften des Mittelalters ein Beitrag sein. Zugleich wird sie, wie ich hoffe, eine willkommene Beisteuer zu dem geplanten schlesischen Wörterbuche abgeben, und endlich möchte sie die Anregung zu einer Durchsicht einer bestimmten Gruppe von Handschriften in außerschlesischen Sammlungen geben, in denen für dieses Gebiet unserer deutschen Volkskunde noch reiche Schätze verborgen liegen. Es handelt sich auch hier um die bisher so selten beachteten lateinischen Predigthandschriften des 14. und 15. Jahrhunderts. Wie die folgenden Beschreibungen der in der vorliegenden Arbeit benützten Handschriften zeigen werden, war es ein beliebtes Mittel der vor dem Volke predigenden Mönche, nach der Angabe des Kanzelspruches das Interesse und die Neugier der Zuhörer dadurch zu fesseln, daß ein deutsches Sprichwort der folgenden Predigt zugrunde gelegt und dann meist in

geistlichem Sinne ausgelegt wurde. So leistet uns heute eine solche Predigt einen doppelten Dienst. Sie gibt uns nicht allein den Wortlaut des Spruches in der dem Volke wirklich geläufigen Form, oft freilich in lateinischer Niederschrift, sondern sie ermöglicht uns auch in Fällen, wo uns heute der Sinn mancher Wendungen nicht mehr klar ist, das Verständnis, indem sie nns ihre geistliche Auslegung bietet. Die für unsere Sammlung herangezogenen Handschriften sind sämtlich in schlesischen Klöstern benutzt worden, für mehrere läßt sich auch nachweisen, daß sie in Schlesien entstanden sind. Das schließt freilich nicht aus, daß vielleicht die Originale dieser Predigtabschriften außerhalb Schlesiens zu suchen sind. Doch ist eines sicher: Die Form, in der die deutschen Sprüche mitgeteilt werden, ist überall die dem ostmitteldeutschen Dialekte entsprechende und kann im Laut- und Wortbestand ohne weiteres für den schlesischen Dialekt in Anspruch genommen werden. Mit Absicht sind in das Verzeichnis der Sprichwörter auch alle handschriftlichen Parallelen aufgenommen worden; sie sind einerseits wichtig für die Entwicklung unserer Mundart, andererseits sind sie das beste Zeugnis für die örtliche und zeitliche Verbreitung des Spruches und somit für seine Beliebtheit beim schlesischen Volke. Auf außerschlesische Vergleiche konnte nicht ganz verzichtet werden. Berücksichtigt sind einmal die in unserer mittelhochdentschen Literatur vorkommenden Parallelstellen, soweit sie in der Sammlung Ignaz v. Zingerles „Die deutschen Sprichwörter im Mittelalter"[1]) zusammengestellt sind. Diese Parallelen werden zugleich zeigen, wie weit sich bei gleichem Gedanken oft der sprachliche Ausdruck der mittelhochdeutschen Dichtungen von der echt volksmäßigen Form unserer Sprichwörter entfernt. Dann wurde die älteste niederdeutsche Sprichwörtersammlung des Tunicius[2]) benutzt, die Hoffmann von Fallersleben herausgab, nnd deren Entstehnng er in das Jahr 1514 setzt. Der Vergleich mit den Stücken dieser Sammlnng erweist für manches schlesische Sprichwort auch eine weit über die Grenzen Schlesiens hinausgehende Verbreitung. Von schlesischen Sammlungen

[1]) Wien 1864. Da dieses Werk den Stoff am bequemsten zugänglich macht, sind auch die Stellennachweisungen daraus entlehnt, selbst dann, wenn seither Neuausgaben der von Zingerle benützten mittelhochdeutschen Texte erfolgt sind.

[2]) Berlin 1870.

konnte für einzelne Stücke Daniel Gomolkes Sprichwörterverzeichnis [1]) zum Vergleich herangezogen werden. Vollständigkeit ist selbstverständlich nicht für diese Parallelen erstrebt worden, dagegen wird das Verzeichnis der schlesischen Sprichwörter des Mittelalters im ganzen die Masse darstellen, die heute überhaupt aus den Handschriften noch zusammenzustellen ist, sodaß in diesem Sinne ein vollständiges Verzeichnis der altschlesischen Sprichwörter geboten wird. Lateinische Sprüche und Sentenzen sind dann mit aufgenommen worden, wenn sie entweder offenkundig das deutsche Sprichwort wiedergeben, oder wenigstens im Grundgedanken mit ihm übereinstimmen nnd so eine gelehrte Variante darstellen. In der Anordnung wurde so verfahren, daß bei mehreren Stücken gleichen Inhalts die Aufzählung dem Alter der Quellen entsprechend erfolgt; die Gesamtanordnung geschieht alphabetisch unter den Stichworten, die in den Sprüchen hervortreten; einzelne Verweisungen sind zur größeren Übersichtlichkeit nötig geworden. Die Handschriften, denen die Stücke entnommen wurden, sind nach dem Alter geordnet die folgenden. Sie gehören sämtlich der Königlichen und Universitätsbibliothek zu Breslau.

1. Cod. ms. I. Q. 128. Ohne Titel; Pergamenths. Anf. des 14. Jahrhunderts. Die ihr entnommenen lateinischen Sprüche stehen Bl. 48ra. Inhalt: theologische Traktate und Stellen klassischer und mittellateinischer Dichtungen.
2. Cod. ms. I. F. 471. Jacobi de Voragine Sermones de tempore; früher den Augustiner-Chorherren zu Sagan gehörig, mit dem Eintrag: Hunc librum apportavit frater Gregorius. Papierhs. vom Jahre 1404. Die ihr entnommenen deutschen Sprichwörter stehen am unteren Rande der einzelnen Predigten als Themen für den Predigttext des Jakobus de Voragine.
3. Cod. ms. I. F. 476. Jordani Sermonum pars III et IV. Früher den Augustiner-Chorherren zu Sagan gehörig, mit dem Eintrag: Iste liber pertinet in monasterium Grvnberg ex testamento magistri Costein. Papierhs. vom Jahre 1408. Die der Hs. entnommenen lateinischen Sprüche sind auf der Innenseite des Vorderdeckels und auf der Vorderseite des Schmutzblattes unter einer Reihe theologischer Notizen von einer Hand aus der ersten Hälfte des 15. Jahrh. eingetragen.
4. Cod. ms. I. F. 525. Sermones de tempore; früher der Bibliothek der Corpus-Christi-Kirche zu Breslau gehörig; Papierhs. aus dem Anf. d. 15. Jahrh. Benutzt ist daraus Bl. 307va.
5. Cod. ms. I. Q. 463. Collectanea theologica; aus der Bibliothek des Kollegiatstiftes zu Glogau; darin der Eintrag: Dominus Sigismundus Bern-

[1]) Der Heller gilt am meisten, wo er geschlagen ist . . . Über tausend dergleichen Sprüchwörter, welche sowohl in Städten, als auch auf dem Lande in Schlesien im Schwange gehen . . . von Daniel Gomolcken. Anno 1734.

stat dedit; Papierhs. des Anf. des 15. Jh. Die daraus entnommenen lateinischen Verse verteilen sich durch die ganze Hs.

6. Cod. ms. I. Q. 348. Descriptio festi de visitatione b. Mariae virg. in Bohemia instituti; aus der Bibliothek der Dominikaner zu Breslau. Papierhs., um 1453 entstanden; Sammelhandschrift theologischen Inhalts; daraus benutzt Bl. 150r.
7. Cod. ms. I. F. 706. Collectio Sermonum Dominicalium per Hiemem; aus der Bibliothek der Corpus-Christi-Kirche zu Breslau. Papierhs. vom Jahre 1458. Die deutschen und lateinischen Sprichwörter sind teils die Themen der Predigten von Bl. 202rb bis Bl. 284rb, teils sind sie von derselben Hand neben den lateinischen Predigttext am Rande vermerkt.
8. Cod. ms. I. F. 752. Exempla in usum praedicatorum; aus der Bibliothek des Kollegiatstiftes zu Glogau. Papierhs., geschrieben in ihrem ersten Teile per magistrum Zylo, magistrum in artibus nec non bacc. Juris canonici in scola Frangfortis anno 1476. Diese Hs. enthält von Bl. 367ra an von demselben Schreiber eine Predigtsammlung, die jeder einzelnen Predigt ein deutsches Sprichwort nach dem Kanzelspruche folgen läßt und dann geistlich deutet. Diese Sammlung ist in Glogau geschrieben. Für unsere Sprichwörter ist sie von der größten Bedeutung. Sie beginnt mit der Predigt: Ihesum queritis nazarenum. Surrexit, non est hic. Marcus ultimo. Dicitur proverbialiter: wôre liebe aldet nich, et est proverbium verum, quia semper renovatur. Die letzte Predigt Bl. 433vb hat zum Kanzelspruch: Desiderio desideraui. Luc. 22. proverbialiter: wilkomen sath vnde esze gerne. Die ganze Sammlung schließt mit der Bemerkung: Et tantum de thematibus vulgaribus et proverbys ipsius Fridanci. Finita in Glogonia per me N. Ze[ylo] utque alibi. Anno domini MCCCCLXI in die festo s. vincula Petri.
9. Cod. ms. I. F. 759. Sermones de Tempore et Sanctis; aus der Bibliothek der Franziskaner zu Jauer; Papierhs. aus der Mitte des 15. Jahrhs. mit dem Eintrage: Iste liber assignatus domino N. plebano in copperberg. legat 30 missas cum tot vigilys. Benutzt ist Bl. 251rb.
10. Cod. ms. I. O. 44. Consilia ad vitae spiritualis perfectionem. Aus der Bibliothek der Augustiner-Chorherren zu Breslau. Eintrag: Ex libris Fratris Mart: F. Weis C. R. W: und darunter von etwas späterer Hand: 1635. Ex liberia dono accepi a Domino Lud. Kredele . . Mart: Fili: — Papierhs. aus dem Ende des 15. Jahrhs. Die daraus entnommenen lateinischen und deutschen Verse verteilen sich durch die ganze Handschrift.
11. Cod. ms. I. F. 757. Sermones de tempore. Aus der Bibliothek der Corpus-Christi-Kirche zu Breslau. Papierhs. aus dem Ende des 15. Jahrhs. Die daraus entnommenen lateinischen und deutschen Sprüche stehen an der Spitze kurzer Predigtstoffe von Bl. 36ra bis Bl. 213rb. Nach einem Eintrage auf einer Einlage bei Bl. 4r ist ein Teil davon auch in Görlitz gepredigt worden.
12. Cod. ms. I. Q. 340. Sermones de sanctis festisque diebus. Aus der Bibliothek der Dominikaner zu Breslau; Papierhs., zum Teil in Italien während der Studienzeit eines Mönches geschrieben. Bl. 273r: Sermones istos aureos cum essem in Neapolitano gymnasio Anno Salutis MCCCC

nonagesimo quarto mecum versus natale solum detuli ego fr. Jacobus Joannis Streller Wratislaviensis. Daraus benutzt der Eintrag auf Bl. 273v vom Jahre 1503.

13. Cod. ms. I. Q. 472 Bd. I: Varii tract. theologici. Papierhs., geschrieben von einem Frater Ermolaus (Franziskaner), der 1515 in Frankenstein, 1516 in Oppeln und in demselben Jahre in Brieg war. Die Hs. enthält von Bl. 61r an 109 Predigten, denen nach dem Kanzelspruch je ein deutsches Sprichwort folgt; am Schluß sind dann noch 22 solche deutsche Sprichwörter nachgetragen. Die Sammlung beginnt Bl. 61r: Introductio thematum 1515 in Frankesten. Dominica prima adventus. Ecce rex tuus venit tibi mansuetus. Math. 21. Man darff myt dem czickelen of den margkt nicht eilen, wen her vorkoft ys wol yn der gassen. Moraliter: per edum intellegitur Christus usw. Die letzte Predigt Bl. 109r wurde gehalten Dominica vicesima quarta. Puella surge. Mathei 9. Den leczten beißen gerne dy hunde. Moraliter: per vltimum intellegitur homo qui differt penitenciam. usw. Am Schluß steht die Bemerkung: In franckensten 1515 in vigilia sancti Anthony.
14. Cod. ms. IV. Q. 123. Privilegien der Stadt Braunau; Papierhs. vom Jahre 1664. Daraus sind benützt die Einträge am Vorsatzblatt und auf der Innenseite des hinteren Einbanddeckels.

Besondere Beachtung unter diesen benutzten Handschriften verdienen Cod. ms. I. F. 752 und I. Q. 472 Bd. I. Sie haben den Hauptteil der Sprichwörter geliefert. Diese beiden Sammlungen von Sprichwörterpredigten stellen Auszüge aus einem großen, für das ganze Kirchenjahr berechneten Predigtwerke dar, von dem bisher vier Handschriften bekannt waren, die jedoch ebenfalls sämtlich nicht vollständig sind. Bereits im Jahre 1870 hat Konrad Hoffmann aus einer Handschrift der Schwabacher Kirchenbibliothek in den Sitzungsberichten der bayerischen Akademie der Wissenschaften (Bd. II 25—38) 162 deutsche Sprichwörter veröffentlicht. Diese Sprichwörter decken sich inhaltlich, der sie erklärende Predigttext auch meist der Form nach mit den beiden Breslauer Handschriften, doch enthalten diese manches Stück, das dort fehlt, während anderseits auch in den Breslauer Handschriften mehrere dort vorhandene Predigten ausgelassen sind. Hoffmann setzte die Entstehung dieser Sammlung noch ins 14. Jahrhundert; die Schwabacher Handschrift ist jedoch erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts geschrieben. Im Jahre 1903 wies Ludwig Stern in den „Beiträgen zur Bücherkunde und Philologie, August Wilmanns zum 25. März 1903 gewidmet“ in „Mitteilungen aus der Lübener Kirchenbibliothek“ (S. 67—96), auf eine zweite Handschrift dieses Sprichwörterpredigtwerkes hin, die sich jetzt in der Kgl. Bibliothek zu Berlin befindet (Cod. Arnoldianus

Thf. 612) und die im Jahre 1459, wie Stern vermutet, in Breslau geschrieben wurde. Sie enthält die Predigten geordneter und gibt die 162 deutschen Sprichwörter in richtigerer Fassung. Ihre Mundart ist ostmitteldeutsch (schlesisch). Stern benutzte für die Textgestaltung der Sprichwörter noch ein drittes Exemplar des Werkes, das 1446 in Raitenbuch geschrieben ist und in seiner Anordnung mit dem Schwabacher starke Übereinstimmungen aufweist. Auf diese Handschrift (Cod. lat. monac. 12 296) hat zuerst J. A. Schmeller im bayrischen Wörterbuche aufmerksam gemacht. Sterns Lübener Handschrift steht unserer Breslauer I. Q. 472 Bd. I in der Anordnung sehr nahe, ist älter als diese und im Text der Sprichwörter unzweifelhaft zuverlässiger; aber abgesehen davon, daß unsere Breslauer Handschrift der heutigen Form des schlesischen Dialekts viel näher steht und so für die Geschichte der schlesischen Mundart von Wert ist, bietet sie doch auch wieder manches Sprichwort, das in der Lübener Handschrift fehlt, und ist so auch für die Kenntnis der Originalfassung unseres Predigtwerkes von Wichtigkeit. Auf eine vierte Redaktion dieser Sprichwörterpredigten nimmt Adolph Franz in einem Aufsatze über „Sprichwörterpredigten aus dem 15. Jahrhundert“ Bezug, der im „Katholik“ (84. Jahrg. 1904 — 3. Folge Bd. XXX S. 373—384) erschien. Das von Franz gefundene Exemplar stammt aus Bamberg (Papierhs. Q. V. 14) und ist in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhs. geschrieben; es enthält nur 86 Predigten und stellt eine Auswahl aus dem Gesamtwerke dar; doch enthält es einige Stücke, die in den drei anderen Redaktionen fehlen. Zu diesen vier Handschriften gesellen sich nun unsere zwei Breslauer I. F. 752 und I. Q. 472 Bd. I; beide sind auch nur Auszüge aus dem verlorenen Originalwerke, doch von gleicher Bedeutung wie die schon bisher bekannten Handschriften, mit vielen Stücken, die in jenen fehlen. Eine eingehende Vergleichung dieser beiden bisher unbekannten Redaktionen mit den bekannten ist hier nicht beabsichtigt, da sie dem Zwecke des Aufsatzes nicht entspricht; auf Grund der drei westlichen und der drei schlesischen Fassungen jedoch wäre es jetzt möglich, die Originalsammlung nach Umfang und Textgestaltung ziemlich genau zu erschließen. Hatte Konrad Hoffmann unter Bezugnahme auf eine gelegentliche Erwähnung Heinrich von Mügelns in diesen Predigten als Entstehungszeit des Originals das 14. Jahrhundert angesetzt, so wird diese Annahme durch die Schlußbemerkung der Breslauer Handschrift I. F. 752 gestützt, die die angeführten Sprich-

wörter Freidank zuschreibt. Mit „Freidanks Bescheidenheit“ haben diese Sprichwörter zwar bis auf einige wohl rein zufällige inhaltliche, nicht formale Anklänge nichts gemein, doch mußte der im ganzen 14. Jahrhundert noch hochgeschätzte Freidank seinen Namen auch für unsere Sprichwörterpredigten hergeben. Noch ein anderer Grund spricht für das 14. Jahrhundert als Entstehungszeit dieser Sammlung. In der Breslauer Handschrift I. F. 471 (der No. 2 unserer Beschreibungen) sind von fast gleichzeitiger Hand unter Predigten des Jakob de Voragine 26 deutsche Sprichwörter gesetzt, die sich auch bis auf ein einziges in unseren Sprichwörterpredigten wiederfinden. Die Hs. I. F. 471 ist nun laut Schlußbemerkung bereits 1404 geschrieben. Der Mönch, der etwa um dieselbe Zeit die deutschen Sprichwörter nachtrug, muß also bereits am Anfange des 15. Jahrhunderts unser Sprichwörterpredigtwerk gekannt und benutzt haben.

Wenn wir so in mehreren schlesischen Handschriften Sprichwörtersammlungen finden, die mit den mitteldeutschen Mönchen und Kolonisten nach Schlesien gewandert sind und sich hier während des ganzen 15. Jahrhunderts einer großen Beliebtheit erfreut haben, so dürfen wir aus diesen Sprichwörtern getrost einen Rückschluß tun auf den Charakter des schlesischen Volkes im Ansgange des Mittelalters. Eine kurze Übersicht über den Inhalt dieser Sprichwörter wird also zugleich eine nicht unzutreffende Charakteristik des Volkes ergeben. Mochte auch nicht all die in den Sprichwörtern liegende Weisheit im Leben verwirklicht werden, so enthalten diese Sprüche doch ein von der Menge gebilligtes Lebensideal. Geben sie also auch nicht ein getreues Bild des Volkes, wie es war, so sind sie doch ein Bild dessen, wie es sein wollte. Weit ist der Gesichtskreis dieser Sprichwörter nicht; es spiegelt sich in ihnen das eng bürgerliche und bäuerliche Leben wieder, mit seinen einfachen gesellschaftlichen Verhältnissen; nur selten wird auf etwas Bezug genommen, was nicht auch der Vorstellungswelt des einfachsten Menschen geläufig ist. Einige Bilder aus der Tierwelt zeigen leise Anklänge an die Tierfabel und das Tierepos, von klassischer Gelehrsamkeit ist so gut wie garnichts, von der lateinischen Poesie und Spruchweisheit des Mittelalters recht wenig zu verspüren; auch Anklänge an die heilige Schrift finden sich nicht viele. Die Gesamtmasse erweckt den Eindruck einer auf deutschem Boden erwachsenen Spruchweisheit, wie sie in literarischer Form in Freidanks Bescheidenheit vorliegt. Ihre Moral gründet sich auf einen gesunden Egoismus; der Zweck der Sprüche ist die

Sicherung eines glücklichen Lebens auf Erden und eines seligen Todes. Wie das höfische Epos, so empfiehlt auch das volksmäßige Sprichwort die Selbstbeschränkung; Maß ist in allen Diugen gut. Das geziemt dem Menschen vor allem im Glück. Lache nicht zn sehr, es ist noch nicht aller Tage Abend. Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. Niemand preise sich glücklich, er sei denn über den Bach hinüber. Ende gut, alles gut. Es ist nicht zu verwundern, wenn der Mensch in seiner Schwäche fällt. Fällt doch sogar das Pferd, obwohl es zwei Füße mehr hat. Doch erst der Gefallene kann sittliche Kraft zeigen. Wer uie fiel, stand nie auf. Gott ist des Menschen sichrer Hort. Vertrau auf Gott, will er dein Wohl, so kann niemand wider dich. Sei schlecht und recht, so gefällst dn ihm. Gott kennt dich; er weiß wohl, wer ein guter Pilgrim ist. Sei zufrieden mit seiner Gnade; gibt ers nicht iu Scheffeln, so gibt ers in Löffeln. Man muß den Tenfel fällen durch Gottes Kraft. Hilft dir Gott, so helfen dir anch seine lieben Heiligen. Bete und arbeite. Gewöhn dich zeitig ans Arbeiten. Jnng gewohnt, alt getan. Was ein Häkchen werden will, das krümmt sich beizeiten. Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Lerne gründlich: nicht das lange Messer allein macht den guten Koch. Sieh, daß dich nicht der Vorwurf trifft: älter wirst du, aber klüger nicht. Erstrebe nichts Unmögliches: man kann das Meer nicht in eine Flasche schöpfen. Lerne auch aus dem Schaden: der Gebrannte scheut das Feuer. Such ein festes Ziel: wer zwei Dinge zugleich erstrebt, verliert gemeiniglich sein Brot. Weh dem, der vielen Herren dient! Sei ausdauernd: auf den ersten Streich fällt der Baum nicht. Betreib das Handwerk gern, das dir dein Brot gibt. Kommst du nicht mit der Hand durch, so nimm den Mund zu Hilfe. Blüht dir dein Glück zu Hause nicht, so sieh dich draußen um. Wo dirs gut geht, da ist dein Heim. Was du tun willst, tu allein: je mehr Hirten, desto üblere Hut. Jeder für sich, und Gott für uns alle. Wie wirs treiben, so geht es. Viel verdirbt, wornm man sich nicht kümmert. Wer zu spät kommt, hat das Nachsehen. Den Letzten beißen gerne die Hunde. Wer die Weile hat, nimmt das Beste. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Nutze die Gelegenheit: bei Brote ist leicht Brot zu verdienen. Eiu Abend ist besser als zwei Morgen. Halt den Sack schnell auf, wenn dir ein Ferkel gereicht wird. Man muß den Mantel nach dem Winde hängen. So kommst du vorwärts. Besitz ist nicht zu unterschätzen: der beste Freund auf Erden ist der Pfennig in der Tasche. Man

kauft wenig Gold um ein Ei. Leere Hand kauft nichts. Der Arme hat armen Mannes Kauf. Sogar die Weisheit gilt nichts ohne Reichtum; Kleider machen Leute. Glücklich, wer genug in seinem Hause hat! Halt dich warm, so frierst du nicht. Auf ganzer Haut ist gut schlafen. Wer da hat, die klingen, der hat auch, die singen. Hüte dich aber vor dem Geize, damit es von dir nicht heißt: je reicher, desto kärger. Der Geizhals leidet Not im Überfluß. Je mehr der Geier hat, desto mehr will er. Sei freigebig, dann wirst du nie Mangel leiden: milder Hand gebrach es nie. Große Gabe bringt großen Dank. Wer Gut haben will, muß Gut geben. Wo man nichts hinlegt, nimmt man nichts weg. Wer gut schmiert, fährt gut. Was mir geschenkt wird, das halt ich für gut. Nimm guten Rat dankbar an: wem nicht zu raten ist, ist nicht zu helfen. Nur der Narr lehnt den Rat anderer ab und spricht: nach deiner Pfeife tanz ich nicht. Freilich gibt mancher einen Rat, der sich selbst nicht raten kann. Sei auch dankbar für fremde Hilfe: man soll sich vor dem Baume neigen, von dem man Schatten hat. Sei fröhlich mit den Fröhlichen und zur rechten Zeit: vor Fastnacht kurze Predigt und lange Bratwürste. Doch kommt herbei der Aschtag, dann steck die Fiedel in den Sack. Wenn die Lust am größten ist, soll man das Spiel aufhören. Hüte dich vor dem Übermut. Auf kurze Freude folgt leicht langes Leid. Süße Bissen haben oft sauren Nachgeschmack. Nach großem Donner kommt gerne Regen. In der Freude lerne weinen. Doch halte den Kopf hoch im Unglück: guter Mut ist halber Leib. Nach Regen kommt wieder Sonnenschein. Nichts ist so schlecht, daß es nicht auch sein Gutes hätte. Die Not gibt dir Kraft: Not bricht Eisen. Geht alles verloren, dann wahre wenigstens den guten Namen. Hab Geduld im Unglück, es wird alles wieder gut. Sei ausdauernd in der Arbeit: Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden. Weiter kommt, wer langsam geht, als wer in schnellem Lauf ermüdet. Schnelle Sprünge taugen nichts. Lerne, wo du kannst: gute neue Märe soll jeder gerne hören. Es ist gut, etwas zu wissen. Man hat Nutzen von dem, was man kann. Wer die Weise kann, führt die Braut heim. Der Weise bleibt vor manchem Unglück bewahrt: wer das Geschoß herankommen sieht, wird selten verwundet. Nichts geschieht ja ohne Ursache. Der Weise hält nicht alles für Gold, was glänzt. Alt sein ist ein Unglück, aber alt und töricht sein ist doppelter Schaden. Gar mancher bessert den Stall erst aus, wenn er das Pferd verloren hat, und springt erst dann auf

den Hund zu, wenn dieser den Schmer gefressen hat. Wer zwischen Tür und Angel gerät, kommt leicht zu Schaden. Torheit macht Arbeit. Mancher ist blind mit sehenden Augen. Und auch für ihn gilt: Blinder Mann, armer Mann. Führt ein solcher einen anderen Toren, so fallen sie leicht beide in die Grube. Den Toren erkennt man am Übermut. Wer aber über sich hinaus will, der überwirft sich leicht. Wenn dem Esel zu wohl ist, geht er aufs Eis tanzen. Bescheidenheit bewahrt am besten vor Unglück: wer hoch steht, fällt auch tief. Je höher der Berg, desto tiefer das Tal. Denn das Glück ist launisch: mancher, der vorweg lacht, weint zuletzt. Wen der Teufel schänden will, dem hängt er ein Ehrenkleid um, ehe er ihn öffentlich demütigt. Überlege deine Handlungen, überlege aber auch deine Rede: Abendrede und Morgenrede stimmen selten überein. Viel Reden macht wüste Häupter. Trunkner Mund redet aus des Herzens Grund. Wer seine Zunge beherrscht, ist stärker, als wer eine Stadt erobert. Hör, sieh, schweig, dann lebst du in Frieden. Gute Rede findet eine gute Statt. Der Weise erwartet die rechte Zeit, ehe er spricht, der Tor kann sie nie abwarten. Rede, wie es einem Manne geziemt. Rede, wie dir der Schnabel gewachsen. Sprich die Wahrheit, auch wenn dir die Welt deswegen gram wird. Es gibt nichts Schlimmeres als den Heuchler. Sei vorsichtig im Umgange. Glaube niemand, so täuscht dich niemand. Von böser Gesellschaft wird man leicht hauptsiech. Den guten Baum erkennt man an den guten Früchten. Gleich zu gleich gesellt sich gerne. Gleich währt gerne lange. Doch wirst du kaum drei finden, die an Geist und Herz ganz gleich sind. Daher Vorsicht! Niemand ist unser Freund, der nicht als Freund handelt. Den Freund erkennt man in der Not. Doch mußt du dich ihm auch als Freund erweisen: eine Hand wäscht die andere. Wie du dienst, so lohnt man dir. Auch bei deinem Freunde gilt: an dem Besten ist der beste Kauf. Es gibt nichts Schlimmeres als einen falschen Freund. Kein Haß ist schlimmer als geheuchelte Liebe. Hüte dich vor dem Schalke; wo der Teufel nicht hin kann, schickt er seinen Boten hin. Weh dem Wirte, dessen Gäste Schälke sind! Wohl dem Wirte, dessen Gäste fromm sind. Lerne zeitig gehorchen: Gehorsam führt zur Ehre. Doch baue nicht auf Herrengunst: Frauendienst lohnet nicht, Herrengunst erbet nicht. Laß dich nicht von deinem Weibe beherrschen: es ist gegen das Gesetz, daß die Königin den König regiert. Erziehe deine Kinder streng; gar oft ist das jüngste Kind das liebste, und was

dann das liebe Kind tut, das ist wohlgetan. Doch denke daran: Je lieber das Kind, desto größer der Besen. Doch sei nicht allzu hart: zu scharf macht schartig. Nach süßem Tone ist gut tanzen. Sei ein guter Hauswirt: wie der Hirt, so die Schafe. Weh den Gästen, wo der Wirt ein Schalk ist. Handle gut, so lange du lebst, nach dem Tode sieh, wo dn bleibst. Was man im Leben säet, das erntet man nach dem Tode. Verderben tut weh. Je besser das Leben, desto sanfter das Ende. In der Welt aber triumphiert oft das Böse. Neid und Haß waren immer auf der Erde. Je größer der Schalk, desto größer oft das Glück. Die Menschen wundern sich, wenn Esel gekrönt werden. Wer die Arbeit tut, hat oft das Nachsehen. Wer das Geld hergeben muß, bindet die Schuhe mit Baste; die Herren aber, die dem Bauern alles nehmen, die gehen in Samt und Seide. Wie oft muß das Ferkel entgelten, was die Sau gebräut hat! Die Bösen aber machen gemeinsame Sache: eine Krähe hackt der anderen die Augen nicht aus. An den Bösen ist jeder Besserungsversnch vergeblich: alte Hunde werden selten gebändigt. Als der Teufel krank war, wollte er sich bessern, als er aber genas, war er schlecht wie vorher. Die Bösen denken: aus fremder Haut ist gut Riemen schneiden; Tausch ist kein Raub; wer den anderen täuscht, der ist sein Meister; Gewalt geht vor Recht. Sie gleichen dem Wolfe: der Wolf wandelt den Balg, aber nicht den Schalk. Was man dem Wolfe auch sagen mag, er spricht immer: Lamm, Lamm. Sie sind wie der Hund: wasch und kämm den Hund, er ist und bleibt ein Hund. Kommt der Böse zu Ehren, so kennt er kein Mitleid. Was man ihm tut, ist alles verlorener Dienst. Doch er schöpft solange aus dem Borne, bis er ihn ausschöpft. Der Krug geht solange zum Wasser, bis der Henkel bricht. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch ans Licht der Sonnen. Auch hier gilt das Wort: wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein, und wer anderen einen Galgen baut, kommt leicht selbst daran.

Bei diesem Gange durch die altschlesische Sprichwörterweisheit werden wir wohl zwar an einzelnen Punkten die Empfindung haben, daß ihre Gesamtheit nicht eine geschlossene, widerspruchslose Lebensanschauung bietet, — das ist bei der Mannigfaltigkeit ihrer Herkunft und ihrem weiten Geltungsbereiche auch nicht zu erwarten, — aber wir werden doch darin gewisse feste durchgehende Linien der Volksmoral erkennen, nach denen sich das Verhalten des Einzelnen wie der Gesamtheit in den verschiedenen Lebenslagen richtete. Und

so ermöglichen uns diese Sprichwörter einen besseren Einblick als jede andere Quelle in die wesentlichen Grundlagen des Charakters und der Lebensanschauung des schlesischen Volkes im Ausgange des Mittelalters.

Text.

AAS **1.** Vbi est cadaver, ibi congregant aquile 11.

2. Der rewcht eyn oss, dem folget her noch 8.

ABEND **3.** Is ist bessir eyn obinth wenne czwene morgen 8.

4. Obentrede vnd margenrede treit nicht ober eyne 2.

5. Obynt rede vnde morgen rede, dy tragen selden vber ene 13.

ALT **6.** Eldyr wyrstu. Cluger aber seldyn 13.

7. Alt vnde thoricht ist zcweerley schade 8.

8. Alt vnde thrůricht ist zcweerle schadyn 13.

ARBEIT **9.** Absque labore graui non possunt magna parari 3. 8.

ARG s. 240; 241.

ARM **10.** Arman hot armans kawff 2.

11. Armman hot armannis kowff 8.

12. Arm man hat arm manys kaf 13.

ARZT **13.** Man sal den arczt libin durch des noteczis wille 8.

14. We deme, der dem arczte geburth 13.

ASCHE s. 86. ASCHERMITTWOCH s. 90.

AUGE s. 35; 182; 227; 252; 343; 344. **15.** Qui est extra aspectum oculorum, est extrá mentis intuitum.

16. Was das awge syhet vnde dy oren horen, do swyrt das hercze nicht noch 8.

Die Zahlen hinter den Sprichwörtern weisen anf die Zahl, unter der im Vorhergehenden die Handschrift beschrieben ist, ans der die Stelle entnommen ist. Das Blatt ist der Einfachheit halber nicht angegeben, da sich der Spruch leicht an der Hand der Beschreibung der Handschrift auffinden läßt.

1. Nach Hiob 39, 30.
2. Wenn jemand einem andern aus Znneigung in einen fremden Ort folgt.
3. Vergleiche H. Frischbier, Preußische Sprichwörter² (1865) Nr. 7.

10. Er kann sich nur wenig kaufen.

15. Ans cod. ms. I. F. 503, Eremitae Sermones de tempore; vom Jahre 1431, Bl. 1ra. Vergl. J. von Zingerle, Die deutschen Sprichwörter im Mittelalter 1864 S. 15; Tnnicins, ed. Hoffmann, Nr. 203: We ût den ogen is, de is al vorgetten.

16. swërn = Schmerz empfinden.

17. Was das oge syt vnde das ore hûert, do schwyrt das hercze nicht noch 13.

BAST s. 345; 346; 347.

BAUER **18.** Fare schire yns dorff, dy pawer synt truncken 8.

BAUM s. 360. **19.** Dicitur in communi proverbio: Arbori debet inclinari, a qua vmbra habetur 7.

20. Man zal deme bowme neygen, von deme man schadin hot 8.

21. Man sal dem bome neygyn, von welchym her schatyn hot 13.

22. Arbor sit qualis fas est cognoscere malis 3.

23. Man irkennit eynen bovm awss seynen frûchten 8.

BERG **24.** Parce mihi, parcamque tibi, mons inquit ennti 3.

BESEN s. 212.

BESITZ **25.** Beatus homo, qui habet satis in domo 10.

26. Wol ym, der do selbist icht hot 8.

27. Is ist wol des der icht hat, wenne seyn ist wol zcu genissen 8.

BESTE s. 424. **28.** An dem besten ist der beste kôff 4.

29. An dem bestin ist der beste kovff 8.

30. An dem bestyn ist der beste koff 13.

31. Was yn man dem bestin thut, das sal nymande obil behagen 8.

BETEN **32.** Nunc lege, nunc ora, nunc cum feruore labora: Sic erit hora breuis et labor ipse lenis 3.

BITTEN **33.** Is gilt eyn bethin vnd nicht zcu vorsagen 8.

BLIND **34.** Wenne eyn blinder den andern leytet, so vallen sy gerne beyde yn eyne grube 8.

35. Dy synt blint mit sehendin owgen 8.

36. Blind man, arm man 8.

37. Blynt man, arm man 13.

BOCK **38.** Des sich der bog vorwes, das vormutet her sich of der gest.

BORN s. 52.

---

18. Die Auslegung gibt die Erläuterung: Hoc aliquando verificatur, quando homo accedit ad laycos ebrios et, si non composite rexerit se, offenditur.
19. **Tunicius** Nr. 700: Men nyget dem bôm, dår men bate af heft.
22. Nach **Matthaeus** 12, 33: ex fructu arbor agnoscitur.
23. **Freidank** 86,21: von obeze wirt der boum erkant.
25. **Horaz**, Oden IV 9, 45: Beati possidentes.
33. eyn = ihn.
34. Vergleiche **Freidank** 55, 9—10.
36. **Tunicius** Nr. 183: Ein blint man arm man etc.
38. gest = capra, Geiß: qui per se nequam est, omnes alios putat esse nequam.

BÖSE **39.** Nulli compatitur nequam adeptus honorem, Si non deprimitur, credit se meliorem 3.

40. Quanto quis peior, tanto sors sibi maior 6.

41. De quanto nequam peior, sors est sibi maior 10.

42. Je großer schalk, ye bessir glucke 8.

43. E großer schalk, e besser geluck 13.

44. Malum non vitatur nisi cognitum 7.

45. Das boze wirt nicht vormeydyn, man irkenne is denne 7.

46. Eyn dingk kan so bosze nicht geseyn, is ist io czu ichte gut 8.

47. Is ist selden keyn ding zcu bosze, is ist yo zcu ichte guth 8.

48. En ding kan nicht alzo bôse geseyn, es ist zcu ichte guth 13.

49. Es ist seldyn yrken dyng alzo boze, ys ist zcu ichte gut 13.

50. Was man den boszin thut, das ist allis vorlorn wircz 8.

BRATWURST s. 79; 80. BRAUT s. 427; 428; 429.

BROT **51.** Bey brote ist gut broth zu irwerbin 8.

BRUNNEN **52.** Man scheppit alzo lange eynen born, bis das man en gar aws scheppit 8.

BÜRDE **53.** Equale iugum nulli quoque opprimit dorsum 6.

54. Gleich burde bricht nymant den hals 13.

BUSSE **55.** Nômpine thuen ist dy grôste busze 2.

DANK s. 112; 113; 114; 115.

56. An dem menschin ist nicht danck czu vordinen, daz man em dy sonne czu neygete 8.

DIENST s. 191. **57.** Dinste wol, zo lonet man dir wol 2.

58. Alz du mir dinst, alzo lone ich dir 8.

59. Als du myr dynest, zo lon ich dir 13.

60. Commune proverbium: In duabus rebus perditur panis 11.

61. Ad duo qui tendit nec vnum nec duo prendit 3.

62. We ym, der do vil herrin dynet 8.

DONNER s. 315; 316.

EHRE s. 122. **63.** Vorsmehit dir meyne ere, ich wil dichs wol irlossin 8.

EI s. 145; 146; 147.

---

42. Vgl. Wälscher Gast 4510; Tunicius Nr. 897: Einem schalke schût vake gût.

46. Tunicius Nr. 804: Nein dink so slim, it sy al wâr gût tô.

51. Man verdient leicht, wenn man die günstige Gelegenheit wahrnimmt.

54. Morolf II 377: Gliche burde brichet nyman den ruck; Wolkenstein V. 5, 1; siehe Zingerle a. a. O. S. 23.

55. Nômpine?

62. Nach Matthaeus 6, 24.

63. Ich geb dir nichts; du bist undankbar.

EINER **64.** Ich wil mit eyme machin, Ir sullin hündirt sich an en stosin 8.

EISEN s. 291; 292.

ELEND **65.** Poeta dicit: gaudium est miseris socios habere penarum 11.

66. Misero nil durius, dum miser leuatur in altum 3.

ENDE s. 243. **67.** Wenn das ende gut ist, so ist is gar gut 8.

ENGEL **68.** Eyngel czu den schoffin 8.

ESEL **69.** Homines mirantur, dum asini coronantur 10.

70. Wenne deme ezel zcu wol ist, so gehet her off das eys tanczin 8.

71. Wen dem esel zcu wul ist, zo gyt her off das eys tenczen 13.

ESSEN **72.** Dy weyle wir essen, dy weyle lebe wir yo 8.

FAHREN s. 342.

FALLEN **73.** Non mirari bipes, quando tibi lapitur pes: Quadrupes in plano quandoque cadit pede sano 10.

74. Numqnam cadebat, qui numquam resurgebat 6.

75. Der ny vil, der stunde ny off 2.

76. Wer do ny gevyel, der stvnt ny off 8.

77. Der do ny fil, de stunth ny off 13.

78. Der do ny fil, der stnnt ny wider off 13.

FASTNACHT **79.** Vor fastnacht korcze prediget vnde lange brôtworste 8.

80. Vor fastnacht korcze prediget vnde lange brotwurste 13.

FEIND **81.** Vindis mund reth selden guth 8.

FENSTER s. 219; 220.

FEUER s. 434. **82.** Der gebrante forcht das fewer 13.

FERKEL **83.** Wenne man das ferkel beuth, So sal man den sag uff haldin 8.

84. Wen man das ferckyl beuth, so sal der sag bereyt seyn 13.

85. Is mussen offte dy ferckyl entgeldyn, was dy zau gebreuth 13.

FEUER **86.** Der das fewers darff, der sucht ys in der asche 7.

---

65. Spinoza Ethik IV 57: Solamen miseris socios babuisse malorum.

70. Hagen, Gesamtabenteuer II 95; D. Gomolke, Sprüchw.: Wenn am Esel zu wuhl is, su gibt a ufs Es tantzen, und bricht a Been.

73. Tunicius Nr. 1133: It velt wol ein pert van veir voten: D. Gomolke, Sprüchw.: Stulpert doch a Pfard uf vier Füßen.

74. Tunicius Nr. 401: De ny en vel, de en dorfte ôk ny upstân.

83. Was man dir schenkt, nimm schnell an; Tunicius Nr. 166: Wan men dat verken bût, so sal de sak syn bereit.

86. Tunicius Nr. 1204: De des vûres bebovet, de soke it in der aschen.

FIEDEL **87**. Off eyner alden fydel singet man susse donen 6.

88. Sepe vetusta lira mihi dat modulamina mira 6.

89. Off eyner aldyn fidel singet man sûsse don 13.

90. Stosz dy fedil yn den sagk, hewte ist der aschtag 8.

FLADEN s. 196. FLASCHE s. 269.

FLIEGEN **91**. Do flog der alde aws 8.

FRAGEN **92**. Dicitur in proverbio: Qui rem ignorat, hunc oportet interrogare 11.

93. Wer eynes dinges nicht en[weis], der mûs fregyn 11.

FRAU **94**. Schone frawen gebyn nicht, herryn dynst erbit nicht 13.

FREIGEBIGKEIT s. 112; 113; 114; 115. **95**. Qui sua dat large, ab omnibus laudatur ille 10.

FREUDE s. 310; 314; 423. **96**. Quod cito letatur, cito dolet et lacrimatur 6.

97. Kurcze frâwde vnd lange vnszelde 2.

98. Korcze frewde, lange vnsalde 8.

99. Korcze frewde vnd lang betrubnis 13.

100. Korcze freude vnd lange vnselde 13.

101. Zu selde lernit weynen 8.

FREUND **102**. Non est deterior hostis quam fictus amicus,
Non odium gravius qnam simulatus amor 5.

103. Quamuis tres socy sunt iuncti federe caro, Ipsorum tamen mentes et pectora concordant raro 10.

104. Exiguum munus, quod dat tibi pauper amicus 10.

105. In nötyn yrkent man eyn frûnth 13.

106. Is ist uymant frund, her thu denne fruntlich 8.

107. Der beste frund off erden ist der pfennig yn der thaschen 8.

FRIEREN s. 419.

FRIEDE **108**. Is ist besser czu dyngen aws dem strawche ven aws dem stocke 2.

---

93. Deutscher Cato (ed. Zacher) v. 533: swaz dir si unkunt, des soltu vrâgen zaller stunt.

94. Istud proverbinm pro prima parte de honizatoribus, qui habent duas honizatrices: vnam pulchram et aliam distortam. Et quod dat secunda, consumit prima: Wackernagel, D. Leseb.[2] I, 855: Hêrren huld en erbet nit; Tunicius Nr. 575: Heren hulde is nein erve.

104. Vgl. Disticha Catonis I, 20 (Zacher S. 175): Exiguum munus cum dat tibi pauper amicus, Accipito placide, plene laudare memento.

109. Is ist besser eyn gedinge yn dem strawche, wenne yn deme stocke.

110. Andi, vide, tace si vis viuere [in] pace 3.

FROMM 111. Der gehet hynde eyn, als dy fromen tun 8.

FRUCHT s. 22; 23.

GABE 112. Magna campana dat grossum sonum 7.

113. Magna campana magnum habet sonnm 11.

114. Magnum donum dat magnam gratitudinem 7.

115. Eyne grosse gabe hot eynen grossen danck 7.

GALGEN s. 157.

GANS 116. Gans abir, gans herwedir, noch bleibit gans eyne gans 8.

GAST s. 441; 442. 117. We dem gaste, wo der wirt eyn schalk ist 1.

118. Libe geste werden wohl entphangen 8.

GAUL 119. Arbitror esse satis, quod confertur mihi gratis 1.

GFDULD 120. Wer iss noch erbeyten kvnde, is worde noch schlecht werden 8.

121. Wer ys yrbetyn kůnde, ys wůrde noch allis gut 13.

GEHORSAM 122. Der do vorhőrt, do wyrt ere ausz 13.

GEIER 123. E meher der geyer hat, e mher her habin wil 8.

GEISS s. 38.

GEIZ s. 123. 124. Ve, cui nil satis est et quem sua reddit egenum Copia nec totus sufficit orbis ei! 3.

GELEGENHEIT s. 275; 276. 125. Dicitur in proverbio: Qui non facit, quando potest, non facit, qnando vult 11.

GERN HABEN s. 253. 126. Das myr libet, das let myr nymanth 13.

GESCHENK s. 119.

GESCHOSS 127. Wer vorbesyt das geschos, der wirt diste mynner vorwundet 8.

GESELLSCHAFT s. 135; 136; 290.

128. Von bozer gezelschaft virt ein man hawpzich 2.

---

109. Auslegung: Es ist besser, mit Gott in der Welt Frieden zu schließen, als verdammt zu werden.

111. Das Wort „from" wird in der Auslegung als „adulter" wiedergegeben.

120. schlecht = recht: Auslegung: Die Guten hoffen in Geduld auf Vergeltung.

122. promouentur tales qui sciunt obaudire.

127. Vgl. Freidank, 128. 21—22.

128. Reimar v. Zw. 184: von ungesellen wirt der man vil dicke houbet siech; Frauenlob Spr. 271, 17: Gesellescbaft, diu bôsheit kan, von der wirt houbet siech ein man.

129. Von bozer geselschafft wyrt man hör sich 13.

130. Surgit origo mali de turpi sepe sociali:
Ergo de tali tibi precaueas animali 5.

GEWALT **131**. Gewalt geet vor recht 9.

GEWOHNHEIT **132**. Jungk gewont, alt gedonth 13.

GLAUBEN **133**. Glewbe nymande, so thewssit dich nymant 8.

134. Glôwbe nymande, so tewsschit dich nymant 13.

GLEICH **135**. Eyn iczlich gleyche suchit seynen gleyche 8.

136. Gleich sammelt sich gerne 13.

137. Gleich wert gern lange 13.

GLOCKE s. 112; 113.

GLÜCK s. 42; 43. **138**. Is sal nymant „hew“ sprechin, her kome denne obir dy bach 8.

139. Nymant spreche „hû hû“, her sei den henûber 13.

140. Ich neme das guthe gelucke vor den segyn vnde fure mit den thoren hen 8.

141. Si quem felicem vis dicere, consule finem:
Felix nemo prius, nisi quem finis beat eius 5.

GOLD **142**. Dicitur in proverbio: Non omne quod splendet est aurum 11.

143. Non teneas aurum totum quod splendit ut aurum 10.

144. Is ist nicht allis golt, das do gleisset 8.

145. Aurum pro solo modicum datur ouo 6.

146. Man gebit eyn wenig golt vmb eyn ey 6.

147. Man kofft wenig goldes vmbe eyn ehe 13.

GOTT s. 339; 340; 341; 350; 351; 371.

148. Wer do gote getrawet, der hot gar wol gebawet 8.

149. Wer Gott vertrauhet, der hot woll gebaut.

150. Got wes wol, wer eyn gut pilgram ist 13.

151. Gibt mirs got nicht scheffelich, so gibt her mirss leffelich 8.

152. Quidquid vult dominus, placet simul omnibus sanctis 6.

153. Alzo got wyl, allzo wellin alle seyne liben heyligen 8.

---

132. Vgl. Freidank 108, 17.
135. Tunicius Nr. 565: Gelyk socht sik.
137. Gerechtigkeit regiert lange.
138. Man soll den Tag nicht vor dem Abende loben.
140. Ein Tor kümmert sich nicht um sein Heil, sondern nur um den Gewinn.
144. Vgl. Pfaffe Konrat 71, 17: iz enist nicht allez gold daz da glizzit: Strickers Karl 2504: ez ensi ouch allez golt niht, daz man doch glizen siht.
149. Aus cod. ms. I. F. 663, Bd. II, Vorsatzbl., Ende 15. Jahrh.

154. Was got wyl, das wellyn och seyn hilgen 13.
155. Wil mich got neren, zo mag mirs nymant voheren (uel voczeren) 8.
GRUBE 156. In proverbio dicitur: Aliquis fodit foveam alteri, et ip in eam cadit 11.
157. Manchir bawet dem andirn eynen galgyn vnd kommyt selbyr doran 13.
GUT s. 46; 47; 48; 49. 158. Wer do gut haben wil, der muss gut losen (ader gebin) 8.
HAKEN 159. Cvrvum se prebet, quod ad vncum crescere debet 8.
160. Is krommit sich yn der jogunt, das zcu eynem hocken werden wyl 8.
161. Was eyn gutter hocke werdyn wyl, das krommyt sich yn zceiten 13.
162. Was do hackericht werden wyl, das krummet sich yn czeyten 8.
HAND s. 271; 272; 273; 274. 163. Myt ledigen hendyn ist bôze kauf schlagen 13.
164. Manus manum lavat 8.
165. Wenne eyne hant dy ander qwe̊t, so werden sy beyde reyne 8.
166. Wer sich der hand nymme mag irneren, der musze zu hulffe den munt nemen 8.
HANDWERK 167. Czu dem handwerge zal man zich gerne gebin, von deme man mag ewig gelebin 8.
HANS 168. Hansellus quidquid teneris non discit in annis,
Hans nunquam discet, semper ineptus erit 14.
HARREN s. 192. HASS s. 286. HAUPT s. 305.
HAUSHALTEN 169. Man sal sich streckyn dornoch her sich kan bedecken 13.
HAUT 170. Est dormire bonum cute tota in hesitanda (?) 6.
171. Off ganczer hawt ist gut sloffen 8.

---

157. Die bibl. Geschichte von Esther und Mardochäus.
160. Troj. Kr. 6400: Swaz zeime haggen werden sol, daz krümbet sich vil vrüeje; ähnl. Marner (MSHII. 251b): Frauenlob Spr. 125,6 (MSH. II. 222a); Tunicius Nr. 969: It mot gût tyt krummen, dat ein gût hake werden sal.
164. Gomolke, Sprüchw.: Ene Hoand muss die andere woaschen.
170. Tunicius Nr. 956: In heler hût is gût slapen.

172. Of ganczir haut ist gut schloffyn 13.

173. Von fremden hewten sneyt man breyte ryme 8.

HEILIG s. 152; 153; 154.

174. Y heiliger mensch, y grusser anfechtung 13.

HEIMAT **175.** Quod patria careas quereris, patria uere putanda est,
Quocumque est homini vita quieta loco 12.

176. Ibi patria, vbi bene 12.

177. Was man nicht do heyme hot, das muß man andirswo suchin 8.

178. Ich gehe wol andirswo, das mir do heyme ebin were 8.

HELFEN s. 299; 300. HERBERGEN s. 183; 184.

HERR **179.** Dy herren wellin gebethen seyn 8.

HERRENDIENST s. 62; 94.

HERRSCHEN s. 319. **180.** In quacumque domo femina viro predoeminatur, Hoc sciat omnis homo, domus hec confusa tenetur 5.

HERZ s. 15; 16; 17; 386. HEU s. 337.

HEUCHLER **181.** Tergiversator desistit, preuaricator
Occultat verbum, profert plasphema falsum 3.

HIMMEL **182.** Wen du czu hymmel ferist, zo stôbe myr nicht yn dy ogen 12.

HINAUS **183.** Wol aws, vas habe vir geherbergt 2.

184. Wol aus, wol aus, was habe ich geherbriget 13.

HINLEGEN **185.** Wo man nicht hyn legt, do nympt man nicht 2.

186. Wo man nicht hyn lehit, do vynt man nicht 8.

187. Wu man nicht hyn let, do fynt man nicht 13.

HIRT **188.** Als der hirtte ist, alzo seyn och dy schoffe 13.

189. Y mehr hyrten y vbilber gehut 13.

HITZE s. 317; 318.

HOCH **190.** Y hôcher berg, y tiffer tayl 13.

HOF s. 275; 276. **191.** Setze du deynen hoff vorbaß.

---

173. Dasselbe Bild Freidank 114, 19—22; Tunicius Nr. 1050: Van eins anderen hût is gût reime snyden; D. Gomolke, Sprüchw.: Oas anderer Loite Hoat is gutt Riemen schneeden.

182. hyronice, quasi quis diceret: Ego non credo te tam sanctum.

184. de malis hospitibus.

189. D. Gomolke, Sprüchw.: Je mehr Hirten, je ühler gehütt.

190. de superbia; vgl. Boner 39, 37, 83, 53: Sô hôher berg, sô tiefer tal; Zingerle, S. 18.

191. Such dir einen andern Herrn.

HOFFEN s. 298. **192.** Ee lenger eyner harret, ee serrer her narrâth: Frw off vnd spote nyder brenget allys herwyder 13.

HOFIEREN **193**. Der welde gerne hoffiren vnde kansten nicht 8.

HUND **194.** Wen man dem hvnde czu vil, zo hot her das smer gessen 2.

195. Wen man dem hunde zcu wil, zo hot schmer gessen 13.

196. Ys möchte eyn hunth wol schmeckyn, das dy fladyn gut wern 13.

197. Dicitur in vulgari: Antiquus canis non facile potest domari 7.

198. Eyn ald hund ist bosze bendigk zcu machen 8.

199. Eyn alt hunth ist boze bendigk zu machyn 13.

200. Hnnc canis infestat, qui semper vltimus extat 6.

201. Den leczten beyßen gerne dy hunde 6.

202. Den letczten beysen die hunde gerne 8.

203. Den leczten beißen gerne dy hnnde 13.

204. Non est in velle canum, quod equi moriantur in anno 10.

205. Ablue, pecte canem, canis est et permanet idem 1.

HUNDERT s. 64.

JAGEN **206**. Dicitur in proverbio: Qui alium agitat, raro quiescit ipse 11.

207. Wer den andern yaget, der rugeth selden 8.

KALBFLEISCH s. 387. KÄMPFER s. 357. KARG s. 320.

KATZE **208.** Dy spelen mittenander alzo dy katze mit der mavss 8.

209. Die kacze libet den fisch, adder tewchsin wil sy nicht sich pacz 8.

210. Dy katcze libet den fisch, ader sy wil nicht anrûren das fliss 13.

KAUF s. 10; 11; 12; 28; 29; 30; 147; 163.

---

194. Vgl. Wackernagel D. Leseb.[2] I 855 (Diutisca I 324): Als man den hunt henken wil, sô hât er leder gessen.

197. Vgl. Freidank 109, 26; Tunicius Nr. 817: Olde hunde sint quât bendich to maken.

201. D. Gomolke, Sprüchw.: Ja, was hingen a noch kümmt, das frassen die Hunde.

205. Freidank 138, 5: Gienge ein hunt tûsent stunt ze kirchen, er wær doch ein hunt.

207. Tunicius Nr. 354: De einen anderen jaget, de en restet sik nicht.

209. Vgl. Wander, D. Sprchw.-Lex. unter „Katze" Nr. 69: Catus amat piscem, sed non vult tangere flumen (Binder I 178).

KENNEN 211. Sal ich dich kennen, nū So mnstu dich io nennen 8.
KIND 212. E liber kint, E großer besin 8.
213. Y liber kynt, y grûßer ruthe 13.
214. Est quilibet actus cari pueri benefactns 8.
215. Was das libe kint thut, das ist aller wol gethon 192.
216. Das iungiste kynt das libiste 8.
217. Das inngste kynt das libeste 13.
218. Wenne das kint seynen willen hat, so weynt is nicht 8.
KIRCHE 219. Ecclesia vetus raro habet lncidas fenestras 7.
220. Eyn alde kirche hat boze fenster 8.
KLEID 221. Si careas veste, nec sis vestibus honeste,
Nullius es laudis, licet sapias omne quod audis 5.
222. Sint nona uel vetera, pauper sua calcimenta
Rumpit palpando cicius quam diues enndo 3.
KLINGEN s. 321; 322. KLUG s. 6.
KNÄUEL 223. Was man von irst wint off eyn klewel, daz reist man czu leczt abe.
KNECHT s. 357.
KOCH 224. Vulgariter dicitnr: Non omnis deferens longum cultellum bonus est cocus 7.
KÖNNEN 225. Waß wir können, daß loben wir,
Waß wir nicht können, hat keine Zier 14.
226. Wer etwas kan, der gneußit seyn 8.
KRÄHE 227. Eyne cro clucket der ander nicht dy ogen ans 13.
KRUG 228. Der kruck gheyt so lange zcn dem wasser, bas ym der hengil abe bricht 8.
KRUMM s. 159; 160; 161; 162.
229. Gut wegk vmbe, hot keyne krvmme 8.

---

212. Vgl. Wolkenstein XIX 4, 10: Je lieber kint, ie grœzer pesen; ähnlich Helbling III 94; Mnscatblut 120, 8.
223. Aus cod. ms. I. F. 535, Anf. d. 15. Jahrhs.; früher der Bibl. der Angustiner-Chorherren zn Sagan gehörig, Blatt 62 v.
224. Tunicius Nr. 116: It sint altosamen neine köcke, de lange messe dragen.
227. De raptoribns et potentibns populi; Quelle: Macrobius, Satnrnalia convicia VII 5: Cornix cornici nunquam ocnlos effodit; Tnnicius Nr. 333: De eine kreie en bit der anderen nein oge ût; D. Gomolke, Sprüchw.: Ene Krob hoakt der andern nicht die Ogen aas.
228. Vgl. Mones Anz. 7, 505: Ollula tam fertur ad aquam, quod fracta refertur; D. Gomolke, Sprüchw.: Der Krug giht sn lange zum Woasser, bis a a Henckel verloirt.

KUH **230**. Wes dy ku ist, der zci si bey dem zcaile 13.

231. Bos conqueritur. Hoc genus merdarum suffero digne, Si non merdassem, onera non generassem 3.

LACHEN **232**. Lache nicht czw sere, allir tage obint ist nicht komen 7.

234. Lache wen du hem gyst 13.

235. Der do am freitage lacht, der went gerne am sontage 13.

236. Non bene conveniunt nec in vna sede morantur Et meror et risus, thartarus et paradisus 5.

LANDSMANN **237**. Lanthman, schantman, weystu icht, so schweyg 8.

LANG **238**. Ich heyße E lenger E liber (ader besser) 8.

239. Ych heyße y lengir y liber 13.

240. E lenger, E erger 13.

241. Y lengir, y erger 13.

LANGSAM **242**. Cursu deficitur, paulatim longius itur 3.

LAUFEN s. 242; 288.

LEBEN s. 72; 378. **243**. Yo bessir lebin yo seliger (semfter) ende 7.

LEID s. 97; 98; 99; 100. LETZTER s. 201; 202; 203.

LEUMUND **244**. Omnibus amissis famam seruare memento 10.

LEUTE s. 413. LICHT s. 335.

LIEBE **245**. Wöre liebe aldet nich 8.

246. Caritas una querit caritatem alteram.

247. Eyn lip sucht gerne das andern.

248. Eyn lip suchit das ander gerne 8.

249. „Eyn lip suchit gerne das ander lip“ sprach der wolff vnde lugethe in den gensestal.

250. Eyn lib sucht das ander 13.

251. Wo libe ist, dy ewgent sich 8.

252. Wu do ist dy libe, aldo ist och das oge 13.

253. Lip habin vnd nicht genyssin, daz mochte wol der geyir (adir tewfel) vordrissen 8.

---

230. Tunicius Nr. 413: Des de ko is, de nimt se by dem stêrte.

231. Dampnum quod quis sua culpa sentit, sibi debet, non alteri imputari.

237. Tunicius Nr. 673: Landesman, schandesman. Der Landsmann erzählt die Schlechtigkeiten des Heimatsgenossen in der Fremde.

243. Vgl. Boner 54, 45: Ein bœs leben wer das hât, dar an ein bœs ende gerne stât.

246 u. 247. Aus cod. ms. I. F. 503 Bl. 160rb v. J. 1431.

253. Vgl. Liedersaal 184, 3: Lieb hân und miden ist ein bitter liden; 184, 9: Lieb hân âne trôst ist mines herzeu rôst.

LOB **254**. Der muß sich selbir lobin, her hot bosse noebewer 8.
LÖFFEL s. 151. LOHN s. 57; 58; 59.
LÜGEN **255**. Wer ligen wil, der mag wunder zagen 2.
256. Wer do lygen wolde, der mochte wunder sagen 8.
257. Der do ligen wil, der mag wunder sagen 13.
MAGNET **258**. Der aytsteyn czwet en 8.
MAHLEN **259**. Dicitur in communi proverbio: Qui ad molendinum prior venerit prius molit 11.
260. Dicitur proverbialiter: Qui cicius venerit, cicius molit 11.
MAHLZEIT **261**. Post mensam stabis, aut passus mille meabis 10.
MANN **262**. Was wer eyn man, her rethe den menlich 13.
MANTEL s. 372; 373; 374.
263. Man sal den mantel dren noch dem der wynt gyhet 13.
MÄRE s. 352. **264**. Gute newe mhere sal yderman gerne horen 8.
265. Gutte new mere sal yderman gerne hőren 13.
MARKT s. 453.
MASS **266**. Eyn mosse ist zcu allen dingen gut 13.
MAUS s. 208. **267**. Wen dy mawss sath ist, so ist das mēl bitter 8.
268. Wen dy mauss sat ist, zo is yr das mel bytter 13.
MEER **269**. Der wil das mer yn eyne flasche gyssin 8.
MEHL s. 267; 268. MEISTER s. 367.
MESSEN **270**. Is ist bessir czwir gemessen, den eynes vorgessin 8.
MILDE **271**. Milder hant gebrach ny 8.
272. Milder hant gebrach nye 8.
273. Milder hant ny gebrach 7.
274. Mylder hant ny gebrach 13.

---

254. Fastnachtsp. 526, 6: Welh man vil pôser nachpauren hât, der lob sich selbs; das ist mein rât; Tunicius Nr. 319: De sik sulven loven, de hebben quade nabers.

256. Tunicius Nr. 291: De wil leigen, de kan wat nijes seggen.

262. Tunicius Nr. 1018: Dat is ein man, de strak kallet als ein man.

263. Spervogel (MSF 22. 25) Wan sol den mantel kêren als das weter gât; Tristan 262, 32: Man sol den mantel kêren, als ie die winde sint gewant; vgl. Boner 83, 55; Tunicius Nr. 707: Men mot de hoiken na dem winde hangen.

266. Colmarer Liederhs. 111, 1: Diu mâze ist zallen dingen guot; Renner 4793: 5511: Mâze ist zuo allen dingen guot; Tunicius Nr. 659: Mate is in allen dingen gût.

270. Winsbeke 25, 1; Freidank 131, 23: Bezzer ist zwir gemezzen dan zeinem mâle vergezzen.

MIST **275.** Dicitur in proverbio: Expurga fimum tuum, donec tu advocatus in curia es 7.

276. Fure wyt (?) aus deynen mist, dy weyle du zcu hôfe bist 8.

MORGEN s. 3; 4; 5. MÜHLE s. 259; 260.

MÜSSIGGANG **277.** Von missigk gehen wirt zelden ein man reich 2.

278. Von mvssig ghoen wirt man selden reych 8.

279. Von mûssig gehen wyrt eyn man selden reich 13.

MUND s. 166.

MUT **280.** Gutter mut ist halber leip 2.

NACHBAR s. 254.

NACHREDE s. 244. **281.** Thar is eyner thnen, man thar is ym nachsagen 8.

NACHT **282.** Dy nacht ist nymandis frûnth 13.

NASCHEN **283.** Genessche wyl fil schlege haben 13.

284. Genesche veil slege haben 2.

NASS **285.** Wo is vor nas ist, do mag ys leychte gereynen, das is noch nesser wirt 8.

NEID **286.** Dicitur in proverbio: Invidia et odium numqnam defecerunt in terra 7.

NEUGIER **287.** Der vbir sich hôhet, dem fallyn dy spene yn dy ogen 13.

288. Wer alczu syre lôfft, dyzer wyrt gerne mûde 13.

NEUIGKEIT s. 264; 265. **289.** Res est cara satis, dum tempns habet nouitatis, Sub pede calcatur, quando nimis inveteratur 5.

NONNE **290.** Nonnen vryen, monche companey, huren geselschaft, get man selden mit vromen ap 3.

NOT s. 105. **291.** Noth bricht eysen 8.

292. Noth brich eisen 13.

NUTZEN **293.** Vtilis est fanti Bachus, medo basia danti, Fons bonus aranti, ceruisia grata cubanti 3.

294. Ich mus dich nutczin, die weyle ich dich habe 8.

OHR s. 16; 17. PELZ s. 397.

---

275. Mach dich bereit, solange es Zeit ist.

281. Daher soll man sich in acht nehmen beim Handeln, wenn man den guten Ruf bewahren will.

287 u. 288. Qnod nullus debet curiose scrutari.

291. Frauentreue 308 (Hagen Ges. Abent. I 271) daz noch nôt bricht daz isen; D. Gomolke, Sprüchw.: Nuth bricht Eesen.

PFENNIG s. 107. **295**. Der phennig ist nirne alzo genende, alzo do- er geschlagen ist 8.

PFERD s. 405. **296**. Hutte dich, mein phert slehet dich 2.

297. Hutte dich, meyn phfert schlet dich 13.

PFLÜGEN **298**. Terram nullus aret, in qua non spes seminat 10.

PILGRIM s. 150. PREDIGT s. 79; 80.

RAT **299**. Wemme nicht zcu rothin ist, deme ist och nicht zcu helffen 8.

300. Mancher gebit eynem andern yn roth, der ym selber nicht geroten kan 8.

RAUB **301**. Wechsil ist keyn rop 13.

RECHT **302**. Cunctis qui placeat, non credo quod modo vivat. Non placuit cunctis rex diuine pietatis 10.

303. Fac bene dum viuis, Post mortem sich wo du bleybest 10.

REDE s. 4; 5; 262. **304**. Eyne gute rede vindet eyne gute stad 8.

305. Vil rede macht wuste hőte 13.

306. Omne malum braxat, qui lingue frena relaxat, prudens dumtaxat dicenda tacendaque taxat 5.

307. Qui scit seruare lingwam sensusque domare, Forcior est illo, qui frangit viribus vrbes 3.

308. Was sulde dy czunge mir, wenne ich nicht sal gebrawchyn ir 8.

309. Was sulde mir dy czunge, wenne ich nicht domethe reden sal 8.

REGEN s. 285; 383. **310**. Post vinum verba, post ymbrem sequitur herba, Post flores fructus sequitur, post gaudium luctus 3.

311. Post grandem pluviam sequitur quandoque solis ortus delectabilis.

312. Noch eynem reyne kommit gerne eyn sonnenscheyn 8.

313. Noch eynem placz regen kommet gerne eyn sonescheyn 13.

314. Post risum grisum (?) sequitur sepyssime fletus 6.

315. Noch großen donnern kommet gerne eyn reyn 6.

316. Noch großem dunnern kommet gerne eyn reyn 13.

317. Post magnum ardorem sequitur vehemens pluvia 6.

318. Noch grußer hicze kymmeth gerne eyne plov 6.

REGIEREN s. 180. **319**. Est contra legem reginam regere regem 10.

---

295. D. Gomolke, Sprüchw.: De Haller gilt am mesten, wu a geschloan ist.
300. Buch der Rügen 5: Manec man git guoten rât, der im selben keinen hât.
301. Raptores recipiunt vaccas et dant canem, florenos et dant bursam.
302. Vgl. Freidank 106, 18; Morolf II 413.
311. Aus cod. ms. I. F. 503 Bl. 174ra vom Jahre 1431.

REICH s. 277; 278; 279. **320.** Y reicher y kerger 13.

321. Wer do hot, das do klinget, her vindet wol, das do synget 8.

322. Wer do hot dy do clyngen, der fynt och dy do syngen 13.

323. Diligitur, colitur, quem sors illuminat ere, Despicitur, premitur, qui pauca videtur habere 5.

324. Dum diues loquitur, quamuis sit inops racionis, protinus auditur, laudatur ut os Salomonis 5.

325. Diues diuicias non congregat absque labore, non tenet absque metu, non perdit absque dolore 3.

REIHEN **326.** Der ist gut an den reyen zcu brengen, wer do gerne tantzt 8.

ROM **327.** Roma die vna non est tota bene edificata 6.

328. Rom ist nicht yn eynem ior gebawet.

RUHE s. 206; 207. RUTE s. 213.

SACK s. 83; 84. **329.** Dicitur in proverbio: Melius est saccus in collo, quam plaga in dorso 7.

SAU s. 85. SÄUBERLICH s. 388. SAUER s. 362; 363.

SCHAF s. 68; 188. **330.** Gefüger schoffe, der gehn vil yn eynen stal 13.

SCHALK s. 42; 43; 117; 441; 442; 445. **331.** Tocke dich, man suchit schelke 8.

332. Tücke dich, man suchet schelke 13.

333. Das man eyn schalk wyl vndyr dy banck stußen, zo rayn io ym dy schu her fur 13.

334. Eyn schalg krewcht zu winkel 8.

335. Der kommt nicht zu lichte, her hot etwaz gebrawen 8.

SCHARF **336.** Alczu scharff wyrt gerne scharfftig adyr schertícht 13.

SCHATTEN s. 19; 20; 21. SCHEFFEL s. 151.

SCHEUNE **337.** Eyn eyne schewne gehort hew 8.

SCHIMPF **338.** Wen der schymp am besten ist, zo zal man off horin 2.

SCHLICHT **339.** Slecht vnd gerecht ist got beheigelich 2.

340. Slecht vnde recht behagit gote am aller bestin 8.

341. Slecht vnd gerecht libet got vnde ist das allerbeste 13.

SCHMER s. 194; 195.

---

322. **Hoc proverbium habet veritatem in lutinistis et citharistis et fistulatoribus. Sic per larga munera reges acquisierunt magnam laudem et honorem.**

327. **Hätzlerin 137 b: Es ward Rom gestifftet nicht aines tages, als man da gicht; Tunicius Nr. 262: Collen wort up einen dach nicht getimmert.**

338. **Reinardus Vulpes, ed. Mone 1832; 4, 770: Ludus omittatur, dum liquet esse bonum.**

SCHMIEREN **342**. Der do schmert, der fert 13.

SCHNEE **343**. Der weyße snê vorblent dy owgen 8.

344. Der schny vorblendet dy ogen 13.

SCHUH s. 222. **345**. Her bint den schuch mit basthe, der is gelden muß 2.

346. Her bynt dy schu mit baste, der is gelden muß 8.

347. Her bynt dy schu mit baste, der sy beczalen můß 13.

348. Nymant wes, wen der schuch drücket, wen der yn an hot 13.

SELBST **349**. Selber thut, Selber hot 8.

350. Eyn yder man vor sich selber, got vor vns allen 8.

351. Eyn yder man vor sich, got vor vns alle 13.

SELTEN **352**. Was do zeldyn geschit, das seynt weyte mehre 13.

SINGEN s. 321; 322; 409; 410; 411; 412.

SONNE s. 56; 311; 312; 313; 354; 355.

SPECK **353**. Ys ist aus, das man speck of kolyn brit 13.

SPINNEN **354**. Is wirt nymmer so kleyne gesponnen, is kommt dach an dy zonen 8.

355. Is wyrt nymmer alzo cleyne gespunnen, ys kommet an dy sonne 13.

SPRUNG **356**. Snelle sprunge synt zu nichte gut 8.

STALL s. 330; 404; 405.

STEIGER **357**. Gute steyger fallin gerne, gute kempher werdin gerne irmoet 8.

STEIN s. 406. **358**. Dicitur proverbialiter: Duo lapides duri raro molant bene 11.

359. Czwene herte steyne dy malen selden cleyne 11.

STRECKEN s. 169.

STREICH **360**. Arbor per primum nequaquam corruit ictum 1.

---

342. de illis qui diligunt munera.

346. Hoc dicitur de laycis, agricolis, vineatoribus, qui omnia solvunt, que principes et reges consumunt. Ipsi enim tam cibum quam potum labore suo acquirunt.

349. Krone 6809: Selbe tete selbe habe; Berthold I 92, 36: Selbe tete, selbe bete; Boner 24, 40: Selb tet, selb hab; Tunicius Nr. 1139: Sulven doen, sulven hebben.

353. Den Speck kann man nur auf Kohlen braten.

354. Boner 49, 55: Nie wart sô klein gespunnen, ez kæm etswenn zu sunnen.

357. Freidank 115, 1: Swer stiget, der sol vürhten val.

360. Auch in Mones Anz. 7, 505; Tunicius Nr. 215: De bôm en velt nicht van dem ersten slage.

STROH **361.** Ardet de facili, si stramen inngitur igni 10.
SÜSS **362.** Sůße byssen sawyr schlig 13.
363. Sůße schlig hot sawyr schmagk 13.
TANZ s. 70; 71; 326.
364. Vor dich, vor dich, noch deyner pfeyffe tancze ich nicht 8.
365. Vor dich, vor dich, noch deyner pfeiffe tancze ich nicht, vnde dorumme vordencke mich nicht 13.
366. Noch sůßem důn yst gut tanczen 13.
TÄUSCHEN s. 133; 134. **367.** Wer den andern teusschet, der ist seyn meister 13.
TEUFEL s. 421; 422. **368.** Man darff nicht den thewfel an dy vant molen, man bekumpt sein dennoch wol 2.
369. Man darff den tewfil nicht an dy want molen 8.
370. Man darff den teuffel nicht an dy want molen, her kompt wol vngemolt 13.
371. Man mus den teufil fellen mit gotis krafft 8.
372. Wen der thewfel schenden wil, dem henget her eynen langen mantel an 2.
373. Wen der tewfil schenden wyl, dem hengt her yn langen mantil an 8.
374. Den der teůffil schendyn wil, dem henget her eynen langyn mantyl an 13.
375. Wo der tewffil nicht hyn kan, do sendet her seynen knecht hen 8.
376. Dum demon languebat, dixit bonus esse uolebat.
Do der tewffel genass, do was er alss er ee wass 10.
TIEF s. 190.

---

361. Vgl. Freidank 121,3: Morolf II 434; Jüng. Titurel 5776,3; Trojaner Kr. 8659.
363. Quod de mane cibus valde bene sapit, sed in vespere angit et gravat.
365. Proverbium est illorum, qui sunt capitosi et frontosi nolentes sequi consilia aliorum.
373. Hoc dicitur communiter contra tales, qui aliquando sublimantur honoribus et postea deprehenduntur in publicis peccatis deliquisse.
375. Wackernagel D. Leseb.[2] I 855 (= Diutisca I 324): Dô der tiufel nit hin mag, dô sent er sinen botten hin; Tunicius Nr. 195: Wâr de duvel nicht en kumt, dâr sent he synen boden. Als der Teufel Christum nicht verführen konnte, sandte er die Pharisäer.
376. Vgl. Freidank 137,20: Ein wolf was siech; do er genas, er was ein wolf als er ê was.

TOD **377**. Assiduam pestem mortis tibi credito testem 3.
378. Hic locus est flendi, locus est peccata luendi.
Fac bene, dum viuis, post mortem vivere si vis 3.
TON s. 87; 88; 89; 366.
TOR s. 7; 140. **379**. Est fatuus talis, quem decipit ars monialis.
Est fatuus fateor, quem caluos vrgit et vxor.
380. Torheit macht erbeyt 8.
381. Torheyt machit erbeyt 7.
TRAUER s. 236; 310; 314. TRAURIG s. 8.
TREIBEN **382**. Also wir iss treybin, also gehit is vnss 8.
TROPFEN **383**. Ich mente is hette getreppilt, alzo hot gereyneth 13.
TROST **384**. Noch guttim troste kommet (vel volget) alle selikeyt 8.
385. Alle vnser trost leyt an dir; lest du vns, so sey wir gelossen 8.
TRUNKEN s. 18. **386**. Eyn trunckyn munth, reth des herczyn grunth 13.
387. Eyn trunken man ist nicht kalpfleysch 8.
TUN **388**. Thu suberlich, zo nympt man dich 13.
TÜR **389**. Wer sich zcwissen thoyr vnde angel mengt, der queczet sich gerne 8.
ÜBERMUT **390**. Dicitur in proverbio:
Qui mittit lapidem in altum, super capud eius cadet 11.
391. Wer sich ober wil, der oberwirft zich 2.
392. Vir videas, quid tu iubeas, dum magnus haberis;
Et caueas, ne forte ruas, dum stare videris.
Prospicias, ne despicias, que ledere queris:
Dat varias fortuna vias, non ergo mireris 5.
ÜBERSPRINGEN **393**. Wer do nicht obin hyn kan, der muß vnder durch krichen 8.
394. Wer do nicht obir springen kan, der kriche vnder 8.
395. Wer do nicht vberspringen kan, der kriche vnder 13.
ÜBERWINDEN **396**. Der den andern vbyrmag, der stust [in] yn den sag 13.
UNGLÜCK s. 165.
UNFLAT **397**. Man darff nicht vnflot in den pelz seczen 2.

---

379. Aus cod. ms. IV. Q. 179 v. J. 1356.
384. Wigalois 74, 31: Guot trôst was ie ze nœten guot.
386. Tunicius Nr. 442 u. 1330: De vulle munt sprikt des herten grunt.
397. Tunicius, Nr. 520: Men hovet nicht de vlo in den pels to setten; D. Gomolke, Sprüchw.; Ich wölte mer Loise am Peltz setzen.

URSACHE **398.** Nyst nicht geschyt ane zache 8.

399. Nyssthen geschyt ane sache 13.

VATERLAND s. 175, 176, 177, 178.

VERDERBEN **400.** Vil vortyrbet, das man nicht wyrbet 13.

401. Vorterbyn thut gar wy 13.

VERDRIESSEN **402.** Wen es vordrenst, der ge syn abe 13.

VERGELTUNG **403.** Quid sibi quisque serit presentis tempore vite,
Hoc sibi messis erit, cum dicitur: Ite, venite 10.

VERLUST **404.** Wen man das fye vorlewst, zo bessert man den stal 2.

405. Wen man das phertd vorlaust, so bawt man den stal 13.

VERTRAUEN **406.** Ich vorlosse mich dor uff, ich habe ouch eyn steyn in dem brethe 8.

VERZICHTEN **407.** Ich gehe is dohen 8.

VIEH s. 104.

VOGEL **408.** Dicitur in proverbio: Magne aves habent magnos nidos 11.

409. Man spricht yn deme sprichworte:
Cantat anis queuis sicut rostrum sibi creuit 7.

410. Also der fogel ist, alzo singet her.

411. Als der fogil ist, alzo synget her 13.

412. Der fogeler sûsse synget, wenne her den fûgeler wyl betrigen 8.

WACHSEN **413.** Wenestu das lewte off bowmen wachssen? 8.

WÄHREN **414** Ys wert dy lenge nicht 13.

WAHRHEIT **415.** Propter veritatem nostrum perdidimus fratrem 3.

416. Wer dy woret ret, dem wyrt man gerne gram 13.

417. Wer do die worheit reth, dem wirt man gram 8.

418. Wer do reth dy worheyt, der secze seyn hoff von danne weyt 8.

---

400. Freihergs Trist. 4847: Wan manic dinc verdirbet, des man niht enwirhet: Walther (ed. Lachmann) 106, 15: Waz vil verdirhet, des man nicht enwirhet; Cato (ed. Zacher) v. 457: Manic dinc verdirbet derz niht von êrste wirbet.

401. Istud proverbium habet veritatem in superbia temporali.

404. Tunicius Nr. 1328: Wär umme slûst du den stal, als de page is enwege.

409. Sachsensp. praefatio 45: der vogel singet als im der munt gewaczen steit zu sange.

411. Aus cod. ms. IV. Q. 41 Bl. 35r. v. J. 1451; aus der Bibl. der Augustiner-Chorherren zu Breslau.

412. Cato (ed. Zacher) Disticha I, 27; Noli homines blando nimium sermone probare: Fistula dulce canit, voluerem cum decipit auceps.

413. Vgl. Zfd Unterr. 14, 214 u. 735—739.

WAISE s. 444.

WARM **419.** Halt dich warm, so freust dich nicht 13.

WAND s. 368; 369; 370.

WASSER **420.** Yn sulchem wasser sheyt (?) man sulche fysche 8.

WECHSEL s. 301.

WEIB **421.** Demonis antiqua asperialus est femina rasa 6.

422. Eyn alt weyp hoch beschorn ist des tewfels einhorn 6.

423. Eyn ald weyb vnde eyne schossil korp, do ist wenig frewden ynne 8.

WEILE **424.** Wer dy wele hot, der nympt das beste 13.

WEINEN s. 96; 101; 218; 235.

425. Wer do hynden noch weynet, deme ist so we, alzo der do vor weynet (ader geweynet hat) 8.

426 Vnselde vnd betrubnis lernet wenen 13.

WEISE **427.** Wer dy weyze weis vnd kan, der fůrt dy brawt heym 2.

428. Wer dy weysze kan, der fůret dy mayt heym 8.

429. Der dy weyse kan, der furt dy braut hem 13.

WEISHEIT **430.** Dum sapiens loquitur, attendit tempus et horam,
Sed nunquam stultus querit adesse moram 5.

431. Vilibus induuys sapiencia nulla videtur,
Quamuis sit sapiens, pro stulto nudus habetur 5.

432. Anus et annus abit, semper sapiencia stabit 1.

WENN **433.** Si „nisi“ non esset, perfectus quilibet esset,
Sed nondum visi, qui caruere „nisi“ 14.

WIND s. 263.

434. Starcke wynde vnd dorre holcz, dy helffyn dem fewyr off 13.

WILLKOMMEN **435.** Wylkomen sath vnde esze gerne 8.

436. Wilkommen sat, vnde ese gerne 13.

WIRT s. 117. **437.** Hospitis absencia dat nobis incommoda multa 3.

438. Wo eyn man hyn kompt, do fynt her den wirt do heyme 2.

439. Wo eyn man hyn kommit, so ist der wirt do heyme adir kommet gar schire 8.

440. Wo man hyn kommet, do fynt man den wyrt do heme, abe kommet gar schire 13.

441. Wol dem wirte, do dy geste from seyn vnde wee deme wirte, do dy geste schelke seyn 8.

442. Wol dem wyrte, do dy geste from seyn, vnd wy dem wyrth, do dy geste scheke seyn 13.

---

442. contra instabiles seruos et ancillas.

WISSEN **443.** Is ist gut etwass zu wissen 8.

WITWE **444.** Withwen vnde weyszin sal man neszin (?) 8.

WOLF s. 249. **445.** Der wolff der wandelt den balc vnde nicht der (!) schalk 8.

446. Was man saget dem wolffe, zo spricht her allezceit: lamp, lamp 13.

447. Fronte lupi visa credatur cauda propinqua 3.

448. Advenit ecce lupus, dum mencio fit sepe eius 6.

449. Wen man des wolfes gedenkit, so komt her gerne 6.

450. Wen man des wolffis gedencket, zo kommt her schire 8.

451. Wen man des wolffes gedencket, zo kompt her gern 13.

ZEIT **452.** Man mus die czeit nemen alzo sie kompt; wirt isz ymmir besser, zo neme wirs ouch 8.

ZIEGE **453.** Man darff myt dem czickelen of den margkt nicht eilen, wen her vorkoft ys wol yn der gassen 13.

ZUFRIEDENHEIT **454.** Non est, aliquis in mundo, qui dicit se: habundo 10.

ZUNGE s. 306; 307; 308; 309.

Im Kräuterladen[1].

Von Karl Rother.

Um einmal zu sehen, was noch heutzutage an Heilkräutern wirklich gekauft wird, gegen was für Krankheiten sie angepriesen und angewendet werden, und unter welchen Namen sie feilgehalten werden, ließ ich mir den gesamten Inhalt einer der wenigen hier in Breslau vorhandenen Kräuterbuden zeigen, benennen und die

443. Secundum Catonis: Scire aliquid laus; vgl. Cato (ed. Zacher, p. 182) Dist. IV, 29.

445. Suetonius Vespasian XII: Vulpes pilum mutat, non mores.

448. Wackernagel, D. Leseb.² I, 835,17: Sô man den wolf nennet, sô er zu dringet: D. Gomolke, Sprüchw.: Wenn ma s Wulffes gedenckt, su kümmt a; vgl. Terenz, Adelphi IV 1: Lupus in Fabula.

[1]) Vergl. Walter, „Ein Besuch vor 46 Jahren" Mitt. VIII, 4. Patschovsky, „Volkstümliche Zimmer-, Feld-, und Waldpflanzen im Liebauer Tale", Mitt. XI, 186 ff. Vor allem vgl. Dr. K. Olbrich's treffliche „Beobachtungen über den schlesischen Bauerngarten" (Mitt. XVI, 66—84), mit denen die folgenden Darstellnngen viel Gemeinsames zeigen.

Art der Anwendung angeben. Was ich gesehen und gehört, gebe ich getreulich in derselben bunten Reihenfolge und auch in der Form wieder, daß die Pflanzen für, nicht gegen eine bestimmte Krankheit seien. Ich füge nur den sonst gebräuchlichen deutschen und den botanischen Namen und einige Bemerkungen in kleinerem Druck bei.

Sonst wurde mir gesagt, daß da nicht nur die verschiedensten Heilkräuter vorhanden seien, sondern auch solche getrocknete Pflanzen, die als Gewürze dienten oder als Tee zum Abendbrot getrunken würden. Leute mit schwachen Nerven trinken solchen Tee statt des russischen. Einer sage dem andern, dies oder das habe ihm geholfen. So kämen Vornehme und Geringe kaufen, und des Menschen Wille (Glaube) sei sein Himmelreich. Alles fände dabei guten Abgang.

Der Wegetritt — die Wegwarte oder wilde Zichorie, Cichorium Intybus — ist gut für die Nieren.

Der Beifuß — Artemisia vulgaris — wird als Gewürz zum Gänsebraten genommen, ist aber anch gut für Gallensteine und Leber.

Die Schafgarbe — Achillea Millefolium — ist blutreinigend, für den Husten und für alles.

Die Odermänige — der Odermennig, Agrimonia Eupatoria — für Leberleiden, schmeckt aber auch so sehr gut, schokoladenartig.

Die Pißblume — Grasnelke, Armeria vnlgaris — für Blasenleiden.

Das Zinnkraut oder Schachtelhalm — Ackerschachtelhalm, Equisetum arvense — für Blasenleiden und Nieren. Der Name Zinnkraut dürfte erst durch Kneipp nnter das Volk gekommen sein, das diese Pflanze früher nur Katzenzahl, *kötsatsāl*, also Katzenschwanz (zagel = Schwanz) benannte. Alte Leute berichteten mir, daß man in der Frankensteiner Gegend für Kuhschwanz ausschließlich *tsāl* oder *s tsālbēn* sagte, was auch Knötel, Schles. Prov. Blätter 1871 bestätigt: auch heute spricht man in Breslau beim Fleischer ja noch vom *tsāl*.

Die Wacholderbeeren — von Juniperus communis — sind für die Nieren. Auf die glühende Platte geworfen, beseitigen sie den schlechten Geruch, wenn etwas übergelaufen ist. Mir selbst sind sie als magenstärkendes Mittel bekannt. Um Neustadt und in Österreich-Schlesien bereitet man daraus den *jochānlafoft*, den Hausierer in ganz Schlesien, auch in Breslau, „für alles“ anpreisen.

Die Wacholdernadeln, zum Baden und Trinken, sind wassertreibend.

Das Tausendguldenkraut — Erythraea Centaurium — ist für den Magen.

Die Bärentraubenblätter — Bärentraube, Arctostaphylus Uva ursi — sind wassertreibend.

Das Johanniskraut, bei Militsch Liebeskrant genannt — Hypericum perforatum — ist blutbildend (?), für die Wassersucht, auch für die Gelbsucht. Bei Camenz heißt die Pflanze Blutreinigungstee.

Die Kornblume — volkstümlich Ziegenbein, *tsijabēn*, Centaurea Cyanus — ist angenstärkend und blutreinigend.

Der Angentrost — Euphrasia officinalis — wird mit Kornblume und weißer Lilie, (gemeint waren die Blütenblätter der weißen Seerose,) auf Kornbranntwein aufgesetzt. Damit werden die Augen eingerieben.

Das Pfefferkraut — Satureja hortensis — tut man als Gewürz zu den Schnittbohnen; auch dient es zum Stopfen.

Esdragon — Artemisia Dracunculus. —

Präsilikum — Basilikum, Ocimum basilicum — und

Thymian, der echte, angebaute, Thymus vulgaris — sind nervenstärkend, dienen aber auch als Gewürze.

Der Quendel — volkstümlich *kwanla*, Thymus Serpyllum — dient zum Baden für Kinder; ist sehr stärkend.

Der Majoran — volkstümlich *márrən*, Origanum Majorana —, man gibt ihn als Gewürz zur Wellwurst und zum Gänsebraten; er gibt auch einen krampfstillenden Tee.

Die Gurkentille — der Dill volkstümlich *górkatilə*, Anethum graveolens — heilt auch die Wassersucht.

Die Steinnelke — Dianthus deltoides — ist für die Gallensteine.

Der Ginster — Färberginster, Genista tinctoria — ist für Husten und Lungenleiden, auch für die Wassersucht.

Der Baldrian — Valeriana offic. — ist krampfstillend und nervenstärkend.

Die Pfeffermünze und Krausemünze — Mentha piperita und M. crispa — sind krampfstillend und gut für den Magen, sie werden auch als Tee zum Abendbrot getrunken.

Stiefmuttern — Stiefmütterchen, Viola tricolor —,

Weiße Quecken — Triticum repens — und

Nußblätter — von Juglans regia — sind blutreinigend.

Preisselbeerblüte — Vaccinium Vitis idaea — ist blutreinigend und wird als Tee zum Abendbrot getrunken.

Die Holunderblüte — von Sambucus nigra — dient zum Schwitzen.

Die Lindenblüte — von Tilia platyphyllos — ist schweißtreibend, gegen Husten und dient auch als Tee zum Abendbrot.

Der Salbei — Salvia offic. — dient zum Gurgeln bei Halsschmerzen, auch als Gewürz zum Schöpsenfleisch.

Die schwarze Malve — die Blüten der Pappelrose, Althaea rosea — dient bei Halsschmerzen zum Gurgeln und Trinken.

Kahnelblätter, die Blätter der weißen Wasserlilie, — Seerose, Nymphaea alba — dienen zum Anflegen bei Geschwüren; sie benehmen die Hitze; die Blütenblätter sind für die Augen. (Siehe oben)

Die Männertreue — Eringium campestre — dient zum Ausräuchern,. wenn jemand glaubt, verhext zu sein; dazu werden neunerlei Kräuter genommen.

Der Kalmus — Acorus Calamus — dient zum Baden für Kinder und ist fürs Reißen; die Wurzel ist gut für den Magen.

Die Petersilie — Petrosilinum sativum — ist wassertreibend, aber nur für Kinder, da sie nur schwach wirkt.

Die Hagebutten — Früchte von Rosa canina — volkstümlich *hánbuta* — dienen zu Suppen und Tunken; auch sind sie fürs Wasser und blutbildend.

Huflattichblüten und -blätter — von Tussilago Farfara — sind schleimlösend und für den Husten.

Die weiße Taubnessel — Lamium album — Kraut und Blüten sind gegen Ausfluß.

Die Sennesblätter und auch die Sennesschoten oder Mutterblätter — *fämsbletr*, von verschiedenen Arten von Cassia — dienen zum Abführen. Vom Schriftsteller Kretschmer wird mir mitgeteilt, daß man mit „Mutterblatt" auch den Frauenmantel — Alchemilla vulgaris — bezeichne, der als Tee zum Abführen besonders Kindern gegeben werde.

Die Faulbaumrinde — von Rhamnus Frangula — zerkleinert nimmt man ebenfalls zum Abführen.

Gartheil — volkstümlich *gártēl*, ein in botanischen Büchern nicht aufzufindender bei uns aber sehr gebräuchlicher Name. Das Kraut wird von den Drogisten als Herba Abrotani geführt und kommt von einem im südlichen Europa heimischen, bei uns in Gärten gezogenen, gewürzhaft duftenden, strauchartigen Gewächse, sonst Eberraute, Artemisia Abrotanum, genannt, — ist gut für die Lungen.

Eibisch — Althaea offic. — Süßholz, — Glycyrrhiza glabra — und Anis — Pimpinella Anisum — geben einen guten Brusttee, gut gegen Husten.

Kümmel — Carum Carvi — und Fenchel — Foeniculum offic. — wirken beruhigend. Sie sind für kleine Kinder gegen Unruhe im Leibe.

Der Waldmeister — Asperula odorata — wird zu Tee und Bowle verwendet. Außerdem wird er in Zigaretten geraucht. „Das ist billiger, unschädlich für die Lungen und schmeckt viel besser."

Heil aus dem Grunde — das schien mir Tormentilla erecta L. zu sein, — gegen alles, besonders gegen Husten.

Himbeer- Brombeer- und Erdbeerblätter werden als Tee statt des russischen getrunken.

Das Lungenkraut — Pulmonaria offic. — ist gut für die Lungen und gegen Husten.

Ehrenpreis — Veronica Chamaedrys — und Beifuß — Artemisia vulgaris — werden gegen Gallensteine getrunken. „Ehrenpreis macht Lungen und Leber weiß."

Der Sanikel — Sanicula europaea — ist gegen Lungenschwindsucht.

Kordabenedikte, nur angebaut vorkommend, — Carduus benedictus ist gut für den Magen.

Arnika — Arnica montana — mit Spiritus aufgesetzt, dient als „Einreibe" gegen Rheumatismus. Mir selbst als überraschend wirkendes Heilmittel bei frischen Schnittwunden bekannt.

Täschel — Täschelkraut, großer Klappertopf, Alectorolophus major — ist blutstillend.

Der Rosmarin — Rosmarinus offic. — ist gegen Rheumatismus.

Die mittlere Wegebreite — Plantago media — und

Der Spitzwegerich oder Rippenkraut — auch Lungenkraut, volkstümlich *wildərîbakrotich* genannt, Plantago lanceolata — sind gegen Husten; letzteres auch gut für die Lungen.

Kastanien — die Früchte von Aesculus Hippocastanum — geschält, geschnitten und mit Spiritus aufgesetzt, sind fürs Reißen; ebenso die Kastanienblüte. Mir ist bekannt, daß Kastanien, an eine Schnur gereiht, als Halsband gegen Reißen getragen werden.

Die blaue Glockenblume — Campanula medium — dient zum Baden. Dem gleichen Zwecke, aber unter dem Namen Fingerhut gezeigt, soll die rundblättrige Glockenblume, Campanula rotundifolia, dienen.

Die Brennessel — Urtica dioeca — und

Die Iter- oder Hüternessel — Hirtennessel, mundartlich hẹ́rtanesəl U. urens — sind beide schleimlösend.

Die Wassermelisse — Melissa offic. — ist gegen den Husten.

Katzenpfötchen — Gnaphalium dioecnm — sind gegen das Wasser (d. h. wassertreibend.)

Die Aberdistel. — Eberdistel, Kngeldistel, Carlina acaulis L. — „Wenn nichts mehr hilft, da hilft Aberdistel.“ Im Pflanzenbuche von Dr. Dalitsch finde ich die Bemerkung: Von Karl dem Großen ist sie als Mittel gegen die Pest empfohlen worden.

Die Schwarzwurzel — Symphytum offic. — ist gegen Husten und für die Lunge.

Der Lavendel — Lavandula spica — ist nervenstärkend; wird auch als Tabak geraucht.

Die Kamille — Matricaria Chamomilla — ist krampfstillend.

Der Gundermann — Glechoma hederaceum — ist für alles.

Die Blätter der Silberpappel — Populus alba — dienen zum Auflegen bei Geschwülsten; sie benehmen die Hitze.

Lärbaum — Lärchenbaum, Larix decidua. — Nadeln und junge Zweige sind gut für die Augen.

Die weiße Nelke — es war Seifenkraut, Saponaria offic. — ist gegen den weißen Fluß.

Birkenblätter — von Betula alba — sind wassertreibend und blutreinigend. Sonst sind frische Birkenblätter als Mittel gegen Rheumatismus sehr geschätzt.

Das Eisenkraut — Verbena offic. — ist gegen Flechten. Kurz einkochen und damit schmieren.

Der Rittersporn — Delphinium Consolida — ist gegen Stechen in der Brust.

Ebereschenbeeren — mundartl. *åfreša*, von Pirus Aucuparia — wirken harntreibend und dienen auch als Vogelfutter.

Schlehenblüten — von Prunus spinosa — wirken blureinigend und führen ab.

Der Bitterklee — Menyanthes trifoliata — ist gegen verdorbenen Magen.

Wermt — Wermut, Artemisia Absinthium — ist ganz ausgezeichnet für den Magen.

Endlich war noch vorhanden

Gras bezw. Heu zum Färben der Eier und eine

„birkene“ Rute. „Das ist oft die beste Medizin.“

Im Anschlusse hieran möchte ich noch einige Pflanzen anführen als Ergänzung zu dem Aufsatze von Dr. Olbrich: „Beobachtungen über den schlesischen Bauerngarten.“ (Mitt. Heft XVI, 66) Dabei habe ich den Bauerngarten im Sinn, wie ich ihn seit etwa 50 Jahren aus meinem Heimatsdorfe Grunau bei Camenz kenne.

Fast in jedem Stübchen wurde damals die Gichtnessel — Plectranthus fruticosus — „gegen die Gicht“ gezogen, wohl mehr als Abwehrmittel; denn von einer Anwendung habe ich nie etwas gehört. Heut ist die Pflanze dort kaum noch vorhanden, aber ich sehe sie hier in Breslau öfters am Fenster von Kellerwohnungen. Sie wird hier mit dem Namen Mottenpflanze belegt, da sie die Motten vertreibe. (Nachträglich wurde mir meine Ansicht mit den Worten bestätigt: Wo eine Gichtnessel steht, da kommt keine Gicht hin.) — Am Fenster wurde ehemals auch die Auferstehungsblume gepflegt, eine einfache Begonie, deren Spezies ich nicht habe ermitteln können.

Im Gärtel fehlte als Heilpflanze nirgends der Eibisch — Althaea offic. — Er wurde wie noch gegenwärtig als schleimlösend gegen Husten angewendet. Hier und da fand sich die schwarze Pappel — Althaea rosea — deren Blüten aber nicht wie oben angegeben verwendet wurden; sie dienten vielmehr zum Aufweichen von Geschwülsten. Ein beliebtes Hausmittel waren die Blätter des an Gräben wachsenden Froschlöffels — Alisma Plantago —, mundartlich *föelefl* genannt. Getrocknet und dann eingeweicht, sollen sie Geschwülste aufweichen und, z. B. bei Bienenstichen, die Hitze benehmen. — Vom Rainfarren — volktüml. *rēmər*, Tanacetum vulgare L. — wurden die Blüten als Tee gegen Eingeweidewürmer gegeben.

Im Blumengarten war sehr häufig die Feuerlilie — Lilium bulbiferum — vertreten, besonders in der Grafschaft Glatz, wo ich sie auch wildwachsend in einem Kleefelde in außergewöhnlich großen Mengen angetroffen habe. Ihre Zwiebeln müssen dort wohl noch unter der Pflugsohle gelegen haben. Für die Traubenhyazinthe — Hyacinthus muscari — habe ich vom Volke nie einen Namen gehört. Eine ausdauernde, etwa 1,20 m hohe Herbstaster — Aster salicifolius — mit zahlreichen kleinen, blaßblauen Blüten, wucherte fast überall; nur kräftigere Herbstfröste vermögen ihre Blühwilligkeit zu beenden, wogegen die Georginen — Georgina variabilis — schon dem ersten Reife zum Opfer fallen. Sie wurden in ihrer alten, gefüllten, halbkugeligen Form von einzelnen Liebhabern sehr geschätzt.

Als „Karthäusernelke“ wurde die Bartnelke — Dianthus barbatus — gepflegt, mundartlich *katǫ́ęfərnalkə*, und am Zaune stand die besonders gegen Abend so herrlich duftende, aber heut kaum noch beachtete Nachtviole, *nạ́chtfalkə*, — Hesperis matronalis —. (*blǫ́falka* waren die Veilchen.) Gednldet wnrde an der Mauer oder in einer Ecke die Akelei — Aquilcgia vulgaris.

Von Sommerblumen waren häufig anzntreffen die heute leider fast vergessene Jungfer im Grünen oder Gretel im Grünen — Nigella damascena —, Astern nur in der einfachen Form und Strohblumen. Mit Strohblumen schmückt man das trockene Moos — mundartlich *dr̥ must* — zwischen den Doppelfenstern.

Als Eigentümlichkeit ist es wohl zu bezeichnen, daß damals Tulpen in der ganzen Umgegend überhaupt nicht vorkamen.

Als Heckenzaun oder als laubenartige Bedecknng des Hauseinganges diente häufig die Spanische Weide — Bocksdorn, Lycium flaccidum Much. — Am Zaune stand hie und da als Stranch oder Baum der Spillbaum — Evonymus europaeus. Spillbaum hieß er, weil aus seinem Holze die Spille oder Spindel zum Flachspinnen gefertigt wurde. „Pfaffenhütchen“ — mnndartlich *fǫ́farifla* — nannte man seine Früchte, die vor dem Aufspringen einem roten Priesterbarett ähnlich sehen und als „Rutkatlabeern“ — *rū́tkatlabārn* — klebten die Jungen seine gelben Samenkörner als Lockmittel für die Rotkehlchen mit Butter an den Deckel des „Meisekastens,“ — mundartlich *mę́fəkosta*.

Wenn auch nicht gerade kennzeichnend für den Bauerngarten, so doch für volksetymologische Umdeutung bemerkenswert ist folgendes Beispiel: Ein Kornelkirschbaum — Cornus mas — stand in der Nähe der kleinen Brücke über das den Garten durchfließende Bächlein. *konā́lkeršbaǫm* hieß er im Munde der Leute; aber man dachte dabei nicht mehr an die ursprüngliche Ableitung von Cornus — Kornelkirsche, als vielmehr an „das Kanal,“ *konā́l*. So bezeichnet man den Durchlaß unter kleinen Brücken. Man sagt z. B.: *s konā́l mūs gəroęmt warn.*

Schließlich seien noch ein paar eigenartige volkstümliche Pflanzenbezeichnungen aus der Camenzer Gegend angeführt:
Zeller, *tselər*, für Sellerie und Pasternak, *pástərnak*, für Pastinak.
Rauhbeeren, *rǫ́obārn*, für Stachelbeeren — Ribes Grossularia.
Turteltauben, *tǫ́rkəltaoba*, für Eisenhut — Aconitum Napellus.
Täubchen werden die 2 langgestielten Kronenblätter genannt, die innerhalb des helmförmigen Kelchblattes stehen.

Pannonichrosen, *panóničhrūfa*, für Pfingstrose — Päonia offic., im Riesengeb. *pümpəlrūfa*.
Ziegenbein, *tsijabēn*, für Kornblume — Centaurea Cyanus.
Schmirgel, *šmergəl*, für Dotterblume, — Caltha palustris.
Buttermilchblume für Windröschen — Anemone nemorosa.
Keilhacken, *kęlhaka*, für Schlüsselblume, Himmelschlüssel, Primula elatior. Dieser Name ist sehr kennzeichnend, da er die Stellung einer Blüte zum Blütenstiele ins Auge faßt.
Himmelschlüssel, *himəlšlesla*, für den gelben Sichelschneckenklee — Medicago falcata.
Pferdeaugen oder Taubenaugen für Skabiose — Scabiosa Columbaria.
Wilde Rübenkraut, *wildərībakrotičh*, für Spitzwegerich — Plantago lanceolata.
glīdəgeəla für Labkraut — Galium mollugo.
Heil aus 'm Grunde oder *hēlplutsə* für Fingerkraut — Potentilla erecta.
Hasenbrot, *hāfabrūt*, für Frühlingshainbinse — Carex praecox.
Sauerlumpe, *faoerlumpə*, für Sauerampfer — Rumex acetosa.
Hahnkrele, *hānkrēlə*, für Knäuelgras — Dactilis glomerata.
tāngras, für Tennengras — Polygonum aviculare.
Pluderhosen, *plūdərhōfa*, für Lungenkraut — Pulmonaria offic.
Gänsbrich, *gēnsbričh*, für Gänsefingerkraut — Potentilla Anserina.
štāobārš, für Zweizahn — Bidens tripartitus, von Schube Bettlerlaus genannt. Bei der Jugend hießen die Früchte wegen des klettenartigen Anhängens Bettelmänner, *bātəlmenər*.
šampala, für Champignon.

Probe glätzischer Mundart: die Kirmes.

Mitgeteilt von stud. phil. Georg Selke.

Herr Gutsbesitzer Johannes Mader in Neu-Weistritz (Kreis Habelschwerdt) hat mir folgende Beschreibung der Kirmes seines Dorfes gegeben. Für mannigfache Berichtigungen bin ich Herrn Oberlehrer Dr. Klapper, einem genauen Kenner der Mundart dieser Gegend, zu Dank verpflichtet. Neu-Weistritz liegt auf der Grenze der oberdörfischen und glätzischen Mundart, gehört aber noch zu

dieser. Die phonetische Schreibung folgt der von Herrn Professor Siebs im Heft XVII der Mitteilungen vorgeschlagenen Transscription, für die Vokale verweise ich auf die 8. u. 9. Auflage der deutschen Bühnenaussprache von Professor Siebs (Köln 1910, S. 29 f.). ę bezeichnet offenes langes e, ǭ offenes langes o.

də keṛməs.

də gantsə wocḫə dərfıṛ hōts šon fıl tsu tūn. gəmęntlicḫ weṛt də eṛšta tāgə də štūbə uns haus (Hausflur) ausgəwaist. də mitəlsta tāgə, im a dōnəṛštic̄ḫ, weṛt dər eṛštə kucḫa gəbaka. dāṛ weṛt a gesta gəšikt, dı aigəlǭda wāṛn. 's weṛt ā im dı tsait ai də štǭt aikęfa gəfǭṛn węgən bıṛ on brantwain. dof ıf aim dorfə gəmęntlicḫ nı tsu hǭn. dō weṛt męrntails a ticḫticḫ fōs lōgərbıṛ on a fasla ęnfacḫəs on a fasla kaṛnbrantwain on ā wol nocḫ a grūsa fıṛkantər (vierkantige Flasche) gūda brantwain ǭbər waibəṛšnops gəhult. oftə ā ıs dər pauər mit dər wǭrə tsē lañgə aim weṛtshaufə aigəkǭṛt on knicḫt, wen a hęmkimt, fum waibə šon ticḫticḫ də baisə (Ausschelte), wail fe šon ufs bakmāl post. fenōms weṛt eṛšt aṛntlicḫ kucḫa gəbaka, də štūbə gəwoša on ols ūfgəroimt on blitsəblañgk gəmacḫt on fıṛ dər tıṛə on əm hōwə wāṛn də špenwōbanestər rǭgəkǭṛt on ā dər gantsə hōf gəkǭṛt. funticḫ maṛja weṛt də tōfəl fō dər bınə (Dachraum) rundər gəhult on ā də gūda štılə tsə recḫtə gəštelt. dərnōcḫ gıts ai a gōtsdınst on dı dərhęmə misa ticḫticḫ kucḫa on fıṛšeṛn (zurecht machen). wen də kercḫə auf ıs, weṛt ən āgablik ai də šeñgkē aigəkǭṛt on wen fə hęmkuma, fain wol də eṛšta gestə šon dō, on fıṛ a eṛšta huñgəṛ weṛt gəmęntlicḫ a wiñg kucḫa ūfgətręn. dərnōcḫ klepəlts ā iməṛfaṛt mit a batəlloita. feṛ dı fain gəmęntlicḫ a nęjə felfəlkucḫa (Füllselkuchen) mit mōtšpronš (Obstmus) fıṛgəšeṛt. fıṛ a tsvantsicḫ jǭrən wǭṛš mit a batəlloita afu šlimp, dos an must ekstrā a batəlfucḫt aim doṛfə fain, dāṛ fə wildə macḫa (verscheuchen) must. lıbər fıt mā on hęṛt mā də laiərloitə kuma, dı ficḫ wol ǭ dām tāgə tsımlicḫ štaṛk aifinda on moncḫmōl posıṛts ā, dos də waisbeləṛ haṛticḫ a štikla tantsa. wen də gestə dərnōcḫ olə dō fain, weṛt də flęšfupə ūfgətręn, dərnōcḫ kimts rentflęš mit femftuñgkə on krēntuñgkə (Meerrettichtunke) on faurə gorka. dan kemt brōtwuṛšt on hūnə ai fauraṛ tuñgkə, dı ıs aus fafərkucha, rosiñgka (Rosinen) on mandəlkeṛnəṛn on fęr a gūdər aibrenə. tsum rentflęšə on dər hūnə weṛt blōs bıṛ gətruñgka, dərnōch kimt dər švainəbrōta on weṛštə on kolpsbrōta, tsu dām kimt ets noch dər

brantwain tsum triñgka. dərnōch͟ ĭſ ā aspauſə. ai dār̥ gıt mā ai a fār̥dəštǫl on ai a kĭštǫl on ſit ſiçhs fıj ǭ. wens nī tsu wait īs, gīt mar̥ a mōl ūw a plǭn tsur̥ raitšūlə (Karussel) on tsur̥ luftšukəl. wen ſə tsūrikə kuma, štīt dər kaſə on kucha šon uwəm tišə. dō hōts štrę̄fəlkuch͟a, kāfəkuch͟a, faſərkuch͟a, tsukərkuch͟a, mōkuch͟a. wen tiçhtiçh gasa on truñgka is, dō wer̥t əm bīr̥fasla noch͟ a mōl tiçhtiçh luft gəmach͟t, də waibər fañga wol ā šon ǭ, tiçhtiçh tsu krę̄ša (lachen) wail a (= ihnen) dər gūdə (Branntwein) šon a wiñgk ais ēbərštıbla kuma īs. dərnōch͟ gīts ais wer̥tshaus tsu dər mūſiçh. dō wer̥t jū (ja) gēmę̄ntliçh bis ai a mōntiçh gətantst ons gıt fę̄r lustiçh tsū. 's juñgə folk kimt wol fir tsvēa ni hę̄m. də mę̄r̥šta gestə blain wol ibər nach͟t dō, on wen ſə aus dər šeñgkə kuma, ĭſ a grūsə štrę̄ə šon fir̥gəšer̥t. dō wer̥t ā no ni bālə gəšlōfa. dō wer̥t er̥št a wailə unſin on šintlūdər gəmach͟t on fıl gəkinšt, bis dər šlōf kimt. mōntiçh mar̥ja hōt wol mançhər a šwę̄ra kōp, ǭbər 's nutst ništ, a mūſ ūf, də štrę̄ə wer̥t əm undərm ǭr/ə wekgərisa, den də waisbelər misa də štūbə widər ūfroima; nōjəm frīštikə gıts bālə ai də kerçhə. aſu bālə wi də orgəl štilə īs, gīt aim wer̥tshauſə də mūſiçh šon widər lūs on dō wer̥t nōch͟ a mōl festə gətantst. dos tauərt wol oftə bis im draiə. on wen ſə hę̄mkuma, krīja ſə gəmę̄ntliçh fō dr̥ keçhən də baisə, wail 's asa kālt worn īs on ſə hōt misa imərfar̥t foiərn. dərnōch͟ gīts ābər šorf ıbərs asa, wail jēdəs huñgər hōt, 's asa ıs grǭdə wi funtiçhs. də waita gestə (die von weit hergekommen sind), gin dərnōch͟ hę̄m on krīja nōch͟ a štikə kuch͟a mıt tsər mıtbreñgə (zu einer Mitbringe). di də noch͟ dō blain ('s hōd 'ər ā fīlə, dı də bis dinstiçh war̥ta), rūn ſiçh a bisla aus; ōms gin ſə widər̥ mit a ǭgəhę̄rija ais wer̥tshaus on halfan də ker̥məs ar̥ntliçh bəgrōba. wen ols forıbər is, dō šprech͟a də šeñgka on də mūſəkanta: 's ker̥məsla wǭr̥ unſə.

Mitteilungen.

Die erste Sitzung des Jahres 1910 fand am Freitag, den 14. Januar im Auditorium I der Universität statt. Der Vorsitzende gab zunächst eine Übersicht über die Arbeiten und die Entwicklung der Gesellschaft während des Jahres 1909. — Hofkunsthändler Bruno Richter erstattete sodann als Schatzmeister den Kassenbericht. Die Gesamteinnahmen des Jahres 1909 beliefen sich auf 3325,53 Mark, die Ausgaben auf 3131,48 Mark, so daß sich ein Saldo Vortrag von 194,05 Mark ergibt. Die Gesellschaft besaß am 1. Januar 1910 an Effekten 4500 Mark, die in der städtischen Bank niedergelegt sind. Auf Antrag

der Rechnungsprüfer Geh. Regierungsrat Professor Dr. K. Appel und Professor D. A. Pillet ward dem Schatzmeister Entlastung erteilt und der Dank der Gesellschaft für seine Mühewaltung ausgesprochen. — Da wir für den Fortgang unserer großen Arbeiten, zu denen sich ja neuerdings noch die tatkräftige Bearbeitung der schlesischen Volkslieder gesellt hat, bedeutender Mittel bedürfen, bitten wir unsere Mitglieder dringend, bei geeigneter Gelegenheit eifrig für materielle Unterstützung unserer Bestrebungen zu wirken und den Jahresbeitrag nicht auf das Mindestmaß von drei Mark zu beschränken.

Der bisherige Vorstand der Gesellschaft ward sodann auf Vorschlag wiedergewählt, nämlich die Herrn Universitätsprofessor Dr. Siebs (Vorsitzender), Universitätsprofessor Dr. Berneker (Stellvertreter), Direktor der Stadtbibliothek Professor Dr. Hippe (Schriftführer), Museumsdirektor Privatdozent Professor Dr. Seger (Stellvertreter), Hofkunsthändler Bruno Richter (Schatzmeister), Verlagsbuchhändler Max Woywod (Stellvertreter), Oberlehrer Professor Dr. Körber, Kgl. Gymnasialdirektor Professor Dr. Feit, Universitätsprofessor Dr. Sktsch, Oberlehrer Professor Dr. Olbrich, Universitätsprofessor Geh. Reg. Rat. Dr. Hillebrandt, Schriftsteller Hugo Kretschmer, Oberlehrer Prof. Dr. Kühnau, Oberlehrer Dr. Klapper. — Hierauf hielt Universitätsprofessor Dr. Otto Schrader einen Vortrag über „Begraben und Verbrennen im Lichte der Religions- und Kulturgeschichte“ — er ist im vorliegenden Hefte abgedruckt.

Am 17. Januar starb Verlagsbuchhändler Max Woywod. Er hat seit langen Jahren dem Vorstande der Gesellschaft angehört, und wir haben in ihm einen allzeit bereiten Helfer, einen treuen Berater und Freund verloren.

Am Freitag, den 11. Februar, fand die zweite Sitzung dieses Jahres statt: Oberlehrer Dr. K. Gusinde sprach über „Land und Leute in Spanien“ — der Vortrag ist im vorliegenden Hefte gedruckt.

Die dritte Sitzung ward am Freitag, den 25. Februar gehalten: Universitätsprofessor Dr. von Wenckstern hielt einen Vortrag über „Volksseele und Wert“, der in höchst interessanter Weise und weitschauenden Blickes die Schicksale und Bestrebungen einer fernen Zukunft darzustellen suchte.

Als neue Mitglieder traten unserer Gesellschaft bei aus Breslau: Frl. Eva Dittrich, die Herren Universitätsprofessor Dr. Gercke, Privatdozent Dr. E. Waetzmann, Kgl. Aichungsinspektor Jos. Schäfer, Privatdozent Dr. O. Kinkeldey, Baurat Heinrich Kuhse, Schriftsteller Paul Anst, Korrespondent Josef Richters; von auswärts: die Herren Oberschichtmeister Rich. Loegel in Waldenburg, Professor Dr. Trentler in Guhen, Pastor Weiss in Zabrze O.-S., Frau Kommerzienrat Ephraim in Görlitz, Herr Lehrer Morgenstern in Bielawe, Kr. Freystadt, Frl. Klara Zimmermann in Hamburg, Herr stud. phil. Heinrich Nentwig in Heidelberg, Volksbibliothek in Schweidnitz, die Herren Lehrer Wilh. Schremmer in Ober-Peilau, Dr. Karl de Wyl in Fürstl. Drehna bei Calau N.-L., Schriftsteller Alfr. Neebold in Heidenheim a. d. Brenz, Württemberg.

Schluß der Redaktion: 24. Juni 1910.

Buchdruckerei A. Favorke, Breslau II.

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann und der deutsche Volksglaube.

Von Dr. Karl Olbrich.

Motto: „Man wird mit Vergnügen, wenn auch nicht mit unverständiger Bewunderung, wieder zu der Laterna magika zurückkehren, die Hoffmann in die Welt hineinhing.“ F. Hebbel XII, 81. (Hesse-Ausgabe).

Bekannt ist W. Grimms Abneigung gegen E. T. A. Hoffmann, der ihm „mit all seinem Geist und Witz von Anfang bis zu Ende widerwärtig war“ — und nicht minder scharf urteilte Goethe im Anschluß an W. Scotts Aufsatz „On the supernatural in fictitious compositions“ über die „krankhaften Werke jenes leidenden Mannes“, dessen gespenstischem Trug er das gesunde Grimmsche Kindermärchen gegenüberstellt. Man wird das Urteil beider von ihrem Standpunkt aus durchaus billigen können — der schlichte Belauscher der Volks- und Kinderseele und der treu für die Nationalbildung besorgte Olympier konnten kaum anders urteilen. Immerhin wird man — und den Beweis dafür soll die folgende Studie führen — zugeben müssen, daß Hoffmann über die Schätze des deutschen Volksglaubens durchaus verfügte und den Empfindungen des Volkes, seinen naiv-schlichten Äußerungen vielfach mit feinem Verständnis entgegen kam. Seine psychologische Begründung mancher Sagenmotive hat sogar modernen Versuchen der Mythendeutung (ich denke an Laistner) unbewußt vorgearbeitet.

Außer der mehr skizzierenden Arbeit von Benz: „Märchendichtung der Romantiker“ (Gotha 1908, S. 139—148) besitzen wir eingehende Studien über Hoffmanns Schaffen, insbesondere sein

Abkürzungen:

Ellinger = E. T. A. Hoffmann, sein Leben und seine Werke. 1894.
R. Huch = Ausbreitung und Verfall der Romantik. 1902.
Dr. G. H. Schubert = Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft. Dresden 1808.
Symbolik = Schubert, die Symbolik des Traumes. 1814.
Hoffmanns Werke sind nach E. Grisebachs Ausgabe (Hesse, Leipzig 1900) zitiert.

Verhältnis zum deutschen Volksmärchen, in A. Sackheims: „E. T. A. Hoffmann." (Leipzig 1908.) An 53 Grimmschen Märchen weist er „hoffmanneske Möglichkeiten" nach, insofern man ihre Motive, Gesamtstimmung und Empfindungsgehalt in einen, allerdings meistens äußerlichen und entfernten Zusammenhang mit Hoffmanns Erzählungen bringen könnte. So löst er gewisse Gestalten heraus: den Traumjörg — den Prüfungsaspiranten für Glück und Unsterblichkeit — die kämpfenden höheren Geister. Für Hoffmanns Erzählungen gewinnt er außerdem drei bedeutsame Typen: den Lindhorst-, den Anselmus- und den Seelenfängertypus. Mit einer ausgebreiteten Belesenheit und sicherem Blick kennzeichnet er auch die Vorläufer der Gedankenwelt Hoffmanns und seine Nachfolger.

Sackheims Zusammenstellnng der Volksmärchen mit Hoffmanns Erzählungen führte ihn zu dem Ergebnis, daß ein absoluter Gegensatz besteht, so lehrreich sonst ein Vergleich mit den Urbildern für Hoffmanns dichterisches Gestalten sein mag. Vorliegende Arbeit will nun nicht vergleichen, sondern zunächst lediglich den Bestand registrierend feststellen; sie hebt aus Hoffmanns Erzählungen alles das heraus, was in das Gebiet des Volksglaubens gehört. In zweiter Linie aber mußte, um seine eigenartige Auffassung und Umgestaltung zu erklären, vielfach auf Dinge hingewiesen werden, die auf Hoffmanns Geistesrichtung bestimmend einwirkten. Diesem Zwecke dient die vorbereitende Einleitung, welche in die Stimmungswelt der „serapiontischen" Romantiker einzuführen versucht.

Die geistige Bewegung innerhalb dieser Kreise kann man als die schärfste Reaktion gegen den aufklärerischen Rationalismus bezeichnen. Nach der Zeit der Aufklärung, „die alles so klar machte, daß man vor lauter Klarheit nichts sah und sich am nächsten Baume im Walde die Nase anstieß, wollte man jetzt das Jenseits mit hinübergestreckten Armen von Fleisch und Bein erfassen[1]." Überall spürte man dem geheimnisvollen Verkehr, der „innigen Gemeinschaft des physischen und psychischen Prinzips" nach. Wichtige Entdeckungen auf dem Grenzgebiete beider schienen den Schleier Jahrtausendelang verborgener Geheimnisse zu lüften[2]. Im „Magnetismus" sah man zum ersten Male deutlich das Wirken eines rein psychischen Prinzips auf Körper und Geist eines anderen[3]. Ärzte studierten die rätselhafte neue Kraft als eine Heilmethode der Zukunft,

[1]) VI, 141. [2]) VII, 65 f. [3]) Symbolik. Einltg. XV.

Charlatane und Betrüger benutzten sie, um sich mit einem Nimbus zu umgeben und Geld oder Einfluß zu gewinnen; magnetische Versuche standen in den Kreisen der Gebildeten „im höchsten Flor und galten als eine Art mystischen Gottesdienstes." Es wurde Mode, von Magnetismus, Siderismus, magischen Verknüpfungen durch Sympathie und Antipathie zu sprechen[1]). Schreibt doch selbst Schopenhauer: „Wer heutzutage die Tatsache des Magnetismus und Hellsehens leugnet, ist nicht ungläubig, sondern unwissend zu nennen" und weiterhin „Animalischer Magnetismus, Sympathiekuren, Magie, Wahrträumen, Visionen geben sichere unabweisbare Anzeige von einer Verbindung der Wesen, die auf einer andern Ordnung der Dinge beruht, als die Natnr ist. — — „Der Magnetismus gibt eine faktische und vollkommen sichere Widerlegung des Materialismus[2])." Mit erhöhtem Interesse beobachtete man nun auch alle jene Vorgänge, bei denen die Seele, getrennt vom Körper, ein Sonderleben zu führen schien: das Reich der Träume und Gesichte, der Ahnungen und Fernwirkungen, das Nachtwandeln und das Doppelgängertum — alles Erscheinnngen, von denen der Glaube des „gemeinen Volkes" schon längst allerhand Geheimnisvolles zu berichten wußte. Nerven- und Irrenärzte suchten in die nervös-hysterischen Zustände, das wunderlich-rätselhafte Treiben der Irren von dem neuen Standpunkte aus einzudringen; lebten doch auch diese außerhalb aller Gesetze, von denen sonst die Menschengedanken regiert werden, in einem Lande voll seltsamer Träume, und hörten und sahen Dinge aus einer anderen Welt.

Die Forschung mußte sich, so gut sie es damals vermochte, diesen Dingen nähern, zum mindesten sie als bedeutende Probleme betrachten. Medizinische, psychologische Werke snchten den nenen Erscheinungen gerecht zu werden[3]). Aber man hätte mehr Kenntnisse haben müssen, um das Nene richtig bewerten zu können, so entstand nur eine verworrene mystisch-phantastische Naturphilosophie. Ein stattliches Auditorium scharte sich um Dr. G. H. Schubert, als er seine Vorlesungen über die „Nachtseiten der Naturwissenschaft" hielt[4]). Er versuchte darin eine wissenschaftliche Erklärung von

[1]) VII, 11 ff. 17 f. Beschreibung einer magnetischen Sitzung eb. 66.

[2]) vgl. Hansjakob „Ans kranken Tagen." 225.

[3]) Eine Auslese bei Hoffmann X, 234. III 150 (148) man vgl. R. Huch S. 273 ff. („romantische Ärzte.")

[4]) Dresden 1808 in der Arnoldischen Buchhandlung erschienen und dem „würdigen Meister," Freund und Zuhörer Gerhard von Kügelgen, Historienmaler, gewidmet.

„jenen verschiedenen Dingen, die man bisher zu dem Gebiete des Wunderglaubens zählte“ (XV). Ähnliche Wege schlug er in seiner „Symbolik des Traumes“ ein, einem der merkwürdigsten Bücher jener Zeit, das dem Verfasser sogar die Widmung einer Schrift „über gespenstische Visionen und Kundgebnngen wahrsagender Geister“ eintrng. (Symbolik Einltg. XIII f.) Beide Werke zeigen eine wunderliche Mischung mehr oder weniger richtiger naturwissenschaftlicher Beobachtungen und theosophisch-mystischer Träume, vorgetragen in einer poetisch gehobenen Sprache. Überhaupt war hier, wo die Wissenschaft ratlos ohnmächtig den neuen Problemen gegenüberstand, den kühnsten Hypothesen der weiteste Spielraum geboten. „Das Geistersehen wurde geradezu eine Krankheit des Jahrhunderts“ (eb.) In den großen Städten nnd vornehmlich in den höheren Ständen fand das Zitieren von Klopfgeistern Eingang und setzte viele in Aufregung und Verwirrung (eb).

Unter solchen Umständen kam auch der vom Rationalismus zurückgedrängte Volksglaube wieder zu neuem Ansehen[1]). Denn wie Schubert in seiner Dentnng von Goethes Märchen sagt, „in der phantastischen Dämmernng des Abends schaut der Aberglaube, wenn auch nur auf unvollkommene Momente, über den großen Strom, der die Welt des Materiellen von der Geisterwelt trennt, hinüber[2]). Mythus, Sage, Märchen vermischen ja in der Tat, ihrem ganzen Wesen nach, das Sinnlich-Begreifliche mit dem Übersinnlich-Unbegreiflichen und sind mit dem Tranme auf das Engste verwandt. Auch für ihre kindlich-naive Weltbetrachtung gibt es kein Unmöglich. Und nun verknüpfen sich die Fäden nach allen Seiten hin, das Reich der kindlichen Märchen und der Volkssagen — die Vorgänge des Tranmlebens — das weltferne Treiben der Irren — das Hellsehen der Magnetisierten — alles zeugt von dem Zustande eines „höheren“ Bewußtseins, wo die Gesetze der Wirklichkeit nicht mehr gelten, eine eigene Welt beginnt und der Geist, in ihr allein lebend, das Wesen der Realität verlernt hat.

Wenn einer, so war E. T. A. Hoffmann prädestiniert, diese Elemente in sich aufzunehmen und zu verarbeiten. In der mimosenhaft reizbaren

Symbolik des Traumes, in vierter Auflage herausgegeben von Konsistorialrat F. G. Ranke. Leipzig. Brockhaus 1862.

[2]) XIII/89. Karikatur der mystisch eingeweihten jungen Herren in Berlin. I. 204. 246. Das Treiben der weisen Frauen in den Vorstädten Dresdens.

[1]) Nachtseiten 324.

Seele des pathologisch veranlagten Neurotikers, der in einer wunderlich bizarren Unwelt aufwuchs, lebte seit seiner Jugend eine Neigung zum Geheimnisvollen [1]). Das Schicksal verschlägt den Regierungsbeamten in slavisch-deutsche Gegenden, wo „eine bunte Welt, voll magischer Erscheinungen um ihn her flimmert und flackert.“ Durch das Eingreifen der napoleonischen Zeit wird ihm sein eigenes Leben zu einem geheimnisvollen Märchen, wo fremde Mächte sichtbarlich walten, wie in den alten Sagen [2]). Er wird in den Gedankenkreis der Romantiker eingeführt und tritt mit einer Reihe von ihnen in persönliche Beziehung. Mit Freude greift er zu Büchern, in denen die ihm eigene Stimmung zum Ausdruck kommt, zu alten und neuen Werken, wo rätselhafte Tatsachen vom naivgläubigen oder mystischen Standpunkte behandelt werden. Er liest Schriften über Magnetismus und Geisteskrankheiten, Physiologie und Traumleben, besonders regen ihn des „geistreichen Schriftstellers Schubert“ Gedankengänge an, die er wiederholt zitiert, noch viel öfter benutzt [3]). Der Magnetismus streift ihm „ganz in das Gebiet des Geisterhaften hinein,“ regt ihn bis in die tiefste Seele an und „muß für jeden poetisch Gesinnten den höchsten Reiz haben.“ Er ist ihm „die höchste Potenz des Traumes,“ der an sich schon die wunderbarste Erscheinung im menschlichen Organismus ist [4]). In der Sprache eines Geisterreiches redet zu Hoffmann auch seine Lieblingskunst, die Musik; unter dem Eindruck musikalischer Wirkungen objektivieren sich ihm die in seiner Phantasie lebenden Erscheinungen eines über der Welt der Erfahrungen stehenden geheimen Geisterreiches [5]). Im Kreise der Serapionsbrüder kommt seine Eigenart zum vollendeten Ausdruck. Hier ist er der märchen- und sagenkundige Lothar [6]), der „in allen phantastischen Dingen, besonders in allen möglichen Zauber- und

---

[1]) „E. T. A. Hoffmanns Leben und Werke.“ Vom Standpunkt des Irrenarztes. Von O. Klinke. 1902. „E. T. A. Hoffmann“ von Richard Schaukal. 1904.

[2]) VI, 94/95.

[3]) Nachtseiten zitiert VII, 95, VI, 194, VIII, 94, Symbolik I, 317, IV, 40.

[4]) VII, 12.

[5]) Man vgl. die ausgezeichneten Ausführungen K. Schäfers in „die Bedeutung des Musikalischen und Akustischen in E. T. A. Hoffmanns literarischen Schaffen“ (Marburg 1909) insbesondere Kapitel 4. (Hoffmanns Phantastik und die Musik.) S. 214—221.

[6]) Sackheim, 189. — VIII, 10, schildert, wie er alle Chroniken aus sämtlichen öffentlichen Bibliotheken zusammenschleppt. vgl. IX, 173.

Hexengeschichten und Teufeleien bewandert“ ist — er ist vor allem der Gespenterseher Cyprianus, den das Treiben der Irren unheimlich anzieht, dem im Umgang mit ihnen sogar ein besonderer dichterischer Aufschwung in Anschauungen und Bildern erwächst[1]). Durch seinen Beruf psychologisch geschult, ausgerüstet mit einer selten scharfen Beobachtungsgabe, verarbeitet Hoffmann das Gesehene und Erlebte mit phantastischer Erfindungs- und Gestaltungskraft. Es erging ihm schließlich so, wie seinem irren Kapellmeister Kreisler, in dem er sich selbst in seinen höchsten, aber auch gefährlichsten Stunden zeichnete. Wie dem genial-phantastischen Musiker seine Noten schließlich Spukgestalten werden, so sieht auch Hoffmann die Ausgeburten seiner Phantasie oft leibhaftig vor sich[2]). Besonders unter den Einwirkungen der geliebten Feuerzangenbowle[3]) verstärken sich diese Halluzinationen und treten aus dem Schöpfungsnebel des Rausches geisterhaft hervor. Da steigt sein Archivarius Lindhorst im Pokale auf und nieder, in der schäumend sich mengenden Flüssigkeit leben und weben Feuer-, Wasser- und Erdgeister, Teufelsfratzen schauen den erhitzten Zechern über die Schulter — und in einsamer Stammkneipe duckt plötzlich ein Erdmännlein unter dem Tische hervor und nascht Brotkrümchen[4]).

So wird die Welt des deutschen Volkglaubens für Hoffmann die „Hieroglyphensprache“ seiner Poesie. Mit Bewußtsein wendet er sich von der bisher üblichen fremden Sagenwelt zur deutschen. Eine „blos grillenhafte und zwecklose Feerie“ erschien ihm läppisch und albern — höchstens eine Ergötzung für den müßigen Pöbel[5]); dem wahren Dichter jedoch ist die verkörperte Traumwelt der Sage das wertvollste Ausdrucksmittel seiner tiefsten Gedanken. In den bewunderten Märchen von 1001 Nacht erkannte er als das ewig Leben und Wahrheit Verleihende, daß sie uns nicht in ein unverständliches Feenland versetzen, sondern ihre Gestalten auf den Straßen des Orients wandeln, wo mitten in der Alltäglichkeit ihnen der wunderbarste Zauber entsprießt. Deshalb verlegt auch er die Basis seiner Himmelsleiter, auf der wir mit ihm zu den höheren Regionen seines Geisterreiches emporsteigen sollen, auf deutschen Boden und in seine eigene Zeit[6]). Die Welt des Wunderbaren hat für Hoffmann ihre Ausläufer in dem Wunderlichen in der uns umgebenden Welt, sie lebt neben

[1]) VI, 28, IX, 14. [2]) vgl. Ellinger, S. 92. [3]) I, 51, 249.
[4]) I, 249. I, 52. I, 261. Einltg. LXXII u. XC. Anm.
[5]) VI, 83. [6]) VIII, 90 f.

uns in dem, was wir seltsam, absonderlich, vielleicht komisch, bizarr, verrückt nennen, in rätselhaften Gestalten, denen wir im Leben begegnen, in Ereignissen, die uns staunen machen[1]). Hier aber stimmt Hoffmanns Ansicht genau mit dem kindlich-naiven Glauben des Volkes überein, das alles Ungewohnte, Fremdartige, Auffällige stets mit dem neugierigen Erstaunen des Kindes betrachtet, nach den Ursachen fragt, unzufrieden mit einer nüchtern realen Erklärung alsbald das Wunderbare dahinter vermutet und schließlich phantasiereich nahe liegende Anschauungen und Erzählungen aus der ihm vertrauten Sagenwelt anknüpft.

I. Geheimnisvolle Personen im Volksglauben und bei Hoffmann.

So finden wir denn bei Hoffmann alle jene Gestalten wieder, welche der Volksglaube von alters her wegen ihres abenteuerlich-geheimnisvollen Treibens mit einem Sagenkranze umwob: die Astrologen und Zauberer, Alchymisten und Goldmacher, weise Frauen und Hexen, Zigeuner und Scharfrichtergesellen. Da sitzt im „Majorat“ der alte Freiherr auf seinem Schloßturm, umgeben von einem vollständigen astronomischen Apparat — und bereits zu seinen Lebzeiten geht die Sage, daß er „geheimer Wissenschaft, der schwarzen Kunst“ ergeben sei, ja der eigene Sohn flucht auf „das unheimliche Treiben des wahnsinnigen Alten[2]).“ In der „Königsbraut“ haust der komische Dapsul von Zabelthau einsam auf dem Bergfried der zerfallenen Väterburg; sein Hofmeister hinterließ ihm einen Hang zur Mystik und eine ganze Bibliothek okkultistischer Bücher; und nun treibt er dort oben astrologische Studien und träumt von allerlei Elementargeistern[3]). Ein Alchymist ist der unheimliche Doktor Trabacchio, der das berüchtigte Gift aqua toffana herstellt und angeblich mit dem als roter Hahn erscheinenden Teufel verkehrt. Der düstere Advokat Koppelius ist ein Goldmacher, mit dem Nathanaels Vater im verschlossenen Zimmer chemische Versuche anstellt, wobei er ums Leben kommt[4]). Den Meister Abraham im „Kater Murr,“ der allerlei künstliche akustische und optische Apparate und Maschinen herstellt, hält das

[1]) eb. und I, 195. Elfinger 176.

[2]) III, 163, 204, man vgl. hierzu auch in Schubert „Nachtseiten“ 5: den ergrauten König von Atlantis, der, nachts auf hoher Sternwart sitzend, den alten Bund mit der Natur bewahrt.

[3]) IX, 194 ff. [4]) III 76 ff., III, 12 ff.

Volk ebenfalls für einen Magier, der im Laboratorium Geld macht und mit fremden, nnheimlichen Mächten konferiert[1]). Das geheimnisvolle Volk der Zigeuner tritt uns in Hoffmanns Erzählungen zweimal entgegen. So weilt die wahnsinnige Fürstin von Reitlingen längere Zeit bei einer der umherziehenden Banden, die „mit dunklen Künsten und geheimen Wissenschaften ihr Wesen treiben. Eine verworrene Zigeunergeschichte bildet den nicht gerade glücklichen Abschluß des „öden Hauses". Kinderraub, geheime Arzneikünste, der Irrsinn einer unglücklichen Frau vermischen sich hier nach Hoffmanns eigener Kritik in seltsam graulicher Weise[2]). Ein nnheimlicher, verruchter Scharfrichterknecht steht im „Vampyr" mit der teuflischen Baronesse in ehebrecherischem Bunde[3]).

Vollendet sind Hoffmann namentlich solche Gestalten gelungen, wo zunächst nur das Fremdartige, Absonderliche in Gestalt, Benehmen und Auftreten den Schein des Geheimnisvollen erweckt, so daß man sie für Menschen mit übernatürlichen Kräften, ja Teufelsgesellen hält. Typisch dafür sind die beiden Majore im „Magnetiseur" und im „Elementargeist." Der dänische Major a. D. und Lehrer an der Ritterakademie mit seiner hageren Gestalt, den brennenden Augen, einem plötzlichen Stimmungswechsel und gelegentlich halbirren Betragen fordert die Sagenbildung geradezu heraus. Und alles, was der Volksmund von ihm erzählt, entspricht genau dem, was wirklich von Zauberern und Freimaurern berichtet wird[4]). Im Sturm auf hoher See hat er sich dem Teufel ergeben, um sein Leben zu retten; der Satan erscheint ihm in Gestalt eines schwarzen Hundes oder anderen häßlichen Tieres, und er muß oft hart mit ihm kämpfen, bis er doch einmal unterliegt. Unter den „Dienstboten und im gemeinen Volke" sind noch andere abenteuerliche Gerüchte über ihn verbreitet, er könne Feuer besprechen, Krankheiten durch Handauflegen oder den bloßen Blick heilen u. a. m. So stirbt er auch den echten Freimaurertod: allein, im verschlossenen Zimmer, nnd der starre, gräßliche Blick der Leiche, der blutige Schaum vor dem Munde, die um den Degen gekrampfte Hand lassen darauf schließen, daß ihn der Teufel nach wildem Kampfe erwürgte[5]).

Eine ähnliche Figur ist der irische Major O'Malley. Auch bei ihm ist es eine absonderliche Gestalt, ein exzentrisches spleeniges Treiben, das zur Sagenbildung führt, und der junge Gardeleutnant

[1]) X, 42. [2]) XIV, 19, 22, 47. III, 158 f. [3]) IX, 183.

[4]) vgl. meine „Freimaurersagen" Mitt. Heft XII, 69, 76 f.

[5]) I. 142 ff. Mitt. u. O. 73 f.

Viktor erlebt mit dem unheimlichen Gesellen unter den psychischen Nachwirkungen einer schweren Kopfwunde in bösen Träumen entsetzliche mystische Abenteuer[1]). Daß O'Malley Geister durch lautes Vorlesen aus einem Buche zitiert, ist ein bekannter Zug der Hexenmeistersagen; die damit meistens verbundene Erzählung von dem Zauberlehrling, der in des Meisters Abwesenheit neugierig das Buch benutzt und sich plötzlich von seltsamen Erscheinungen umgeben sieht, verwendet Hoffmann-Kreisler, um die magische Macht der Musik symbolisch zu schildern[2]). Auch der alte Archivarius Lindhorst, ein besonders in arabischen, koptischen und Sanskritmanuskripten belesener Antiquar und daneben experimentierender Chemiker, gilt wegen seines wunderlichen Benehmens und weil er bei verschlossenen Türen arbeitet, als geheime Wissenschaften treibender Zauberer; in seinem „blauen Bibliotheksaale“ erblickt die aufgeregte Phantasie des Studenten Anselmus, als er rätselhafte Handschriften kopiert, ein Märchenland voll der seltsamsten Erscheinungen[3]). Wenn der Salamanderfürst aber später den Unglücklichen in eine Krystallflasche bannt, so ist das ein Zauberstückchen, dem wir z. B. in Grimms Märchen „der gläserne Sarg“ begegnen[4]).

Lindhorst aber führt uns bereits zu einer anderen Gruppe Hoffmannscher Gestalten hinüber, die mit unserm Thema nichts mehr zu tun haben, jenen grotesken Menschen, in denen Hoffmann sein eigenes Wesen karrikierte, dem Rat Krespel, dem Obergerichtsrat Drosselmeier, dem Professor in der „Automate[5]).“

In ähnlicher Weise läßt Hoffmann den Hexenglauben sich aus wirklichen Gestalten des täglichen Lebens entwickeln: wie das Volk alte Frauen an bestimmten Anzeichen als Hexen zu erkennen glaubt, so schildert er die alte Rauerin als schon durch ihr Äußeres gekennzeichnete Hexe. Die „weise Frau“ wohnt in Dresden vor dem Seetore, ein hageres, zahnloses Weib mit einer Habichtsnase und leuchtenden Katzenaugen im entstellten Gesichte. Ihren Unterhalt verdient sie sich, indem sie aus Karten, Kaffeesatz und gegossenem Blei weissagt, sie kann auch im Metallspiegel Gestalten erscheinen lassen — und man munkelt von ihr, daß sie noch mehr kann[6]). Um den Nimbus zu verstärken, umgibt sie sich mit allerlei unheimlichem Getier und seltsamem Gerät. Wie viele andere, sucht

[1]) XIII., 151 ff. [2]) I., 29. Mitt. VII., 45 ff.
[3]) I., 186, 211. [4]) Grimm M. No. 163; I., 236 f.
[5]) R. Huch S. 202. [6]) I., 204, 205, 246.

auch die hysterisch-liebeskranke Jungfrau Veronika die Hexe auf — und in den Fieberphantasien einer starken Erkältung erlebt sie mit ihr eine grauenhafte Geisterbeschwörung: am Tage der Tag- und Nachtgleiche, auf einem Kreuzwege wird der magische Bannkreis gezogen, in dem der Hexenkessel brodelt, und die bis zum wahnsinnigen Entsetzen geängstigte Jungfrau erblickt in Sud und Rauch wirre Gestalten und schließlich ihren Anselmus. Hoffmann verweilt mit innigem Behagen bei diesem „Höllenbreughelschen" Gemälde, dessen Züge der Volkssage nachgezeichnet sind[1]).

So verbreitet Hoffmann, indem er das Fremdartige, vom Gewöhnlichen Abweichende stark betont, diese Gestalten sich in einer phantastischen Seele widerspiegeln läßt und die Vorgänge des inneren und äußeren Lebens genial vermischt, über das Ganze jene eigenartige Stimmung des Wunderbaren, die überhaupt das Kennzeichen seiner Poesie ist.

Wo aber Hoffmann, wie im „Berganza", in Anlehnung an ein Vorbild weiter dichtet oder eine Chronik als Quelle benutzt, wie in den Hexengeschichten „der Teufel in Berlin" (VIII, 11 ff.) und der „Geschichte von den zerbrochenen Eiern" (in „der Feind" XIV, 190), da verzichtet er auf diese Verknüpfungen, läßt, wie bei der Schilderung der Hexenversammlung (I, 82 f.) seiner Phantasie frei die Zügel schießen (Shakespeares Hexenszenen scheinen ihm vorgeschwebt zu haben) — oder er erzählt „mit den Phrasen, Redensarten und Wörtern des alten Chronikers, der seine Rede wohl zu setzen wußte."

II. Ungewöhnliche Zustände des Bewußtseins. Magische Beeinflussung.

Konnten wir bei diesen Gestalten trotz der eigenartigen Beimischung bizarrer und psychopathischer Züge die deutliche Anlehnung an Anschauungen des Volksglaubens nicht verkennen, so gilt dasselbe von gewissen magisch-okultistischen Operationen und geheimnisvollen Vorgängen: dem Spiegelbild und Spiegelschauen, der Sympathiewirkung und Telepathie, den Ahnungen und Träumen. Hoffmann erwähnt das „Ammenmärchen", womit die Wartefrau das kleine Kind schon ängstigte[2]). Sie sagte nämlich, „wenn Kinder nachts in den Spiegel blicken, kuckte ein fremdes garstiges Gesicht heraus, und

[1]) eb. 216—219.
[2]) III/145 vgl. Webers Demokrit IV,46.

der Kinder Augen blieben dann erstarrt stehen". Dem Spiegelbilde haftet überhaupt etwas unheimliches, gespenstiges au: die nervösängstliche Marie läuft trotz ihrer sechzehn Jahre noch Gefahr, vor ihrem eigenen Spiegelbilde zu erschrecken, das sie für eine gespenstische Erscheinung hält[1]). Aus Sage und Dichtung bekannt ist der Hexenspiegel, in dem durch Zauberkünste Bilder wie leibhaftige Gestalten erscheinen[2]). Hoffmann sucht diesen Glauben psychologisch zu vertiefen, indem er ein scharf isoliertes Denken an die gewünschte Person damit verbindet. So findet er die Verknüpfung mit den suggestiven Experimenten des Magnetismus; denn Mesmer hatte beobachtet, daß Spiegel die magnetische Wirkung verstärkten. Bei reizbaren Personen pflegte, nach Schubert, schon das Hineinblicken in einen aus einer hellpolierten Metallfläche bestehenden Spiegel zu genügen, um bei ihnen einen dem magnetischen Hellsehen ähnlichen Zustand hervorzubringen[3]). So erhält die hysterische Veronika von der weisen Frau einen blanken runden Metallspiegel, aus dem ihr, wenn die Strahlen sie durchdringen, der geliebte Anselmus entgegenlächelt[4]). Auch der exaltierte junge Baron muß in Schnüspelpolds verdunkeltem Zimmer mit Unterdrückung aller anderen Vorstellungen in einen kleinen leuchtenden Metallspiegel schauen, worauf die Griechenfürstin in blendender Schönheit ihm daraus entgegen tritt[5]).

Im Anschluß an den alten Brauch, durch einen als Andenken überlassenen Gegenstand eine stete geistige Verbindung zwischen Getrennten aufrecht zu erhalten, hatte ein (auch im Märchen geltender) Volksglaube die mit dem Gegenstand verbundene suggestive Fernwirkung, eine Art psychischen Rapportes entwickelt. Wenn Spikher, in Giuliettas Liebesfesseln schmachtend, eine aus ihrem Halsbande entwendete Perle starr anschaut und dabei Sinn und

[1]) I,151.

[2]) Grimm, D. M. 117. Goethes Hexenküche, Ludwigs Engel von Augsburg u. a. m.

[3]) R. Huch S. 293. Symbolik 208. Wie ein Medium, durch Spiegelschauen in magnetischen Schlaf versenkt, in fremden Sprachen redet und von entfernten Personen und Sachen erzählt, schildert Hoffmann X, 151 f. — Zu der ebendort erwähnten Kristallkugel vgl. man Grimm M. No. 197. Ein Handspiegel spielt bei dem „exaltierten Seelenzustande" Theodors im „öden Haus" (III, 147) eine Rolle; flimmernde Brillengläser treiben den düsteren Nathanael zur Verzweiflung (III, 27).

[4]) I,220. [5]) XIII,119.

Gedanken fest auf sie richtet, muß die Entfernte leibhaftig vor ihm erscheinen [1]). So löst sich sogar das Bild der verstorbenen Mutter unter der sehnsuchtsvollinnigen Betrachtung aus dem Rahmen und beschützt im geheimen, stillen Walten ihr Kind bis zu seinem Hochzeitstage [2]). Der letzte Zug erinnert leise an das „mutterseelenallein" gelassene Kind der Volkssage, zu dem sich die verstorbene Mutter gesellt [3]). Wenn im „verlorenen Spiegelbilde" die böse Macht sich des Abbildes eines Menschen bemächtigt, um ihm zu schaden [4]), so schwebt wohl die Volksanschauung vor, daß Bild und Person in sympathetischem Verhältnis stehen [5]). Wie der vinkulierende Gegenstand die Erinnerung festhält, so verschwindet sie auch mit ihm. Von dem Augenblick an, wo von einer mattgewordenen Kartätschenkugel das Medaillonbild der Braut an seiner Brust in Atome zersplittert wird, fühlt sich Bogislav von allen unheimlichen Einflüssen befreit, die ihn seit dem Duell mit dem gespenstischen Nebenbuhler verfolgten [6]). Der vermittelnde Gegenstand kann aber schließlich auch ganz fehlen nnd in Form eines visionären Schauens oder telepathischen Empfindens ein rein psychischer Rapport eintreten. So sieht die irre Hermenegilde den Tod des fernen Geliebten in der Schlacht mit allen Einzelheiten zur selben Stunde, wo er wirklich fällt [7]) — man denkt an das „Ferngesicht" des Volksglaubens. Der „reisende Enthusiast" spürt mächtig die Nähe der Sängerin Julia zur selben Zeit, wo sie, wie er später erfuhr, verschied [8].) Antonia stirbt in Pisa zur selben Stunde, wie ihr ferner Geliebter, der Oberst in der italienischen Nobelgarde [9]). Es erinnert dies einerseits an das „Todanmelden" des Volksglaubens — man vergleiche Grimms „Zusammenkunft der Toten [10])" — andrerseits an die „Liebessympathien" des Volksglaubens. Hoffmann selbst spricht an dieser Stelle von den „Liebesverzauberungen", von denen alle Chroniken voll sind, die in tollen Hexenprozessen immer vorkommen

[1]) I,276. [2]) XIII, 61. [3]) Mittlg. 1898: V, 43. [4]) I, 271 ff.
[5]) Vgl. meine Freimaurersagen Mittlg. XII/68.
[6]) VIII, 127. [7]) III, 249. 255. [8]) I, 73 f. [9]) III, 152 f.
[10]) D. S. No. 342; Schubert „Nachtseiten" 350 f. weist darauf hin, daß von der auf Entfernungen wirksamen Sympathie zwischen Magnetiseur und Somnambule „nur noch ein Schritt ist bis zu dem wunderbaren Mitwissen eines Entfernten um das Schicksal, vornehmlich um den Tod einer geliebten Person." Er führt eine Menge, „selbst von kantischen Philosophen bezeugter" Fälle an und weist darauf hin, daß besonders Wahnsinnige und Nervenkranke ein Vorgefühl vom Tode selbst ihnen ganz fremder Personen haben.

und sogar „in dem Gesetzbuche eines sehr aufgeklärten Staates behandelt werden.“ Er betont, daß sie insofern anch rein psychisch zu wirken bestimmt sind, als sie nicht nur zur Liebeslust anregen, sondern auch unwiderstehlich an eine bestimmte Person bannen sollen[1]). Einen solchen teuflischen Liebestrank reicht Julia dem „reisenden Enthusiasten“, es „war ihm, als knisterten und leckten kleine blaue Flämmchen um Glas und Lippe[2])“. In das Gebiet der magischen Beeinflussung gehört noch der „böse Blick“. Nach der Ansicht des Volkes erregt er Herzensangst, Beklemmungsgefühle und kann auch einen ganz gesunden Menschen durch magische Infektion vergiften[3]). Solch düstere, unheimlich stechende oder glühend böse Augen haben bei Hoffmann alle unheimlichen, tenflischen Gestalten; einer besonders treffenden Schilderung seiner Wirkung begegnen wir in der „Geschichte vom verlorenen Spiegelbilde.“ Wenn die Teufelsbuhle Giulietta Erasmus anblickt, so faßt es ihn wie eine fremde Macht und drückt seine Brust zusammen, daß sein Atem stockt. Ihr sonderbarer Blick erregt ihm jederzeit inneren Schaner, seine Lippen erstarren, er kann kein Wort hervorbringen[4]). Für Hoffmann spielt hier wieder die Vorstellung von dem lähmenden Blicke des Hypnotiseurs mit, der auf sein Opfer eine staunenswerte Gewalt ausübt; und anch hier ist das Physische, wie oben bei den Liebestränken, auf das Psychische übertragen, indem der Tenfelsblick Giuliettas den biederen Philister Spikher nicht körperlich schädigt, sondern sein Seelenheil gefährdet.

Eine geheimnisvolle Beeinflussung findet auch bei den Ahnungen und Tränmen statt, die bekanntlich im Volksglauben ebenfalls eine große Rolle spielen. Bei Hoffmann sind es meist düstere Vorgefühle eines kommenden Unheils; sie erfassen den Menschen mit solcher Macht, daß er zu allem anderen unfähig wird. Oft ist es dem Menschen nnklar, ob es dunkle Erinnerungen aus früherer Zeit oder Nachwirkungen eines dunklen Tranmes sind. Hysterische, gemütskranke Menschen, wie die Prinzessin Hedwiga im „Murr“, die Baronesse im „Majorat“, der Hofrat Reutlinger im „steinernen Herz“,

[1]) III, 152. 388 ff.

[2]) I, 256. Vgl. die Hexenküche im Faust. — Die neueste literarische Verwendung ist F. Wedekinds Komödie „Der Liebestrank.“

[3]) Wutke „Der deutsche Volksaberglaube“. 214. 220.

[4]) I, 267. 270. Man vergl. auch die hypnotisierenden Augen des Fremden in Ibsens „Frau vom Meere“.

neigen besonders zu solchen Ahnnngen[1]). Was der wache Mensch als dunkle Ahnung empfindet, sieht der schlafende als Traumbild. Wie der moderne Theosoph an einen Astralleib glaubt, der, wenn der physische Leib schläft, zu eigenem Leben erwacht, so schlüpft nach dem Volksglauben die Seele aus dem Körper des Schlafenden, geht um und erlebt, wie dort der Astralleib, Dinge, die der physische Organismus dumpf als Traum empfindet. Hoffmann hat sich, im Anschluß an Schubert, eine Traumtheorie gebildet. Die niedere trügerische Art des Träumens, wo irgend eine körperliche oder geistige Unordnung im Organismus von dem Geiste phantastisch umgedeutet wird, scheidet für ihn aus. In dem tieferen Traume aber schwebt der Geist über Raum und Zeit, wie im Märchen. Hier wachsen der Seele die Schmetterlingsflügel, und sie beginnt ein zweites Leben, wo wir alle Erscheinungen des Geisterlebens nicht nur ahnen, sondern wirklich sehend erkennen[2]). In diesem Zustande zeigt dem Schlafenden „das innere Auge" die von anderen erlebte Gegenwart, wie dem alten Großonkel im Majorat; der Traum läßt die Vergangenheit wieder aufleben, wo selbst längst Vergessenes aus dunklen Tiefen wieder emportaucht, wie in „Doge und Dogaresse" vor dem armen Antonio sein früheres schönes Leben; er gewährt Blicke in die Zukunft, wie er Ferdinand die einstige Geliebte leibhaftig schauen läßt (die Automate)[3]). Ein nachwirkender Traum kann, wie bei Albert im „Elementargeist", zu einem dem Menschen unbegreiflichen Zwangsgefühle werden[4]), gute Geister können den Menschen im Traume ernsthaft warnen, um ihn aus den Schlingen des Bösen zu retten[5]). Der lebhafte Traum kann zur Vision werden, wie dem „Rat Krespel" ein lichtes Bild in ohnmachtähnlichem Schlummer den Tod Antoniens verkündet[6]). Im „Murr" wird die ganze physiologische Literatur über den Traum

[1]) X, 52; III, 175, 262; vgl. VI, 40. III, 7. u. a.

[2]) Schubert „Symbolik" 151. Das Gefühl einer „doppelten Persönlichkeit wird vom Nachtwandler und auch nach langen Krankheiten empfunden, und sie ist „bei Wahnsinn mit lichten Intervallen und im Traume wirklich vorhanden". „Der beim Wachen gegen jede andere Stimme verschlossene innere Sinn wird durch öfters wiederkehrende Träume geöffnet" (208). Bei Hoffmann I, 140, 147, 149; X, 234 f. u. a. m. Man vgl. auch Rhodes Psyche. S. 6 ff.

[3]) III, 172. VII, 118. VII, 82.

[4]) XIII, 136. 138. 142., wobei allerdings auch telepathische Suggestion mitwirkt, indem Viktor beständig konzentriert an ihn denkt.

[5]) II, 124. [6]) VI, 50.

angeführt[1]); mit besonders lebhaftem Interesse verfolgt Hoffmann die Übergangszustände vom Wachen zum Träumen, das „Delirieren des Einschlafens", die ersten Momente des Erwachens aus bewustlosem Schlafe, das Auffahren im Traum[2]). Diese „schlichten und doch geheimnisvollen Lebenserfahrungen" glaubte man mit dem Magnetismus ergründen und als Eingreifen fremder physischer Mächte deuten zu können. Man sprach von fremden Mächten, denen man dann willenlos hingegeben sei, von dämonischen Gewalten, die auf den Schlafenden verderblich einwirken könnten[3]). Ein solches unheimliches Wesen kennt aber auch der Volksglaube, den „Alb", und wer Laistners „Rätsel der Sphinx" gelesen hat, weiß, wie viele Sagen zwanglos sich aus dem Alpdrücken herleiten lassen. Daß auch Hoffmann daran gedacht haben muß, beweist sein „Magnetiseur"; denn diese gespenstige Gestalt, die scheinbar durch geschlossene Türen geht, die unglückliche Maria in einen „bewußtlosen und doch höher lebenden" Schlafzustand versetzt, die ihr „in beherrschender Macht im Traume als ihr Meister" erscheint, er heißt — Albanus[4]). So hat auch der in die Farbe der Nacht gekleidete, bleiche fremde Graf im „unheimlichen Gast", von dem Theodor (Hoffmann) selbst sagt, daß er „mit dem Magnetiseur dieselbe Basis habe", etwas Albartiges an sich[5]). Am meisten nähern sich die beiden Erzählungen der in Grimms Märchen „der gläserne Sarg" aufgenommenen Romangeschichte. Die Ähnlichkeit ist zum Teil verblüffend: das plötzliche Auftauchen des Fremden in dem Schlosse — seine spannende Unterhaltung — sein Eindringen in verschlossene Zimmer — seine magische Gewalt über die Grafentochter — dies alles findet sich wieder. Und hier heißt es auch: „ich wollte mein Kammermädchen rufen, aber zu meinem Erstaunen fand ich, daß mir, als lastete ein Alp auf meiner Brust, von einer unbekannten Gewalt die Sprache genommen war" usw.[6]).

[1]) X, 234. [2]) III. 142, X, 31, 83. III, 150. [3]) III, 150. I, 141.

[4]) Laistner a. O. XIX. — I, 141 ff. Sackheim freilich sagt zu dem Namen: „sein Namen könnte, wie der des Prosper Alpanus, etwas mit den Alpen und ihrer strahlenden Unheimlichkeit zu tun haben: ein Präludium zum Zarathustra." (!) Den Prosper Alpanus im Kleinzaches hat übrigens Ellinger schon auf den gelehrten Arzt des sechzehnten Jahrhunderts Prosper Alpinus zurückgeführt (173).

[5]) VIII/131.

[6]) Grimm M. No. 163. Vgl. II, 259.

III. Der Teufel im Volksglauben und bei Hoffmann.

Gespenstische Dämonen waren es, die in den Träumen verderblich auf den Menschen einwirken konnten. Hoffmann glaubte an solche finstere, arglistige Mächte, die in den hellsten Sonnenblick des Lebens mit ihren schwarzen Krallen hineingreifen, als etwas Fremdartiges in unser Leben plötzlich eintreten und uns zu einem willenlosen Werkzeuge zn ihren unheilvollen Plänen machen[1]). Man würde etwa an die gleichzeitige Schicksalstragödie denken können, aber Hoffmann hat über dieses Theater, das „sich mit dem Satan, der Hölle und einer Fratze, die sie Schicksal nannten, befreundete", vernichtend geurteilt[2]). Seine Ansicht gibt wohl am besten der als „scharfsinniger Beobachter" psychischer Einwirkungen gerühmte Mediziner wieder, wenn er an die Herrschaft eines bösen geistigen Prinzipes über die Seele eines Menschen nur dann glauben will, wenn eine Schwäche des inneren Willens (eine Abnormität im geistigen Organismus) da ist, die jener Raum gibt[3]). Unter dieser Voraussetznng sind seine Teufelsgeschichten, wie Kreisler sagt, eine „Darstellung des irdischen Unterganges durch böses Wollen feindlicher Mächte[4]). Aber sein Teufel ist doch etwas ganz anderes, als die ihm und nns bekannte Gestalt der deutschen Volkssage — sie zeichnet er getreu nach seinem Vorbilde in den Chroniken in „der Tenfel in Berlin" und „der Kampf der Sänger" und lobt die drollige Naivetät, die eigenartige Mischung von Grauenhaftem und Ironischem in diesen Erzählungen. Fonqués „Galgenmännlein" liebt er deshalb so, weil es ganz die Wirknng jener einfachen altertümlichen Teufelsspnkgeschichten hervorbringe[5]). Sonst aber ist für ihn der Teufel der Ausdruck einer inneren Seelenstimmung — er „denkt mehr an ihn, als daß er ihn zu sehen glaubt" — er ist das geheimnisvolle Etwas, das den rechten Moment zu erspähen weiß, um höhnend mit

---

[1]) Einltg. XC. Anm.; II, 124. 188. VI, 195 u. a.

[2]) XV, 187.

[3]) III, 151 f. Ähnlich bekämpft im „Sandmann" die verständige Klara Nathanaels mystische Lehre von Teufeln und gransen Mächten, die den sich frei wähnenden Menschen als Spiel dnnkler Gewalten hinstellt. Gegenüber dieser „düsteren langweiligen Mystik" betont sie, daß die teuflische Macht nur sein und wirken kann, wenn man sie nicht aus Sinn und Gedanken verbannt (III, 22 f.).

[4]) I, 322. [5]) VIII, 17 ff. 21. Grimm D. M. No. 125. 195 u. a.

den scharfen Krallen in unsere Brust zu fahren und sich an unserem warmen Herzblut zu weiden[1]). Immerhin entlehnt Hoffmann dem Glauben des Volkes das seltsame Äußere und all die furchtbaren Begleiterscheinungen, mit denen es den Teufel ausstattete. Er ist lang und hager, hat eine spitze Habichtsnase, tückisch funkelnde Augen und einen hämisch verzogenen Mund. Er trägt einen feuerroten Rock oder roten Mantel, und am breiten, niedergekrempten Hute weht die rote Feder[2]). Der bekannte Teufelspakt mit Unterschrift und Blutstropfen — man vgl. z. B. Grimms Märchen: „Der Teufel und seine Großmutter, Goethes Faust, u. a. — begegnet uns in der „Geschichte vom verlorenen Spiegelbilde[3])". Auch daß der Teufel Kinderopfer verlangt, wie wiederholt im „Ignaz Denner" und angedeutet in der Nebengeschichte zum „Teufel in Berlin", ist ein altes Sagenmotiv. In Grimms Märchen: „Das Mädchen ohne Hände" erscheint z. B. der Teufel ebenfalls als fremder Mann, der nach bestimmter Frist das Kind als Preis für seine Unterstützung sich holt[4]).

Trotz dieser Teufelsattribute tritt uns — abgesehen von den oben angeführten Erzählungen nach alten Chroniken — der Teufel nie leibhaftig entgegen, sondern Hoffman verkörpert das böse Prinzip in einer Menschengestalt, am liebsten der eines Fremden, der plötzlich in den friedlichen Kreis guter Menschen tritt[5]). Im „Ignaz Denner" taucht es in wilder Sturmnacht als verirrter Reisender in dem Heime des Revierförsters Andres auf und sucht, scheinbar mitleidig und freigebig, mit Geld und Schmuck ihn und sein Weib zu umgarnen. (III., 41) — in „Kreislers Lehrbrief" erscheint es als unbekannter, stattlicher Mann auf des Junkers Burg und verstrickt durch betörende Erzählungen und seine wundervollen Lieder[6]) das

[1]) I, 253. Zu dem Ganzen vgl. man folgende Stelle aus **Schuberts** „Symbolik" 88. Anm. „Dämonische suchen zunächst und meistens das Böse an den Personen, die mit ihnen in Rapport kommen, auf und machen es lautbar. Ihre Weise ist höhnend, bitter, alles verdammend, alle Hoffnung abschneidend".

[2]) I, 256. 268. III, 52, 69. VII, 52. Grimm D. M. No. 195.

[3]) M. No. 125. — I, 277 f.

[4]) III, 50, 61 ff., 87. VIII, 21. Vgl. auch I, 318. Grimm M. No. 31, weiterhin „Rumpelstilzchen" No. 55 und No. 92, ebenso Band II, 27.

[5]) Dieser geheimnisvoll unerwartet auftretende Fremde ist als typische Figur in fast allen Schicksalsdramen vorhanden. (vgl. **Schmidtborn**. Christoph Ernst Frh. v. Honwald als Dramatiker. Marburg 1909. S. 105 f.)

[6]) Dieser dämonische Einfluß einer seltsam ergreifenden Musik erinnert abermals an Grimms Märchen „der gläserne Sarg" und begegnet uns wieder in

blutjunge Burgfräulein in unlösbare Bande (I., 318) — es drängt sich mit sinnlicher Lockung an den sonst großherzigen nnd gemütvollen Schloßherrn von L. heran und verleitet ihn zu geheimnisvollen Greueltaten (VIII., 21.) Und diese letzten Gestalten leiten wieder zu den oben skizzierten albartigen Erscheinungen des „unheimlichen Gastes" und „Magnetiseurs" über.

IV. Gestalten der niederen Mythologie.

Ein Teufelsgeselle ist der Alraun der dentschen Sage. (Grimm D. S. No. 84). Hoffmanns Begeisterung für Fonqnés Galgenmännlein wurde bereits oben gedacht. Er selbst hat diese Gestalt zwar nicht in den Mittelpunkt einer seiner Erzählungen gestellt, aber wir finden ihn wiederholt erwähnt. So kennt die sagenkundige alte Muhme in Genthin „des Wnrzelmännlein, dem gar nicht zu trauen ist, denn so ein Kerlchen stößt einem zuletzt das Herz ab[1]). Mit wnnderlichen Alraunwurzeln treibt der gespenstige Klingsohr im „Sängerkrieg" ein teuflisches Spiel[2]). Das herzzerschneidende entsetzliche Gewinsel und Geheule, wenn man die Alrannwnrzel ans der Erde zieht, wird in der „Königsbraut" erwähnt[3]), und der Kobold, den Jungfer Veronika vor ihrem Kaffeeklatsch nervös-überreizt überall zu sehen glaubt, springt „wie ein Alräunchen hervor[4]). Zu dem neckisch höhnenden Kobolde gesellt sich der Poltergeist (vgl. Grimm D. S. No. 74). Hoffmann charakterisiert mit seinem Treiben eine bestimmte Art Musik: „bei seinem Erscheinen regen sich alle Elemente auf einmal, wittert er aber Morgenluft, so verschwindet er mit einem heftigen Knalle, worauf alles umher plötzlich mit Grabesstille bedeckt liegt[5])."

Kobolde, Gnomen und Zwerge gehen bei Hoffmann völlig in einander über; in der „Königsbrant" werden die kleinen Wesen bald mit diesem, bald mit jenem Namen bezeichnet. Das Grotesk-Komische ihrer Gestalt hat Hoffmann dem Volksglauben vorzüglich nachgezeichnet; die Schilderung des prächtig-grotesken Anfzuges der Zwerge mit ihrem Könige erinnert in einzelnen Zügen an Goethes „Hochzeitsfest[6])". Den häßlichen Zwerg, der die schöne Jungfran an sich ketten will,

dem üppig beranschenden Liede, mit dem Heinrich von Osterdingen im „Kampf der Sänger" Mathilde bezaubert. (VII., 42). Er gehört in das Gebiet jener „mystischen" Musik Hoffmanns, von der Schäffer a. O. S. 89 ff. spricht.

[1]) XIII, 172. [2]) VII., 49. [3]) IX., 201. [4]) I., 203.
[5]) XV., 37. [6]) IX, 207 ff.

finden wir in Grimms Märchen „der starke Hans" wieder[1]). Freie Erfindung Hoffmanns ist es, daß er die Erdgeister in den Wurzeln des Gemüsegartens leben läßt — immerhin kennt auch der Volksglaube solche aus den Gewächsen heraustretende und in sie zurückkehrende Geister[2]), — jedenfalls trifft Hoffmann dabei glücklich den echten Märchenton, man denke nur an die drolligen Namen der kleinen Fürsten (212. 219.) oder die in Töpfen und Pfannen brodelnden und winselnden Rüben (233). Und drastisch tritt neben die poetisch phantastische Ausgestaltung der Märchengestalten die derb-reale Auffassung der Großmagd, die voll Zorn über den verwüsteten Garten schimpft: „Kobolde sind es, nichts als unchristliche Hexenkerle!" Mit einem Stückchen Kreuzwurzel getraut sie sich „die verfluchten kleinen Kreaturen" zn verjagen. (230.)

Zu den Erdgeistern gehört auch der Berggeist in den „Bergwerken von Falun." Hoffmann entnahm die Geschichte aus Schuberts Nachtseiten (215 f.), der sie seinerseits „Hülpher, Kronstedt und den schwedischen gelehrten Tagebüchern" nacherzählte. Andere Züge entlehnte Hoffmann dem Heinrich von Ofterdingen des Novalis (I, 5)[3]). Immerhin haben wir eine Berechtigung, die Erzählung anzuführen, insofern der als alter Bergmann erscheinende Grubengeist auch eine dentsche, im Harz und Oberschlesien bekannte Sagengestalt ist. Einige Nebenzüge könnten sogar darauf hindeuten, daß Hoffmann während seines Aufenthaltes im Osten von dem slavischen „Starbnik" etwas hörte[4]).

Den Übergang aus dem Kreise der mythischen Gestalten zu den Gespenstern bildet die „weiße Frau" der deutschen Sage. Auch sie hat Hoffmann in eine seiner Erzählungen aufgenommen[5]). Der alte Gärtner erzählt, daß sie sich manchmal im Schloßgarten blicken lasse. Als Adelgunde eines Abends spottend sie nachäffen will, erblickt sie plötzlich das Gespenst vor sich, während die andern es nicht wahr-

[1]) Grimm M. No. 166.

[2]) man vgl. Mitt. I., 8. III., 26 den „Bäume drückenden Alb" und Mannhardts „Feld- und Waldkultes."

[3]) Ellinger a. O. S. 133.

[4]) Mitt. XII., 71 ff. vgl. Grimm. D. S. No. III. Im übrigen hat schon Sackheim (a. O. 207 u. 270) auf den Einfluß slavischer Sagen auf Hoffmann durch Mitteilungen seiner Frau, auf die an Spuk- und Gespenstergeschichten reiche Provinz Kujavien als Fundstätte für den sagensammelnden Dichter hingewiesen. Zu Kujavien vgl. Mitt. XIV., 58, 70 ff.

[5]) VII, 69 ff.

nehmen — nun erscheint es ihr jedesmal zur selben Abendstunde wieder und wird schließlich zu einer fixen Idee, unter deren Nachwirkungen sie und ihre Familie in Geisteszerrüttung zu Grunde gehen. Auch hier erhält die Volksanschauung durch Beimischung magnetischer (der „schwebende Teller") und psychopathischer Momente eine echt Hoffmann'sche Färbung, die höchstens in dem Umstande einen kleinen Rückhalt findet, daß in manchen Sagen das Erscheinen der weißen Frau stets ein Unglück verkündigt[1]). Mit der bekannten weißen Frau als erlösungsbedürftige Seele hat Hoffmanns Gestalt nichts zu tun.

V. Gespenster.

Die weiße Frau leitete uns zu den Gespenstern über; hier befinden wir uns in Hoffmanns ureigenstem Gebiete. Denn keiner hat es so wie er verstanden, das Entsetzen und Grausen vor etwas Unheimlichem zu schildern; unübertrefflich ist vor allem die Schilderung der Unwelt, aus der der Gespensterglaube erwächst. Wie Shakespeare läßt er uns an diese glauben, indem sie in voller Begleitung aller der düsteren geheimnisvollen Nebenbegriffe auftreten, mit welchen wir, von der Amme an, Gespenster zu erwarten und zu denken gewohnt sind. Wenn der Sturmwind im Kamin heult und pfeift, knattert und zischt, die Windfahnen ächzen nnd stöhnen, die Teemaschine geheimnisvoll singt, die Menschen, bang zusammengedrängt, in fieberhafter Erwartung etwas Ungewöhnlichem entgegensehen — in solchen nächtlichen Stunden entsteigt das Volk der Gespenster seiner dunklen Heimat und beginnt seine irren Wanderungen[2]). In der „seltsam wohltnenden Aufregung" solcher Geschichten schwelgen die Serapionsbrüder, und wer, wie Wagner in seinem Gespensterbuche, als Rationalist stets die natürliche Erklärung hinzufügt und alles als Phantasiegebilde erklärt, der ist ihnen das Urbild eines widerlich-nüchternen Banansen[3]). Dem Volksglauben abgelauscht sind die Bedingungen, nnter denen bei Hoffmann sich der Glaube an Gespenster entwickelt. In dem „öden Hause" unter den Linden, wo eine Wahnsinnige mit ihrem Wärter ihr unheimliches Wesen treibt, spukt es nach dem Glanben der Berliner[4]). Vor den Trümmern des zerfallenen Herrenschlosses erzählt der Bauer dem Fremden von dem dort hausenden

[1]) vgl. z. B. die bekannte Berliner Schloßsage, Gräße, Sagenbnch des preußischen Staates I., 15 ff.

[2]) VIII, 93 f. [3]) VI, 116. [4]) III, 139.

Spuke und den grauenvollen Klagelanten, die sich besonders bei Vollmond aus dem Gemäuer vernehmen lassen[1]). Dem entspricht die Ruine im magischen Mondenlichte, um welche der Nachtwind stöhnend pfeift, wo im „Elementargeist" die Geisterbeschwörung stattfindet[2]). Schon hier erreicht Hoffmann mit allen Mitteln der Darstellnng eine fast physische Wirkung der Sitnation, eine geradezu unheimliche Wahrscheinlichkeit bewirkt er aber, wenn er die Gespenstererscheinungen sich gewissermaßen aus der Atmosphäre entwickeln läßt. So entpuppt sich im „Majorat" zwar der nächtlich umgehende unselige Geist schließlich als der nachtwandelnde, von Gewissensqualen gefolterte Diener Daniel — aber das ganze Milien dieses fluchbeladenen Ortes ist so meisterhaft geschildert, daß man selbst fühlt, wie es jeden neu Eintretenden alsbald in seinen Bann ziehen und in unselige Verhältnisse verstricken muß[3]). Noch überzeugender ist die gespensterschwangere Luft im Hause der alten Tante Severins. Dieses altjüngferliche Heim, wo nur der dicke Mops und der alte Papagei noch hausen, über dem altertümlichen Hausrate ein feiner Moderduft lagert, wo die verstohlene Sehnsucht nach einem längst verschwundenen, früh verlorenen Liebesglücke immer noch leise nachzittert — es gebiert von selbst die Erscheinung des schlürfenden Gespenstes der ehemaligen Besitzerin, das, wenn der Hochzeitstag sich jährt, umgeht und seufzend nach dem Brautschmucke jammert[4]), Nur in Ibsens Atmosphärendrama finden wir eine gleiche Knnst, die drückende Stimmungsschwüle darzustellen — man denke etwa an Rosmersholm. Die furchbarste Gestalt des Gespenstes ist der blutsaugende Revenant, der Vampyr, von dem Hoffmann wahrscheinlich während seines Aufenthaltes im slavischen Osten zuerst gehört hatte. In den „Elixieren des Teufels" nennt Pietro Belcampo den gespenstisch auftauchenden fremden Maler mit seinen stieren, lebendigtoten Augen einen „Revenant" — er zeigt sich als unheildrohender Ahnengeist gerade immer an wichtigen Wendepunkten der Erzählung[5]). Im „Kater Murr" will die hochgradig hysterische Prinzessin ihre häufigen Ohnmachtsanfälle auf einen bedrohlichen Ahnhern zurückführen, der, im Grabe Vampyr geworden, ihr das Blut aussauge[6]). Auf seiner Suche nach serapionischen Stoffen stieß Hoffmann auf „Ranfts, Diakoni zu Nebra, Traktat von dem Kauen und Schmatzen der Toten

[1]) III, 232. [2]) XIII, 159. [3]) III, 169 ff.
[4]) VI, 108 ff. [5]) II, 93. [6]) X, 176.

in den Gräbern." Mit schaurigem Behagen gibt er Auszüge aus dem Buche, und der Zweifel ob selbst ein so ekelhafter Aberglauben sich dichterisch verwerten lasse, gab ihm seine Erzählung „der Vampyr" ein. Aber er gestaltete den scheußlichen Stoff noch scheußlicher, indem er Lebende zu Vampyren machte. So schuf er die knochendürre, leichenähnliche Figur der Baronesse, deren Geist, während der Körper im Starrkrampf liegt, den seltsamen Gelüsten nachgeht — ja, er läßt die entsetzliche Neigung sich vererben auf die unselige Tochter, die, als Vampyr entdeckt, wahnsinnig wie eine heulende, blutgierige Hyäne den eigenen Gatten anfällt und diesen selbst in den Irrsinn treibt. Weiter konnte die grauenhafte Widrigkeit allerdings nicht getrieben werden — aber Hoffmanns Grundsatz, das Physische mit dem Psychischen, den Aberglauben mit Geistesstörungen und psychiatrischen Anschauungen zu verbinden, mußte dazu führen [1]).

VI. Sagentiere

Wie Tierfabel und Märchen, so ließ die Romantik gern die Tiere als Menschen sprechend und handelnd auftreten, dem Volksglauben entnahm sie auch die Seelentiere d. h. solche Tiergestalten, in denen alte Götter, böse Geister, abgeschiedene und erlösungsbedürftige Seelen verkörpert geheimnisvoll weiter leben. Hoffmann war ein großer Tierfreund und scharfer Tierbeobachter, er hatte, wie für alle psychischen Übergänge, ein besonderes Interesse für die Verknüpfungen von Tier- und Menschenseele. Er konnte sich entrüsten, wenn man vom bloßen Instinkt der Tiere sprach. Ihm schien es ein klägliches Unterfangen der „albernen Schulweisheit", der doch fast alles in der Natur unerforschlich bleibt, das ganze geistige Vermögen der Tiere mit dieser Bezeichnung wegwerfend abzufertigen. Er wies darauf hin, in wie wunderbarer Weise es sich oft genug äußert, und allein der Umstand, daß auch die Tiere träumen können, genügt ihm, die Idee eines blinden, willkürlichen Triebes zu verwerfen [2]). Auch hier nähert er sich der Anschauung des Volkes, das

[1]) IX, 173 ff. vgl. sein scharf absprechendes Urteil XV, 187.

[2]) So verteidigt auch sein „Meister Floh" in drolliger, mit Zitaten aus alter und neuer Zeit reich belegter Darstellung die Tiere gegen die Menschenmeinung, sie seien Maschinen ohne Denkkraft, ohne Willensfreiheit, die sich willkürlos, automatisch bewegen, und betont gegenüber der beschränkten wissenschaftlichen Bildung des Menschen ihren hohen Verstand, ihre Geisteskraft (XII/84 f.).

in dem Mitgeschöpf nie ein seelenloses Wesen und allein den Gegenstand rücksichtsloser Ausbeutung sah, sondern mit ihm stets in inniger, fast märchenhafter Beziehung stand, wie sich noch heute in hundert kleinen Zügen offenbart.

In Anlehnung an Vorbilder, Cervantes und Tieck, verwendet Hoffmann Hund und Katze, um bei ihrer Nachahmung nnd Auffassung des menschlichen Lebens sich über die verschiedensten Gebiete mit der ihm eigenen Mischung von Ernst und Spott zu äußern[1]). Der philosophierende Kater Murr verleugnet trotz aller Bildung doch niemals seine Katzennatur, das unheimliche Treiben des Gespenstertieres liegt ihm freilich fern. Ausgeprägt tritt uns dieses bei den Hexenkatzen im „Berganza“ und „goldenem Topf“ entgegen. So läßt der Hausgenosse der Rauerin ihre Klientin mit dreimaligem Miau ein nnd wohnt der Audienz, gravitätisch auf einem Polsterstuhle sitzend, bei; völlig höllisch aber ist sein Mitwirken bei der Geisterbeschwörung, wo er funkensprühend und zeternd vorausrennt und unaufhörlich winselnd den magischen Dreifuß umkreist. Ähnlich treibt es der große, schwarze Kater bei der Hexenversammlung im Berganza[2]). Pudel Skaramuz und sein leichtfertiger Neffe Ponto im Murr sind wieder lediglich Menschentypen in Tiergestalt, ohne indes die tierische Eigenart völlig zu verleugnen; aber der ästhetisch gebildete gut belesene schwarze Bullenbeißer Berganza trägt deutlich einige Züge des höllischen Geisterhundes der Volkssage: wir erkennen ihn wieder, wenn in mondheller Nacht seine glühenden Augen Feuer sprühen, erregt nmherrollen und elektrische Funken aus seinen schwarzen Haaren knistern[3]). Etwas Gespenstisches hat auch der schwarze Hund an sich, der dem wunderlichen alten Diener aus dem „öden Hause“ nachschleicht, von diesem „satanischer Höllenhnnd“ tituliert wird und sich menschenähnlich benimmt[4]).

---

[1]) X,30 Schubert in seiner „Symbolik des Traumes“ (S. 165) berichtet in Anlehnung an Reil, daß sonst ganz normale Menschen zu gewissen Zeiten glauben, in einen Hund oder eine Katze verwandelt zu sein, und deren Wesen dann täuschend nachahmen. — Die Vermengung literarischer Einflüsse und eigener Erlebnisse Heffmanns mit beiden Tieren ist bei Ellinger nachgewiesen (a. O. 80 u. 148); eine treffliche Charakteristik des Kater Murr, seiner Beziehung zum Tier, Volksglauben und anderen literarischen Katzentypen findet sich bei Fr. Lepppmann: „Kater Murr und seine Sippe“ (München 1908). Ein Prinz als schwarzer Hund z. B. bei Grimm M. No. 54.

[2]) I, 205. 216. [3]) I, 87. 136. [4]) III, 141.

Außer Hund und Katze sind Wiesel, Maus und Fledermaus bekannte Gespenstertiere. Das Wiesel entnahm Hoffmann zwar, wie er selbst angiebt, dem Aberglauben der Neugriechen, wenn aber Theodors Mutter das Tierlein „beste Dame“ anredet, so darf wohl daran erinnert werden, daß es auch im deutschen Volksglauben „Fräulein“ heißt und mit Respekt behandelt wird[1]. Trefflich hat Hoffmann das nächtliche Wesen der Mäuse geschildert, wie die Tierlein mit den kleinen funkelnden Augen aus allen Dielen hervortauchen, wie vor ihrer kecken Freßlust weder der Speckvorrat der Märchenkönigin noch die Zuckerpuppen in Mariechens Schränklein sicher sind[2]) Gespensterhaft ist die Gestalt des Mäusekönigs mit den sieben gekrönten Köpfen, wie ihn der Volksglaube kennt[3]. Wenn die große, häßliche Maus, Frau Mauserink, die in der Wiege liegende Prinzessin nächtlich beschleicht und, der schlafenden Wärterinnen spottend, sie in eine Mißgestalt verwandelt, so denkt man wohl an eine in Tiergestalt auftretende böse Fee[4]. Im Anschluß an eine Berliner Volkssage erwähnt Hoffmann auch, daß dem Münzjuden Lippold sein Zauberteufel in Mausgestalt erschien[5]. Ekelhafte Fledermäuse mit verzerrten lachenden Menschengesichtern schwingen sich in der Hexenkammer an der Decke[6]. In Fledermausgestalt mit menschlicher Larve erscheint der Satan bei den Kinderopfern Trabacchios, und als große schwarze Fledermaus rettet er die Barbara Roloffin aus dem lodernden Scheiterhaufen[7]. Teufelsvögel sind im Volksglauben Eule und Rabe. Im Berganza kommt die Haupthexe auf einer Eule angeflogen, wie in Grimms Märchen No. 116 auf einem Kater angeritten[8]. Wenn der teuflische Dapertutto aus dem Zimmer entweicht, rauscht es mit schwarzen Rabenflügeln, ein schwarzer Rabe sitzt bei der Hexe auf einem Rundspiegel, den weissagenden Odinraben hat die kluge Frau bei sich, die mit ihrem geheimen Wissen allen Bewohnern von Sonsitz ein Rätsel aufgibt — und im Majorat wird wenigstens das Unheimliche des fluchbeladenen Schloßsaals dadurch verstärkt, daß vor den Eindringenden ein schwarzer Rabe aufflattert, gegen die Fenster prallt

[1]) XIII,62. Vgl. Mitt. VIII, 13. 55. bei Brieg heißt es noch heute „Fröile“.
[2]) VI, 207. 218. 231.
[3]) eb. 207. Hoffmann entnahm ihn nach Sackheim einer Arnauer Lokalsage. Es ist wohl eine Nachbildung des „Rattenkönigs“.
[4]) eb. 221. Vgl. 227. [5]) VIII, 34. [6]) I, 206.
[7]) III, 78; VIII, 17. [8]) I, 84.

und sich in den Abgrund stürzt[1]). Bekannt ist, welche Rolle Kröte und Schlange in Märchen und Sage spielen. Die Teufelskröte im „Berganza“ „deren Larve etwas Menschliches an sich trägt“, rührt eifrig in dem Hexenkessel, schwillt mehr und mehr an und stürzt sich schließlich selbst hinein[2]). In Schlangengestalt erscheinen in der Sage verwunschene Seelen, erlösungsbedürftige Prinzessinnen; nur der Berufene kann sie befreien, und ihm wird Liebesglück und Reichtum zuteil — er wird, wie es in Grimms Märchen (No. 72) heißt, „König vom goldenen Berge“. Ein Berufener aber ist Hoffmanns Student Anselmus mit seinem „kindlich-poetischen Gemüte in der sonst so dürftig-armseligen Zeit innerer Verstocktheit“. Ihm erscheint im sagenumwobenen Holunderbusche die holde Serpentina mit ihren beiden Schwestern. Zur Frühlingszeit hängen die smaragdglänzenden Schlänglein mit den schimmernden Augen, leise singend und äthertrinkend, im dunklen Gezweig; bei Sonnenuntergang aber verlassen sie ihren Sitz, schlüpfen schimmernd durch das Gras und stürzen sich in die Wellen des Stromes[3]). Ihr Zauberhort aber ist die Poesie selbst, dem überglücklichen Anselmus erschließt sich nach manchen Prüfungen „das Leben in der Poesie, wo sich der herrliche Einklang aller Wesen als tiefstes Geheimnis der Natur offenbart[4])“. So wunderbar lieblich hat Hoffmann die deutsche Schlangensage umgestaltet[5]).

[1]) I, 278; I, 205; XIV, 5 ff. Grimm M. No. 61; III, 207.

[2]) I, 82 ff. [3]) I, 180 f. [4]) eb. 252.

[5]) In Grimms oben angeführtem Märchen heißt es: „in der dritten Nacht ward die Schlange zu einer schönen Königstochter, die kam mit dem Wasser des Lebens — — — und war Jubel und Freude im ganzen Schloß. Da wurde ihre Hochzeit gehalten, und er war König vom goldenen Berge.“ Laistner (I, 101 f.) erzählt ein ähnliches Märchen nach Wolf (Deutsch. Hausmärchen S. 265 f.) und schließt daran die Deutung: „die Pracht und Herrlichkeit am Schlusse ist, rationalistisch gesprochen, das poetisch ausgeschmückte behagliche Nachgefühl des lieblich endenden Traumes — die mythische Dichtung aber konnte dem Reize nicht widerstehen, die so deutlich empfundene Traumwirklichkeit sich in die wache Wirklichkeit fortsetzen zu lassen und so zu bewähren, daß das alles „kein Traum“ war . . . wenn die Traumgegenwart ihrer Persönlichkeit ins wache Leben herübertritt, so ist es natürlich, daß auch ihre Wunderschlösser und Zaubergärten „wahr“ werden.“ — In Novalis Gedicht: „Der Himmel war umzogen“ begegnet der Dichter im Gebüsch der Königin der Schlangen, die, wie Hoffmanns Serpentina, im grünen und goldenen Glanze schimmert. Er berührt sie mit der Zauberrute, die ihm ein Kind gab: „so, wunderbarer Weise, ward ich unsäglich reich“. Hier schwebt offenbar derselbe Gedanke, wie bei Hoffmann, vor.

VII. Pflanzenglauben.

Auch in den Pflanzen leben nach dem Volksglauben geheime Kräfte. Gegen die Krankheiten, die die Natur entstehen ließ, hat sie in ihnen dem Menschen wirksame Heilmittel gegeben. In den Pflanzen wohnen aber auch, wie in den Tieren, Dämonen und Seelen. Hoffmann war durch Schuberts Vorlesungen auf das Leben der Pflanzen hingewiesen worden (Nachtseiten 229 ff.). Diesen und Anregungen seines Freundes Chamisso entstammt auch sein lebhaftes Interesse für exotische Gewächse. Aber auch das innige Verhältnis des deutschen Volkes zu seinen Pflanzen ist ihm durchaus nicht fremd und wird von ihm sinnig und zart geschildert. Wer freilich nur in eitler Erkenntniswut, wie die Mikroskopisten Swamerdamm und Leuwenhoek, die Naturwunder bis in den innersten Keim frevelhaft zu erforschen sich abmüht, der vernichtet die der Natur geschuldete fromme Andacht und Bewunderung; zu ihm sprechen die Blumen niemals mit süßen Worten[1]). Aber einfachen Menschen von kindlich gutem Gemüte eröffnen sie ihre Geheimnisse, zu ihnen treten sie in ein inniges Verhältnis und unter ihrer Pflege gedeihen sie besonders gut[1]). Ihrer treuen Hüterin, dem schlichten, herzigen Gretchen, würden ihre Blumenkinder fremd werden, müßte sie sie mit den fremden botanischen Namen bezeichnen. Die tiefe Pflanzensymbolik, der wir die schönsten deutschen Blumennamen verdanken, tritt uns bei Hoffmann, wenn auch nur bei exotischen Gewächsen, entgegen: die Mimosa pudica ist ihm das Symbol einer zarten, empfindsamen Seele, die nur nachts blühende, stark duftende, großblumige Fackeldistel bedeutet das „ewige Mysterium der Liebe und des Todes"; die prachtvoll blühende, giftige Datura fastuosa tritt wie ein Abgesandter höllischer Mächte, zur Sünde verleitend in den stillen Garten und den Kreis friedlicher Menschen[2]). Ebenso finden wir bei Hoffmann Beziehungen zur Pflanze in Märchen und Sage. Wenn die Möhren in dem üppigen Felde dem fröhlichen Hände-

[1]) XIII/131. [2]) XIV, 55 f.

[2]) XIV, 71, 95, 99 f. Man vgl. Schuberts Nachtseiten etc. 248: „Der große, gelbblühende Kaktus aus Jamaika, dessen schöne Blüten sich erst gegen Abend erschließen und schon vor Sonnenaufgang verblühen", und 249: „Gerade in dem höchsten Momente des Blühens, welcher auch zugleich der des Verwelkens und des Todes ist, zeigt sich in dem Pflanzengeschlecht eine Vorahnung des höheren tierischen Seins".

klatschen ihrer treuen Pflegerin Ännchen mit leisem Kichern antworten und ihr mit feinen Stimmchen zurufen: „Zieh mich heraus, zieh mich heraus, ich bin reif, reif, reif!“, so erinnern wir uns an Grimms Märchen „Frau Holle“ und die Worte: „Ach, schüttele mich, schüttele mich, meine Äpfel sind alle miteinander reif!“ [1]). Bei Grimm finden wir auch in den „Zwölf Brüdern“ und den „Goldkindern“ jene enge Sympathie zwischen Mensch und Pflanze, die ihren Ausdruck darin findet, daß sich das Schicksal der Menschen im Blühen, Welken und Sterben der Blumen widerspiegelt. Dasselbe Motiv finden wir am Schluß von Hoffmanns „Meister Floh“ wieder; auf rätselhafte Weise verschwindet in der Nacht das zweite Brautpaar, zur selben Zeit aber schießt im Garten die hohe Fackeldistel auf, — am Morgen senkt sie die verwelkte Blüte, und um sie schlingt sich eine bunte Tulpe, die ebenfalls den Pflanzentod starb: „Das Mysterium ist erschlossen, der höchste Augenblick alles erfüllten Sehnens war auch der Augenblick ihres Todes“ [2]). Leise klingt bei dem „Umschlingen“ der Blumen auch die schöne Volkssage mit von den sich umklammernden Pflanzen auf den Gräbern derer, die sich einst so innig liebten.

Auch der volkstümliche Glaube an die geheimnisvoll in den Pflanzen schlummernden Heilkräfte begegnet uns bei Hoffmann. Der „alte Wundarzt“ [3]) kennt nicht nur genau die Kennzeichen manches Heilkrautes, sondern auch die Stunde, wann es gepflückt werden muß, und die eigenartige Mischung der Säfte. An die Einleitungen zu den alten Kräuterbüchern erinnert es, wenn an derselben Stelle auf die Ärzte gescholten wird, die mit ihren fremden Pillen und Essenzen die Kranken nur vergiften, und die dort geschilderte alte Kräuterhexe, die, von den Ärzten gerichtlich verfolgt, beim Volke umsomehr beliebt ist, ist eine typische Volksfigur.

VIII. Ätiologische Sagen.

Einen nicht geringen Raum nehmen in der deutschen Sagenwelt schließlich die Geschichten ein, welche, als sogenannte ätiologische Sagen, eine seltsame Erscheinung zu erklären versuchen, also erst durch diese veranlaßt sind. Auch solche finden wir bei Hoffmann. Da liegt einsam im Walde unter einem alten Baume ein großer

[1]) IX, 195, 197. Grimm, D. M. No. 24.

[2]) XII, 133f. Vgl. Schubert, Symbolik, S. 69 und S. 73: „Liebe und Tod, das seligste Streben des Gemütes und der Untergang des Individuums erscheinen in den Mysterien vereint“. [3]) VII 121.

Felsblock; allerlei wunderbare Moose und Adern durchwachsen ihn wie rote Adern. Pferde scheuen vor der unheimlichen Stätte, und die erregte Phantasie des Volkes sieht dem Steine Blutstropfen entquellen. Bald raunt eine „alte Fabel", daß hier ein unheimlicher Mord geschah und aus dem Blute des von einem Teufelsgesellen geschlachteten Mädchens jene wunderlichen Zeichen auf dem Block entstanden[1]). In der zweiten Erzählung wird ebenfalls an einen rötlich geaderten Stein angeknüpft, er befindet sich in einem entlegenen Zimmer eines prächtigen Lustschlosses; der letzte Besitzer ist gestorben, und allerlei abenteuerliche Gerüchte gehen über ihn um. Wenn man die zerstreuten Linien auf dem Stein verfolgt und verbindet, kann man mit der nötigen Phantasie allenfalls einen Kinderkopf herausfinden, der den ganzen Jammer des Todeskampfes im Antlitz ausdrückt. Der greise Kastellan des Schlosses deutet auf „eine im Volke verbreitete Sage" hin, daß ein teuflisches Wesen den sonst gutmütigen Herrn durch das Versprechen ewiger Liebeslust zu der schwarzen Tat eines Kinderopfers verleitete[2]). Ätiologische Sagen sind echte Produkte der fabulierenden Volksphantasie, als solche in der Luft schwebende, wie Sommerfäden lose an den passenden Orten haftende Gebilde befriedigen sie den ausgeprägten Serapionsbruder nicht völlig, und so versteht man die ärgerliche Bemerkung Theodors (Hoffmann), „etwas Unheimliches müsse sich dort doch begeben haben, eine rein erdichtete Sage könne es kaum sein".

Ich fasse in einem Überblick die Ergebnisse kurz zusammen: Aus dem weiten Gebiete des deutschen Volksglaubens treten uns bei Hoffmann geheimnisvolle Menschen, ungewöhnliche Bewußtseinszustände, Wesen der niederen Mythologie, teuflische und gespenstische Gestalten, Tier- und Pflanzensagen entgegen. Bei der dichterischen Umgestaltung der rätselhaften Persönlichkeiten setzt er an demselben Punkte, wie die fabulierende Volksphantasie, an. Anschauungen des Volkes über magische Seelenverbindungen verknüpft Hoffmann eng mit den wissenschaftlichen Theorien seiner Zeit über Magnetismus und Hypnose. Das Schauen von Gespenstern und Geistern entwickelt sich bei ihm bald aus pathologischen Seelenzuständen, bald aus der

[1]) I, 317 ff. Man vergleiche etwa Grimm, D. S. No. 357, wo die im Stein eingedrückten Finger Spuren von dem gewaltsamen Sterben einer Unglücklichen sein sollen. [2]) VIII/21.

Umwelt. Der Teufelsglaube wird ihm zum Ausdruck einer philosophischen Weltanschauung. Dem Empfinden des Volkes gegenüber Tier und Pflanze bringt Hoffmann ein feinfühliges Verständnis entgegen; Ansätze der Volkssage zu einer poetisch-sinnigen Symbolik, wie im Schlangenmärchen, weiß er künstlerisch zu verwerten.

Dieses Bild aber konnten wir nur gewinnen, indem wir von einem einseitigen Gesichtspunkt aus Hoffmanns Erzählungen durchmusterten. Ausgeschieden wurden alle Feerien und Verzauberungen, alle talmudisch-kabbalistischen, orientalisch-buddhistischen Geheimnisse[1]), nicht minder alle jene „verdammten Schnörkel“, grotesk-bizarren Beigaben, ohne welche Hoffmann eben nicht Hoffmann wäre. Selbst obige Betrachtung zeigt uns ja den Dichter mit seinen psychischen Sonderheiten und Absonderlichkeiten. Wer ihn jedoch deshalb tadeln wollte, der versündigte sich an Hoffmanns Schutzpatron Serapion: auch dieser wunderliche Heilige erzählte ja aus seinem Innern heraus, was er mit dem Auge des Geistes erschaute, und nicht, was und wie er es gelesen und vernommen.

Die Totenbretter[2]).

Von Dr. Franz Kondziella.

Es ist nicht meine Absicht, eine erschöpfende Darstellung des Gegenstandes zu geben, sondern nur einen ergänzenden Beitrag. Deshalb sind die größeren Arbeiten eines Hein[3]), Rieder[4]) und E. H. Meyer[5]) über die Totenbretter außer acht gelassen worden.

[1]) Sackheim, S. 206 ff.

[2]) Vortrag, gehalten am 6. April 1910 im Musiksaale der Kgl. Universität zu Breslau.

[3]) Wilh. Hein, Die Totenbretter im Böhmerwalde. In Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd. 21. Wien 1891. Derselbe, Die geographische Verbreitung der Totenbretter. ebda. Bd. 24. Wien 1894.

[4]) Otto Rieder, Totenbretter im bayrischen Walde, mit Berücksichtigung der Totenbretter überhaupt. In Zschr. für Kulturgeschichte. Neue (4.) Folge der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. Hgb. von Georg Steinhausen. 2. Bd. Weimar 1895.

[5]) E. H. Meyer, Totenbretter im Schwarzwalde. In der Festschrift zur 50 jährigen Doktorjubelfeier K. Weinholds. Straßburg 1896.

Da sie nur bis zum Jahre 1896 reichen, so gilt es vor allem, im folgenden eine Schilderung der Totenbretter des jüngsten Jahrzehnts zu geben.

Die Totenbretter kommen in Schlesien im Tale der Steine zwischen Braunau und Glatz vor, und zwar in den Ortschaften Tuntschendorf, Scharfeneck, Ober-, Mittel- und Niedersteine[1]). Sie finden sich in der Grafschaft Glatz[2]), in Klein-Karlsberg (auf dem Wege von Wünschelburg nach Groß-Karlsberg und nach der Heuscheuer), in Passendorf (eine halbe Stunde von Groß-Karlsberg auf dem Wege zum Braunauer „Stern") [3]) und sind auch in der Gegend von Neurode heimisch[4]). In Braunau konnte man auf dem Wege vom „Stern" im Jahre 1873 eine beträchtliche Anzahl Totenbretter antreffen[5]), und in der Umgebung der Stadt Braunau bedienen sich die Dorfbewohner ihrer noch ziemlich häufig[6]). Im deutschen Westböhmen ist das Leichen- oder Totenbrett im ganzen Gebiete verbreitet und noch bis in die jüngste Zeit in Gebrauch gewesen. Leichenbretter besaß früher jedes Haus, oft gab es aber auch in jedem Dorfe nur eins, das zur gemeinsamen Benutzung diente. Man bewahrte es gewöhnlich am Dachboden auf oder unter dem Dachvorsprung des Hauses („unter der Tipf"), um es so gegen die Einflüsse der Witterung zu schützen[7]). Gehen wir von hier aus etwas südlich, so finden wir westwärts von Neugedein (bei Furth) die ersten Totenbretter bei Braunbusch. Im Nachbarorte Viertl sind sie schon sehr verbreitet. Je mehr man sich von Viertl der bayrischen Grenze nähert, desto zahlreicher werden sie[8]). In Bayern sind sie vom Lech bis zur Amper und Würm, um Wessobrunn wie Fürstenfeldbrück, Seeshaupt, Ambach und so weiter nach dem Unterlande zu verbreitet[9]). Auch im Walde zwischen

[1]) Zeitschrift für österreichische Volkskunde. Wien 1896. Bd. 1 S. 64; K. Gusinde, Über die Totenbretter. In Mitteilungen der schles. Gesellschaft für Volkskunde. Breslau 1901. Heft 7 S. 33.

[2]) P. Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien. Leipzig 1903, I. Teil S. 307; K. Gusinde a. a. O. S. 33.

[3]) Gusinde a. a. O. S. 33. [4]) Drechsler a. a. O. I., 307.

[5]) Drechsler I., 307.

[6]) Zeitschr. f. österr. Volkskunde. Wien 1896. Bd. I S. 96.

[7]) Alois John, Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen. In Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Prag 1905. Bd. VI S. 168.

[8]) Ztschr. f. österr. Volkskunde. Bd. I S. 127.

[9]) Johannes Sepp, Völkerbrauch bei Hochzeit, Geburt und Tod. München 1891. S. 140.

Holzhausen nnd Grabenstatt am Chiemsee sind sie heimisch[1]). In Tirol begegnen wir ihnen in den nördlich von Zell gelegenen Orten Prielau, Mairhofen, Maishofen und Mitterhofen[2]). Im Salzburgischen zieht sich die Grenze der Totenbretter im Süden von Zell am See nach Bruck im Mittelpinzgau; im Oberpinzgau und Lnngau kommen sie nicht vor. Im Nordeu halten sich ihre Grenzen in denen des Herzogtums; im Osten reichen sie noch bis nach Oberösterreich[3]).

Die Gestalt der Totenbretter — ihre Länge entspricht gewöhnlich der des darauf zn legenden Leichnams — ist sehr verschieden. Wir finden ganz einfache rohe Bretter, wie ehemals in der Mieser Gegend (Westböhmen)[4]), im südöstlichen Gebiet von Forchheim[5]), im Mittelpinzgau[6]) nnd in der Nordoberpfalz[7]). Heute verwenden ärmere Lente in der Gegend von Nenern gleichfalls noch rohe Bretter[8]). Die meisten sind jedoch glatt abgehobelt, wie bei den Zipsern in der Bukowina[9]), in der Braunauer Gegend[10]), in der Nordoberpfalz[11]) und früher in Deutsch-Westböhmen[12]). In Leogang (Tirol) ist das Totenbrett abgerundet, während die 4 Ecken des Brettes, welches sich an einem Stadel nicht allzuweit vor der Alm auf dem Wege nach Saalfelden befand, dnrch eine Qnerlinie abgeschrägt waren[13]). In Dentsch-Westböhmen hatte es früher eine ansgeschweifte Form[14]). In Plöß[15]) nnd Rothenbanm[16]) sind die Bretter heute mit Türmchen oder Ecktürmchen verziert, in Silberberg weisen sie sogar

[1]) Marie Eysn, Totenbretter nm Salzbnrg. In Zschr. des Vereins für Volkskunde. Berlin 1898. Bd. VIII. S. 205.

[2]) Fr. Stolz, Über die Leichenbretter im Mittelpinzgan. In Zschr. für österr. Volkskunde. Wien 1903. Bd. IX. S. 3.

[3]) M. Eysn a. a. O. S. 205.

[4]) Michael Urban, Totenbretter in Westböhmen. In Zschr. f. österr. Volkskunde. Wien 1897. Bd. I. S. 179.

[5]) Zschr. f. österr. Volkskunde. Wien 1902. Bd. VIII. S. 346.

[6]) Stolz, S. 5.

[7]) Wolfg. Banernfeind, Ans dem Volksleben. Sitten, Sagen nnd Gebränche der Nordoberpfalz. Regensburg 1910. S. 106.

[8]) Joseph Blan, Totenbretter in der Gegend von Nenern, Neumark nnd Nenkirchen. In Ztschr. f. österr. Volksknnde. Wien 1903. Bd. IX. S. 18.

[9]) Joh. Polek, Ans dem Volksleben der Zipser in der Bnkowina. In Zschr. f. österr. Volkskunde. Wien 1902. Bd. VIII. S. 33.

[10]) Zschr. f. österr. Volkskunde. Wien 1896. Bd. I. S. 96.

[11]) Banernfeind, S. 106. [12]) John, S. 168.

[13]) Stolz, S. 5. [14]) John, S. 168.

[15]) Blan, S. 25. [16]) Blan, S. 21.

Säulchen auf[1]) und sind barocken Altarverzierungen nachgebildet[2]).

Wie die Gestalt der Totenbretter, so ist auch ihre Farbe sehr mannigfaltig. Von Leogang nach Saalfelden sind die Bretter in bei weitem überwiegender Zahl grün, blau oder hellbraun[3]), im Pinzgau schwarz, blau oder grün[4]), in Schmiding (Mittelpinzgau) hellbraun[5]), in Rothenbaum (Westböhmen) stets weiß, und in Silberberg sind einzelne von ihnen bei Kindern und Unverheirateten blau[6]).

Über die Aufschriften und Sprüche auf den Totenbrettern läßt sich folgendes sagen. Was zunächst die ersteren betrifft, so sind die meisten Totenbretter mit einem oder mehreren, gewöhnlich 3 Kreuzen, mit Namen, dem Geburts- und Todestage der verstorbenen Person versehen. So in Schlesien[7]), Braunau[8]), Deutsch-Westböhmen[9]), im Egerland, früher in der Mieser Gegend[10]), heute im Tepler Hochland und besonders in der Umgebung von Tepl[11]), wo sie noch zierliche Inschriften aufweisen, im südwestlichen Gebiete von Forchheim[12]) sowie in Klein-Karlsberg und Passendorf[13]), wo sie 3 in der Länge des Brettes eingeschnittene Kreuze trugen, in Bayern[14]), im Salzburgischen[15]), in welchem Lande 3 Kreuzchen unter einander zu finden sind, und endlich im Mittelpinzgau[16]).

Neben diesen Aufschriften kommen noch andere vor. So lesen wir auf den Totenbrettern in Leogang „Christliches † Andenken“ oder „Ingottverschieden“[17]). Wir finden auch die Inschrift „Leichladen des in Gottergebenen Jünglings usw“[18]) und im Mittelpinzgau[19]) „Leichbrett der geehrten Jungfrau Gertrud Hörl“ gest. 1896. Hier erhalten die meisten Personen das Attribut „geehrt“ und „ehrengeachtet“[20]). Die gebräuchlichste Aufschrift war früher im Mittelpinzgau „Leichbrett“, seltener „Leichenbrett“ oder „Leichladen.“ Bisweilen findet sich auch „Leichladen zum Andenken“, nur einmal „Gedenk-

[1]) Blau, S. 25. [2]) Blau, S. 21. [3]) Stolz, S. 3.
[4]) Eysn, S. 207. [5]) Stolz, S. 10. [6]) Blau, S. 25.
[7]) Drechsler I, 307. [8]) Zschr. f. österr. Volkskunde. I, S. 96.
[9]) John, S. 168. [10]) Urban a. a. O. S. 179.
[11]) Unser Egerland. Eger 1905. Bd. IX. S. 24.
[12]) Zschr. f. österr. Volkskunde. Wien 1902. Bd. VIII. S. 346.
[13]) Gusinde a. a. O. S. 33.
[14]) E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde. Straßburg 1898. S. 271.
[15]) Eysn, S. 206. [16]) Stolz, S. 5; vgl. auch ebda. S. 10 f.
[17]) Stolz, S. 7. [18]) Stolz, S. 7 Anm. 1. [19]) Stolz, S. 9.
[20]) Stolz, S. 11.

laden," vielleicht in zwei oder 3 Fällen „Denkmal"[7]. Im Kollingwald (Tirol) ist auf einem Brette „Denkmahl des geehrten Jünglings Johann Grassl" und daneben „Leichbrett der Elisabeth Grassl" zu lesen. In Ruhgassing trifft man ein „Denkmal von Rupert Vieberger" (1872), darunter „Leich Bred" (1885)[8]. Ein Brett an einer Scheune zwischen Seehäusl und Zell führt den Namen „Gedenkladen"[9]. Am meisten dürfte jetzt die Bezeichnung „Christliches Andenken" vertreten sein, znm ersten Mal von 1862. Nur ein einziges Mal enthält ein Leichenbrett (1901) des Johann Keil ans Oberhaus die Inschrift:

Ein alter Greis, in Haaren weiß,
Ist einst gelegen hier. usw.[1].

In der Mieser Gegend in Westböhmen[2] wurden ab und zu in das Brett die Worte eingeschnitten „Zur Erinnerung an den (oder die) verstorbene N. N., geboren den ..., gestorben den ... †††", und im Tepler Hochland stand früher „Zum Andenken an ..."[3]. Im Pinzgau ist mitunter neben Sprüchen und Versen auch ein Heiligenbild aufgemalt[4].

Die Totenbretter weisen nicht nur den Namen eines einzelnen Verstorbenen anf, sondern auch mehrere Namen kommen auf demselben Laden vor. So im Mittelpinzgau, wo anf dem gemeinsamen Brette die Namen von zwei Personen verzeichnet sind. Vorzugsweise sind es aber dann die Namen zweier Ehegatten, wie dies aus einem „Leichbrett" im Kollingwald zu ersehen ist, auf dem das im Jahre 1863 verstorbene Ehepaar Herzog verewigt ist[5]. Aber auch die Namen zweier Geschwister kommen vor. So an der Straße Saalfelden nach Maishofen „Christliches Andenken" eines 62 jährigen „Banernsohnes" aus Schwaiberg und eines 10 jährigen „Ziehsohnes" anf demselben Hofe (1899). In der Nähe von Maishofen erscheinen auf ein und demselben „Leichladen" drei Schwestern (1882), in Leogang Vater und Tochter, die im Jahre 1882 zur ewigen Ruhe gegangen sind[6].

Außer den eben erwähnten Anfschriften sind noch allerlei Sprüche anf den Totenbrettern angebracht. So sind sie im Tepler Hochland und besonders in der Umgebung von Tepl gewöhnlich mit einem sinnigen Sprüchlein religiösen Inhalts versehen, welches der Tischler selbst ersonnen hat. „Sie boten mit ihren oft mehr als urwüchsigen

[1]) Stolz, S. 9. [2]) Stolz, S. 9 Anm. 1.
[3]) Stolz, S. 3. [4]) Stolz, S. 9. [5]) Urban a. a. O. S. 179.
[6]) Unser Egerland. Bd. IX. S. 24. [7]) Eysn, S. 206.
[8]) Stolz, S. 9. [9]) Stolz, S. 10.

poetischen Äußerungen den jungen Leuten gar manchen Stoff zu fröhlichen Scherzen" [1]). Im Mittelpinzgau erscheinen, datiert von 1891, Verse aus Schillers „Glocke" mit den Worten:

„Ach, die Gattin ist's, die teure,
Ach, es ist die treue Mutter,
Die der Fürst ins Reich der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten" [2]).

Ein anderer, und zwar recht sinnreicher Spruch bei der Anna-Kapelle in Deschwitz lautet:

Was ist des Menschen Streben,
Sein Jagen, Haschen, Müh'n?
Was er errafft im Leben,
Verläßt im Tode ihn.

Was ist der Mensch auf Erden?
Ein Schatten, der verfliegt,
Er muß zu Asche werden
Sein Lebensstrom versiegt [3]).

Und wiederum ein anderer enthält die schlichten Verse:

O ruhe sanft im kühlen Schoß der Erde,
Nach manchem Kampf und mancherlei Beschwerde.
Wer dich gekannt, der wird und muß es sagen,
Es hat ein edles Herz in deiner Brust geschlagen.
Ave Maria [4])

Die Verwendung der Totenbretter ist eine zwiefache. Zunächst dienen sie zur Aufbahrung von Verstorbenen. Hat in der Braunauer Gegend jemand die Augen für immer geschlossen, so bringt der Tischler ein Brett mit, worauf die Leiche in irgend einer Kammer gelegt wird; dort bleibt sie bis gegen Abend des dritten Tages liegen, und an diesem geschieht die Einsargung [5]). So ruht auch in Klein-Karlsberg, Passendorf [6]), in der Gegend von Neuern [7]) und im deutschen Westböhmen der Tote auf dem Brett, bis man ihn in den Sarg legt. Im Egerland [8]) liegt der Verblichene in seinem besten Gewand auf dem Leichenbrett, das sich auf einer freistehenden Bank befindet. In Karlsbad und Umgebung [9]), wie im Stiftsland Waldsassen [10]) wurde der Tote ebenfalls auf einem einfachen Brette aufgebahrt. Im salzburgischen Flachgau [11]) liegt jetzt die

[1]) Unser Egerland. Bd. IX S. 24.
[2]) Stolz, S. 12. [3]) Blau, S. 33 Nr. 29.
[4]) Blau, S. 28 Nr. 7. Über Totenbrettersprüche vgl. ebda. S. 22—37.
[5]) Zschr. f. österr. Volkskunde. Bd. I S. 96.
[6]) Gusinde, S. 34. [7]) Blau, S. 18. [8]) John, S. 168.
[9]) Joh. Bachmann, Egerländer Totenbräuche (vor etwa 40 Jahren). In Unser Egerland. Bd. IX S. 29.
[10]) Unser Egerland. Eger. 1906. Bd. X S. 183.
[11]) Unser Egerland. Eger. 1903. Bd. VII S. 58.

Leiche nur an einzelnen Orten auf dem Laden; meist ist es nnr bei Dienstboten und Armen so. In Unterbergen (Mittelpinzgau) im sog. Klausnerhänsl lagen die Verstorbenen früher ebenfalls auf den Leichenbrettern[1]).

Während in der Regel dasselbe Totenbrett nur einmal zn diesem Zweck verwendet wird, ist dies an einzelnen Orten keineswegs der Fall. In Oberfranken[2]) nämlich vererbte sich das Totenbrett in der Familie weiter. Im Voigtlande blieb es in zahlreichen Häusern als Erbstück in der Familie, oder wurde dem Käufer eines Gutes überlassen. Fehlte im Hause ein Leichenbrett, so holte man es nach alter Sitte bei einem Nachbar[3]), wie auch heute noch es bei den Zipsern in der Bukowina geschieht[4]), um darauf Erwachsene aufznbahren.

Nach der Bestattung der Verstorbenen werden die Totenbretter sehr oft an Scheunen oder Stadeln angebracht, wie zwischen Leogang und Saalfelden, auf der Straße bis Lenzig, welches etwa 20 Minnten vor Saalfelden liegt (180—190 an der Zahl), zwischen Seehäusl und Zell, auf dem Wege von Meierhofen nach der Landstraße, die von Maishofen nach Zell führt[5]), in Unterbergen beim Abstieg vom Hundstein, in Alm im sog. Klausnerhänsl, wo mehrere Leichenbretter in frischen Farben und sorgfältiger Ausführung sich befinden[6]), an der Leogangerstraße, von Zell am See der Saale entlang bis zum Steinpaß bei Melleck[7]), im Pinzgau[8]), früher im Mittelpinzgan[9]), in den dentschen Orten nm Taus (Böhmen), z. B. Vollmann, Maxburg usw. bis Schüttenhofen[10]) und schließlich im Glemmtale bei Zell am See, wo auf den Laden Leute von Maurach aufgebahrt waren, die 1864 am Nervenfieber starben[11]). Man sieht sie ferner auch an Zäunen angelehnt oder befestigt, wie auf der Straße von Saalfelden nach Maishofen nnter einem großen Krenze (26 an Zahl)[12]), von Zell am See der Saale entlang bis zum Steinpaß bei Melleck[13]) und im Pinzgau[14]), früher auch im Mittelpinzgau[15]), an Bäumen, wie ehe-

[1]) Eysn, S. 207. [2]) Stolz, S. 6.

[3]) G. Lammert, Volksmedizin und medizinischer Aberglaube in Bayern. Würzburg. 1869. S. 104.

[4]) Joh. Aug. Ernst Köhler, Volksbrauch, Aberglauben, Sagen und andere alte Überlieferungen im Voigtlande. Leipzig. 1867. S. 251.

[5]) Joh. Polek, S. 33. [6]) Stolz, S. 3. [7]) Stolz, S. 6.

[8]) Eysn, S. 205. [9]) Eysn, S. 206 und 207. [10]) Stolz, S. 3.

[11]) Urban, S. 179. [12]) Zschr. f. österr. Volkskunde Bd. I S. 64.

[13]) Stolz, S. 6. [14]) Eysn, S. 205. [15]) Eysn, S. 206.

mals im Mittelpinzgau[1]), jetzt im Kollingwald[2]), von Zell am See der Saale entlang bis zum Steinpaß, im Walde zwischen Holzhausen und Grabenstätt am Chiemsee, um Piding unterhalb Reichenhall, um Innzell und Krispl[3]), im Tepler Hochland[4]), in Passendorf[5]) und in der Nordoberpfalz[6]), wo sie oft 5 bis 8 Stück wagerecht übereinander angebracht sind, ja auch unter ihnen, oder in der Nähe von Kreuzen stehen, wie zwischen Seehäusl und Zell[7]), auf der Straße von Saalfelden nach Maishofen[8]), in der Gegend von Neuern[9]) und bei Schuster in Jägershof (Bayern) hart an der Grenze[10]) und endlich auch an Kapellen, wie in Passendorf[11]), um Neuern[12]), auf dem Wege von Viertel nach der bayrischen Grenze zu[13]) und in deutschen Orten um Taus[14]). Selbst die Wände der Kapelle werden mit Totenbrettern benagelt[15]).

Am häufigsten werden die Totenbretter auf den Boden niedergelegt. So liegen sie im salzburgischen Flachgau[16]) am Wege oder auf demselben oder dienen als Stege über schmale Gräben, weil nach üblicher Sitte der Vorübergehende, vor allem aber jener, der das Brett betritt, ein Vaterunser für die arme Seele des Verstorbenen beten soll. Vor 15 Jahren konnte man ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt Salzburg entfernt auf dem Wege durch das Leopoldskroner Moor zahlreiche Totenbretter sehen. Dieser Weg führt heute noch den Namen „Totenweg"[17]). In Bergheim (Salzburg) reihte sich noch vor einigen Jahren den Kirchsteig hinan Brett an Brett[18]). In der Mieser Gegend legte man die Totenbretter auf irgend einen Fußweg, den die Angehörigen des Verstorbenen am meisten zu benutzen pflegten, oder über einen Graben als Steg[19]); so auch in der Nordoberpfalz[20]). In der Gegend von Neuern legen sie Ärmere über eine sumpfige Wegstelle[21]). In Deutsch-Westböhmen wurde das Brett bei einem Bache (Nallesgrün) oder über einen Graben (Egerland) oder auf den Weg gelegt, gewöhnlich am Kirchwege (Silberberg), aber auch am Kirchsteige

[1]) Stolz, S. 5. [2]) Stolz, S. 5. [3]) Stolz, S. 6.
[4]) Eysn, S. 205. [5]) Uns. Egerl. IX. 24. [6]) Gusinde, S. 33.
[7]) Bauernfeind, S. 106. [8]) Stolz, S. 3. [9]) Stolz, S. 6.
[10]) Blau, S. 18, 25. [11]) Blau, S. 29. [12]) Gusinde, S. 33.
[13]) Blau, S. 39. [14]) Zschr. f. österr. Volkskunde I, 127.
[15]) Urban, S. 179. [16]) Blau, S. 39. [17]) Eysn, S. 206.
[18]) Eysn, S. 207.
[19]) Eysn, S. 208. [20]) Urban, S. 179. [21]) Bauernfeind, S. 106.
[22]) Blau, S. 18.

(Haselbach)[1]. Im Tepler Gebiete sieht man sie teils liegen, teils am Wege stehen[2]. Auf dem Kirchwege, der von Kladerlas nach Tepl führt, waren früher die Totenbretter sehr zahlreich vertreten[3]. In der Gegend von Eisenstein liegen sie in unmittelbarer Nähe des Fußpfades, ragen auch sicherlich mit einem Ende in diesen hinein[4]. Im Stiftslande Waldsassen konnte man sie früher an Wegen oder auch als Übergang über Bäche oder Gräben finden. Auf der Straße, die von Wiesau nach Fuchsmühl führt, sind sie noch heute zu sehen[5]. Im Gebiet südöstlich von Forchheim trug man sie an den Kirchweg. Noch vor sehr kurzer Zeit diente eines als Steg am Kirchweg nach Pinzberg bei Dobenreuth. Zwischen Langensendenbach nnd Effeltrich lagen 1893 noch mehrere, wie anch am Wege von Kunreuth nach Pinzberg. Heute sind noch Totenbretter bei Gaiganz in einer Wiese am Wege nach Pinzberg zu finden[6]. In der Braunauer Gegend wird das Totenbrett auf einen viel betretenen Feldweg und auf über feuchte Wiesen führende Fußsteige hinaus gelegt[7]. In der Gegend von Neurode traf man sie anf Kirchsteigen oder sie lagen anch zu beiden Seiten des Weges oder führten als Steg über Feldgräben[8]. In Haselberg in Böhmen legte man sie an einem bestimmten Orte nieder, oft sogar in ganzen Schichten übereinander[9]. In Silberberg stellte man sie früher bei einer Wiese anf, die heute noch den Namen „Toudabredawies“ führt, jetzt reihen sie sich am Waldrande um eine hölzerne Armenseelentafel[10].

Schließlich war es anch üblich, allerdings nur vereinzelt, die Totenbretter nach der Beerdigung des Verstorbenen zu verbrennen, wie in Deslawen[11].

Die Totenbretter gehören nicht nur etwa der Vergangenheit an, sondern reichen noch ins letzte Jahrzehnt hinein. Das älteste uns bekannte Totenbrett ist dasjenige, welches im Walde bei Hochberg in Bayern hängt[12]. Im Pinzgau stammen die Totenbretter von 1890

[1]) John, S. 168.
[2]) John, S. 169; vgl. auch Unser Egerland Bd. IX S. 24.
[3]) Uns. Egerl. IX, 24. [4]) Zschr. f. österr. Volkskunde I S. 192.
[5]) Uns. Egerl. VII, 58. [6]) Zschr. f. österr. Volkskunde VIII, 346.
[7]) Zschr. f. österr. Volkskunde I 96. [8]) Drechsler I, 307.
[9]) John, S. 169.
[10]) Blau, S. 39; über die Aufstellung der Totenbretter vgl. auch ebd. S. 39—41.
[11]) John, S. 169. [12]) Blau, S. 29.

und 1891 und zwei „Leichenbretter“ von 1890. An einer Scheune von Pfaffenhofen rühren sie von 1898 und 1901 her. Im sog. Klausnerhänsl weist ein Totenbrett die Jahreszahl 1902 auf[1]). Südlich von der Kirche des Dorfes Alm finden wir einen Laden aus dem Jahre 1899 und zwischen Neuhäusl und Zell[2]) einen „Gedenkladen“ vom 26. Mai 1900. Auf dem Wege von Kammer nach Saalfelden[3]) begegnen uns drei Bretter am Zaune von 1877, 1898 und 1902. Im Mittelpinzgau lassen sich Totenbretter aus den Jahren 1896, 1897, 1898, 1899, 1900 nnd 1901 nachweisen[4]), worunter sich eins vom Oktober 1900 befindet, das ein im zartesten Alter verstorbenes Kind verewigt[5]). In Passendorf (Schles.) gehört ein Totenbrett dem Jahre 1892 und ein anderes dem von 1901 an[6]).

Der Aberglaube spielt auch bei den Totenbrettern eine große Rolle. So ist in der Gegend von Neuern die Ansicht vertreten, daß, wenn das Anflugbrett des Taubenschlages aus dem Holze eines Totenbrettes hergestellt werde, die Tauben nicht davon flögen[7]). In Viertl dürfen die umgefallenen Totenbretter nur die Verwandten des Verstorbenen aufrichten; tut es dagegen ein Fremder, so stirbt er selbst oder jemand aus seiner Familie[8]). In Karlsbad und Umgebung soll sich derjenige, der über ein Totenbrett geht, das über einen Graben gelegt ist, die Gicht zuziehen. Es soll sogar die Kraft besitzen, die Raupen zn bannen, wenn es gestohlen und ins Krautfeld getragen wird[9]). In Egerland, Fanenreut und Haselbach hätte derjenige, der beim Überschreiten eines Totenbrettes ein Vaterunser zu beten unterließ, schwere Beine bekommen[10]). Im Voigtlande band man den Toten auf das Leichenbrett fest, um so zu verhüten, daß er herabfiele, weil er dann bald wieder ein Familienmitglied holen würde[11]). In Deutsch-Westböhmen war allgemein der Glaube vertreten, das Totenbrett pflege sich vor einem bevorstehenden Todesfalle zu rühren[9]). oder, sei es verfault, so sei auch der Leichnam verwest, die Seele erlöst und befinde sich im Himmel (Hesselsdorf)[12]).

---

[1]) Stolz, S. 6. [2]) Stolz, S. 3. [3]) Stolz, S. 8.
[4]) Stolz, S. 13 f. [5]) Stolz, S. 15. [6]) Gusinde, S. 33.
[7]) Blau, S. 19. [8]) Zschr. f. österr. Volkskunde I, 126.
[9]) Uns. Egerl. X, 183. [10]) John, S. 169.
[11]) Joh. Aug. Ernst Köhler a. a. O. S. 251. [9]) John, S. 168.
[12]) John, S. 169; über den Aberglauben bei den Totenbrettern vgl. auch Gusinde a. a. O. S. 38 ff.

Flandrischer Leichtfuß, Flandrian.

(vgl. Mitt. XI, 53)

Von Dr. Philipp Keiper in Regensburg.

In einem Schüleraufsatz stieß ich kürzlich auf den Ausdruck „ein flandrischer Leichtfuß" und erfuhr auf Befragen von dem betreffenden Schüler, daß man in seiner Heimat Hohenburg (in der nordwestlichen Oberpfalz) einen leichtsinnigen, unbeständigen Menschen so nenne. Ein anderer Schüler, aus Regensburg gebürtig, fügte bei, daß man in dieser Stadt im Volksmund in gleichem Sinne die Bezeichnung „ein Flandrian" gebrauche — also eine der zahlreichen Bildungen auf latinisierendes -ian, d. i. Jän aus Johann, wie Grobian, Dummian, Damian, Lüdrian u. a. Im ersten Augenblick glaubte ich, daß hierin der Landes-, bezw. Volksname Flandern zu erkennen sei, aber bald fand ich, daß eine andere Erklärung[1]) das Richtige trifft. Das Bayrische Wörterbuch bietet nämlich (I, 792) folgendes: „flandern, fländern, hin und her bewegen, wehen, ziehen ... Das Fländerlein (Flándəʻl.) = flatterhaftes Mädchen. Daher wohl die Redensart Mädchen aus Flandern DW III 1722." An dieser Stelle im DW (III, 1722) finden wir nun, in der Hauptsache übereinstimmend, folgenden Aufschluss: a) flandern, fländern, alas agitare, motitare, flattern, wehen. Auch für pfuchzen, spritzen, speien. S. flendern und flindern. b) flanderer, m. hat Henisch 1126,5 für fax, funale und für flamen, Priester; es gehört zu Flande, Funke, Flitter; und flandern. Schwäbisch flanderer, Flattergeist. [flinder verhält sich zu flitter wie flandern zu flattern] c) flanderl, flanderlein, ein flatterhaftes Mädchen. Schmeller 1, 588. Frisch 1, 272b hat Fländerlein für Flitter, vgl. Flinder. d) flandern, Flandria, Flamland. Häufig im Reim auf andern, Treulosigkeit und Flatterhaftigkeit der Weiber oder Junggesellen auszudrücken." Von den dort mitgeteilten Belegstellen führe ich nur einige an:

„wann dise bübin ist von Flandern,
si gibt ein buben umb den andern".

[1]) Sie deckt sich zum Teil mit dem, was B. Kahle in der Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde XVIII, 116 und in unseren „Mitteilungen" XI, 53 (anknüpfend an Pradel's Äußerungen ebenda, Heft XX, Band X, S. 101) ausgeführt hat. Ss.

bei H. Sachs und noch öfter bei diesem Dichter, wie auch bei Ayrer. Ferner bei Weise überfl. Gedichte 4, 10:

> „Doch weil mir nun bei andern
> Das Glücke günstig scheint,
> So bin ich auch von Flandern.“ . . .

Bei Goethe 11, 339:

> „Weil ich so gewohnt zu wandern
> Heute hier und morgen dort,
> Meinen sie, ich wär von Flandern,
> Schicken gleich mich wieder fort.“

Hierzu die Erläuterung: „Das flattern = flandern leitete von selbst auf den Namen Flandern und auf das Unbeständige, nicht bloss in der Liebe, sondern überall:

> wann wir sind kummen her von Flandern,
> geben ein drappen umb den andern. H. Sachs I 517b.“

Schliesslich ebenda: e) Flandrer m., Flandrensis:

> der Toscaner lieblichkeit
> und der Flandrer witzigkeit. vgl. flanderer.

f) flandrisch, was flämisch, doch ohne dessen Nebensinn“. —

Letztere Bemerkung: „doch ohne dessen Nebensinn“ ist zwar richtig (s. unter flämisch), aber das Vorkommen des Ausdrucks „flandrischer Leichtfuß“ im Volksmund der Oberpfalz beweist, daß es noch ein zweites flandrisch gibt, das mit Flandern nichts zu tun hat, sondern vom Zeitwort flandern = flattern gebildet ist und flatterhaft, unbeständig, leichtsinnig bedeutet. Auch das Bayrische Wörterbuch kennt dieses Wort nicht, und ebenso ist die in gleichem Sinne in Regensburg und wohl auch sonst noch im Gebiet der altbayrischen Mundart volksübliche hübsche Bildung „ein Flándrián“ weder im Bayrischen noch im Deutschen Wörterbuch zu finden. — Dieses von mir beigebrachte Beispiel mag demnach lehren, daß selbst so umfassende und gründliche Wörterbücher wie diese beiden doch hie und da Lücken aufweisen, ein Umstand, der darauf hinweist, daß bezüglich des Wortschatzes die genauere Erforschung der Mundarten noch manche Nachlese im einzelnen Sinne ermöglicht.

Ältere Helgolander Gedichte.

Gesammelt von Geh. Sanitätsrat Dr. med. Harmsen.
Herausgegeben von Dr. Th. Siebs.

Herr Geheimer Sanitätsrat Dr. med. Harmsen in Lüneburg, der knrz nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts lange Zeit Arzt auf Helgoland gewesen ist, hatte die große Freundlichkeit, mir neun Gedichte in Helgolander Sprache zu übersenden, die er anf der Insel in den Jahren 1857—1860 gesammelt hatte. Abgesehen von einigen Wiegenliedern, Abzähl- und Kinderreimen, sind es Gedichte von Albrecht Groneweg, der Klempnermeister war, und dem damaligen Landeskassenmeister Knutz Michels. Die Stücke sind von verschiedenem Werte, sowohl was den Inhalt als die echt helgolandische Färbung der Sprache, anlangt: daß die Leute, wenn sie Verse machen, besonders leicht in plattdeutsche, oder gar hochdeutsche Ausdrucksweise verfallen, ist begreiflich; und namentlich gilt das von Gelegenheitsgedichten wie „di nai doktər es kimən“ (der neue Doktor ist gekommen). Indessen sind alle diese Gedichte — selbst wenn sie zum Teil freie Übertragungen nach dem Hochdentschen wären — für die Kenntnis des Helgolandischen schon deswegen von Bedeutung, weil wir aus älterer Zeit fast gar keine Sprachproben haben. Sie bilden somit in gewissem Sinne eine dankenswerte Ergänzung zu den Texten, die ich in meinem Buche „Helgoland und seine Sprache“, Beiträge zur Volks- und Sprachkunde, Cuxhaven und Helgoland 1909, herausgegeben habe.

Die Form, in der die Gedichte mir übergeben wnrden, habe ich nicht beibehalten können: wer nicht gründlich helgolandisch kennt, würde nicht im Stande sein, die Texte darnach richtig zu lesen und zu verstehen. Ich habe sie daher in die Schreibung meines Buches umgesetzt. Mit Hilfe des dort gegebenen Wörterbuches wird auch jeder die Gedichte übersetzen können; der Bequemlichkeit halber aber habe ich eine hochdeutsche Übertragung beigefügt.

Für verschiedene Deutungen und Berichtigungen bin ich meinem verehrten Freunde, Herrn Oberlehrer Dr. phil. Hans Köster in Hamburg, dankbar. Auch einem anderen Helgolander, Herrn Heinrich Claasen, der selber uns durch hübsche Gedichte erfreut hat, weiß ich für einige Aufklärungen Dank.

Von den Gedichten hat wohl nur „die Lootsenbraut“ literarisches Interesse. Das Motiv der „Lenore“ erscheint hier — freilich ohne die eigentliche Entführung und den Geisterritt — mit dem seemännischen Motiv der auf die Rückkehr des Geliebten harrenden Matrosenbraut verbunden. Verschiedene kleine Züge der Lenorendichtung finden wir auch hier, z. B. „der Mond scheint hell.“ Ob der Verfasser nach einer deutschen Vorlage gearbeitet hat, kann ich nicht sagen; der schlechte Zusatz der beiden letzten Strophen könnte es vermuten lassen, aber trotz alles Suchens, ist mir weder ein solches Gedicht, noch auch nur eine einschlägige Fassung der Sage bekannt geworden. Leise Anklänge finden sich bei Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg No. 123 und 124 (S. 163). In die Seemannsdichtung gehören auch die englischen Fassungen von Coleridge (The Ancient Mariner), wo das Schiff nach der Geisterjagd versinkt, und von Campbell (im Spectre Boat), wo die tote Braut den Ungetreuen auf gespenstigem Schiffe in den Tod holt, vgl. A. Brandl bei Erich Schmidt, Bürger's Lenore, Charakteristiken. Berlin 1886, S. 199—248, wo auch reiche Literaturangaben. Solche finden sich auch bei Ulrich Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen, Stettin 1886, S. VIII; ferner in der mir bei aller Bemühung unzugängig gebliebenen Arbeit von J. Sozonovič, Bürgers Lenore und ihr verwandte Vorwürfe in der europäischen und russischen Volkspoesie, Typographie des Lehrbezirks in Warschau 1893, VII 251 Ss. 8°.

Schreibung.

Vokale. Kurz werden gesprochen die unbezeichneten Vokale a wie in hochdeutsch *nass* (nach dem Werte der Bühnenaussprache), e wie in *hell*, i wie in *Fisch*, o wie in *Gott*, u wie in *Hund*, ö wie in *könnte*, ü wie in *Sünde*. Lang werden gesprochen die mit einem Striche bezeichneten Vokale ā wie in *Staat*, ē wie in *See*, ī wie in *ihn*, ō wie in *Sohn*, ū wie in *Huhn*, ȫ wie in *Söhne*, ǖ wie in *Sühne* — die a und ā sind etwas heller, die ö, ȫ, ü, ǖ etwas weniger gerundet als im Bühnendeutschen; ə wie hochd. schwaches e in *habe*, ä wie langes englisches e in *men*, ǭ wie langes englisches a in *saw*, *water*. In den Diphthongen ēa und ōa liegt der Akzent öfters auf dem zweiten Vokal, so daß man i̯ä, u̯ä hört. — Der Akut (′) bezeichnet in zweifelhaften Fällen den Wortakzent.

Konsonanten. i̯ und u̯ sind konsonantische i und u; n͡g ist einfacher Velarlaut wie in *lange*, *Dank* wird also dan͡gk geschrieben; c̨h wird wie in *ich*, c̣h wie in *ach* gesprochen; ǥ ist stimmhafter Reibelaut wie in *Tage* mitteldeutscher Mundarten; š ist wie sch in *schön* zu sprechen (so auch in *tšj* und *štj)*; anlautendes j wird meist wie dj gesprochen; ṛ wird häufig schwach gesprochen; t im Auslaut nach Konsonanten und j im Auslaut wird ebenfalls oft schwach gesprochen und deshalb eingeklammert, z. B. brē(j) *Brücke*, bes(t) *bist*. Näheres ist darüber S. 173ff. des genannten Buches mitgeteilt.

I. Di lōáts sīn brid.

1. Di mūn, di smēt sō hel, sō hel
īp't wētər dēl sīn skin,
dēt wēar sō blēak, sō stel, sō stel,
klǫr wēar di locht en rīn.
ach' dǫg hid al en stürəm wait,
ne hid di win hem entli lait.

2. di mēastə lächtər wēar al it,
stel wēar 't īp 't hēlə lun,
bidékət wēar med sni sō wit
di īr; en bi di strun
wēar al dēt bōmən lang fərbí,
kēn mensk lat bitən hem mōar si.

3. doch ēnsǫm [1]) bi dēt wētər stin
en fǫməl djong en rǫr.
dji kīd kēn rū, kēn trōst mōar fin,
her hart wēar her sō suǫr.
en bistərk ǫnung trekt her dǫl,
en bistərk drōm stin fēr her sēl.

4. Dji hid kēn rū mēar ūn' ə his [2]),
it most dji ūn di locht;
her fraiər wēar noch nich dēar tis [3]),
kēn nǫrecht wēar her brocht,
dat jānər hid fan hem wat señ.
ō, wēar hi med sīn skep jārst beñ!

5. so lnng hid dja al arkər kīd,
dji wēar hem djǫ sō gud,
en hi mocht her sō gēarn līd,
hi lat fēr her sīn blud.
en wēar tu séndai hi wēər tis,
dan skul herəm kos(t) wēs, dēt wēar wis [4]).

I. Die Lootsenbraut,

1. Der Mond, der warf so hell, so hell, aufs Wasser nieder seinen Schein; das war so bleich, so still, so still, klar war die Luft und rein. Acht Tage hatte schon ein Sturm geweht, jetzt hatte der Wind sich endlich gelegt.
2. Die meisten Lichter waren schon aus, still war es auf dem ganzen Lande, bedeckt war mit Schnee so weiß die Erde; und an dem Strande war schon das Arbeiten lange vorbei, kein Mensch ließ draußen sich mehr sehen.
3. Doch einsam am Wasser stand ein Mädchen jung und schön; sie konnte keine Ruh, keinen Trost mehr finden, ihr Herz war ihr so schwer. Eine böse Ahnung drückte sie nieder, ein böser Traum stand ihr vor der Seele.
4. Sie hatte keine Ruhe mehr im Hause, hinaus mußte sie in die Luft; ihr Bräutigam war noch nicht zu Hause; keine Nachricht war ihr gebracht, daß einer von ihm etwas gesehen hätte; o, wäre er doch mit seinem Schiff erst im Hafen (binnen)!
5. So lange hatten sie schon einander gekannt, sie war ihm ja so gut, und

---

[1]) ist plattdeutsch; meist gilt statt dessen das ebenfalls plattd. alén „allein“.

[2]) „in dem Hause“ ist nicht üblich; statt dessen dren eig. „drin“.

[3]) „da nach Hause“ ist nicht üblich; allenfalls wear 'en t'is eig. „war nach Haus“ statt „war zu Haus“, analogisch nach gung 'en t'is „geh nach Haus“.

[4]) eig. wes „gewiß“; doch werden wis „gewiß, eig. weise“ (z. B. wis wür gewiß werden, erfahren“) und wes „gewiß“ (z. B. det es wes „das ist gewiß“) bisweilen verwechselt.

6. doch es di wek fərgingən wēar,
en es di séndai kim,
do' wēar di fraiər no' nich dēar,
kēn nǫrecht dji fərnim.
īp't nai[1]) di mūn kim ūn di locht,
doch kim kēn mensk, dēar tiding
brocht.

7. dēt haṛt fan grǫm en komər
suǫr,
sō wanərt dji ombí,
fēṛ her wēar nich di īr mōar rǫr,
en lust en froid fərbí.
en es di wontər wēar tu en,
wūṛ 't ēd en kūl jāṛst ūn her sen.

8. en es di kléō sō grēn wēəṛ
stin,
dēt fēdjōar wēar wēər dēar,
en es di bōámən blemkən fin,
es sent djəhans wēəṛ wēar,
do wēar her haṛt sō fol fan pīn,
kēn rū fin hem[2]), kēn trōst mōar īn.

9. bidrīwət ging dēt fēdjōar hen,
di semər fangət ūn,
doch skint fēṛ her kēn warəm sen,
kēn stērən mōar, kēn mūn.
en wēar di dai uk noch sō swūl,
fēṛ her wēar 't grīsich, bistərk, kūl.

10. en es dēt wētər machtigən
brūst,
en es di hárus kim,
en dēr di bōám di win sō sūst,
sīn blēdən fon hem nim,
en es di hárus wēar tu en,
do wēar fēṛ her uk aləs hen.

11. es aləs wēar sō wit bisnait
en dōádənklēt ūnfin,

---

er mochte sie so gern leiden, er ließe für sie sein Blut. Und war er zum Sonntag wieder zu Hause, dann sollte ihre Hochzeit sein, das war gewiß.

6. Doch als die Woche vergangen war, und als der Sonntag kam, da war der Bräutigam noch nicht da, keine Nachricht vernahm sie. Aufs neue kam der Mond an den Himmel (an die Luft), doch kam kein Mensch, der Nachricht brachte.

7. Das Herz von Gram und Kummer schwer, so wanderte sie umher, für sie war die Erde nicht mehr schön und Lust und Freude vorbei; und als der Winter zu Ende war, ward es öde und kalt erst in ihrem Sinn.

8. Und als der Felsen so grün wieder stand und das Frühjahr wieder da war, und als die Bäume Blüten bekamen, als wieder Sankt Johannistag war, da war ihr Herz so voller Pein, keine Ruh fand sich, kein Trost mehr ein.

9. Betrübt ging das Frühjahr dahin, der Sommer fing an, doch schien für sie keine warme Sonne, keine Sterne mehr, kein Mond; und war der Tag auch noch so schwül, für sie war es schaurig, schrecklich, kalt.

10. Und als die See gewaltig hrauste, und als der Frost kam und durch den Baum der Wind so sanste und ihm seine Blätter nahm, und als der Herbst zu Ende war, da war für sie auch alles hin.

11. Als alles so weiß beschneit war und ein Totenkleid anhekam, und als der Wind so kühl wieder wehte und kahl die Bäume standen, und als alles so tot und öde war, da war sie auch zu leben müde.

---

[1]) „aufs Neue“ nach dem hochd.

[2]) oder ist „hen“ gemeint? „keine Ruhe fand hin, kein Trost mehr hinein“.

en es di win sō kūl wēər wait,
en kǭl di bōámən stin,
es aləs wēar sō dōad en ēd,
do wēar dji uk tu lewən mēd.

12. en es di dai ɪp lēst wēər kim,
di dai, dēar fēr en djōar
sɪndǫ́g her fraiər fan her nim,
en es ət in wēəṛ ẉēar,
do tn di heməl bēriḉht dji:
„ō lēat mi doch kēn dai wēər si.

13. di dōad es djǭ fēṛ mi dēt bast,
ō got, nem mi tu di!
dēt lewən es mi djǭ tu last;
skel ik hem niḉh wēər si,
wat skel dan ɪp 'ə ɪr ik du?“
sō bēriḉht dji, sō slip dji tu.

14. es wan dēar ūn di deṛnsk j̣ān kim,
sō kim ət her ne fēṛ,
es wan dji rupəm gǭr fərnim
en klapəm fēṛ di dēṛ.
en trē mǭl rip ət her bi nēm!
wat skul dēt wēſ? wēaṛfan skul't kēm?

15. dji lukət ap, dji lnkət om,
doch kɪd dji gǭr niks si,
en aləs wēar wēər stel en stom,
dēt rupəm wēar fərbí.
djist sǭit di klok tu tṷáləw ūn,
en hel es dai wēar't fan di mūn.

16. hi skint sō rǭr, hi skint sō hel,
sō hel ūn't fenstər ɪn,
di nǭcht, di wēar sō stel, sō stel,
klǭr wēar di locht en rɪn.
doch tṷálō skalt ət dēṛ di locht;
di dai, di hid sɪn lōp folbrocht.

17. en hj̣at en kūl, en kūl en hj̣at
dēt fǭməl wūṛ tu mud,
dēt fḗṛhōd wūṛ fan sṷat her wēat,
nǭ't hōd ap stauət her blud:
en spúkums stɪd dēar ūn di dēṛ,
es her fēṛ'n djōar ūn drōm kim fēṛ.

---

12. Und als endlich der Tag wiederkam, der Tag, der vor einem Jahr damals den Lootsen ihr nahm, und als es wieder Abend war, da betete sie zum Himmel; „o laß mich doch keinen Tag wieder sehen!

13. Der Tod ist ja für mich das beste; o Gott, nimm mich zu dir! Das Leben ist mir ja zur Last; soll ich ihn nicht wiedersehen, was soll dann auf der Erde ich tun“? So betete sie, und so schlief sie ein.

14. Als ob da in das Zimmer einer käme, so kam es ihr jetzt vor; als wenn sie gar Rufen vernähme und Klopfen vor der Tür; und dreimal rief es sie bei Namen. Was sollte das sein? wovon sollte es kommen?

15. Sie schaute auf, sie schaute umher, doch konnte sie garnichts sehen, und alles war wieder still und stumm, das Rufen war vorbei. Grade sagte die Uhr zwölf an, und hell wie Tag war es vom Monde.

16. Er schien so schön, er schien so hell, so hell ins Fenster hinein; die Nacht, die war so still, so still, klar war die Luft und rein. Doch zwölf schallte es durch die Luft, der Tag hatte seinen Lauf vollbracht.

17. Und heiß und kalt, und kalt und heiß ward dem Mädchen zu Mute, die Stirn ward ihr naß von Schweiß, zu Kopf stieg ihr das Blut: ein Gespenst stand da in der Tür, wie es ihr vor einem Jahre im Traume erschienen war.

18. en naiər kim ət nǭ her
djōaṛt,
ne sǭg dji't ūn't gəsec͜ht:
wec͜h wēar her an͠gst, her fraiər
wēar't,
her haṛt wüṛ her ho lec͜ht!
sō sǭg dji hem, sō stīd hi dēar,
es fēr en djōar hi gin͠gən wēar.

19. „wat fan di heməl di bigēart,
om wat di bēric͜ht hast,
dēt hǭ ik alə mǭl ūnhēart,
nem ne fan di di last,
di al en djōar di trekt tu grin;
en rū en frēdən skelt di fin!

20. di skelt nic͜h mēar alên
hīr stun,
kum med en fúligə mi,
ik brin͠g di ūn en bētər lun
en gun͠g nic͜h mēar fan di.
ik hōl, wat ik di jān mǭl swüṛ,
skelt ne med mi fərénic͜ht wüṛ.

21. sīn hun lǭi īp her hōd hi dēl,
es dēt hi tu her sǭit;
lec͜ht wēar her haṛt, frai wēar
her sēl
fan komər, grǭm en moit.
her trekt kēn sūric͜h mōar, kēn pīn,
en rū en frēdən fin hem īn.

22. dēt wēar di nǭc͜ht, es fēr
en djōar
sō dic͜ht di stürəm wait,
di nǭc͜ht, dēar't djun͠gk en grauəlk
wēar
en't hǭiəlt, frēſ en snait.
dēt wēar di nǭc͜ht, dēt wēar di stin,
wēar di djon͠g lōáts sīn dōad ūn fin.

23. di sen, di skint sō hel, sō hel,
di loc͜ht wēar rīn en rōad;
doc͜h ūn di kǭmər blēw ət stel,
dēt fǭməl lǭi — wēar dōad.
fēṛ her skint ne en bētər sen,
en al her laidən wēar tu en.

24. en es di sendai kimən wēar,
en es di wek tu en,

---

18. Und näher kam es auf sie zu, jetzt sah sie ihm ins Gesicht: fort war ihre Angst, ihr Bräutigam war es, wie leicht war ihr das Herz! So sah sie ihn, so stand er da, wie vor einem Jahre er gegangen war.

19. „Was von dem Himmel du begehrt, um was du gebetet hast, das habe ich jedesmal angehört und nehme jetzt die Last von dir, die schon ein Jahr lang dich zu Boden drückt; und Ruhe und Frieden sollst du finden.

20. Du sollst nicht mehr allein hier stehen, komm mit und folge mir, ich bringe dich in ein besser Land und gehe nicht mehr von dir; ich halte, was ich dir einmal geschworen habe: jetzt sollst du mit mir vereint werden".

21. Seine Hand legte er ihr aufs Haupt, indem er zu ihr sprach; leicht war ihr das Herz, frei die Seele von Kummer, Gram und Mühe; keine Sorge, keine Pein drückte sie mehr, und Ruh und Frieden fand sich ein.

22. Das war die Nacht, als vor einem Jahre so stark der Sturm wehte, die Nacht, wo es dunkel und grausig war und hagelte, fror und schneite; das war die Nacht, das war die Stunde, da der junge Lootse seinen Tod fand!

23. Die Sonne, die schien so hell, so hell, die Luft war rein und rot, doch in der Kammer blieb es still, das Mädchen lag da — es war tot. Für sie schien jetzt eine bessere Sonne, und alle ihre Leiden (hochd.) waren zu Ende.

24. Und als der Sonntag gekommen war, und als die Woche zu Ende war, da

do did ja her di lēstə jār,
brocht her nō't kārkhof hen.
en máni ōgən wēar dēar wēat,
arkiān dīd't om dēt fōməl lēad.
25. es brid lōi dji noch ūn di īr,
es brid noch ūn her fat,
her bridkrants wēar her noch en sır,
es dji ūn't graf wūr sat.
dēt wēar di séndai, di fēr 'n djōar
es kostdai her bistemət[1]) wēar.

A. Groneweg.

II. Mīn wensk.

1. ō kīd ik ūn dēt hart her si!
wust ik, of dji wat hil fan mi!
dēt wēar, wat ik sō gēarn mocht!
ō wust ik, wat dji tocht.

2. en kidst di ūn mīn hart
mi si,
dan sōgst di, wat ik hil fan di!
en mōar — ō lēw mi, hel en klōr
sōgst di di sálō gōr. —

A. Groneweg.

III. Wiegenlieder.

1. wingkə wingkə dē,
īf fōər fart it ūn sē,
īf mem gungt dēl om bōkən,
īf Petərkən lait al wōkən.

2. min alərbast letj enəkən,
di suumət ūn di sē;
en wan hi lungər nich suumə kan,
dan sat hi sīn stert ūn di hēcht.

gaben sie ihr die letzte Ehre, brachten sie nach dem Kirchhof hin. Und viele Augen waren da naß, jedem tat es leid um das Mädchen.

25. Als Braut nun lag sie in der Erde, als Braut in ihrem Sarge, ihr Brautkranz schmückte sie, als sie ins Grab gelegt wurde (eig. gesetzt). Das war der Sonntag, der vor einem Jahr ihr als Hochzeitstag bestimmt war.

Die beiden letzten Strophen dieses Gedichtes, das in einfacher und doch wirkungsvoller Weise den gleichen Stoff wie Bürgers Leonore behandelt, erscheinen uns als ein freilich volkstümlich empfundenes, aber trotzdem geschmackloses und auch sprachlich nicht einwandfreies Anhängsel.

II. Mein Wunsch.

1. Ach, könnt ich schau'n ins Herze ihr Und wüßt ich, was sie hält von mir! Das wär' es, was ich gerne möcht: Ach wüßt' ich, was sie dächt!
2. Und könnt'st du schau'n ins Herze mir, Dann sähst du, was ich halt' von dir! Und mehr noch: glaub' mir, hell und klar Sähst du dich selber gar.

III. Wiegenlieder.

1. Winke winke dee, Unser Vater fährt aus in See, Unsere Mutter geht ins Unterland (hinunter) um die Mulden mit Angeltau (zu holen), Unser Peterchen liegt schon wachend. — Die erste Zeile ist sinnlos, nur des Reimes wegen gemacht.
2. Mein allerbestes kleines Entchen, das schwimmt in der See; und wenn es nicht mehr schwimmen kann, dann st..kt (setzt) es seinen Schwanz in die Höh. Die Reime weisen auf plattdeutschen oder hochdeutschen Ursprung hin.

[1]) hochdeutsche Wendung, die in helgolander Laute übertragen zu sein scheint.

IV. Abzählreim.

i̯ān, tau, trē,
di best en grēwən fē,
di best en grēwən os,
di kēkəst ūn en koks.

V. Kinderreime.

1. bopəm Haikəns his, dēar
stǫnt en sil,
en ūn di sil, dēar es en ku̯est,
en ūn di ku̯est, dēar es en nēst,
en ūn dēt nēst, dēar es en hūn,
en ūn di hūn, dēar es en ai,
en ūn dēt ai, dēar es en dedər,
di mǭkət alər menskəns wedər.

2. ūn di Haləm, ūn di Haləm,
dēar wēar sō'n nōad,
dēar lǫi dēt wif her letj enəkən dōad;
ō wē, ō wē, dji kid jam niçh mest!
dēar lǫi djǭ noçh ses aiər ūn't nēst.
dēar kaft dji her sokər en tē fǫr
en di broçht dji hen fēr herəm
naibərs dēr.

3. Liskən, senər priskən,
senər nēdəl, senər trēad,
Maikən skul nǫlǫp,
dēar wust dji kēn rēad.

VI. Dēt hid ik niçh toçht!

En snūri dēntjə ens fērtudrēgən
ūn 'n lústi gəsélskaft, dēt es imər rǫr,

IV. Abzählreime.

Eins zwei drei, du bist ein grobes Vieh, du bist ein grober Ochs, du kochst in einer Muschel. — Die Verse sind, wie viele Abzählverse, sinnlos und nur um des Reimes willen gemacht. Auffällig ist, daß hier das helgoland. trē mit dem wohl plattdeutschen fē reimt; mehr noch, daß die plattd. Form os, die auf Helgoland statt des zu erwartenden *oks gilt, auf das helgolandische koks reimt Die Verse waren noch um 1870 allgemein bekannt.

V. Kinderreime.

1. Oberhalb von Haikens Haus, da steht ein Pfahl, Und in dem Pfahl, da ist ein Ast, Und in dem Ast, da ist ein Nest, und in dem Nest, da ist ein Huhn, Und in dem Huhn, da ist ein Ei, Und in dem Ei, da ist ein Dotter, Der macht aller Menschen Wetter.
2. Auf der Düne, auf der Düne, Da war so 'ne Not, Da lag der Frau ihr kleines Entchen tot; O weh, o weh, sie konnte sie nicht missen! Da lagen ja noch sechs Eier im Nest. Da kaufte sie sich Zucker und Tee dafür, den brachte sie hin vor ihres Nachbars Tür.
3. Lieschen, ohne Prieschen, ohne Nadel, ohne Faden; Maiken sollte nachlaufen, da wußte sie keinen Rat.

VI. Das hätte ich nicht gedacht!

Ein schnurrig Stückchen mal vorzutragen
in einer lustigen Gesellschaft, das ist immer hübsch,

dēt mǭkət medénər en machti fərgnōgən,
dēt aləmǭl wet wi, dēt es imər wǭr.
ḍo fin ik di īnfal, en stek ens tu mǭkən
ūn īf ǭin, ūn Halńnər sprēk;
doch̯ of djim gəfǭl mīn wunərlik sǭkən,
dēt wet ik noch̯ nićh̯, dēt mut ik fərsék.
en lest ət djim dan, dēt stek ūntuhēarn,
dan wel ik ət fḗṛdrēg, fan haṛtən gēarn.
 dēt stek fangət ūn. īk stīd ens īp faləm
en lukət ǭwər dēt Dēlərlun wećh̯,
en túfelićh̯ ful mīn ōg nǭ di Haləm;
wat sǭg ik? wat fin ik īp ḭān mǭl ūn sećh̯t?
hi sǭg alhēl ūṛs it, es hi hid deñ:
en klótsićh̯ polsǿdən wēar dēar rinom;
sō hid ik hem djǭ noch̯ ǭlsnich̯ señ,
fan lutər fərwunərunĝ stīd ik, wēar stom.
dan dēt tu bəlewən, dēt hid ik nićh̯ toch̯t,
dēt wēar mi, es ful ik it di loch̯t.
 doch̯ mīn fərwunərung skul ḭāṛst bigén.
ne slūg ik mīn ōg'ən nǭ't Dēlərlun hen.
dēar stīd en grōt his, en slot wēar't tu namən,

---

das macht mitunter ein großes Vergnügen,
das wissen wir allzumal, das ist immer wahr.
Da kriegte ich den Einfall, einmal ein Stück zu machen
in unserer eignen, in Helgolander Sprache;
doch ob euch meine wunderlichen Sachen gefallen,
das weiß ich noch nicht, das muß ich versuchen.
Und lüstet es euch dann, das Stück anzuhören,
dann will ich es von Herzen gern vortragen.
 Das Stück fängt an. Ich stand mal auf dem Falm
und sah über das Unterland weg,
und zufällig fiel mein Auge auf die Düne;
was sah ich, was bekam ich auf einmal in Sicht?
sie sah ganz anders aus, als sie getan hatte,
und klotzige Pallisaden waren da ringsum;
so hatte ich sie ja noch nie gesehen,
vor lauter Verwunderung stand ich und war stumm;
denn das zu erleben, das hätte ich nicht gedacht,
das war mir, als fiele ich aus der Luft.
 Doch meine Verwunderung sollte erst beginnen.
Jetzt richtete ich meine Augen nach dem Unterlande hin.
Da stand ein großes Haus, ein Schloß war es zu nennen,

en prachtstek, es ik sīndǭg noc͜h nic͜h señ,
med silən rinóm stīd ət dēar tu bramən,
med spēgəlglasfenstər, dēt es doc͜h nic͜h men,
en beñ en pracht, es hīr noc͜h nic͜h wēſən,
fan j̣ān sǭl gin͡g dēt man wēər ūn di ūr;
di j̣ān tu sprin͡gən, di ūr tu lēſən,
tu ītən di deṛ, tu spelən numər štjūr[1]).
en es ik ne frǭgət, wat dēt wēar fēṛ 'n his,
do hēart ik : di bēṛs, di nai buwət j̣āṛst es."
ne, dēt tu bilewən, dēt hid ik nic͜h toc͜ht,
dēt wēar mi, es ful ik it di loc͜ht.

Doc͜h mīn fərwunərun͡g skul j̣āṛst ens bigén:
dēt wēar lun͡g nic͜h aləs, wat hīr īk hid señ!
dēar wēar gǭr en deṛnsk, dēar wuks ǭpəlsīñ
en fīgən en man͡gələr, ēṛt'ən sogǭr
en al die fərskēdənə sortən wīñ,
grēnlun͡gkōal en pērn, kantūfəl rec͜ht rǭr,
en bōáñ, īk lēw gǭr, dēt wēar fan diñ,
med blēdən sō grōt es en skilərhis,

---

ein Prachtstück, wie ich es meiner Tage nicht gesehn hatte,
mit Säulen ringsnm stand es da zn prahlen,
mit Spiegelglasfenstern, das ist doch nicht gering.
Und binnen eine Pracht, wie hier noch nicht gewesen,
von einem Saal ging das nur immer wieder in den andern;
der eine zum Tanzen, der andre znm Lesen,
znm Essen der dritte, zum Spielen Nummer vier.
Und als ich nun fragte, was das für ein Hans wäre,
da hörte ich: die Börse, die erst neu gebaut ist.
Nein, das zu erleben, das hätte ich nicht gedacht,
das war mir, als fiele ich aus der Lnft.

Doch meine Verwunderung sollte erst noch beginnen:
das war lange nicht alles, was ich hier gesehen hatte!
da war gar ein Zimmer, da wuchsen Apfelsinen
und Feigen nnd Mandeln, Erbsen sogar
und alle dio verschiedenen Sorten Wein,
Grünkohl und Birnen, Kartoffeln recht schön
und Bohnen, ich glaube gar, von denon
mit Blättern so groß wie ein Schilderhaus,

[1]) In der handschriftlichen Überlieferung stand „fjur"; von Herrn Claasen wird mir nun schriftlich versichert, daß ältere Leute diese Form für „vier" gebraucht hätten. Aber ich habe anf der Insel niemals eine Spur davon bemerkt nnd deshalb die übliche Form in den Text gesetzt.

wēar ǭdam en ēfa en klēt fan fiñ,
dēar ja noch lewət ūn't paradīs.
ik tocht : ben ik dan ūn't mōərnlun,
dat sok al wat kan ūn j̣ān nǭcht entstun?

Doch mīn fərwunərung wēar noch nich tu en:
om was(t)[1]) fērt tufeli mīn wai mi hen.
dēar wēar gǭr en hǭwən, med skepəm fol propət,
med smakən en tjalkən, me' dampərs sōgǭr,
en fēṛ di brēj en grōt dampər djist stopət,
di fremən kim ūn di wal, ō sō rǭr!
di bēṛtən wēar ǭwər, ja brikt jam nich mēar,
kēn stēwən, kēn rudərs, en uk kēn ofsēar.
dēar stīd ik en wēar fēṛ fərwunerung stom,
doch ne fin īp j̣ānmǭl di ēfəl[2]) ik om!
en drōm hid ət wēfən, wat ik hid al señ,
en hīrmed es uk mīn stek tu en.

Doch j̣ānmǭl īp kléō, nich tu fərdjitən,

---

wovon Adam und Eva ein Kleid bekamen,
als sie noch im Paradiese lebten.
Ich dachte: bin ich denn im Morgenlande,
daß all so was in einer Nacht entstehen kann?

Doch meine Verwunderung war noch nicht zu Ende:
nach dem Süden des Unterlandes führte zufällig mein Weg mich hin:
da war gar ein Hafen, mit Schiffen vollgepropft,
mit Schmacken und Tjalken, mit Dampfern sogar,
und vor der Brücke hielt gerade ein großer Dampfer;
die Fremden kamen an Land, ach so hübsch!
die Mannschaften zum Anbooten waren überflüssig, sie brauchten sie nicht mehr;
kein Stewen, keine Ruderboote und auch kein Offizier.
Da stand ich und war vor Verwunderung stumm,
doch nun bekam ich auf einmal den Esel umgehängt:
ein Traum war es gewesen, was ich alles gesehen hatte,
und hiermit ist auch mein Stück zu Ende.

Doch einmal, auf dem Oberlande, nicht zu vergessen,

---

[1]) was(t) ist der Weststrand, wes(t) meint die Himmelsrichtung; om was(t) meint die Südseite des Unterlandes.

[2]) eine Schulredensart aus der Zeit, wo man dem Schüler zur Strafe ein Eselsfell umhängte und ihn in die Ecke stellte: „nun bekam ich auf einmal den Esel um(gehängt)", d. h. ich war der Dumme, ich kam in Verlegenheit.

stid brakən, wel hondərt, uk namt wi jam hūtən;
doch jār ik jam lēstən dēar noch əns nǫ socht,
fin akərs ik blōat en ketjən en locht.
dēt hǫ wi bilewət, dēt hǫ wi erfūrən,
welk hid dēt bi di ánfang wel ǫnt,
dat aləs ūn kūrtər tid wēar sō wēər wūrən,
dat djōarlung di kléō fol kantūfəl wēər stǫnt?
dēarom sǫi di nich mōar : „dēt wel ik nich lēw,
bet ik ət əns si, sō lung wel ik tēw."
dēt hǫ wi bilewət īp ī' betjən lun,
dat fel ūn kūrtər tid hīr kan entstun.
Sō lēw ik dan, wan di nai bērs es əns klǫr,
en wan di Haləm es skitset recht rǫr,
di slūpəm jārst lai es ūn Åbrahams skōát
en knap noch wūr fan dēt wētər mēar wēát,
en wan noch gǫr djongən went mǫl əns īf kǫtər,
dan — lēw ik uk — hǫ wi en nai tēǫtər.

A. Groneweg.

VII. Di wontər tu en.

1. Di lǫngsǫm wontər es tu en, en īf komēdi es fərbí; welk ne niks fan ī' spel hid señ, di wart fēr't jārst uk wel niks si; wi hǫ di semər fēr di hun, lēbéndi wart ət al bi strun.

---

standen Baracken, wohl hundert, auch nannten wir sie Hütten;
doch als ich neulich noch darnach suchte,
fand ich Acker nur und Hederich und Luft.
Das haben wir erlebt, das haben wir erfahren,
wer hätte das zu Anfang wohl geahnt,
daß alles in kurzer Zeit wieder so geworden war,
daß dieses Jahr das Oberland wieder voll Kartoffeln steht?
Darum sage du nicht mehr: „das will ich nicht glauben;
bis ich es mal sehe, so lange will ich warten."
Das haben wir erlebt auf unserm bischen Land,
daß viel in kurzer Zeit hier entstehen kann.
So glaube ich denn, wenn die neue Börse mal fertig ist,
und wenn die Düne recht hübsch geschützt ist,
und wenn die Schaluppen erst wie in Abrahams Schooß liegen
und vom Wasser kaum noch naß werden,
und wenn noch gar unser Kater mal Junge kriegt,
dann — glaube ich auch — haben wir ein neues Theater.

VII. Der Winter zu Ende.

1. Der langsame Winter ist zu Ende, und unser Theater ist vorbei; wer nun nichts von unserem Spiel gesehen hat, der wird für's erste auch wohl nichts

2. di fǭmələr lōp med bǭkən al,
di mēas(t)ən slūpəm sen al uf,
di spǭd en rīw wūr̦ uk ne bal
ūn ǭrboid sat. En ūn en ruf,
dan hǭ ī' kléō wi rǭr ūn stan,
en lamkənər sprin͂g wēər ǭwər
di fañ.

3. uk wi mut rec͜htə, ne ī' sen
īp ūr̦s wat es komēdispel;
di ja̦n soc͜ht nǭ sīn der̦nskən hen,
of hi uk noc͜h tapsīrə skel;
di ūr soc͜ht, dat hi manic͜h gat
ūn sófǭ, stūl en dekən hat.

4. uk hir en dēar es kǭl en stēd
īp fenstərn, dērən ūdər stak;
en wel hi hǭ fēr̦'t wifulk frēd,
dan mut hi farəwə senər snak;
kūr̦t : ar̦kja̦n went ne īp ət lun
med ǭrboid fol sīn hōd en hun.

5. dēarom sǭi wi dan uk adjīs
fēr̦'t ja̦r̦st ne med fərgnējtən sen,
en hēpə, wan djim gung hen tis,
dat djim ət uk nic͜h menər sen!
dan hǭ wi mud en hǭ di ja̦r
tu mǭkən djim noc͜h oft plasēar.

6. en har̦təlk dan͂gk nem uk
noc͜h med
fēr̦ djerəm bidrac͜h tu ī' spel
en dēt fərsprēkən, dat wi wet
tu sketsən djerəm frentəlk wel;
en wan wi dan əns tōp wēər̦ kēm,
dan blīw is troi! en fēlə kēn!

Knutz Michels.

---

sehen; wir haben den Sommer vor uns (vor der Hand), lebendig wird es schon am Strande.

2. Die Mädchen laufen alle mit Mulden, in denen Tau ist, die meisten Schaluppen sind schon fort, der Spaten und Harke werden auch nun bald in Arbeit gesetzt; und in einem Augenblick, dann haben wir unser Oberland schon in Stand, und Lämmer springen wieder über das Moor (ǭwər di fañ heißt eine Stelle an der Westküste).

3. Auch wir müssen unseren Sinn jetzt auf etwas anderes als Theaterspielen richten; der eine sieht nach seiner Stube, ob er auch wohl tapezieren soll; der andere sieht, daß er manches Loch in Sofa, Stuhl und Decken hat.

4. Auch hier und dort ist kahl eine Stelle auf Fenstern, Türen oder Zaun; und wollen wir vor den Weibsleuten Ruhe haben, dann müssen wir anstreichen, ohne Rede. Kurz: ein jeder kriegt nun auf der Insel mit Arbeit Kopf und Hand voll.

5. Darum sagen wir denn auch fürs erste jetzt adieu mit vergnügtem Sinn und hoffen, wenn ihr nach Haus hingeht, daß ihr (es) auch nicht weniger vergnügt seid; dann haben wir Mut und haben die Ehre, euch noch oft Vergnügen zu machen.

6. Einen herzlichen Dank nehmt noch mit für euren Beitrag, zu unserem Spiel und das Versprechen, daß wir euren freundlichen Willen zu schätzen wissen; und wenn wir dann mal wieder zusammen kommen, dann bleibt uns treu, und es fehle keiner!

VIII. Dēt Lun.

1. Ik wet en lun, dēt lait sō ēd,
sō ênsǫm ūn dēt wētər,
dēar stret di sē med senər frēd
en senər rast. djē lētər
di tid wart, reft hi fan dēt lun
bi letjənər wech di kant, di strun!

2. wat reft hi nich fēr manich gat;
bi was(t)ən[1]) sen di stēdən!
en wat hi jānmǫl nimən hat,
dēt lait lung djip ūn frēdən,
dēt bleft fərlefən, dēt es hen,
kēn mensk kan dēt turēj wēar wen!

3. ho bōalkt di sē dēar grauəlk hol
bi'n stürəm it westən — nūrən!
ho es di locht sō tšjok, so fol!
ho drēnt it fan di tōrən!
kēn sen, kēn mūn lat dan hem si,
dēt es, as wēar di welt fərbi.

4. Doch stǫnt dēt lun noch imər dēar
en stret noch med dēt wētər,
en du di skǫdən hem uk sēar,
filécht wūr ja wēar bētər.
noch halt djǫ jān sīn machtich hun
dēar bopəm ǫwər dēt letj lun.

5. en frǫgəst di: „ho hit ət dan,
wat di sō grauəlk mǫkəst?"
dan gāl fēr froidən ik es man,
sō spitsk es di uk lǫchəst,
tēngk nǫ dēt Lun ik ūn mīn hart,
wēar fel ik froid sǫg, fel uk smart.

6. wēar ik īp kleweskint hǫspelt,
wēar ik īp mem her jārəm
úfskūrən fan di hēlə welt

VIII. Helgoland.

1. Ich weiß ein Land, das liegt so öde, so einsam in der See, damit kämpfen die Wogen sonder Friede und Rast. Im Laufe der Zeit reißt die Brandung von der Insel bei Kleinem die Felskante und den Strand.
2. Was reißt sie sie nicht für viele Löcher! am Weststrande sind die Stellen! Und was sie einmal genommen hat, das liegt lange tief in Frieden, das bleibt verloren, das ist hin, kein Mensch kann das wieder zurückbekommen.
3. Wie heult die See da grausig hohl beim Sturm aus Westen und Norden; wie ist die Luft dann dick und voll, wie dröhnt es von dem Turm. Keine Sonne noch Mond läßt dann sich sehen; das ist, als wäre die Welt vorbei.
4. Doch steht die Insel noch immer da und streitet noch mit dem Wasser; und tun die Schäden ihr auch weh, vielleicht werden sie wieder besser Noch hält ja einer seine mächtige Hand da droben über das kleine Eiland.
5. Und fragest du: wie heißt es denn, was du so graulich schilderst (machst)? Dann weine ich vor Freude, ich als Mann, so spöttisch du auch darüber lachst, wenn ich denke an Helgoland in meinem Herzen, wo ich viel Freude und viel Schmerz auch sah.
6. Wo ich auf dem Oberlande als Kind gespielt habe, wo ich auf Mutters Arm, fern der ganzen Welt, nichts von Zank und Harm kannte, dies Land war noch meine ganze Welt damals und unser Haus am Strande ein mächtiger Staat.

---

[1]) am Weststrande, vgl. S. 171, Anm. 1.

niks kīd fan štjungk en harəm.
mīn hēlə welt wēar noch dēt lun
en machtich stǭt īſ hīſ bi strun.
7. doch es mi dan ūn't twaləwst djōar
mīn fǭr əns hid med nimən
nǭ'n fastəwal, en wunər dēar
tu ǭgən mi wēar kimən,
dēar ik mīn dǭg noch nich hid sen,
do wēar mīn rau mejāns uk hen.
8. dēar 't īſ[1]) wēar mi di locht sō swǭr,
en wat mīn froid hid wēſən,
speltjich, dēt mocht ik si nich mōar;
hid ik ūn bukən lēſən
fan lunən fīr en machtich sē,
tocht ik mejāns : dēt most di si.
9. jān djōar ging nǭ di ūr sō hen,
en lōáts wēar ik ne wūrən,
fel stēdən en hǭwən hid ik sen,
uk manich stūrəm erfūrən;
doch wēar mīn aləmən nich fərbí,
di hēlə welt wul jārst ik si.
10. do' stūrō mīn mem, her fulicht mīn fǭr.
ne wēar īp't lun niks blewən,
wat hōl mi kīd dēar lungər mōar,
ik tocht ne, ūrs tu lewən.
adjís sǭit ik tu'n līwə strun,
en sǭg mīn dǭg nich wēar mīn lun.
11. mīn hōd es ne al kǭl en gri,
hǭ nich mōar lung tu lewən;
ō, kīd ik't Lun noch əns wēər si,
dēar es mīn hart doch blewən.
kēn strun es, dēar ik nich hǭ sen,
doch nārni kīd ik rau wēər wen.
12. ō Lun, fīr ǭwər di nūrdsē hen
lnkəst di fan ēwich tidən;

7. Doch als mich dann in meinem zwölften Jahre mein Vater einmal mit nach dem Festlande genommen hatte, nnd als mir dort Wnnder vor Augen gekommen waren, die ich meiner Lebtago noch nicht gesehen hatte, da war meine Ruho anch mit einem Male dahin.

8. Dort zn Hanso war mir die Lnft so schwer, nnd was meine Frende gewesen war, Spielzeng, das mochte ich nicht mehr. Hatte ich in Büchern gelesen von fernen Ländern und gewaltiger See, dachte ich nunmehr: das mußt dn sehen.

9. Ein Jahr ging nach dem anderen so hin, ein Lootse war ich nun geworden, viele Städte nnd Häfen hatte ich gesehen, auch manchen Sturm erlebt; doch war mein Sehnen nicht vorbei, die ganze Welt wollte ich erst sehen.

10. Da starb meine Mutter, ihr folgte mein Vater; nun war anf der ganzen Insel nichts geblieben, was mich noch längor hätte dort halten können; ich dachte jetzt daran, anders zn leben. Adien sagte ich dem liebeu Strand und sah mein Lebtag meino Insel nicht wieder.

11. Mein Kopf ist jetzt schon kahl und grau, ich habo nicht lange mehr zu lobon; könnte ich Helgoland noch einmal wiedersehen! Da ist mein Herz geblieben. Keinen Strand gibt es, den ich nicht gesehon habe, doch nirgends konnte ich wieder Ruhe finden.

12. Helgoland, woit über die Nordsee hin schaust dn seit ewigen Zeiten; ob

[1]) meistens ūn't īſ „bei uns zn Hause."

of dīn biwūnər uk wel sen
noch troi jerəm ōlə sitən?
of ja tu sketsən wet di jār,
dat ja fan Frēfən stamət djōårt?
13. fan't Lun, ho manich skep hat dēar
help ūn di nōad al finən,
wat sēkər djip fərlefən wēar,
hid ja hem nich bistinən;
wēar ja nich, dēar med swat en moit
herəm lewən ofərə fēr en doit.
14. djō, Lun, di best't, wat ūn mīn hart
sīn dōg skel blīw ūn setən;
ben ik uk fīr, en wūr med smart
īp't stérōbad hénsmetən,
ik bērigə fēr dēt letj Lun:
„hōl, got, ət ūn dīn machtich hun!"
15. djō Helgolun, ō got bəwōr en, dēar 't bəwūnt, ūn frēdən!
lēat rīn jerəm hart wēf, rim en wōr,
lēat bi di helich stēdən,
wēar ja tu lēstə ran gung hen,
tengk, dat ja aləmōl brūərs sen.

Knutz Michels.

IX. Di nai doktər es kimen.

Djung, hast 't al hjārt? di nai doktər es kimən,
dēar ne wēər īntret ūn „Asckən" sīn stēd;
djistərin di klok elbəm, do hō ik 't fərnimən,
do hid ik fēr dēt līwə snak al kēn frēd;
do wūr ik al frōgət : ho socht hi dan it?
wat hat hi fēr'n nēf en hek hat hi dan 'n mit?

---

deine Bewohner auch wohl noch ihren alten Sitten treu sind? oh sie die Ehre zu schätzen wissen, daß sie von Friesen herstammen?

13. Von Helgoland, wie manches Schiff hat dorther schon Hilfe in der Not bekommen, das sicher schon in der Tiefe verloren war, hätten sie ihm nicht beigestanden, wären die nicht, die mit Schweiß und Mühe ihr Leben für einen Deut opfern.

14. Ja Helgoland, du bist es, das in meinem Herzen immer fest bleiben soll; bin ich auch fern, und würde ich schmerzvoll aufs Sterbebett geworfen, ich bete für das kleine Land: halte, Gott, es in deiner mächtigen Hand.

15. Ja, bewahre, o Gott, in Frieden Helgoland und die, die es bewohnen! Laß ihr Herz rein, weit und wahr sein, lasse sie bei den heiligen Stätten, wo sie zur letzten Ruhe hin gehen, daran denken, daß sie alle Brüder sind!

IX. Der neue Doktor ist gekommen[1]).

Junge, hast du's schon gehört? Der neue Doktor ist gekommen,
der jetzt wieder eintritt, an Aschen seine Stelle;
gestern Abend um elf Uhr, da hab ich es vernommen,
da hatte ich vor dem lieben Gerede gar keine Ruhe;
da wurde ich schon gefragt: wie sieht er denn aus?
was hat er für eine Nase, und was für einen Mund hat er?

---

[1]) Damals — etwa gegen 1860 — war eine Anzahl von jungen Damen, Töchter von Ratleuten, Beamten usw., die mehr vorstellen wollten als ihre

Ōhai, wat skel dēt ne wēər wūr fēr'n rīwən
om di arəm man! wat skel hi wel tēngk?
wat skel 't ófdjīw fēr en larəm en kīwən,
wan hi set bi di jān en di ūr īp'm bēngk!
di jān sǫit : di mēast mǫkət hi mi doch di kūr!
di ūr sǫit : noch lang nich; hi hil di fērn būr.

Ne, sǫit dan wēər jān, di ūr wēar doch bētər,
di wēar hēl ūrs en drūg uk kēn brel!
ho manichmǫl spelt di med is swartən pētər!
ho manichmǫl kim dēar en kus med ūn't spel!
ho manichmǫl koiərt alén wi īp kléō,
ho manichmǫl fūr ik med hem rin om kléō.

„Djǫ, manichmǫl ging wi médarkər īp faləm,
djǫ, manichmǫl brocht hi mi dēl īp 'əm bal!
djǫ, manichmǫl wēar ik med hem ūn 'ə Haləm!
nich jān mǫl kim ik med ūrs jān tu pal!
kūrt : om man tu sǫin, hi wēar noch di bast,
hi ging noch fīr ǫwər di man med' ən kuast.

Oho, was wird das nun wieder für ein Reißen werden
um den armen Mann? was soll er wohl denken?
was wird das für ein Gelärm und Gezänk abgeben,
wenn er bei der einen oder anderen auf der Bank sitzt!
die eine sagt: am meisten macht er doch mir die Kur!
die andere sagt: noch lange nicht! er hat dich für ein Bauernmädchen gehalten.

Nein, sagt dann wieder eine, der andere war doch besser,
der war ganz anders und trug auch keine Brille!
wie manches Mal spielte der mit uns schwarzen Peter!
wie manches Mal kam da ein Kuß mit ins Spiel!
wie manches Mal spazierten wir allein auf dem Oberlande,
wie manches Mal fuhr ich mit ihm um die Insel.

„Ja, manchmal gingen wir zusammen auf dem Falm,
ja, manchmal brachte er mich zum Unterlande auf den Ball!
ja, manchmal war ich mit ihm auf der Düne!
nicht ein einziges Mal habe ich mit einem anderen etwas gehabt!
kurz, um es nur zu sagen, er war noch der beste,
er ging noch weit über den Mann mit einem Quast.[1])

Altersgenossinnen. Als an Stelle des Badearztes Dr. v. Aschen ein junger Assistenzarzt nach Helgoland kam, angelten sie alle nach ihm, und keine wollte ihn der anderen gönnen. Darauf beziehen sich die Verse.

[1]) Das meint wohl einen Offizier, denn die Offiziere trugen Quasten auf den Achseln; vielleicht ist auch an einen höheren Beamten zu denken.

„Djǭ,“ sǭit dan wēər i̯ān, „di tidən sen ǭwər!
do fin uk ik noc̦h i̯ān manic̦hmǭl uf.
ne wūr ik al ōl; di nai noc̦h tu kǭpərn,
do mos' ik al hǭ krīnōlīn en dan 'n puf.
en dēt ne tu weñ, sen di tidən nic̦h nǭ,
ik mos' dan apartic̦h al ku̯eln dēar̦tu hǭ.
ō, sǭit wēər̦ ūr̦s i̯ān, dēt es man sek snakən,
di hast djǭ aləns, wat ik nic̦h kan wen;
alə štjūr[1]) weken, dan wenst di djǭ pakən
med mustərs en frilən[2]), dēt hat gǭr kēn en!
wen ik dēt man hid, skul di fraiərs wel lōp,
dan frǭgət ik ne al om skoflər tu kōp.“
ō, sǭit dan wēər i̯ān, man sac̦ht med dīn slūdər,
di mǭkəst waráftic̦h di skoflər nic̦h djīr;
sō'n dérti, di fǭl al īp't hōd di es pūdər,
en mǭkə sō manic̦h hi̯ār skiməri fēr̦.
fēr̦'n djōar, skel ik teñgk, skelt nǭ'n potsdər di lōp
en frǭgə, of hi uk hat prigən tu kōp.

[1]) vgl. S. 170, Anm. 1.
[2]) frilən, englisch frills, meint Falbeln, Kransen, Volants.

„Ja,“ sagt dann wieder eine, „die Zeiten sind vorbei!
da kriegte auch ich noch manchmal einen ab!
jetzt werde ich schon alt; den neuen noch zu kapern,
da müßte ich schon eine Krinoline und dann noch einen Puff[1]) haben.
Und das jetzt zu bekommen, darnach sind die Zeiten nicht,
ich müßte denn schon besondere Quellen dazu haben.“
„O, das sind nur solche Sachen,“ sagt wieder eine,
du hast ja alles, was ich nicht bekommen kann;
alle vier Wochen, dann bekommst du ja Packen
mit Mustern und Kransen, das hat gar kein Ende!
wenn ich das nur hätte, dann sollten die Freier wohl laufen,
dann fragte ich jetzt schon, um Schaufeln[2]) zu kaufen.“
„O, nur sachte mit deinem Geklatsche,“ sagt dann wieder eine,
du machst wahrhaftig die Schaufeln nicht teuer!
so an dreißig (Jahre), die fallen dir schon wie Puder auf den Kopf
und machen so manches Haar vorne grau;
nächstes Jahr, sollt' ich meinen, wirst du nach dem Barbier laufen
und fragen, ob er auch Perücken zu Kauf hat.“

[1]) Damals waren Krinolinen und hohe Puffärmel in der Mode.
[2]) Es heißt auf Helgoland „er hat eine Schaufel bekommen,“ wo wir „einen Korb bekommen“ sagen (vgl. Siebs, Helgoland S. 113); darauf bezieht sich dieser und der übernächste Vers.

Ai, sǭit wēəṛ ūṛs j̨ān, en fǭtət her nēſ ūn,
di kanst doc̮h di fiñgk, dēar di kūkūk nēm hat!
mi toc̮ht, di tǭgst man j̨āṛst saləw en hēl hēſ ūn,
j̨āṛ di ūṛs j̨ān sīn stopəst, wat doc̮h nić̮h gud lat,
dan lukə mans es ən polún nǭ dīn pōat,
en naistak al rugəlt ūn dīn mit med di dōad!

ocḫ, sǭit wēər ūṛs j̨ān, wat skel sek ōl snakən!
lēat dēt ne man wēſ! lēat 's līwər birēad,
ho't ne fēr is es om bastən tu mǭkən,
dat wi fan saləw īſ skan nić̮h fərrēad.
dan dēt es doc̮h wǭr! wañ di wǭrhait sǭi wel,
dan djīw wi īs aləmǭl aṛkər nić̮h fel.

dēarom mi ne toc̮ht, wan noc̮h əns wi mǭl lukət,
ho kan wi om bastən bitēgə di nai,
lat dan ət j̨āndun wēſ, nǭ welk hi wel lukət.
of falsk tēñ, gri hj̨ār ūdər 'n snúrbǭrt hi mai;
di háuptsǭk es, ho wi hem tu̯eskən is wen,
en ho wi om bastən kēm dēarmed tu'n en!

mi toc̮ht wel, dēt bast wēar, en klup tu erreć̮hten!

„Ei", sagt wieder eine, und faßte ihre Nase an,
„du kennst dech den Vegel, der den Namen „Kuckuck" hat!
mich dänchte, du zögest nur erst selbst einen heilen Strumpf an,
ehe du jemand anders seinen stopfst, was doch nicht gut aussieht;
dann sieh nur wie ein Pfau nach deinen eigenen Füßen;
in deinem Munde ringt schon ein Stück mit dem Tode[1]).

„Ach", sagt wieder sonst eine, „was sollen solche alte Reden!
laßt das nun nur sein! laßt uns lieber bersten,
wie es jetzt am besten für uns zu machen ist,
daß wir von selber unsere Schande nicht verraten.
Denn das ist doch wahr — wenn man die Wahrheit sagen will,
dann gehen wir uns alle miteinander nicht viel nach.

Darum däuchte mir jetzt, wenn wir mal zusähen,
wie wir am besten den Neuen fischen können;
dann laßt es einerlei sein, nach welcher er sieht,
ob er falsche Zähne, graue Haare oder einen Schnurrbart lieben mag;
die Hauptsache ist, wie wir ihn zwischen uns kriegen,
und wie wir damit am besten fertig werden.

Mir däuchte, das beste wäre wohl, einen Klub zu errichten!

---

[1]) Der Witz ist auf deutsch schwer wiederzugeben. Naistak ist ein alleinstehendes Felsstück im Süden der Insel (die sog. ingəlsk kark), nahe dem sog. Mönch; „ein alleinstehender loser Zahn ringt in deinem Munde mit dem Tede."

dan hat hi gəlōgənhait, komt mañgk is īn;
en om di dēar stridərai dan tu sleḉhtən,
lat hen is en driñgk en kopkən īp'ə in.
mai aṛkjān sīn bast fēṛ hem saləw əns du!
is aləmǭl trekt doḉh gəwáltiḉh ī' sku!

Kuntz Michels.

---

dann hat er Gelegenheit, kommt auch unter uns;
und um nun die Streiterei zu schlichten,
laßt uns hin gehen und ein Täßchen trinken heute Abend;
mag jede ihr bestes für sich selber tun —
uns alle drückt doch unser Schuh gewaltig!

Vampir, Werwolf, Hexe.

Mitteilungen aus Handschriften.

Von Dr. J. Klapper.

1.

In dem Aufsatze über die schlesischen Geschichten von den schädigenden Toten [Mitteilungen Heft 21 (1909) S. 50ff.] habe ich den Nachweis zu führen versucht, daß der Vampirglaube selbst in seiner entwickeltsten Form, wie er sich bei den südslavischen Völkern findet, restlos aus den Elementen des mittelalterlichen Aberglaubens der europäischen Völker abgeleitet werden kann, ohne daß wenigstens in geschichtlicher Zeit eine Entlehnung von außereuropäischen Vorstellungen angenommen zu werden braucht. Hier möchte ich auf eine Stelle hinweisen, die den Glauben an solche wiederkehrende Tote, die den Lebenden Schaden antun und sie sogar bisweilen töten, auch für das französische Mittelalter nachweist. Diese bisher unbeachtete Stelle findet sich bei dem im Jahre 1248 gestorbenen Theologen Wilhelm von Auvergne, den auch J. Grimm an zwei Stellen der deutschen Mythologie, gelegentlich der Darstellung des Glaubens an die Dame Abonde und die Hellequin (3. Aufl. S. 237 u. 785) benützt. Nachdem Wilhelm vom Ephialtes gesprochen hat, wendet er sich gegen den Widergängerglauben.

„Aus dem Angeführten muß dir nun auch klar geworden sein, was du von Nachrichten zu halten hast, die man häufig über tote Menschen verbreitet,

nämlich, daß sie bisweilen irgend welche Lebenden töten. Da nämlich jetzt derartige Tote noch nicht auferstehen, sondern die allgemeine Auferstehung abwarten, so ist es offenkundig, daß sie weder körperlich, das heißt in ihrem Leibe erscheinen noch in solcher Weise jemanden töten, besonders da ihre Leiber zu der Stunde, wo sie etwas derartiges zu tun scheinen, vollständig im Grabe liegen oder doch wenigstens ihre Gebeine"[1]).

Im Jahre 1738, also etwa um die Zeit, als die südungarischen und serbischen Vampirberichte in Deutschland bekannt wurden, reisten von Glatz aus zwei Franziskaner nach Siebenbürgen, um dort die kirchlichen Verhältnisse zu visitieren. Ihr Itinerar ist uns in der Handschrift IV. Q. 200 der Kgl. u. Univ.-Bibl. zu Breslau erhalten. Darin werden auch (S. 32) zwei Erzählungen eines alten Paters in „Szaszbes, das deutsch Müllumbach heisst" (Szasz-Sebes, Mühlbach, etwa 50 km ostnordöstlich von Hermannstadt mit ungefähr 7000 Einw.), wiedergegeben, deren erster ein sonst nirgends bezeugtes eigenartiges Mittel anführt, um die Gräber auf den Kirchhöfen aufzufinden, in denen Vampire liegen. Diese Stelle lautet in wörtlicher Übertragung:

„Auf Grund seiner eigenen Erlebnisse berichtete uns dieser Pater zwei recht wundersame Tatsachen aus der türkischen wie der anderen Walachei. Erstens nämlich komme es öfters vor, dass, wenn sich Menschen den Künsten der Magie ergeben, durch die Magie auch die Körper von Verstorbenen angesteckt werden. Um nun herauszufinden, wo ein solcher Körper auf dem Kirchhofe begraben liegt, führen ihre Popen auf den Kirchhof ein schwarzes Pferd, einen „Rappen", der durch die Gräberreihen aller derer ruhig hindurchschreitet, die durch die Magie nicht infiziert sind, dagegen in keiner Weise angetrieben oder gezwungen werden kann, über ein Grab zu gehen, das durch einen derart angesteckten Leichnam entweiht ist. Sie behaupten, das sei ein Naturgesetz oder vielmehr natürliche Antipathie. Auf diese Weise sind sie imstande, solche Körper bald zu erkennen, auszugraben und zu verbrennen"[2]).

[1]) Hs. I. F. 115 der Kgl. u. Univ.-Bibl. zu Breslau; Mitte des 15. Jhs. Bl. 295ra: Ex hys quoque patefacta esse tibi debent, que audis plerumque de multis mortuis hominibus, quod aliquos de viuis interdum occidunt. Cum enim non resurgant adhuc mortui huiusmodi, sed generalem expectant resurreccionem, manifestum est corporaliter eos, id est in proprijs corporibus nec apparere nec huiusmodi neces inferre,' presertim cum corpora ipsorum illa hora, qua hoc agere videntur, vel in sepuloris integra iaceant, vel saltem ossa eorum.

[2]) Recensuitque a propria experientia duo sat mirabilia de Vallachia tam turcica quam altera. Primum quidem, quod cum homines magicis artibus dediti sint, saepius contingat, quod per magiam inficiantur cadavera mortuorum. Ad experiendum ergo, ubi tale cadaver in caemeterio sepultum iaceat, popae eorum asserentes esse contrapactum naturale, seu potius antipatiam naturalem, inducunt ad caemeterium equum nigrum, vulgo Rappen, qvi cum per omnia sepulchra

Zu dem uns aus Nikolaus Pols Jahrbüchern der Stadt Breslau bekannten ältesten schlesischen Berichte von einem nachzehrenden Toten, der dort ins Jahr 1517 gesetzt ist[1]), mögen hier aus zwei schlesischen handschriftlichen Chroniken die entsprechenden Stellen folgen, die den Vorgang viel eingehender schildern und sich gegenseitig ergänzen. Es handelt sich um zwei verschiedene Fassungen der „Schlesischen Chronik" des Joh. Scholz, von denen die erste mit der Signatur der Kgl. und Univ.-Bibl. zu Breslau IV. F. 117 im Jahre 1567, die zweite IV. F. 118 im Jahre 1601 entstanden ist. In beiden wird die Geschichte von dem Gross-Mochberer Nachzehrer ins Jahr 1516 verlegt. Diese Berichte lauten:

[IV. F. 117. Bl. 126v]. In dem Jar gruben die Pauren zum groß Mochpar ein Scheffer aus, der am Pfingsttage gestorben: befunden die Pauren, daz der selbige schaffer also in den Kleidern begraben; da hett er die kleider daz meiste teil gefressen vnd ihme im halse noch gesteckt, die also ausgerissen, vndt bluttig befunden, ein erschrecklich ding. Man sagt auch, wie er im grabe geschmarzt habe wie ein Sawe, vnd auf solche hören ward er ausgegraben vnd in den Hals mit einem grabscheid entzweigestoßen, den kopf für den kürchhoff gelegt, verhoffte, es solde nun anfhören zu sterben; es ist wahrhafftig gesagt worden.

[IV. F. 118. Bl. 139r]. Ein Scheffer wirdt vohrbrandt. Eben in diesem Johr gruben die pauren von groß Mochber auff dem kirchoff den Scheffer auss, welcher vor vihlen wochen gestorben, war ein zauherer. vnd wann solches nicht geschehen wehre, so wehr das ganze dorff außgestorbenn. Hate alle sein Sterbgewandt vmb' sich gefressen vndj ihm grabe wie eine Saw geschmazt. Der Henker stiss ihm den kopf ab mit einem grabscheidt vnd hat ihnn vorbrandt.

Eine dritte Fassung der Scholz'schen Chronik Cod. ms. IV. F. 120 vom Jahre 1568 deckt sich in diesem Berichte (Bl. 163r) fast Wort für Wort mit der ersten der beiden hier mitgeteilten. Einen ähnlichen Fall erwähnt die Handschrift IV. F. 118. Bl. 320r unter dem Jahre 1572 aus Lossen bei Brieg.

Ein weib wird aussgegraben.

Den 17 July haben die pauren vnd gemeine zue Lossen ein weib, welche eine arge Zauberin gewesen vnd gestorben war, widerumb auffgraben lassen, dann sie ihm grabe geschmazt, das mahnn sie weidt gehoret; haben ir den kopf mit einem grabscheidt abgestoßen, Iders in sonderheit begrabenn; sie hate ir Sterbegewandt gar vmb sich gefressen.

Dieselbe Handschrift berichtet auch (Bl. 443v) von wieder-

---

non infecta magijs qvietus vadit, nullo modo impelli, vel cogi potest, ut transeat tale sepulchrum cadavere infecto foedatum, unde mox cognoscere, effodere, et comburere valent.

[1]) Siehe Mitt. Heft 21 (1909) S. 85.



kehrenden plagenden Toten in der Stadt Striegau unter dem Jahre 1594.

Ein gross mirackel geschehenn.

Ebenn zue diser zeit haben sich zur Strige in Schlesien etliche gestorbene vnd begrabene leuhte wider auff Erdenn sehen lassen vnd die noch lebendige Menschen auff Manchorley weiso erschreckt vnd geplagt; darauff ist von Etlichenn berahtschlagt worden der thoten einen auszuegrabenn vnd ihm mit einem grabscheidt den hals abzuestoßen vnd vndter dem galgen zue vorscharren, welchem auch also nachgesezt, Aber nichts dormito außgericht wordon; dann sich der Thote einen Weg alß denn andernn noch immer sehenn lassenn. derhalben mahn in wider vndter dem gallgenn ausgegrabonn vnd vorbrand. von der Zeit ahnn ist discr thote nimanden mehr erschienen. Das ist hernach ahnn mehren pershonen probirt wordenn.

2.

An den griechischen Glauben, daß ein Mensch zur Strafe auf neun Jahre in einen Werwolf verwandelt werden konnte, erinnert der eigenartige Werwolfbericht, den der obenerwähnte Siebenbürger Pater den Franziskanervisitatoren an die mitgeteilte Erzählung von der Entdeckung der Vampire durch einen Rappen anschließt. Dieser Bericht bringt sowohl hinsichtlich des Grundes der Verwandlung wie des Erkennungszeichens des Werwolfs Züge, die unsere Werwolfliteratur bisher nicht kennt. Der Text des Itinerars lautet in deutscher Übertragung (S. 33):

„Das andere ist : daß in der gesamten Walachei der gerechte und in all seinen Werken heilige Gott, um der ganzen Welt die Schädlichkeit des Inzestes im ersten Grade der Blutsverwandtschaft zu zeigen, dieses schwere Vergehen mit einer besonderen und wahrhaft entsetzlichen zeitlichen Strafe zu bestrafen pflegt. Wenn der Schuldige der Mann ist, so wird er nämlich auf der Stelle in einen Wolf verwandelt, mit der Besonderheit, daß er keinen Schwanz hat und nach sieben Jahren wieder menschliche Gestalt zurückerhält, wenn er nicht in dieser Zeit getötet wird. Denn da ein solches Wolfsungeheuer fast nichts anderes frißt als Menschenfleisch, besonders das Fleisch unschuldiger Kinder, bieten die Menschen, wenn sie irgendwo ein solches Tier bemerken, alles auf, um es zu töten. Doch gelingt ihnen das äußerst selten, weil jenes Tier ungeheuer schlau und vorsichtig ist. Gelingt es aber doch einmal, daß ein solch unglückliches Tier getötet wird, — wie es auch jenem Pater, der uns dies erzählt hat, gelungen ist, der einen solchen Wolf, ohne ihn zu erkennen. mit einer Kugel erlegte, als er einmal über Land ging — dann nimmt ein Fuß des Tieres wieder menschliche Gestalt an, während der ganze übrige Körper auch weiterhin unter der Wolfsgestalt verborgen bleibt, wie uns jener Augenzeuge als unbezweifelbar wahr berichtete“ [1].

[1] Alterum est: Quod in utraque Wallachia Deus justus, et sanctus in omnibus operibus suis ad ostendendam universo mundo abominationem incestus in primo gradu consangvinitatis tale grande delictum speciali et vere horribili

Um ein Mittelding zwischen Berserker und Werwolf handelt es sich in einer Notiz, die sich in der bereits benützten Handschrift IV. F. 118 Bl. 356v unter dem Jahre 1579 findet, und die den Glauben an Werwölfe auch für Schlesien im 16. Jahrhunderte voraussetzt.

Ein wunder fall geschehenn.

Ihnn disem Jehr ist dise historia glaubwirdig geschehenn zu Gabell in Behmen; ist alhir vill gutton leuhtten bekandt vnd zuegeschriben worden. Nomlich es hat eines Burgors Tochter eines Burgers Sohnn gefreyt vnd mit ir hochzeit gehaltenn. Vnd wie sich nun Braudt vnd Brentigam Schlaffen gelegt, ist der Breutigam in der Nacht zu einem grimmigen Thier oder Behrr wolff wordenn, die Braudt vmbgebracht, vndter das Behtt gekrochenn, wnnder ding gewuhtet vnd getobet, das nimandt zue ihm gedorfftt. Also hat man Rath gehaltenn, wie dem zu thun, dormite nimandt mochte von ihm beschedigt werden. haben ihnn denn hennker thodt schißen lassen.

3.

Über Hexenprozesse erfahren wir in den schlesischen Chroniken des 16. Jahrhunderts verhältnismäßig wenig; das 17. Jahrhundert bietet an solchen Stoffen viel mehr. Eine Vorschrift für Beichtväter vom Jahre 1513 fordert, daß die Weiber, die in der Walpurgisnacht den Kühen die Milch entziehen, zunächst Schadenersatz leisten, ehe sie von dieser Sünde gegen das Eigentum anderer losgesprochen werden können[1]). Ein gewisses Aufsehen muß der Prozeß gemacht haben, dessen Opfer eine 97 Jahre alte Breslauerin wurde, die man wegen Zauberei in der Oder ertränkte. Die beiden bereits erwähnten Breslauer Chroniken IV. F. 118. Bl. 263v und IV. F. 120. Bl. 290r berichten darüber unter dem Jahre 1559:

Ein altes Weib erseufft.

---

poena temporali punire solet. Dolinquens onim masculini generis momentanee in speciem lupi convertitur, cum hac distinctione, quod candem nen habet et transactis septem annis speciem humanam denuo acquirat, nisi intra hoc tempus occidatur. Siquidem quia tale monstrum sen lupus qvasi nihil vorat, nisi carnem humanam, praesertim innocentium infantum, homines, si alicubi talem bestiam advertunt, omni nisu eundem occidere conantur, quod tamen rarissime contingit propter nimiam astutiam et cautelam illius. Quod si tamen contingat /: pront et contigit eidem Patri narranti, qvi talem lupum esse non agnoscens globo traiecit qvia actualis campestris :/ ut tale infelix animal occidatur, pes unus recipit et reacquiscit speciem pedis hominis caetero toto corpere sub forma lupi occultato permanente; ut ille oculatus testis pro indubitata veritate nobis recensuit.

[1]) Cod. ms. I. Q. 172. Bl. 102r. Et sic de omnibus alys circumstancys, scilicet que solent lac subtrahere in vigilia Walpurgis et similibus.

Den 11. Augusti hat mahnn zue Breslaw ein sehr altes weib in dio 97 Jahr, wie mahnn ir nach gerechnet, die Zuckellhese genandt hinter dem Thumb wonende alhie erseufft; war eine große Zauherin vnd wie sie der heuncker hinein warff, Schwahm sie Empohr wie ein Schaum auff dem wasser. woldt sie nun der hennker thodt hahenn, muste Er sie mit einer Stanngenn erseuffen.

Und der zweite Bericht, der fast denselben Wortlaut hat, heißt:

Den 11 Augusti hat man alhie zu Breslau ein altes weyh, die Zuckelhese gonandt, wonende hinter dem Thumh, erseufft; do man sie hinein warff, ging sie nicht unter, sondern schwam auff dem wasser daher wie ein Schaub, das keyner vor nie gesehenn hat; vnnd das dorumh, das sie viel böser thattenn gethan hat.

Zwei Jahre später erlebt man auf dem Schweidnitzer Anger das Schauspiel, daß ein Hirte, der des Krankheitszaubers angeklagt worden war, verbrannt wurde. Die Chronik IV. F. 118. Bl. 270v bemerkt unter dem Jahre 1561:

Ein hirte wirdt vohrhrandt.

In disem Jahr wardt auch alhier ein Hirte vorhrandt worhafftig auf dem Schweinzer annger. diser kondte den leuhtten ahnn Hende vnd fuße geschoß machen, kondte sie auch widerumb heilenn, wardt plozlichenn Reich.

Wegen Schädigung des Viehes durch Zauber aber, und weil sie einem ganzen Gutshofe Läuse angezaubert hat, wird in der Nähe Breslaus auf Befehl des Gutsherren von Wohlan ein Weib im Jahre 1601 verbrannt. Die Handschrift IV. F. 118. Bl. 505v berichtet:

Ein große Zauherin vorhrandt.

Den 8 Juny hat der Burggraff zue Wolaw Fridrich Mutschellinz auff seinem dorff seine vnterthanin, ein altes weih, vorhrennen lassen; ist eine Zauherin gewesen; hat villen leuthenn ahn dem vihe groszen schadenn gothahnu; besonders vor ihrem Ende hat sie dem Junkernn gemacht, das er vnd all sein ganz hoff voller leuse wordeun, das ihm eugstlich vnd bannge wordenn. wie es ferner hleiben wirdt giht die Zeit.

Krankheitsübertragung.

Rezepte aus altschlesischen Handschriften.

Von Dr. J. Klapper.

Unter den Zauberhandlungen, die zur Heilung von Krankheiten vorgenommen werden, nehmen die magischen Krankheitsübertragungen einen besonderen Platz ein. Man sucht sich von dem Leiden dadurch zu befreien, daß man unter bestimmten Bedingungen einen Teil des

kranken Körpers in einen anderen Organismus hineinbringt, sei es, daß man damit ein Tier füttert oder eine Höhlung einer Pflanze, meist eines Baumes ansfüllt. Sobald die kranke Materie in dem fremden Organismns aufgezehrt ist, ist auch die Krankheit vergangen. An Stelle des Tieres oder der Pflanze kann fließendes Wasser den Krankheitsstoff aufnehmen. Dnrch gleiche magische Handlungen vermag man anch die Behexnng zu beheben und schließlich auch das Wachstum der Kopfhaare zu befördern. Daß solche Handlungen dem hentigen schlesischen Volke noch durchans geläufig sind, zeigen Drechslers Ausführungen im zweiten Bande von „Schlesiens volkstümlichen Überlieferungen [1])". Daß in vergangenen Jahrhunderten dieses Übertragen, Verspinden, Verpflöcken der Krankheiten zu den beliebtesten Heilkuren der Schlesier gehört hat, sollen eine Reihe von handschriftlichen Rezepten dieses Inhalts beweisen.

Der Breslauer Haunold beschäftigt sich in seiner umfangreichen Kuriositätensammlung, die um 1700 entstand, wiederholt mit diesen magnetischen Kuren. So erklärt er an einer Stelle [2]):

Die Bekandte Cura Magnetica geschiehet, wenn man das Blut von einem verwundten oder sonst mit Blutstürzung Beladenen krancken, als in der rothen rnhr, Nasenblutten, Blutspeyn etc. auf dass Caput Mortuum wirft, da denn der Patiente genceset, anch wenn er nicht zur stelle ist, sondern ziemlich weit von dem orthe, wo das ansswerffen des geblüthes geschiehet, sich befindet.

Ist es hier der Totenkopf, auf den ein Teil des Krankheitsstoffes übertragen wird, so gibt derselbe Autor bald darauf eine eingehende Beschreibung einer Krankheitsübertragung im landläufigen Sinne auf einen anderen lebenden Organismus [3]).

Die Cura transplantatoria ist der Magneticae nicht ungleich und wird verrichtet, wenn man ein ander frembdes Corpus mit etwas von des Patienten Leibe, so eine Mnmiam fomentalem bey sich hat, als Blut, speichel, Schweis, Urin etc. bestreichet, nnd Nachmahls entweder in die Erde vergräbt, oder in ein frisches gewächse einspindet oder auch einem unvernünftigen Vieh zu fressen giebet, da denn nach geschehener verfaulung, oder in dem Corpore animali veränderter Textur per digestionem praeviam die Krankheit verschwindet und wenn es einem Vieh zn fressen gegeben worden, in des Viehes Leib gebracht wirdt.

Es liegt nahe, daß man denselben Weg einhält, um bei einer anderen Person oder auch bei einem Tiere Liebe und Anhänglichkeit

[1]) Vgl. besonders II, 1 S. 80; 257; 277; 280; 299; 313; 316.
[2]) Handschr. der Breslaner Stadtbibl. R. 678. Hunoldi curiosa I S. 225.
[3]) ebenda S. 225.

hervorzurufen. Während die hierher gehörigen Mittel, die sich in den Handschriften des schlesischen Mittelalters zahlreich finden, zwar recht derber Art aber ganz einfach anzuwenden sind, steht das folgende aus späterer Zeit, etwa aus dem Jahre 1623 stammende unter dem Einfluß der Astrologie und zeichnet sich durch ein besonders umständliches Verfahren aus[1]).

Mumia viva ad Amorem constantissimum.

Lass in einer guten Constellation Jupiters oder Veneris, welches man in einem Calender sehen kan, die Median an dem lincken Arm schlagen, und thue das Blut also warm in einen ledigen Eyerstopff, welchen Eyerstoff man zuvor bey der hand haben muss, und mach die Löcher mit Rinden und Eyerweiss wiederumh zu und beschmier es mit hünerschmaltz, daß es das huhn nicht mercken, auch nicht herausskommen kan, und lege es hernacher einer hennen mit unter, die da ausbrütten will, so wirst du, wann die Jungen Küchlein ausskommen, in dem Ey eine Materia hart wie ein zugerichtes Bocksblutt finden, dasselbe nihm auss und verwahre es als einen Schatz; weme du nun hirvon zu essen oder zu trincken eingiebest, der muss dir affectionieret seyn, und von hertzen lieben, gleichwie das blut von deinem hertzen kommen ist, also gehet es wiederum zu hertzen, und ist eine rechte natürliche Wissenschaft, die aber bei leibe Niemand missbrauchen soll.

Giebestu hirvon einem Thiere, so bleibet es bey dir, und will ungern von dir. Und hat diss geheimnüss seine Natürliche Ursachen und ist unter des kaysers Rudolphi decreten unter ander mit gefunden worden.

Demselben Anschauungskreise gehört ein anderes Mittel der gleichen Handschrift an, das ebenfalls in fremden Personen durch Übertragung Liebe erwecken soll[2]).

Liebe und Freundschafft zu machen mit einer Moschaten.

Nihm eine Moschate, so mittelmässiger Grösse sey, schlinge dieselbe an einem Freitag Morgen, in hora veneris, dass ist Morgens frühe, wenn die Sonne aufgehet, ein und suche hernacher den folgenden Tag dieselbe, wenn sie durchgangen ist, ex stercore wieder, wasche Sie rein ab, und lege Sie den folgenden freytag eben in voriger angedeuteter stunden unter den linken Arm und beschwitze diesse Mussacaten wohl, so viel möglich ist, und behalt Sie hernacher zum Gebrauch. Dieweil aber diese Moschate, durch diese praeparation Ihren natürlichen geruch etwas verliehren thut, alss nihm eine andere Moschate und bereibe Sie darmit, so kan es niemand mercken. Weme du nun von dieser Moschaten, Menschen oder Viehe eingiebst, das liebet dich natürlicher weisse.

Das älteste Rezept, das eine wirkliche Krankheitsübertragung auf eine Pflanze enthält, findet sich in Schlesien in dem bekannten

[1]) Handschr. der Breslauer Stadtbibl. R. 534 Bl. 62 r.

[2]) Blr. 63r.

mittelhochdeutschen Arzneibuche der Breslauer Stadtbibliothek aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts[1]). Es lautet:

Enirem heizet ze duco rotschal . . . Swen di zene sweren. di sal daz crut vmme crisen. vnde an eisen graben. vnde ruro an dem wetunden zan dristunt. vnde zu iclichem malo spien an die erde. vnde setze dan das crut wider an sine stat. iz wechset als ê. Plinius der sait. her geswere nimmer me.

Wie der Schluß zeigt, stammt das Rezept aus der Naturgeschichte des Plinius und ist aus ihr fast wörtlich übernommen[2]). Auch hier zeigt sich klar die starke Abhängigkeit unserer mittelalterlichen Heilkunde von der Antike, besonders von Plinius.

In den folgenden Jahrhunderten nahm die Anwendung solcher Mittel immer mehr überhand, sie erhielt sich in der zünftigen Medizin, bis ins 18. Jahrhundert. Eine schlesische Chronik des 16. Jahrhunderts enthält auf ihren letzten leergebliebenen Blättern eine Rezeptsammlung, die von einer Hand des 17. Jahrhunderts nachgetragen ist[3]). Unter diesen Rezepten findet sich eine ganze Reihe von solchen Anweisungen, Krankheiten zu übertragen. Dieser spätere Eintrag erfolgte jedenfalls erst, nachdem die Handschrift in den Besitz des Breslauer Matthiasstiftes gekommen war. An die unfehlbare Wirkung solcher Kuren glaubten somit damals auch die gebildeten Kreise. Die hier in Betracht kommenden Stücke der Rezeptsammlung sind die folgenden.

Wieder dass fieber

[Bl. 416r]. Nihm des Febricitanten seinen urin in Paroxismo, so viel er auf einmal von sich läßt, und weiche denselben mit genngsauien mehl, mache ein Täuglein und Brodt Kuchen darauss, und backe es, wirffs hernach einem hungrigen hunde zu frossen für. Ists eine Mans Persohn, die das fieber hat, so muss der Hund ein Riedel sein, Ists eine Weibes Persohn, so muss der hundt ein Luppichen sein und thu solches dreymal nacheinander. Der Krancke wirdt genesen, der hundt aber erkrancken.

[1]) R. 291 Bl. 138v.

[2]) Hist. nat lib. XXV c. 106: Erigeron a nostris vocatur senecio. Hanc si ferro circumscriptam effodiat aliquis, tangatqne ea dentem, et alteruis ter despnat, ac reponat in eundem locum, ita ut vivat herba, aiunt dentem cum postea non doliturum. Neu hinzu kommt somit im mittelhochdeutschen Texte nur die Bestimmung, daß das Kraut ohne Eisen gegraben wird; das wird ja auch beim Graben der Verbena gefordert.

[3]) Königl. u. Univ. Bibl. zu Breslau, cod. ms. IV. F. 120. Schlesische Chronik vom Jahre 801—1566; geschrieben von Johannes Scholz 1568. Aus dem Matthiasstift zu Breslau. Die Rezeptsammlung beginnt Bl. 406ra.

Item

Nim die abgeschnitteuen Nägel an händen und füssen, binde sie einem lebeudigen Krebs anf seinen Rücken, wirf den Krebs also wieder in das fließe wasser. Den Krancken wirdt das feber verlassen und darvon gesnndt werden.

Oder

Nihm die abgeschnitten Nägel an händen und füssen, begenss sie mit seinem eigenen Urin, spinde sie zusammen in einen Baum, so wirdt Patient von dem fieber quittiret werden.

Dass allerhandt feber

Wenn sie lang gewehret, sol der haber wol gesotten curiren, wenn man denselben in einem Säckleiu eineu tag oder drey warm übern Magen legt und hernach einer Sau zu fressen gibt [416v]. So sol eine Spinne in eine Haselnuss eingeschlossen und am halse getragen eino gewisse cur wieder dass feber sein.

Item

Nihm die abgeschnitten Nägel eines patienteu an händeu und füssen, wirf sio in einen Omsshanffen, und die jenige Omss, welche dass Erste Bisslein, davon ergreifft und wils wog tragen, dio nihm, nnd hängo sie an deinen hals, so wirdt das feber vergehen.

Wieder die Gichtschmertzen

[416v]. Nim ein Stück rohes Rindfleisch, lege dasselbe auf den Schmerzafften Orth der Füsse, lass es eino zimliche Weile liegen, nihm es weg, und lege es einem hunde auf. Dieses Mittel ist an einom Gichtbrichtigen Bürger zu Nürnberg probiret wordon, der Patient ist genesen, der hundt aber alss ein Gichtbrichtiger in der Stadt herumb gelauffen. So sol anch durch diss mittol eines hnndes, wenn derselbe einem Podagrico wirdt beygeleget, der Patient von seinen Schmerzen befreiet werden nnd genesen.

Noch ein ander remedium

Wieder die Gichtschmertzen: sperre einen hausshan ein, und gib im sonst uichts als von deinem Tisch und Teller, wass dn issest und Trinckest zeu Essen und zu trincken, kaue im auch selber die speise, so wirdt der Hahn dio podagrischen Schmertzen bekommeu, der Patient aber davon erledigot werden.

Item

So sol auch wieder die podagrische Schmertzen dieses [417r] dienen: Wenn man die nägel an dem Schmertzhaften Ort abschneidet und einem frosch an dou hals hengot und wiederumb in die Lache läst springen, so sollen die Schmertzen vergehen.

Wieder die Gelbsucht

[417r]. Nihm des Kranken Strene, Lege ein Stücklein Neu Rindfleisch darein, koche es wol, wirfs hernach einem hungrigen hunde für. Wenn ers gefressen, so bekomt er die Gelbsucht.

Wieder die Schwindt- und Gelbsucht

[417r]. Lass die Medianader, thue das Geblüt fein bescheidentlich in eine Eierschale, und lege dieselbe einer brüttenden henne bey 14 tagen lang unter und gibs hernach einer hungrigen henne zu essen. Das vertreibet die Kranckheit.

Wieder die Zahnschmertzen

[417r]. Nihm einen splitter, stachere den Bösen Zahn damit, biss er bluttet, gehe damit zu einer grünen Weyde, lüffte die Rinde ein wenig, läge das bluttige Spänchen darein, thue die Rinde wieder darüber, das das Spänchen damit bedeckt werde und verwachse, die Schmertzen vergehen.

Item

[417v]. Schneidt einem Patienten die nägel ab an händen und füssen und zwar im abnehmen des Monden, und thue sie zusammen wol verwahret in eine federkiel von einer Ganss und den 11. oder 12. Marty zwischen 8, 9 oder 10 Uhr vormittig gehe einer mit dem Patienten zu einer Pappelweide. Der geferte behre mit einem Neber an den stam des Baums ein Loch, die späne läse er wel zusammen, und stecke sie in die federkiel, da die abgeschnittene nägel inne sindt. Dieses Loch schlage er mit einem keulichen von einem Ast dieses Baums gemacht wieder zu, und schneide das herauss ragende gehöltze dem Baum gleich ab, und bestreiche es mit Erde. Der Patient hütte sich, dass er zu diesem Baum nicht mehr komme. Der geferte aber mag sicher zu demselbigen gehen und ob er grüne oder nicht sich erkundigen.

Verwandt mit diesen Mitteln ist eine Anweisung aus dem Jahre 1583, wie man die einem Menschen oder Tiere angezauberte Krankheit beseitigen könne [1]).

So einem etwas böses angethan oder ihme die pferde werden aussgespant

Das geschiferte vom Klöppel von einer glockhen und von den fördersten klauen des wieders, der von der weide komht, geschabet, dieses mit einander getrunckhen und lege von einer weide, die da in wasser liget und immer beweget wirdt, dir selbe oste unter das Leilacht und unter das bette.

Item, bore ein loch durch ein bruckhe und brunz dadurch ins wasser, oder zeug ein pfahl auss einem zaun und brunz in das loch und kehre den pfahl umb und steckhe das ober theill ins loch. Den freytag hernach, wann du es gethan hast, wieder hineinbrunst und umbgekehret, darnach den pfahl verbrandt, hilfft wohl.

Endlich sei noch eine Stelle angeführt, die beweist, daß man das Verspinden auch anwandte, um das Wachstum der Haare zu fördern. Sie stammt aus der bereits benützten Handschrift der Breslauer Stadtbibliothek R 534, die gegen 1623 geschrieben ist.

[1]) Breslauer Stadtbibl. M. 1026 Bl. 142v.

Eine Magische Cur Haare wachsen machen

[Bl. 64v]. Etzliche Magi kommen her und schneiden den Haaren die untersten Zipffel oder ende abe, bohren hernacher in einen weidenen Baum, der noch jung und wachssbar ist, ein Loch, stecken diese Haar dar hinein, pfropffen das Loch ausswendig wieder zu, und wie der Baum geschwinde fort wächset, also wachsen auch die Haar, will man aber, dass die Haare nicht mehr wachsen sollen, muß man den Baum umbhauen.

Ein moderner Hexenprozeß in Posen.

Von Dr. Albert Hellwig (Berlin-Friedenau).

Der Glaube an Bosheitszauberei, an verderbliche Hexenkunst, ist eine der universalsten Erscheinungen des Völkergedankens [1]). Daß auch im modernen Europa noch krassester Hexenglaube herrscht — vielfach leider durch religiöse Dogmen bestärkt [2]) — haben volkskundliche [3]) und kriminalistische [4]) Schriften gerade der letzten Jahrzehnte über allen Zweifel klar gestellt. Eine wie starke suggestive Wirkung der Hexenglaube noch im 20. Jahrhundert hat, beweist am besten die überaus traurige Tatsache, daß nicht nur zahlreiche Fälle jahraus jahrein die Gerichte beschäftigen, in denen betrügerische Ausnutzung des Hexenglaubens durch Zigeuner und andere erfolgreiche Spekulanten auf die Leichtgläubigkeit der Abergläubischen zur Sprache kommt [5]), sondern auch Prozesse wegen Be-

[1]) Vgl. jetzt das ausgezeichnete Buch von Seligmann „Der böse Blick und Verwandtes" (Berlin 1910, zwei Bände).

[2]) Vgl. mein Buch über „Verbrechen und Aberglaube" („Aus Natur und Geisteswelt" Bd. 212, Leipzig 1908) S. 30ff., 6, 14, sowie meine Abhandlungen über „Psychologie und Therapie der Besessenheit" („Kosmos", Stuttgart 1907, S. 228 ff.), „Der Hexenmord zu Forchheim" („Der Pitaval der Gegenwart" Bd. V. S. 170 ff.). Eingehender werde ich darüber demnächst wahrscheinlich in der „Zeitschrift für Religionspsychologie" handeln.

[3]) Vgl. vor allem Wuttke, „Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart", dritte Bearbeitung von Elard Hugo Meyer (Berlin 1900) sowie v. Hovorka und Kronfeld, „Vergleichende Volksmedizin" (Stuttgart 1909).

[4]) Da die Kriminalisten begreiflicher Weise die kriminelle Bedentung betonen, sollen die Belege weiter unten angeführt werden.

[5]) Vgl. mein zitiertes Buch S. 18 ff, 93 f; zahlreiche weitere Fälle werde ich demnächst im „Gerichtssaal" beibringen in dem zweiten Teil meiner zusammenfassenden Abhandlung über den modernen Hexenglauben und seine

leidigung, Bedrohung, Nötigung, Freiheitsberaubung, Körperverletzung und selbst Ermordung von Hexen[1]) bis auf unsere Tage vorkommen.

Der Volksforscher kann selten aus Akten schöpfen. Wenngleich freilich Zeitungsberichte, wenn vorsichtig benutzt, meines Erachtens eine durchaus zuverlässige Quelle abgeben, die noch viel systematischer ausgenutzt werden könnte[2]), so wird doch der Kriminalist, dem die Akten über einen konkreten Fall, bei dem volkskundlichen Interesse mit hineinspielen, zugänglich sind, nicht nur sicherer festgestelltes, sondern auch vor allem reichhaltigeres Material bieten.

Ich hoffe deshalb, daß es den Lesern nicht unwillkommen sein wird, wenn ich im Folgenden einen mir aktenmäßig zugänglichen modernen Hexenprozeß aus Posens jüngster Vergangenheit schildere. Ich will dabei diesmal so vorgehen, daß ich nicht ein resumierendes und daher unwillkürlich mehr oder minder subjektiv gefärbtes Gesamtbild des Prozesses gebe, wie er sich mir aus den Akten zu ergeben scheint, sondern in der Art, daß ich alle wesentlichen Schriftstücke aus den Akten wortgetreu mitteile, um so den Leser in den Stand zu setzen, gewissermaßen selbst in diese Einsicht zu nehmen.

---

kriminelle Bedeutung. Vgl. auch meine Skizze „Ein Diebstahl unter Benutzung des Hexenglaubens" in der „Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde" Bd. 6 S. 13 ff.

[1]) Vgl. Manhardt, „Die praktischen Folgen des Aberglaubens" Löwenstimm, „Aberglaube und Strafrecht" (Berlin 1897), Gaupp, „Zur Lehre vom psychopathischen Aberglauben" (Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik" Bd. 28 S. 20 ff.), sowie meine Skizzen „Ein moderner Hexenprozeß" (ebendort Bd. 19 S. 223 f.), „Der böse Blick als Mordmotiv" (ebendort Bd. 28 S. 220 ff.) „Zur Psychologie des Hexenglaubens" (ebendort Bd. 36 S. 127 ff.), „Hexenglaube und Blutspuren" (ebendort Bd. 30 S. 376) „Eine gefährliche Körperverletzung infolge Hexenglaubens" („Archiv für Strafrecht und Strafprozeß" Bd. 54 S. 132 ff.), „Der Hexenmord zu Forchheim" („Der Pitaval der Gegenwart" Bd. 5 S. 170 ff.), „Blutmord und Aberglaube, Tatsachen und Hypothesen" („Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft" Bd. 30 S. 149 ff.), „Ein Fall von Körperverletzung infolge des Hexenglaubens" (Monatsschrift für Kriminalpsychologie Bd. 3 S. 219 ff.), „Zwei psychiatrische Gutachten über den Hexenmord zu Forchheim nebst Erläuterungen" („Ärztliche Sachverständigen-Zeitung" 1909 Nr. 10). Weitere Materialien werden meine im „Archiv für Kriminalanthropologie" demnächst erscheinenden Skizzen über „Hexenmorde in Frankreich" sowie „Weiteres über den Hexenmord zu Forchheim" und meine oben erwähnte Abhandlung im „Gerichtssaal" bringen.

[2]) Vgl. meinen Aufsatz über „Zeitungsnotizen als Quelle für volkskundliche und kriminalistische Forschungen" in dem „Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik" Bd. 35 S. 276 ff.

I. Klageschrift nebst Nachtrag.

Schöndorf, den 27. Mai 1907.

Sehr geehrter Herr Rechtsanwalt.

Ich erzähle Euer Hochwohlgeboren den Vorfall. Im Jahre 1904 kaufte ich in Schöndorf b. Bromberg ein Grnndstück, welches keinen Brunnen hat. Ich kam mit den, in der Glinkerstraße 12 wohnhaften Grnndbesitzer Derengowski'schen Ehelenten überein, mein Trinkwasser aus ihrem Brunnen zu entnehmen. Die Ehefran des Derengowski leidet schon seit vielen Jahren, also schon vor meinem Kauf in Schöndorf, an Kopf- und Gliederreißen.

Beweis: die Arbeiterfrau Wilhelmine Wilitzke in Schöndorf, Breitestr. 16.

Im Jahre 1906 so nm das Frühjahr stellten sich diese Reißen wieder ein nnd, infolge des weiter vorschreitenden Alters der Fran, wurden anch die Schmerzen (dnrch den nicht mehr so widerstandsfähigen alternden Körper) wohl mehr empfnnden wie früher. Anstatt nnn zu einem unserer Doktoren zu schicken, wurde zu einer Wnnderfrau geschickt, welche mit dieser leidenden Frau ihren Humbug trieb.

Beweis: die Arbeiterfran Witkowski, Schöndorf, Breitestr. 17.

Nachdem nnn dieser Wunder-Doktorin ihre Weisheit und Anordnnngen vor sich gingen, wnrde meiner Schwiegermutter Bertha Witzke und mir das Wasserholen oder Betreten ihres Gehöftes verboten. Nach kurzer Zeit hieranf kam die Frau Eva Raschke.

Beweis: Frau Eva Raschke, Kleinbartelsee, Schulstr. 24 nnd erzählte: Der Derengowski Joh. senior sei zu mir ins Geschäft gekommen, worauf ich ihm frenndlichst mit der Hand über den Kopf gestrichen haben soll, nnd kurze Zeit daranf hätte er die Klattern bekommen und diese Frau unter vielen seiner hier mehr als Dentsche wohnenden Polen gesagt, sie möchten bei diesem Mimix nichts kaufen, weil er bei Richard Kipf die Klattern bekommen habe und anderes mehr.

Beweis: Der Eigentümer Johann Mayka in Kleinbartelsen, Bergstr. 10 und Frau Raschke:

Ich habe mich an die albernen Qnatschereien nicht gekehrt und ließ dieses Gerede, sowie auch, daß meine Schwiegermutter diese großen Schmerzen an Händen und Füßen der Derengowski-Ehefrau angehext haben soll.

Nun, nachdem ich und meine Schwiegermutter sowie meine Frau seit 1906 so manche versteckte Anspielung und Spitzen hören mußten, ohne recht jemand fassen zu können, verschlimmerten sich die Schmerzen der Derengowski und die Frau schrie zeitweise so, daß es vor dem Hause derselben zu hören war; nun sollte die Bombe platzen und mich vor die Gefahr stellen, von welcher ich keine Ahnung hatte. So erging sich meine Schwiegermutter mit meinem $1\frac{1}{2}$ jährigen Kinde auf dem Arm in Schöndorf, Breitestraße, als am 24. Mai in der Nähe meiner Häuser der Johann Derengowski auf meine Schwiegermutter zutrat und sagte (pschakreff!) Sie alte Hexe, Sie haben meine Frau behext, und nach ihr spuckte.

Meine Schwiegermutter erzählte mir die freche Belästigung, doch konnte ich in dieser Sache nichts beginnen, da ich keine Zeugen hatte. Eine Anzeige bei der vorgesetzten Behörde aber würde vergebens ohne Zeugen sein, da die Familie sehr gotteslästerliche Reden und Flüche im Munde hat.

Als ich nun am 25. Mai, also einen Tag später, am Ladenfenster stand, kommt der Johann Derengowski an meinem Fenster vorüber (andere Straßenseite) und schimpft pschakreff Mimix und droht nach meinem Fenster. Ich trete hinaus, um mich zu überzeugen, ob ich damit gemeint wäre, oder ob vielleicht noch jemand am Haus stände. Nachdem ich mich überzeugt, daß ich nur gemeint war, was ich dadurch beweise, daß der Derengowski auf mich zukam und mir sagte: „Na, was sehen Sie sich um, gerade Sie meine ich und ich sage Ihnen jetzt zum letzten Mal, daß Ihrer Schwiegermutter ihr Leben heute ein Ende gemacht wird. Es muß Schluß gemacht werden mit der alten Hexe. Ich fordere nochmals, daß Sie mir Ihre Schwiegermutter rausgeben, daß ich sie totsteche, wir brauchen das Blut von der Hexe.“ Ich sagte ihm: „Sie sind wohl irre geworden, ich gebe Ihnen gleich ein paar Backpfeifen,“ worauf er seine Drohung noch unter grauenerregenden Flüchen fortsetzte: „Und heute werdet ihr alle kalt gemacht, ich steche sogar das Kind in der Wiege mit der Heugabel tot.“

Beweis: Max Weißert, Schöndorf, Glinkerstr. 13, ferner die Fuhrleute August Quiram, Frankenstr. 100, Fuhrleute Johann Torschewski, Bergkolonie 34, Frau Wilhelmine Wilitzke, Schöndorf,

Breitestr. 15; ferner sind noch der Ziegeleiarbeiter Zesar, Schöndorf, Breitestr. 16 und der Schüler Bolislaus Heleniak, Schöndorf, Breitestr. 14, zugegen gewesen, doch ist der Schüler Heleniak mit dem Verklagten verwandt.

Als ich nun noch gar über die Straße ging und den Namen einer Frau, welche gerade das Derengowski'sche Gehöft verließ, notieren wollte, kam die Tochter der leidenden Frau, jetzige Frau Marie Oparski, Schöndorf, Breitestr. 17, Eigentümerin und sagte: „Ja, ja, Sie, ich werde das bezeugen, daß ihr meine Mutter behext habt“ (ja, ja), schreiben Sie nur mit Bonbon und Liqueur.

Zu Beweis: Frau Anna Zergattka in Schöndorf 11, bei Herrn Fisch, diese Frau, welche als Hauptbelastungszeugin gelten könnte, sagte mir, sie würde gegen die kranke Frau nicht zeugen, worauf ich ihr sagte, das wird das Gericht bestimmen.

Nach dieser Attacke, so um die zehnte Stunde vormittags, den 25. 5. kam der Sohn Theodor Derengowski aus der Stadt und hörte das Wimmern seiner Mutter. Er trat mit erhobener Faust vor ihr Haus, mit dem Gesicht mir zu, weil ich in der Ladentüre stand und schrie: „Wenn Sie das alte Weib, die Hexe, nicht sogleich rüberschicken und meiner Mutter die Klattern abnimmt, dann komme ich rüber und dann werde ich Richter spielen, ich schlage die Hexe einfach tot.“

Zu Beweis: Der Arbeiter Otto Schulz, 20 Jahre alt, in Kleinbartelsen:

Die kranke Frau hat trotz ihrer Reißen noch soweit Mut, sich an ihre Hausecke zu stellen und zu rufen: „Den Mimix soll samt der alten Hexe das Gewitter erschlagen und alles verbrennen.“ (Ich weiß nicht, ob diese Schimpferei über die Straße auch strafbar ist).

An demselben Tage, also am 25. Mai um ca. 1 Uhr kam der Johann Derengowski abermals und zwar mit umgedrehtem Peitschenstock auf meinen Laden zu; ich verschloß die Tür, worauf der Angeklagte zu seinem Busenfreund, den Grundbesitzer Michael Sommerowski'schen Eheleuten, Schöndorf, Breitestr. 14 etwas vis à vis ging und weiter drohte, er würde, wenn meine Schwiegermutter nicht bald käme, das Haus stürmen mit seinen Söhnen und Verwandten, um alle darin zu töten.

Beweis: Arbeiterin Wilhelmine Wilitzke, Breitestr. 16, Arbeiter Wladislaw Heleniak, Schöndorf, Breitestr. 12.

Dieser Arbeiter, den ich vorher nicht gekannt, kam nachmittags zu mir und bat mich (aus welchem Grunde, weiß ich nicht, trotzdem derselbe verwandt mit dem Derengowski ist), ihn als Zeugen anzusetzen, weil er mich ersuchte, heute Nacht, also vom 25. zum 26. Mai auf meiner Hnt zu sein, weil er gehört hat, wie der Derengowski bei seinem Freund Sommerowski die Überrumpelung mit seinen Söhnen besprach.

Hierauf schrieb ich einen Zettel an den Ober-Gendarm Herrn H. Giermann, Thornerstr., welcher in dieser kritischen Zeit bis spät in der Nacht ein wachsames Ange für die gefährliche Situation hatte. Nur der pflichttreuen Hilfsbereitschaft dieses vorzüglichen Beamten ist es zu danken, daß bis dato keine Metzeleien vorgekommen sind.

Dies ist der Sachverhalt bis heute, den 26. Mai 1907.

Wir Verzeichneten bitten, in anbetracht der groben Beleidigungen und Geschäftsbeeinflussungen der 4 Angeklagten Strafanträge dem Gesetz gemäß zn stellen.

Hochachtnngsvoll
Richard Kipf, Schöndorf, Glinkerstr. 16.
Bertha Witzke.

Nachtrag: Der stark polnische Schöndorfer Nachtwächter war während dieser vorgenannten Schimpfereien am Krankenbett der Frau Derengowski und verließ das Haus erst, als ich von der Straße in mein Hans gegangen war.

Ich bitte recht höflich, diesen Joseph Kaschielski, Schöndorf 11, als Zeugen zu laden, damit ich sehe, ob er Farbe bekennt; bei mir spielt er den Unschuldigen und erfahre erst jetzt bei Schluß des Briefes, daß selbiger alles gehört hat.

Schöndorf, den 28. 5. 07.

Herrn Rechtsanwalt Friedlaender
Hochwohlgeboren
Bromberg.

Sehr geehrter Herr Rechtsanwalt! Ich möchte noch als Zeugen den dentschen Schiffer Carl Müller, Schöndorf, Breitestr. 17, haben.

Dieser C. Müller wollte am Sonntag, den 26. Mai früh, bei mir einkanfen. Auf dem Wege zu mir traf er den Joh. Derengowski. Dieser sagte ihm, der Müller möchte nicht bei dem Kipf kaufen,

denn seine Schwiegermutter hätte seiner Frau was angehext, nun sei seine Frau ganz verkrüppelt; wenn er die alte Hexe gleich erschlagen hätte, wäre seine Frau nicht erst in so eine Krankheit verfallen. Er brauche zur Heilung das Blut der Hexe.

Hochachtungsvoll
Richard Kipf.

II. Ermittelungsverfahren (Zeugenvernehmungen und verantwortliche Vernehmung der Beschuldigten).

Bromberg, den 15. Juni 1907.

Es erscheint der Schankwirt Richard Kipf aus Schöndorf, 46 Jahre alt, evangelisch, wegen Meineides nicht bestraft und erklärt auf Befragen:

Die Derengowski'sche Familie in Schöndorf ist mir seit längerer Zeit feindlich gesinnt, indem sie behauptet, meine Schwiegermutter, die Witwe Bertha Witzke, wohnhaft bei mir, hätte die Frau Derengowski, ich selbst den Ehemann Derengowski mit Klattern behaftet, bezw. dieselben behext. Aus diesem Grunde werde ich von der ganzen Derengowski'schen Familie seit Jahr und Tag verfolgt.

Am 24. Mai d. J. erzählte mir meine Schwiegermutter, daß der Johann Derengowski sie auf der Straße angehalten und zu ihr folgendes gesagt habe: „Sie alte Hexe, Sie haben meine Frau behext." Außerdem soll Derengowski nach meiner Schwiegermutter gespuckt haben.

Am 25. Mai d. J. des Vormittags stand ich in meinem Laden. Von ferne sah ich Derengowski auf meinen Laden zukommen, der schon von weitem mit dem Peitschenstocke drohte. Ich trat vor die Tür und Johann Derengowski trat an mich heran mit den Worten: „Ich sage Ihnen zum letzten Male, daß Ihrer Schwiegermutter ihr Leben heute noch ein Ende gemacht wird, es muß Schluß gemacht werden mit der alten Hexe, ich fordere Sie nochmals auf, daß Sie mir Ihre Schwiegermutter rausgeben, daß ich sie totsteche, wir brauchen das Blut von der Hexe." Ich sagte zu dem Derengowski: „Sie sind wohl irre, ich gebe Ihnen ein paar Backpfeifen." Der Derengowski entfernte sich einige Schritte, blieb dann wieder stehen und sagte: „Sie verfluchter Mimix, ich steche Ihnen den Bauch auf und lasse Ihnen die Flecke (?) raus, wenn Sie sich heute Nacht zur Wehr setzen, dann schlagen wir alles tot, was im Hause ist, ich steche

sogar das Kind mit der Heugabel tot; lange genug hat es hier mit den Deutschen gedauert, die müssen hier ausgerottet werden.“

Für den Vorfall am 25. Mai d. J. gebe ich folgende Personen auf:

1. Arbeiterfrau Wilhelmine Wilitzke aus Schöndorf, Breitestr. 16,
2. Arbeiter Wladislaw Heleniak daselbst, Breitestr. 12,
3. Landwirt Max Weißert daselbst, Glinkerstr. 13,
4. Fuhrmann August Qniram, Bromberg, Frankenstr. 100,
5. Fuhrmann Johann Torschewski daselbst, Bergkolonie 34,
6. Ziegeleiarbeiter Zesar, Schöndorf, Breitestr. 16,
7. Den Schüler Bolislaus Heleniak daselbst, Breitestr. 14.

Am 25. Mai d. J. am Mittag standen Johann Derengowski und der Arbeiter bezw. Eigentümer Michael Samorowski znsammen. Ich hörte, wie Michael Samorowski sagte: „Sie verfluchter Mimix, Sie hat der Tenfel auf die Erde gebracht und der wird Sie wieder holen.“

Zeugen hierfür: der Schüler Bolislaus Heleniak aus Schöndorf, Breitestr. 14, sowie die Arbeiterfrau Heleniak daselbst.

Am 25. Mai d. J. gegen Mittag trat der Theodor Derengowski vor die Tür und rief mir folgendes zu: „Wenn Sie das alte Weib, die Hexe, nicht sogleich rüberschicken, daß sie der Mntter die Klattern abnimmt, dann komme ich rüber und werde Richter spielen, ich schlage die Hexe einfach tot.“

Als Zeugen dafür benenne ich den Arbeiter Otto Schulz aus Kleinbartelsee, Bergstraße.

Bromberg, den 21. Juni 1907.

Vorgeladen erscheinen und erklären auf Befragen:

1. Der Landwirt Max Weißert ans Schöndorf, Glinkerstr. 13, 23 Jahre alt, evang., wegen Meineides nicht bestraft.

z. S.: Am 25. Mai d. J. des vormittags hörte ich, daß der Johann Derengowski, welcher vor dem Kipf'schen Lokal stand, schimpfte. Die einzelnen Ausdrücke habe ich nicht verstanden.

Max Weißert.

2. Die Arbeiterfrau Wilhelmine Wilitzki, daselbst, Breitestr. 15, 47 Jahre alt, evang., wegen Meineides nicht bestraft.

z. S.: Am 25. Mai d. J. hörte ich, wie der Johann Derengowski auf der Straße folgendes schrie: „Die alte Witzke hat meiner Frau Bonbons und Liqneur gegeben, sie hat meine Frau verhext und dieselbe so weit gebracht, daß sie jetzt zu Bett liegen muß.“ Bedrohende Worte habe ich nicht gehört. Frau Wilitzki.

3. Der Ziegeleiarbeiter Kasimir Cesar, daselbst, Breitestr. 15, 44 Jahre alt, wegen Meineids nicht bestraft.

z. S.: Am 25. Mai d. J. des Mittags kam ich an dem Kipf'schen Lokale vorbei, der Johann Derengowski ging auf der Straße auf und ab und schimpfte. Ich hörte die Ausdrücke: „Die alte Hexe hat meine Frau behext und die muß jetzt liegen.“ Ich frug den vor der Tür stehenden Kipf, was der Mann will, worauf ich die Antwort bekam: „Der Mann hat das Delirium.“ Ich ging weiter und kann daher nichts weiter bekunden. Kasimir Cesar.

Bromberg, den 29. Juni 1907.

Es erscheint der Arbeiter Theodor Derengowski aus Schöndorf, Glinkerstr. 12 und erklärt verantwortlich vernommen:

z. S.: Ich bin am 29. Mai 1889 zu Schöndorf b. Bromberg geboren. Eltern Johann und Magdalena geb. Gawryer. Bin ledig, kathol. Religion, ohne Vermögen. Wegen Körperverletzung mit 5 Wochen Gefängnis vorbestraft.

z. S.: Ich bestreite bedrohende Worte ausgesprochen zu haben und erwarte Beweis. Derengowski.

Der Eigentümer Johann Derengowski erklärt verantwortlich vernommen:

z. P.: Ich bin am 8. Oktober 1851 zu Gr. Bislaw Kr. Tuchel geboren. Eltern Anton nnd Gertrud geb. Bock. Bin mit Magdalena geb. Gawryer verheiratet, habe 3 Kinder. Bin kath. Religion. Mein Grundstück hat einen Wert von 20000 Mk. Nicht bestraft.

z. S.: Ich bestreite bedrohende Worte ausgesprochen zu haben. Ich behaupte nur wiederholt, daß die Frau Witzke meiner Ehefrau etwas eingegeben hat, wovon meine Frau krank geworden ist. Jan Derengowski.

Der Schulknabe Boleslaus Heleniak aus Schöndorf, Breitestr. 14, 13 Jahre alt, kath., sagt:

Ich kann zur Sache nichts bekunden. Ich habe nur gehört, wie der Theodor Derengowski sagte: „Verfluchtes Weib, wenn Du rauskommst.“ Andere bedrohende Worte habe ich nicht gehört. Boleslaus Heleniak.

Bromberg, den 26. Juli 1907.

Es erscheint der Arbeiter Wladislaus Heleniak aus Schöndorf, Johannisstr. 1, 22 Jahre alt, kath., wegen Meineides nicht bestraft und erklärt auf Befragen:

z. S.: am 25. Mai d. J. in der Mittagsstunde hörte ich wie der Derengowski sen. zum Sommerowski sagte: „Wenn das alte Weib meiner Ehefrau die Schmerzen nicht abnimmt, dann, wenn meine Jungen von der Arbeit kommen, dann gehen wir rum und schlagen sie tot.“ Namen hat der Derengowski nicht genannt.

Wladislaus Heleniak.

Bromberg, den 6. August 1907.

In der Strafsache gegen Derengowski und Ges. wegen Bedrohung und Beleidigung erschien der nachbenannte Zeuge.

Der Zeuge, mit dem Gegenstande der Untersuchung und der Person des Beschuldigten bekannt gemacht, wurde wie folgt vernommen:

Zeuge Kipf.

Ich heiße Richard Kipf, bin 46 Jahre alt, evang. Religion, Gastwirt in Schöndorf, mit den Beschuldigten weder verwandt noch verschwägert.

z. S.: Nachdem dem Zeugen die Aussagen der Zeugen Bl. 8 ff. vorgelesen waren, erklärt er:

Die Zeugen haben die Wahrheit gesagt, ob sie aber etwas verschwiegen haben, kann ich mit Bestimmtheit nicht sagen.

Ich bitte eidlich zu vernehmen: den Arbeiter und Eigentümer Sommerowski in Schöndorf, Breitestr., sowie dessen Ehefrau.

Meine Mutter wünscht die Bestrafung der Beschuldigten.

Ich halte meine Angaben, welche ich auf dem Distriktamt am 15. Juni 1907 gemacht habe, aufrecht. Ich bin in meiner Gegend fast der einzige Deutsche und werde von den Polen stark angefeindet.

Man hat mir die Zäune zerbrochen und die Tür und Schaufenster mit Menschenkot besudelt.

Etwa Mitte Juli 1907 stand in der Mittagszeit der Arbeiter Bruno Derengowski vor seinem Grundstück, welches meinem Grundstück gegenüber liegt. Er rief über die Straße, er müsse die alte Hexe töten, ehe er zum Militär ginge. Er müsse Herz, Lunge und Augen haben und sich braten, das Blut müsse seine Mutter trinken. Wenn der Teufel ihn bekäme, so würde er einen Schwager haben, wie er noch nie einen in der Hölle gehabt hätte. Diese Reden wird der Besitzer Albert Kurz in Klein Bartelsee, Schulstr., bestätigen.

Bromberg, den 23. August 1907.

Es erscheint der Angeklagte Bruno Derengowski aus Schöndorf, Glinkerstr. 12 und erklärt verantwortlich vernommen:

z. P.: Bin am 22. Oktober 1885 zu Bromberg geboren. Eltern Johann und Magdalene geb. Gawryer. Bin ledig, kath. Religion, ohne Vermögen. Bin angesetzt und soll im Herbst d. J. beim Train-Batl. meiner Militärpflicht genügen. Nicht vorbestraft.

z. S.: Ich war damals total betrunken und weiß nicht, was ich getan habe. Der Hugo Elsner aus Klein Bartelsee, Lagestr., wird beknnden können, was ich damals gesprochen habe.

Bruno Derengowski.

Der Eigentümer Johann Sommerowski aus Schöndorf, Breitestr. 14, 42 Jahre alt, kath., wegen Meineides nicht bestraft, erklärt:

Im Monat Mai d. J., das Datum kann ich nicht mehr genau bezeichnen, erzählte mir der Derengowski sen. folgendes: „Die Schwiegermutter von Kipf hat mir erzählt, daß der Kipf sein Haus in Fordon angesteckt hat. Kipf ließ sich von der Feuerversicherung Sachen bezahlen, obwohl dieselben nicht verbrannt waren, die Schwiegermutter hat die Sachen nach Schöndorf gebracht und verschenkt, meine Frau hat auch einen Unterrock bekommen, die kennt Kräuter, wenn sie die kocht, dann werden die Glieder ansgesetzt.

Mehr weiß ich nicht, namentlich kann ich über die Bedrohungen keine Auskunft geben.

Johann Derengowski.

Schöndorf, den 30. September 1907.

In der nebenbezeichneten Strafsache bestreite ich und meine mitangeschuldigten Söhne, die in der Anklage erwähnten Vergehen begangen zu haben. Es ist allerdings richtig, daß meine Ehefrau seit zwei Jahren vollständig bettlägerig ist und daß dieselbe sich in dem Glauben befindet, daß sie von der Frau Witzke durch verabreichte Speisen und Getränke eine Blutvergiftung sich zugezogen habe, dieserhalb hat meine Ehefrau der Frau Witzke auch mein Haus verboten, um mit ihr nichts weiter zu tnn zu haben, und nicht mehr mit ihr in Berührung zu kommen.

Als die Frau Witzke meiner Ehefrau eines Tages Piroggen brachte und weder sie noch ich diese genießen wollten, und ich dieselben deshalb meinem Hunde vorwarf, wurden sie sogar von diesem Tiere verschmäht und in der Erde zugekratzt.

Die Frau Witzke habe auch erklärt, daß es eine Krankheit gibt, welche den Menschen vergiftet und ihm die Knochen auseinandersetzt. Der Zenge Kipf ist mir sehr feindlich gesinnt und trachtet

danach, mein Grnndstück, das an das seinige grenzt, in seinen Besitz zu bekommen, und will mich durch die erhobene Klage in meinem Vermögen schädigen. Er hat auch zu dem Zeugen Heleniak gesagt, er würde mich schabernacken und wenn ich ihn mit der Peitsche schlagen sollte, würde er sich ins Bett legen, das Geschäft zu machen und dann würde er binnen ein bis zwei Jahren mein Grundstück bekommen. Beweis: das Zengnis des Arbeiters Heleniak. Ich kann das Zeugnis des Schankwirts Kipf und der Witzke nicht annehmen. Ich bin mir unter den obwaltenden Umständen einer strafbaren Handlnng nicht bewnßt nnd beantrage, mich nnd meine angeschnldigten Söhne von der erhobenen Anklage freizusprechen.

Jan Derengowski.

III. Protokoll über die Hauptverhandlung erster Instanz.

Bromberg, den 19. Oktober 1907.

In der Strafsache gegen den Eigentümer Johann Derengowski in Schöndorf geb. 8. 10. 51.

2. den Arbeiter Theodor Derengowski ebenda, geb. 29. 8. 89.

3. den Arbeiter Bruno Derengowski ebenda, geb. 20. 10. 1885, wegen Beleidigung nnd Bedrohung erschienen bei Aufruf der Sache die Angeklagten.

Die Verhandlung begann mit dem Aufruf der Zengen. Es meldeten sich:

1. Schankwirt Richard Kipf,
2. Frau Bertha Witzke,
3. Arbeiterfran Wilhelmine Wilitzke,
4. Ziegelarbeiter Kasimir Cesar,
5. Schnlknabe Boleslaus Heleniak,
6. Arbeiter Wladislaus Heleniak,

zu 1—4 aus Schöndorf, zn 5 und 6 aus Schöllersdorf.

Die Zengen entfernen sich znnächst aus dem Sitznngssaal, nachdem sie mit dem Gegenstande der Untersuchung und der Person der Angeklagten bekannt gemacht und auf die Bedentung des Eides sowie insbesondere darauf hingewiesen worden waren, daß der Eid sich auf die Beantwortnng solcher Fragen beziehe, welche dem Zeugen über seine Person und die sonst im § 67 StPO vorgesehenen Umstände vorgelegt würden.

Die Angeklagten, über die persönlichen Verhältnisse vernommen, gaben an, wie in der Anklage.

Die Vorstrafen wurden anerkannt.

Der Beschluß vom 9. September über die Eröffnung des Hanptverfahrens wird verlesen.

Die Angeklagten, befragt, ob sie etwas auf die Beschnldigung erwidern wollen, erklärten:

Angeklagter zn 1: Ich bestreite die Äußerung getan zu haben.

Angeklagter zu 2: Ich bestreite die Beschuldigung.

Angeklagter zu 3: Ich weiß von nichts, ich war damals sinnlos betrunken.

Die Zengen wurden hierauf einzeln vorgerufen nnd — in Abwesenheit der später znhörenden Zengen — wie folgt vernommen:

Ich heiße Bertha Witzke, bin 57 Jahre alt, evang., mit dem Angeklagten nicht verwandt und nicht verschwägert, wegen Meineides nicht bestraft.

z. S.: Als ich am fraglichen Freitag — 24. Mai — bei den Angeklagten vorüber kam, sagte mir der Angeklagte zu 1: „Dn alte Hexe, nimm meiner Fran die Krankheit ab, Dn hast sie behext," und spnckte nach mir.

Von den anderen Äußerungen habe ich nichts gehört.

2. Zeuge Kipf nach Leistung des Zeugeneides.

z. P.: Ich heiße Richard Kipf, bin 47 Jahre alt, evang., mit den Angeklagten nicht verwandt und nicht verschwägert, wegen Meineides nicht bestraft.

z. P.: Am 25. Mai d. J. kam der Angeklagte zu 1 zu meiner Fran ans Fenster und sagte, „sie müsse der Witzke sagen, sie möchte rüberkommen und meiner Frau die Klattern abnehmen, sonst schlage ich sie tot.

Ich stellte ihn dieserhalb zur Rede; er wiederholte die Äußerung und sagte noch: „Du verfluchter Mimix, ich steche Dich tot, wenn die Witzke nicht rüberkommen wird, dann steche ich sie tot, wir branchen das Blnt von der Hexe, meine Fran muß es trinken."

Der Angeklagte zu 2 hat an demselben Tage in bezug auf Witzke gesagt: „Wenn das alte Weib nicht rüberkommt nnd meiner Frau die Klattern abnehmen wird, werde ich rüberkommen und Richter spielen und die Hexe totstechen."

Mitte Juli äußerte Derengowski: „Bevor ich zum Militär gehe, muß das alte Weib noch tot gemacht werden, wenn sie nicht kommen wird, und meiner Mutter die Klattern abnehmen wird.

Bruno Derengowski, damals sehr betrunken.

3. Zeugin Wilitzke nach Leistung des Zengeneides:

z. P.: Ich heiße Wilhelmine Wilitzke, bin 47 Jahre, evangel., mit den Angeklagten nicht verwandt und nicht verschwägert, wegen Meineides nicht bestraft.

z. S.: Ich habe gehört, wie der Angeklagte Johann Derengowski in bezug anf Frau Witzke sagte: „Die alte Hexe hat meiner Frau Bonbons gegeben, hat meine Frau behext, sodaß sie das ganze Jahr zu Bett liegen muß.“ Von den anderen Äußerungen kann ich nichts bekunden.

4. Zeuge Cesar nach Leistung des Zeugeneides:

z. P.: Ich heiße Kasimir Cesar, bin 44 Jahre alt, kath., mit den Angeklagten nicht verwandt und nicht verschwägert, wegen Meineides nicht bestraft.

z. S.: Als ich eines Tages znr Arbeit ging, hörte ich, wie Johann Derengowski sagte: „Das graue Aas ist gesund und meine Frau muß leiden.“ Er meinte die Frau Witzke.

5. Zeuge Boleslaus Heleniak unbeeidigt.

z. P.: Ich heiße Boleslaus Heleniak, bin 13 Jahre alt, kath., Bruno Derengowski hat meine Schwester zur Frau, mit den andern Angeklagten nicht verwandt und nicht verschwägert.

z. S.: Ich habe gesehen, daß Johann Derengowski dem Kipf mit einem Peitschenstiel gedroht hat vor dem Kipf'schen Hause. Er schimpfte auch, habe aber nicht verstanden, was er gesagt hat.

6. Zeuge Heleniak nach Leistung des Zeugeneides:

z. P.: Ich heiße Wladislaus Heleniak, bin 22 Jahre alt, kath. Religion. Bruno Derengowski hat meine Schwester zur Frau, mit den andern Angeklagten bin ich nicht verwandt und nicht verschwägert, wegen Meineides nicht bestraft.

z. S.: Ich habe gehört, wie Johann Derengowski sagte: „Wenn meine Söhne von der Arbeit nach Hause kommen werden, dann werden sie zu der Witzke gehen und die Hexe totstechen.“

IV. Urteil erster Instanz.

Die Angeklagten sind schuldig und zwar:

Johann Derengowski der Beleidigung in zwei Fällen und der Beleidigung in Tateinheit mit Bedrohung in zwei weiteren Fällen.

Theodor Derengowski der Beleidigung in Tateinheit mit Bedrohung und werden dafür:

Johann Derengowski zu 30 Tagen Gefängnis,

Theodor Derengowski zu 10 Tagen Gefängnis verurteilt.

Bruno Derengowski ist der Beleidigung in Tateinheit mit Bedrohung nicht schuldig und wird deshalb freigesprochen.

Die Kosten des Verfahrens fallen, soweit Verurteilung erfolgt ist, den Angeklagten Johann und Theodor Derengowski, im Übrigen der Staatskasse zur Last.

Gründe.

Folgender Sachverhalt ist in der Hauptverhandlung durch die Angaben der Angeklagten, die eidlichen Zeugenaussagen der Frau Bertha Witzke, des Gastwirts Richard Kipf, der Arbeiterfrau Wilhelmine Wilitzki des Ziegelarbeiters Kasimir Cesar und des Arbeiters Wladislaus Heleniak, sämtlich aus Schöndorf, sowie durch die uneidlichen Aussagen des Schulknaben Boleslaus Heleniak ebenda erwiesen worden:

1. Der Angeklagte Johann Derengowski hat zu Schöndorf am 21. Mai 1907 zu der Zeugin Witzke gesagt: „Sie alte Hexe, Sie haben meine Frau behext," und hat dazu vor der Witzke ausgespuckt.

2. Ebendaselbst hat der Angeklagte Johann Derengowski am nächsten Tage, dem 25. Mai 1907, den ganzen Vormittag über vor dem Hause des Kipf getobt. Er hat hierbei unter anderm folgende Äußerungen dem Kipf gegenüber ausgestoßen:

a) „Ich sage es Ihnen zum letzten Male, daß Ihrer Schwiegermutter, der Frau Witzke, Leben heute ein Ende gemacht wird, es muß Schluß gemacht werden mit der alten Hexe. Ich fordere Sie nochmals auf, mir Ihre Schwiegermutter herauszugeben, daß ich sie totsteche; wir brauchen das Blut von der Hexe."

b) „Sie verfluchter Mimix, ich steche Ihnen den Bauch auf und lasse Ihnen die Flecke raus; wenn Sie sich heute Nacht zur Wehr setzen, dann schlagen wir alles tot, was im Hause ist. Ich steche sogar das Kind mit der Heugabel tot."

3. An demselben Vormittag hat er auf der Dorfstraße ausgerufen: „Die alte Hexe, die Witzke, hat meiner Ehefrau Bonbons und Liqueur und Piroggen gegeben; sie hat meine Ehefrau behext und dieselbe soweit gebracht, daß sie jetzt das ganze Jahr zu Bett liegen muß!"

4. Ebenfalls zu Schöndorf hat an demselben Tage, den 25. Mai 1907, der Angeklagte Theodor Derengowski zu Kipf mit Beziehung auf die Bertha Witzke gesagt: „Wenn Sie das Weib, die alte Hexe, nicht gleich rüberschicken, daß sie der Mutter die Klattern abnimmt,

dann komme ich rüber und werde Richter spielen. Ich schlage die Hexe einfach tot."

5. Der Angeklagte Bruno Derengowski hat zu Schöndorf in dem ersten Drittel des Juli 1907 mit Bezug auf die Witzke ausgerufen, er müsse die alte Hexe töten, ehe er zum Militär ginge.

Bezüglich des letztgenannten Angeklagten, des Bruno Derengowski, hat die Hauptverhandlung ergeben, daß er sich zur Zeit der Bedrohung in einem Zustande krankhafter Störung der Geistestätigkeit befunden hat, durch welchen seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war. Er war nämlich zur Zeit der Äußerung stark betrunken. Zu der Annahme, daß zu jener Zeit seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen gewesen ist, ist das Gericht aufgrund seiner eigenen, glaubhaften Angaben gelangt. Er hat angegeben, er sei an jenem Tage von einem Tanzvergnügen zurückgekehrt, an dem er in seiner Eigenschaft als Musiker teilgenommen habe. Im Anschluß an das Tanzvergnügen habe er viel alkoholhaltige Getränke genossen, und zwar deshalb besonders viel, weil einer der Musiker, mit dem er zusammen gespielt habe, Geburtstag gefeiert habe. Er sei so betrunken gewesen, daß er auf dem Hofe des von seiner Familie bewohnten Grundstücks zusammengebrochen sei und dort mehrere Stunden zwischen Enten und Hühnern geschlafen habe.

Da demzufolge seine Handlung nach § 51 StGB eine strafbare Handlung nicht war, mußte er der ihm zur Last gelegten Tat, nämlich der Beleidigung in Tateinheit mit der Bedrohung eines Verbrechens, für nicht schuldig erklärt und von der Anklage des Vergehens gegen §§ 185, 188, 241, 6, 73 StGB freigesprochen werden.

Zu den Handlungen des Angeklagten Johann und Theodor Derengowski ist zu bemerken, daß ihre Äußerungen darauf zurückgehen, daß die Frau Derengowski, die Ehefrau des Johann und Mutter des Theodor Derengowski, seit einiger Zeit an Rheumatismus und Weichselzopf litt, und daß die Angeklagten aufgrund der Erklärung einer angeblich heilkundigen Frau der Meinung gewesen sein mögen, die Bertha Witzke habe sie mit den Krankheiten behext. Mochten die Angeklagten entgegen jeder vernünftigen Anschauung auch wirklich dieser Überzeugung Raum geben, so lag doch kein Anlaß vor, in einer derartigen Weise gegen die Witzke vorzugehen.

Wir müssen daher einer sonst unbescholtenen Frau gegen derartige Verdächtigungen einen weitgehenden Schutz gewähren.

Durch die Äußerung zu 1, 2a und 3 haben Johann, durch die Äußerung zu 4 Theodor Derengowski vorsätzlich und rechtswidrig ihrer Mißachtung gegen die Frau Witzke Ausdruck verliehen. In der Äußerung zu 3 hat Johann Derengowski zugleich mit Bezug auf die Witzke nicht erweislich wahre Tatsachen behauptet, die geeignet waren, sie verdächtig zu machen und in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen. In der Äußerung zu 2b lag eine vorsätzliche und rechtswidrige Kundgebung seiner, dem Kipf gegenüber kundgegebenen Geringschätzung durch Androhung der Mißhandlung. Es stellen sich daher sämtliche Äußerungen als Beleidigung dar, und zwar die Äußerung zu 1, 2a, 2b, 3 und 4 als Vergehen gegen § 185, die Äußerung zu 3 zugleich als ein Vergehen gegen § 186 StGB. Strafantrag ist von Bertha Witzke und Richard Kipf unter dem 15. August 1907, also rechtzeitig, gestellt worden.

Durch die zu 2b erwähnte Äußerung hat Johann Derengowski den Kipf zugleich mit der Bedrohung des Verbrechens des Totschlages bedroht. Die Äußerung zu 2a, 1 und 4 sind der Bertha Witzke durch die Personen überbracht worden, denen gegenüber sie gefallen sind. In jeder dieser Äußerungen war gleichfalls eine Bedrohung mit der Bedrohung des Verbrechens des Totschlages zu erblicken. Bei dem aufgeregten Wahn des Johann Derengowski und des Theodor war anzunehmen, daß die Absicht derselben hierauf gerichtet war, Furcht in den Bedrohten zu wecken, auch waren die Äußerungen geeignet, in den bedrohten Personen Furcht vor der Verwirklichung der angedrohten Verbrechen hervorzurufen. Theodor Derengowski hat, wie seine Vorstrafen beweisen, bei Bedrohung der Tat die zur Erkenntnis ihrer Strafbarkeit erforderliche Einsicht besessen.

Nach alledem war tatsächlich festzustellen, daß die Angeklagten Johann und Theodor Derengowski zu Schöndorf

A. Johann Derengowski am 24. Mai 1907 die Frau Bertha Witzke beleidigt hat (cfr. Äußerung ad 1).

1. Am 25. Mai 1907 durch drei weitere selbständige Handlungen zugleich

a) 1. die Frau Bertha Witzke beleidigt,

2. sie mit der Bedrohung eines Verbrechens bedroht hat (cfr. Äußerung zu 2a),

b) 1. den Gastwirt Kipf beleidigt,

2. ihn mit der Bedrohung eines Verbrechens bedroht hat (cfr. Äußerung zu 2b),

c) 1. die Witzke beleidigt,

2. mit Bezug auf sie nicht erweislich wahre Tatsachen behauptet hat, die genügend sind, sie verächtlich zu machen und in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen (cfr. Äußerung zu 3).

B. Theodor Derengowski durch ein und dieselbe Handlung am 25. Mai 1907

1. die Witzke beleidigt,

2. sie mit der Bedrohung eines Verbrechens bedroht hat (cfr. Äußerung zu 4) — Vergehen gegen §§ 185, 186, 194, 61, 241, 74, 73, 57 StGB. —

An Strafen erschienen nach Lage der Sache angemessen:

A. Gegen Johann Derengowski

1. wegen der Handlung zu 1 eine Gefängnisstrafe von 5 Tagen,

2. wegen der Handlungen zu 2a, 2b und 2c Gefängnisstrafen von je 10 Tagen.

B. Gegen Theodor Derengowski eine Gefängnisstrafe von 10 Tagen.

Aus den gegen Johann Derengowski erkannten Strafen ist gemäß § 74 StGB eine Gesamtstrafe von 30 Tagen Gefängnis gebildet worden. Die Entscheidung über die Kosten des Verfahrens wird durch § 497 StPO gerechtfertigt.

V. Protokoll über die Hauptverhandlung zweiter Instanz.

Bromberg, den 12. Dezember 1907.

In der Strafsache gegen

1. den Eigentümer Johann Derengowski in Schöndorf, geboren am 8. 10. 1851 in Gr.-Bislaw bei Tuchel, verheiratet, katholisch, vorbestraft,

2. den Arbeiter Theodor Derengowski, ebenda, geboren am 29. 5. 1889 in Schöndorf, ledig, katholisch, vorbestraft,

wegen Beleidigung und Bedrohung erschienen zur Hauptverhandlung über die von den beiden Angeklagten eingelegte Berufung gegen das Urteil des Königlichen Schöffengerichts in Bromberg vom 19. Oktober 1907 die Angeklagten und Rechtsanwalt v. Wierzbicki als Verteidiger für beide.

Die Verhandlung begann mit dem Aufrufe der Zeugen. Es meldeten sich:

1. Der Gastwirt Richard Kipf,

2. Frau Bertha Witzke,

3. Arbeiterfrau Wilhelmine Wilitzke,
4. Ziegeleiarbeiter Kasimir Cesar,
5. Schulknabe Bolislaus Heleniak,
6. Arbeiter Wladislaus Heleniak,

zu 1—4 aus Schöndorf, zu 5 und 6 aus Schröttersdorf.

Die Zeugen entfernten sich zunächst aus dem Sitzungssaale, nachdem sie mit dem Gegenstande der Untersuchung und der Person des Angeklagten bekannt gemacht und auf die Bedeutung des Eides sowie insbesondere darauf hingewiesen worden waren, daß der Eid sich auf die Beantwortung solcher Fragen beziehe, welche dem Zeugen über seine Person und die sonst im § 67 StPO vorgesehenen Umstände vorgelegt würden.

Der Berichterstatter hielt einen Vortrag über die Ergebnisse des bisherigen Verfahrens. Das Urteil erster Instanz wurde verlesen.

Die Angeklagten, über die persönlichen Verhältnisse vernommen, gaben an: wie vorseitig.

Die Angeklagten, befragt, ob sie etwas auf die Beschuldigung erwidern wollen, erklärten

zu 1: „Ich bestreite, die beleidigenden Äußerungen oder Drohungen ausgesprochen zu haben,“

zu 2: „Ich bestreite ebenfalls, den Gastwirt Kipf oder die Frau Witzke beleidigt oder bedroht zu haben.“

Die Zeugen wurden hierauf einzeln vorgerufen und in Abwesenheit der später abzuhörenden Zeugen wie folgt vernommen:

1. Zeuge Kipf.

Nach Leistung des Zeugeneides:

Ich heiße Richard Kipf, bin 47 Jahre alt, evangelisch, Gastwirt in Schöndorf, mit dem Angeklagten weder verwandt noch verschwägert, wegen Meineides nicht bestraft.

z. S.: Am 25. Mai d. J. kam der Angeklagte zu 1 vormittags an meinem Laden vorüber und äußerte dabei zu mir: „Ich sage Ihnen zum letzten Male, daß Ihrer Schwiegermutter ihr Leben heute ein Ende gemacht wird, es muß Schluß gemacht werden mit der alten Hexe. Ich fordere Sie nochmals auf, mir Ihre Schwiegermutter herauszugeben, daß ich sie totsteche, wir brauchen das Blut von der Hexe.“ In ähnlicher Weise schimpfte er noch eine ganze Weile fort und schließlich sagte er noch zu mir: „Sie verfluchter Mimix, ich steche Ihnen den Bauch auf und lasse Ihnen die Flecke raus, wenn Sie sich heute Nacht zur Wehr setzen, dann schlagen wir

alles tot, was im Hause ist, ich steche sogar das Kind mit der Heugabel tot.“

Mit Bezug auf meine Schwiegermutter sagte er dann noch: „Die alte Hexe hat meiner Frau Bonbons und Liqueur gegeben, sie hat meine Ehefrau behext und dieselbe soweit gebracht, daß sie das ganze Jahr zu Bett liegen muß.“ Gegen Mittag kam dann auch der Angeklagte zu 2 noch dazu und beteiligte sich an dem Schimpfen, wo er dann sagte: „Wenn Sie das Weib, die Hexe, nicht sogleich rüberschicken, daß sie der Mutter die Klattern abnimmt, dann komme ich rüber und werde Richter spielen, ich steche die Hexe einfach tot.“

Diese Reden sind auf den Aberglauben zurückzuführen, der dort noch unter den Leuten herrscht. Die Ehefrau des Angeklagten zu 1 ist seit längerer Zeit krank, meine Schwiegermutter sollte sie behext haben.

Schnaps habe ich zuweilen rübergeschickt, dies tat ich, um mich mit den Derengowski's gut zu stellen. Ich hatte damals noch keinen Brunnen auf meinem Gehöft und ließ das Wasser gegen Entgelt von dem Derengowski'schen Gehöft holen, das gegenüberliegt.

2. Zeugin Witzke.

Nach Leistung des Zeugeneides:

Ich heiße Bertha Witzke, bin 57 Jahre alt, evangelisch, Schuhmacherswitwe und wohne in Schöndorf, mit dem Angeklagten weder verwandt noch verschwägert.

Am 24. Mai ging ich mit einem Kinde meines Sohnes spazieren. Ich traf den Angeklagten, der mir im Vorübergehen zurief: „Sie alte Hexe, Sie haben meine Frau behext;“ dabei spuckte er nach mir.

Den Skandal am 25. Mai habe ich auch gehört, doch konnte ich die einzelnen Worte nicht verstehen, da ich im Zimmer war.

3. Zeugin Wilitzke.

Nach Leistung des Zeugeneides:

Ich heiße Wilhelmine Wilitzke, bin 48 Jahre alt, evangelisch, Arbeiterfrau in Schöndorf, mit dem Angeklagten weder verwandt noch verschwägert, wegen Meineides nicht bestraft.

z. S.: Am 25. Mai d. J. traf ich den Angeklagten Johann Derengowski in der Nähe des Kipf'schen Ladens, ich wohne ebenfalls ganz in der Nähe von Kipf, ich hörte damals die Äußerung von ihm: „Die alte Hexe hat meiner Frau Liqueur und Bonbons gegeben und sie behext, sie hat sie soweit gebracht, daß sie das ganze Jahr zu Bett liegen muß.“ Diese Worte bezogen sich auf Frau Witzke.

4. Zeuge Kasimir Cesar.

Nach Leistung des Zeugeneides:

Ich heiße Kasimir Cesar, bin 44 Jahre alt, katholisch, Arbeiter in Schöndorf, mit den Angeklagten weder verwandt noch verschwägert, wegen Meineides nicht bestraft.

Als ich eines Tages im Mai zur Arbeit ging, kam mir vor dem Kipf'schen Geschäft Johann Derengowski entgegen und sagte etwas wie: „Alte Hexe, Graukopf." Ich wußte nicht, wen er damit meinte.

Staatsanwalt und Verteidiger verzichteten auf die Vernehmung der weiteren Zeugen.

Beschlossen und verkündet, von der Vernehmung der Zeugen Wladislaus und Boleslaus Heleniak Abstand zu nehmen.

VI. Urteil zweiter Instanz.

In der Strafsache gegen

1. den Eigentümer Johann Derengowski in Schöndorf, geb. am 8. Oktober 1851 in Gr.-Bislaw bei Tuchel, katholisch, verheiratet, vorbestraft,

2. den Arbeiter Theodor Derengowski in Schöndorf, ebendort geboren am 29. Mai 1889, ledig, katholisch, vorbestraft, und

3. Bruno Derengowski

wegen Beleidigung und Bedrohung hat — auf die von den Angeklagten Johann und Theodor Derengowski gegen das Urteil des Königlichen Schöffengerichts in Bromberg vom 19. Oktober 1907 eingelegte Berufung die 1. Strafkammer des Königlichen Landgerichts in Bromberg in der Sitzung vom 12. Dezember 1907 für Recht erkannt:

Die Berufung der beiden Angeklagten wird auf ihre Kosten verworfen.

Gründe.

Die beiden Angeklagten haben gegen das vorbezeichnete Urteil, durch welches sie auf Grund der tatsächlichen Feststellung, daß sie zu Schöndorf.

A. Johann Derengowski

1. am 24. Mai 1907 die Frau Bertha Witzke beleidigt hat,

2. am 25. Mai durch dreierlei weitere selbständige Handlungen zugleich

a) 1. die Frau Bertha Witzke beleidigt,

2. sie mit der Begehung eines Verbrechens bedroht hat,

b) 1. den Gastwirt Kipf beleidigt,

2. ihn mit der Begehung eines Verbrechens bedroht hat,

c) 1. die Witzke beleidigt,

2. mit Bezug auf sie nicht erweislich wahre Tatsachen behauptet hat, die geeignet sind, sie verächtlich zu machen und in der öffentlichen Meinnng herabznwürdigen;

B. Theodor Derengowski durch ein und dieselbe Handlung am 25. Mai 1907.

1. die Witzke beleidigt,

2. sie mit der Begehung eines Verbrechens bedroht hat,

gemäß §§ 185, 186, 194, 61, 241, 74, 73, 57 StGB wegen Beleidigung und Bedrohung verurteilt worden sind, und zwar Johann Derengowski zu einer Gesamtstrafe von 30 Tagen Gefängnis nnd Theodor Derengowski zu 10 Tagen Gefängnis, fristzeitig Berufung eingelegt und ihre Freisprechung evt. eine mildere Strafe beantragt.

Durch die erneute Hauptverhandlung, insbesondere durch die eidlichen glaubhaften Aussagen der vernommenen Zeugen, des Gastwirts Kipf, der Schuhmacherwitwe Bertha Witzke, der Arbeiterfrau Wilhelmine Wilitzke und des Ziegelarbeiters Kasimir Cesar, sämtlich aus Schöndorf, ist folgender Sachverhalt erwiesen:

Die Ehefrau des Angeklagten zu 1 nnd Mutter des Angeklagten zu 2 ist seit dem Frühjahr 1906 so stark an einem rheumatischen Leiden erkrankt, daß sie durch die Krankheit ans Bett gefesselt ist. Eine angebliche heilkundige Fran, die zn Rate gezogen wurde, erklärte, die Kranke sei behext worden. Darauf kam in der Familie des Angeklagten auf, die Zeugin Witzke habe die Kranke behext. Frau Witzke ist die Schwiegermutter des Zengen Kipf. Sie lebt in dessen Hanse und ist auch in seinem Geschäft tätig. Sie hatte zuweilen der Ehefrau des Angeklagten zu 1 bei ihren Einkäufen im Geschäft ein Glas Liqueur, ein Stück Kuchen oder ähnliche Kleinigkeiten gegeben, wie dies den Kunden gegenüber vielfach üblich ist. Durch diese Gaben sollte die Zengin Witzke das Blut der Kranken vergiftet nnd dadurch die Krankheit verursacht haben. Diese Meinung faßte sowohl in der Derengowski'schen Familie, wie auch bei den übrigen Polen der Nachbarschaft fest Wurzel und war die Ursache zu folgenden Vorfällen.

A. 1. Am 24. Mai 1907 begegnete der Angeklagte zu 1 der Zeugin Witzke auf der Straße in Schöndorf, und indem er vor ihr

ausspuckte, sagte er zu ihr: „Sie alte Hexe, Sie haben meine Frau behext."

1. a) Am 25. Mai 1907 kam der Angeklagte zu 1 an dem Geschäftslokal des Zengen Kipf vorüber. Dort blieb er stehen und sagte zu Kipf, der an dem Fenster seines Ladens stand: „Ich sage Ihnen znm letzten Male, daß Ihrer Schwiegermntter ihr Leben heute ein Ende gemacht wird, es muß Schlnß gemacht werden mit der alten Hexe. Ich fordere Sie nochmals auf, mir ihre Schwiegermutter herauszugeben, daß ich sie totsteche, wir brauchen das Blut von der Hexe."

b) Der Angeklagte zu 1 hielt sich fast den ganzen Vormittag dort lant schimpfend, auf der Straße auf und äußerte noch weiter znm Zeugen Kipf: „Sie verflnchter Mimix, ich steche Ihnen den Bauch auf und lasse Ihnen die Flecke raus; wenn Sie sich heute Nacht znr Wehr setzen, dann schlagen wir alles tot, was im Hause ist; ich steche sogar das Kind mit der Heugabel tot."

c) Schließlich rief der Angeklagte zn 1 noch folgende Worte laut aus: „Die alte Hexe, die Witzke hat meiner Ehefrau Bonbons nnd Liquenr und Piroggen gegeben, sie hat meine Ehefrau behext und sie soweit gebracht, daß sie jetzt das ganze Jahr zn Bett liegen muß."

Diese Äußerung hörte nnter anderm anch die Zeugin Witzke mit an.

B. Gegen Mittag kam der Angeklagte zu 2 noch dazn, nnd anch er rief dem Zeugen Kipf zu: „Wenn Sie das Weib, die alte Hexe, nicht rüberschicken, daß sie der Mutter die Klattern abnimmt, dann komme ich rüber nnd werde Richter spielen. Ich schlage die Hexe einfach tot." Es war klar, daß die Worte sich auf die Zeugin Witzke beziehen sollten.

Noch an demselben Tage nachmittags wurde dem Zeugen Kipf von dem Arbeiter Wladislaus Heleniak aus Schröttersdorf mitgeteilt, die Angeklagten wollten in der Nacht sein Haus stürmen. Kipf machte hiervon dem Gendarm seines Bezirks Mitteilung, der daraufhin die Nacht über Wache hielt. es wurde jedoch seitens des Angeklagten nichts unternommen.

Die Angeklagten haben bestritten, die angeführten Äußerungen getan zu haben, doch ist dies Bestreiten den durchaus glaubwürdigen Aussagen der Zeugen gegenüber belanglos.

Es scheint allerdings in den Kreisen des Angeklagten noch ein derartiger Aberglaube zu herrschen, daß sie wirklich in der Meinung

lebten, die Ehefrau Derengowski sei von der Zeugin Witzke behext worden. Es kann ihnen aber trotzdem nicht das Recht zugesprochen werden, ihre bedauerliche Meinung in so gehässiger Weise zum Ausdruck zu bringen. Die Äußerungen des Angeklagten stellen sich als Beleidigung gröbster Art dar. Die Angeklagten waren sich bewußt, daß sie den Zeugen Kipf und Witzke gegenüber Geringschätzung und Mißachtung zum Ausdruck brachten.

Gleichzeitig aber haben die Angeklagten die Zeugen Kipf und Witzke durch die Äußerungen zu 1 a und b mit der Begehung eines Verbrechens — des Totschlages — bedroht. Daß sie auch in den Betroffenen die Furcht vor der Verwirklichung dieses Verbrechens erwecken wollten, unterliegt keinem Zweifel, wenn man berücksichtigt, daß die Angeklagten in ihrer Verblendung glaubten, die Zeugin Witzke könne die Kranke wieder gesund machen, und daß sie anscheinend dies durch ihre Drohungen erreichen wollten.

Hiernach war die tatsächliche Feststellung des Schöffengerichts lediglich aufrecht erhalten.

Daß der Angeklagte zu 2 bei Begehung der Tat die zur Erkenntnis ihrer Strafbarkeit erforderliche Einsicht besessen hat, beweisen seine Vorstrafen und sein Auftreten vor Gericht.

Bei fristzeitig gestellten Strafanträgen (§§ 194, 61 StGB) waren daher gemäß §§ 185, 186, 241, 74, 73, 57 StGB, der Anklage zu 1 wegen Beleidigung in einem Falle, wegen Beleidigung in Tateinheit mit Bedrohung in zwei Fällen und wegen einfacher Beleidigung in Tateinheit mit übler Nachrede in einem weiteren Falle und der Angeklagte zu 2 wegen Beleidigung in Tateinheit mit der Bedrohung zu verurteilen.

Die Straftaten, deren sich der Angeklagte zu 1 schuldig gemacht hat, können bei der Verschiedenartigkeit der Äußerungen und Anlässe nicht als eine fortgesetzte Handlung angesehen werden.

Die Angeklagten haben durch ihre Äußerungen nicht nur die Familie Kipf in Furcht und Schrecken gesetzt, sondern haben den Zeugen Kipf auch geschäftlich schwer geschädigt, da bei dem in den polnischen Volkskreisen noch herrschenden Aberglauben, sich viele Personen durch die Verdächtigungen des Angeklagten von dem Besuch des Kipf'schen Lokales haben abschrecken lassen.

Zudem sind die Angeklagten beide bereits vorbestraft; es erschienen daher die erkannten Strafen von 5 und dreimal zu je 19 Tagen Gefängnis, gemäß § 74 StGB eine Gesamtstrafe von

30 Tagen Gefängnis gegen den Angeklagten zu 1 und von 10 Tagen Gefängnis gegen den Angeklagten zu 2 keineswegs als zn hoch bemessen.

Die Berufung war daher, wie geschehen, zu verwerfen.

Die Kosten des Rechtsstreites haben die Angeklagten gemäß § 505 StGB zu tragen.

Ein schlesisches Neujahrsliedchen aus dem XV. Jahrhundert.

Von Dr. J. Klapper.

Während die schlesischen Handschriften des Mittelalters keinen einzigen Text eines Liedchens enthalten, das bei den Umzügen der Kinder am Sommertag gesungen worden wäre, ist uns in mehreren Handschriften aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts ein Neujahrsbettellied überliefert, das von den Kindern vor den Hänsern vorgetragen worden ist, und das in seinem Inhalte an die heutigen Sommerlieder Schlesiens wie an die westdentschen Martinslieder anklingt. Wir verdanken die Erhaltung dieses Liedchens dem Umstande, daß es seine Verse zur geistlichen Auslegnng in der Neujahrspredigt hergeben mnßte. Dieser Predigttext mit den eingestreuten deutschen Versen findet sich am ausführlichsten in einer Handschrift der Kgl. und Universitätsbibliothek zu Breslau mit der Signatur I. F. 503, die aus der Bibliothek der Breslauer Corpus-Christi-Kirche stammt nnd im Jahre 1431 von dem Johannitterbruder Nicolaus Nedirbeyn de Lubschitz geschrieben worden ist, der zu dieser Zeit Prediger in Striegau war. Die Handschrift enthält in ihrem ersten Teile die Sermones Eremitae de tempore. Anf Bl. 201rb. folgt dann die Predigt: In die circumcisionis videlicet de Nouo anno. Folge kinth folge. schon ist schôn ist der engel schar. Iste cantus canitur per festum natiuitatis Christi, et amicus ab amico, vicinusa vicino nouum annum requirit. Circa quod notandum, quod in isto cantu vulgari pueri casti, mundi, innocentes et simplices hortantur sequi nonum regem puernm, non senes, videlicet in peccatis . . . In dieser Weise wird Vers für Vers geistlich gedeutet. Wesentlich älter noch ist der Text, den eine fast gleich lautende Neujahrspredigt in der Handschrift IV. Q. 175 Bl. 199v enthält. Diese Handschrift stammt

ans dem Anfange des 15. Jahrhundert und gehörte früher der Bibliothek der Augustiner-Chorherrn zu Sagan, der sie nach einer Bemerkung auf Bl. 259 v von einem Dominus Conradus de Reichenbach zugegangen ist. In diesem zweiten Text fehlt jedoch der Schluß, die Verschen, die von den Kindern gesungen wurden, nachdem sie die Geschenke erhalten hatten. Dieser Schluß, den die erste Handschrift nur andeutet, ist am ausführlichsten in der Handschrift I. F. 524 überliefert, die um die Mitte des 15. Jahrhunderts entstand, deren Herkunft jedoch nicht mehr zu ermitteln ist. Sie enthält von drei Händen eine Reihe von Predigten für das Kirchenjahr und kurze Predigtstoffe; unter diesen auf Bl. 402 vb für den Tag der Beschneidung des Herrn die Predigt mit dem Bettelliedchen, jedoch nnr auszngsweise. Der Text beginnt mit den Worten: Ergo hodie est consnetudo, vtinam bona, cantare a natiuitate communitate hoc canticum: ffolge kint ffolge, usw. Nimmt man die drei überlieferten Texte zusammen mit ihren sich gegenseitig ergänzenden Lesarten, so wird man sich leicht ein klares Bild von dem ursprünglichen Liedchen machen können, das natürlich im Gebrauch in den verschiedenen Gegenden kleine Umgestaltungen und Kürzungen erfahren hat. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir es für das 15. Jahrhundert als im ganzen deutschen Schlesien bekannt annehmen, da die Handschriften die es enthalten, von einem Leobschützer und einem Reichenbacher stammen. Die drei Texte lauten unter Weglassung der lateinischen geistlichen Auslegung nach ihrem Alter geordnet:

1.

[Cod. ms. IV. Q. 175. Bl. 199v; Anf. d. 15. Jhs.]

Wolge, kint, volge . . .
Ich weis mir eyn holden . . .
Ich weis in dirre gassen
eynen rîche man gesessen . . .
Hannus mein herre
daz dich got ēre . . .
daz dich got ēre . . .
Gēbit vns eyne gobe
czu desim Nēuen iare.
Heûer eynen phenine,
czu iare eynen schilling . . .

2.

[Cod. ms. I. F. 503. Bl. 201 rb; v. J. 1431].

Folge, kinth, folge!
schon ist, schön ist derengel schar ..
Seyt fro, das ist meyn rot ...
Ich veys mir holde frunde ...
wol ym, der eren hot ...
Ich [weis] mir eyn der gassen
eynen reychyn man gesessen ...
Gebt vns eyne gabe
zu desym newen yore,
hewer eynen phennig,
obir yor eynen schilling ...

Percepto autem munere pueri finaliter clamant et dicunt:
Fro, her, fro!

3.

[Cod. ms. I. F. 524. Bl. 402 vb; Mitte des 15. Jhs.].

Folge, kint, ffolge ...
Ich weys eynen holden ...
Ich weys yn deser gasse
Eyn reychen man gesessem (!), Gesessen ...
Petrus, meyn hirre,
das euch got ere ...
Gebit vns Eyne gobe
Czu dessem newen yare,
hewer Eynen pfenning,
czu yare eynen schilling ...
Vro, hirre vro!
wer czu desim Erhafftigen fert,
deme ist ere Beschert;
alzo ist wns gethon,
wir vorn czu Eynem fromen man.

Im Zusammenhange mit diesen Neujahrsliedchen der Kinder sei ein Neujahrsspruch der Breslauer Wächter vom Jahre 1740 mitgeteilt, der sich in der Handschrift IV. F. 249 (Bl. 203 r) der Kgl. und Univ.-Bibl. zu Breslau findet. Diese Handschrift stammt aus dem gleichen Jahre.

Pro Novo Anno Custodes optant.
Höchster! steh diss Jahr uns bey.
Deine Hand woll unss bedecken,
Lass dein graesslich feurgeschrey
Unsre Mauren nicht erschrecken.
Hunger, Pest, und Wasser-Noth
und, was zu vorderben droht,
Wende ferner Allerwegen,
und gieb Stadt und Land den Segen.

Zusammensetzungen mit „voll".

Von Taubstummenlehrer Karl Rother.

Weit zahlreicher als die Schriftsprache bildet die Mundart Zusammensetzungen oder (nach Grimm, D.Wtb. IV2, S. 421) bloße Zusammenrückungen mit dem Eigenschaftsworte „voll", das dabei in fəl oder wəl verkürzt wird. Die harte oder weiche Aussprache, die teils von den Nachbarlauten und teils von der Silbentrennung abhängig zu sein scheint, steht bei den meisten Beispielen zwar fest, doch wechselt sie auch in einzelnen Fällen. Eine allmähliche Annäherung an das Hochdeutsche zeigt sich darin, daß in manchen Fällen die Endsilbe heute verloren ist. Früher sagte man z. B. *n hártfəl genſə* — eine Herde Gänse und *a bētfəl pitərfiljə* — ein Beet Petersilie, heute dagegen *n hárdə gənſə, a bātə pitərfiljə.* Viel häufiger als im Hochdeutschen werden auch die Verkleinerungsformen gebildet und angewendet.

Die Stoffnamen sind mit dem vorangehenden Worte bisweilen eng verknüpft. So habe ich *gësfəl* nur in Verbindung mit Kleie gehört.

Beachtenswert ist in manchen dieser Zusammensetzungen die eigenartige Erhaltung der Genitivform des Artikels, während das folgende Substantiv sie aufgegeben hat. Im Gegensatze zu den Beispielen „einen Becher Weines" oder „ein Arm voll Holzes" (D.Wtb. I, 419) wird in der Mundart das s des 2. Falles an das Wort angehängt, das ein Maß oder eine Menge angibt: z. B. *a šofəls wosər*, ein Schaff voll Wasser. Der Gebrauch dieser Genetivform scheint zwar in Abnahme begriffen zu sein, da das s oft genug weggelassen wird; wir

geben es aber in allen Beispielen wieder, in denen wir es gehört haben[1]).

Die Beispiele selbst sind aus meiner Erinnerung niedergeschrieben, ergänzt und berichtigt durch meine 80jährige Mutter. Grunau bei Camenz ist der Ort, dem die Art der Aussprache angehört, deren phonetische Bezeichnung der „Deutschen Bühnenaussprache“ von Prof. Dr. Siebs folgt (ḷ bedeutet ein reduziertes l.)

Allgemein bekannt ist der Ausdruck *n hamfəls arbsa* — eine Handvoll Erbsen, weniger das Diminutivum: *a hémfala graọpə* — ein Händchen voll Graupe, oder eine Hand nicht ganz voll; noch seltener ist die verbale Form *hamfaḷn*; dies bedeutet eine Art des Grasens. *wāṛdə ni hámfaḷn kân, dār kân ni grâfa, dār kân ok kipa.* Beim „Kippen“ wird das Gras mit der Sichel nur abgeschlagen, während es beim *hamfaḷn* bis zu einer großen Handvoll in der Hand gehalten wird.

Ein bei uns fast ganz ausgestorbenes Wort ist *n gēsfəl*; das sind zwei aneinander gehaltene Hände voll. Beim Schweinemästen gibt man einem Schaff voll gestampfter Kartoffeln *n gēsfəl klaẹa* — Kleien — zu. Nach einer Mitteilung sagt man in Ostpreußen *n geps ful.* Bei Kaltscheit, Gesamt-Wörterbuch, 1834, ist zu lesen: „Der Geps, nd., eine doppelte hohle Handvoll; die Gepse, kleines, ein Maß haltendes Milchgeschirr.“ Ein solches Maß soll in Ostpreußen noch bekannt sein. Weiteres über dieses Wort siehe D.Wtb. IV 2, S. 3540. Weinhold führt es weder in seinen „Beiträgen zu einem schlesischen Wörterbuche“ noch in seinem handschriftlichen Nachlasse an; vgl. althochd. gebiza.

Die Magd gibt dem Vieh *n ormwəls grâs* — einen Arm voll Gras. Das Kind bringt *a érmwala šáẹtla* — einen kleinen Arm voll gehacktes Holz — herein. Als Zeitwort gebraucht: Beim Heu „einkappeln“ sagt man: *fu dam fīla órmwaḷn tut em s gantsə gəripə wī.*

Manches Kind hat schon bei der Geburt *n kupfəls hūrə* (neuerdings sagt man feiner *hūrə*, — den Kopf voll Haare.

Die Kuh nimmt *a maọlwəls štrū* oder *n mupfəls haẹ* — das Maul oder die „Muppe“ voll Stroh oder Heu. (Das von Grimm

[1]) Grimm, D.Wtb. 6 IV 2, S. 422: „Im Englischen steht sich ähnlich two hands full und two handfuls gegenüber, das letztere völlig als Compositum behandelt.“ Diese englische Erscheinung dürfte aber als reine Pluralbildung zu beurteilen sein und hat mit unserer Genitivform nichts zu tun.

D.Wtb. I. 563 angeführte „mumpfel“ für mundvoll ist im Schlesischen nicht üblich, da für Mund stets Maul gebraucht wird.)

Geht man an einer frisch gedüngten Wiese vorüber, so bekommt man *n órntlijə násfəl* — die Nase voll.

Ist jemand stark erschrocken, so verordnet man ihm *n šlukwəl wosər* — einen Schluck Wasser; dann schadet der Schreck nicht. Friert man, so trinkt man *a šlikwala hēsə milch* oder *hēsa kófē* — einen kleinen Schluck heiße Milch oder heißen Kaffee.

a gráfəwaęb bringt *n hukfəl gras* — eine Bürde Gras. Eine ganz andere Bedeutung hat die Verkleinerungsform von *hukfəl*. *a hikwala gətraęde* oder *haę* ist ein noch nicht einmal halbvoll beladener Wagen mit Getreide, Heu oder anderem. Das will wohl ironisch sagen: er bringt auf dem Wagen, womöglich auf dem Leiterwagen, nur soviel, als man auch auf dem Rücken tragen könnte. cand. phil. Günther hat in Königshain für denselben Begriff das Wort *ritšwala* gehört.

Zum Distelnstechen oder zum *flúka* — Unkraut pflücken, ausreißen — im Getreide machte man sich früher ein Grastuch über Rücken und Schulter um, die „Ausschütte.“ *mach dər di áosšite im! hamfəlwaęfə* — handvollweise wurde die *flukə* hineingesteckt, bis das Tuch zum Ausschütten voll war; das war *n áosšitwəl*. Von einer langsamen Person sagte man: *ē dī ēnə áosšitwəl hot, do hā ījər tswēə* — eh die eine „Ausschüttfel“ hat, da habe ich ihrer zwei. Heutzutage ist die Ausschütte kaum noch in Gebrauch; man zieht es aus Bequemlichkeitsrücksichten vor, Viertelkörbe mitzunehmen, wenn auch durch diese das Getreide mehr zerdrückt wird.

Ein Knabe hat *n mitsfəl berna ūfgəklaobt* — eine Mütze voll Birnen aufgelesen oder gar *n tošwəls epəl gəmupst* — eine Tasche voll Äpfel gestohlen. Ein Mädchen aber hat *n šertsfəls piltsə* — eine Schürze voll Pilze gesammelt, oder es bringt vom Bäcker *a tichwala famaln mitə* — ein Tüchlein voll Semmeln.

Beim Kaufmann holt man *n štornitsfəls* (auch *starnitsfəls*) *rufinka* — eine Düte Rosinen, *a štornitswala tsimt* —, eine kleine Düte Zimt, *n titwəls tsúkərtsorg* — eine Düte Zuckerzeug oder *a titwala fafər* — eine kleine Düte Pfeffer. *štornitsə* für Düte ist aber schon recht veraltet.

Auf den Tisch schüttet man *n tupfəls* oder auch nur *a tipwala katúfan* — einen Topf oder ein Töpfchen Kartoffeln, man „suppt“ *n talwəls fupə* — einen Teller Suppe, ißt *a tálwala gəbaknə flaoma* —

ein Tellerchen gebackene Pflaumen, nimmt *n špisfəl kraṇt* — einen „Gabelspieß" Sauerkraut und trinkt zuletzt *n šälwəl* oder *a šalwala kofē* — eine Schale oder ein Schälchen Kaffee, in den man *n špitswəl märfəltsukər* — eine Messerspitze Farin tut. Auf fettes Fleisch nimmt man gern *a gläswala brantwaṇn* — ein Gläschen Branntwein, seltener *a gläswəl ēfach bīr* — ein Glas einfach Bier.

Auf den Tisch kommt gelegentlich auch *n fonwəls gəbaknə klīsla* — Pfannenklöße, ein Gebäck, oder *a fänwala ēərfilfəl* — Eierfüllsel, eine Mehlspeise; ferner *n šiswəls fulatə* — eine Schüssel Blattsalat, *a šiswala krīntuṇkə* — ein Schüsselchen Meerrettichtunke, *n toswəl foft* — eine Tasse Rübensyrup, *a täswala hönich* — eine Täßchen Honig und *n biksfəl femft* — eine Büchse Mostrich. Eine reizende Übertreibung 'enthält die Redensart *a macht a gəfichtə wī tsan fänwala gədemftə taṇwel.*

Vom Schweineschlachten holen die Armen der Nachbarschaft *n krukwəls* oder *a krīgwala wórštfupə* — einen Krug oder ein Krüglein Wurstsuppe.

Die Katze erhält öfters *a näpfala gudə milch* — ein Näpfchen gute Milch; statt Napf voll sagt man *n näpfəl.* Den Kühen gibt man *n korpfəls šprēə* — einen Korb Spreu; brüht man diese, so erhalten sie *a šofəls brīə,* dazu *a kérbwala rība* — ein Körbchen geschnittene Runkelrüben. Zur rohen Spreu gibt man *n ēmwəl kalt wosər* — einen Eimer kaltes Wasser. Ein Mastschwein bekommt *a šäfalas derba frös* — ein kleines Schaff derben Fraß, nämlich gestampfte gekochte Kartoffeln mit Kleien vermischt, ein anderes dagegen *n ēmwəl gešlüdər* — einen Eimer voll flüssiger Nahrung. Manche Kuh gibt *a pār géltwaln* — zwei Gelten voll Milch, eine andere *kam ē géltwala* — kaum eine kleine Gelte.

In den Keller kommt wohl nie *a fóswəls waṇn* — ein Faß Wein; eher einmal *a fäswala bīr* — ein Fäßchen Bier. Da steht *n tunwəl kraṇt* — eine Tonne Sauerkraut und *a tinwala faṇərgórka* — ein Tönnchen sauere Gurken.

Der Trinker holt sich *n flošwəls* — eine Flasche — Branntwein und ist traurig, wenn zuletzt nur noch *a fiṇərhutfəls* — ein Fingerhut voll — darin ist. Den Raucher erfreut *n kistwəls* — eine Kiste — Zigarren. Dem über Durst klagenden Kinde bedeutet man: *s höt ju n gantsə štantfəl wosər* — es hat ja eine ganze Stande voll Wasser — draußen stehen.

Man holt *n konwəls wosər* — eine Kanne Wasser; *tswē konwaln*

farn n fȧrt — zwei Kannen sind eine Fahrt Wasser. *a kȧnwala kófē* — das bekannte blaue Kännchen voll Kaffee — nehmen sich die Arbeiter mit zur Arbeitsstätte. Ist der Kaffee zu dünn geraten, so hat man wohl *n plumpfəl* — eine Pumpe voll — Wasser zugegossen. Eine tüchtige Übertreibung!

Auf dem Boden steht mancher *ſakfəl* — Sack — Getreide, hängt *a ſekwala špāln* (früher *špāla*) — ein Säckchen voll Äpfelspalten, liegen *a pār matsſaln bun* — ein paar Metzen Bohnen; aber es findet sich da auch manchmal *a gants nāstfəl moeſə* — ein Nest voll Mäuse.

In den Garten gießt man *n tsūpfəl lūſə,* einen Zuber voll Jauche, in ein Mäuseloch aber *a pār šepfəls* — ein paar „Schöpper" voll (Schöpper von schöpfen.) Auf ein Gartenbeet trägt man *n trāgfəl* Mist; mit der Trage wird der Dünger aus dem Stalle geholt. Den Weinstock bedeckt man mit *ar gābfəl* oder mit *a pār gābfaln mist* — mit einer oder mehreren Gabeln voll Mist.

Vom Felde holt man *n rātwəls kūpa, rībakupa, a rātwala bletər,* auch *a wānwala futər* — eine Radwer voll Runkelrübenköpfe, der obere Teil der Rüben mit sämtlichen Blättern, oder eine nicht ganz volle Radwer abgebrochener Runkelrübenblätter, auch ein Wägelchen Futter.

Von Herumträgern kauft man *a mōstəl blōbārn* — ein Maß Blaubeeren oder *a māstala jochānlaſoft* — ein Mäßchen Wachholderbeersaft.

Beim Spinnen bestand ehemals *di tsālə,* die für einen Abend aufgegebene Menge, in drei bis vier *špilwaln* — Spillen voll Garn.

Von einer sparsamen Magd rühmte man, sie habe *n gantsa šraŋkfəl krōm, wūchakrōm und fūntichkrōm* — einen ganzen Schrank voll Wochen- und Sonntagskleider, dazu auch *a šreŋkwala wešə* — ein Schränkchen voll Wäsche. Beim Umzuge hat mancher *n gantsa wānwəl* — einen Wagen voll — Sachen.

Ein Knabe spielt mit einer Schachtel Bleisoldaten oder mit einem Kästchen Knöpfe, die er beim knepaln gewonnen hat: *n šachtfəl fuldāta, a kāstwala knepə*; *a šechtwala* — Schächtelchen — Streichhölzchen aber nimmt man ihm weg. Von Schachtel heißt sonst die Verkleinerungsform *šachtala.*

Aus der Genitivform ist ersichtlich, daß auch in den Ausdrücken *n lefəls fupə, a lefalas mēdətsīn, n šefəls arbsa* — ein Löffel Suppe, ein Löffelchen Medizin, ein Scheffel Erbsen, — das Wort „voll"

enthalten ist, wiewohl es in diesen Beispielen mit der Endsilbe des Grundwortes zusammenfällt.

Einen abgewiesenen Freiersmann tröstet man mit dem Hinweise, daß es ihrer (Mädchen) nicht bloß eine Handvoll, sondern sogar ein ganzes Land voll gäbe:

ā! s hōdər ju ni ok n hamfəl,
s hōdər gār a gants lantfəl.

Probe der westglätzischen Mundart von Brzesowie.

Von F. Graebisch in Kudowa.

Vorbemerkung. Glätz. o und ō (= mhd. a, â, o, ô, u) vor r erscheint (auch bei Dehnung) als a, ā: bāṛt, jāṛ, bāṛn (bohren), gəhāṛt, gəfarçht. Für mhd. o und u steht vor r in einigen Wörtern, wohl bei ursprünglicher Tieftonigkeit, e: imṛfeṛt, eṛntliçh, derçh u. a.

Die älteren Leute in Brzesowie sprechen noch nach oberdörfischer Weise nāi, wāik, glōiva usw., in letzter Zeit dringt das Niederglätzische durch, das auch in der folgenden Probe zum Ausdruck kommt.

Das silbische m hat deutlichen u-Vorschlag: bāſum.

Von Drachen und Freimaurern.

on dán amōl hǫn ſə aim darfə gəſān en traçha eṛštņs um daçhə bei enṛ witvĕ. dī hotə a gəwelvə (Laden), on dāṛ giñg's afū šleçht ūw amōl, on špētṛ hǫtsə feçh dṛšǫsa ai dṛ štūvə fṛm mutṛgǫtsbeldə. dāṛ fǫl dṛ traçhə imṛ wārə wekəšlopt hǫn. On dan hǫn ſə dan traçha widṛ gəſān um bāmə a fimf šritə fō damſelva hauſə. a fǫl ausgəſān hǫn, wı enə fǫirijə šıtə (Schütte Stroh). on dan īſ a glaiçhə ai də wǫlka (velares l) gəflęn, dō hǫn ſ a ninə gəſān. on də lǫitə ſęn imṛ, dṛ traçhə tut štāla monçha lǫita on a fraimauran[1]) hitręn.

di tūn feçh glę[2]) mid iṛm aijna[3]) blutə undṛšraiva um taiwḷ,

[1]) Lehnwort aus der Schriftsprache, vgl. mǫiṛ = Maurer.
[2]) Gekürzt aus glęv ęçh = glaube ich.
[3]) Lehnwort aus der Schriftsprache, weil ai nicht lautgesetzlich.

dō misa ſə dan derçḫ tsvē štūva[1]) gın, dō tut ſə a šraivr fiṛn on tut a ols tsaija, on dō ſān ſə ā də taiwl̥ ai dr̥ helə. on dan, wen jə gelt brauçha, do kena[2]) ſə ok a pāṛ wertr̥ ſǫn, on dō breɒd a dr̥ taiwl̥ en ſāk(g)elt. on dan, wen ſə dr̥ taiwl̥ ai dĕ helə hula wẹl, on dō kẹmd a kǫtr̥ on dr̥werçḫt ſə. de fraimaurr̥ wan (werden) ǫdṛ ſẹ̄ṛ ālt. ḍə misa ā olə jārə wos baun, on wen s ā drai tsījan (Ziegel, pl.) ūſſoma ſain.

Literatur.

Schlesiens volkstümliche Überlieferungen. Sammlungen und Studien der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, begründet von Friedrich Vogt, herausgegeben von Theodor Siebs. Leipzig, Teubner. 1911. **Band IV: Schlesische Sagen II.** Elben-, Dämonen- und Teufelsagen. Von **Richard Kühnau.** XXXII, 745 Ss. Preis für Mitglieder M. 7,50 (Originalband M. 8,25).

Noch vor Jahresschluß erscheint soeben der zweite Band von Kühnaus Sagenbuch. Er fügt zu den im ersten Teile behandelten Seelensagen die in Schlesien vertretenen Erzählungen von Elben, Dämonen und vom Teufel. Der Versuch, den unendlich reichen Stoff auch diesmal in zwanglos gebildeten Gruppen geordnet darzustellen, kann als im wesentlichen gelungen bezeichnet werden. Zu den Hausgeistern gesellen sich die Erdgeister und die in Wald, Feld und Wasser hausenden mythischen Gestalten. Als Dämonen treten Tiere, Berg- und Grubengeister, der wilde Nachtjäger, die Riesen auf; ein Sammelbegriff: „Gottdämonen" umfaßt Erzählungen von Tod-, Pest-, Wind- und verschiedenen anderen Gottheiten. Für die anschließenden Teufelsagen sind nach sachlichen Gesichtspunkten fünf Gruppen geschaffen. Durch Buchstaben vor den Überschriften ist auch diesmal gekennzeichnet, aus welchem Teile Schlesiens die Sage stammt; bei den Wassergeistern und Bergdämonen ist eine örtliche Scheidung auch in den Sagen selbst durchgeführt, wodurch zugleich die slavischen Einschläge hervortreten. Die vorsichtige kritische Auswahl der Sagen, die alles Unzuverlässige, Ausgeschmückte aussondert, verleiht dem Sagenbuche nicht nur wissenschaftlichen Wert als lautere Quelle echten alten Gutes, sondern wahrt auch den schlichten Ton der Volksüberlieferung, dem gerade diese Erzählungen ihr anheimelndes Wesen verdanken. Möge dem zweiten Bande dieselbe freundliche Aufnahme beschieden sein, wie dem ersten; vor allem sollte jeder Schlesier es nicht versäumen, seiner Bibliothek zur Weihnachtszeit das schlesische Sagenbuch einzureihen.

Dr. O.

---

[1]) In ihrem Logenhaus.

[2]) Lautgesetzlich wäre kẹna zu erwarten (so auch sonst im Glätz.), offenes e vielleicht nach dem Konj. kendə oder nach wela, wonach auch fela = follen gebildet ist (statt fẹla). (weldə : wela = kendə : kena).

Heymann, Dr. phil. W., Das bremische Plattdeutsch. Eine grammatische Darstellung auf sprachgeschichtlicher Grundlage. Herausgegeben auf Veranlassung des Vereins für niedersächsisches Volkstum. Bremen, Gust. Winter, 1909. IX, 176 Seiten. M. 3.

Die kleine Grammatik des Bremer Plattdeutsch ist eine recht erfreuliche Gabe. Zwar ist die Sprache nicht vom Standpunkte der heutigen Sprachwissenschaft aus betrachtet, doch immerhin mit einer gewissen sprachgeschichtlichen Schulung; und vor allem — das ist das wichtigste — kennt der Verfasser seine heimatliche Mundart von Kind auf. Damit sind schon Licht- und Schattenseiten des Büchleins angedeutet. Es ist für weitere Kreise verständlich, und man kann sich aus ihm praktisch unterrichten. Andererseits ist auf eine eigentliche phonetische Schreibung verzichtet, und das hat oft zu unzulänglicher Lautbezeichnung geführt: so ist z. B. langes i mit schriftsprachlichem ie dargestellt; und in vielen Fällen ist die Quantität aus der Schreibung nicht ersichtlich: welcher Fremde wird z. B. in he töft „er wartet" das hier geltende lange ȫ erkennen?

Der Hauptfehler des Buches ist, daß es vielfach mit praktischer Darstellung gelehrtes Wissen verquicken will und dadurch Verwirrung stiftet; andererseits werden naheliegende Erklärungen bei Seite gelassen. Eine Anzahl von Bemerkungen, die zumeist die Lautlehre betreffen, mögen hier Platz finden. S. 4 wird hinter kerke (Kirche) bemerkt „griechischen Ursprungs, aus *κυριακή*"; diese Herkunft (aus *κυριακόν*) zu erwähnen hat hier gar keinen Sinn. — S. 5 „In *gistern*, mhd. *gëstern* (vgl. got. *gistradagis* morgen) . . . . . wechselt *i* mit *e* in den verschiedenen germanischen Mundarten. Vgl. noch *swillen* schwellen ahd. und as. *swellan*; *quillen* quellen mhd. *quëlen* (so!)" usw. Für den Laien hätten solche Bemerkungen, auch wenn sie nicht fehlerhaft wären, keinen Wert. — S. 6 „meist wird jetzt danach" — nämlich nach kurzem *u* — „der Konsonant doppelt geschrieben, vgl. *full* voll . . ."; das ist doch urgermanische Gemination! — S. 7 *wulle* Welle, mit *o* in ahd. *wolla*, mhd. *wolle*, dagegen (so!) mit *u* in got. *wulla*." — S. 7 wird das *u* in *suster* Schwester, *sull* Schwelle „durch den Einfluß eines vorhergehenden, aber später ausgefallenen *v*" aus *e* erklärt. — S. 10 heißt es, die Form „*doode* für *dood* beruht auf einem germanischen Stamm *dau-da* und klingt veraltet"; von *tide* „Gezeiten" heißt es, „zugrunde liegt auch hier ein germanischer zweisilbiger Stamm *ti-di* (Kluge)." Was hier gemeint ist, dürfte sowohl Kluge als auch anderen Fachleuten unverständlich bleiben. — S. 14 werden die vor *st* gesprochenen Längen (*schoster*) den Kürzen (*roste*) als willkürliche Erscheinungen gegenübergestellt, wenigstens wird eine — naheliegende — Erklärung nicht versucht. — S. 38 wird das *z* in *zestig*, *zebentig* neben *sestig*, *sebentig* nur durch kräftigere Artikulation erklärt, während hier doch wohl analogischer Einfluß der Formen mit vorhergehendem *unt* (*ēnuntsestig*) vorliegt. — S. 40 wird die Aussprache des anlautenden *j* derjenigen in engl. *John*, ital. *maggiore* gleichgestellt; nach meiner Empfindung decken sie sich nicht ganz, denn der Bremer spricht *dz'j*, *dž'j* oder *dj*, nicht dž. — S. 45 bleibt das *d* in *side* Seide, *krīde* Kreide, *āder* Ader, *snider* Schneider gegenüber *halsafsnīer* „Halsabschneider" unerklärt; die Formen mit *d* erklären sich durch schriftsprachlichen Einfluss. — S. 53 heißt es „*r* hat über *l* gesiegt in *stamern*

„stammeln“; aber das ist nicht Lautwandel, sondern es handelt sich um verschiedene Suffixe. — S. 54 ist das Auftreten von *b* statt *w* in *bliben, aber* u. a. wohl durch das folgende m̥ l̥ r̥ zu erklären; betreffs der wechselnden Schreibung von b, v, f glaube ich nicht mit dem Verf., „daß die Verwirrung zum Teil die Wirkung der Lektüre Reuters ist.“ — S. 56 sind *bäkn böhn* als „Nebenform“ von „Boden“ betrachtet, während es doch dem hochdeutschen „Bühne“ entspricht, also mit jenem wohl gar nicht verwandt ist. So könnte ich noch mancherlei Verbesserungen geben.

Vielleicht ließe sich in einer etwaigen neuen Auflage der eine oder andere dieser Winke verwerten. Dann wäre die Absicht meiner Ausstellungen erreicht, denn ich habe den Wert dieser fleißig überlegten volkstümlichen plattdeutschen Grammatik nicht schmälern wollen. Siebs.

Bünker, J. R., Schwänke, Sagen und Märchen in heanzischer Mundart. Leipzig, Deutsche Verlagsaktiengesellschaft, 1907. XVI, 436 S. M. 6.

Die „Heanzen“ heißen die Deutschen des westlichen Teiles vom Eisenburger Komitat in Westungarn, im weiteren Sinne auch die Bewohner der Komitate Ödenburg, Wieselburg und Preßburg. Ihre Mundart ist — so scheint es nach den vorliegenden Texten — bayrisch-österreichisch; der Verfasser freilich möchte einen fränkischen Einschlag annehmen. In dieser Sprache werden uns 113 Stücke dargeboten, Schwänke, Sagen, sagenhafte Erzählungen und Märchen, die der Herausgeber nach dem Munde eines Straßenkehrers aufgezeichnet hat, und zwar im Laufe vieler Jahre. Beachtenswert ist, daß eine größere Erzählung zweimal von demselben Gewährsmanne in einem Zwischenraume von zehn Jahren wiedergegeben ist: der Unterschied der zwei Texte ist gering. Das ist eine Erfahrung, die auch ich öfters gemacht habe: die Prosa der Erzählung haftet manchmal im Gedächtnisse der Leute so gut wie der Wortlaut von Versen. — Die Schreibung ist keine rein phonetische, vielmehr ein Mittelding zwischen einer solchen und einer schriftdeutschen; so bleibt natürlich manches von der Aussprache dem Leser unklar. — Volkskundliches Interesse bieten verschiedene Texte, und dafür müssen wir Dank wissen. Eigenartig ist die Gestaltung der Lenorensage (No. 42). -e-

Heurck, Emile H. van, et **Boekenoogen,** G. J., Histoire de l'imagerie populaire flamande et de ses rapports avec les images étrangères. Bruxelles, Librairie nationale G. van Oest & Co. 1910. 4°. 728 Seiten.

Das umfangreiche Werk in vlämischer und französischer Sprache stellt sich die Aufgabe, möglichst alles zu sammeln, was in Belgien an volkstümlichen Illustrationen und zugehörigen Texten zu finden war. Die dankenswerte Arbeit macht keinen Anspruch auf hohen Kunstwert, aber sie ist von Bedeutung vor allem für die Volkskunde, denn sie zeigt in Bild und Wort das Leben und Treiben des 16. bis 18. Jahrhunderts in Belgien und vergleichend auch in anderen Ländern auf. In vielen Stichen und Holzschnitten, zum Teil auch in ersten, primitiven Buntdrucken wird das Volksleben vorgeführt. Wir sehen religiöse Darstellungen: wundertätige Bilder und ihre Anbetung, kirchliche Feste, meist die der Kinderheiligen Martin und Nikolaus, mit Umzügen. Ganze Gruppen von Märchen und Legenden, oft nur in Größe einer Briefmarke und

doch meist deutlich ausgeführt, mit Text, finden wir; die Typen der Ausrufer und Verkäufer, die Handwerker bei der Arbeit, Seiltänzer und Läufer bringen uns das Straßengetriebe verschwundener Zeiten wieder nahe. Wie durch hellgeputzte niederländische Scheiben sehen wir in das Treiben des Haushaltes hinein: häusliche Szenen, Taufen und Hochzeiten ziehen an uns vorüber. Auch Kriegsszenen werden uns in vielen Bildern veranschaulicht. Große Jahrmarktsbilder zeigen die Grenadiere Napoléons; den großen Kaiser selbst sehen wir bei Waterloo und dann auf eiliger Flucht.

Von echt niederländischer Naivetät sind die Schwänke und Räubergeschichten und die Verse dazu, sowie die plumpen Bilderbogen für Kinder.

Im ganzen stehen die Illustrationen des 17. Jahrhunderts auf höherer Stufe als die späteren. In älterer Zeit spüren wir eben noch den Einfluß der guten niederländischen Schule.

Auch französische, schwedische und deutsche Stoffe sind berücksichtigt. Alle Verleger, die sich mit Bildschmuck befaßt haben, sind verzeichnet.

Wie dankenswert diese Publikation ist und ihre Erweiterungen auch sein würden, das wird sich erweisen, wenn die Volkskunde sich den reichen, darin enthaltenen Stoff zu fruchtbarer Arbeit über Gebräuche und Trachten, Feste und Dichtungen nutzbar gemacht haben wird. E. A.

Hörmann, Ludwig von, Tiroler Volksleben. Stuttgart, Ad. Bonz & Co. 1909. 498 Seiten. M. 5.

Ein ganz vortreffliches Büchlein, in dem das Alltagsleben des Tirolers von einem der gründlichsten Kenner des Volkslebens dargestellt ist. Die Festtage nach dem Kalender, von Lichtmeß bis zu den Zwölften, das Familienleben und die häuslichen Ereignisse, sommerliche und winterliche Spiele und Belustigungen sind so anschaulich erzählt, daß jedem, der für volkskundliche Dinge Sinn hat, das Buch nicht genug empfohlen werden kann. Möge solche Schilderungsweise auch für andere Stammesgebiete Nachfolge finden.

Auf einige sprachliche Anmerkungen würde man gern verzichten, z. B. Seite 196 wird „Molte“ (vgl. Moltwurf) als mittellateinisches Lehnwort (molitura) gedeutet, während es doch ein (mit lat. molere urverwandtes) urgermanisches Wort ist, vgl. got. mulda, „Staub, Erde.“ — S. 424 rê bedeutet nur Leiche, nicht Bahre. — S. 434 heißt es von lat. talpa, „Maulwurf“: „da auch die Bezeichnung salpa vorkommt, so dürfte das Wort auf den Stamm scalp, „schneiden, scheeren“ zurückgehen. Wird Derartiges in der nächsten Auflage gestrichen, so läßt das treffliche Buch nichts zu wünschen.

Strackerjan, Ludwig, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg. 2. erweiterte Auflage, herausgegeben von Karl Willoh. 2 Bände. Oldenburg, Gerh. Stalling. 1902. M. 7,20.

Es ist dankbar anzuerkennen, daß die Verlagsbuchhandlung von G. Stalling sich zu einer Neuausgabe des vergriffenen trefflichen Werkes entschlossen hat. Jeder, der sich mit der Volkskunde der oldenburgischen Lande, sei es der sächsischen oder der friesischen, befaßt hat, weiß den hohen Wert des Werkes zu schätzen.

Daß der Herausgeber der neuen Auflage die alte Einteilung beibehalten hat, ist nur zu billigen; auch, daß er meint, es „liegt kein Grund vor, sachliche Angaben aus der ersten Auflage zu unterdrücken", solange sie nicht als falsch erwiesen sind. Ja, wenn doch einmal nicht volle Neuarbeit gemacht werden sollte, so würde ich es für das einzig Richtige gehalten haben, auf die Gefahr hin, Unsicheres wieder abzudrucken, nur einen Abdruck der ersten Ausgabe zu bieten. So wird es in der Vorrede, scheint mir, versprochen, aber leider nicht gehalten. Es hätten ja etwaige Ergänzungen und Literaturangaben anhangsweise hinzugefügt werden können. Jetzt aber ist das Alte und Neue — trotz der angebrachten Sternchen — nicht durch genügende Literaturnachweise gekennzeichnet. Ich halte daher für wissenschaftliche Zwecke die erste Auflage weiterhin für unentbehrlich; jedenfalls ist zu bedauern, daß der alte Bestand dieser nicht deutlich hervortritt und nicht die alten Seitenzahlen am Rande vermerkt sind.

Was das wichtige Gebiet des Saterlandes anlangt, so sind meine nach sehr zuverlässigen Gewährsleuten gemachten Aufzeichnungen (in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1893), besonders über die Festfeiern, ganz unbeachtet gelassen. Im Interesse der Sache kann ich erklären, daß ich zwischen so sicheren Mitteilungen, wie mein alter trefflicher Gewährsmann Remmer Dumstorf in Hollen sie bot, und so unzuverlässigen, wie der vom Herausgeber sehr überschätzte, mir persönlich bekannte Borgmann sie — wenn auch wohl in gutem Glauben — phantastisch zurechtmachte, gar wohl zu scheiden gewußt habe. Diese Phantastereien haben schon verschiedentlich Unheil angerichtet.

Sollte eine dritte Auflage nötig werden, so muß wieder der erste Druck zugrunde gelegt werden. Vor allem muß aber ein Register geboten werden; mit einem solchen das Buch liebevoll auszustatten, das hätte der Herausgeber der trefflichen Strackerjan'schen Arbeit sich nicht versagen dürfen.

Siebs.

Dähnhardt, Oskar, Natursagen. Band I. Sagen zum alten Testament. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1907. XIV, 376 Ss. M. 8. — Band II. Sagen zum neuen Testament. 1909. XVI, 316 Ss. M. 8. — Band III. Tiersagen. 1910. XIV, 558 Ss. M. 15.

Sagen und Märchen, die die Natur in ihren einzelnen, dem Volke vertrauten Erscheinungen zu deuten versuchen, hatte Dähnhardt schon 1898 herausgegeben. Der wissenschaftliche Gedanke, diesen Gegenstand entwicklungsgeschichtlich zu behandeln, machte die Durchmusterung einer gewaltigen Zahl von Sagen aller Völker notwendig, und hierzu sind dem Verfasser manche namhaften Gelehrten behilflich gewesen.

Das Bedürfnis, die Natur poetisch zu erklären, oder andererseits die willkürliche Ätiologie sind die Triebfedern zur Bildung der Natursagen: in ersterem Falle soll nur das Warum der Naturerscheinung festgestellt werden, im anderen wendet sich die Sage — meist zum Schlusse — plötzlich zum Naturgeschichtlichen. Diese letztere, willkürliche Ätiologie ist besonders stark in den biblischen Legenden vertreten.

Zunächst werden als Sagen, die im alten Testament erscheinen, die Weltschöpfung, die Erschaffung des Menschen, der Sündenfall, der Totschlag Abels,

die Sintflut behandelt, und die vielen volksmäßigen Ausgestaltungen dieser Stoffe, wie sie uns in den verschiedensten Zeiten und bei den verschiedensten Völkern entgegentreten, erscheinen hier — wohl zum ersten Male — nach rdnenden Gesichtspunkten vereinigt. Sehr klar tritt das dialektische Prinzip in der Kosmogonie und Anthropogonie hervor — inwieweit sich hier mit dem Verfasser historische Beziehungen vermuten lassen, bleibe dahingestellt. Es tritt die große Bedeutung der Teufelssagen herver, die sich in dem Motiv vom Wetteifer des Teufels mit dem Schöpfer und in der Erschaffung der dem Menschen feindlichen Geschöpfe, Tiere und Pflanzen sowie in der Verleitung des Menschen zum Bösen zeigt. Selbstverständlich wird sich der Stoff zu allen Zeiten noch ergänzen lassen; aber der außerordentliche Wert dieses Buches besteht darin, daß durch reiche Zusammenstellung bisher nicht herangezogenen Materials vieles bisher Getrennte unter gemeinsame Gesichtspunkte gebracht wird.

Der zweite Band ist den an das neue Testament anknüpfenden Stoffen gewidmet. Wie bei den Sagen des alten Testamentes, ist selbstverständlich auch hier nicht in erster Linie an ursächlichen Zusammensetzung mit dem Biblischen gedacht, sondern dieses hat nur den Einteilungsgrund abgegeben. Und so darf bei diesen uns als christlich erscheinenden Dingen der Anteil des griechisch-römischen, germanischen, slavischen Geistes, auch der orientalischen Einflüsse nicht unterschätzt werden. Die große Bedeutung der apokryphen Literatur wird gewürdigt, die auf das engste mit mündlicher Volksüberlieferung zusammenhängt; und zahllos sind nun die Übertragungen zwischen den biblischen und apokryphen Stoffen, zwischen christlichen und heidnischen. Das führt dann auf das umfangreiche Gebiet der Mischung heidnisch- und christlich-religiöser Gestalten, die — nachdem ein längerer Abschnitt der Entwicklung der Jesussagen gewidmet ist — ganz besonders an der Figur des Petrus aufgezeigt wird. Wie heidnischer Volksglaube und christliche Sage sich mischen, sucht hier der Verfasser durch Motive zu erhärten, die den Tiersagen eingereiht werden können. Die Tiere, die den verschiedenen göttlichen Gestalten heilig oder lieb sind, spielen in der Sage ihre feste Rolle.

Der ganze dritte Band ist recht eigentlich den Tiersagen gewidmet. Mehr und mehr ist dem Verfasser „die Einheit des mythischen Denkens aller Völker“ zur Gewißheit geworden. Wie die Erziehung des Kindes zur Naturbeobachtung bei allen Völkern mehr oder weniger gleiche Wege geht, so auch sind die Motive der Tiersagen mehr oder weniger dieselben, und daher ist auch die anthropopathische Auffassung der Tiere so ähnlich: daher überall die Sagen, nach denen die Menschen von den Tieren abstammen; daher die Anschauung von den übernatürlichen Kräften der Tiere, und daher die starke Wirkung dieser Anschauungen auf Sitte und Brauch.

Den weiteren Bänden, die einen zweiten Teil der Tiersagen, die Pflanzensagen und eine Sammlung indischer Sagen (von Johannes Hertel) bringen sollen, sehen wir mit freudiger Erwartung entgegen. Der reiche, wohlgeordnete Stoff ist uns von größtem Werte. Möge der Verfasser seinem Grundsatze treu bleiben, uns möglichst objektiv dieses große Material zu geben. Gewiß ist es nicht leicht, den Fehler fast aller Forscher auf dem Gebiete von Sage und Mythos zu meiden und nicht in eine einseitige Art der Deutung zu verfallen. Öfters

schon scheint sich mir der Verfassor an der äussersten Grenze zu bewegen, die das Gebiet des jedem Einleuchtenden von dem der bei solcher Arbeit zu meidenden Hypothese trennt: zum Beispiel da, wo von Pferd und Rind als Gegensätzen in der Sage geredet wird; wo die Mischungen der Gestalten von Petrus, Donar nnd dem Teufel erwähnt werden u. a. mehr. Gewiß hat jeder Gelehrte das gute Recht, den Vermutungen Raum zu geben, aber in solchen Werken, wie in dem vorliegenden, ist jeder Verzicht als ein Gewinn zu preisen.

Mit den besten Wünschen für dies schöne Werk erwarten wir die Zeit, da wir weiteres berichten können. Ss.

Busch, Wilhelm, Ut ôler Welt (aus alter Zeit). München, Lothar Joachim, 1910. M. 3,50.

Aus dem Nachlasse seines Onkels Wilhelm Busch gibt hier O. Nöldeke die von jenem um 1850 gesammelten Märchen, Sagen, Volkslieder und Reime in die Öffentlichkeit. Wir sind Wilhelm Busch bei dieser reproduktiven Tätigkeit schon vor zehn Jahren im Korrespondenzblatte für niederdeutsche Sprachforschung begegnet, aber den meisten wird diese seine Sammelarbeit neu sein. Der treffliche Busch hat sich auch hier bewährt. Die kurze knappe Erzählungsweise in den Märchen berührt sehr wohltuend; ich möchte fast glauben, daß hier weniger nach schriftsprachlichem Gebrauche umgewandelt ist, als in den Grimm'schen Märchen. Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß Kürze immer echt volksmäßig sei. Die Wiedergabe der mundartlichen Stücke ist leicht verständlich. In den Sagen, Volksliedern und Reimen zeigt sich das Dilettantische in der großen Dürftigkeit — auf diesen Gebieten hat der Reichtum erschöpfender wissenschaftlicher Sammlungen uns verwöhnt; in den Märchen tritt der Wert des Buches durch die Eigenart der Fassungen stärker hervor. Sehr erfreulich und voller Humor sind die skizzenhaften Zeichnungen von der Meisterhand unseres Wilhelm Busch. Wir empfohlen das Büchlein aufs wärmste.

Golther, Prof. Dr. W., Religion und Mythus der Germanen. Neuer Verlag Deutsche Zukunft, Leipzig 1909. 115 S. 4°. M. 4.

Es ist erfreulich, daß auch weiteren Kreisen mehr und mehr die törichte Anschauung benommen wird, als ob wir nordische Quellen und germanische Mythologie gleichsetzen dürften. In diesem Sinne wirkt auch Golthers Darstellung im Großen und Ganzen. Auch wird der Leser durch eine einleitende religionsgeschichtliche Betrachtung über die Bedeutung von Traum- und Seelenglauben, Ahnenkult und Naturbelebung zur vorurteilsfreieren Aufnahme vorbereitet. — Bei der Schilderung der einzelnen Gottheiten ist vielleicht trotz alles gegenteiligen Wollens dem Nordischen zu viel Bedeutung beigemessen; andererseits scheint mir Tacitus zu sehr zurückzutreten; und vor allem: hier sind dem Laien doch mancherlei Vermutungen geboten worden. Wer kann sicher behaupten, daß Thingsus den Volksversammlungsgott bedeute, daß Freyr = ags. fréa „Herr“ sei u. a. m.? Oh freilich andere Mythologen noch mehr Entsagung üben würden, als Golther, ist mir sehr zweifelhaft; und so wollen wir im Namen weiterer Kreise für diese Darstellung dankbar sein. — Sehr klug ist es, daß gerade diese Schrift auf alle Götterbilder moderner Phantasie verzichtet

hat; der Umschlag durchbricht leider mit seinem unpassenden Odinbilde diesen guten Grundsatz. -e-

Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde. Herausgegeben von E. K. **Blümml.** I. **Kohl,** Fr. Fr., Heitere Volksgesänge aus Tirol. Mit Singweisen. Wien, Verlag Dr. R. Ludwig, 1908. 164 S. M. 6. II, **Kopp,** Arthur, Bremberger-Gedichte. 1908. 62 S. M. 2. III. **Kohl,** F. F., Die Tiroler Bauernhochzeit. Sitten, Bräuche usw. 1908. 282 S. M. 9. IV. **Kralik,** R. v., Zur nordgermanischen Sagengeschichte. 1908. 120 S. M. 4,80. V. **Höfler,** Max, Volksmedizinische Botanik der Germanen. 1908. 124 S. M. 4,80. VI. **Blümml,** Beiträge zur deutschen Volksdichtung. 1908. 198 S. M. 7,20.

Die dankenswerte Reihe volkskundlicher Forschungen wird auf das Günstigste durch Franz Friedrich Kohl eröffnet. In seinen „heiteren Volksgesängen aus Tirol" knüpft er an J. Strelz' im Jahre 1807 erschienenen Beitrag „Bürgall" an, der uns berichtet, wie in Tirol merkwürdige Vorfälle und Ereignisse, namentlich spottheischende, gern in Reime gebracht und abgesungen werden; solche Lieder haben sich dann oft lange Zeit erhalten. Sie wurden früher meist nur von einer Baßstimme begleitet, heute werden sie gewöhnlich zur Gitarre, die erst seit dem 19. Jahrhundert in Tirol verbreitet ist, oder zur Zither gesungen. Eine besondere Rolle spielen die Neckereien, die auch Buschgawill, Puschgwill oder ähnlich benannt werden — eine Entstellung aus Pasquill, wie eine solche ja auch im Schlesischen als pulše kwile oder dergl. vorkommt. Vielstrophige Gedichte in Reimen sind es, in denen einzelne Leute oder ganze Stände, wie Bauern, Handwerker, Fuhrleute, Bettler, Kästenbrater usw. in launiger Weise vorgenommen werden. Für die Volksdichtung haben sie ebensowohl ihre Bedeutung wie das Schnadahüpferl. Die Aufzeichnung dieser Stücke in der Mundart erscheint klar und zuverlässig; ein kleines Wörterbuch dient der Erläuterung; die Melodien sind teils ein-, teils mehrstimmig.

Eine nicht minder vortreffliche, einzigartige Leistung bietet uns derselbe F. F. Kohl in der „Tiroler Bauernhochzeit". Josef Reiter, der Leiter des Mozarteums in Salzburg, hat ihm zum musikalischen Teile Beistand geleistet. Religiöse (hochdeutsche) Hochzeitlieder, Tafellieder (zumeist mundartlich), sind mit Melodien — verschiedene für Klavier — mitgeteilt; dann folgen ein Primizlied, dann alte Hochzeitstänze aus Kastellruth, gesetzt von Reiter, und dann eine große Reihe von Hochzeitsreimen und Sprüchen — ein Abschnitt, der sich mit den „heiteren Volksgesängen" berührt; endlich Schilderungen der Tiroler Volkshochzeit und der Primiz aus etwa zwanzig der verschiedensten Ortschaften Tirols. — Uns ist eine so eingehende Darstellung der Hochzeit, sowohl von den Sitten und Bräuchen als auch den Liedern in Text und Melodie, aus anderen Gegenden nicht bekannt.

Im zweiten Bande ist die bekannte Geschichte vom Herzen, wie sie z. B. im Castellan von Coucy erscheint und uns vom Brennenberger seit dem 13. Jahrhundert berichtet wird, von Arthur Kopp behandelt. Vom Brennenberger handelten die Meistersinger, und das hat ja zur Benennung des sog. Brembergertons geführt; es hieß, ein eifersüchtiger Ehemann sollte den von Brennenberg getötet und sein Herz gebraten der Geliebten vorgesetzt haben.

Die Bronnenberger Liedeslieder waren im Schwange. Ihrer siebzehn, soweit sie aus fliegenden Blättern bekannt geworden sind, hat Kopp in dankenswerter Weise hier gesammelt und auch Geschichte und Sage vom Brennenberger behandelt.

In Band IV will v. Kralik die nordische Sagengeschichte neugeordnet vorführen und scheidet sieben Sagengruppen, die mit den „Sagen vor dem Auszuge Odins“ beginnen und mit dem „Ausgange in die Karlssage“ schließen. Es ist nicht uninteressant zu sehen, wie sich der Verfasser selbständig synthetisch diesen Gang gestaltet hat, und seine Belesenheit auf dem Gebiete nordischer Sage ist gewiß anzuerkennen — wenngleich nordische Wortformen vermuten lassen, daß er nicht selbst das Nordische beherrscht. Ist dies die subjektive Bedeutung des Buches, so müßte ein objektiver Wert seiner Aufstellungen von dem Verfasser noch erst durch eine kritische Arbeit über diese Fragen erhärtet werden.

Max Höfler behandelt im fünften Bande die einzelnen Pflanzen und Kräuter, die sich für die germanische Zeit annehmen lassen, in ihrer volksmedizinischen Verwendung, wobei Sitte und Brauch eine große Rolle spielen. Aber auch zusammenfassende Ergebnisse werden von Höfler gewonnen, indem er nachweist, daß die altgermanischen Heilpflanzen fast nur in nächster Umgebung menschlicher Siedlungen wuchsen; daß ihre primitivste Verwendung der Fortpflanzung und Fruchtbarkeit galt, und daß die ältesten Heilpflanzen die an Stärke, Zucker und Fett reichen Nährpflanzen waren, die vor allem gegen Auszehrung gebraucht wurden; daß endlich der Heilgrundsatz similia similibus in verhältnismäßig junge Zeiten weist.

Auch sucht H. darzulegen, wie der Animismus besonders die innerhalb des Hausgehäges wachsenden Kräuter und Bäume als Gestalten oder Wohnsitze des mit Opfergaben zu versöhnenden Hausgeistes belebt habe, der als „Kobelhold“ günstig oder als „Mar“ eine Unholdengestalt war. Inwieweit sich so weitgehende Schlüsse auf Kult und Glauben ziehen lassen, wage ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls zeigt Höfler auch hier wieder, wie er seine subtilen Forschungen weiteren Gesichtspunkten unterzuordnen weiß.

Der sechste Teil der Reihe ist ein Sammelband, in dem eine Reihe von Forschern mit Thematen zur Volksdichtung hervortreten. Durch Beispiele aus dem Böhmerwalde erläutert Jungbauer eine Definition und Einteilung der Volksdichtung; einen höchst wertvollen Bericht über die Volksdichtung im Jahre 1907 (schon einmal gedruckt) bietet Blümml; Kohl und Pirkl geben Nachträge zu der im dritten Bande behandelten „Tiroler Bauernhochzeit“; andere geben Märchen, Schwänke, Sagen und vor allem Volkslieder aus verschiedenen Gegenden — es ist mehr der Band einer Zeitschrift, während die früheren Teile Monographien sind. Alle diese Bände zeigen eine vortreffliche Ausstattung, die dem Herausgeber und dem Verleger zur Ehre gereicht. Ss.

Handbücher zur Volkskunde. Leipzig, Wilhelm Heims. I. Band. Wehrhan, Karl, die Sage. 1908. 162 S. II. Thimme, A., das Märchen. 1909. 202 S. III. Schell, O., das Volkslied. 1908. 204 S. IV. Wehrhan, K., Kinderlied und Kinderspiel. 1909. 189 S. V. Sartori, P., Sitte und Brauch I. 1910. 186 S. Je M. 2.

Gewiß ist es eine sehr nützliche Aufgabe, in weiteren Kreisen Interesse für die Aufgaben der Volkskunde zu erwecken, und diese Absicht hegt die kleine Sammlung wohl in erster Linie und erfüllt sie auch. Sie wird manchem Anleitung zu eigner Betätigung auf volkskundlichem Gebiete geben können.

Eine Gefahr liegt in dem Umgrenzen der verschiedenen Gebiete. Vor allem sind K. Wehrhan Schwierigkeiten durch die Definition erwachsen, zumal da ja die Grenzen viel umstritten sind. Bei ihm fängt das Mißverständnis schon mit der Etymologie an: Das Substantiv „Sage" ist abgeleitet (so!) vom Verbum „sagen" usw., und acht deutsche Wörterbücher werden als Eideshelfer herangezogen. Sartori sagt, indem er die Begriffe „Gewohnheit, Brauch, Sitte, Mode" gegen einander abgrenzen will, u. a.: „Das Wort Sitte hängt zusammen mit altindischem svadhâ = Gewohnheit, das man auf sva = suus und dhâ = setzen, machen, tun, zurückgeführt hat." Nun, da muß es doch einmal gesagt sein: selbst abgesehen von solchen unglückseligen Etymologien, es kommt für uns bei diesen Definitionen, mit denen deutsche Gelehrte so oft altmodisch die Zeit verplempern, garnichts heraus! Ob für die Philosophie, will ich nicht beurteilen; für die Volkskunde jedenfalls **nicht**. Thimme nimmt hier den richtigsten Standpunkt ein, indem er über das Wort und die Definition von Märchen nichts sagt.

Damit wollte ich aber nur vor künftigen Mißgriffen warnen, keinen Tadel aussprechen. Denn jedes der Büchlein hat seine Verdienste. **Wehrhan** hat in nicht ungeschickter Weise, ähnlich wie ehedem Elard Hugo Meyer es getan, auf möglichst viele Sitten und Bräuche aufmerksam gemacht, indem er sie bei Besprechung der einzelnen Gelegenheiten, z. B. bei der Hochzeit vergleichend zusammenstellt. Das hat ja Nachteile, indem vieles Bekannte wiederholt und recht willkürlich ausgewählt wird; aber der Leser lernt auf manches achten, was beim Erfragen und Vergleichen von Nutzen ist. Reichhaltige Literaturangaben beschließen dieses Bändchen wie alle anderen. Nach ähnlicher Disposition hat Wehrhan das — übersichtlichere und daher dankbarere — Gebiet „Kinderlied und Kinderspiel" dargestellt; gute Bemerkungen über Rhythmus, Reim, Metrik und Musik sind anzuerkennen; wohl nur ein Zufall ist es, daß die wichtigsten Sammlungen in der „Literatur" vergessen sind, nämlich der Grundriß und der Jahresbericht der germanischen Philologie. — Am bequemsten hatte es **Schell**, da für die Methodik der Volksliedsforschung reichliche und nutzbare Vorarbeiten aus neuester Zeit zu Gebote stehen. Die Darstellung ist sehr verständig, kurz und geschmackvoll und geht über den Wert hinaus, den ihr der bescheidene Verfasser zumißt. Am schwierigsten hingegen hatte es wohl **Thimme** mit der Behandlung des Märchens; auch er hat sich in dankenswerter Weise mit seinem Stoffe abgefunden, nur daß mir die stilistische Seite, die doch sehr wichtig ist, zu wenig beachtet zu sein scheint. Damit genug über die kleinen nützlichen Handbücher, die dem Laien, der sich für volkskundliche Forschung interessiert, warm empfohlen werden können, zumal da sie für den billigen Preis von zwei Mark jedem leicht erreichbar sind. Sa.

Gebhardt, August, Grammatik der Nürnberger Mundart. Grammatiken deutscher Mundarten VII. Unter Mitwirkung von Otto **Bremer**. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1907. 392 S. M. 12.

Es wird eine sehr umfangreiche Grammatik der lebenden Mundart Nürnbergs gegeben, die zum oberpfälzischen, also zum bairischen gerechnet wird. Nach einer phonetischen Darstellung des Lautsystems folgt die historische Behandlung. Die Sprache Hans Sachsens wird grundsätzlich ausgeschlossen; das ist sprachwissenschaftlich begründet, indessen wäre ein näheres Eingehen auf sie doch erwünscht gewesen. In einem besonderen Abschnitt wird die Zeitfolge der Lautwandlungen graphisch dargestellt — eine höchst minutiöse Arbeit, die freilich nur bei wenigen Mundartenforschern auf Verständnis, d. h. auf Nachprüfung rechnen dürfte; es gehört Mut dazu, die vielen Linien derartiger in ihrem Werte nicht zu unterschätzender Zeichnungen nachzuziehen, um schließlich doch nur subjektiv gültige Anschauungen zu gewinnen. Lieber hätte man der Wortlehre und Syntax eine eingehendere Behandlung gewünscht, Wenn z. B. in § 142 nur ganz wenige Zusammensetzungen mit *voll-* erscheinen, so möchte man meinen, daß sich vielleicht noch mehrere hätten finden lassen, wie wir sie in diesem Hefte S. 218 ff. mitgeteilt haben; natürlich wollen wir das nicht mit Sicherheit behaupten. Auch das Syntaktische ist stiefmütterlich behandelt. Daß dem Wortschatz kein Raum gegönnt wird, damit soll kein Tadel für dieses Buch, sondern nur die allgemeine Warnung ausgesprochen sein, daß die Mundartenforschung nicht allzu einseitig aufgefaßt werde. — Die Darstellung des musikalischen Akzentes in Notenschrift halten wir für wenig erfolgreich, so sehr sie auch in Mode sein mag. Bei jeder mundartlichen Äußerung kommen hier so viele Imponderabilien in Betracht, daß die Wiedergabe der Melodie durch Noten viel Zufälliges und Persönliches hat. — Daß unter den Textproben Goethes Zueignung (der Morgen kam, es schauten seine Tritte) „h) im Munde der Ungebildeten" erscheint, halten wir nicht für glücklich; es kann sich bei einem solchen nur dem Gebildeten zugängigen Stücke doch höchstens um eine gewaltsame Übertragung in die Sprache der Ungebildeten handeln.

Doch das alles sind Dinge, die uns nicht hindern, in der Gebhardt'schen Grammatik eine sehr fleißige, gründliche und wertvolle Arbeit zu sehen, für die wir dem Verfasser und Herausgeber Dank wissen.

Pessler, Dr. Willi, Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung. Ein Beitrag zur deutschen Landes- und Volkskunde. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn, 1906. 258 S. M. 10.

Nach Ansicht Pessler's stellt sich das altsächsische Bauernhaus durch Vergleich mit anderen Grenzen als eines der wichtigsten Kennzeichen des Sachsenstammes heraus. Wenngleich sich diese Behauptung a priori bestreiten läßt, da ja doch die Siedler den Hausbau veränderten Bedürfnissen einer neuen Heimat häufig anzupassen gezwungen waren, so können wir doch nur dankbar sein, wenn die Bedeutung dieses Kriteriums Pessler zu seinen eingehenden Forschungen über das niedersächsische Haus veranlaßt hat. Das Werk wird durch eine sehr gewissenhafte Darstellung der geographischen, agrarischen und technischen Literatur eingeleitet, dann folgen Einzelforschungen über die Verbreitung des Sachsenhauses und seine verschiedenen Ausgestaltungen; reiche Register erleichtern die Übersicht über das Ganze, und treffliche Pläne und kartographische Darstellungen dienen der Erläuterung. Als Charakteristika des Sachsenhauses werden die Dreiteiligkeit (hohe Diele mit zwei Seitenschiffen),

die Stellung des Herdes in der Mitte des Hauses, die Vereinigung des Ganzen unter einem Dache gewonnen. Ist dies ja im wesentlichen bekannt, so ist neu und ein entschiedenes Verdienst Pesslers, die geographische Verbreitung auf der Karte festgestellt zu haben. Er hat es sich keine Mühe verdrießen lassen, zu Fuß und zu Rad die ihm wichtigen Gebiete zu durchstreifen. Hoffentlich kommt er im Laufe der Zeit auch zur Darstellung des friesischen Hauses, das man wohl aus dem sächsischen hat entwickeln wollen; ich vermute, daß er in dieser Sache zu anderem Ergebnisse kommen wird. Über die weiteren Forschungen, die Pessler seit dem Erscheinen seines trefflichen Buches unternommen hat, hoffen wir bei nächster Gelegenheit zu berichten. S.

Mitteilungen.

Am 25. Juni 1910 starb in Breslau der Schatzmeister unserer Gesellschaft, Hofkunsthändler Bruno Richter. Seit langen Jahren hat er in unermüdlicher Weise treu seines Ehrenamtes gewaltet; in ihm haben wir einen stets hilfs- und ratbereiten Freund verloren. Wir werden sein Andenken in Ehren halten.

Am 7. November fand eine Sitzung des Vorstandes statt. Es wurde über die Veröffentlichungen und Arbeiten der Gesellschaft beraten und der Beschluß gefaßt, zu dem am 3. August 1911 zu feiernden hundertjährigen Jubiläum unserer Universität einen Festband herauszugeben, zu dem fast alle diejenigen Vertreter volkskundlicher Wissenschaft, die zugleich Angehörige der Universität und unserer Gesellschaft gewesen sind, Beiträge zugesagt haben. — Zum Schatzmeister wurde der Bankier Dr. Kurt von Eichborn (Blücherplatz 13 II.) gewählt.

Am Freitag den 11. November fand die erste öffentliche Sitzung im Hörsaal I der Universität statt. Prof. Dr. Kühnau hielt einen Vortrag über die Schlesischen Elben-, Dämonen- und Teufelssagen und gab damit einen Überblick über seine Arbeit am zweiten Bande der Schlesischen Sagen. Seitdem ist dieser umfangreiche, außerordentlich reichhaltige Band im Buchhandel erschienen, zur Freude aller Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde, sowie aller derer, die Sinn für Volksdichtung haben. Zumal da wir mit kurzen Worten das Werk auf Seite 224 besprochen haben, können wir auf eine Inhaltsangabe des Vortrages verzichten.

Am Freitag den 9. Dezember hielt die Gesellschaft den zweiten Vortragsabend ab. Universitätsprofessor Dr. Franz Skutsch hielt einen Vortrag über „eine messianische Weissagung vom Jahre 40 vor Christus", mit dem er einen höchst wertvollen und fesselnden Beitrag zur Religionsgeschichte und somit auch zur Volkskunde des römischen Altertums gab. Er bot eine dichterische Übersetzung und eine Erklärung der vierten Ekloge des Vergil, in der man früher eine messianische Weissagung und christliche Anschauungen hat erkennen wollen. Der Vortragende wies nach, wie sich die Prophezeiung auf die Geburt eines Sohnes des Kaisers Oktavian beziehen sollte; daß der Hofdichter Vergil in dieser Weissagung eben nur die Möglichkeit der Geburt eines

Sohnes und nicht auch einer Tochter — wie sie sich mit der Geburt der Julia erfüllt hat — ins Auge faßt, ist durchaus der damaligen Anschauung gemäß. Mit der Erklärung des Gedichts, das ja später in der Geschichte der christlichen Religion, der Dichtung und der bildenden Kunst eine große Bedeutung haben sollte, gab der Vortragende reichen Stoff zur Kunde von römischer Religion und Sitte.

Die Arbeiten zur Sammlung und Herausgabe der schlesischen Volkslieder nehmen guten Fortgang. Die Einsendungen, deren wir im letzten Jahre eine so große Zahl verzeichnen konnten, haben sich vermehrt. Vor allem ist die Arbeit nun der Katalogisierung gewidmet gewesen. Auch weiterhin werden wir für Sammlung und Sendung von Liedern dankbar sein. Nur durch eifrige Mitarbeit Vieler ist das Gelingen eines so groß angelegten Werkes möglich.

Am 10. Dezember starb zu Heidelberg im fünfzigsten Lebensjahre der außerordentliche Professor der nordischen Philologie und Volkskunde Dr. Bernhard Kahle, wohl der einzige in Deutschland, der einen amtlichen Lehrauftrag für Volkskunde hatte. Der Verstorbene hat sich nicht nur durch seine Arbeiten zur nordischen Sprache und Literatur und zur deutschen Volkskunde, sondern auch durch tätige Mitwirkung an volkskundlichen Bestrebungen verdient gemacht. Unsere „Mitteilungen" haben mit ihm einen geschätzten Mitarbeiter verloren.

Da wir für den Fortgang unserer großen Arbeiten, zu denen sich ja jetzt noch die Herausgabe der schlesischen Volkslieder gesellt hat, bedeutender Mittel bedürfen, bitten wir unsere Mitglieder dringend, bei geeigneter Gelegenheit eifrig für materielle Unterstützung unserer Bestrebungen zu wirken und den **Jahresbeitrag womöglich nicht auf das Mindestmass von drei Mark zu beschränken.** Wir bitten, auf unsere besondere Mitteilung bezugnehmend, um baldige Einsendung an den Schatzmeister, Bankier Dr. Kurt von Eichborn, Breslau I, Blücherplatz 13 II.

Als neue Mitglieder traten unserer Gesellschaft bei **aus Breslau:** Herr Dr. Kurt von Eichborn, Frl. Helene Redlich, Herr Univ.-Professor Konsistorialrat Dr. Gennrich, Herr Architekt Effenberger, Frl. A. Favorke; **von auswärts** die Herren Reinhold Richter in Seifhennersdorf i. S., Apotheker Friedrich Buchwald in Schweidnitz, Buchhändler Rudolf Mitschke in Striegau, Karl Sonnenmark in Wien, Seminarlehrer Dr. Th. Schönborn in Bunzlau.

Die nächste Sitzung findet am Freitag den 13. Januar 1911 um 8 Uhr im Hörsaal I der Universität statt: der ord. Professor Dr. v. Wenckstern wird einen Vortrag halten über „Theorie der Bevölkerungsstatistik."

Schluß der Redaktion: 22. Dezember 1910.

A. Favorke, Breslau II.

Mitteilungen
des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde

Nr. 1. (Korrespondenzblatt) Januar 1905.

Geleitswort.

Diese Mitteilungen stellen sich in den Dienst des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde. Neben den nur in längeren Zwischenräumen möglichen Zusammenkünften sollen sie einen dauernden Verkehr seiner Mitglieder unter einander vermitteln zur Förderung ihrer wissenschaftlichen und praktischen Arbeit. Ob sie diese Aufgabe erfüllen können, wird wesentlich von der Unterstützung abhängen, die sie von Seiten des Verbandes selbst erfahren. Dadurch, daß sie an sämtliche Einzelmitglieder der Vereine versandt werden, ist ein volkskundliches Organ geschaffen, dessen Leserkreis viele Tausende zählt, dessen Stimme nicht bloß von den Gelehrten vernommen wird, sondern von den weitesten Kreisen derer, die irgendwie volkskundlich interessiert sind, ein Organ, wie es bis jetzt wohl noch nirgends besteht. Wir richten in dieser ersten Nummer vor allem an unsere Verbandsmitglieder die Bitte, den „Mitteilungen" durch ihre tätige Teilnahme zu der Bedeutung zu verhelfen, die sie haben können.

Auch über den Verband selbst, über dessen äußere Entstehung und Zusammensetzung diese Nummer eingehender berichtet, ist es wohl am Platze, einige Worte zu sagen, zumal er trotz der kurzen Zeit seines Bestehens schon einigen kritischen Betrachtungen ausgesetzt war. Die Notwendigkeit eines Zusammenschlusses ist von allen volkskundlichen Arbeitern von jeher anerkannt worden. Und schon vor einigen Jahren hat diese Einsicht dazu geführt, daß eine Anzahl von Vereinen sich in dem „Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine" zusammenfanden und dort bald eine neue

volkskundliche Abteilung ins Leben riefen. An ihren Verhandlungen kann jeder, der sich als Teilnehmer an der Hauptversammlung hat eintragen lassen und den Versammlungsbeitrag entrichtet hat, teilnehmen. „Der Zweck des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine ist, ein einheitliches Zusammenwirken dieser Vereine zur Erforschung und Erhaltung der vaterländischen Denkmäler und zur Förderung der deutschen Geschichts- und Altertumsforschung herbeizuführen" (§ 1 seiner Satzungen). Die Zahl der zusammengeschlossenen Vereine beträgt 169, unter ihnen befindet sich eine im Verhältnis verschwindend geringe Anzahl von speziell volkskundlichen Vereinen (wohl 5—6). In der Abgeordnetenversammlung, der in letzter Instanz alle wichtigen Beschlüsse zufallen, entscheidet die Mehrheit der erschienenen Vereinsvertreter. Ich führe diese Einzelheiten nur an, um ein Bild von der Stellung zu geben, die den volkskundlichen Vereinen innerhalb dieser großen Organisation zufallen muß. Man ging wohl davon aus, daß die Volkskunde eine „historische Hilfswissenschaft" sei, eine Rubrik, unter der sie bis auf den heutigen Tag häufig untergebracht wird. Eine solche Betrachtungsweise ist gewiß möglich und in mancher Hinsicht auch förderlich. Die Geschichte bedarf in der Tat auf vielen Gebieten der Hilfe der Volkskunde, und es ist nur erfreulich, wenn sie sich dessen erinnert. Auch die Volkskunde ist andererseits auf die Unterstützung der Geschichtswissenschaft angewiesen. Die Prähistorie liefert ihr interessantes Material; die Quellen der Geschichte sind zum Teil auch die ihren; die Territorialgeschichte hilft ihr manche Erscheinungen des Volkslebens erklären; vor allem der Kulturgeschichte ist sie nahe verwandt. Von diesen engen Beziehungen legen auch die provinzial- und lokalgeschichtlichen Zeitschriften Zeugnis ab, indem sie alljährlich eine Fülle wertvoller volkskundlicher Arbeiten bringen. Bei aller Würdigung aber des Bandes, das beide Wissenschaften verbindet, und das niemand lockern will, sollte man doch nicht vergessen, daß die Volkskunde, und zwar nicht bloß in Deutschand, sondern in allen Kulturländern, längst eine selbständige Wissenschaft geworden ist mit eignem Arbeitsgebiet und eigner Arbeitsweise. Schon im Jahre 1858 bemerkte W. H. Riehl in einem Vortrage, der gerade neuerdings mit Recht wieder mehr beachtet worden ist, und der den Zweck hatte, die Selbständigkeit und Wissenschaftlichkeit der Volkskunde zu erweisen: „Ich zeigte Ihnen, daß die Volkskunde selbständig geworden sei, freigesprochen namentlich von ihrer alten Dienstbarkeit der Geographie und Geschichte." Das halbe Jahrhundert, das seitdem

verstrichen ist, hat die Eigenart der Volkskunde noch schärfer ausgeprägt.

Es sind hauptsächlich zwei Gesichtspunkte, unter denen sie ihre wissenschaftliche Arbeit auffaßt. In dem Volksleben der Gegenwart, das sie erfassen will, erkennt sie die Züge einer näheren oder entfernteren Vergangenheit wieder; das Tageslicht der Gegenwart hilft ihr das Dunkel der Vergangenheit erhellen. Und andererseits findet jenes Volksleben seine kausale Erklärung wieder aus der Kenntnis des längst Vergangenen. Für den deutschen Volksforscher ist daher die eingehende Beschäftigung mit dem deutschen Altertum insbesondere nach seiner geistesgeschichtlichen Seite hin unerläßlich, auch zum Verständnis der sog. Realien. Mit anderen Worten, die deutsche Volkskunde bedarf des engen Anschlusses an die germanische Philologie und Altertumskunde. Aber da das deutsche Volkstum schon seit früher Zeit starken fremden Einflüssen ausgesetzt war, die bis in die Gegenwart wirken, Einflüssen besonders der Antike, der semitischen Völker, der Slawen und Romanen, so sind wir auf die Hilfe der Einzelphilologien dieser Völker angewiesen, wenn wir die Fragen, die uns das Volksleben der Gegenwart stellt, beantworten wollen. Derjenige, der uns wissenschaftlich diese Kombination von Vergangenheit und Gegenwart, von Philologie und Volkskunde zuerst gelehrt hat, ist Jakob Grimm gewesen. Riehl meinte in dem erwähnten Vortrage, wir könnten von einer neuen Wissenschaft der Volkskunde selbst dann reden, wenn wir auch gar nichts weiteres besäßen, als was die Brüder Grimm zur Erkenntnis des deutschen Volkes geschaffen haben.

Aber die Volkskunde — und das gilt für die jeder Nation — muß ihre Blicke auch noch in anderem als dem angegebenen Sinn über die nationalen Schranken hinaus richten. Das Leben des Volkes erweitert sich ihr zum Leben der Menschheit. Das eigenartige alte Geistes- und Kulturleben, das sie betrachtet, weist sie hin auf ältere Stufen der menschlichen Entwickelung überhaupt. Mit Staunen findet sie unter den sog. Naturvölkern ähnliche Lebensformen und Geisteserzeugnisse wie unter den Bewohnern der eignen Heimat. Und sie ahnt eine gesetzliche Entwickelung der Menschheit, in der die des eignen Volkes drinnen steht. Deshalb muß sich die Volkskunde verbünden mit der Völkerkunde, der Ethnologie. Gerade die letzten Jahrzehnte haben uns dies auf das deutlichste gelehrt. Es ist ein Verdienst der englischen Forschung mit Nachdruck hierauf hingewiesen zu haben. Philologie (worunter ich auch die Alter-

tumskunde verstehe) und Ethnologie sind die beiden Grundpfeiler der wissenschaftlichen Volkskunde.

Daß die Volkskunde daneben auf die Mitarbeit zahlreicher anderer Wissenschaften angewiesen ist, braucht wohl kaum besonders betont zu werden. Gerade in dieser Mannigfaltigkeit ihrer Beziehungen besteht einer ihrer Hauptreize. Durch das Band, das sie um die verschiedensten Wissenszweige schlingt, fördert sie in einer Zeit des Spezialistentums das wissenschaftliche Denken überhaupt. Sie gleicht darin der Philosophie, die ihr, ebenso wie die Geschichte, Dienste leistet und solche von ihr empfängt. Zumal Psychologie und Soziologie werden ihr bei Erfassung des Seelenlebens des Volkes behilflich sein müssen. Theologie und Religionswissenschaft erschließen ihr das geschichtliche Verständnis der Glaubensformen. Medizin und Jurisprudenz erleichtern das Studium volkstümlicher Heilkunde und alter Rechtssitten. Die Nationalökonomie weist sie auf die wirtschaftlichen, die Geographie auf die natürlichen Grundlagen des Volkslebens hin. Den Naturwissenschaften verdankt sie den Begriff des organischen Lebens und seiner Entwickelung.

Ich glaube, wer sich diese Eigenart der Volkskunde und ihre Stellung unter den Wissenschaften klar macht, wird uns zustimmen, wenn wir, ohne dadurch etwaige andere Beziehungen stören zu wollen, einen selbständigen Zusammenschluß der volkskundlichen Arbeit für geboten halten. Nur ein solcher gibt uns die Bewegungsfreiheit, deren wir im Interesse der Sache bedürfen und ermöglicht uns Bündnisse nach allen Seiten hin zu schließen. Jeder organische Anschluß an einen Verband, in dessen Zentrum andere Interessen stehen, und seien sie noch so wertvoll, muß unsere Arbeit lähmen. Der eigne Verband leistet uns Gewähr dafür, daß für sein wissenschaftliches und praktisches Wirken nur volkskundliche Gesichtspunkte maßgebend sind. Nur ein selbständiger Verband wird unsere Arbeit vor der Zersplitterung, die gerade für sie so gefahrbringend ist, bewahren können. Eine Gliederung in Hunderte von selbständigen territorialen Vereinen, wie sie die landesgeschichtliche Forschung wohl verträgt, würde für die Volkskunde verhängnisvoll sein. Das liegt in ihrer auf das Typische gerichteten Eigenart begründet. Schon jetzt führt die vielfach vorhandene Isolierung und der mangelnde Überblick zu mancher nutzlosen Arbeit und bedauerlicher Kraftvergeudung; die Volkskunde bedarf der Konzentrierung. Nur ein selbständiger Verband endlich wird internationale Beziehungen anknüpfen können, ohne die wir auf die Dauer nicht auskommen

können. Kein ernsthafter Historiker, am allerwenigsten einer, dem die Volkskunde am Herzen liegt, wird uns daher ob unserer Selbstständigkeitsbestrebungen grollen dürfen.

Auch die vielen Hunderte und Tausende von Laien, die wir für unsere Sache geworben haben und zu werben suchen, können nur zufrieden sein, wenn sie wissen, daß die Leitung dieser Bestrebungen in den Händen von Sachkundigen liegt. Die Volkskunde wäre in dem Jahrhundert, das seit ihren Anfängen verstrichen ist, weiter gekommen, wenn nicht allzuhäufig der Dilettantismus die Führung übernommen hätte. Noch heute spürt die Volkskunde die Nachwirkung vergangener Zustände. Möchte unser Verband diese ihre Leidenszeit beenden, indem er sie als Wissenschaft vertieft und ausbaut. Erst dann wird auch die Mitarbeit der Freunde und Liebhaber der Volkskunde zur richtigen Geltung und Verwertung kommen. Daß wir sie dringend brauchen, unterliegt keinem Zweifel. Was in anderen Wissenschaften ein wichtiger Teil der gelehrten Arbeit ist und ohne gelehrte Bildung nicht geleistet werden kann, die Sammlung des Stoffes für die Forschung, das kann in der Volkskunde der gebildete Laie durch seine Tätigkeit in einer Weise fördern, die für ihn und die Wissenschaft gleich wertvoll ist. Das Volksleben, das bei aller Gleichförmigkeit im ganzen doch im einzelnen so unendlich mannigfaltig gestaltet ist, und das bei aller Neigung zum Festhalten des Alten doch fortwährend dem langsamen Wandel alles Lebendigen unterliegt, kann nicht von dem einzelnen Gelehrten geschaut und erfaßt werden. Tausende, die im Leben drinnen stehen, müssen dabei helfen und haben dies seither getan. Auch hier gilt es innigere Beziehungen herzustellen, die Arbeit, soweit es in deren eignem Interesse liegt, einheitlich zu gestalten und die Erfahrungen, die gemacht werden, allseitig zu nutzen. Dies herbeizuführen wird eine der Aufgaben des Verbandes sein. Und deshalb wenden sich auch diese Mitteilungen an alle unsere Freunde.

Je mehr die Volkskunde zur Wissenschaft wird, je besser es ihr gelingt die Laien zur Mitarbeit heranzuziehen, desto mehr werden auch die Lebenskräfte, die sie in sich birgt, zur Entfaltung kommen. Eine vertiefte Kenntnis des Volkslebens muß, wie sie das Denken des Einzelnen umgestaltet, auch auf sein Handeln bestimmend einwirken. Und so vermag die Volkskunde, in der Gegenwart und Vergangenheit, einander erhellend, nahetreten, auch die Zukunft segensreich zu beeinflussen. Wissenschaft und Leben, die beiden, die sich so oft zum eigensten Schaden von einander entfernt haben,

schließen in ihr das innigste Bündnis. Sie schlägt die Brücke von dem in dem Volksganzen und durch es wachsenden natürlichen Menschen zu dem durch die höchste Geisteskultur Gebildeten, nicht bloß, indem sie getrennte Kreise einander nähert, sondern auch, indem sie die beiden Seelen, die so oft ohne sich zu verstehen oder selbst zu kennen in demselben Menschen nebeneinander hausen, die aus dem Volk und die aus der Bildung stammende, zur Einheit zusammenschließt und so ein persönliches Leben weckt, das im heimatlichen Boden fest wurzelnd seine Gipfel ohne Gefahr fröhlich in die Höhe treiben lassen kann.

So ist die Volkskunde schließlich eine Sache aller Gebildeten. Daß sie es in Wirklichkeit werde, dazu hilft uns hoffentlich der neue Verband. Möchte es diesen Mitteilungen beschieden sein, dienend und vermittelnd zur Erreichung der großen Ziele, die ihm gesteckt sind, mitzuwirken.

A. Strack.

---

2. Bericht
über die zu Leipzig am 6. April 1904 abgehaltene konstituierende Sitzung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde.

Der im Laufe des Winters 1903/04 von den Professoren Dr. E. Mogk-Leipzig und Dr. A. Strack-Gießen an eine große Zahl von Vereinen und Einzelforschern ergangenen Einladung, am 5. und 6. April 1904 zu Leipzig zu einer Beratung über den Zusammenschluß der deutschen Vereine für Volkskunde zusammenzutreten, hatten die nachstehenden Herren Folge geleistet:

Geh. Archivrat Dr Bailleu, Berlin. Schriftsteller Dr. Böckel, Michendorf (Mark). Professor Dr. R. Bohnenberger, Tübingen. Oberlehrer Professor Dr. J. Bolte, Berlin. Dr. B. Crome, Göttingen. Oberlehrer Dr. O. Dähnhardt, Leipzig. Professor Dr. A. Dieterich, Heidelberg. Generalmajor z. D. Freiherr von Friesen, Dresden. Dr. Giesecke, Leipzig. Dr. K. Gruber, Dresden. Dr. Ed. Hahn, Berlin. Professor Dr. A. Hauffen, Prag. Professor Dr. K. Helm, Gießen. Dr. F. Helmolt, Leipzig. Geh. Regierungsrat Professor Dr. M. Heyne, Göttingen. Professor Dr. H. Hirt, Leipzig. Professor Dr. B. Kahle, Heidelberg. Professor O. Knoop, Rogasen. Dr. Friedrich S. Krauß, Wien. Museums-Assistent Dr. O. Lauffer, Frankfurt a. M. Dr. med. Meißner, Leipzig. Schriftsteller R. Mielke, Berlin. Professor Dr. E. Mogk, Leipzig. Oberlehrer und Privatdozent Dr. K. Reuschel, Dresden. Professor Dr. M. Roediger, Berlin. Oberlehrer Professor Dr. Sartori, Dortmund. Bibliothekar Dr. O. Schell, Elberfeld. Professor Dr. O. Seyffert, Dresden. Professor Dr. Th. Siebs, Breslau. Fabrikant H. Sökeland, Berlin. Professor Dr. A. Strack, Gießen. Professor Dr. H. Stumme, Leipzig. Geh. Regierungsrat Dr. Voß, Berlin. Oberlehrer R. Wossidlo, Waren.

Folgende Vereine und Anstalten waren durch diese Herren vertreten: Verein für Volkskunde, Berlin. Gesellschaft für niederdeutsche Volkskunde, Göttingen. Verein für sächsische Volkskunde, Dresden. Schlesische Gesellschaft für Volkskunde, Breslau. Württembergische Vereinigung für Volkskunde, Tübingen. Verein für Egerländer Volkskunde, Eger. Hessische Vereinigung für Volkskunde, Gießen. Verein für rheinisch-westfälische Volkskunde, Dortmund. Badischer Verein für Volkskunde, Heidelberg. Ausschuß für deutschböhmische Volkskunde, Prag. Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Berlin. Museum für Volkstrachten, Berlin. Brandenburgia, Berlin.

Schriftlich hatten ihre prinzipielle Zustimmung zu dem geplanten Zusammenschluß folgende Vereine ausgesprochen:

Verein für bayrische Volkskunde, Würzburg. Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, Zürich. Verein für Volkskunde und Volkskunst, München. Verein für Vierländer Kunst und Heimatkunde, Altengamme. Verein Heimat, Kaufbeuren. Deutscher Volksgesangverein, Wien.

Die Beratung fand Mittwoch den 6. April, vormittags 10 Uhr, im Hörsaal XI der Universität statt. Den Vorsitz hatte Herr Professor Dr. A. Strack-Gießen, das Protokoll führten die Herren Dr. Dähnhardt-Leipzig und Dr. Gruber-Dresden.

Herr Professor Strack brachte zunächst das Verhältnis der volkskundlichen Vereine zum Gesamtverein deutscher Geschichts- und Altertumsvereine zur Sprache und legte dar, daß der Versuch, in einer fünften Sektion des Gesamtvereins die volkskundlichen Vereine zusammenzuschließen, notwendigerweise scheitern mußte. Der Vorsitzende des Gesamtvereins deutscher Geschichts- und Altertumsvereine, Herr Geheimerat Bailleu, versuchte dagegen nachzuweisen, daß es wohl möglich wäre, auch innerhalb dieser Sektion den Zusammenschluß der volkskundlichen Vereine fruchtbar zu gestalten.

Die Diskussion zeigte jedoch sofort, daß für diese Angliederung an den Gesamtverein in der Versammlung keine Stimmung vorhanden war; auch Herr General von Friesen, der einstige Begründer der volkskundlichen Sektion innerhalb des Gesamtvereins trat für die Schaffung eines selbständigen Verbandes ein. Nachdem dann auch Herr Geheimerat Bailleu im Namen des Gesamtvereins dem neu zu gründenden Verband die besten Wünsche für die Zukunft ausgesprochen, wurde auf Grund einer zweifachen Abstimmung (einer nach Köpfen und einer nach Körperschaften) die Gründung eines solchen Verbandes beschlossen.

Daran schloß sich die Beratung der Organisation des Verbandes. Sie führte zu folgenden grundlegenden Beschlüssen.

1. Der Verband erhält den Namen: „Verband deutscher Vereine für Volkskunde." Der Zusatz „in Deutschland, Österreich und der Schweiz" soll hinzutreten, falls es von Österreichischer oder Schweizer Seite gewünscht wird.

2. Mitglied des Verbandes können alle Vereine und Anstalten werden, die sich die Förderung der Volkskunde zum Ziele gesetzt haben. Dagegen wird aus praktischen Gründen die Aufnahme einzelner Personen als Mitglieder des Verbandes abgelehnt.

3. **Eine Versammlung von Abgeordneten der einzelnen Vereine soll mindestens alle zwei Jahre, in dringenden Fällen häufiger zusammentreten.** Die Wahl des Ortes der Abgeordnetenversammlung bleibt der jeweils zusammentretenden Versammlung überlassen, die von Fall zu Fall entscheidet.

4. Als gemeinsames Organ soll ein Korrespondenzblatt in der Stärke von etwa zwei Bogen jährlich erscheinen.

5. Jeder dem Verband angehörende Verein zahlt einen jährlichen Beitrag von 10 Pfennig für jedes seiner Mitglieder, mindestens jedoch 10 Mk. Dafür erhält er soviele Exemplare des Korrespondenzblattes als er Mitglieder zählt. — Anstalten zahlen mindestens 10 Mk. Beitrag und erhalten bis zu 20 Exemplaren des Korrespondenzblattes.

6. Eine Zentralstelle ist für den Verband wünschenswert; dieselbe soll ihren Sitz wechseln können.

7. Geschäftsführendes Organ des Verbandes ist der Ausschuß.

Diese Beschlüsse nebst einer Reihe von ergänzenden Bestimmungen, die speziell die Geschäftsordnung betreffen, sind in den Satzungen des Verbandes niedergelegt, von deren erneutem Abdruck wir hier absehen.

In den geschäftsführenden Ausschuß wurden gewählt:

Herr Professor Dr. A. Strack, Gießen, als erster Vorsitzender.
Herr Professor Dr. R. Wünsch, Gießen, als zweiter Vorsitzender.
Herr Professor Dr. K. Helm, Gießen, als Schriftführer.

Den Schatzmeister zu kooptieren blieb dem Ausschuß überlassen. Derselbe wählte in der Sitzung vom 6. August 1904 Herrn Rechtsanwalt Dr. Spohr, Gießen, Frankfurterstraße 10.

Der nächste Verbandstag soll im Herbst 1905 in Hamburg unmittelbar vor Beginn des Philologentages abgehalten werden. Herr Oberlehrer Wossidlo hat dafür einen Vortrag über „die Technik des Sammelns" zugesagt.

---

3. Verbandsangelegenheiten.

Als Mitglieder sind bis zur Drucklegung dieser Nummer dem Verbande folgende Vereine und Anstalten beigetreten:

1. Verein für Volkskunde, Berlin.
2. Schlesische Gesellschaft für Volkskunde, Breslau.
3. Hessische Vereinigung für Volkskunde, Gießen.
4. Gesellschaft für niederdeutsche Volkskunde, Göttingen.
5. Verein für rheinisch-westfälische Volkskunde, Dortmund.
6. Verein für badische Volkskunde, Heidelberg.
7. Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Berlin.
8. Verein der Sammlung für deutsche Volkskunde, Berlin.
9. Königl. Museum für Völkerkunde, Berlin.
10. Ausschuß für deutsch-böhmische Volkskunde, Prag.
11. Verband für Egerländer (Nordgauische) Volkskunde, Eger.
12. Württembergische Sammelstelle für volkstümliche Überlieferungen (Kgl. Statistisches Landesamt und Vereinigung für Volkskunde).
13. Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, Zürich.
14. Baron Brakenthal'sches Museum, Hermannstadt.

Abgelehnt hat den Eintritt der Verein für österreichische Volkskunde mit Rücksicht auf seine zahlreichen nichtdeutschen Mitglieder und Aufgaben.

Einige andere Vereine mußten aus finanziellen Gründen vom Eintritt absehen: nämlich die Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde, Guben; der Verein für Vierländer Kunst und Heimatkunde, Altengamme; und der Volksgesangsverein, Wien. Auch der Historisch-literarische Zweigverein des Vogesenklubs hat wegen der Höhe des Beitrags Bedenken, jedoch liegt von diesem, wie von einigen weiteren Vereinen eine definitive Entscheidung noch nicht vor.

Der Verein für sächsische Volkskunde und der Verein für bayerische Volkskunde haben ihren Beitritt abhängig gemacht von einer „Änderung der Satzungen, insbesondere in der Richtung auf Jahresbeitrag und Selbständigkeit der Einzelvereine". Da der geschäftsführende Ausschuß nicht berechtigt ist eine solche Änderung vorzunehmen, wird die Angelegenheit auf dem nächsten Verbandstag zur Beratung kommen.

---

4. Vereins-Nachrichten [1]).

Verein für Volkskunde, Berlin.

Seine Geschichte in den Jahren 1891—1900 hat Karl Weinhold im elften Jahrgang der Zeitschrift des Vereins S. 110 ff. gegeben. Er ist der älteste Verein für Volkskunde und am 23. Januar 1881 begründet worden. Sein Zweck ist die Förderung der wissenschaftlichen Volkskunde. Er legt das Hauptgewicht auf Vorträge und Erläuterung von Vorlagen in den acht Sitzungen des Jahres und auf die Herausgabe der „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde", die vierteljährlich in Heften von je 8 Bogen Lex. 8° mit Tafeln und Abbildungen erscheint und den Mitgliedern portofrei zugesandt wird. Der Jahresbeitrag beläuft sich auf 12 Mark. Die Zahl der Mitglieder beträgt rund 200. Auf abgegrenzte Forschungs- und Sammelarbeit mußte der Verein verzichten, um die Tätigkeit verwandter bereits bestehender (Brandenburgia, Museum für Volkstrachten, Ges. für Anthropologie u. s. w.) nicht zu kreuzen, lehnt sie aber nicht etwa grundsätzlich ab. Nur eine Bibliothek hat der Verein nach und nach zusammengebracht, die vornehmlich durch Tausch erworbene in- und ausländische Zeitschriften umfaßt. Erster Vorsitzender des Vereins war bis zu seinem Tod am 15. August 1901 sein Begründer Weinhold, seitdem leitet ihn Prof. Dr. Max Roediger, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 140. Zweiter Vorsitzender und Herausgeber der Zeitschrift, letzteres als Nachfolger Weinholds, ist Prof. Dr. Johannes Bolte, Berlin SO. 26, Elisabethufer 37. Den Vorstand bilden außerdem 2 Schriftführer, 1 Schatzmeister,

[1]) Wir beginnen hier mit zusammenfassenden Angaben über die bisherige Entwicklung und Tätigkeit der Einzelvereine. Leider kann aus Raummangel vorerst nur ein Teil derselben veröffentlicht werden; die folgenden Nummern werden die Fortsetzung bringen. Außerdem soll fortlaufend über alle wichtigen Ereignisse des Vereinslebens (neue Unternehmungen, Änderung in der Organisation u. s. w.) berichtet werden. Wir bitten die Vorstände der Vereine uns jeweils entsprechende Mitteilungen zukommen zu lassen.

2 Beisitzer. Ihnen steht ein Ausschuß von 12 Mitgliedern als Beirat zur Seite. Alle Genannten werden alljährlich gewählt. (R.)

Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Berlin SW., Königgrätzerstraße 120.

Gegründet 1869. Vorstand: Geh. Med.-Rat Professor Dr. W. Waldeyer, Berlin, Lutherstraße, Vorsitzender. — Dr. phil. Paul Träger, Schriftführer.

Jahresbeitrag 20 Mk. Mitgliederzahl: 5 Ehrenmitglieder, 110 Correspondierende Mitglieder, 527 ordentliche Mitglieder.

Zweck der Gesellschaft ist die Anregung und Förderung des Interesses für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte durch Verhandlungen, sowie die Förderung dieser Wissenschaften durch Unterstützung von Untersuchungen und Arbeiten, welche dieselben betreffen, durch Sammlung, Registrierung und Bewahrung des Materials und durch Erleichterung der Benutzung desselben.

Die Gesellschaft besitzt eine Schädel- und Skelettsammlung, eine Bibliothek und eine Sammlung anthropologischer, ethnographischer und urgeschichtlicher Photographien.

Publikationen: 1. Zeitschrift für Ethnologie mit den Verhandlungen der Gesellschaft (seit 1869), jährlich sechs Hefte. — 2. Nachrichten über Deutsche Altertumsfunde (1891—1904), dieselben erscheinen von 1905 an nicht mehr.

Verein der Sammlung für deutsche Volkskunde (früher: „Verein des Museums für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes").

Der Verein entstand 1891 aus dem 1888 von Rudolf Virchow gegründeten „Komitee zur Errichtung eines Museums für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes", in Berlin. Ende Mai 1903 übernahm die Königl. Preuß. Staatsregierung das Museum und gliederte es dem Königl. Museum für Volkskunde in Berlin unter Leitung des Geh. Regierungsrates Dr. Alb. Voß an. Der Verein bleibt unter Änderung des Namens und der Statuten bestehen.

Vorstand: Professor Dr. M. Bartels, Geheimer Sanitätsrat, Berlin NW. Roonstraße 7, Vorsitzender; — Fabrikant H. Sökeland, Berlin, Schriftführer.

Jahresbeitrag 10 Mk.; Mitgliederzahl 195. Das Sammelgebiet ist ganz Deutschland.

Der Verein publiziert zwanglose Hefte mäßigen Umfangs.

Gesellschaft für niederdeutsche Volkskunde.

Gegründet 1902 (hervorgegangen aus einer seit 1898 bestehenden akademischen Vereinigung, die sich ausschließlich das Sammeln volkskundlichen Materials zum Ziel gesetzt hatte). — Vorstand: Geheimer Regierungsrat Professor Dr. M. Heyne, Göttingen, Vorsitzender. — Privatdozent Dr. Conrad Borchling, Göttingen, Weenderallee 5, erster Schriftführer. — Dr. B. Crome, Göttingen, Jüdenstraße 17, zweiter Schriftführer. — Oberpostsekretär Deicke, Göttingen, Schatzmeister.

Jahresbeitrag 2,50 Mk.; Mitgliederzahl (1904) etwa 120. Die Gesellschaft sammelt, mit Ausschluß von Westfalen, im ganzen Niederdeutschland. Die Sammlungen erstrecken sich auf das ganze Gebiet der Volkskunde, ausgeschlossen ist Landeskunde, Bevölkerungsstatistik u. s. w.

Veröffentlicht sind bis jetzt nur Fragebogen; in Aussicht genommen sind periodisch erscheinende „Mitteilungen“ an die Mitglieder, daneben abgeschlossene kleine Studien als „Neujahrsblätter“.

Die Gesellschaft besitzt kein Museum und keine Bibliothek; das Archiv ist besonders reich an umfänglichen Sammlungen über das festliche Jahr, das Volkslied und die Volkssage.

Verein für Vierländer Kunst und Heimatkunde, E. V., Altengamme.

Gegründet November 1901 in Neuengamme in den Vierlanden (Hamburgisches Landgebiet). Eine Diskussion im Sprechsaal der Bergedorfer Zeitung hatte den direkten Anstoß dazu gegeben, während im engeren Kreise die Gründung schon vorher geplant war.

Der Vorstand wird auf drei Jahre gewählt, er besteht zur Zeit aus den Herren: Pastor F. Holtz, Altengamme, 1. Vors.; Landwirt S. Schaumann, Altengamme, 2. Vors.; Pastor W. Natus, Geesthacht, Schriftführer; Kaufmann S. Heitmann, Neuengamme, Kassierer; Beisitzer: Landwirt S. Harden, Kirchwarden, Kunsttischler E. Timman, Curslack, Kunsttischler J. Pustfarken, Kirchwarden.

Mitgliederzahl (August 1904) 254.

Jahresbeitrag 2 Mk. (Die Gesamteinnahme betrug 1903: 2036 Mk., die Ausgabe 1954,35 Mk.)

Zweck des Vereins ist: 1. Die Erforschung und Pflege der in den Vierlanden vorhandenen Kunstdenkmäler. 2. Die Beeinflussung des gegenwärtigen Handwerks im Sinne der alten heimatlichen Kunst. 3. Die Beförderung des Studiums der heimatlichen Geschichte und Kulturgeschichte.

Die Volkskunde im eigentlichen Sinn hat der Verein offiziell noch nicht bearbeitet, dasselbe ist für später in Aussicht genommen.

Herausgegeben wurden Jahresberichte und kleine Broschüren, zunächst nur für die Mitglieder und einen kleineren Kreis bestimmt.

Verein für Egerländer Volkskunde, Eger.

Gegründet 1897 von Alois John, Schriftsteller in Eger, der von 1897—1904 den Verein als Vorstand leitete. Jahresbeitrag 2 Kronen, Mitgliederzahl (1903) über 500; Sammelgebiet das Egerland.

Publikationen: a) Als Vereinsblatt von 1897—1904 „Unser Egerland“, Blätter für Egerländer Volkskunde. Diese Zeitschrift erscheint von 1904 unabhängig vom Verein im Eigenverlag des Begründers und Herausgebers Alois John, Eger, Bahnhofstraße 25.

b) Egerländer Volkslieder I 1898, II 1901, Preis zusammen 2 Kr. 40 H.

Der Verein besitzt weder ein Archiv noch ein Museum, aber eine kleine Bibliothek und ein photographisches Album.

Der Verein scheint infolge persönlicher Differenzen im Jahre 1904 sein Ende gefunden zu haben, näheres darüber sowie über den Verbleib seiner Bibliothek und Photographieensammlung war nicht zu ermitteln. Seine Arbeit wird fortgesetzt durch den nachgenannten Verband für Egerländer (Nordgauische) Volkskunde.

Verband für Egerländer (Nordgauische) Volkskunde.

Gegründet 1904. Gründer und derzeitiger Leiter Alois John, Schrift-

steller, Eger, Bahnhofstraße 25. Jahresbeitrag 2 Kronen. Der Verband hat Vertreterschaften in Asch, Eger, Falkenau, Karlsbad, Plan, Teplitz, Tachau, Mies. Als Vorort und Zentralstelle gilt Eger. — Sammelgebiet des Verbands ist das ganze nordgauische Sprachgebiet in Deutschböhmen, seine Sammlung erstreckt sich auf die gesamte Volkskunde.

Organ des Verbandes: Unser Egerland, Blätter für Egerländer Volkskunde, herausgegeben von Alois John, Eger. Jährlich erscheinen 6 Hefte.

Anthropologische Gesellschaft, Wien.

Gegründet 1870. Protektor: Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este. Ehrenpräsident: Dr. Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg. Präsident: Professor Dr. K. Toldt, Wien IX/1, Wasagasse 8. Vizepräsidenten: Geheimerat Dr. K. Th. v. Inama-Sternegg, Professor Dr. V. Jagić, Regierungsrat Dr. M. Much. Sekretäre: Professor Dr. R. Much, Wien XIII/2, Penzingerstraße 82; Dr. Leo Bouchal, Wien IX/4, Spittelauergasse 2. Außerdem gehören dem Vorstand ein Rechnungsführer und ein Kassier an, sowie 16 Ausschußräte. Vorstand und Ausschuß werden auf drei Jahre gewählt, in der Weise, daß jährlich die Neuwahl eines Drittels stattfindet.

Mitgliederzahl: 25 Ehrenmitglieder, 65 Korrespondierende Mitglieder, 3 Stifter, 39 unterstützende Mitglieder (Beitrag 20 Kronen), 345 wirkliche Mitglieder (Beitrag 10 Kronen). Die Gesamteinnahme betrug im Jahre 1903: 12918 Kronen, die Ausgabe 12770 Kronen.

Die Gesellschaft beschäftigt sich (nach § 1 ihrer Satzungen) mit Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte des Menschen. Sie gibt die „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien" heraus, die jährlich in 6 Heften von zusammen etwa 30 Bogen erscheinen. Eigene Sammlungen besitzt die Gesellschaft nicht, da sie alles an das k. k. naturhistorische Hofmuseum (Ethnographische Abteilung) abgibt.

Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg.

Gegründet 1852. Derzeitiger Vorstand Geheimerat G. Bezold.

Das Museum pflegt die Volkskunde als Teil der allgemeinen deutschen Kulturgeschichte in Beschränkung auf Volksaltertümer und Volkstrachten.

Die Aufgabe des Museums ist zunächst dieses Material zu sammeln. Hierfür ist eine besondere Abteilung der Sammlungen errichtet worden. Diese enthält auf einer Grundfläche von rund 13000 qm 10 Bauernstuben aus verschiedenen Teilen Deutschlands mit Einrichtung und eine reiche Fülle von Gerät aller Art. Ferner eine reichhaltige Sammlung von Volkstrachten.

Publikationen: Mitteilungen aus dem germanischen Nationalmuseum. Dieselben enthalten gelegentlich Abhandlungen zur Volkskunde. Sie werden nur im Tausch gegen andere Publikationen und an Mitglieder, welche das Museum unterstützen, abgegeben, an letztere zu 10 Mk. im Jahr. Umfang jährlich etwa 20 Bogen.

Hessische Vereinigung für Volkskunde. E. V., Gießen.

Im Jahre 1897 trat als Sektion des Oberhessischen Geschichtsvereins zu Gießen die „Vereinigung für hessische Volkskunde" ins Leben. Dieselbe arbeitete einen Fragebogen aus und begann mit der Sammlung volkskundlichen Materials. In ihrem Auftrag gab seit 1899 Prof. A. Strack

die „Blätter für hessische Volkskunde" heraus, von welchen in drei Jahrgängen 13 Nummern (I 1—6, II 1—4, III 1—3) erschienen. Die Blätter waren zugleich Beilage des Gießener Anzeigers. — Nachdem im Sommer 1901 seitens einer größeren Anzahl von Mitgliedern der Vereinigung der Antrag auf Loslösung derselben vom Geschichtsverein gestellt war, beschloß dieser im Oktober 1901 die Sektion eingehen zu lassen und den Mitgliedern des Ausschusses der Sektion die Begründung eines selbständigen Vereins für hessische Volkskunde anheimzustellen. Kurz darauf wurde dieser Verein gegründet unter dem veränderten Namen: „Hessische Vereinigung für Volkskunde."

Die Vereinigung steht unter dem Protektorat des Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen.

Der Vorstand (der auf drei Jahre gewählt wird) besteht zur Zeit aus den Herren: Prof. Dr. A. Strack, Vorsitzender, Alicenstr. 16; Prof. Dr. R. Wünsch, stellvertr. Vors.; Oberlehrer L. Dietrich, Schriftführer, Frankfurterstr. 13; Prof. Dr. K. Helm, stellvertr. Schriftführer; Kommerzienrat Heichelheim, Rechner. Neben dem Vorstand steht ein Ausschuß von 16 Mitgliedern.

Der Jahresbeitrag beträgt für Hessen mindestens 1 M., für sonstige Reichsdeutsche 2, für Ausländer 3 M. Mitgliederzahl (1. I. 1905) rund 1100, darunter 13 Patrone (Beitrag 20 M. und mehr). Die Gesamteinnahmen und Ausgaben betrugen im Jahre 1904 etwa 3500 M.

Die Vereinigung besitzt das früher durch die Sektion gesammelte Material und setzt die Sammlungen fort. Sammelgebiet ist in erster Linie das Großherzogtum Hessen, dessen Volksleben die Vereinigung erfassen und darstellen will. Von der Heimat ausgehend richtet sie jedoch ihre Blicke auf das gesamte Gebiet der Volkskunde, eingedenk der großen Zusammenhänge, die hier überall vorhanden sind, und der Probleme die noch ihrer Lösung harren. Ihren wissenschaftlichen Zielen zur Seite stellt sie die Aufgabe, weitere Kreise der Gebildeten für die Volkskunde zu gewinnen. Diesem Programm dienen die im Auftrag der Vereinigung von Prof. Dr. A. Strack seit 1902 herausgegebenen „Hessischen Blätter für Volkskunde". Dieselben erscheinen jährlich in drei Heften von zusammen 12—15 Bogen und bringen außer selbständigen größeren Aufsätzen kleinere Mitteilungen, Besprechungen und Nachrichten. Die Blätter werden den Mitgliedern unentgeltlich geliefert.

Außer den Blättern gibt die Vereinigung eine Zeitschriftenschau heraus, welche alljährlich einen Überblick über die gesamte volkskundliche Zeitschriftenliteratur des vorhergehenden Jahres geben. An die Zeitschriftenschau schließt sich ein ausführliches sachliches Register an. Der zweite Jahrgang derselben, die Zeitschriften des Jahres 1903 umfassend, wird demnächst erscheinen. Die Zeitschriftenschau erhalten die Mitglieder gegen Erhöhung ihres Beitrags auf 3 bezw. 4 und 6 Mark. Nichtmitglieder können die Blätter samt Zeitschriftenschau durch den Buchhandel für den vom Verleger (G. B. Teubner) und der Vereinigung festgesetzten Preis (ca. 40 Pfg. pro Bogen) beziehen.

Die Vereinigung besitzt ein reichhaltiges Archiv, welches die Beantwortungen ihres Fragebogens und eine Sammlung von Zeitungsausschnitten umfaßt; dasselbe ist durch Hilfsbibliothekar Dr. G. Koch geordnet und katalogisiert und befindet sich in der Großherzogl. Universitätsbibliothek. Zur Be-

nutzung derselben bedarf es der Genehmigung des Vorstandes der Vereinigung, Versendung nach auswärts findet nur ausnahmsweise statt.

Von einer Bibliothek besitzt die Vereinigung erst kleine Anfänge; ein Teil ihrer Tauschschriften gibt sie an die Universitätsbibliothek ab.

5. Sonstige Mitteilungen [1]).

Bund Heimatschutz. Es war ein schönes Zusammentreffen, daß fast zugleich mit der Gründung des volkskundlichen Verbandes ein Zusammenschluß der auf Heimatschutz gerichteten Bestrebungen erfolgte. Am 30. März konstituierte sich in Dresden der Bund Heimatschutz und wählte zum Vorsitzenden Prof. Schultze-Naumburg, Saaleck bei Kösen, zum Geschäftsführer Robert Mielke, Charlottenburg, Rönnestraße 18. „Der Zweck des Bundes ist" (nach § 1 seiner Satzungen) „die deutsche Heimat in ihrer natürlichen und geschichtlich gewordenen Eigenart zu schützen". Sein Arbeitsfeld teilt sich in folgende Gruppen: a) Denkmalpflege. b) Pflege der überlieferten ländlichen und bürgerlichen Bauweise; Erhaltung des vorhandenen Bestandes. c) Schutz des Landschaftsbildes einschließlich der Ruinen. d) Rettung der einheimischen Tier- und Pflanzenwelt sowie der geologischen Eigentümlichkeiten. e) Volkskunst auf dem Gebiete der beweglichen Gegenstände. f) Sitten, Gebräuche, Feste und Trachten. Die Mitgliedschaft ist nicht an die Zahlung eines Beitrags gebunden, dagegen wird auf freiwillige Zuwendungen gerechnet. Den Mitgliedern werden die „Mitteilungen" des Bundes, von denen bis jetzt sechs Nummern erschienen sind, unentgeltlich geliefert. Bei dem innigen Zusammenhang, in dem diese Bestrebungen mit den unsrigen stehen, dürfen sie gewiß auf die Teilnahme der volkskundlich interessierten Kreise rechnen, ebenso wie andrerseits die praktische Arbeit des Heimatschutzes vielen den Weg zur Volkskunde zeigen mag.

Anthropologen-Kongreß [2]). Vom 4.—7. August tagte in Greifswald der 35. deutsche Anthropologen-Kongreß. Der Vorsitzende, Geh.-Rat v. Andrian-Werburg (Wien) ging in seiner Begrüßungsansprache auf die Beziehungen zwischen Sprachforschung und Naturwissenschaft, zwischen Philologie und Ethnologie ein, die sich zu fruchtbarer gemeinsamer Arbeit verbänden. Er wies besonders auf Useners Forderung einer vergleichenden Sitten- und Rechtsgeschichte hin, die er in den „Hessischen Blättern" von neuem gestellt hat. Auch wir erhoffen von der Zusammenarbeit mit der Ethnologie, die uns in der Volkskunde unentbehrlich ist, reiche Förderung. Durch den „Verband deutscher Vereine für Volkskunde", dem auch die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte beigetreten ist, wird hoffentlich der Weg zu innigeren Beziehungen gebahnt werden. — Unter den Vorträgen hebe ich einige hervor. Professor Nieuwenhuis (Leiden) sprach über die Kunst der Bahau-Dajaks auf Borneo (Schnitzereien, Stickereien, Webereien), wobei folgende

[1]) Auch in den Hess. Blättern f. Volksk. III, H. 2/3.

[2]) Mit Benutzung des Berichtes der „Deutschen Literaturzeitung" in Nr. 33, 35 u. 36, 1904.

interessante Beobachtung mitgeteilt wurde: „Eigentümlicherweise fangen die jungen Leute beiderlei Geschlechts erst in der Pubertätszeit an, sich der Ausübung von Kunstfertigkeiten zuzuwenden, und die schönsten Arbeiten liefern sie in der Periode der Liebeswerbungen. Da sind sie auch am erfindungsreichsten, wobei zu beachten bleibt, daß die Mädchen meist nach Motiven arbeiten, die von Männern herrühren. — — — Nach der Verheiratung pflegt die Kunstübung einzuschlafen, weil die Sorgen des Hausstandes und der Familie keine Zeit dazu lassen." — Prof. Karl v. d. Steinen (Berlin) sprach über die Bedeutung der Textilmuster für den geometrischen Stil der Naturvölker, Prof. Montelins (Stockholm) über neue Funde aus Roms frühester Zeit, die er z. T. bis ins 12. Jahrh. n. Chr. zurückdatiert (Tonsärge, Hausurnen), Prof. S. Günther (München) über die Anfänge des Zählens, Rechnens und Messens im Lichte der vergleichenden Ethnologie, wobei die Fragen der autochthonen Entstehung und der Übertragung an Beispielen erörtert werden. Prof. R. Much (Wien) endlich redete über das Zeitverhältnis sprachgeschichtlicher und urgeschichtlicher Erscheinungen. „Er kam zu dem Ergebnis, daß als die Zeit des indogermanischen Urvolks die reine Steinzeit angesehen werden müsse." Die germanische Sprache habe sich in der Bronzezeit von der indogermanischen getrennt. — Zum Tagungsort für 1905 wurde Salzburg in Aussicht genommen.

Der erste internationale Kongreß für allgemeine Religionsgeschichte tagte am 30. August und 1. September in Basel. Aus den Vorträgen hebe ich nur einiges volkskundlich Interessante nach dem Berichte der „Deutschen Literaturzeitung" (1904, Nr. 38) hervor. Prof. A. Dieterich (Heidelberg) bespricht die Religion der Mutter Erde. Er zeigt, daß die Gebräuche und Vorstellungen bei Geburt und Tod die Auffassung erkennen lassen, daß die Erde die Mutter aller sei. „Darauf führt sich die Verehrung der Mutter Erde zurück, die wir bei ganz auseinanderstehenden Völkern finden."[1]) — Prediger Weber schildert ein lamaistisches Kloster und die Lamas in Tibet, ihre Religiosität und Auffassung der Sünde: Die Sünden werden auf einen Ziegenbock geladen, die Türpfosten zum Schutz vor dem Unhold mit Blut bestrichen. — Prof. L. v. Schröder (Wien) sprach über den „Glauben an ein höchstes gutes Wesen bei den Ariern": „Der Glaube an das gute Wesen, welches als großer Geist regierend im Himmel wohnt, war bei den alten Ariern neben Naturdienst und Seelenkult vorhanden, als Himmelsvater, Diespiter, als höchstes gutes Wesen, das über Moral, Recht und Treue wacht." Dies wird an den Abkömmlingen der Arier zu erweisen gesucht. — Prof. Mahler (Budapest) redete über „Kalenderdaten in religionshistorischer Deutung": Der Ausgang für die Zeiteinteilung der alten Ägypter und Babylonier war der Vollmondstag (= schapattu d. h. Vollendungstag). So wurde später jeder Phasentag und noch später jeder siebente Tag genannt; daher der biblische Sabbat. „Auch die andern jüdischen Feste haben, was ihre Datierung angeht, sakralen Charakter, der dadurch noch bestätigt wird, daß sie zum Teil in die Äquinoktien fallen. Zum Schluß weist der Redner auf die merkwürdige Tatsache hin, daß der Tag der Gräberöffnung bei den Ägyptern mit Allerseelen,

[1]) Jetzt in breiterer Ausführung im Archiv für Religionswissenschaft Bd. 8, S. 1 ff.

ebenso, daß der Geburts- und Auferstehungstag des ägyptischen Gottessohnes Horus mit dem des Gottessohnes Jesus Christus zusammenfalle."

In der Hauptversammlung des **Gesamtvereins deutscher Geschichts- und Altertumsvereine** (8—11. August) sind, wie ich den Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde (Bd. III, H. 7) entnehme, in der V. Sektion für Volkskunde drei Anträge gestellt und zum Beschluß erhoben worden: 1. Prof. Brenner (Würzburg) beantragt die Anbahnung einer geographischen Statistik des Hausbaus. 2. Archivdirektor Wolfram (Metz) beantragt photographische oder zeichnerische Aufnahme der Wegekreuze zu veranlassen. 3. Frhr. v. Friesen (Dresden) beantragt Beteiligung aller Geschichts-, Altertums- und Volkskundevereine an der Sammlung von Flurnamen.

Das **Archiv für Religionswissenschaft** hat mit seinem 7. Band, der jetzt fertig vorliegt eine glänzende Wiedergeburt erlebt [1]). Es ist in den Teubner'schen Verlag übergegangen, und Albrecht Dieterich ist in die Redaktion eingetreten. Das Vorwort spricht sich über die neuen Ziele aus, die es sich gesteckt hat. Es soll ein Zentralorgan sein, „das die Arbeit der verschiedenen Philologien, vor allem der klassischen, semitischen, indischen, germanischen zur Lösung der gemeinsamen und in jeder einzelnen dieser Philologien immer neu sich aufdrängenden Probleme zu verbinden oder wenigstens deren Hauptfortschritte von der einen zur anderen Gruppe mitzuteilen behilflich ist." Es handelt sich zunächst nicht so sehr um die Erforschung aller besonderen geschichtlichen religiösen Entwickelungen, als vielmehr um die Erforschung der überall ähnlichen Unterschicht religiöser Vorstellungen, um das Verständnis der „Volksreligion". Als die wichtigsten Bundesgenossen dieser Betrachtungsweise erscheinen die Ethnologie und die Volkskunde. Daß diese beiden und die geschichtlichen Philologien auf einander angewiesen sind, wenn sie zu neuen religionsgeschichtlichen Erkenntnissen gelangen wollen, wird mit Entschiedenheit betont. Als eine besonders wichtige Aufgabe der Zeitschrift wird „die Erforschung der Genesis des Christentums, des Untergangs der antiken und des Werdens und Wachsens der neuen Religion" bezeichnet.

Der wissenschaftlichen Volkskunde wird sie die wertvollsten Dienste leisten; fast alles, was wir Sitte und Brauch nennen, führt ja, soweit es alt ist, auf religiöses Leben zurück und kann nur von dort aus begriffen werden. Das Archiv wird uns hier ein treuer, zuverlässiger und geistvoller Führer sein.

[1]) B. G. Teubner 1904. 16 Mk. Inzwischen ist bereits das 1. Heft des 8. Bandes erschienen.

Schriftleitung: Professor Dr. K. Helm, Gießen, Südanlage 5.
Druck: Hof- und Universitäts-Druckerei (C. Kindt) Gießen.

# Mitteilungen
des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde

Nr. 2. (Korrespondenzblatt) Juli 1905.

Programm
der ersten Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde

Entsprechend dem am 6. April 1904 in Leipzig gefaßten Beschlusse findet die Abgeordnetenversammlung des Verbandes am

2. Oktober 1905 in **Hamburg** im **„Patriotischen Gebäude"**

(Trostbrücke) statt mit folgendem Programm:

Von 9—$11^1/_2$ Uhr **geschäftliche Beratung der Abgeordneten.**

Tagesordnung:

1. Geschäfts- und Rechenschaftsbericht des Ausschusses.
2. Beratung der von den Vereinen für sächsische und bayerische Volkskunde vorgeschlagenen Revision der Satzungen.
3. Künftige Gestaltung der Verbandsmitteilungen.
4. Vorschläge des Ausschusses über Herstellung eines Repertoriums für volkskundliche Bibliographie bis 1902.
5. Etwaige sonstige Vorschläge und Wünsche.
6. Der nächste Verbandstag.
7. Neuwahl des Ausschusses.

Um $11^1/_2$ Uhr: Frühstück, dargeboten von dem Verein für Hamburgische Geschichte.

Um 12 Uhr: **Vortrag** des Herrn Oberlehrers Wossidlo aus Waren „Über die Technik des Sammelns".

Wir machen ausdrücklich darauf aufmerksam, daß nach § 8 der Verbandssatzungen an den Abgeordnetenversammlungen auch nicht abgeordnete Mitglieder der Einzelvereine und Anstalten mit beratender Stimme teilnehmen können.

Am Nachmittag Besichtigungen der Sammlung hamburgischer Altertümer, des Museums für Völkerkunde, des Museums für Kunst und Gewerbe u. a. unter sachverständiger Führung.

Abends 8 Uhr: **Öffentliche Versammlung** im „Patriotischen Gebäude":

1. Einleitende Ansprache von Herrn Professor Dr. A. Strack, Gießen.
2. Vortrag von Herrn Dr. Crome, Göttingen, „Über historische Volkskunde".
3. Vortrag von Herrn Professor Dr. Thilenius, Direktor des Museums für Völkerkunde in Hamburg, über „Volkskunde und Völkerkunde". (Mit Vorführung von Lichtbildern.)

Wir bitten um recht zahlreiche Beteiligung.

Es wird darauf Rücksicht genommen, daß die Teilnehmer nach der Versammlung noch den Begrüßungsabend des Philologentages besuchen können.

Der geschäftsführende Ausschuß
des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde.

Im Anschluß hieran veröffentlichen wir folgende Mitteilung des Ausschusses des Vereins für Hamburgische Geschichte, der sich der Vorbereitungen zur Verbandstagung in liebenswürdigster und tatkräftigster Weise angenommen hat:

Sonntag, den 1. Oktober, c. 9 Uhr, wird ein **Ausflug in die Vierlande** stattfinden mit Besichtigung von Kirchen, Häusern (Architektur und Innenausstattung), Trachten usw. (Rückkehr c. 4 Uhr). Die Besucher des Verbandstags sind freundlichst zur Teilnahme aufgefordert.

Am Abend des 1. Okt. zwanglose Zusammenkunft der Teilnehmer der Verbandstagung. Nähere Auskunft hierüber, sowie über den Ausflug in die Vierlande Samstag, den 30. Sept., nachmittags von 4 Uhr ab in der Auskunftsstelle: „Patriotisches Gebäude" (Trostbrücke).

Hotelquartiere von Mk. 3,50 **an** für Nacht und Bett (einschl. Kaffee) und Privatquartiere von Mk. 2,50 **an** für Nacht und Bett (einschl. Kaffee und Bedienung) können bei frühzeitiger Meldung besorgt werden. Unser Vereinsmitglied Herr Dr. H. v. Reiche, Hamburg 7, hat sich in freundlicher Weise bereit erklärt, die Vermittlung zu übernehmen.

Anmeldungen zum Verbandstag wie zum Ausflug werden unter Benutzung beiliegender Karte möglichst bald erbeten.

Der Ausschuß des Vereins für Hamburgische Geschichte.

Verbandsangelegenheiten.

Als Mitglieder sind dem Verbande weiter beigetreten:
15. Museum für Völkerkunde, Leipzig.
16. Verein für Hamburgische Geschichte, Hamburg.
17. Altonaer Museum, Altona.

Vereinsnachrichten[1].

Badischer Verein für Volkskunde, Heidelberg.

Gegründet 1904 zu Baden-Baden, anknüpfend an die im Jahre 1893 in Freiburg gebildete Vereinigung, die bereits eine große Stoffülle gesammelt und bearbeitet hat. Es bestehen bis jetzt die beiden Zweigvereine Heidelberg und Freiburg. Den Vorsitz führt z. Z. der Heidelberger Zweigverein.

Vorstand: Professor Dr. B. Kahle, Vorsitzender; Professor Dr. Th. Lorentzen stellvertr. Vors.; Oberlehrer Herrigl, Schriftführer; Verleger F. Schulze, Kassenführer; Professor Dr. L. Sütterlin, Beisitzer.

Mitgliederzahl: ca. 200.

Jahresbeitrag: mindestens 1 Mk. 10 Pfg.

Der Verein will die Volksüberlieferungen des Großherzogtums Baden sammeln und wissenschaftlich bearbeiten. Jedoch sollen, soweit es wünschenswert erscheint, auch die benachbarten Gebiete nicht ausgeschlossen werden.

Der Verein publiziert die Badischen Blätter für Volkskunde.

Ein Museum besitzt der Verein nicht, Archiv und Bibliothek sind in den ersten Anfängen, jedoch steht die Überweisung des von der älteren Freiburger Vereinigung gesammelten Materials bevor.

Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, Zürich.

Die Gründung der Gesellschaft erfolgte am 3. Mai 1896 in Olten, nachdem im vorausgegangenen Winter von den Herren Dr. E. Hoffmann-Krayer, Dr. E. A. Stückelberg und Oberstl. Emil Richard der Beschluß gefaßt worden war, einen Verein zur Pflege der schweizerischen Volkskunde ins Leben zu rufen. Am 16. Juni desselben Jahres konstituierte sich der Vorstand folgendermaßen: Präsident: Dr. E. Hoffmann-Krayer, Zürich; Vizepräsident: Prof. E. Muret, Genf; Quästor: Emil Richard (Sekretär der Kaufmännischen Gesellschaft), Zürich; Aktuar: Dr. E. A. Stückelberg, Zürich, und Beisitzer: Prof. Dr. Th. Vetter, Zürich, daneben bestand ein weiterer Gesellschaftsausschuß von 13 Mitgliedern. Im Jahre 1904 bestanden diese beiden Organe aus folgenden Herren: I. Vorstand: Präsident: Prof. Dr. Th. Vetter, Zürich; Vize-Präsident: Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer, Basel; Aktuar: Dr. E. A. Stückelberg, Basel; Quästor: Oberstl. E. Richard, Zürich; Beisitzer: Prof. Dr. J. Jeanjaquet, Bern; II. Ausschuß: Prof. J. Bonnard, Lausanne, Dr. R. Brandstetter, Luzern, Regierungsrat Prof. Dr. A. Burckhardt-Finsler, Basel, Regens L. C. Businger, Kreuzen b. Solothurn, Prof. Dr. L. Gauchat, Bern, Pfarrhelfer A. Küchler, Kerns, Dr. H. Mercier, Genf, Prof. Dr. G. Meyer von

[1] Wegen Raummangels konnten leider nicht alle eingelaufenen Nachrichten in dieser Nummer zum Abdruck gelangen. Auch ein uns zugegangener größerer Aufsatz mußte leider für eine spätere Gelegenheit zurückgestellt werden.

Knonau, Zürich, J. C. Muoth, Chur, E. Pometha, Locarno, Oberst Dr. R. von Reding-Biberegg, J. Reichlen, Freiburg, Dr. med. Ris, Thun, Prof. Dr. S. Singer, Bern, Pfr. J. Stammler, Bern, Dr. Otto Waser, Zürich.

Die Mitgliederzahl betrug im Jahre 1904: 456.

Im Winter 1904 haben die eidgenössischen Räte auf Antrag des Bundesrates der Gesellschaft in liberaler Weise einen jährlichen Beitrag von 2500 Fr. bewilligt.

Der Mitgliederbeitrag beträgt ohne Bezug der Zeitschrift 3 Fr., mit Bezug derselben 7 Fr.

Außer dem „Schweizerischen Archiv für Volkskunde" (Vierteljahrsschrift mit durchschnittlich 20 Druckbogen im Jahr) erscheinen in freier Folge die „Schriften" der Gesellschaft, von denen bis jetzt folgende 3 Bände zur Ausgabe gelangt sind: I. E. A. Stückelberg, Geschichte der Reliquien in der Schweiz (1902); II. G. Züricher, Kinderlied und Kinderspiel im Kanton Bern (1902); III. A. Tobler, Das Volkslied im Appenzellerlande (1903). Dieses und das folgende Jahr werden 2 weitere Bände bringen.

Die Bibliothek der Gesellschaft (Mai 1904: 961 Nummern) befindet sich im Börsengebäude, Zürich.

Für ein Museum für Volkskunde werden seit 1904 Gegenstände in Basel gesammelt. Dieselben sind aber einstweilen dem Publikum nicht zugänglich.

Die Anlegung eines Archivs ist in Aussicht genommen.

E. Hoffmann-Krayer.

Verein für rheinische und westfälische Volkskunde, Elberfeld.

Begründet am 26. Juli in Elberfeld, das zum Sitz des Vereins bestimmt wurde, verfolgt der Verein den Zweck, das Interesse für die Volkskunde in Rheinland und Westfalen zu pflegen und zwar vorläufig durch regelmäßige Herausgabe einer Zeitschrift, die zugleich der Sammlung und wissenschaftlichen Verarbeitung aller volkstümlichen Überlieferungen dient. Der Verein begann seine Tätigkeit mit dem ersten Vereinsjahr 1904. Den Anstoß zur Gründung hat eine im Frühjahr 1903 in Köln stattgefundene Zusammenkunft von sieben Herren gegeben (Dirksen, Dr. Funcciuß, O. Hymmen, Rademacher, Schell, Wehrhan, Prof. Wiedemann).

Der Vorstand besteht z. Zt. aus den Herren: Prof. P. Sartori-Dortmund, 1. Vorſ.; Univerſ.-Prof. Dr. A. Wiedemann-Bonn, 2. Vorſ.; Bibliothekar O. Schell und Lehrer K. Wehrhan-Elberfeld, Schriftführer; Schriftsteller O. Hausmann-Elberfeld, Rechnungsführer; und den Beisitzern: Kgl. Oberbibliothekar Prof. Dr. Bahlmann-Münster; Univerſ.-Prof. Dr. Fr. Jostes-Münster; Oberlehrer Dr. Jos. Müller-Trier; Schriftsteller K. Prümer-Dortmund; Rektor C. Rademacher-Köln; Prof. Dr. Tümpel-Bielefeld; Lehrer Jac. Zender-Kaiseresch (Eifel).

Die Mitgliederzahl beträgt rund 550, der Beitrag, wofür die Zeitschrift geliefert wird, jährlich 3 Mk., für körperschaftliche Mitglieder 6 Mk. (Bibliotheken 3 Mk.)

Von den durch den Verein herausgegebenen Veröffentlichungen liegen sechs Hefte der seit Anfang 1904 vierteljährlich erscheinenden Zeitschrift des Vereins vor, die im Jahre ca. 20 Bogen umfassen soll. In Aussicht genommen

ist die Herausgabe von Einzelwerken, die für die Zeitschrift zu umfangreich sind und einzelne Gebiete der Volkskunde des Sammelgebietes bezw. dessen volkstümlicher Überlieferungen umfassen. Der Verein hat sich mit seiner Zeitschrift ferner in den Dienst der Sammlung des mundartlichen Materials der gesamten fränkisch-ripuarischen Dialekte (weiteres Niederrheingebiet) gestellt und beabsichtigt die Herausgabe eines umfassenden Wörterbuches der westfälischen Mundarten.

Das Sammelgebiet des Vereins bildet in erster Linie Rheinland, Westfalen und Lippe, ohne sich jedoch auf die politische Abgrenzung dieser Landesteile streng zu beschränken, vielmehr können auch die nächstbenachbarten Striche berücksichtigt werden, sofern sie dem Volkscharakter und also dem Gepräge der Volkskunde nach zu dem oben genannten eigentlichen Sammelgebiet gehören.

Ein Archiv und ein Museum besitzt der junge Verein noch nicht, jedoch eine sich in den ersten Anfängen befindende kleine Bibliothek, die sich zusammensetzt aus geschenkten oder zur Rezension überwiesenen Werken und aus den Austauschschriften einer Reihe von Vereinen. (Whn.)

Schlesische Gesellschaft für Volkskunde, Breslau.

Gegründet 1894 durch Friedrich Vogt, der die Gesellschaft von 1894 bis 1902 geleitet hat. Die Gesellschaft verfolgt den Zweck, das Interesse für volkstümliche Überlieferungen im allgemeinen zu beleben und zu pflegen, und will alles, was sich an solchen Überlieferungen in Schlesien erhalten hat, möglichst vollständig sammeln. Sie sucht dieses Ziel zu erreichen durch öffentliche, jedermann zugängliche Vorträge, die während der Wintermonate über Gegenstände der allgemeinen oder der schlesischen Volkskunde gehalten werden, und durch ihre Publikationen.

Der Vorstand besteht aus folgenden Herren: Vorsitzender: Univ.-Prof. Dr. Th. Siebs, Hohenzollernstr. 53; Stellvertretender Vorsitzender: Geh. Regierungsrat Univ.-Prof. Dr. W. Nehring; Schriftführer: Stadtbibliothekar Dr. M. Hippe, Körnerstr. 40, Stellvertretender Schriftführer: Museumdirektor Dr. H. Seger; Schatzmeister: Kgl. Hofkunsthändler Bruno Richter, Schweidnitzerstr. 8, Stellvertretender Schatzmeister: Verlagsbuchhändler M. Wogwod; Beisitzer: Prof. Dr. Hulwa, Prof. Dr. Körber, Justizrat Pavel, Kgl. Gymnasialdirektor Prof. Dr. Feit, Univ.-Prof. Dr. Skutsch, Lehrer und Schriftsteller Joh. Reinelt (Philo vom Walde).

Die Mitgliederzahl beträgt z. Z. etwa 570. Der Jahresbeitrag ist 3 Mark für Breslauer, 2 Mark für auswärtige Mitglieder.

Publikationen: 1) Mitteilungen der Schles. Gesellschaft für Volkskunde. Band I bis VI (1894—1904).

2) Beihefte zu den Mitteilungen der Schles. Gesellsch. für Volkskunde. I. Pautsch, O., Grammatik der Mundart von Kieslingswalde, Kreis Habelschwerdt. I. Teil: Lautlehre. 1901. II. Goeßgen, W., Die Mundart von Dubraucke. A. Grammatischer Teil. 1902. Scholz, Osk., Der Spinnabend zu Herzogswaldau im Winter 1899. 1901.

3) Schlesiens volkstümliche Überlieferungen. Sammlungen und Studien der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. Leipzig, B. G. Teubner. Band I. Die Schlesischen Weihnachtsspiele. Von

F. Vogt. 1901. Band II. Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien. Von P. Drechsler. I. Teil. 1903. (II. Teil im Druck).

Ihre Bibliothek, einschließlich der Tauschschriften, hat die Gesellschaft im Jahre 1904 an die Stadtbibliothek abgegeben. Ein Museum besitzt sie nicht. Das Archiv enthält reiche handschriftliche Sammlungen aus fast allen Gebieten der schles. Volkskunde.

Württembergische Sammelstelle für Volkskunde.

Sie wird gebildet vom königl. württ. Statistischen Landesamt in Stuttgart und der Württ. Vereinigung für Volkskunde, die zur Zeit aus 14 Mitgliedern besteht.

Das Kgl. Landesamt trägt die Kosten der Sammlung, übernimmt die Drucklegung der Veröffentlichungen in seinen württ. Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde einschließlich der für Austausch, Einzelverkauf usw. nötigen Zahl von Sonderabdrücken. — Die Vereinigung hatte den Fragebogen zu entwerfen (was durch Prof. Bohnenberger geschah) und die eingelaufenen Berichte zu ordnen und zu registrieren, und soll die Veröffentlichungen herstellen.

Die Anregung, die volkskundlichen Überlieferungen zu sammeln, wurde 1899 von Prof. Bohnenberger gegeben; die gegenwärtige Organisation auf Rat von Oberstudienrat J. v. Hartmann geschaffen.

Arbeitsgebiet ist das Königreich Württemberg. Vorstand: Geschäftsführendes Mitglied der Vereinigung ist Prof. Dr. K. Bohnenberger.

Publikationen: Mitteilungen über volkstümliche Überlieferungen in Württemberg, gedruckt in den württ. Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde und zugleich in Sonderdrucken ausgegeben (die Sammler erhalten solche Drucke unentgeltlich). Erschienen ist bis jetzt Heft I (1904): Bohnenberger, Aus Glaube und Sage.

Das Archiv der Vereinigung besteht aus etwa 600 größeren, die Hauptpunkte des Fragebogens beantwortenden Berichten, und einer noch unbekannten Zahl kleinerer Beiträge.

Museum besitzt die Vereinigung keines, auch keine eigene Bibliothek: volkskundliche Veröffentlichungen, die durch Tausch eingehen, werden an die Universitätsbibliothek Tübingen gegeben.

Ausschuß für deutsch-böhmische Volkskunde, Prag. (I. Husgasse 20.)

Dieser Ausschuß ist nicht ein Verein im Sinne anderer landschaftlichen Vereine für heimatliche Volkskunde, sondern es ist eine von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen gewählte und im Rahmen dieser Gesellschaft wirkende Arbeitskommission zur Aufsammlung deutscher Volksüberlieferungen in Böhmen.

Der Ausschuß besteht aus fünf Mitgliedern: dem Hofrate Dr. Gröhmann und den Professoren an der deutschen Universität Hauffen, Laube, Lenz und Sauer.

Professor Hauffen ist seit 1894 mit der Leitung der Aufsammlungen und Veröffentlichungen betraut. In den Jahren 1894—1900 wurden in ganz Deutsch-Böhmen Sammlungen aus sämtlichen Gebieten der Volkskunde veranstaltet, auf Grund eines von Hauffen verfaßten möglichst übersichtlichen und eingehenden Fragebogens, der in einer Auflage von mehreren Tausenden

versendet wurde und hauptsächlich durch Vermittelung der Bezirksschulinspektoren aller 48 deutschen Schulbezirke der Lehrerschaft zugewiesen wurde. Während der sechsjährigen Sammeltätigkeit ist ein außerordentlich großes und vielseitiges Material aus allen Teilen des Landes von mehreren Hunderten von Mitarbeitern eingelaufen. Hauffen hat darüber in sechs Berichten die Ergebnisse jedes Jahres ausführlich vorgeführt (Mitteilungen der Gesellschaft Nr. 3, 5, 7, 8, 9, 11). Die angesammelten Schätze sind im Archiv für Volkskunde in den Räumen der Gesellschaft aufbewahrt. Es finden sich hier handschriftlich zahllose Volkslieder, Sagen und Märchen, Darstellungen von Sitten und Gebräuchen u. s. w., auch viele geschriebene Liederbücher, handschriftliche Zauber- und Zunftbücher, Gebetbücher, Bücher mit volkstümlichen Heilmitteln, Segen gegen Feuer, Hexen, Reisesegen, endlich Zeichnungen und Photographien von Volkstrachten, Bauernhäusern, Hochzeiten und Volksbräuchen, Pläne u. a.

Seit 1896 erscheinen jährlich die „Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde", redigiert von Prof. Hauffen, in einzelnen, zu Bänden sich zusammenschließenden Heften, welche die spätere wissenschaftliche Gesamtverwertung der aufgesammelten Überlieferungen vorbereiten und entlasten sollen. Eröffnet wurde die Reihe durch eine vom Leiter verfaßte „Einführung in die deutsch-böhmische Volkskunde nebst einer Bibliographie", die die Aufgaben und Ziele der deutsch-böhmischen Volkskunde erläutert und alle auf diesem Gebiete erschienenen Bücher und Aufsätze in übersichtlicher und geographischer Anordnung vorführt.

Bei der Auswahl der Arbeiten für die Beiträge war der Gesichtspunkt maßgebend, daß einzelne tüchtige gute Bearbeitungen verschiedener Gebiete der Volkskunde veröffentlicht werden sollten, die womöglich als Vorbilder für andere volkstümliche Arbeiten in Deutschböhmen dienen sollten. So wurde zunächst die reichhaltigste Beantwortung des ausgesandten Fragebogens: Laubes Volksüberlieferungen aus Teplitz als Muster für Sammler veröffentlicht, ferner 2 Hefte Hausbau-Studien von Lippert, 3 Hefte Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde von Ammann, eine eingehende Dorfgeschichte, Johns Oberlohma, eine Geschichte der im ungarischen Banat versprengten Ansiedler aus dem Böhmerwalde u. a. Im Juli 1905 erschien nun in dieser Reihe zum erstenmal ein Werk, das unmittelbar einen großen Teil der Ergebnisse der genannten Sammeltätigkeit verwertet. Der von John bearbeitete 6. Band der Beiträge „Sitte, Brauch und Volksglauben in Deutsch-Westböhmen" ist aufgebaut auf den in der Gesellschaft aufbewahrten handschriftlichen Überlieferungen des besagten Gebietes (54 meist sehr reichhaltigen Einsendungen aus etwa ebensoviel Orten in Westböhmen) und auf der vorliegenden gedruckten Literatur, die namentlich für das Egerland sehr reich ist.

Verein für bayr. Volkskunde und Mundartforschung, Würzburg.

Der Verein für bayrische Volkskunde und Mundartforschung ist im Sommer 1894 von Prof. O. Brenner und den Lehrern J. Beyhl und J. Schmidkontz begründet. Vorsitzender seit Bestehen O. Brenner. Jahresbeitrag 1 Mk. Mitglieder waren bis Frühjahr 1905 770 angemeldet, tatsächlicher Bestand zur Zeit 500.

Der Verein sammelt Mitteilungen aus allen Gebieten der bayrischen Volkskunde und Mundartforschung, um sie künftig in umfassenden Bänden zu

veröffentlichen. Sein Werbeorgan, die „Mitteilungen und Umfragen zur bayr. Volkskunde", erhalten außer den Mitgliedern auch die sämtlichen Leser zweier großer Tageszeitungen in einer Auflage von gegen 40000 Abdrucken; sie erscheinen viermal im Jahre (1/2 Bogen früher 4° jetzt 8°). Der Verein hat durch Zuschuß an Verleger die Herausgabe mundartlicher Untersuchungen ermöglicht, und in der Ausgabe der Sammlung von Kleeberger aus Fischbach eine Anregung zu weiterer Sammelarbeit gegeben. In Vorbereitung ist als erster Band der eigentlichen Veröffentlichungen eine Volksliedersammlung aus der Pfalz.

Das Archiv umfaßt über 1500 Nummern schriftlicher Einläufe, dazu eine Sammlung von Photographien und Aufnahmen von Bauernhäusern. Ein Museum besitzt der Verein nicht. Die Bibliothek strebt möglichst vollständige Vertretung der bayrischen Publikationen an, erwirbt aber auch die wichtigeren volkskundlichen Werke in deutscher Sprache, gelegentlich auch fremde. Durch Austausch oder Kauf bezieht sie die einschlägigen Zeitschriften. Ein vorläufiges Bibliotheksverzeichnis ist im Druck erschienen. Brenner.

Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg. (Ergänzung zu den Angaben in Nr. 1.)

Die volkskundliche Sammlung des Germanischen Nat.-Museums, die seit 15 Jahren vorbereitet wurde, ist jetzt in den Sälen 60—62 aufgestellt und von 1905 an dem Besuch geöffnet. Sie umfaßt etwa 14400 Gegenstände aller Art. Besonders zu erwähnen ist die Trachtensammlung, die 553 Nummern umfaßt und durch ein reiches Abbildungsmaterial ergänzt wird, sowie eine 318 Nummern umfassende Sammlung von Pflugmodellen.

Eine Arbeit von Dr. O. Lauffer in Frankfurt über die Bauernstuben des Museums wird veröffentlicht in den Mitteilungen aus d. G. N. 1904 ff.

Verein für österreichische Volkskunde, Wien, I, 4. Wipplingerstraße 34.

Der Verein wurde 1894 gegründet von Dr. M. Haberlandt und Dr. W. Stein († 1903); er steht unter dem Protektorat des Erzherzogs Ludwig Viktor.

Vorstand: Graf J. Harrach, Präsident; Hofrat Dr. V. Jagić und Oskar Edler v. Hoefft, Vizepräsidenten; Dr. M. Haberlandt, Schriftführer.

Jahresbeitrag 2 Kronen, bei Bezug der Zeitschrift 6 Kronen. Mitgliederzahl (Mai 1905): 569. Arbeitsgebiet ist die Volkskunde der österreichischen Völkerschaften.

Publikationen: Zeitschrift für österreichische Volkskunde I—XI, dazu drei Supplementhefte, Katalog der Sammlungen des Museums für österreichische Volkskunde (1892) und ein Neuer Führer des M. f. ö. V. (1900).

Der Verein besitzt ein Museum, das etwa 18600 Nummern umfaßt, Vorstand desselben ist Dr. Haberlandt.

Die Bibliothek des Vereins zählt etwa 1000 Bände.

Schriftleitung: Professor Dr. K. Helm, Gießen, Südanlage 5.
Druck: Hof- und Universitäts-Druckerei (O. Kindt) Gießen.

Mitteilungen
des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde.

Nr. 3. (Korrespondenzblatt) Januar 1906.

1. Bericht über die erste Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde.

Die erste Tagung des Verbandes fand am 2. Oktober zu Hamburg statt.

Schon am 1. Oktober hatte sich, einer freundlichen Aufforderung des Vereins für Hamburgische Geschichte folgend, eine Anzahl auswärtiger Herren eingefunden, um an dem vom Verein veranstalteten Ausflug in die Vierlande teilzunehmen. Von Bergedorf aus wurden zu Wagen die Orte Curslack, Altengamme und Neuengamme besucht, wobei sich Gelegenheit bot, eine Reihe von Bauernhäusern, die Kirchen in Curslack, in Altengamme und das Museum in Neuengamme zu besichtigen. Die Herren E. Maß, Dr. Stettiner und Maler O. Schwindrazheim aus Hamburg sowie Herr Pastor Holtz (Altengamme) hatten die Liebenswürdigkeit Führung und Erklärung zu übernehmen.

Am 2. Oktober vormittags 9 Uhr begannen die geschäftlichen Beratungen in den Räumen des Vereins für Hamburgische Geschichte im Patriotischen Gebäude. Den Vorsitz hatte Professor Dr. A. Strack-Gießen, Schriftführer waren die Herren Prof. Dr. K. Helm-Gießen und Dr. Körner-Hamburg.

Vertreten waren elf Verbandsmitglieder, nämlich: der Verein für Volkskunde, Berlin, durch Prof. Dr. Bolte; — die schlesische Gesellschaft für Volkskunde durch Prof. Dr. Siebs, Breslau; — die Gesellschaft für niederdeutsche Volkskunde durch Dr. Crome, Göttingen; — die hessische Vereinigung für Volkskunde durch Prof. Dr. A. Strack, Gießen; — der Verein für rheinisch-westfälische Volkskunde durch Prof. Dr. Sartori, Dortmund; — der Verein für badische Volkskunde durch Prof. Dr. Sütterlin, Heidelberg; — die schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, Zürich, durch Prof. Dr. Hoffmann-Krayer, Basel; — der Verein für Hamburgische Geschichte durch Landgerichtsdirektor Schrader, Hamburg; — das Museum für Völkerkunde, Leipzig, durch Direktor Dr. Obst; — das Museum für Völkerkunde, Hamburg, durch Prof. Dr. Thilenius; — das Altonaer Museum durch Direktor Dr. Lehmann.

Vor Eintritt in die Tagesordnung begrüßte der Vorsitzende die Versammlung, Herrn Direktor Schmeltz, den Vertreter der niederländischen Regierung, und sprach dem Verein für Hamburgische Geschichte, insbesondere den Herren E. Maß und Dr. Warburg den wärmsten Dank für die tatkräftige Vorbereitung der Tagung aus. Namens des Vereins für Ham-

burgische Geschichte begrüßte Herr Landgerichtsdirektor Schrader die Versammlung und überreichte den Teilnehmern als Festgabe eine Nummer der Vereins-Mitteilungen. Herr Dr. Stettiner lud die Versammlung zum Besuch des Museums für Kunst und Gewerbe ein und überreichte einige Exemplare des Werkes: „Das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe, dargestellt zur Feier des 25jähr. Bestehens von Freunden und Schülern Justus Brinckmanns."

Darauf wurde in die Tagesordnung eingetreten.

1. Der Geschäftsbericht wurde von Prof. Dr. Strack und Prof. Helm erstattet. Die Rechnung wurde von Prof. Dr. Bolte und Prof. Dr. Siebs geprüft und richtig befunden, worauf dem Rechner Entlastung erteilt wurde.

2. Die Vereine für sächsische und bayrische Volkskunde hatten ihren Eintritt in den Verband abhängig gemacht von einer „Änderung der Satzungen, insbesondere in der Richtung auf Jahresbeitrag und Selbständigkeit der Einzelvereine". Auf Antrag von Prof. Siebs wurde dem letzten Wunsch entsprechend einstimmig beschlossen, in § 1 der Satzungen zuzusetzen: „jedoch unbeschadet der Selbständigkeit der einzelnen Vereine." Dagegen wurde es mit Rücksicht auf die Finanzlage des Verbandes als unmöglich erklärt, einen anderen Zahlungsmodus, etwa eine staffelförmige mit Entlastung sehr großer Vereine verbundene Abstufung des Beitrags einzuführen, sodaß also die alten Bestimmungen über den Mitgliedsbeitrag bestehen bleiben. Es wurde jedoch auf Antrag von Prof. Siebs eine von Prof. Mogk vorgeschlagene Resolution angenommen, wodurch es möglich wird, Vereinen, denen der Beitritt zum Verband aus finanziellen Gründen Schwierigkeit macht, vorläufig gewisse Ausnahmebedingungen zu gewähren. Ob dies geschehen soll oder nicht, entscheidet in jedem einzelnen Fall der Ausschuß.

3. Auf Antrag von Prof. Dr. Hoffmann-Krayer wurde einstimmig beschlossen, die Verbandsmitteilungen in derselben Weise wie bisher weiter erscheinen zu lassen.

4. Namens des Ausschusses schlug Prof. A. Strack vor, als Anfang einer Bibliographie der Volkskunde die eigentlich volkskundlichen deutschen Zeitschriften bis 1902 in derselber Weise wie es seit 1902 in der Zeitschriftenschau der Hess. Blätter geschieht, bibliographisch zu verarbeiten.

Aus der Versammlung wurden zwei Gegenvorschläge gemacht: Dr. Crome, Oberlehrer Wossidlo und Prof. Sartori befürworteten die Herstellung landschaftlicher Repertorien, Prof. Bolte wünschte die Schaffung einer sachlich geordneten Bibliographie. Da die Herstellung landschaftlicher Repertorien jedoch eher Sache der Einzelvereine als des Verbandes ist, und die Schaffung einer umfassenden sachlich geordneten Bibliographie in absehbarer Zeit undurchführbar ist, wurde der Antrag des Ausschusses angenommen.

5. Einer Anregung von Prof. J. Meier-Basel folgend, beantragen die schweizerische Gesellschaft, der Berliner Verein und die hessische Vereinigung für Volkskunde folgende Resolution: „Da eine allen wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Sammlung der deutschen Volkslieder bis jetzt nicht vorhanden ist, hält es der Verband deutscher Vereine für Volkskunde für seine Pflicht, eine solche zu schaffen und zu diesem Zwecke zunächst eine Inventarisierung der Liedertexte und Melodien vorzunehmen." Diese Resolution wurde einstimmig angenommen. Ebenso wurde die Wahl einer Kommission beschlossen, welche die Vorbereitung dieser Arbeit in die Hand nehmen soll und

der nächsten Tagung des Verbandes genauere Vorschläge unterbreiten wird. In diese Kommission wurden gewählt die Herren Prof. J. Meier-Basel, Prof. Bolte-Berlin und Prof. A. Strack-Gießen; es bleibt diesen überlassen eventuell weitere geeignete Mitglieder zuzuwählen.

6. Die fünfte Sektion des Gesamtvereins deutscher Geschichts- und Altertumsvereine hat in ihr Arbeitsprogramm die deutsche Hausforschung aufgenommen und dem geschäftsführenden Ausschuß einen Fragebogen zur Statistik der deutschen Bauernhausformen zugehen lassen. Der Verband steht diesem Unternehmen natürlich wohlwollend gegenüber; der Vorsitzende schlägt die folgende Resolution vor, die einstimmig zur Annahme gelangt: „Der Verbandstag empfiehlt seinen Mitgliedern, die von der 5. Sektion des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Aussicht genommene Statistik der deutschen Bauernhausformen nach Kräften zu unterstützen."

7. Im Auftrag des sächsischen Vereins für Volkskunde lädt Prof. Mogk den Verband zur Ausstellung für Volkskunst in Dresden 1906 ein. Der Verband nimmt von dieser Einladung mit Dank Kenntnis.

Als Ort der nächsten Tagung wurde darauf Berlin bestimmt; die Tagung wird im Laufe des Jahres 1907 stattfinden, genauere Bestimmung der Zeit bleibt dem Ausschuß überlassen.

8. Auf Antrag des Herrn Prof. Bolte wurde der bisherige Ausschuß durch Akklamation wiedergewählt.

Die geschäftlichen Verhandlungen endeten nachmittags 3 Uhr, sie waren unterbrochen durch eine halbstündige Frühstückspause und einen etwa einstündigen Vortrag [1]) des Herrn Oberlehrer Wossidlo (Waren) über die Technik des Sammelns.

Wenn ich, so begann der Vortragende, hier in Ihrem Kreise über die Technik des Sammelns reden soll, so kann ich meine Aufgabe nur darin sehen, durch eine Darlegung der Erfahrungen, die ich in zwanzigjähriger Arbeit gewonnen habe, die Anregung zu einem Meinungsaustausch zu geben.

Allgemein gültige Regeln wird kein erfahrener Sammler aufstellen wollen, weder für die Organisation der Werbearbeit noch für die Tätigkeit des Sammelns selbst. Die Entscheidung über die Frage, wie eine möglichst große Zahl tüchtiger Mitarbeiter zu gewinnen und, was schwerer ist, bei der Arbeit festzuhalten sei, wird in jeder Landschaft von wechselnden äußeren Umständen abhängen: von der Höhe der zur Verfügung stehenden Mittel, dem Verhalten der Behörden und der Landespresse, von der Anzahl und den Neigungen der dem Leiter unterstellten sachkundigen Kräfte, und nicht zum wenigsten von dem Maß von Arbeit, das der Leiter selbst dem Unternehmen zu widmen vermag. Und wiederum die Tätigkeit des einzelnen Sammlers — sie wird bedingt sein einerseits durch sein Temperament und seine physische Leistungsfähigkeit, dann aber auch durch den Charakter der Bevölkerung und durch den größeren oder geringeren Reichtum des Landes und der einzelnen Landstriche und Volksschichten. Immer wieder wird sich auch der geübteste Sammler vor neue Aufgaben gestellt sehen, die nur ein schnelles Erfassen der augenblicklichen Lage

[1]) Der Vortrag, der für den Abdruck an dieser Stelle ein wenig gekürzt ist, wird in wesentlich erweiterter Gestalt im 15. Bande der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde (Berlin) zum Abdruck kommen.

glücklich zu lösen vermag. Und was am meisten Gewähr für seinen Erfolg bietet, das wird ihm kein anderer geben können: eine glückliche Anlage, mit Leuten jeglichen Standes zu verkehren, und eine unbezwingliche Liebe zur Sache werden nun einmal immer sein bestes Rüstzeug sein. Und doch, meine Herren, gibt es, wie in jeder Kunst, so auch in der des Sammelns volkstümlicher Überlieferungen allerlei technische Handgriffe und Fertigkeiten, die erlernt werden können, und ein Austausch unserer Erfahrungen, wie er nun heute angebahnt werden soll, wird, so hoffe ich, helfen, uns gegenseitig vor Mißgriffen zu schützen und die gemeinsame Arbeit zu fördern.

Was die Organisation der Werbearbeit und den Verkehr mit den Mitarbeitern betrifft, so glaube ich mich auf kurze Andeutungen beschränken zu sollen. Ein Beispiel aus der Geschichte unseres mecklenburgischen Unternehmens mag Ihnen zeigen, von wie verhängnisvoller Wirkung bei den ersten Schritten gemachte Fehler sein können. Dem Aufrufe, der im Februar 1891 in über 6000 Exemplaren ins Land ging, war ein Begleitschreiben beigelegt, worin an die Mitteilung, daß mir ein halbjähriger Urlaub erwirkt sei, die Bitte angeschlossen war, mir, falls ich den Wohnort des Adressaten besuchen sollte, tatkräftige Unterstützung beim Sammeln zu gewähren. Das erwies sich als ein schwerer Mißgriff. Hunderte, die sonst zum eigenen Sammeln bereit gewesen wären, legten sich ganz aufs Abwarten, andere ließen den gesammelten Stoff zur Abholung im Schreibtisch ruhen; bis in die letzten Jahre hinein sind mir Aufzeichnungen aus jener Zeit in die Hände gefallen. Auch das war ein Fehler, daß in die Kommission, die zur Unterzeichnung des Aufrufs gebildet ward, Volksschullehrer, auf deren Opferwilligkeit im Grunde doch jedes Sammelunternehmen angewiesen ist, nicht hineingewählt wurden; eben nur Mitglieder des Altertums-Vereins sollten ihm angehören. Der Gedanke, eigene Vereine für Volkskunde zu gründen, war damals leider noch nicht aufgetaucht.

Wenn so der Erfolg des Aufrufs den Erwartungen nicht entsprach und uns das Glück versagt blieb, die erste Begeisterung für das vaterländische Unternehmen mit vollem Nachdruck auszunutzen zu können, so mußte ich um so emsiger suchen, durch unablässige, persönliche Anregung zum Ziel zu kommen, umsomehr, als mir eine Zeitschrift oder ein anderes Organ für Mitteilungen und Anfragen nicht zur Verfügung stand. — Eine größere Zahl von Landlehrern auf jener halbjährigen Wanderfahrt durch Aufklärung über die nationale Bedeutung und die wissenschaftlichen Ziele des Unternehmens für die Sammelarbeit zu gewinnen, hielt nicht schwer. Manche von diesen sind mit einer über alles Lob erhabenen Hingabe dem Unternehmen bis heute treu geblieben [1]. Aber gar viele, die anfangs große Hoffnungen weckten, fielen unter dem Drucke äußerer Verhältnisse, der ja in meiner Heimat schwer genug auf dem Lehrerstande lastet, gar bald wieder ab. Da galt es dann, immer wieder die Lücken auszufüllen und auf eine möglichst gleichmäßige Vertretung aller Landesteile bedacht zu sein. Der Besuch der Landeslehrerversammlungen bietet eine vorzügliche Gelegenheit, Bande persönlicher Freundschaft

[1] Der Vortragende zeigte später einige der wertvollsten und umfangreichsten Beiträge vor, die ihm im Laufe vieler Jahre aus Lehrerkreisen zugegangen sind.



zu knüpfen und neue Helfer zu werben. — Bei den Seminarien und höheren Schulen wird es ganz auf die nachdrückliche und stetige Einwirkung der Leiter und Lehrer ankommen. Bloße Vorträge und Fragebogen bleiben ohne rechten Erfolg.

Die Veröffentlichung einer größeren Zahl von volkstümlichen und sprachlichen Plaudereien aus meiner Feder in einer der Zeitungen des Landes hat vielleicht manchem, der von der Schönheit und Fülle unseres Volkstums nichts wußte, die Augen geöffnet; doch die erhoffte Wirkung blieb aus. Ob die Einrichtung einer allsonntäglichen volkstümlichen Ecke, wie sie mir jetzt vor einigen Wochen von der Redaktion der am meisten gelesenen Zeitung des Landes zugestanden ist, größeren Erfolg haben wird, muß die Erfahrung lehren.

Mit besonderer Freude habe ich stets Leute aus dem Landvolke selbst als Mitarbeiter begrüßt. Bauern, ländliche Handwerker, Schäfer u. a. sind, wenn sie erst die anfängliche Scheu vor dem Niederschreiben überwunden haben, mit Eifer für die Sache tätig. Auch Frauen aus dem Mittelstande zeichnen sich durch treues Ausharren aus. Das kleine von mir zusammengestellte Bühnenstück „Ein Winterabend in einem mecklenburgischen Bauernhause", das vielfach auch in kleineren Städten und Dörfern zur Darstellung gekommen ist, hat das Verständnis dieser Kreise für die Ziele des Unternehmens gefördert. Meinen Werbebriefen an solche Leute, von denen ich annehme, daß ihnen das Adressenschreiben ungewohnte Arbeit sei, lege ich stets frankierte, mit meiner fertigen Adresse versehene Kuverte bei. Unbedingt notwendig ist es, alle Beiträge sofort und eingehend zu beantworten, durch Hinweise auf die Bedeutung wichtigerer Stücke das Interesse zu vertiefen und neugewonnene Helfer immer wieder anzutreiben, daß sie für jede Überlieferung die Quelle angeben. — Der dankenswerten Anregung eines meiner Mitarbeiter, etwa alljährlich eine Zusammenkunft aller hervorragenden Helfer zu veranstalten, um neue Arbeitsgebiete festzulegen und im einzelnen zu bestimmen, habe ich bisher aus Mangel an Mitteln nicht Folge geben können. — Eine ausgiebige Versendung von Freiexemplaren halte ich für geboten. Ich habe den zweiten Band der mecklenburgischen Volksüberlieferungen an über 200 Mitarbeiter versandt. Die Landlehrer lassen das Werk im Dorfe herumgehen. Das erleichtert die weitere Arbeit ungemein. Auch die Zusendung geeigneter Werke aus anderen Ländern (Andree's Braunschweiger Volkskunde ist immer mit besonderer Freude begrüßt) oder die Zueignung etwa der Volkskunde E. H. Meyer's hat sich als nützlich erwiesen. Eingehende, fortlaufende Berichte in den Landeszeitungen über die Fortschritte der Sammlung und die Verdienste der einzelnen Helfer sind zu empfehlen. Eine Honorierung der Beiträge dagegen ist mir immer bedenklich erschienen.

Was die Form der Aufzeichnungen anlangt, so bin ich gewohnt, meinen Mitarbeitern völlige Freiheit zu lassen. Alle Vorschriften sind gefährlich. Eine meiner Mitarbeiterinnen, eine Putzmacherin, schreibt ihre Erinnerungen während der Arbeit auf die Papierrollen der Seidenbänder. Eine Vermehrung der Arbeit bedeutet eine solche Willkür für den Redaktor nicht. Übertragen muß er ja doch alles. Und ein Zerreißen aller Beiträge beeinträchtigt den Überblick über den Besitz der einzelnen Ortschaften und Gegenden.

Bei der Einrichtung der Fragebogen, die ja nun einmal bei der ersten Einführung jedes Unternehmens unentbehrlich sind, die richtige Mitte

zwischen allzugedrängter Kürze und allzugroßer Breite zu halten, ist schwer. Will man dann später im besonderen Rätsel, Reime, Lieder und dergleichen sammeln, so empfiehlt es sich, die Anfänge aller bekannten Stücke aufzuzeichnen; das Wichtigste kann man ja durch die Art des Druckes kenntlich machen. Vor allem aber vermeide man es, solche Spezialfragebogen zu umfangreich zu gestalten. Es war ein Fehler von mir, den 12 Seiten langen Fragebogen zu den Kinderreimen ungeteilt ins Land zu schicken. Je mehr man das Ganze in kleine Stücke zerlegt, desto größer wird die Wirkung sein. Die Leute wollen immer wieder aufgerüttelt und an das Unternehmen erinnert sein. Auch mein ausführlicher Fragebogen zu der heimischen Sagenwelt hat den erhofften Erfolg nicht gehabt. Die große Menge kurzer, dem Fernstehenden doch meist unverständlicher Andeutungen verwirrt und entmutigt. Ich komme überhaupt von der Versendung gedruckter Fragebogen immer mehr zurück. Es gibt bessere Mittel, das Interesse wach zu halten. So empfehle ich dringend, tüchtige Beiträge im Lande herumzuschicken. Ich habe vielfach Aufzeichnungen aus dem Südwesten nach dem Nordosten, aus dem Strelitzer Lande nach der Ostseeküste gesandt und umgekehrt. Auch hier wirkt das Beispiel oft mehr als alle Unterweisung. Noch geeigneter ist ein anderes Mittel, das ich erst in den letzten Jahren erprobt habe. Ich schreibe auf Oktavzettel je eine ganz bestimmte Frage über einzelne Punkte. Von diesen Zetteln sende ich etwa je 30—40 Stück an ein Dutzend Mitarbeiter, auf deren Hilfsbereitschaft ich mich verlassen kann, mit der Bitte, im Dorfe herumzufragen. Die zurückkommenden, mit Antwort und Ortsangabe versehenen Zettel gehen dann wieder an andere Helfer in anderen Landesteilen. Dieses Mittel hat fast immer Erfolg und ist auch namentlich nach der negativen Seite hin wertvoll, um das Fehlen von Ausdrücken und Bräuchen in den einzelnen Landesteilen festzustellen. Auch die Versendung von geschriebenen (nicht gedruckten) Postkarten mit Rückantwort ist im Einzelfalle nützlich.

Die Verbindung mit den Mitarbeitern enger zu gestalten, wird im allgemeinen um so leichter gelingen, je mehr die Leiter des Unternehmens selber **Erfahrung im Sammeln** haben. Es weckt Interesse, wenn man in seinen Antwortbriefen von eigenen Funden berichten kann, und es ist von außerordentlichem Werte, wenn man willigen, aber ungeübten Helfern in persönlichem Umgang durch eigenes Beispiel zu zeigen vermag, wie man die verborgenen Schätze ans Licht ziehen kann. Und damit schicke ich mich an, Ihnen von meiner **eigenen Sammeltätigkeit** zu erzählen.

Wer selbst in das geistige Leben eines Volkes eindringen will, wird zuerst und vor allem, auch wenn er ein umfassendes Wörterbuch nicht plant, die Sprache erforschen müssen. Schon um das Vertrauen der Leute zu gewinnen, ist eine völlige Beherrschung der **Mundart** unbedingtes Erfordernis. Ja es wird nützlich sein, sich den Verschiedenheiten der einzelnen Gegenden, namentlich in der Diphthongierung, nach Kräften anzupassen. Was Ulrich Jahn als möglich hinstellt, wenn man mit der Mundart nicht vertraut sei, mit dem Mischdialekt auszukommen, wie ihn fremde Viehhändler sprechen, muß ich für meine Heimat als durchaus untunlich bezeichnen [1]. Aber auch die Freude am

[1] Der Vortragende sammelt in niederdeutschem Gebiet. Für Oberdeutschland und Mitteldeutschland ist tatsächlich der Gebrauch der Mundart

Sammeln wird wesentlich erhöht, wenn man der Mundart ihr Recht gönnt. Auf der Suche nach den eigentlichen Volksüberlieferungen werden Mißerfolge nicht ausbleiben. Aber das Gefühl des Überdrusses nach solchen Enttäuschungen kommt nicht auf, wenn man immer wieder durch einen vollen Trunk aus dem Born mundartlicher Rede Erquickung schöpfen kann. Ich kenne keine größere Freude, als mit Männern und Frauen aus der Landbevölkerung zu plaudern, die, vom städtischen Verkehr und dem Einfluß der Schriftsprache unberührt, aus lebendigem Sprachgefühl heraus ihre Rede formen: da ist fast jeder Satz nach irgend einer Seite hin bedeutsam. Gelegenheit, dem Volke aufs Maul zu sehen, hat ja jeder. Natürlich, wer durch verwandtschaftliche oder freundschaftliche Beziehungen mit dem Landleben verknüpft ist, dem wird sich die Volkssprache leichter erschließen. Aber auch in der Stadt kann man täglich finden, wenn man nur ernstlich sucht, zumal heute, wo die ländlichen Arbeiter in immer größeren Mengen in die Städte strömen. Und ein Gespräch mit dem Hirten auf dem Felde, dem Alten, der die Wege bessert, dem Mütterchen, das beim Hüten der Gänse von jungen Tagen träumt, dem Tagelöhner, der des gleichen Weges zieht, ist bald im Flusse, wenn man den Leuten mit freundlichem Gruß gegenübertritt und auf ihre Interessenwelt einzugehen weiß. In wenig Minuten erkennt man, ob man Ausbeute erhoffen darf. Eine außerordentlich günstige Gelegenheit, das Volk zu belauschen, bietet sich dem Sammler dar, wenn er kleine Händler und Aufkäufer ins Vertrauen zieht und mit ihnen zusammen auf ihren Wagen auf dem Lande herumfährt. Bei dem Verkehr gerade dieser Leute mit den Bauern und Tagelöhnerfrauen kommen in der Erregung, wie sie der Handel mit sich zu bringen pflegt, besonders viele alte Wendungen ans Licht. Freilich sobald die Leute merken, daß man sie aushorche, ist bei den meisten die Unbefangenheit dahin. Nur wenige ertragen es ohne Einbuße sprachschöpferischer Kraft, daß man niederschreibt, was sie reden. Ich habe in früheren Jahren abwaschbare Gummimanschetten zu heimlichen Notizen benutzt, oder irgend einen Vorwand gesucht, um ohne Verdacht das Notizbuch, oder das Kursbuch, oder den Kalender herauszuholen. Durch Übung lernt man, ohne solche Stützen auszukommen und bei scharfem Hinhören ein kürzeres Gespräch zu bemeistern. Indem man sich den Lauf der Unterhaltung wieder vergegenwärtigt, fallen einem auch die Eigenheiten im Ausdruck und Satzbau wieder bei.

Doch wer sich höhere Ziele steckt, wer den unermeßlichen Wortvorrat und die zahllosen Redensarten und Sprichwörter auch nur annähernd erschöpfend sammeln will, der wird sich mit einem solchen gelegentlichen Belauschen des Volkes, so notwendig es ist, und wenn er es lange Jahre mit glücklichstem Erfolge betrieben hat, nicht begnügen dürfen; es muß planmäßiges Ausfragen geeigneter Gewährsmänner hinzukommen. Und ein solches Sammeln mundartlichen Stoffes ist leicht erlernbar, und jeder, der in den Überlieferungen einer Landschaft heimisch werden will, wird, glaube ich, gut tun, mit diesen Dingen zu beginnen. Natürlich, wer in allgemeinen Wendungen nach

---

meist unnötig, oft sogar gewiß nachteilig; hier genügt vollständig der Gebrauch der ungezwungenen Umgangssprache, die ja immer mehr oder weniger dialektisch gefärbt ist. Anm. d. Red.

alten Ausdrücken fragen wollte, würde sich kurze Abweisung gefallen lassen müssen: „Ja, wenn Se so'n olle Landwürd söken, denn möten Se na uns' Nawerdörp gahn, dor hebben se väl so'n platt Würd: bi uns is sowat nich begäng'!" Man frage zunächst geweckte Leute, deren Gunst man im Dorfkruge durch ein Glas Bier oder einige Zigarren gewonnen hat, nach ganz bestimmten, konkreten Dingen, etwa nach den Benennungen für die einzelnen Teile des Wagens oder des Pfluges, nach Flurnamen, nach den Namen von Tieren und Pflanzen. Läßt man dabei seltene Ausdrücke einfließen, die man in anderen Landesteilen gehört hat, so ist das allgemeine Interesse bald geweckt. So sind alle Standessprachen leicht zu erforschen. Wenn man erst bei den Fischern im Boote sitzt und Teilnahme für ihre Arbeit bekundet, so werden sie bald gesprächig. Um in die Schiffersprache tiefer einzudringen, die mir von allen Berufssprachen der Heimat immer als die reichste und bedeutendste erschienen ist, pflege ich in den Dörfern der Ostseeküste früheren Kapitänen und Matrosen eigenartige, anderswo gehörte Wendungen vorzulegen mit dem Vorgeben, den Sinn derselben nicht zu verstehen: in solchen Erklärungen kommt dann oft ein ganzes Nest verwandter Ausdrücke zum Vorschein. Hat man den Leuten durch solche Fragen über Dinge, die ihrem Gesichtskreise nahe liegen, ein Verständnis dafür beigebracht, was man will, so versuche man ganz allmählich auf andere, schwierigere Gebiete überzugehen. Aber freilich nicht jeder hält dem Frager Stand. Gerade Originale, an die man gewöhnlich verwiesen wird, die in ihrer täglichen Rede altes Sprachgut in Menge im Munde führen, verhalten sich meist der Wißbegier des Sammlers gegenüber ablehnend: sie sind zu selbständig, um sich fremdem Gedankengange anzubequemen. Dann wieder gibt es Leute, die in höchstem Maße hilfsbereit sind, denen aber selbst die Gegenwart des Sammlers lästig ist; sie wollen allein sein, um ihren Erinnerungen nachzuhängen. Andere wieder wollen durch unablässige Fragen angeregt sein. Die Fähigkeit einzelner, den leisesten Andeutungen des Sammlers zu folgen, ist ganz erstaunlich.

Ich kann von diesen Dingen nicht reden, ohne an einen Mann aus dem Landvolke zu denken, der mir bei meinen ersten tastenden Schritten in das Wunderland der Mundart außerordentliche Dienste geleistet hat. In einem Dorfe der Hagenower Heide, wo ich in den achtziger Jahren wiederholt während der Ferien Quartier nahm, hatte ich das Glück, einen jungen Büdnersohn kennen zu lernen, der sich mir bald aufs engste anschloß. Im Elternhause im Banne alten Glaubens und alter Sprechweise aufgewachsen, dabei von leichter Fassungskraft und wissensdurstig, ließ er sich bald von dem Werte alter Überlieferung überzeugen und war dann, jede Belohnung von sich weisend, unablässig bemüht, mir den Boden zu ebnen. Die Hilfe eines solchen Vermittlers aus dem Volke selbst kann der Sammler gar nicht hoch genug schätzen. Ich begleitete den jungen Freund bei der Feldarbeit oder fuhr mit ihm zu den Holzauktionen in den Wald, immer wieder überrascht, zu sehen, mit welcher Leichtigkeit er bei jeder sich darbietenden Gelegenheit aus seiner Schatzkammer alter Wendungen den treffenden Ausdruck hervorzuholen wußte. Unter seiner Einwirkung hatten dann auch bald die übrigen Dorfbewohner jede Scheu vor dem Fremden verloren. Mit meinen Zetteln in der Hand ging ich auf dem Felde hinter den Binderinnen und den Kartoffelsammlerinnen her, oder suchte mir ein Plätzchen hoch oben im Scheunfach,

um von dort aus die Rede der Leute, die bei froher Erntearbeit in munterem Wechsel hinundherzugehen pflegt, zu belauschen.

Wenn so die Schätze der Mundart, die uraltes Gut in reicher Fülle treu bewahrte, bei redlicher Mühe leicht zu heben sind, so erfordert das Sammeln der eigentlichen Volksüberlieferungen ein erheblich größeres Maß von Übung und auch von Opferwilligkeit. Kinderreime, die noch heute in lebendigem Gebrauche sind, werden ja jedem Sammler leicht zufallen. Aber das Suchen nach den verklungenen, halb vergessenen Volksreimen und Liedern ist, bei uns zu Lande wenigstens, ein saures Stück Arbeit, und nicht ohne leises Schaudern denke ich an jenen Sommer des Jahres 91 zurück, als ich sechs Monate lang, in ruheloser Hast von Dorf zu Dorf eilend, das Land ausschließlich nach Rätseln und Reimen absuchte. Erst wenn man Sagen und Märchen, Brauch und Glauben, die wir anfangs in falschem Vertrauen auf Bartschens Werk von der Sammlung ausgeschlossen hatten, hineinzieht, wenn man neben den Wörtern zugleich in die Kenntnis der Sachen einzudringen sucht und Hausbau, Tracht und Gerät erforscht, erst wenn man ein volles Bild von dem äußeren und inneren Leben des Volkes in entschwundener Zeit zu gewinnen sucht, erst dann entspricht der Lohn der aufgewandten Mühe. Zu einer Lust aber kann das Sammeln dieser Dinge nur werden, wenn man alles flüchtige Durchstreifen der Heimat aufgibt und in ruhigem, planmäßigem Vordringen den Besitz engbegrenzter Bezirke zu erschöpfen sucht. Ich habe mir, seitdem ich in den meisten Landesteilen zuverlässige Mitarbeiter weiß, einige wenige landschaftlich schön gelegene Orte in der weiteren Umgebung meines Wohnortes herausgesucht, zu denen ich immer wieder zurückkehre. In der näheren Umgebung — um auch das zu sagen — ist die persönliche Bekanntschaft mit den Besitzern, Pächtern und Pastoren leicht hinderlich. Erst bei solcher oft wiederholten Einkehr in ein Dorf kann man das volle Vertrauen der Leute gewinnen und ihnen Zeit lassen, sich in die alten Erinnerungen wieder hineinzuleben. Und nur in solchen Standquartieren, wo man mit den örtlichen Verhältnissen genau vertraut geworden ist, kann man an die Einrichtung von Sammelabenden in größerem Stil herangehen, wie ich sie seit langen Jahren in Waren mit glücklichem Erfolge abgehalten habe. Doch solche festen Stützpunkte wollen erst gefunden werden, und es wird nicht nutzlos sein, zu zeigen, durch welche Mittel der Sammler der Schwierigkeiten Herr zu werden vermag, die sich unter weniger günstigen Verhältnissen seiner Arbeit entgegenstellen.

Kommt man als Fremder zum ersten Male in ein Dorf, so ist das Staunen groß. „Wat dee Saak wol in'n Munn' hett — wat dor wol bi rutbröden mag!" Das Ansinnen des Sammlers hat eben für diese Leute, denen es etwas völlig Neues ist, daß ein studierter Mann sich um ihr Geistesleben kümmert, etwas stark Überraschendes, und ich könnte Ihnen die lustigsten Mißverständnisse erzählen: „Mudder Schulten, Mudder Schulten, wo kannst du den'n Mann wat vörbäden. De arm Kierl kann eenen jo leed dohn, dee hett dat jo 'n bäten in 'n Kopp; wo künn he süß vör so'n Trödelkram sien Geld utgäben. Mööst em nicks vertellen, Mudder Schulten, du maakst em jo süß ümmer narrscher." Aufklärende Vorarbeit des Lehrers würde ja falschen Auffassungen vorbeugen können; doch ist nicht jeder dazu bereit, auch wird es darauf ankommen, in welchem Verhältnis der Mann zu seinen Dorfgenossen

steht. Eigentlichem Mißtrauen aber bin ich auch da, wo ich mir ganz allein den Weg bahnen mußte, kaum je begegnet. Unser mecklenburgisches Tagelöhnervolk, zu dem ich mich von Jugend auf am meisten hingezogen fühle, ist offenen Herzens und leicht zu gewinnen, wenn man ihm in der rechten Weise naht; die Leute haben ein sehr feines Gefühl dafür, ob man sich über sie lustig machen will oder ob man ihrem Geistesleben Achtung und Verständnis entgegenbringt. Wem freilich die Gabe versagt ist, auch dem Niedrigsten und Ärmsten mit ruhiger Freundlichkeit zu begegnen, dem werden die Tiefen der Volksseele verschlossen bleiben.

Fragt man dann nun im Dorfe herum, wer wohl im Besitze alter Überlieferung sein könne, so erhält man zuerst meist wenig hoffnungsvolle Auskunft: „Dee liggen up 'n Kirchhof, dee sowat wüßten; dee sünd nu nich mihr an 't Ruder. — Hüüt ward von 'n Krieg snackt un wat de Demokraten hervörebringen; so'n verwünschten Kram is nu ut de Welt rut. — Den Spöök hett Napoleon ut't Land dräben. — De Welt hett sik jo ümdreiht. — Wat Se söken, dat regiert nich mihr — dat hett sik afläwt — dor bemengt 'n sik nich mihr mit — dat hüürt nich mihr mit to." — Gar viele haben in der Tat von Jugend auf für die Poesie dieser Sachen keinen Sinn gehabt. „Ik heff mi üm so'n Alfanzerien nie nich brüd't." — „So hoochstudiert bün ik nich." — „Wat de Lerch singt, dat kann 'k Se ok nich seggen, dee hett so'ne polsche Spraak, dee kann ik nich verstahn." — „Von de lütten Ünnerierdschen? Ne, dor kann 'k Se nicks von vertellen, ik heff mit de Babenierdschen nooch to dohn." — „Mien Vadder wier Snider; wat ne Nadel bören künn, dat müßt neihgen, denn hett man to sowat keen Tiet to." — „Weegenleeder? Ne, dee heff'k mienläder nich sungen, de Gören würden uppe Jer hensmäten, dor müßten s' sik groot wöhlen. Sünd jo groot nooch worden." — Andere sind durch streng kirchliche Gesinnung den Überlieferungen entfremdet: „So'n Undugenden weet ik nich." — „An dat Weltwäsent heff ik keenen Andeel, ik heff mien Dohn in de Schrift." — „Is jo hüüt Sünndach, wo kann ik Se hüüt wol wat vertellen, mien Mann geit jo mit'n Kling'büdel." Auch Lebensschicksale üben ihren Einfluß: „Ja, in mien jungen Dagen heff ik soväl leewe Dinger wüßt; oewer wenn de leew' Herrgott eenen denn Kummer oewer Kummer schickt, denn sackt dat all so sachten ut 'n Kopp rut."

Doch der Sammler weiß, daß treues Ausharren seinen Lohn findet. In dem letzten, verborgenen Winkel sprudelt oft ein überreicher Quell hervor. Die Gedächtniskraft einzelner ist in der Tat bewundernswert. „In den'n Kierl is Grund un Bodden versackt. — Dee weet 'n ganzen Hoppensack vull — dat geit nich na 'ne Huuspostill rin, wat dee weet." — „Mit mi is dat grad' as mit'n Immenrump, wenn'n dor anftött, denn brus't dat rut. — Mien Schrift is nich to dull, oewer hier baben heff ik 'n Book. — Wenn Se mi man de Vörspiegelungen maken, denn will ik wol wat hervörkrigen." — Auch auf das Temperament und die augenblickliche Stimmung der Leute kommt natürlich viel an. „Ik kann nich losballern, wenn ik fall. — Wenn eenen dat so gluupsch up 'n Liw' kümmt, denn kann man sik nicks rutergrawweln. — Dor mööt man Stedigkeit to hebben to sowat." Von älteren Frauen wird man am besten mehrere, etwa drei bis fünf, zusammenbringen: ist erst der Wetteifer weiblicher Zungen rege geworden, so hat man gewonnenes Spiel. Andererseits ist es oft verkehrt, die Leute aus ihrer gewohnten Umgebung

herauszureißen, sie etwa ins Haus des Lehrers oder in den Gasthof zu bitten. Man lasse den Rademacher in seinem Schauer, den Weber hinter seinem Webstuhl; man suche die Forstarbeiter im Walde während der Mittagspause auf. „Buten in de Friheit geit dat ümmer bäter", hörte ich öfter von Leuten, die gewohnt waren, ihr Tagewerk unter freiem Himmel zu verrichten. Ein alter Forstarbeiter, der an einem Alltage auf meine Bitte gegen Zahlung eines reichlichen Tagelohnes zu Hause geblieben war, um mir Märchen zu erzählen, war schon vor Mittag völlig erschöpft: das Gefühl, sich zu der ungewohnten Arbeit verdungen zu haben, drückte ihn zu Boden.

Wie weit es nun gelingt, die schlummernden Erinnerungen zu wecken, das wird wesentlich vom Geschick des Sammlers abhängen. Je mehr er den ganzen, weitschichtigen Stoff beherrschen lernt, je tiefer er in die unendliche Mannigfaltigkeit alten Glaubens eindringt, je leichter er die Fäden zu verknüpfen weiß, desto reicher wird der Ertrag seiner Arbeit sein. „Wo is dat eenmal moeglich", meinte einmal eine alte Tagelöhnerwitwe, „ik heff nu doch de Leeder un Rimels tom Deel siet mien Jugend her nich mihr uppe Tung' hatt, wo koenen Se dat blos all ut mi ruterhalen."

Ich habe mir im Laufe der Jahre — außer einem Hauptbuch und einem kurzen Auszug — für jedes einzelne Gebiet besondere, immer wieder ergänzte Fragebücher angelegt, in denen ich neben den Auszügen aus meinen Sammlungen mit roter Tinte wertvolle Überlieferungen aus anderen Ländern verzeichnet habe, die mir bisher aus der Heimat nicht bekannt geworden sind. Das gibt eine gute Handhabe, um besonders ergiebige Quellen auszuschöpfen. Doch je mehr man von diesen Dingen lernt, desto größere Zurückhaltung ist geboten. Niemals darf man aufhören, den Lernenden zu spielen; man muß anfangs oft auch Allbekanntes niederschreiben, damit die Leute nur erst das Gefühl gewinnen, daß ihr Wissen von Wert ist. Sonst kommt die rechte Gebelaune nicht auf. „Dat is würklich to'n Lachen", meinte einmal eine Frau, „dee Mann will von uns Schelmstücken lihren un weet sülben de allermeisten." Und ein Alter erklärte mir: „Mit Se keem mi dat doch gistern just so vör as up't Gericht; dee Herren weeten dat vörher ok all ümmer bäter as man sülden." Hat man nun die Leute zum Reden gebracht, so nutze man die Stunde; liebe Nachbarinnen bringen sonst leicht Hundehaare dazwischen. Auch die hinterher aufsteigende Angst vor dem Pastor verschließt die Herzen. Daß man selber nicht zimperlich und prüde sein darf, ist selbstverständlich. Ein gewisses Maß von Freigebigkeit ist geboten. Durch ein Geschenk an das Enkelkind ist Großmutter leicht gewonnen. Die Dankbarkeit der Leute für kleine Aufmerksamkeiten, einen Gruß aus der Ferne oder ähnliches, hat sich mir oft in rührenden Äußerungen kundgetan.

Einen erheblichen Unterschied der einzelnen Landesteile habe ich in Mecklenburg nicht feststellen können. Die Industrie hat ja bei uns ihren zerstörenden Einfluß noch nicht geübt. Orte mit altansässiger Bevölkerung haben natürlich im allgemeinen alte Überlieferung treuer bewahrt. Solche Hofdörfer, auf denen die Tagelöhner oft wechseln, sind wenig ergiebig. In Armenhäusern in kleineren Städten und auf großen adeligen Gütern habe ich oft reiche Ernte halten können. Versuche, in Kasernen zu sammeln, sind bisher von mir nicht angestellt worden.

Will man Volkslieder suchen, so wird man die Gegenden bevorzugen

müssen, in denen der Volksgesang noch bis vor kurzem eine feste Pflegestätte hatte: bei uns sind es einzelne Teile des Strelitzer Landes, wo bis in die neunziger Jahre hinein beim gemeinsamen Aufziehen der Tabaksblätter alte Lieder im Wetteifer gesungen worden sind. Mitunter aber findet man auch Lieder und Reime an unerwarteter Stelle. So hatte ich nach den Leberreimen, wie sie in der Warener Gegend zum Teil noch heute bei Hochzeiten üblich sind, überall anderswo lange vergebens gesucht. Plötzlich traten sie mir in großer Fülle und Schönheit in einigen Dörfern des Südwestens entgegen; wo sie aber nur gebraucht werden bei der Brakelköst, das heißt dem Mahl, das dem gemeinsamen Flachsbrechen zu folgen pflegt. Bei dem Forschen nach Sagen wird es sich empfehlen, die weitere Umgebung alter Kultstätten mit besonderer Sorgfalt abzusuchen. Auch alte Berg- und Flurnamen leiten mitunter auf die Spur, ebenso prähistorische Denkmäler. Bei allen wichtigeren Stücken suche ich stets die Gewährsmänner zu veranlassen, daß sie sich über ihre Stellung zur Sage äußern: solche erklärende Bemerkungen verraten oft ein überraschendes Verständnis. — Von größtem Interesse ist es weiter, Sagen-Varianten zu sammeln, und den Verbreitungskreis der einzelnen Lokalsagen festzustellen. Besonders bedeutsame Stücke lasse ich öfter von denselben Leuten nach mehrjährigem Zwischenraum mir wiedererzählen: das ist ein gutes Mittel, die Zuverlässigkeit der Überlieferung zu prüfen. Durch gelegentliche, unverdächtige Fragen suche man sich über die Herkunft und Lebensgeschichte der Gewährsmänner zu unterrichten. — Die Stellung der Bevölkerung zum Aberglauben ist in meiner Heimat in den einzelnen Gegenden verschieden; das muß man beim Sammeln natürlich berücksichtigen. Bei allen verschwundenen Bräuchen sammle man von den Leuten selbst möglichst genaue Angaben über die Zeit und die Gründe des Aufhörens. Doch ich kann hier nicht näher darlegen, wie man im einzelnen zu verfahren hat, um zuverlässige und erschöpfende Angaben zu erhalten. Es ist Zeit, daß ich ein Ende mache.

Meine Schilderung hat, um wahrheitsgetreu zu sein, an den Schwierigkeiten der Sammelarbeit nicht vorübergehen können. Allein für die Mühen, die mit dem Forschen nach zertrümmerter Überlieferung nun einmal unzertrennlich verbunden sind, wird jeder Sammler reiche Entschädigung finden, wenn er auf der Suche nach Sagen und Märchen, nach Brauch und Glauben die rechten Leute findet, die, mitten in diesen Dingen lebend, mit tiefem Gefühl für ihren poetischen Gehalt begabt, es als ein Glück empfinden, wenn jemand kommt, sich an ihren Schätzen zu freuen. Das Bild solcher Gewährsmänner prägt sich dem Sammler unvergeßlich ein. Wenn ich in meinen Sagenkästen blättere, tritt mir immer wieder der alte Ziegler aus Gielow bei Malchin vor Augen, der mir an zwei schönen Sommerabenden, den Blick träumerisch in die Ferne gerichtet, selber von innerer Weihe ergriffen, einige Dutzend herrlicher Sagen erzählte. Da ist nur ein leises Anstoßen von nöten, ruhig läßt man dem Strom der Erinnerung freien Lauf, nur durch ein kurzes Wort sucht man zu zeigen, daß man die Schönheit der alten Gebilde empfindet. Wenn ich solchen Männern und Frauen gegenübersitze, die mir in rückhaltlosem Vertrauen ihr innerstes Glaubensleben enthüllen, und nun in langer Reihe uralte Vorstellungen vor mir auftauchen, so ist mir schon öfter zu Mute gewesen, als wenn ich, um Jahrtausende zurückversetzt, einem germanischen Priester lauschte.

Das, meine Herren, ist eben Sammlerfreude, und ich schließe mit dem Wunsche, daß solches Sammlerglück in reichem Maße all den anderen Männern blühen möge, die jetzt überall in deutschen Landen, der alten Schuld eingedenk, sich um die Bergung des Erbgutes bemühen. Wenn wir so nicht müde werden, wetteifernd die Bausteine herbeizutragen, dann wird dereinst der kommende Meister ein stolzes Denkmal deutschen Volkstums aufrichten können.

Nach Schluß der geschäftlichen Verhandlungen besichtigen die Teilnehmer unter der liebenswürdigen Leitung des Herrn Landgerichtsdirektors Schrader die Sammlung Hamburgischer Altertümer.

Abends 8 Uhr fand ebenfalls im Patriotischen Gebäude eine öffentliche Versammlung statt.

Prof. Strack begrüßte im Namen des Verbandes die Anwesenden, indem er darauf hinwies, von welchem Wert für die Volkskunde die Teilnahme und Mitarbeit der Gebildeten sei. Im Anschluß hieran behandelte er mit einigen Worten das Verhältnis der Volkskunde zur Bildung. Er betonte den Gegensatz, in den beide vielfach treten, indem die Bildung eine Erhebung über die Masse erstrebe und bewußtes individualistisches Geistesleben pflege und schätze, während die Volkskunde gerade das unbewußte geistige Leben der Masse, des Volkes, zu ihrem Gegenstand habe, jenes Leben der Gemeinschaft, aus dem alle individualistische Kultur heraus gewachsen sei und noch heute herauswachse. Auch der Gebildete werde in seinem ganzen Denken und Handeln fortwährend mehr oder weniger von dem ihn in Gegenwart und Vergangenheit umgebenden Massenleben bestimmt. Dadurch, daß die Bildung es ignoriere oder geringschätze, erschwere sie dem Einzelnen das Verständnis der Wirklichkeit, in der sie ihn orientieren sollte, und errichte künstliche Schranken, die ihn von seinem Volke und einem guten Teil seines eigenen Selbst trennen. Die Einsicht, daß ein Weiterschreiten der Bildung auf diesem Wege verderblich sei, verbreite sich immer mehr. In Kunst und Poesie suche man wieder die verlorene Fühlung mit dem Volke zu gewinnen. Was diese beiden anschaulich zu erfassen suchten, wolle die Volkskunde mit den Mitteln der Wissenschaft erschließen. Ihre große praktische Mission bestehe in einer Reform unserer nationalen Bildung. Deshalb ergehe auch ihr Ruf an alle Gebildeten. Nicht mehr ein künstliches, im Treibhaus und in Stubenluft gezogenes Gewächs solle die Bildung sein, sondern eine schöne, unter Gottes freiem Himmel entfaltete Blüte, deren Wurzeln in der heimatlichen Erde ruhen, und die uns köstliche Früchte verheißt. Mit dem Wunsche, daß auch die Hamburger Tagung hierzu beitragen möge, schloß der Vortragende.

Darauf sprach Dr. Crome (Göttingen) über Historische Volkskunde; dieser Vortrag hatte etwa nachstehenden Gedankengang:

Der Wert aller der zahlreichen prinzipiellen Erörterungen der jüngsten Tage beruht vor anderem in dem Bestreben, der jungen Wissenschaft der Volkskunde ein größeres Schwergewicht in sich selbst zu schaffen, wodurch sie eben erst eine wirklich lebenskräftige Wissenschaft wird. Daß die eigentliche Sammelarbeit dabei mehr oder weniger immer in den Hintergrund gedrängt wird, ist zu beklagen, darf aber doch nicht eigentlich mißmutig machen: eine doch endlich einmal eintretende vollständige Klarheit über das Ziel der Volkskunde wird das Versäumte dann um so schneller nachholen lassen. Allgemeine Anerkennung muß endlich der Satz erfahren, daß die Volkskunde eine philo-

logische Disziplin ist, welche durchaus historisch-philologische Methode bei der Verarbeitung des Materiales in Anwendung zu bringen hat, mit andern Worten, es muß eine historische Volkskunde vor allem durch Heranziehung und vollständige Sammlung der älteren Zeugnisse ausgebaut werden, welche endlich einmal eine wenn auch in ihrer Genauigkeit nur begrenzte Chronologie der einzelnen Zeugnisse möglich macht; wie bei solcher historischen Wertung des gesamten Materiales auch eine größere Einsicht in die Ziele der volkskundlichen Sammelarbeit möglich wird, kann nicht genug hervorgehoben werden. Daß die älteren, dem eigentlichen Altertume unseres Volkes angehörigen Schichten des Materiales die wertvolleren sind, daß hier die wertvollsten Bausteine für eine künftige große Altertumskunde, wie sie Karl Müllenhoff in seinem Geiste erschaute, noch zumeist unerkannt und ungefunden ruhen, darf keinem Einsichtigen mehr zweifelhaft sein und muß ruhig ausgesprochen werden. Gerade der deutschen Volkskunde müßten durch diese Beziehung zu dem größten Problem unserer Vergangenheit, dem Ursprung und Kindheitsalter unserer Nation, die Ziele für ihre Sammelarbeit deutlich gesteckt sein und die ihr drohende Gefahr in das Uferlose zu geraten, wäre für immer beseitigt: auf Grund dieser Erwägung muß jetzt einmal zunächst das diesen ältesten Schichten angehörige Material systematisch mit aller Kraft von den deutschen volkskundlichen Vereinen gesammelt werden, eine noch immer sehr große, aber doch zuletzt zu bewältigende Arbeit. Das den jüngeren Schichten angehörige Material muß bis auf weiteres an zweiter Stelle kommen, seine Sammlung geschieht mehr nebenher, denn es soll nicht Unwichtiges gerettet werden und Wichtiges dadurch verloren gehen.

In ihrer Beziehung zu dem einen großen in der deutschen Altertumskunde beruhenden Ideale unseres Volkes beruht aber auch die große praktische und soziale Bedeutung der Volkskunde für die Nation wie für den einzelnen, sonst nirgend.

Zum Schluß sprach Prof. Dr. G. Thilenius (Hamburg) über Volkskunde und Völkerkunde. Redner führte folgendes aus: Volkskunde ist eine nationale und historische Wissenschaft; sie hat die Aufgabe, eine bestimmte geschichtlich und geographisch abgegrenzte Menschenverbindung von Tausenden oder Millionen in allen Lebensäußerungen zu erforschen. So charakterisiert sie K. Weinhold. Die Völkerkunde dagegen sieht in der gesamten Menschheit eine Einheit und verfolgt ihre Entwicklung von den primitivsten bis zu den höchsten Zuständen der Kultur; ihre Methode ist die vergleichende, die sie auf außereuropäische Natur- und Kulturvölker ebenso ausdehnt wie auf unser eigenes Volk. Darin liegt die Berührung zwischen den beiden Wissenschaften; auch ihre Methoden sind ähnliche. Kulturvölker, welche eine Schriftsprache und schriftliche Überlieferungen besitzen, weist die Völkerkunde in erster Linie der philologischen Behandlung zu, und nicht anders kann sie mit den europäischen Völkern verfahren. Wo sie Naturvölker in den Kreis ihrer Untersuchungen zieht, tritt an die Stelle des geschriebenen Wortes das materielle Erzeugnis — der Speer, der bearbeitete Stein oder die Maske — als historisches Dokument für die Geschichte des Volkes. Aber auch die höchsten Kulturvölker besitzen eine stoffliche Kultur an Gerät und sonstigen Dingen, welche gleichfalls als historisches Dokument der Schriftvölker anzusehen ist und um so deutlicher in die Erscheinung tritt, je mehr wir von der nivellierenden und

die alte Hausindustrie verdrängenden Massenproduktion der Maschine uns entfernen. Was uns da eigenartig berührt, ist nicht allein die Äußerung „bäuerlichen“ Geschmacks in der Verzierung oder die eingehende Bearbeitung eines Geräts, sondern vor allem die zeitliche Tiefe, in welche die Realien der Volkskunde uns hinabführen. Mühelos können wir unter den Geräten etwa die Sicherheitsnadel zurück verfolgen bis zu den Fibeln der Bronzezeit; die Wollschere reicht zurück bis zur ersten Eisenzeit und der moderne Spinnwirtel aus Porzellan z. B., den wir heute in Frankreich finden, führt zurück bis zu den alten Ansiedlungen Trojas und in unsere eigene Steinzeit.

Freilich sind dies alles nur Überlebsel, die sich erhalten haben; weit mehr ist im Laufe der Zeit verloren gegangen, vieles hat sich nur in sehr veränderten Formen erhalten. Der Besitz einer früheren Kulturperiode, der von der neueren technisch überholt wird, gerät unter die Herrschaft der Phantasie; nicht mehr verstanden sinkt er zum Geräte des Aberglaubens herab. Marbod, ein Bischof von Rennes im zwölften Jahrhundert, kennt die Steinbeile als Schutz gegen Blitzschlag und gegen Ertrinken, als Spender von ruhigem Schlaf, süßen Träumen u. s. w. In den Ställen oder Hausdächern der schlesischen und braunschweigischen Bauern findet man ebenso Steinbeile als Schutz gegen Blitz oder auch als Mittel zur Heilung kranken Viehs. In Schottland klopfen die Seelen mit Steinbeilen an die Pforte des Fegefeuers. Die Pfeilspitzen aus Stein gelten in Europa als Elfenbolzen, in Italien, Frankreich und Irland werden sie als Talismane in Silber und Kupfer gefaßt und erscheinen sogar als Bestandteil des Rosenkranzes. In späteren Zeiten wird das Steinbeil christlich-mönchisch zum Messer, das man gegen Unwetter in den Dachbalken stößt. Ebenso schützt die Sichel der heiligen Nothburga gegen Unwetter.

Am zähesten erhielten sich die Totengebräuche, denn allen Zeiten ist die Scheu vor den Toten gemeinsam, und alle Völker wollen die Seele des Abgeschiedenen günstig stimmen oder ihr Dasein am unbekannten Orte behaglich gestalten. Totenlieder, wie sie die altindische Literatur kennt, werden noch heute an manchen Orten Deutschlands gesungen, und die Totengaben bestehen wenn auch in veränderter Form fort. Geschichtlich bezeugt ist, daß die wertvollen Beigaben, welche ursprünglich dem Toten ins Grab folgten, durch Nachbildungen in Teig abgelöst wurden; so geht die Bretzel unmittelbar zurück auf die Armringe, Halsbergen und Baugen, welche die Bronzezeit uns aus Gräbern überlieferte, und ebenso ist das Zopfgebäck eine Ablösung des Opfers wirklicher Zöpfe. Bretzel und Zopfgebäck sind zum Überfluß noch an bestimmte Feiertage gebunden, welche sich auf den Totenkult beziehen.

Zu den eigenartigsten Zeugen der zeitlichen Tiefe gehörten die Traditionen über den Inhalt vorgeschichtlicher Gräber. In dem Tromningshöi bei Schuby liegt nach der Sage ein Krieger, welcher meuchlings von der schwarzen Margarete (gestorben 1282) enthauptet wurde; als man das bronzezeitliche Grab öffnete, fand man neben anderen Skeletten eines, dessen Schädel zu seinen Füßen lag. In Peccatel bei Schwerin erzählte man sich von dem großen Hügel, in welchem die Unterirdischen wohnen; zu ihren Mahlzeiten leihen sie sich aus den übrigen Bergen Kessel, Messer und andere Geräte. Kessel und Tafel fanden sich bei der Öffnung des Grabes. Ferner wußte man, daß das Grab so große Schätze berge, daß man damit das ganze Dorf kaufen könne.

In der Tat fand sich in der Mitte des Grabes eine Menge von Bronzegegenständen. Solche Übereinstimmungen sind wohl geeignet, uns die Erhaltung uralter Geräte und Gebräuche zu erklären, mögen sie immerhin mancherlei Wandlungen durchgemacht haben.

Überall in der Volkskunde begegnen uns derartige Spuren, die unverändert oder den verschiedenen seither durchlaufenen Entwicklungsstufen angepaßt, aus der Jetztzeit zurückführen bis tief in urgeschichtliche Zeiten. Nie aber ist in diesem Zeitraume ein und dasselbe Volk im abgeschlossenen und ungestörten Besitz seiner Kultur und seines Landes gewesen. Wanderungen von Völkern, Menschen und Kulturerzeugnissen haben zu allen Zeiten die Kultur des einzelnen Volkes beeinflußt. Schon in der Steinzeit finden wir in einem deutschen Grabe Schneckenschalen, welche aus dem Gebiete des Mittelmeeres stammen. Später kam die Bronze aus Cypern nach Mittel- und Nordeuropa, und zahlreich und nachhaltig sind später die Einflüsse der Mittelmeerländer auf den Norden. Auch in Kleinigkeiten sprach sich das aus: der österreichische Doppeladler tritt in der Zeit der Kreuzzüge an die Stelle des einköpfigen und stammt im letzten Grunde aus Indien. Sehr viel weitere Wanderungen hat man für das Hakenkreuz nachgewiesen, das von Westeuropa bis Ostasien reicht und dessen Vertreter man auch in Amerika gefunden haben will. Die zeitliche Verteilung des Hakenkreuzes in Asien ist der Wanderungshypothese günstig, denn es taucht in China und Japan später auf als am Mittelmeer; die neuen Forschungen in Turkestan und Zentralasien lassen uns eine frühzeitige Berührung zwischen Occident und Orient erkennen, die wohl auf den Alexanderzug zurückgeht. Allein das Hakenkreuz erscheint in den verschiedenen Ländern auch als Endform in der Ornamentik; man hat es unter anderem als Windrädchen gedeutet und als äußerste Stilisierung von Vögeln.

Damit entsteht die neue Frage, die überall in der vergleichenden Völkerkunde bei Gleichheiten oder Ähnlichkeiten aufzuwerfen ist. Wir wissen, daß in der Biologie z. B. die gleichartige Färbung der Wüstentiere nicht auf Verwandtschaft beruht, und bezeichnen diese Erscheinung daher als Konvergenz. Diese gleiche Bezeichnung wenden wir in der Völkerkunde an, wo gleiche Formen auftreten, die weder durch Wanderungen zusammenhängen, noch sonstwie verwandt sind. Das Kreuz in der Ornamentik des christlichen Kulturkreises erscheint hier seiner Herkunft nach ohne weiteres verständlich. Wir finden es aber auch im vorkolumbischen Amerika als Hieroglyphe in Bilderhandschriften und als rudimentäre Stilisierung des Alligators in der Ornamentik der Chiriqui. Liegt hier deutlich die Konvergenz vor, so ist sie wiederum in anderen Fällen sehr zweifelhaft.

Weiter noch als diese Fragen der Ornamentik führt uns die Verfolgung von Vorstellungen, welche als Eigentümlichkeiten bestimmter Kulturstufen erscheinen. Allgemein verbreitet ist z. B. das Bestreben, Gegenstände, deren ursprüngliche Bedeutung vergessen worden ist, neu zu deuten. Wenn unsere Bauern das Steinbeil als Schutz gegen Blitzschlag ansehen, so finden wir die Ansicht, daß die Steinbeile Donnerkeile sind; in Madagaskar und in Togo gelten sie gleichfalls als Erzeugnisse des Blitzes. Plinius berichtet von zwei Arten von Donnerkeilen, einer schwarzen und einer roten; die erstere hilft zur Wegnahme ganzer Flotten und Städte. Wir wundern uns daher auch nicht, daß uns Hammerbeile mit vorsemitischen Inschriften aus dem 8. Jahr-

tausend v. Chr. erhalten wurden, oder Steinbeile mit gnostischen Inschriften aus Ägypten, Kleinasien, Griechenland. Ganz ähnlich erging es den Steinpfeilspitzen. Auch der Wunsch des Menschen, auf die Gottheit einzuwirken, ist Gemeingut. Aus Ägypten, aus Griechenland und Rom, aus Indien und Ostasien kennen wir die Sitte, einer Gottheit Votivgaben darzubringen, und der gleiche Gebrauch herrscht auch heute noch im katholischen Süddeutschland, und wanderte aus Spanien mit der Kirche nach dem katholischen Amerika. Auch Votivbilder werden in Kirchen und Tempeln aufgehängt, und die Gleichheit der Auffassung etwa zwischen einem bayerischen und einem japanischen Votivbilde ist ganz überraschend. Schwerlich haben wir es hier mit Wanderungen zu tun, es liegt vielmehr die Äußerung einer Gedankenreihe vor, welche überall an eine bestimmte Entwicklungsstufe religiösen Verständnisses gebunden ist. Auch im Gebiet der Magie treten unzweifelhafte Konvergenzerscheinungen deutlich hervor. Auf den Inseln der Südsee darf man die Schale einer verzehrten Banane, abgeschnittene Haare oder Nägel nicht fortwerfen, denn irgend ein Feind könnte sie benutzen, um Gesundheit oder Leben des Unvorsichtigen zu gefährden. In den Schriften des Tenzel, Leipzig 1753, findet sich eine ganz entsprechende Vorschrift, um einen Feind magisch zu lädieren: Man macht in seinem Namen ein Wachs- oder Leimbild, in welches Haare von ihm eingeknetet werden; dieses Bild wird mit Nadeln gestochen, mit welchen ein Toter eingenäht wurde.

Wie man den Menschen auf magischem Wege beeinflußt, so auch die Natur. Überall fast begegnen uns Zeremonien, welche dazu bestimmt sind, den Ertrag der Jagd, der Fischerei, der Ernte reich zu gestalten. Vielfach werden dabei Masken verwandt, welche den Träger zum Fruchtbarkeitsdämon machen. Die Maskentänze der Mandanen und die Perchtentänze in Salzburg dienen der Förderung der Fruchtbarkeit. Selbst in den Formen sind die Masken überall einander ähnlich, ein Beweis dafür, wie sehr die Phantasie der Menschen in der gleichen Richtung arbeitet.

Die Beispiele lassen sich um ein Vielfaches vermehren. Bald tritt uns die zeitliche Tiefe einer modernen Erscheinung entgegen, bald regt uns zur Forschung die räumliche Ausdehnung von Geräten oder Gedanken an, mögen sie durch Wanderungen übertragen sein, oder selbständige Erfindungen darstellen. Überall aber genügt nicht mehr die Übersicht über das große Gebiet der Menschheit, um solche Fragen zu lösen, wir bedürfen der eingehenden Kenntnis aller Lebensäußerungen eines Volkes, um unsere Vergleichungen anstellen zu können und zu allgemein gültigen Gesetzen zu gelangen. Da tritt es klar hervor, daß die volkskundliche Behandlung eines Landes, das tiefe Eindringen in das Wesen seiner Bevölkerung erst die Grundlagen schafft, auf denen die Völkerkunde weiterzubauen vermag, und das gilt nicht nur von exotischen Naturvölkern, sondern in demselben Maße von unserem eigenen Volke. Überraschend viel Altes hat sich in ihm erhalten und zahlreich sind seine Beziehungen zu der übrigen Menschheit. Wie die Völkerkunde Lückenhaftes schaffen würde, wenn sie die Ergebnisse der deutschen Volkskunde vernachlässigte, so darf sie auch hoffen, daß die Volkskunde Nutzen ziehen wird aus den mancherlei Ansätzen und Ergebnissen, welche die vergleichende Arbeit der Völkerkunde schon jetzt aufzuweisen hat.

Der Vortragende illustrierte seine Ausführungen durch eine größere Anzahl Lichtbilder.

Zum Schlusse dieses Berichts sei, um Mißverständnissen vorzubeugen, darauf hingewiesen, daß bei den Tagungen unseres Verbandes nicht bloß die Leiter und Delegierten der Vereine, sondern auch alle Einzelmitglieder derselben, die Interesse an den Verhandlungen nehmen, willkommen sind und sich an der Diskussion beteiligen können. Besonders bei der Beratung wissenschaftlicher Fragen ist die Teilnahme aller Sachkundigen in hohem Maße erwünscht.

2. Verbandsangelegenheiten.

Als Mitglieder sind dem Verbande weiter beigetreten:

18. Museum für Völkerkunde, Hamburg.
19. Sächsischer Verein für Volkskunde, Dresden.
20. Verein f. Bayrische Volkskunde u. Mundartenforschung, Würzburg.
21. Histor.-literar. Zweigverein des Vogesenklubs, Straßburg i. E.

3. Vereinsnachrichten.

Verein für siebenbürgische Landeskunde. Sitz: Hermannstadt. Vorstand: D. Dr. Friedrich Teutsch, ev. Stadtpfarrer und Superintendential-Vikar in Hermannstadt. Sekretär: Ernst Briebrecher, Seminarlehrer, Hermannstadt.

Gegründet 1840. Der Verein zählt gegenwärtig: 35 Ehren- und korresp. Mitglieder, 59 durch Stiftung bleibende Mitglieder, 658 ordentl. Mitglieder. Beitrag für stiftende Mitglieder 200 Kronen, für ordentl. 6 Kronen jährlich. Jedes Mitglied erhält dafür das „Archiv".

Publikationen: 1. Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, jährlich 2—3 Hefte (redigiert vom Vereinsausschuß). Gegenwärtig 34 Bände.

2. Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde (jährlich 12 Nummern, Jahresbezugspreis 2 Kronen, redigiert von Adolf Schullerus). Außerdem selbständige Publikationen, unter denen die bedeutendsten: Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen. (Bearbeitet von Franz Zimmermann, Carl Weiner und G. Müller.) Bis jetzt 3 Bände erschienen. Kirchliche Kunstdenkmäler aus Siebenbürgen I. II. (Wien, C. Grüser, jetzt W. Krafft, Hermannstadt). Siebenbürger Münzen und Medaillen. (Bearbeitet von Adolf Resch.) Hermannstadt 1901.

In Vorbereitung: 1. Siebenbürgisch-deutsches Wörterbuch. Mit Benützung des Wörterbuchnachlasses von Johann Wolff, bearbeitet von Gust. Kisch, Georg Keintzel, Adolf Schullerus (das erste Heft, bearbeitet von Adolf Schullerus, wird 1906 erscheinen.

2. Volksdichtungen: Die Deutschen in Siebenbürgen. Herausgegeben von Gottlieb Brandsch und Adolf Schullerus. (Erscheint 1906.)

3. Forschungen zur Volkskunde der Deutschen in Siebenbürgen, im Auftrag des Vereins für siebenbürgische Landeskunde herausgegeben von Adolf

Schullerus. 1. Heft: Gustav Kisch, Vergleichendes Wörterbuch der Nösner (siebenbürgischen) und moselfränkisch-luxemburger Mundart, 1906. 2. Heft: Studien zur Geschichte der Volksdichtung der Deutschen in Siebenbürgen von Gottlieb Brandsch und Adolf Schullerus. (In Vorbereitung.) Weitere Hefte werden enthalten: Volkstracht (B. Wittstock), Agrarhistorische Studien (G. A. Schuller), Syntax der siebenb.-deutschen Mundart (A. Schullerus), Kinderspiele (Ernst Briebrecher), Geographie der siebenb.-deutschen Mundart (A. Scheiner und A. Schullerus). —

Sammlungen hat der Verein nicht. Die Tauschschriften gehen in die Verwahrung und den Besitz des Baron Bruckenthal'schen Museums über (Stiftungsanstalt im Besitz der evst. Kirche in Hermannstadt), eben dahin auch die vom Verein erworbenen Altertümer und volkskundlichen Gegenstände. Es sind Verhandlungen im Zuge, das Bruckenthal'sche Museum zu einem „siebenbürgisch-deutschen Nationalmuseum“ umzugestalten.

Vgl. Heinrich Herbert, Geschichte des Vereins für siebenbürgische Landeskunde (Archiv 28, 139—236).

---

4. Sonstige Mitteilungen.

Die **Hessische Vereinigung für Volkskunde** teilt mit, daß die Zeitschriftenschau, welche bisher (vgl. das erste gedruckte Rundschreiben des Verbandes vom Sommer 1904, S. 9 f.) den Verbandsmitgliedern zum ermäßigten Preis von 2 Mk. geliefert wurde, vom Jahrgang 1905 ab, der im Laufe dieses Sommers erscheinen wird, des größeren Umfanges wegen nur zu dem ebenfalls noch ermäßigten Preis von 3 Mk. abgegeben werden kann. Die Lieferung erfolgt nicht direkt an die einzelnen Reflektanten, sondern nur durch Vermittelung der Einzelvereine, welchen jene angehören.

Der **Badische Verein für Volkskunde** hat im abgelaufenen Jahre das 1. Heft einer neuen volkskundlichen Zeitschrift, der „Blätter des Bad. Vereins f. Volksk.“, erscheinen lassen mit folgendem Inhalt: P., Badischer Verein für Volkskunde; O. Haffner, Die Pflege der Volkskunde in Baden; B. Kahle, Über Volksliedervarianten; B. Kahle u. F. Pfaff, Umfragen zur Volkskunde.

In **Bremen** ist als selbständiger Zweigverein des Bundes „Heimatschutz“ ein Verein für **niedersächsisches Volkstum** entstanden, der sich zwar im ganzen mehr das praktische Ziel des Schutzes und der Erhaltung des Volkstums gesteckt hat, aber auch die Sammlung von Volksliedern ins Auge faßt. Leiter der 7. Gruppe, die sich hiermit beschäftigen wird, ist Herr Oberlehrer Dr. Tardel. Der Jahresbeitrag beträgt mindestens 2 Mk.

In dem ehemaligen **Kurhessen** hat der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde die Sammlung der volkskundlichen Überlieferungen in die Hände genommen, indem er einen Ausschuß, bestehend aus den Herren Generalmajor Eisentraut-Kassel, Prof. F. Vogt-Marburg und Prof. K. Wenck-Marburg mit der Organisation der Arbeit beauftragt hat. Derselbe hat im Laufe des Jahres einen Fragebogen versandt, der bereits vielfache Beantwortungen ge-

funden hat. Das gesammelte Material wird auf der Marburger Universitätsbibliothek aufbewahrt. — Außerdem ist am 15. Okt. 1905 durch Herrn Oberbibliothekar Dr. Brunner in Kassel ein „Verein zur Erforschung und Pflege der hessischen Mundarten" ins Leben gerufen worden (s. Hessenland XIX, Nr. 20, S. 289).

Im Sommer dieses Jahres soll in der in Dresden stattfindenden III. deutschen **Kunstgewerbeausstellung** zum ersten Male eine besondere Abteilung für Volkskunst zur Anschauung gebracht werden. Der Verein für sächsische Volkskunde hat, wie oben (S. 8) erwähnt, die Freundlichkeit gehabt, den Verband deutscher Vereine für Volkskunde zum Besuche der Ausstellung einzuladen. Derselbe Verein hat in den letzten Wochen an die volkskundlichen Vereine ein Rundschreiben verschickt, in dem er eine Einladung ihrer Mitglieder zu gemeinsamer Tagung in Aussicht stellt. Indem wir auf die Bedeutung, die diese Ausstellung für das Gebiet der Volkskunst haben wird, nachdrücklich hinweisen, sehen wir uns zugleich durch uns gewordene Zuschriften veranlaßt, darauf aufmerksam zu machen, daß es sich bei der geplanten Tagung nicht um ein Unternehmen des Verbandes handelt, daß dieser vielmehr, dem in Hamburg gefaßten Beschluß entsprechend, im Jahre 1907 in Berlin tagen wird.

Schriftleitung: Professor Dr. K. Helm, Gießen, Südanlage 5.
Druck: Hof- und Universitäts-Druckerei (O. Kindt) Gießen.

Mitteilungen

des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde

Nr. 4. (Korrespondenzblatt) Oktober 1906.

Im besten Mannesalter ist nach mehrmonatlichem schwerem Leiden

Professor Dr. Adolf Strack

am 16. Juni dieses Jahres zu Gießen gestorben.

In ihm ist ein Mann dahin gegangen, der wie wenig andere erfüllt war von warmer Liebe zur Volkskunde, von jugendfrischer Begeisterung für ihre hohen Aufgaben und von ernstem Streben ihr zu dienen. Diesem Streben entsprangen auch jene von ihm in Verbindung mit anderen verfolgten Schritte, die im Frühjahr 1904 zur Gründung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde führten, dessen erster Vorsitzender er bis zu seinem Tode gewesen ist. Näherstehende wissen, welch' große Hoffnungen er auf die Tätigkeit des Verbandes setzte und wie rastlos er selbst tätig war zu seiner weiteren Ausgestaltung, bis er die Feder aus der Hand legen mußte, abgerufen gleich einem Sämann, der die Ernte nicht erleben durfte.

Der Verband wird ihm und seiner vom Tode vorzeitig abgebrochenen Arbeit ein dauerndes und dankbares Andenken bewahren.

Umfrage über kriminellen Aberglauben.

Der Aberglaube spielt bei zahlreichen Verbrechen eine vielfach noch unterschätzte Rolle. Von Kriminalisten und Volksforschern sind in den letzten Jahren bedeutende Materialien gesammelt. Ich verweise besonders auf Hans Groß, „Handbuch für Untersuchungsrichter" (4. Aufl. 1904), Löwenstimm, „Aberglaube und Strafrecht" (Berlin 1897) und „Aberglaube und Verbrechen" (Zeitschrift für Sozialwissenschaft, 1903, S. 209/231 und 273/286). Zahlreiche Beiträge und Materialien enthalten auch kriminalistische Zeitschriften, so besonders das „Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik" sowie die „Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform"; ferner die bekannten volkskundlichen Sammelwerke und Zeitschriften.

Wie aber jeder weiß, der sich mit diesen Problemen beschäftigt, harren noch zahlreiche Materialien ihrer Verwertung. Ich habe mir die Erforschung des kriminellen Aberglaubens in seinem ganzen Umfange zur besonderen Aufgabe gemacht. Speziell interessiert er mich aber, soweit er heutzutage noch praktisch wird. Durch die gütige Unterstützung einer großen Zahl in- und ausländischer Gelehrter, Richter, Polizeibeamte, Staatsanwälte, Pfarrer, Lehrer usw. sowie durch Sammeln der hierher gehörigen Zeitungsausschnitte, wobei mir das Berliner „Zeitungs-Nachrichten-Bureau" von R. Teßmer und für das Ausland der „Sweizer Argus der Presse" (Genf) wesentliche Dienste geleistet haben, ist es mir gelungen, eine große Reihe bisher brach liegender Materialien der Forschung zugänglich zu machen. Dieser Erfolg ermutigt mich, alle diejenigen, denen diese Umfrage zu Gesicht kommt, zu bitten, mir ihnen etwa bekannte Materialien freundlichst mitzuteilen. Es interessieren mich nicht nur alle Angaben über Verbrechen aus Aberglauben sowie über abergläubische Vorstellungen, die zu Verbrechen Anlaß geben können, sondern auch alle Nachrichten über Aberglaube der Verbrecher, so über Talismane, Himmelsbriefe usw., sowie über abergläubische Prozeduren, durch die man noch heutigen Tages glaubt, einen Dieb oder sonstigen Verbrecher entdecken oder bestrafen zu können, so z. B. Bannen, Erbsieb, Erbschlüssel und Erbbibel, Totbeten, envoûtement usw. Jede, auch die kleinste, Angabe wird dankbar entgegengenommen und unter Nennung des Gewährsmannes — auf besonderen Wunsch ohne Namensnennung — veröffentlicht werden. Nur bitte ich, jede Mitteilung möglichst genau zu machen, also wenn möglich mit genauer Angabe des Ortes, der Zeit, der betreffenden Personen sowie der Quelle der Notiz zu versehen.

Über folgende Materien wäre mir eine gütige Mitteilung zur Zeit besonders erwünscht.

1. Manche Leute glauben, ein Meineidiger werde nicht entdeckt, wenn er gewisse mystische Mittel anwende, z. B. wenn er beim Schwören den linken Arm auf dem Rücken halte oder das Innere der Schwurhand dem Richter zukehre oder die Eidesformel verstümmele, oder wenn er Sand im Stiefel habe usw. (Vgl. meine ausführliche Abhandlungen über „Mystische Zeremonien beim Meineid" im „Gerichtssaal", 1905 und 1906.) Ist dem Leser darüber etwas bekannt?

2. Ist darüber etwas bekannt, daß Diebe oft am Tatort ihre Notdurft verrichten? Aus welcher Gegend? Weshalb geschieht das? Auf den Tisch, in's Bett oder wo? Werden die Exkremente zugedeckt? Tun dies nur Ge-

wohnheitsverbrecher? Kennt man den Ausdruck „Wächter", „Nachtwächter", „Wachtmeister", „Posten", „Schildwache", „Hirt" oder einen analogen deutschen oder ausländischen Ausdruck für menschliche Exkremente? Aus welcher Gegend? Was ist nach Angabe des Volkes, der Verbrecher und des Einsenders der Sinn dieser Bezeichnungen? (Vgl. meine Skizzen „Einiges über den grumus merdae der Einbrecher" in der „Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform", 1905 und „Weiteres über den grumus merdae" (ebenda, 1906) sowie über „Die Bedeutung des grumus merdae für den Praktiker" („Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik", Bd. 23.)

3. Kennt jemand irgend einen Aberglauben, der zu einem Diebstahl Anlaß geben könnte? (Vgl. meine Skizze „Diebstahl aus Aberglauben" im „Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik", 1905.)

4. Kennt jemand irgend einen Aberglauben, der einen Diebstahl verhindern könnte, z. B. daß schwangere Frauen nicht stehlen dürfen, weil sonst ihr Kind ein Dieb würde, oder daß man an bestimmten Tagen nicht stehlen dürfe, oder auch an gewissen Orten nicht, oder nicht gewisse Gegenstände, weil man sonst Unglück hätte? (Vgl. hierüber meine demnächst im „Archiv für Krim." erscheinenden Skizzen „Diebstahl verhindernder Aberglaube".)

5. Ist der Verbrecheraberglaube bekannt, daß man etwas am Tatort zurücklassen müsse, wenn man verhindern wolle, daß man entdeckt wird?

6. Ist etwas über die „Religiosität" der Verbrecher bekannt? Fand man bei ihnen Himmelsbriefe, gingen sie zur Kirche, beteten sie, glaubten sie an einen Gott usw.? Vertrauten sie auf den Beistand Gottes bei ihren Taten oder auf den eines bestimmten Heiligen? Hielten sie geweihte Gegenstände für Talismane, z. B. eine geweihte Kerze, eine Hostie usw.? Glaubten sie, durch die Beichte ein leichtes Mittel zu haben, um sich wieder zu entsündigen usw.?

6. Glaubt das Volk, daß die Zigeuner Kinder rauben? In welcher Gegend? Ist so etwas wirklich vorgekommen? (Vgl. meine Skizze „Zum Kinderraub durch Zigeuner" in „Die Polizei", 1905.)

7. Ist „Das 6. und 7. Buch Moses", „Die geistliche Schildwacht", „Fausts Höllenzwang", „Das Romanusbüchlein" oder ein anderes derartiges „Zauberbuch" im Volk verbreitet? Ist durch den Glauben des Volkes daran schon Unheil angerichtet? (Vgl. meine Skizze „Moderne Zauberbücher und ihre Bedeutung für den Kriminalisten" („Archiv f. Krim.", Bd. 19.)

8. Ist irgend etwas darüber bekannt, „daß Kaninchenpfote und Bohnen (Fiesolen) als Verbrechertalismane gelten? Oder sonst etwas über ihre abergläubische Verwendung? (Vgl. meine Skizze „Merkwürdige Verbrechertalismane" („Archiv f. Krim.", Bd. 25).

9. Welche Heilmittel hat das Volk gegen Epilepsie? Hält man insbesondere das Blut eines Hingerichteten für wirksam? Gilt der Epileptische als vom Teufel besessen?

10. Ist ein konkreter Fall bekannt, wo durch Wahrsager oder Kartenlegerinnen irgend ein Unheil angerichtet ist, z. B. ein Selbstmord, Familienzwistigkeiten, Verbrechen usw. verursacht?

11. Ist der Glaube bekannt, daß schwangere Frauen nicht schwören dürfen, weil das zu erwartende Kind sonst viel mit dem Gericht zu tun hätte? Aus welcher Gegend? Sind Fälle bekannt, wo aus diesem Grund die Aussage verweigert ist?

12. Glaubt man, daß Päderastie, Sodomie oder Unzucht mit Kindern oder Jungfrauen Geschlechtskrankheiten heilen könne? (Vgl. meine Abhandlung „Die Bedeutung des kriminellen Aberglaubens für die gerichtliche Medizin" („Ärztliche Sachverständigen-Zeitung", Berlin 1906.)

Auch jede andere derartige Mitteilung wird mit Dank verwertet werden können. Besonders erwünscht sind Mitteilungen persönlicher Erfahrungen oder mündliche Überlieferungen, namentlich aktenmäßiger Fälle; aber auch für Angabe schon gedruckter Notizen, die sich nicht in den allbekannten folkloristischen und juristischen Zeitschriften finden, wäre ich sehr dankbar; auch Übersendung einschlägiger Zeitungsnotizen, unter Angabe von Titel, Ort und Datum der Zeitung, sind mir erwünscht.

Hermsdorf bei Berlin, Schloßstr. 9. — August 1906.

Dr. jur. Albert Hellwig.

Vereinsnachrichten.

Der **Verein für sächsische Volkskunde** ist am 14. Februar 1897 in Dresden begründet worden, er hat die Eigenschaft einer juristischen Person.

Den Anlaß zur Gründung bot die im Sommer 1896 in Dresden abgehaltene Handwerksausstellung, bei welcher eine alte Stadt und ein Dorf zur Anschauung gebracht wurden, in denen sich ein Trachtenfest abspielte, auf dem alle noch vorhandenen sächsischen Volkstrachten vertreten waren. Infolgedessen wird in dem Verein die Volkskunde nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch betrieben und der Volkskunst Rechnung getragen.

Bei der Organisation des Vereins wurden vier Abteilungen eingerichtet, und zwar für: 1. Verwaltungsangelegenheiten, 2. Archiv und Bibliothek, 3. Museum und 4. Finanzielles. Alle vier Abteilungen unterstehen der Zentralleitung des Gesamtvorstandes: Generalmajor z. D. Freiherr von Friesen, Vorsitzender, Oberbaurat C. Schmidt, stellvertr. Vorsitzender, Oberstleutnant z. D. von Grünenwald, 1. Schriftführer, Dr. Gruber, 2. Schriftführer, Dr. Helmolt, 3. Schriftführer, Prof. Dr. E. Mogk, Leiter von Archiv und Bibliothek, Prof. O. Seyffert, Leiter des Museums, Hauptmann z. D. Götze, Schatzmeister.

1. Die erste Aufgabe der Verwaltung unter Leitung des Vorsitzenden bestand darin, Mitglieder zu werben. Im Herbst 1897 waren deren 700 vorhanden, im Jahre 1906 ist ihre Zahl auf über 2300 gestiegen. Die über das Königreich Sachsen und das Herzogtum Altenburg verteilten Mitglieder sind in 52 Ortsgruppen vereinigt. Die Gruppen sind selbständig und stehen unter Ortspflegern, welche Versammlungen abhalten, in denen Vorträge und Besprechungen gehalten werden, wodurch unsere Bestrebungen über das ganze Land verbreitet und das Volk über unsere Zwecke aufgeklärt wird. In den Gruppen, besonders in Dresden, sowie bei Gelegenheit der alljährlich in einer anderen Stadt abzuhaltenden Hauptversammlung werden volkskundliche Abende veranstaltet, an denen Volkslieder gesungen, Dialektvorträge gehalten oder Christspiel- und andere Aufführungen geboten werden, und zu denen auch Nichtmitglieder Zutritt haben. — Der Verein ist mit mehreren anderen Vereinen in Verbindung, bzw. ihnen als Mitglied beigetreten; seit 1906 gehört er auch dem Verband der deutschen Vereine für Volkskunde an.

2. Herr Prof. Dr. Mogk, Leipzig, als Leiter des Archivs und der Bibliothek, die ihren Stand in Leipzig haben und mit Genehmigung des Kgl. Kultusministeriums in Räumen der Kgl. Universitätsbibliothek untergebracht sind, war vor allem bemüht, Handschriften und Druckschriften zu sammeln. 1906 sind 362 Handschriften und 1686 Druckschriften rein volkskundlichen Charakters, ferner acht Kapseln mit losen Blättern und Notizen vorhanden. Ein Verzeichnis derselben zur Veröffentlichung ist in Vorbereitung. Seit 1. April 1897 erscheint im Selbstverlage des Vereins eine von den Herren Prof. Dr. E. Mogk und Prof. Dr. Stumme herausgegebene Vierteljahrschrift „Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde", welche anfangs einen Bogen, seit 1900 zwei Bogen stark an jedem ersten Tag des Quartals den Mitgliedern unentgeltlich zugeschickt wird. Je drei Jahrgänge bilden einen Band von 24 Bogen; vom 4. Band ist das 1. Heft am 1. April 1906 erschienen. Die Schrift enthält Vereinsnachrichten, Aufsätze rein volkskundlichen Inhalts, für welche Honorar gezahlt wird und Anfragen bzw. deren Beantwortung. — Da öfters Abhandlungen eingingen, welche zu umfangreich waren, um in der Vereinsschrift Platz zu finden, so erscheinen seit 1905, in Schönfelds Buchhandlung, Leipzig, herausgegeben von Prof. Dr. E. Mogk „Beiträge zur Volkskunde" in zwanglosen Heften, die mit 25—33⅓ Prozent Rabatt an die Mitglieder verkauft werden. Das 1. Heft: Schlauch, „Sachsen im Sprichwort" und das 2. Heft „Maltesische Märchen und Schwänke, gesammelt von B. Ilg" sind bereits erschienen, das 3. Heft, die Fortsetzung des 2. Heftes ist im Druck fertig, das 4. Heft, Kopp, Berlin, „Sächsische Volkslieder", ist noch im Druck; beide werden ehebaldigst erscheinen.

Außerdem sind im Auftrage des Vereins herausgegeben worden: „Sagenbuch des Königreichs Sachsen" von Dr. Alfred Meiche, Leipzig (1903, Schönfelds Buchhandlung), — „Die Dorfkirche im Königreich Sachsen" von O. Gruner (1904, Arwed Strauch, Leipzig) und „Von der Wiege bis zum Grabe" — ein Bilderwerk — von Prof. O. Seyffert (1906, Gerlach & Wiedling, Wien).

Mit 42 Vereinen, teils innerhalb, teils außerhalb Deutschlands, ist der Verein in Schriftenaustausch getreten.

3. Der Leiter der dritten Abteilung „Museum", Prof. O. Seyffert, Dresden, hat mit großem Fleiß und vielem Verständnis eine Sammlung von Gegenständen bäuerlicher Kunst zusammengetragen, welche 1906 bereits über 6000 Nummern zählt. Sie besteht aus Bauernmöbeln, gemalten Schränken, Truhen, Topfbrettern, Tischen, Stühlen usw. — Die Textilindustrie ist vertreten durch Originaltrachten der sächsischen Landbevölkerung, und durch Teile von Trachten wie Hauben, Bändern, Schürzen, Jacken, Röcken usw. Die Keramik wird vertreten durch allerhand Eß- und Trinkgeschirr in Glas, Porzellan, Ton, Zinn und Kupfer. Gebrauchsgegenstände und Arbeits- sowie Ackergeräte und bäuerliche Schmucksachen vervollständigen die Sammlung. Derselben ist ferner eingegliedert eine reiche Sammlung von Photographien, Zeichnungen und Aquarellen von bäuerlicher Kunst und Bauweise. Letztere Sammlung wird alljährlich vermehrt, denn das Kgl. Ministerium des Innern hat durch Verordnung die Direktionen der Kgl. Kunstgewerbe- und Baugewerkschulen angewiesen, ihre Schüler anzuhalten, alljährlich Abbildungen von Gegenständen bäuerlicher Kunst und Bauweise beim Verein einzureichen. Die eingereichten Schülerarbeiten werden von einer unter

einem Kgl. Kommissar stehenden Kommission geprüft. Die besten Arbeiten werden durch Prämien ausgezeichnet und gehen in den Besitz des Vereins über. Die nicht prämiierten gehen an die Anfertiger zurück.

4. Die finanziellen Verhältnisse werden durch Herrn Hauptmann z. D. Götze verwaltet. — Der Jahresbeitrag jedes Mitgliedes beträgt 1,50 Mk. Dafür erhält es die Vierteljahrsschrift und den Jahresbericht, zusammen zehn Druckbogen, unentgeltlich zugeschickt, hat beim Ankauf der Publikationen des Vereins 25—33⅓ Prozent Rabatt und hat freien Eintritt in das Museum.

Die Kosten für Herstellung, Honorar und Versendung der Vierteljahrsschrift und des Jahresberichtes, für Mitgliederbeiträge an andere Vereine, für Einsammeln von Jahresbeiträgen, Regiekosten, Porti der sehr ausgedehnten Korrespondenz usw. übersteigen freilich die Summe der Jahresbeiträge trotz der großen Anzahl der Mitglieder; der Verein wäre daher nicht im Stande seinen finanziellen Verpflichtungen nachzukommen, wenn er nicht Unterstützungen von der Kgl. Staatsregierung, verschiedenen Städten und der ökonomischen Gesellschaft erhielte. Diese Unterstützungen werden verwendet zur Instandhaltung und Ergänzung des Archivs, der Bibliothek und des Museums. Trotz größter Sparsamkeit hat sich der Verein wegen Mangel an den nötigen Mitteln die Erwerbung wertvoller Gegenstände für Archiv, Bibliothek und Museum öfters entgehen lassen müssen.

Dresden, im Juni 1906. Frhr. v. Friesen, Generalmajor z. D., Vorsitzender.

Verband für Egerländer (Nordgauische) Volkskunde. [Vgl. Mitteilg. d. Verb. deutsch. V. f. Volkskunde Nr. 1 (1905) Seite 11 u. 12. Statt Teplitz soll richtig Tepl stehen.]

Der 1904 begründete Verband erstreckt sich, wie bereits mitgeteilt (Mitt. d. Verb. deutsch. V. f. Volkskunde Nr. 1 Seite 11), nicht auf das engere Egerland allein, sondern auf alle nordwestböhmischen Bezirke, in denen noch der egerländer (nordgauische oder oberpfälzer) Dialekt gesprochen wird. Nahezu in jedem Bezirke dieses Sprachgebietes ist ein Vertreter aufgestellt, der im Sinne der Zeitschrift „Unser Egerland" wirkt. Als besonders erfreuliches Zeichen der immer mehr wachsenden Bedeutung volkskundlicher Bestrebungen muß die im Jahre 1905 erfolgte Begründung eines volkskundlichen Orts-Ausschusses in Carlsbad bezeichnet werden, der sich unter dem rührigen Vertreter des Carlsbader Bezirkes, Herrn Bürgerschullehrer Josef Hofmann in Carlsbad, zu dem Zwecke konstituierte um ein von Alois John in Eger angeregtes Heft über Carlsbader Volkskunde zu ermöglichen, dessen Erscheinen durch die Opferwilligkeit der Carlsbader Stadt- und Sparkassenverwaltung und zahlreicher Spenden gesichert wurde. (Es ist als Heft IV/V von U. E. erschienen.) Der Ortsausschuß für Volkskunde in Carlsbad besteht gegenwärtig aus den Herren: Dr. med. Carl Becher (Protektor), Josef Hofmann, Bürgerschullehrer (Obmann und Geschäftsführer), Josef Görgl, Lehrer (Schriftführer), Karl Schöttner (Kassierer), Professor Rudolf Lößl. Außer diesem reichhaltigen Hefte ist auch eine „Carlsbader volkskundliche Bildermappe" erschienen, welche 27 Kunstblätter volkskundlichen Inhalts enthält und beim Buchhändler Hermann Jacob in Carlsbad zu beziehen ist. (Preis des auch in Sonderausgabe erschienenen Heftes samt Kunstbeilagen-Mappe 10 Kr.)

Die volkskundliche Idee hat durch diese Bestrebungen eine mächtige Förderung in unserem Gebiete erlangt und wäre lebhaft zu wünschen, daß auch die übrigen Bezirke sich zu ähnlichen Arbeiten entschließen könnten. Es wird Sache der betreffenden Vertreter sein in diesem Sinne zu wirken.

Als volkskundliche Zeitschrift für das gesamte Nordgaugebiet erscheint „Unser Egerland". Blätter für Egerländer Volkskunde. Herausgegeben von Alois John in Eger. Jahrgang IX (1905) brachte u. a. Abhandlungen und Aufsätze über Mai-, Hochzeits- und Begräbnisbräuche von K. Alberti, J. Bachmann und A. Fietz, Egerländer Gebildbrote von Hofrat Dr. Höfler, den Sagenschatz des Egerlandes von A. John, Abergläubisches von H. Sommert, Beiträge zur nordgauischen Mundart von Lößl, Gerbet und Schiepek, ferner eine Karte des nordgauischen Sprachgebietes, zahlreiche kleinere Mitteilungen u. a.

Der laufende Jahrgang X (1906) wird außer dem überaus reichhaltigem Carlsbader Heft noch umfassende Inhalts- und Sachregister über sämtliche zehn Jahrgänge bringen.

Als Band VI der von Prof. Dr. A. Hauffen in Prag geleiteten „Beiträge zur deutsch-böhm. Volkskunde" erschien 1905 das umfangreiche Buch: Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen von Alois John, Prag, Calve'sche Hof- und Universitäts-Buchhandlung. Mit einer Karte des nordgauischen Sprachgebietes in Böhmen.

Sonstige Mitteilungen.

Dritte deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung. In der dritten deutschen Kunstgewerbe-Ausstellung, Dresden 1906, befindet sich eine Abteilung für Volkskunst. Es ist außerordentlich bezeichnend, daß die Dresdener Ausstellung, die ihre Tore nur den modernen Kunstäußerungen geöffnet hat, der Volkskunst Raum zur Verfügung gestellt hatte. Es war kein Fehlgriff — es war ein Erfolg auf allen Linien. Die Volkskunst hat gezeigt, daß sie innerlich jung ist. Ja, sie bewies von neuem, daß, wenn die Form den Eigenschaften des Stoffes sich anpaßt, Kunstwerke von bleibendem Wert entstehen. Das mit dem Erstarken unseres modernen Kunstgewerbes gleichzeitig auftauchende Gefühl für die oft übersehene oder mißachtete volkstümliche Kunst ist daher eine im besten Sinne neuzeitliche Bewegung. Die bei aller Ehrfurcht vor den Überlieferungen zu Tage tretende Selbständigkeit der Volkskunst, ihre Naivität und Farbenfreudigkeit, ihre Materialgerechtigkeit können als Quell lebendiger Anregung bezeichnet werden.

Die Ausstellung war von Prof. O. Seyffert, Dresden, nicht nur nach ethnographischen, sondern vor allen Dingen nach künstlerischen Gesichtspunkten geleitet, und in allen Teilen Deutschlands hatten sich bewährte Mitarbeiter gefunden. Sie zerfällt in verschiedene Unterabteilungen. Ein Sammelraum ist den bäuerlichen Stickereien, Webereien und den Hauben gewidmet. Schon hier kann man klar bemerken, welche köstliche Eigenart in diesen Kunstentfaltungen unserem Volk zu eigen war und welch große Schätze es im Begriff ist, zu verlieren. Nun folgen in bunter Abwechslung — durch den Grundriß des zur Verfügung stehenden Raumes bedingt — Bauernstuben vom Bayernland bis hinauf nach Schleswig-Holstein, keine Museumsaufmachungen, sondern

rechte und schlichte Räume, die von der Ausstellung von Einzelgegenständen, Möbel, Spielzeug, Gold- und Silberschmuck usw. unterbrochen ist. Die Abteilung Volkskunst fand allgemeine Anteilnahme. Die Künstler der verschiedensten Richtungen haben sich hier — und das ist durchaus nicht in allen Teilen der Ausstellung der Fall — gefunden. Die Kunsthandwerker und selbstverständlicherweise die Männer der Volkskunde können die vielseitigste Anregung hier schöpfen: die Ausstellung ist für viele eine Offenbarung. Dresden ist in seinen Bestrebungen, nicht nur die Volkswissenschaft, sondern auch die Volkskunst zu pflegen, tatkräftig vorwärts gegangen und hat von neuem gezeigt, daß praktische Werte für unser Volk gehoben werden müssen.

Als Abschluß der volkskundlichen Abteilung, die im steinernen Ausstellungspalast untergebracht ist, muß man den Dorfplatz mit seiner prächtigen Schule, mit seinem erzgebirgischen und königsberger Hause, mit den Ein- und Zwei-Familienhäusern ansehen: das Bild wird hier lebensfrisch abgeschlossen, und die Blicke werden freudig und verheißungsvoll in die Zukunft gerichtet.

.O.

Butzbacher Heimatpflege- und Volkstrachtenfest. Zur Förderung der Heimatpflege in Oberhessen und besonders in den nördlichen Teilen der Wetterau und des sogenannten Hüttenberges wurde im Juni dieses Jahres in dem kleinen oberhessischen Städtchen Butzbach ein Heimatspflege- und Volkstrachtenfest veranstaltet, das sich auch größeren Unternehmungen verwandter Art würdig zur Seite stellen darf. In der städtischen Turnhalle war eine Ausstellung arrangiert worden, die auf kleinem Raum vieles bot. Die Museen zu Gießen, Marburg, Alsfeld und Butzbach und zahlreiche Private hatten dazu beigesteuert. Ausgestellt waren nicht nur Trachtengruppen aus den verschiedensten Teilen Oberhessens und des früher großh. hessischen jetzt preußischen Hinterlands, allerlei bäuerlicher Hausrat, Sammlung von Photographien von hessischen Häusern und Kirchen, sondern auch ganze Räume: ein Schlafzimmer aus dem Schlitzerland, ein Wohnraum, Küche, und ein Bauernwirtshaus. — Den Höhepunkt des Festes bildete der Festzug am 17. Juni. In diesem wurde nach den Jahreszeiten angeordnet in 36 Gruppen das bäuerliche Leben in seinen wichtigsten Erscheinungen vorgeführt: Aussaat, Hochzeit, Ernte, Flachsbereitung, Lohschälen, Butterbereitung, die Spinnstube, Singschule, Bäckerei u. s. w. Die verschiedenen Orte des Amtes Butzbach und des Hüttenberges, aber auch einige aus weiterer Entfernung hatten es übernommen, je eine Gruppe in ihrer Ortstracht darzustellen. Auf diese Weise ergab sich ein außerordentlich anziehendes und abwechslungsreiches Bild.

An mehreren Abenden wurde sodann ein von A. Storch, Butzbach, verfaßtes Festspiel „Die Hüttenberger" aufgeführt, das auf historischem Hintergrund (Durchreise Blüchers durch Butzbach 1813) gleichfalls verschiedene Volksszenen zur Darstellung brachte.

Für weitere Orientierung über Butzbach und den Hüttenberg verweisen wir auf die ebenfalls von A. Storch verfaßte Festschrift „Lieb Heimatland", die auch eine große Fülle wertvoller und interessanter Abbildungen bietet.

Am Hauptag des Trachtenfestes wurde in Butzbach ein „hessischer Zweigverein für ländliche Heimatpflege" gegründet.

Schriftleitung: Professor Dr. K. Helm, Gießen, Südanlage 5.
Druck: Hof- und Universitäts-Druckerei (O. Kindt), Gießen.



Mitteilungen
des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde

Nr. 5. (Korrespondenzblatt) Juni 1907.

Bericht über die Eisenacher Delegiertenversammlung vom 24. Mai 1907.

Auf der Hamburger Tagung (1905) war beschlossen worden, im Jahre 1907 einen Verbandstag in Berlin abzuhalten. Als Zeit wurde dafür die Pfingstwoche in Aussicht genommen, und der Berliner Verein für Volkskunde nahm die Vorbereitungen in die Hand. Der Ausführung dieses Planes stellten sich jedoch unüberwindliche Hindernisse in den Weg, über die der Berliner Verein dem geschäftsführenden Ausschuß am 16. Februar berichtete. Es war darnach kein anderer Weg möglich, als für dieses Jahr auf eine ordentliche Verbandstagung zu verzichten und zur Erledigung dringender Angelegenheiten eine rein geschäftliche Delegiertenversammlung abzuhalten. Dieselbe fand nach vorhergehender schriftlicher Meinungsäußerung der Verbandsmitglieder am 24. Mai zu **Eisenach** im Hotel Kronprinz statt.

Anwesend waren die Herren:

Prof. Dr. **Bolte**, Berlin, als Vertreter des Berliner Vereins für Volkskunde und der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde.

Prof. Dr. O. **Brenner**, Würzburg, als Vertreter des Vereins für bayrische Volkskunde und Mundartforschung, Würzburg.

Geheimer Hofrat Prof. Dr. **Haupt**, Gießen, als Vorsitzender des geschäftsführenden Ausschusses des Verbandes und zugleich als Vertreter der Hessischen Vereinigung für Volkskunde.

Prof. Dr. K. **Helm**, Gießen, als Schriftführer des Verbandes.

Prof. Dr. B. **Kahle**, Heidelberg, als Vertreter des badischen Vereins für Volkskunde.

Prof. Dr. E. **Mogk**, Leipzig, als Vertreter des Vereins für sächsische Volkskunde.

Prof. Dr. M. **Rödiger**, Berlin, als Vertreter des Vereins für Volkskunde, Berlin, und der Kgl. Sammlung für Volkskunde zu Berlin.

Prof. Dr. Th. **Siebs**, als Vertreter der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, Breslau.

Entschuldigt waren:

Der Rheinisch-westfälische Verein für Volkskunde.

Der literarisch-historische Zweigverein des Vogesenklubs und

Das Museum für Völkerkunde, Hamburg.

Vorsitzender: Geheimerat **Haupt**.

Schriftführer: Prof. **Helm**.

1. Der Vorsitzende eröffnete die Versammlung und gedachte des verstorbenen ersten Vorsitzenden, Professors Dr. A. Strack, der verstorbenen Leiter von Anstalten, welche dem Verbande angehörten: Geheimerat Voß, Berlin, und Direktor Obst, Leipzig, sowie der seit Herbst 1905 verstorbenen Gelehrten, deren Arbeiten für die Volkskunde von Bedeutung waren: H. Usener und M. Heyne.

2. Im Auftrage des abwesenden Rechners legte Prof. Helm die Rechnung vor, die mit einem Kassenbestand von 328 Mk. 15 Pfg. abschloß. Die Rechnung wurde von den Herren Prof. Bolte und Rödiger geprüft und richtig befunden, worauf dem Rechner Entlastung erteilt wurde.

Sodann erstattete Prof. Helm den Geschäftsbericht, dessen einzelne Punkte im Laufe der weiteren Verhandlung noch besprochen wurden.

3. Im Auftrage des Berliner Vereins für Volkskunde lud darauf Herr Prof. Rödiger ein, die nächste Verbandstagung im Herbst 1908 in Berlin abzuhalten. Die Versammlung stimmte diesem Vorschlag zu.

4. Im Herbst vergangenen Jahres hat Herr Dr. Wossidlo bei der fünften Abteilung des Gesamtvereins deutscher Geschichts- und Altertumsvereine den Antrag eingereicht, eine volkskundliche Zentralstelle zu schaffen. Dem geschäftsführenden Ausschuß des Verbandes war damals Mitteilung von diesem Antrag gemacht worden und derselbe gab sofort schriftlich die Erklärung ab, daß er ein gemeinsames Vorgehen des Verbandes und der fünften Abteilung in dieser Angelegenheit für unbedingt nötig halte und daß der Verband zu diesem Zusammenarbeiten bereit sei. Die Versammlung billigte nachträglich diese Erklärung des Ausschusses. Herr Prof. Brenner berichtete darauf nochmals eingehend über die Vorschläge Wossidlos und stellte den Antrag, die einzelnen Vereine dazu zu veranlassen ihre Sammlungen zu verzetteln. Dieser Antrag wurde in der folgenden (von Prof. Siebs formulierten) Fassung einstimmig angenommen:

„Die Vertreter der deutschen Vereine für Volkskunde nehmen die von der fünften Abteilung des „Gesamtvereins" gegebene Anregung zur Schaffung einer volkskundlichen Hauptsammelstelle in dem Sinne auf, daß sie es den Vereinen durch besonderes Ausschreiben als dringendste Aufgabe empfehlen, ihren Bestand an Drucksachen und handschriftlichen Sammlungen volkskundlichen Inhalts nach einheitlichem Schema zu verzetteln. Der Ausschuß wird das Schema ausarbeiten."

5. Prof. Bolte verlas darauf den Bericht der Volkslieder-Kommission. In einer Sitzung vom 7. Juni 1906 haben sich Prof. Bolte, Berlin, und Prof. J. Meier, Basel (Prof. Strack war durch Krankheit verhindert) über die Einrichtung eines bibliographischen Verzeichnisses der deutschen Volkslieder beraten, das für eine spätere umfassende Sammlung der Texte und Melodien als Grundlage dienen kann. Sie einigten sich dabei über folgende Punkte:

a) Örtliche Abgrenzung. Da das ganze deutsche Sprachgebiet berücksichtigt werden muß, ist eine Verständigung mit den in Österreich, Siebenbürgen und der Schweiz zu diesem Zwecke eingerichteten Organisationen dringend erforderlich, schon um für die Registrierung des Materials womöglich gleiche Grundlage zu vereinbaren.

b) Als zeitliche Abgrenzung nach rückwärts empfiehlt sich das Jahr 1770 mit Rücksicht auf Herders Bestrebungen.

c) Die Abgrenzung gegen die Kunstdichtung bietet Schwierigkeiten; bei der Materialsammlung wird man besser weitherzig verfahren und zunächst alles aufnehmen, was nachweislich vom Volke gesungen worden ist. In Betracht kommt sowohl gedrucktes Material (in Volksliedersammlungen und Zeitschriften) wie handschriftliches (auf Bibliotheken, Vereinsarchiven und im Privatbesitz).

d) Organisation. Notwendig ist die Errichtung einer Zentralstelle, die das von den Vereinen gelieferte Material in Empfang nimmt, ordnet und verarbeitet. Näheres über die Tätigkeit dieser Zentralstelle wird sich erst bestimmen lassen, wenn feststeht, welche Geldmittel zu diesem Zwecke verfügbar sind. — Als Arbeitsleistung der Vereine ist in Aussicht genommen eine Verzettelung der handschriftlichen Liederbestände ihrer Archive und der in ihren Bereich fallenden Lokalzeitschriften, während für die Registrierung der gedruckten Liedersammlungen die Zentralstelle einzutreten hätte.

e) Technik der Registrierung. Für das Hauptregister sollen den Vereinen Zettel in Quartformat geliefert werden. Für jedes Lied ist ein Zettel zu verwenden, der von der 1. Strophe die beiden ersten Zeilen nebst Angabe der dieser entsprechenden etwaigen Reimworte, von den übrigen Strophen aber nur die Anfangszeile enthält. Am Schluß folgt die Angabe der Zeilenzahl der 1. Strophe, des etwaigen Vorhandenseins der Melodie und der Fundstelle nebst Signatur. — Die Zentralstelle soll aus diesem Hauptregister ein Register sämtlicher Strophenanfänge und ein Reimregister der Anfangsstrophen herstellen. Da die Aufnahme und Registrierung der Melodien durch Nichtfachmänner verschiedene Schwierigkeiten bietet, so wird diese Aufgabe erst später durch eine oder mehrere fachmännisch geschulte Kräfte gelöst werden können.

Die Versammlung billigte diese Vorschläge und beauftragte den geschäftsführenden Ausschuß, die einleitenden Schritte zur Inventarisierung nach diesen Grundsätzen zu tun und gleichzeitig die Beschaffung der dafür nötigen Geldmittel ins Auge zu fassen.

6. In Hamburg war der Ausschuß ermächtigt worden, die eigentlich volkskundlichen deutschen Zeitschriften bis zum Jahre 1902 in der Weise, wie es seit 1902 in der Zeitschriftenschau der Hess. Blätter für Volkskunde geschieht, bibliographisch zu bearbeiten. Die Vorbereitung dieser Arbeit hatte Prof. Strack ganz allein übernommen; bei seiner Erkrankung und seinem Tode blieb deshalb alles liegen. Da überdies die Ansichten über die zweckmäßigste Einrichtung dieser Bibliographie sehr geteilt waren, beschloß der Ausschuß, von der ihm erteilten Ermächtigung vorläufig keinen Gebrauch zu machen, sondern eine erneute Besprechung der Angelegenheit zu veranlassen. Die Versammlung entschied sich dahin, erst auf der Berliner Tagung im Jahre 1908 über diese Bibliographie Beschluß zu fassen.

7. Professor Haupt beantragt, eine Kommission einzusetzen, welche die Sammlung der Zaubersprüche und Segen des deutschen Sprachgebietes vorbereiten und der Berliner Tagung darüber berichten soll. Der Antrag wurde angenommen und in die Kommission, mit dem Recht der Zuwahl, gewählt die Herren Prof. A. Dieterich und Prof. B. Kahle, Heidelberg, und Dr. H. Hepding, Gießen.

8. Innerhalb des geschäftsführenden Ausschusses sind seit der Hamburger Tagung die folgenden Veränderungen eingetreten:

Der erste Vorsitzende, Prof. Dr. A. Strack, starb am 16. Juni 1906. Die Geschäfte leitete dann der stellvertretende Vorsitzende Prof. Dr. Wünsch. Am 6. Januar 1907 wurde Herr Geheimerat Prof. Dr. H. Haupt als erster Vorsitzender cooptiert. Am 31. März schied Herr Prof. Wünsch infolge seines Wegzugs nach Königsberg aus dem Ausschuß aus. Eine Ersatzwahl fand — mangels einer geeigneten Persönlichkeit und mit Rücksicht auf die zu Eisenach vorzunehmende Erneuerung des Gesamtausschusses — nicht mehr statt.

Bei der nun vorgenommenen Neuwahl wurden gewählt:

Prof. Dr. E. Mogk, Leipzig, zum ersten Vorsitzenden.

Prof. Dr. O. Seyffert, Dresden, zum stellvertretenden Vorsitzenden.

Oberlehrer Dr. Dähnhardt, Leipzig, zum Schriftführer.

Die Zuwahl des Rechners blieb den Gewählten überlassen.

Herr Prof. Mogk erklärte für sich und Herrn Dähnhardt die Annahme der Wahl.

Herr Prof. Seyffert hat inzwischen ebenfalls die Wahl angenommen und Herr Dr. Pantenius (i. Fa. Voigtländer & Co.) hat sich bereit erklärt, das Amt des Rechners zu übernehmen.

9. Nachdem Herr Professor Rödiger dem bisherigen geschäftsführenden Ausschusse den Dank der Versammlung ausgesprochen, wurde die Sitzung um 12½ Uhr geschlossen.

Umfrage über Beerensammelreime und -bräuche.

Durch die in der kleinen Schrift von E. Mülhause (Die aus der Sagenzeit stammenden Gebräuche der Deutschen, namentlich der Hessen, Kassel 1867) enthaltene reiche, aber nur wenig bekannte Sammlung der Gebräuche, die sich in der Schwalm, in den Kreisen Kirchhain und Frankenberg an das Pflücken der Heidelbeeren knüpfen, sowie durch einige Angaben, im Archiv der „Hessischen Vereinigung für Volkskunde" bin ich angeregt worden, den Beerensammelreimen und den Gebräuchen bei dem Heidelbeerlesen auch in den hessischen Provinzen Oberhessen und Starkenburg nachzugehen, und habe durch private Umfrage schon viele wertvolle Angaben erhalten. Aus der volkskundlichen Literatur sind mir verschiedene Formen des Beerenopfers (auch als der „Zehnte" oder „Zoll" bezeichnet) außer aus Hessen auch aus dem Rheinland, Braunschweig, Franken, Bayern, Böhmen bekannt[1]), während Liedchen zum Beerensammeln z. B. auch aus dem Rheinland, Siegerland, Harz, aus Thüringen, dem Vogtland, Sachsen, Schlesien, Baden, der Pfalz bezeugt sind.[2]) Für genaue Mitteilung solcher Reime und für eingehende Angaben über die Bräuche beim Beerenpflücken (z. B. Begrüßung bestimmter Bäume; Opfer an bestimmten Stellen des Walds, an Kreuzwegen, vor Bäumen, auf Steinen; Gebetchen beim Opfern; was geschieht mit den ersten Beeren? müssen Kinder, die zum ersten Mal mit in die Beeren gehen, sich einer besonderen Zeremonie unterwerfen?), sowie über das etwaige Vorhandensein der Vorstellung vom „Heidelbeermännlein" oder „-weiblein"[3]) wäre ich allen Freunden der Volkskunde sehr dankbar.

Dr. Hugo Hepding, Gießen, Goethestr. 48.

[1]) Vgl. z. B. U. Jahn, Die deutschen Opfergebräuche, S. 206 f.

[2]) Vgl. z. B. F. M. Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel, S. 190 ff.

[3]) Vgl. E. H. Meyer, Deutsche Mythol., S. 199; Bad. Volksleben, S. 120 f.

Schriftleitung: Prof. Dr. K. Helm. Gießen, Südanl. 5.
Druck: Hof- und Universitäts-Druckerei (O. Kindt), Gießen.

Mitteilungen
des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde

Nr. 6. **(Korrespondenzblatt)** **November 1907.**

Wesen und Aufgaben der Volkskunde.

Der junge Verband deutscher Vereine für Volkskunde hat in den ersten Jahren seines Bestehens schwere Zeiten durchgemacht. Der härteste Schlag für ihn war der Tod seines ersten Vorsitzenden, A. Stracks, der den Verband ins Leben gerufen hatte und mit der ganzen Entschlossenheit seines Charakters für ihn eintrat. Strack hat in der ersten Nummer des Verbandsorganes klar ausgesprochen, was ihn zu einer selbständigen freien Vereinigung der Vereine für Volkskunde bestimmt hatte: die Volkskunde sollte endlich auch in Deutschland eine Wissenschaft werden, die sich selbst genug ist und um ihrer selbst willen betrieben werden soll, die wohl von den Nachbargebieten lernen will, was sie zu ihrer eignen Entwicklung braucht, die aber nicht die Dienerin einer andern Wissenschaft sein darf. Selbstverständlich konnte in der kurzen Spanne Zeit, die Strack gewirkt hat, das Ziel nicht erreicht werden. Aber aus dem Auge werden wir es nicht lassen, und wenn es erreicht ist, wird erst dem Manne der gebührende Lohn zuteil werden, der es gewiesen.

Als Strack die Augen geschlossen hatte, schien es eine Zeitlang, als sollte der Verband wieder aus den Fugen gehen. Das wäre zu bedauern gewesen, da wir erst durch die vereinte Arbeit beginnen, die Methode des Sammelns und Verarbeitens des Stoffes auszubilden, das Gebiet fester zu umgrenzen, realen und idealen Gewinn aus der Beschäftigung mit der Volkskunde zu ziehen. Nur durch gemeinsames Wirken ist es möglich, viel unnütze und doppelte Arbeit zu verhüten und die geistigen Kräfte zu konzentrieren. Es ist auch die Verknüpfung aller Vereine deutscher Volkskunde — deutsch natürlich in ethnographischem, nicht in politischem Sinne — zum Verbande die Vorbedingung zu einer großen internationalen Vereinigung, die nur eine Frage der Zeit ist und zu der bereits die einleitenden Schritte getan sind. Solche Erwägungen müssen uns bestimmen, alles aufzubieten, um den Verband zu erhalten. Nur schweren Herzens habe ich die Leitung übernommen. Aber die Einigkeit, die unter den Vertretern der Einzelvereine in Eisenach herrschte, läßt mich hoffen, daß in gleichem Geiste auch weitergearbeitet wird und daß der Zentrale die Unterstützung der Einzelvereine nicht fehlt.

Ist nun bei Verfolgung des gemeinsamen Zieles die Einigkeit wünschenswert, so sind doch die Wege und Mittel, die zum Ziele führen, mannigfaltig und demnach auch die Ansichten darüber. Über diese muß gestritten werden. Erst durch den Streit der Parteien klären sich die Ansichten, und jede Wissenschaft, die keine Streitfragen bietet, ist tot oder siecht dahin. Zu dieser Klasse will die aufstrebende Volkskunde nicht gehören. Sie bietet noch ein weites Schlachtfeld für denkende Köpfe und bedarf der Kämpfer, wenn unsre wissenschaftliche und praktische Arbeit gefördert werden soll. Zu diesem Kampf hielt Strack die Mitteilungen des Verbandes für das geeignetste Organ,

da es in die Hände Tausender kommt, die Interesse für die wissenschaftliche und praktische Volkskunde haben. Von der Unterstützung, die die Mitteilungen von seiten der Einzelvereine erfahren sollten, machte er es abhängig, ob diese ihre Aufgabe erfüllen könnten. Sind wir ehrlich: diese Unterstützung ist der Leitung des Verbandes bisher nicht zuteil geworden. Denn Fragen, die Wissenschaft und praktische Arbeit läutern und fördern könnten, sind in den erschienenen Heften nicht angeschnitten worden; was sie bringen, ist referierender Natur, Berichte, die sich die Leitung zum großen Teil hat zusammenholen müssen, um die Spalten des Organs zu füllen. Sollen die Mitteilungen ihre Aufgabe lösen, so müssen uns unsre Mitglieder mit Beiträgen beschenken, in denen zu den Aufgaben und zur Methode der Volkskunde Stellung genommen wird, aus denen wir nach praktischen Erfahrungen hören, wie und durch wen am besten volkskundlicher Stoff eingeerntet wird, wo neue Quellen, namentlich für die geschichtliche Entwicklung des Volkstums, zu finden sind u. ähnl. Der anregende Teil muß die Hefte der Mitteilungen beherrschen, der referierende muß mehr in den Hintergrund treten.

Seit der Diskussion, die sich im 1. und 2. Bande der Hessischen Blätter für Volkskunde zwischen Strack und Hoffmann-Krayer entwickelt hat, ist die Frage über das Wesen der Volkskunde nicht wieder eingehender erörtert worden. In diesem Streite spielte die Bedeutung des Wortes „Volk“ in Volkskunde eine wesentliche Rolle. Hoffmann-Krayer verstand unter Volk in erster Linie das „vulgus“, die niedre, primitiv denkende, von wenig Individualitäten durchdrungene Menge. Diese sollte vor allem den Stoff zur Volkskunde liefern. Demgegenüber hat Strack mit vollem Rechte hervorgehoben, daß auch in den höheren Schichten der Bevölkerung, die man nicht unter das vulgus zu rechnen pflegt, noch viel altes Volkstum fortlebt, das wir entschieden als volkskundliches Material mit verwerten müssen. Nach Strack (Hess. Blätter II, 71 f.) hat die Volkskunde zu ihrem Gegenstand nicht das vulgus, sondern das Volk (bezw. den Stamm, Gauverband u. ähnl. Gruppen), insofern es als solches, als natürlich gewordene Gemeinschaft, geistig schaffend und Lebensformen erzeugend uns entgegentritt. Als Aufgabe der Volkskunde bezeichnet er es, die geistigen Erzeugnisse und die Formen dieses durch Sitte gebundenen Gemeinschaftslebens zu erforschen und vergleichend ihre Gesetzmäßigkeit zu erkennen. In seiner reinsten Ausprägung trete uns dies Volkstum bei dem Bauernstande entgegen, weshalb gerade diesem die große Bedeutung in der Volkskunde zukomme. Strack versteht also unter Volk in Volkskunde die natio, unter der Aufgabe der Volkskunde die Beschäftigung mit den geistigen Erzeugnissen des Kollektivgeistes der natio, die im Gegensatze zu den individuellen Erzeugnissen einzelner Personen stehen. Ganz kann ich auch dieser Definition von Volkskunde nicht beistimmen. Zu den geistigen Erzeugnissen des durch die Sitte gebundenen Gemeinschaftslebens müßten wir auch das Rittertum, das Gildenwesen, die modernen Turn-, Sing- und andre Vereine rechnen, die sicher kein Forscher der Volkskunde in sein Gebiet ziehen will. Man werfe nicht ein, daß dies historische Gebilde sind, die die Zeit verweht hat oder später oder früher verwehen wird, die also zum Teil für die Gegenwart keine Bedeutung haben. Wollen wir das Volkstum eines Volkes in seinem ganzen Umfange erforschen, dann dürfen wir nicht, wie es Strack zu tun scheint, ausschließlich mit den Erscheinungen des Volkslebens der Gegenwart rechnen, sondern mit dem gesamten Volksleben, soweit wir es geschichtlich zurückverfolgen können. Je weiter wir aber in der Zeit zurückgehen, um so mehr schwindet dann auch der Bauernstand als Repräsentant des Teiles im Volke, der den Kollektivgeist vertritt. Für die Gegenwart mag er als solcher gelten, für das Mittelalter nicht. Und was das Aufkommen und Verschwinden der Erscheinungen betrifft, so wäre auch dies kein Grund, sie aus dem Begriffe der Volkskunde zu bannen. Trachten, Hausformen,

selbst das Volkslied u. a. kommt und verschwindet ebenso im Volksleben, und niemand versagt ihm Heimatsrecht in der Volkskunde. Warum schließen wir also z. B. das Zunftwesen von der Volkskunde aus, während doch die Jünglings- und Männerbünde, die Nachbarschaften unumstritten zu ihr gehören? Die Psychologie gibt uns die Antwort: das eine ist der assoziativen Denkform der Volksseele entsprossen und lebt durch sie fort, das andre dem reflektierenden Verstande. Nur mit den Erzeugnissen der ersteren hat es die Volkskunde zu tun.

Wir wissen alle, daß bis in den höchsten Kreisen noch viel Aberglaube herrscht. Und das wird schwerlich auch bald anders werden. So lange Kirchenglaube noch vorhanden ist, so lange wird auch der Aberglaube fortleben. Daß für Unzählige die 13 eine Schreckenszahl, Mittwoch oder Freitag ein böser Tag ist, ist unumstößliche Tatsache. Stand doch selbst ein Mann wie Bismarck im Banne dieses Aberglaubens. Wie hieraus Hoffmann-Krayer schließen kann, diese Tatsache beweise, daß „Dummheit und Geheimratstitel sich nicht immer ausschließen", ist mir unverständlich. Und ist nicht alles das, was Rabaud als „Altheidnische Wurzeln im katholischen Kultus" zusammengetragen hat, vom Standpunkt des Nichtkatholiken Aberglaube? Ich selbst bekenne ganz offen: so viel ich mich auch mit der Geschichte und den Wurzeln des Aberglaubens beschäftigt habe, so ertappe ich mich doch hier und da in seinem Banne. Die Neigung zum Aberglauben ist dem Menschen von Kindheit eigen, und je nach der Umgebung seiner Jugend wird diese bald mehr, bald weniger tief in ihm Wurzel geschlagen haben. Tritt ihm aber dann das Objekt des Aberglaubens (z. B. die Zahl 13 oder bei einem Ausgange eine Katze, ein Hase u. dgl.) entgegen, so wird dies unwillkürlich auf ihn einen Eindruck machen, auch wenn ihm sein Verstand sagt, daß eine seelische Erregung über das betreffende Objekt Unsinn ist. — Wie hier der Gebildete im Banne des Aberglaubens steht, so stehen Tausende von ihnen ferner im Banne volkstümlicher Sitte. Warum schmückt man selbst in den Palästen zu jedem Weihnachtsfest den Christbaum? Warum muß am Pfingsttage eine Maie das Haus zieren? Wir stehen im Banne der volkstümlichen Sitte, der Gewohnheit. Aber warum brechen wir diesen Bann nicht, da wir ja jetzt wissen, daß die Sitte im Grunde genommen auch ein Stück Aberglaube birgt? Die Sitte wirkt unwillkürlich auf unser Gemüt; der grüne Baum mit seinen Lichtern im Winter, die frische Birke im Mai tut dem Gemüte wohl, wie ein Feldblumenstrauß, den die Kinder den Eltern aus der neuerwachten Natur heimbringen. Die Sitte beherrscht das Gemüt, sie läßt den reflektierenden Verstand gar nicht mitsprechen. — Ein andres Bild. Der alte Doktor hat den ganzen Tag über seinen Büchern gesessen und philosophischen Problemen nachgedacht. Am Abend geht er aus; sein Gang führt ihn am Wirtshaus vorüber, aus dem fröhlicher Gesang junger Burschen schallt. Der fasziniert ihn; er kehrt ein, wird begrüßt und eingeladen, an dem Freudenfest der Jugend teilzunehmen. Bald kommt er sich wie ein ganz andrer Mensch vor; er fühlt sich gehoben, wird selbst wieder mit jung, und nachdem er den Vorschlag zu einem Volksliederkomment gemacht, ertönt aus seinem Munde das Lied, das er einst als Soldat gehört und oft gesungen hat: „An der Weichsel, fern im Osten". Woher dieser Umschwung bei dem alten Herrn, der sich selbst im Vergleich mit seiner Stimmung hinter den Büchern wie Tag und Nacht vorkommt? Die Umgebung hat diesen Wandel bewirkt; sein grübelnder Geist ist zu Hause bei den Büchern geblieben, das heitere Scherzen und Singen läßt sein Gemütsleben walten. Und wenn zur selben Stunde ein Sammler von Volksliedern in den Kreis treten würde, ich bin überzeugt, er würde das Lied des alten Sängers ebenso aufzeichnen wie die der jungen Burschen. In solcher Stimmung sind von hochgelehrten Leuten auch selbst manche Lieder gedichtet worden, die bald Eigentum der Menge, des Volkes geworden sind. Wir wissen ja alle aus Erfahrung, wie die

Natur, wie Berge und Wälder und Frühlingsgrün unsre Seele beherrschen und ganz den reflektierenden Verstand in den Hintergrund drängen. Ein treffliches Beispiel hiervon hat Dr. Ratzinger brieflich John Meier mitgeteilt (Kunstlieder im Volksmunde S. III f.): „Ich selbst," so schreibt er, „war im Jahre 1869 im Kappkergarten zu Berchtesgaden in ihrer (d. h. des Pfarrers Dr. Westermayr und des Ministerialrats Leinfelder) Gesellschaft, als sie drei Stunden Trutz sangen, in Schnaderhüpfeln gereimt, aus dem Stegreife. Es waren prächtige Leistungen, von denen die Zuhörer sich viele notierten und unter das große Publikum der Berchtesgadner Lande brachten." Noch andre Beispiele führt J. Meier an, nach denen Lieder Gebildeter gleich nach ihrem Entstehen Eigentum der Menge geworden sind. Was in aller Welt gibt uns ein Recht, diese Lieder von denen zu trennen, deren Verfasser wir nicht kennen, die aber aller Wahrscheinlichkeit nach von Leuten aus dem Volke gedichtet und gesungen worden sind? Wie den Hirten auf den Bergen hat auch den Gebildeten die Natur direkt zum Liede angeregt, die um so mehr sein Gemüt beherrschen muß, wenn er selbst ein Kind der Berge, der Natur ist.

Aus allen den angeführten Beispielen geht hervor, daß der Gebildete ebenso gut Stoff zur Volkskunde liefern kann wie der Ungebildete, der Mann aus dem Volke. In jedem Menschen lebt gleichsam ein Doppelmensch: ein Naturmensch und ein Kulturmensch: dieser zeigt sich durch seine reflektierende und logische Denkweise, jener durch seine assoziative. Unter den Gebildeten überwiegt im gewöhnlichen Leben der Kulturmensch, allein auch er kann in Lagen kommen, wo er in den Bann der assoziativen Denkform gerät. In diesem Zustande steht er auf gleicher Stufe wie der Ungebildete, wie der Naturmensch. „Eine höhere Kulturstufe," sagt Schultze (Psychologie der Naturvölker S. 242), „oder konkreter ausgedrückt, ein auf einer höheren oder sogar höchsten Kulturstufe stehendes Volk ist keineswegs ein in allen Teilen durchaus gleichmäßig beschaffenes Gebilde. Immer gibt es darin auch Bevölkerungsschichten von tiefer, ja tiefster Bildung und Unkultur, die in dieser Beziehung den Wilden ähnlich sind. . . . Und was vom Ganzen gilt, gilt auch vom Individuum. Auch kein einzelner Mensch, und selbst ein Goethe nicht, stellt in allen seinen Teilen gleichmäßig geartete Kulturgebilde dar; in jedem von uns schlummert der wilde Mensch, sowohl in sittlicher als auch in intellektueller Beziehung, und macht sich zu Zeiten geltend." Und wie dieser Zustand psychischer Assoziation bei einem Menschen häufiger eintritt als bei einem andern, so überwiegt er auch bei einer Klasse Menschen mehr als bei einer andern. Bei dem Individuum tritt er ein, sobald der Eindruck der Außenwelt auf die Seele so groß ist, daß die Gemütsregungen den reflektierenden Verstand zurückdrängen und die Seele nur noch unter dem Einflusse dieser Gemütsstimmung die Dinge auffaßt und wiedergibt. Die Außenwelt setzt sich aber zusammen aus der umgebenden Natur, wichtigen Lebensvorgängen und den Mitmenschen mit ihren Worten, Handlungen und Werken. Durch letztere steht der Mensch zugleich im Banne der Überlieferung, zwischen der und den Einflüssen der Umgebung ein innerer Zusammenhang besteht. Denn Überlieferung ist in diesem Falle nichts andres als Eindrücke der Außenwelt auf die Seelen der Vorfahren, Eindrücke, die sich von Geschlecht auf Geschlecht fortgepflanzt haben. Mit diesen Reflexäußerungen psychischer Assoziation hat sich also die Volkskunde zu beschäftigen, und hierin stellt sie sich in Gegensatz zur Geschichte und besonders zur Kulturgeschichte, in der der abwägende Verstand des Individuums bestimmend ist.

Wenn wir nun die psychische Assoziation in den Mittelpunkt des Begriffes „Volkskunde" stellen, so erklärt sich vielerlei, was man bisher als Tatsache angenommen, aber noch nicht zu deuten versucht hat. Zunächst folgt hieraus, daß heute der Bauernstand, oder sagen wir richtiger die Stände, die ihre Beschäftigung in der freien Natur haben, den meisten Stoff zu volkskundlicher Forschung bieten.

Denn bei ihnen überwiegt infolge ihrer Bildung und ihrer Beschäftigung in der Natur die assoziative Denkform. Ganz dasselbe ist bei den Kindern der Fall, die namentlich für Lied und Spiel einen reichen volkskundlichen Stoff gewähren. Von den beiden Geschlechtern hat das weibliche entschieden mehr Neigung zur assoziativen Denkweise als das männliche; hieraus erklärt sich, daß wir bei ihm gewisse Äußerungen des Volkstums (Aberglaube, Volkslied u. a.) mehr gepflegt finden als beim männlichen Geschlechte. — Die zunehmende Bildung, d. h. die logische Schulung des Verstandes, drängt die psychische Assoziation immer mehr zurück. Infolgedessen gewähren höher gebildete Völker oder Stämme weniger Material zur Volkskunde als Völker niederer Kulturstufe. Unstreitig ist die allgemeine Bildung der ärgste Feind alles dessen, was wir als Äußerungen der Volksseele in diesem Sinne aufzufassen pflegen. Aus der assoziativen Denkform erklären sich auch die großen Übereinstimmungen geistiger Erzeugnisse der verschiedensten Völker, die der Kulturvölker mit denen der Naturvölker. Denn die Wirkung der Umgebung auf den Menschen ist im Grunde genommen bei allen gleich oder ähnlich, nur die Form der Wiedergabe ist je nach der Gemütsanlage der Völker verschieden. Wir finden bei dieser Auffassung vom Wesen der Volkskunde auch den Grund, warum in ihr das Gemütsleben der Völker eine so wichtige Rolle spielt. Der Naturmensch faßt die Erscheinungen der Außenwelt mit dem Gefühl auf; sie beherrschen seine Seelenstimmung, und in der jeweiligen Seelenstimmung gibt er sie wieder. Aus den gleichen Wirkungen der Außenwelt auf die menschliche Seele erklärt sich auch der kollektive Charakter der Erzeugnisse des Volksgeistes, der bei gemeinsamer Abstammung und dem dadurch bedingten Volkscharakter auch in der Form zum Ausdruck kommt. Bei der assoziativen Denkweise treten die geistigen Erzeugnisse des Einzelnen, tritt die Individualität vollständig zurück. Daß die verschiedenen geistigen Erzeugnisse, die wir zu den Materien der Volkskunde rechnen, nicht von der Masse, sondern von einer bestimmten Persönlichkeit ausgehen, wissen wir alle. Ja hier und da können wir sogar die Persönlichkeit nachweisen, wie es bei verschiedenen Volksliedern, bei Hausinschriften, bei Werken der Volkskunst der Fall ist. Da aber diese geistigen Erzeugnisse ohne jede Reflexion, vielmehr ganz im Fühlen und Denken des Ganzen, des Volkes gestaltet worden sind, rechnen wir sie ebenso zu den Erzeugnissen des Volksgeistes wie die andern, deren Urheber wir nicht kennen. Nicht das Individuum schlechthin darf daher als Quelle volkskundlichen Stoffes verworfen werden, sondern die Individualität, aus der der reflektierende Verstand spricht. Aus dieser Auffassung vom Wesen der Volkskunde erklärt sich endlich auch mit Leichtigkeit, unter welchen Bedingungen Werke individueller Geistesarbeit zu Materien der Volkskunde werden können. Wir wissen, daß manches Werk der Volkskunst, die Volkstrachten, volkstümliche Bauweisen, aber auch Lieder, Sprichwörter, ja selbst viel Aberglaube und Sitte auf Erzeugnisse einer höheren Kultur, auf individuelle Geistesarbeit zurückzuführen sind. Solange diese den Stempel reflektierender Geistesarbeit zeigen, gehören sie dem Gebiet der Kulturgeschichte, nicht der Volkskunde an. Sobald aber der Naturmensch seine Freude und Wohlbehagen daran findet und sie in diesem Gefühle aufnimmt und umgestaltet, treten sie in den Kreis volkskundlicher Objekte. Das assoziativ denkende Volk bildet nicht nach, sondern es ahmt nach; die Umgestaltungen entspringen nicht reflektierender Geistestätigkeit, sondern einer Geistestätigkeit, die von Empfindungen und Gefühlen geleitet wird.

Nach diesen Darlegungen können wir das Gebiet und somit auch die Aufgaben der Volkskunde schärfer umgrenzen. Danach hat die wissenschaftliche Volkskunde als Objekt ihrer Forschung die geistigen Erzeugnisse eines Volkes, die durch psychische Assoziation entstanden und durch diese fortgepflanzt bezw. verändert worden sind. Unter dem „Volk", dessen Erzeugnisse zu erforschen sind, verstehen unsre Vereine bald eine ethnographische,

bald eine politische Einheit. Jedenfalls nicht, wie die Praxis lehrt, von dieser Einheit nur einen Teil, das vulgus, die niederen Schichten, sondern alle Individuen soweit sich an ihren Worten, Handlungen und Werken die oben erwähnte Denkform wahrnehmen läßt.[1]) An und für sich beschäftigt sich die Volkskunde nur mit den Erzeugnissen eines Volkes und zwar meist eines Kulturvolkes. Um aber die psychischen Ursachen der Erscheinungen zu ergründen und den Stammcharakter des Volkes festzustellen, müssen die Parallelerscheinungen anderer Völker und besonders der Naturvölker vergleichend und erklärend herangezogen werden.

Aber nicht nur das Wesen der Volkskunde müssen wir schärfer zu erfassen suchen, sondern auch ihre Materie müssen wir m. E. anders einteilen als es gegenwärtig zu geschehen pflegt. Hierüber ist um so mehr Aussprache und Verständigung erwünscht, als nach dem folgenden Entwurf das gesammelte Material in der Zentralstelle gruppiert werden soll. Schon nach der Deutung, die Strack dem Begriff der Volkskunde gegeben hat, habe ich die Weinholdsche Gruppierung nicht mehr für glücklich und zeitgemäß gehalten. Stehen die „geistigen Erscheinungen" des Volkes im Mittelpunkte des Begriffes, so muß von diesen ausgegangen und das, was Weinhold als innere und äußere Zustände bezeichnet, muß mit der Psyche des Volkes in Zusammenhang gebracht werden. Gar nichts mit der Volkskunde zu tun hat das, was ihr Weinhold als Einleitung vorausschickt: die physische Erscheinung des Volkes. Diese Abschnitte gehören in das Gebiet der Anthropologie, und wie wir unser Gebiet vor Annexion von seiten der Nachbarwissenschaften schützen wollen, so wollen wir auch keinen Anspruch machen auf etwas, das uns nicht gehört. Mit demselben Rechte, wie die physischen Erscheinungen des Volkes, könnten wir auch die Beschreibung seines Landes, seine Geschichte, die Statistik u. a. hereinziehen, wie es z. B. Wuttke in der Sächsischen Volkskunde getan und so die Begriffe Volks- und Landeskunde vermengt hat. Gehen wir von der Tatsache aus, daß die Erforschung der psychischen Erscheinungen des Volkes den Angelpunkt der Forschung bildet, so ist die Einteilung der Materie m. E. durchaus einfach. Die Volkskunde hat zur Aufgabe darzulegen, wie sich die Psyche des Volkes äußert:

1. im Wort,
2. im Glauben,
3. in Handlungen,
4. in Werken.

I. Dem 1. Abschnitt gehört dann an:

a) Die Sprache des Volkes, soweit wir sie als Volkssprache zu bezeichnen pflegen: der Dialekt mit seinen besonderen Formen, seinem Wortschatz, seinem Stil.

b) Die Namen, die das Volk sich und seiner Umgebung beigelegt hat: Personen- und Ortsnamen, Flur- und Waldnamen, volkstümliche Tier- und Pflanzenbezeichnungen, Namen für gewisse Vorgänge im Leben, wie für den Tod, die Taufe, Trunkenheit u. dgl.

c) Die Volksdichtung: Das Volks- und Kinderlied, Märchen, Fabel, Sage, volkstümliche dramatische Dichtungen, das Sprichwort, die Haus- und Hausgerätsprüche, die Inschriften der Marterln, Totenbretter, Grabsteine u. a.; Volkshumor und Volksneckereien.

---

[1]) Was von einem Zweige der Volkskunde gilt, gilt natürlich von allen. Ich glaube deshalb, daß Strack auf dem richtigen Wege zum Verständnis des Wesens der Volkskunde ist, wenn er von der Entstehung neuer Vierzeiler sagt: „Die Reflexion ist dabei kaum tätig; Assoziationen formeller und natureller Art, die sich unbewußt einstellen, tun das meiste." (Hess. Blätter I, S. 60).

II. Der Volksglaube bildet den Übergang zu dem 3. Hauptabschnitt. Soweit er durch das Wort zum Ausdruck kommt, gehört er zu I, soweit er dagegen aus der Handlung, aus Sitte und Brauch spricht, zu III. Ich möchte ihn in einem besonderen Abschnitt behandelt sehen. Freilich ist es nicht leicht, eine Grenze zwischen dem Aberglauben schlechthin und dem abergläubischen Brauch zu ziehen. Daher findet man meist diese beiden Dinge getrennt, den Aberglauben zerrissen. So will z. B. Weinhold den Aberglauben unter der Religion (II, 3) behandelt sehen, verlangt aber auch bei der Lebenssitte (II, 1) Jägeraberglauben, Aberglauben der Handwerksburschen, Behandlung des Bauernkalenders u. a. Ebenso findet sich in dem Entwurf zu volkskundlichen Stoffsammlungen, den mir Brenner zugeschickt hat, neben dem Hauptabschnitt III: „Aberglaube" unter II: „Sitte und Brauch" die Abteilung: „Abergläubische Bräuche". Am besten, glaube ich, kommen wir aus, wenn wir einen Unterschied zwischen lebendigem und totem Aberglauben machen. Unter jenem verstehe ich alle Worte und Handlungen, aus denen noch alter Glaube an die Abhängigkeit des Menschen von der Außenwelt, von seiner Umgebung spricht, unter dem toten Aberglauben dagegen den, wo jede Glaubensvorstellung im Laufe der Zeit vergessen ist, wo alter Ritus nur in der volkstümlichen Sitte fortlebt. Angang, Tagewählerei, Traumdeuterei u. dgl. sind lebendiger Aberglaube, Frühlings- und Johannisfeuer, der Schlag mit der Lebensrute, das Essen der Ostereier u. a. dagegen toter; hier hat sich alter Kult oder Ritus nur noch als volkstümliche Sitte erhalten, und niemand ahnt noch, daß diese einst der Ausdruck von Glaubensvorstellungen gewesen ist. Dabei gehe ich natürlich von der Gegenwart aus. Denn verfolgen wir diese volkstümliche Sitte in der Zeit zurück, so können wir wohl auf Zeugnisse stoßen, aus denen auch noch bei ihr der Volksglaube spricht.

Abschnitt II hat demnach zu behandeln den lebendigen Aberglauben oder richtiger den Volksglauben. Hierher gehört der Glaube an die Einwirkung der Natur, des Himmels, der Gestirne auf die Geschicke des Menschen, der Seelen- und Geisterglaube, der Aberglaube, der sich an die einzelnen Tage des Jahres, an die Hauptereignisse im menschlichen Leben, an die einzelnen Stände und Berufe knüpft, die volkstümliche Heilkunst, soweit sie im Aberglauben wurzelt, die Prophetie, der Zauber u. dgl. Aber auch die volkstümliche Auffassung von Gott, Welt, Religion, dem Leben nach dem Tode, die von der Lehre des christlichen Dogmas vielfach abweicht, gehört in dies Kapitel.

In Abschnitt III sind die Äußerungen der Volksseele durch die Handlung zu gruppieren. Er handelt also von Sitte und Brauch und zwar:

1. in der sozialen Vereinigung des Volkes (in der Familie, im Alltagsleben, bei besonderen Ereignissen, an den Festtagen; unter den verschiedenen Altersklassen, den verschiedenen Gesellschaften, Ständen, Berufen) und

2. in der politischen Vereinigung, der Gemeinde, dem staatlichen Zusammenschluß. Hierher gehören vor allem das volkstümliche Recht (Weistümer) und die Rechtsgewohnheiten (Hausmarken, Kerbholz u. a.), die aus dem Rechtsgefühl des Volkes herausgewachsen sind.

Abschnitt IV endlich sammelt die Äußerungen der Volksseele in den Werken, den Erzeugnissen volkstümlicher Arbeit. Hier kommen in Betracht:

1. die Wohnung (Haus und Hof) mit ihrer Einrichtung und Ausschmückung, mit ihren Geräten, die für den Alltagsbedarf und zur Erhaltung des Lebensunterhaltes notwendig sind. Besondere Beachtung verdient dabei die Volkskunst und die volkstümliche Hausarbeit;

2. die Kleidung (die Alltags- und Festtagstracht, der verschiedenen Altersstufen, bei besonderen Gelegenheiten, der Schmuck u. a.);

3. die Nahrung (charakteristische Speisen in bestimmten Gegenden, zu bestimmten Zeiten, das volkstümliche Gebäck u. a.).

Ich habe im Vorhergehenden versucht, das Wesen der Volkskunde aus dem Material, wie es in den verschiedenen volkskundlichen Zeitschriften vorliegt, zu erklären und als das ausschlaggebende die assoziative Denkweise des Volkes gefunden. Alles, was individuelle und reflektierende Geistesarbeit bedingt, ist demnach von der Volkskunde auszuschließen; sobald wir diese Erzeugnisse mit hereinziehen, steuern wir ins Uferlose. Auf alle Fälle haben wir es bei der Volkskunde nur mit Erzeugnissen psychischer Vorgänge zu tun. Auf Grund dieser Tatsache scheint mir die hier vorgeschlagene Gliederung des Materials nicht nur wünschenswert, sondern geradezu notwendig. Selbstverständlich beziehen sich die Ausführungen nur auf einen Teil des wissenschaftlichen Betriebs der Volkskunde, auf die Begrenzung und Gruppierung des Materials. Auf die geschichtliche und psychologische Erklärung der Erzeugnisse des Volksgeistes, die der wissenschaftliche Betrieb ebenfalls erheischt und die stammheitliche Volkskunde zur vergleichenden macht, kann ich hier ebenso wenig eingehen wie auf die Aufgaben, die der Volkskunde für das praktische, besonders das soziale Leben der Gegenwart erwachsen. Dagegen möchte ich die Methode volkskundlicher Forschung, soweit sie das Material betrifft, noch kurz berühren.

Die meisten Arbeiten, die auf volkskundlichem Gebiete in den letzten Jahren veröffentlicht worden sind, sind Stoffsammlungen, die sich auf ein territoriales Gebiet beschränken und die nur das bringen, was gegenwärtig noch im Volke fortlebt. Zu solchen einfachen Sammlungen gehört keine wissenschaftliche Methode, sondern nur Treue in der Wiedergabe. Etwas anders liegt es bei Werken, die innerhalb eines örtlich abgegrenzten Gebietes bestimmte Erzeugnisse des Volkes: Sagen, Sitten und Gebräuche, Rätsel u. dgl., abschließend geben wollen. Hier wird m. E. meist zu voreilig veröffentlicht. Zweierlei vermißt man bei diesen Publikationen nur zu oft: 1. die Verfolgung der örtlichen Ausdehnung der Zeugnisse und 2. die Rückverfolgung der Zeugnisse in der Zeit und ihres Wandels innerhalb derselben.

Gewisse Erzeugnisse der Volksseele sind allgemein; sie erstrecken sich über ganze Provinzen, ganze Länder und lassen sich auch bei andern Völkern in ähnlicher Verbreitung nachweisen. Andre dagegen sind auf engere Kreise, auf Teile eines Landes, einzelne Täler, ja zuweilen sogar auf einzelne Ortschaften beschränkt. Hier und da können wir ein sprunghaftes Auftauchen der Zeugnisse wahrnehmen: sie begegnen in ganz verschiedenen Gegenden, zwischen denen sich keine Spur beobachten läßt, die sie als Überbleibsel einer früher zusammenhängenden Kette erklären könnte. Dabei ist es von ganz besonderer Wichtigkeit, wenn sich Erzeugnisse von verschiedenen Gebieten der Volkskunde in gleicher territorialer Entwicklung verfolgen lassen, wenn sich z. B. feststellen läßt, daß die Grenzen des Dialektes mit den Grenzen gewisser Haus-, Gerät- und Schmucktypen oder bestimmter Sitten und Gebräuche, ja selbst mit denen von Sagen und Volksliedern zusammenfallen. Die Erfahrung hat gelehrt — ich verweise auf die Beobachtungen von Gallée, Rhamm u. a. —, daß man durch solche vergleichende Methode zu recht bedeutenden Ergebnissen kommen kann, durch welche die Volkskunde zugleich in den Dienst der vaterländischen Ethnographie und Geschichte tritt. Deshalb ist, was man leider in unsern volkskundlichen Sammelwerken fast durchweg vermißt, eine Verfolgung des Ausbreitungsgebietes volkskundlicher Zeugnisse unbedingt notwendig. Die Ergebnisse lassen sich am übersichtlichsten darstellen durch eine Karte, aus der die Grenzen der Zeugnisse sofort ersichtlich sind.

Ein weiterer Fehler, dem man bei volkskundlicher Forschung häufig begegnet, ist die Beschränkung des Materials auf die Zeugnisse der Gegenwart. Jedes einzelne Zeugnis der Volksseele ist ein psychisches und historisches Produkt. Wie alles dem

Wandel der Zeiten unterworfen ist, so sind es auch die Volksseele und ihre Erzeugnisse. Manches, das wir heute zum festen Bestand volkskundlicher Forschung rechnen — ich erinnere an die Trachten, das Weihnachtsfest, historische Volkslieder —, ist in nachweisbarer Zeit entstanden und hat sich in der immer tätigen Volksseele vielfach verändert. Dieser historische Entwicklungsprozeß muß verfolgt und klargelegt werden, wenn wir die Volkskunde von einem lehrreichen Sport, was sie heute noch vielfach ist, zu einer ernsten Wissenschaft erheben wollen. Um in ihn aber einzudringen, müssen zunächst die volkskundlichen Zeugnisse aus Schriftstücken vergangener Jahrhunderte, aus den Werken der Schriftsteller, Zeitschriften, Urkunden, Briefen u. dgl. ausgezogen und gesammelt werden, von Cäsar und Tacitus bis zu den Schriftstücken der jüngsten Vergangenheit. Hier ist noch ein weites Arbeitsgebiet, denn nur wenig ist in dieser Beziehung getan (die Arbeiten von A. Kauffmann, Liebrecht, Schönbach u. a. können als Vorbild dienen). Aber die Arbeit läßt sich bewältigen, wenn nur mit vereinten Kräften der Einzelvereine planmäßig und energisch vorgegangen wird. Nur darf man nicht vor der Zeit mit der Verarbeitung des Materials beginnen; der Drang nach vorzeitigen Publikationen schadet mehr, als daß er die Sache fördert. Die Preußische Akademie der Wissenschaften mag uns hier als Vorbild dienen: sie schafft zunächst getreue Ausgaben unsrer Schriftsteller, die einst bei der Bearbeitung eines großen deutschen Wörterbuchs die Grundlage der Sammelarbeit bilden sollen. Ernten wir auch nicht die Früchte unsrer Arbeit, so bestellen wir doch das Feld in einer Weise, die zukünftigen Geschlechtern reichen Ertrag sichert. Erst wenn die Zeugnisse früherer Zeiten zusammengetragen und mit denen der Gegenwart verknüpft sind, läßt sich in streng historischer Methode eine Darstellung der deutschen Volksseele in Sprache, Glauben, Sitte und Brauch und Werken geben und fremder Einfluß vom heimischen Gut scharf scheiden.

Um die vielen und großen Aufgaben, die dem Verbande bevorstehen, erfüllen zu können, müssen wir zunächst danach trachten, möglichst alle Vereine, die die volkskundliche Forschung auf ihr Programm geschrieben haben, in unsern Verband hereinzuziehen. Es muß alles aufgeboten werden, um Hindernisse, die zwischen dem Verband und dem einen oder andern Vereine stehen, zu beseitigen. Aus den Akten ergibt sich nun, daß die Höhe des jährlichen Beitrags ziemlich viele Vereine abgeschreckt hat, in den Verband einzutreten. Wir hoffen, daß sich ein andrer Modus der Beitragszahlung finden läßt, damit dieser wenigstens kein Hindernis mehr sei, sich dem Verband anzugliedern. Freilich müßte man dann darauf sinnen, dem Verbande auf andre Weise Mittel zuzuführen, denn mit der Ausdehnung des Arbeitsgebietes wachsen auch die Ausgaben des Verbandes. E. Mogk.

Eine internationale Vereinigung volkskundlicher Verbände.

Während wir noch in der Entwicklung begriffen sind, geht uns der Plan zu einer internationalen Vereinigung der Vereine für Volkskunde zu. Daß uns auf diesem Gebiete wissenschaftlicher Arbeit andre Völker voraus sind, weiß jeder, der die Verhältnisse kennt. Was hat nicht alles schon die englische Folklore Society geschaffen! In den skandinavischen Ländern gibt es schon länger an den Universitäten Lehrstühle für volkskundliche Forschung. Von hier aus geht auch der Aufruf zum Zusammenschluß.

Im vergangenen Sommer reiste Kaarle Krohn, der bekannte Kalewalaforscher und Professor der finnischen Volkskunde in Helsingfors, durch Skandinavien und Deutschland, um sich mit Vertretern der Volkskunde, besonders mit A. Olrik in Kopenhagen, über diese Angelegenheit zu besprechen. Krohn und A. Olrik haben nun einen

Entwurf zu einem internationalen „Folkloristenbund" aufgestellt, der die Vertreter der Volkskunde in den verschiedenen Ländern einander näher bringen und vor allem die fortwährende Wiederholung derselben Arbeit beseitigen soll. Wer jemals auf dem Gebiet der vergleichenden Volkskunde gearbeitet hat, weiß, wie schwierig es ist, sich das Material zusammen zu suchen, es zu erlangen. Bei solcher Arbeit will der Verband unterstützend und beratend eingreifen. Er will Kataloge über Material der verschiedenen Länder herausgeben, will Abschriften, Auszüge und Übersetzungen gegen mäßiges Honorar vermitteln, wichtige wissenschaftliche Arbeiten unter seine Fittiche nehmen und in einer leicht zugänglichen Sprache veröffentlichen, durch periodische Zusammenkünfte die volkskundlichen Bestrebungen in den einzelnen Ländern fördern und die Arbeit vertiefen. Die Angelegenheit befindet sich erst in den Anfängen der Entwicklung. Aber ich halte es für meine Pflicht, unsre Mitglieder schon heute darauf hinzuweisen, da wir möglicherweise bereits auf der Berliner Tagung zu ihr Stellung nehmen müssen. E. Mogk.

Zum altgermanischen Losen.

In zwei Aufsätzen: „Über das germanische Loosen" (Monatsber. der Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1853) und „Die Loosstäbchen" (Symbolae Bethmanno Hollwegio oblatae; S. 69 ff., Berl. 1868) hat Homeyer das altgermanische Losen durch die Kavelstäbchen im Volksbrauch nachgewiesen. Die angeführten Zeugnisse stammen fast alle aus Norddeutschland und Skandinavien, keins aus Oberdeutschland. Sollten sich hier gar keine Beispiele dieser altgermanischen Sitte im Rechtsleben finden? Vielleicht steckt das eine oder andre in seltenen oder verschollenen Schriften. Sollte sich hier oder da noch der Brauch erhalten haben, so wäre ich für eine Mitteilung sehr dankbar. Besonders kommt es hierbei auch mit darauf an, ob sich noch irgendwo ein Zusammenhang mit den Kavelstäbchen und den Hausmarken nachweisen läßt, d. h. ob die Teilnehmer beim Kaveln sich ihrer Hausmarke bedienten. E. Mogk.

Aufforderung.

Die einzelnen Vereine des Verbandes werden gebeten, uns möglichst bald Namen und Adresse ihres Vorsitzenden bezw. Schriftführers, sowie die Mitgliederzahl des Vereins zukommen zu lassen. Auch wären wir dankbar, wenn man uns auf Vereine hinwiese, die ebenfalls die volkskundliche Überlieferung pflegen, aber sich noch nicht dem Verbande angegliedert haben. Diese sowie alle übrigen Mitteilungen im Interesse des Verbandes beliebe man an die Adresse des Schriftführers, Dr. Oskar Dähnhardt, Leipzig-Gohlis, Marbachstr. 9, zu richten.

Diejenigen Vereine, die den Jahresbeitrag für 1907 noch nicht eingesandt, bitten wir, denselben möglichst bald an unsern Rechnungsführer, Herrn Dr. Pantenius, Leipzig-R., Breitkopfstr. 7, gelangen zu lassen.

Schriftleitung: Dr. Dähnhardt, Leipzig-Gohlis, Marbachstraße 9.
Buchdruckerei Richard Hahn (H. Otto), Leipzig.

Mitteilungen
des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde

Nr. 7. (Korrespondenzblatt) Juli 1908.

Programm
der zweiten Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde

Die zweite Tagung des Verbandes wird am

2. und 3. Oktober 1908 in Berlin

mit folgendem Programm stattfinden:

Freitag, am 2. Oktober, abends 7½ Uhr:

Begrüßung mit Vorführungen volkskundlicher Art in der Ressource zur Unterhaltung, Oranienburger Str. 18, nahe dem Monbijouplatz und dem Stadtbahnhof Börse.

Sonnabend, am 3. Oktober, vormittags 10 Uhr:

Geschäftliche **Beratung der Abgeordneten** in der Ressource:

1. Geschäfts- und Rechnungsbericht des Ausschusses.
2. Bericht über die Aufzeichnung der deutschen Volkslieder.
3. Bericht über die geplante Sammlung von Zauberformeln.
4. Frage der Zeitschriftenschau.
5. Denkschrift und Petition an den Reichskanzler.
6. Frage der Angliederung an den „Internationalen Bund folkloristischer Forscher FF."
7. Wünsche und Anträge.

   Zu 1 und 2 beantragt der Ausschuß: Die eingesetzten Ausschüsse bleiben bestehen. Bis zur Errichtung einer Zentralstelle für Volkskunde sind die Manuskripte an die betreffenden Vorsitzenden einzusenden.
8. Nächster Verbandstag. Vorschlag des Ausschusses: 1909 in Graz, im Anschluß an den dort stattfindenden Ersten Kongreß für sachliche Volkskunde.
9. Neuwahl des Ausschusses.

An diesen Verhandlungen können nach § 8 der Satzungen auch nicht abgeordnete Mitglieder der Einzelvereine und Anstalten mit beratender Stimme teilnehmen.

Um 12 Uhr: Kleine Vorträge.

1. Vortrag des Herrn Professor Dr. Hauffen aus Prag: Über das Volkslied in Österreich und seine vorbereitete Herausgabe.
2. Vortrdg des Herrn Pfarrer Dr. Schullerus aus Hermannstadt.

Um 5$^1/_2$ Uhr: Öffentliche Versammlung in der Ressource:

Einleitende Ansprache des Herrn Professor Dr. Mogk.
Vortrag des Herrn Professor Dr. Siebs-Breslau.

Nach den Vorträgen **Festmahl** und darauf **volkskundliche Aufführungen.**

Anmeldungen zur Teilnahme werden bis zum 12. September bei der Verlagshandlung Behrend & Co., Berlin W. 64, Unter den Linden 16, erbeten, und zwar unter Beifügung von 4 Mk. für die Person, wofür das trockene Gedeck beim Festessen und die volkskundlichen Vorstellungen geboten werden. Genaue Angabe der Adresse ist wegen Übersendung der Festkarte notwendig. An die Firma Behrend & Co. bitten wir auch alle etwaigen Anfragen zu richten.

Die Teilnahme am Verbandstage steht Herren und Damen frei. Für die Führung durch Museen und zu sonstigen Sehenswürdigkeiten wird gesorgt sein. Wie der Verein für Volkskunde in Berlin mitteilt, hat Seine Exzellenz der Herr Minister des Unterrichts gern in Aussicht genommen, einen Vertreter zum Verbandstage zu entsenden. Der genannte Verein wird später noch ein genaueres Programm an die Verbandsvereine senden und ihnen auf Wunsch jede erforderliche Zahl von Exemplaren zuschicken.

Der geschäftsführende Ausschuß
des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde.

Altertümliche rechtssymbolische Handlung bei Vollzug der Strafe für Rechtsverweigerung.

Es ist ein bekanntes Gesetz der kulturgeschichtlichen Entwicklung, daß das Abstraktionsvermögen mit steigender Kultur zunimmt. Diese Gesamterscheinung findet man natürlich auch im Rechtsleben wieder. Niedere Kulturen sind noch nicht imstande, abstrakte Rechtsideen und Rechtshandlungen rein abstrakt zu fassen bezw. zu vollziehen. Die Idee muß noch durch einen sinnlichen

Vorgang dargestellt werden. Das germanische Recht in alter Zeit und im Mittelalter ist reich an rechtssymbolischen Bräuchen.

Für das römische Kulturvolk genügte Vertrag und Übergabe, um Kauf oder Verkauf von Immobilien rechtskräftig zu vollziehen. Nicht so beim germanischen Halbkulturvolke. Hier mußte der Verkäufer dem Käufer einen Halm, ein Rasenstück, einen Stuhl überreichen. Fehlte diese symbolische Handlung, so war der Kauf nicht rechtskräftig. Solche symbolische Handlungen haben sich bis in die Neuzeit erhalten. Die Überreichung des Halms und andre Zeremonien bei Immobiliarverkauf wurden im Trierschen erst durch das Landrecht vom Jahre 1668 allgemein abgeschafft.

Uns soll hier eine Gruppe rechtssymbolischer Handlungen beschäftigen: die, welche beim Vollzuge der Strafe für Rechtsverweigerung vollzogen wurden. In altgermanischer Zeit erfolgte die sogenannte Friedloslegung; d. h. dem Schuldigen wurden alle Mittel zum Leben entzogen; sein Haus wurde niedergerissen, sein Tor verpfählt, sein Brunnen verschüttet, sein Feuer ausgelöscht. Die Entziehung der unentbehrlichsten Existenzmittel zwang ihn zum Verlassen der Heimat. Die Gemeinschaft stieß den aus, der ihre als heilig geachtete Rechtsordnung mißachtete. Wir haben es hier nicht mit symbolischen Handlungen zu tun, sondern mit realen Handlungen, deren reale Folgen in vollem Umfange beabsichtigt waren.

In Quellen des ausgehenden Mittelalters kehren diese Handlungen wieder, aber in abgeschwächter Form; und die reale Handlung hat nun teilweise einen symbolischen Sinn.

Das Tor wird nicht mehr völlig verpfählt; aber nach dem Weistum von Kreuznach wurde noch dem, der sich weigerte, den Herdzins zu geben, ein Stecken vor die Tür geschlagen: so oft er darüber ging, zahlte er die höchste zulässige Geldstrafe, 60 Schillinge. Die Zwangsmaßregel mußte natürlich helfen.

Ein verwandtes Verfahren berichten die Weistümer von Bacharach: Lehnt einer die Wahl zum Schöffen ab, so zieht der Schultheiß mit zwei Schöffen einen Faden vor seine Tür. So oft er oder sein Gesinde über den Faden oder auf das Erbe (= Besitz an Flur) gehen, zahlen sie die höchste Buße.

Vom Niederreißen des Hauses verlautet nichts mehr; aber aus den luxemburgischen Städten Remich (1462) und Echternach erfahren wir, daß dort mit Beihilfe der Bürger dem der First des Hauses entzweigehauen ward, der sich der Pfändung durch den geschworenen Gerichtsboten widersetzte bezw. das Pfand widerrechtlich wieder an sich riß.

Vom Verschütten des Brunnens ist nicht mehr die Rede. Aber nach dem Weistum von Warmsroth und Genheim (Hunsrück, 1608) wurde Wasser und Weide und Anspruch auf den Gemeindewald dem (auch den Nachkommen) entzogen, der seine Pflicht gegenüber der Markgenossenschaft nicht erfüllte.

In Filsdorf (Luxemburg, 1601—1603) schickte man viermal eine Aufforderung an den Pfandweigerer. Jedesmal mußte er Buße zahlen. Gab er nicht nach, dann wurde ihm Wasser und Weide verboten. Half auch das noch nicht, so wurde er ausgewiesen; und zwar wurde ihm dabei das Feuer ausgeschüttet. Hier finden wir also noch das obenerwähnte altgermanische Verfahren an. Es war das äußerste rechtliche Zwangsmittel.

Mir scheint, daß das Feuerauslöschen nicht bloß eine symbolische Begleithandlung war. Feuer war damals viel schwerer zu erlangen als jetzt.

Verlosch es, so holte man es vom Herde des Nachbars. Der Pfandweigerer erhielt nun gewiß von niemand Feuer. Dieses nötige Element war ihm im Dorfe entzogen. Die realen Folgen des rechtsförmlichen Auslöschens schon zwangen ihn zum Verlassen des Hauses und des Ortes.

Stellte sich der Mörder oder Totschläger dem Gerichte nicht, so trat das „Verzelen" des Rechtes ein, noch nach dem Blutrecht von Bacharach (vor 1350). Es erfolgte in symbolischer Form: nach fränkischen Rechten schwang der Richter im Volksgerichte feierlich die Fackel oder er zerbrach den Stab. Nach dem angeblich Rheingauischen Landrecht (14. Jahrh.) wurde der Flüchtige virzalet (althochd. firzellan = verzelen) mit füer und mit brant. Der so Verurteilte war rechi- und ehrlos. Die Gesippten des Getöteten „binnen achter susterkinde" konnten ihn schlagen; schlugen sie ihn tot, so zahlten sie nur eine geringe Scheinbuße.

Wir haben bis jetzt Quellen aus der Rheingegend angeführt. Wir sind aber in der Lage, auch aus Mitteldeutschland wenigstens einen Beleg zu bringen.

Als westdeutsche und niederländische Bauern seit dem Anfange des 12. Jahrhunderts sich östlich der Saale und Elbe niederließen, haben sie offenbar auch heimische Rechtssitten mit eingeführt. In Gohlis bei Leipzig haben sich neben der slawischen Bevölkerung vermutlich Vlämen angesiedelt. Wenigstens galt dort das vlämische Erbrecht bis zum Jahre 1720. Dort finden wir aus später Zeit noch ein Zeugnis für einen altertümlichen rechtssymbolischen Brauch beim Vollzug der Strafe für Mißachtung der Dorfordnung. Nach der Dorfordnung vom Jahre 1657, die ich jüngst (in verderbter Handschrift) fand, soll dem Hofeigentümer, der zur Verwaltung des Gutes gegen die Dorfordnung eine unbekannte, nicht vertrauenswürdige Person einsetzt, „die Hofstatt vergraben und er aller nachbarlichen Freiheit und Gerechtigkeit so lange entsetzt werden, bis er der Gemeinde nach altem wohl hergebrachten Brauch einen ehrlichen und untadeligen Mann vorstellen ... tut". Er ging also des Anrechtes auf Nutzung des Gemeindeeigens (Wasser, Weide, eventuell Wald) und der Nachbarrechte verlustig. Er existierte nicht mehr für die Gemeinde (wie oben nach dem Weistum von Filsdorf). Symbolisch wurde dies in sinnenfälliger Weise durch das Vergraben der Hofstatt angedeutet. Auch die realen Nachteile sind zu beachten: Der Abgeschlossene konnte nicht mit dem Wagen oder mit Ackergeräten den Hof verlassen.

Also auch östlich der Saale finden wir mittelalterliche rechtssymbolische Handlung vor, und noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts!

Wir erfahren aber noch mehr. Im Jahre 1720 war der Brauch geschwunden. Die im wesentlichen sonst mit der vom Jahre 1657 gleichlautende Dorfordnung vom Jahre 1720 läßt den Passus weg: „die Hofstatt vergraben." Sie sagt nur, der Hofeigentümer solle aller nachbarlichen Freiheit und Gerechtigkeit so lange entsetzt werden usw. Sie fügt aber dafür neu hinzu: „auf Obrigkeitliches Gutbefinden."

Der Hergang ist offenbar dieser: Inzwischen ist die betreffende rechtliche Funktion von der Dorfgemeinde an die Dorfobrigkeit übergegangen; und diese hat den ihr fremden volkstümlichen Brauch beseitigt, nicht mehr beachtet.

Ein weiteres ist zu beachten: In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts begann man von oben her, wohl unter dem Einflusse des römischen Rechtes, alte Reste des volkstümlichen deutschen Rechtes abzuschaffen. Sie waren den Juristen unverständlich, sinnlos. Den Juristen fehlte das historische

Verständnis. So erklärt sich wohl die völlige Beseitigung der rechtssymbolischen Bräuche bei Immobiliarverkauf durch das Triersche Landrecht 1668; das Aufhören des Vergrabens der Hofftatt zwischen 1657 und 1720 in Gohlis. Als weiterer Beleg mag die Tatsache dienen, daß in einem Leipziger Ratsdorfe 1684 oder 1685 das den Juristen historisch unverständliche vlämische Recht durch den Einfluß von Juristen und nach eingeholter rechtlicher Erkenntnis des kurfürstlichen Schöppenstuhles in Leipzig zwangsweise als zu der „Unterthanen Ruin reichende übele Gewohnheit" abgeschafft wurde.

Lic. Dr. Markgraf-Leipzig.

Erster Kongreß für sachliche Volkskunde
September 1909 in Graz.

Aus einem Aufruf, den Herr Hofrat Dr. Schuchardt und Herr Professor Dr. Meringer von Graz aus im Januar dieses Jahres versandt haben, teilen wir folgendes mit:

„Im September 1909 findet in Graz die 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner statt. Dieser wichtige Gedenktag gibt Veranlassung, den Blick auf Vergangenheit und Zukunft zu lenken.

Schon Jakob Grimm hat „Wörter" und „Sachen" in einem Atem genannt, aber erst die letzten Jahre haben zur klaren Erkenntnis geführt, daß die Sprachforschung der Sachforschung als notwendiger Ergänzung bedarf, daß die Etymologie der Kenntnis der „Sachen" nicht entraten kann, daß das, was die Archäologie für die klassische Philologie bedeutet, in entsprechender Weise auch für die anderen philologischen Disziplinen geschaffen werden muß.

Die sachliche Volkskunde bietet dazu die Mittel. Deshalb wollen die Unterzeichneten als Ergänzung des Arbeitsplanes der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner die Bildung einer Sektion beantragen, welche die Forschungen über die „Urbeschäftigungen" (Ackerbau, Fischerei, Hirtenwesen), über das Haus und seine Geräte sowie über die im Hause geübten Techniken (Nähen, Spinnen, Flechten, Weben usw.) zum Gegenstande ihrer Verhandlungen machen soll.

Die Beschränkung auf diese Teile der allgemeinen Volkskunde ist darin begründet, daß die berührten Fragen zurzeit im Mittelpunkte des Interesses — auch für die Schule — stehen, sowie ferner darin, daß es unmöglich ist, der ganzen ungeheuren Reichhaltigkeit der Volkskunde in dem gegebenen Rahmen gerecht zu werden. Die Bildung einer eigenen Sektion für die sachliche Volkskunde empfiehlt sich auch deswegen, weil ihre Gegenstände nicht wie die geistigen Erzeugnisse der Volksseele (Sagen, Märchen, Bräuche usw.) in den anderen Sektionen zur Besprechung gelangen können."

Wie wir hören, ist inzwischen eine genügende Anzahl Zustimmungserklärungen bei den Herren Verfassern dieses Aufrufes eingelaufen, so daß die Bildung einer besonderen Sektion gesichert erscheint. Wir begrüßen den außerordentlich dankenswerten Plan als einen neuen Schritt vorwärts und bitten die Mitglieder des Verbandes, die Sache der Grazer durch zahlreiche Beteiligung zu unterstützen.

Wie im letzten Hefte unserer Mitteilungen bekannt gegeben wurde, ist der Plan einer internationalen Vereinigung aller Vereine für Volkskunde im Werke. Dieser Plan ist durch unsere finnischen und skandinavischen Fachgenossen zur Tat geworden. Die folgenden Abschnitte bringen die Aufgaben und Ziele der Vereinigung.

Erste Mitteilung des folkloristischen Forscherbundes „FF".

Die Sammeltätigkeit auf dem volkskundlichen (folkloristischen) Gebiete während der letzten Jahrzehnte hat eine unübersehbare Masse wissenschaftlichen Materiales zusammengebracht. Nicht nur die intensive Arbeit organisierter Gesellschaften, sondern auch die Leistungen einzelner Personen weisen staunenswerte Resultate auf. Brauche ich den Namen des größten Sammlers deutscher Volkskunde, Dr. Richard Wossidlo, zu nennen, welcher in der anspruchlosen Stellung eines Gymnasiallehrers in der kleinen Stadt Waren über 700 Landsleute zur Aufzeichnung mecklenburgischer Überlieferungen angefeuert hat? Oder soll ich des verstorbenen estnischen Pastors Dr. Jacob Hurts erwähnen, welcher über 100 000 Seiten Manuskript von zirka 1000 helfenden Händen hinterließ?

Daß dieser fast unendliche Reichtum von Dokumenten eine breite und feste Grundlage für die vergleichende Volkskunde bilden wird, ist eine augenscheinliche und erfreuliche Tatsache. Andererseits aber wirkt derselbe auf den gewissenhaften Forscher beinahe erdrückend. Kaum vermag er die angehäuften Materialien seines eigenen Volkes zu bewältigen. Wie soll er da hoffen, den rastlosen Fortschritten der Sammeltätigkeit in den verschiedensten Ländern und Sprachen gebührend folgen zu können? Schon die Anschaffung der zerstreuten Drucksachen ist heutzutage ein schwieriges Unternehmen. Aber der bei weitem größte Teil des Stoffes ist bloß handschriftlich in einem Exemplare an einem Orte vorhanden, und es werden gewiß mehrere Menschenalter vergehen, ehe die Kräfte und Kosten zur Herausgabe der immer wachsenden Masse beschafft worden sind. Einem Volkskunder (Folkloristen), welcher nicht über unbegrenzte Mittel und Zeit verfügt und ein ungewöhnliches Sprachtalent besitzt, bleibt somit nur ein Ausweg übrig: der Beistand seiner Mitforscher.

Wie ist aber dieser Beistand zu erlangen? An wen darf man sich wenden? Wie weit darf man es wagen einen anderen zu belästigen? Wie soll man seine Mühe und Unkosten vergüten? Diese Bedenken haben wohl manchen feinfühligen Forscher abgeschreckt, und nicht ohne Ursache. Schwerlich kann man einem stark beschäftigen Wissenschaftsmann zumuten, daß er jederzeit bereit sei, für fremden Bedarf eine Menge Handschriften durchzustöbern und außerdem für Abschreiber und Übersetzer zu sorgen. Aber ohne diese Voraussetzung ist eine wirkliche und rechtzeitige Hilfe bei einer wissenschaftlichen Arbeit kaum denkbar.

Als ich im vergangenen Juni mit dem ausgezeichneten Forscher und Lehrer der Volkskunde an der Universität zu Kopenhagen, Dr. Axel Olrik, die Besorgnisse unserer Wissenschaft besprach, kamen wir zu dem Resultate, daß ein internationaler Verein zu gegenseitigem Beistand gegründet werden müßte. In erster Linie galt es uns, die Vermittlung von Abschriften, Auszügen und Übersetzungen von Handschriften und schwer zugänglichen Druckwerken zu ordnen. Diese wäre möglich durch einen Lokalverein in jedem Lande, welcher über

Studierende oder andere nicht allzuteure Arbeitskräfte verfügte, um aus den ihm zugänglichen Sammlungen das gewünschte aussuchen, abschreiben, eventuell auch übersetzen zu lassen, welcher außerdem bereit wäre, die Bestellungen seiner eigenen Mitglieder an andere Lokalvereine zu vermitteln und nötigenfalls für dieselben zu bürgen. Schon wegen des letzterwähnten Risikos, aber auch um leichtfertige Bestellungen zu verhindern, müßte von jedem Mitgliede des Lokalvereins eine mäßige Eintrittsabgabe ein für allemal entrichtet werden. Einige Bestimmungen gegen Mißbrauch des für wissenschaftliche Forschungen anvertrauten Materiales sollten auch festgestellt werden, vor allem, um Gesamtpublikationen aus fremden Sammlungen ohne besondere Bewilligung vorzubeugen.

Vorläufig wäre es nicht nötig, von einem Lokalvereine und seiner Verwaltung, um die Gründung derselben bei weniger günstigen Verhältnissen nicht zu erschweren, mehr als diese Vermittlung des Austausches von Materialien zu fordern. Ihr eigenes Interesse für die Sache würde sie allmählich schon dazu führen, die Sammlungen eines Landes soweit wie möglich an einem Aufbewahrungsorte zusammenzubringen und dieselben inhaltlich zu ordnen, damit nicht ein jeder Besteller immer von neuem die Durchsuchung des gesamten zerstreuten und chaotischen Materiales zu bestreiten brauchte. Die Kataloge könnten zu allererst die verschiedenen Arten der an einem Orte aufbewahrten Volksüberlieferungen angeben mit Verweisen auf Nummern oder Seiten. Nach und nach müßten aber noch Verzeichnisse der verschiedenen Themata ausgearbeitet werden. Das Bedürfnis gegenseitigen Beistandes würde der beste Ansporn zum Wetteifern in systematischem Ordnen sein.

Ein Bund der Lokalvereine könnte ferner auf die wissenschaftlichen Ausgaben der volkskundlichen Materialien Einfluß haben, sowohl in der Beförderung einheitlicher Pläne als in der Überwindung sprachlicher Schwierigkeiten. Daß auf die Früchte der Sammeltätigkeit die Landsleute, die sich an der Arbeit beteiligt haben, das nächste Anrecht haben, ist natürlich und unbestreitbar, denn ohne Publikationen in der heimischen Sprache wird das Interesse für die Volkskunde nicht aufrechterhalten. Auch gibt es Überlieferungen, besonders die metrischen, welche jedenfalls in der Originalsprache veröffentlicht werden müssen. Aber es könnte sogar im letzteren Falle ein Referat in einer Weltsprache beigefügt werden, wie z. B. in den drei Bänden der setukesischen Lieder von Dr. J. Hurt, in welchen den 736 + 710 + 474 Seiten estnischer Dialekttexte eine ausführliche Inhaltsangabe von 88 + 168 + 137 Seiten in deutscher Sprache folgt. Jetzt erwägt man ernstlich in Hinsicht auf die zirka 20 000 finnischen und 10 000 estnischen Märchenvarianten, ob es nicht am zweckmäßigsten wäre, dieselben, wie auch alle übrigen Märchen der Welt, in einer den Fachmännern allgemein zugänglichen Sprache möglichst kurz referiert herauszugeben und in der Originalsprache bloß eine Auswahl der besten Aufzeichnungen in extenso zu drucken. Ohne über Geldmittel zu verfügen, könnte der Bund in dieser Richtung manches wirken, indem er durch Erteilung seiner Signatur die Aufmerksamkeit der Forscher auf Publikationen lenkte, die dem Zwecke des Bundes entsprechen, und somit den Absatz derselben erleichterte.

Schließlich müßte der Bund für die Hebung der Volkskunde auf das Niveau einer streng geschulten Disziplin und für die Einführung dieser Wissenschaft als Studienfach an den Universitäten arbeiten. In Kristiania bekleidet Moltke Moe mit Ehren eine Professur der „Volkstradition und mittelalterlichen Literatur". An der Universität zu Helsingfors sind während der letzten Jahre nicht wenige Kandidaten- und Lizentiatenexamina in der durch eine e. o.

Professur vertretenen „finnischen und vergleichenden Volksdichtungsforschung" besonders von Lehrern der Muttersprache und der Landesgeschichte abgelegt worden. In Kopenhagen hat Dr. Olrik als Vertreter der „nordischen Volkskunde" ein sichtbares Interesse unter den Studenten erweckt; es bedarf bloß des Examensrechtes, um die hohe Stellung dieser Wissenschaft seit Sv. Grundtvig auch in der Zukunft für Dänemark zu sichern. Ebenso würde die deutsche Volkskunde, welche auf die Initiative der Gebrüder Grimm und die Vorarbeiten Reinhold Köhlers hinweisen kann, sich noch kräftiger entwickeln, wenn ihre hervorragenden Vertreter mehr Gelegenheit hätten, die studierende Jugend an den Universitäten anzuregen und anzuleiten.

An der Ausarbeitung der folgenden Statuten hat ein junger, für die Volkskunde energisch arbeitender Schwede, C. W. von Sydow, teilgenommen. Einige Verbesserungen verdanken wir den gütigen Bemerkungen des Herausgebers der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde in Berlin, Dr. J. Boltes. Vorschläge zu Änderungen und Anmeldungen gegründeter Lokalvereine können vorläufig an einen der Unterzeichner der Statuten des Bundes gesandt werden.

Helsingfors, den 23. Nov. 1907. Kaarle Krohn.

Statuten des Bundes „FF".

§ 1. Der Name des Bundes wird bezeichnet durch „FF" (Folklore Fellows, Folkeminde-Forskere, Fédération des Folkloristes, Folkloristischer Forscherbund).

§ 2. Der Bund verfolgt den Zweck:

a) den Forschern volkskundliches (folkloristisches) Material aus den verschiedenen Ländern zugänglich zu machen und Kataloge derartiger Sammlungen herauszugeben;

b) die Herausgabe wissenschaftlich befriedigender Veröffentlichungen volkskundlicher (folkloristischer) Materialien in einer leicht zugänglichen Sprache oder mit Referaten in einer solchen zu fördern.

§ 3. Durch Vermittlung des Bundes können Abschriften, Auszüge und Übersetzungen von Handschriften und schwer zugänglichen Druckwerken aus öffentlichen und, soweit wie möglich, auch aus privaten Sammlungen beschafft werden.

§ 4. Das von dem Bunde besorgte Material darf ohne besondere Erlaubnis nicht zu anderen Zwecken als wissenschaftlicher Forschung benutzt werden (NB. nicht für Gesamtpublikationen). Wird Material verlangt, das gelegentlich zu einer wissenschaftlichen Arbeit im eigenen Lande verwendet werden soll, ist der Vermittler berechtigt, dasselbe während einer bestimmten Zeit zurückzuhalten.

§ 5. Für jedes Land, das im Bunde durch Mitglieder vertreten ist, soll eine Lokalverwaltung oder ein Vertreter eingesetzt werden, der die Bestellungen des Materials vermittelt.

§ 6. Beim Beitritt zu dem Bunde sind als Beitrag zur Bestreitung der laufenden Ausgaben des Bundes und zur Deckung des Risikos, das die Lokalverwaltung oder der Vertreter bei Bestellungen übernimmt, an diese ein für allemal 10 Franks zu entrichten.

§ 7. Die Mitteilungen des Bundes werden allen Mitgliedern unentgeltlich zugestellt. Bei Abschrift leicht leserlicher Originale wird für 1000 Buchstaben zirka 0,35 frk. oder zirka 1 frk. für die Arbeitsstunde bezahlt. Das

Kollationieren und Aufsuchen wird mit höchstens $1^1/_2$ frks. für die Stunde honoriert. Dasselbe gilt von Kopien schwer lesbarer Originale und Übersetzungen (NB. literarisch verwendbare Übersetzungen nach Übereinkunft). In größeren Städten kann bei weiter Entfernung und beschränkter Zugänglichkeit der Abschreibestellen eine entsprechende Vergütung des Zeitverlustes festgesetzt werden.

§ 8. Ein Redaktionsausschuß von drei Personen veröffentlicht Mitteilungen über die handschriftlichen Sammlungen und den Stand ihrer Benutzung.

§ 9. Dieser Ausschuß ist befugt, Publikationen, die dem Zwecke des Bundes entsprechen, die Signatur des Bundes zu erteilen. Fürs erste werden „International series" und „Northern series" der „FF publications" herausgegeben, letztere Serie umfaßt das skandinavische und finnisch-estnische Material. Neue Serien können mit Hilfe der Lokalverwaltungen von dem Redaktionsausschuß veranstaltet werden.

§ 10. Der Redaktionsausschuß wird alle drei Jahre auf einem allgemeinen Kongreß oder durch schriftliche Abstimmung mit einer Stimme für jede Lokalverwaltung bezw. jeden Vertreter gewählt. Auf ähnliche Weise wird über Änderung der Satzungen des Bundes abgestimmt, zu welcher stets eine Mehrheit von zwei Dritteln der Stimmen erforderlich ist.

Axel Olrik.
Dansk Folkemindesamling,
Kopenhagen.

C. W. von Sydow.
Ronneby,
Schweden.

Kaarle Krohn.
Helsingfors,
Finland.

„FF" publications Northern series 1.

Die Signatur des Bundes hat der interimistische Redaktionsausschuß den erwähnten drei Bänden estnischer Lieder von J. Hurt erteilt. Ihr vollständiger Titel lautet lateinisch:

Monumenta Estoniae antiquae vel Thesaurus antiquus, carmina, sermones, opiniones aliasque antiquioris aevi commemorationes Estonorum continens. Permultis sociis adjuvantibus collegit et edidit Dr. Jacobus Hurt. Pars prima: Carmina popularia. Volumen primum, secundum, tertium. Helsingforsiae, sumptibus et typis Societatis Litterarum Fennicae 1904—7. Im ganzen LXXVIII + 1920 (estnisch) + 393 (deutsch) = 2401 Seiten Großoktav. Preis 16 + 16 + 10 = 42 franks.

Zu dem ermäßigten Preis von bloß 30 franks (inklusive des bedeutenden Postportos) wird dieses alle Lieder der s. g. Setukesen umfassende Werk den Mitgliedern des Bundes „FF" durch die finnische Lokalverwaltung unter Kreuzband zugesandt.

„FF" publications Northern series 2.

Hjalmar Thuren, Folkesangen paa Færøerne (The folksong in the Faeroe Islands, with an excerpt in german) Kopenhagen 1907.

Wird den Mitgliedern des Bundes „FF" ebenfalls zu ermäßigtem Preis von der dänischen Lokalverwaltung zugesandt.

Zur Förderung der Volkskunde.

Zweierlei fruchtbare Gedanken sind es, die in der vorliegenden Nummer unseres Korrespondenzblattes zum Ausdruck gebracht sind, der eine vom Norden her, der andere vom Süden, beide in gleicher Weise geeignet, dem jugendlichen Tatendrang der Volkskunde mächtig Vorschub zu leisten: der Länder-Zusammenschluß wissenschaftlicher Arbeit und die Förderung der sachlichen Volkskunde.

Wenn es mir erlaubt ist, ein paar Worte aus dem Stegreif dazu zu sagen, so kann ich den Plan des internationalen Bundes aus eigener Erfahrung nicht anders bezeichnen als eine erlösende Tat. Nichts ist für den Volksforscher so schwierig, wie die Beschaffung ausländischer Materialien. Hätte ich nicht das wirklich seltene Glück gehabt, für meine Natursagen freundliche Helfer zu finden, das Werk wäre kläglich gescheitert. Zwar ist mir die Enttäuschung, im Stich gelassen zu werden, nicht erspart geblieben, und die oben berührte Frage, inwieweit es zulässig ist, andern mit seinen Wünschen zur Last zu fallen, hat mich oft in ihrer ganzen peinlichen Schwere bedrückt; aber andererseits entschädigte die Hilfsbereitschaft williger Freunde in reichlichem Maße. Wieviel mehr jedoch kann ein Bund zu gegenseitiger Unterstützung leisten! Wie manchem mitstrebenden Forscher mag er den Weg zu vergleichenden Studien ebenen, wie manchen noch abseits stehenden gewinnen! Und welchen Aufschwung unserer Wissenschaft darf man erwarten, — nicht nur von der erhöhten Teilnahme der Fachgenossen, sondern vor allem auch von der Erschließung unentbehrlicher Quellen! Das läßt sich vorläufig nur ahnen.

Näher liegen die Ziele, die sich aus der Förderung der sachlichen Volkskunde ergeben. Ich knüpfe an den Grazer Kongreß sehr weitgehende Hoffnungen und wünsche von Herzen, daß diesem vielverheißenden Anfang eine ununterbrochene Reihe erfolgreicher Tagungen folgen möge.

Aber höher noch, als der wissenschaftliche Wert dieses ersten Kongresses, steht mir seine pädagogische Bedeutung, insofern er seine Tätigkeit dem Arbeitsplan der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner angliedert und über Fragen verhandelt, die „im Mittelpunkt des Interesses — auch für die Schule — stehen". Mit dieser Rücksicht auf die Schule wird eine Forderung erfüllt, die seit Jahren — je öfter, je überzeugender — erhoben worden ist: die Volkskunde für den Unterricht nutzbar zu machen. Als ich im Jahre 1899 in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" ein paar Anregungen in dieser Richtung gab und dann in der Bearbeitung des Hieckeschen Lesebuchs für höhere Schulen im Verein mit Rudolf Hildebrandts gleichgesinntem Freunde Georg Berlit für volkskundlichen Lesestoff sorgte, da hieß es wohl hier und da: die Zeit ist noch nicht gekommen, die Wissenschaft zu jung. Seitdem ist eine Periode angestrengter Arbeit verstrichen, die Volkskunde hat sich in raschem Aufschwung entwickelt, und eine Anzahl prächtiger, auch den Fernerstehenden fesselnder Werke ist erschienen. Kein Wunder, daß die Losung: mehr Volkskunde in der Schule! jetzt lauter ertönt denn je, und daß z. B. der Verein für Sächsische Volkskunde für den nächsten Winter eine Reihe von Vorträgen über Volkskundliches in der Schule plant. Ein höchst dankenswertes Unternehmen! Denn wer die Jugend hat, dem gehört die Zukunft. Und ich bin fest überzeugt, daß das Heil der Volkskunde vorzugsweise auf der Schule beruht. Aber andererseits meine ich, daß es mit Kongressen und Vorträgen nicht getan ist. Anregungen, die man durch

solche empfängt, verflüchtigen sich allzu leicht; die Zahl der Hörer ist verhältnismäßig klein; und gerade die, die man gewinnen möchte, sind ausgeblieben.

Was wir brauchen, sind literarische Hilfsmittel, die ausschließlich für das Bedürfnis der Schule zugeschnitten sind.

Ich selbst beschäftige mich seit Jahren mit den Vorarbeiten zu einem umfangreichen illustrierten Werke „Bilder aus der deutschen Volkskunde", das ich nach Vollendung des Manuskriptes von Band 3 und 4 meiner Natursagen, vermutlich im Laufe des nächsten Jahres, energisch in Angriff nehmen werde. Es soll nach Art der Grubeschen Charakterbilder abgerundete, dem jugendlichen Geschmack und Verständnis angepaßte Darstellungen aus dem Gesamtgebiete der Volkskunde darbieten. Eine Monographie über das Märchen in Teubners Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" soll als selbständige Ergänzung erscheinen. Solche Bücher müßten, denk ich, recht nach dem Herzen der Schüler sein. Wie wenig dazu gehört, deren Interesse für Volkskunde zu wecken, das hat mich ein kleines Erlebnis gelehrt. Es war in Obersekunda, wo ich für Schülervorträge nur geringe selbständige Arbeit verlange. Ich bot unter verschiedenen Auswahlthemata auch ein sehr einfaches an: ein Referat über Höflers in der „Zschr. f. Vk." erschienenen Aufsätze über Festgebäcke. Allgemeines Schütteln des Kopfes, verdutzt lächelnde Gesichter, leises Schaudern! Man wußte offenbar nicht, was man damit anfangen sollte. Endlich erbot sich ein armer Schlucker, der wohl nichts weiter fühlte, als daß seine schwache Kraft für ein solches Referat ausreichte. Und siehe da! Der Versuch glückte. Selten sind meine großstädtischen jungen Herren so aufmerksam gewesen, wie damals, als sie zum erstenmal von Speiseopfern und Gebildbroten hörten. Ähnlich ist es mir oft gegangen, wenn ich mich auf Lieblingsgebiete meiner Spezialstudien verirrte oder — wie der Schüler sagt — ins Kohlen kam. Man darf für gewiß annehmen, daß auf jeder Altersstufe des Gymnasiums eine sehr lebhafte Auffassung für alles, was Volkstum heißt, vorhanden ist. Es fehlt nur an geeigneten Büchern, die die Jugend in dieses Gebiet einführen könnten.

Aber auch der Lehrer bedarf der Hilfsmittel, um jederzeit das nötige Material zur Hand zu haben.

Wenn ich an die Lektüre der höheren Schulen denke, — wie oft und wie ungezwungen lassen sich da Ausblicke auf volkskundliche Themata geben! Und wie wenige wissen in diesen Dingen Bescheid! Es ist ja das Unglück der Volkskunde, daß ihre Literatur über alle Beschreibung mühselig zusammenzuholen ist! Wer hätte Zeit und Lust dazu! Wenn schon in einer großen Bibliothek wie in Leipzig eine so reichhaltige Zeitschrift wie die „Revue des traditions populaires" fehlt, vieler Einzelwerke nicht zu gedenken, — was soll man gar von den Kollegen in kleinen Städten erwarten, wo weniger als nichts zu haben ist? Und wieviel Material aus älterer Zeit ruht versteckt in Zeitschriften, wie dem „Globus!" Wer will die Bände alle durchsehen, wer sich Zettelkästen anlegen, die sich nur langsam und spärlich füllen werden?

Ich halte es daher für eine der dringendsten Aufgaben der kommenden Jahre, daß uns außer einem methodischen Handbuch über „**Volkskunde und Gymnasialunterricht**" volkskundliche **Kommentare** nicht nur zu deutschen Lesebüchern, sondern auch zu den wichtigsten Schriftstellern geliefert werden. Vorarbeiten, z. B. über Volkskunde bei Horaz (italienisch), liegen zwar vor, aber doch spärlich. Über Virgil im Mittelalter erfährt der Schüler kaum je etwas. Wozu gibt es Teubners Jahrbücher, in denen

bisweilen auch zusammenfassende Referate ohne selbständige Forschung erscheinen? Ist es nicht sehr wesentlich für uns Lehrer, die wir unmöglich in allen Sätteln festsitzen können, Aufsätze zu erhalten, die in einzelnen Teilen womöglich zum Vorlesen in Oberklassen geeignet sind? Ich habe mich gelegentlich durch ein solches Referat über die Hrotsvitforschung so eingehend unterrichtet, wie ich es sonst niemals vermocht hätte! Was aber für germanistische, jedem Akademiker naheliegende Gegenstände gilt, das gilt in erhöhtem Maße von der Volkskunde. Helft nur, ihr Kundigen, und ihr öffnet das Gymnasium eurer Wissenschaft! Wohlgemerkt, eine Belastung bedeutet die immer nur gelegentliche Unterweisung in der Volkskunde nicht, wohl aber eine erfreuliche Abwechslung in dem Einerlei des Unterrichtsbetriebes. Welchen Wert sie für die Kräftigung des Nationalgefühls haben müßte, braucht nicht gesagt zu werden. Jenen ehrlichen Ausruf, den E. H. Meyer einmal von einem Zuhörer vernahm, „daß ihm durch die Volkskunde erst die Augen geöffnet seien über die Heimat und das eigne Leben," möchte man so gern auch aus dem Munde eines Schülers hören!

Und noch eins! Wir leben im Zeitalter der Dilettantenphotographie. Kein Schüler, der nicht Lust hätte, mit dem Apparat hinauszuwandern und seine Heimat künstlerisch sehen zu lernen. Wohlan! Lehrt ihn, sie auch volkskundlich zu sehen, und ihr gebt ihm das Köstlichste, was ihr in nationaler und historischer Hinsicht geben könnt. Habt ihr ein Skioptikon in der Schule, so verwendet die Bilder eurer Schüler für Vorträge, die natürlich vor dem Gesamtcötus in der Aula zu halten sind. Der Nutzen lohnt die Mühe reichlich.

Wenn nun in dem obigen Aufruf zur Gründung des internationalen Bundes Professuren für Volkskunde gefordert werden, so scheint mir diese Forderung, wenigstens in Deutschland, erst dann Aussicht auf Erfolg zu haben, wenn das volkskundliche Studium schon auf der Schule vorbereitet und das Interesse für dieses Fach geweckt worden ist. So nur wird die Frage, was sie werden muß: eine Bedürfnisfrage. Was ist heutzutage dem Studenten die Volkskunde! Durchschnittsstudenten kümmern sich um das, wovon sie nie etwas Bestimmtes erfahren haben, in der Regel nicht viel. Gäbe man aber auf der Schule genügende volkskundliche Anregung, so würde manch einer auch auf der Universität und später im Amt ein Herz für diese einzigartige Wissenschaft haben, die ihn das Wort Felix Dahns verstehen lehrt: Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk!

Es dürfte somit eine notwendige Pflicht des Verbandes sein, eine Bewegung einzuleiten, die den Endzweck hat, auf Erweiterung der Lehrpläne im volkskundlichen Sinne einzuwirken und auf Einführung eines geeigneten durch Handbücher zu beschaffenden Lehrstoffes zu bringen! Die Verbindung eines Kongresses für Volkskunde mit einer Pilologenversammlung, wie sie in Graz für 1909 geplant ist, erscheint mir als außerordentlich geeignet, die Idee des volkskundlichen Unterrichts zu fördern. Dr. Oskar Dähnhardt, Leipzig.

Aufforderung.

Diejenigen Verbandsmitglieder, deren Jahresbeitrag noch nicht eingesandt ist, werden gebeten, ihn möglichst sofort an Herrn Dr. Pantenius (Voigtländers Verlag), Leipzig, Hospitalstraße 10, zu entrichten.

Schriftleitung: Dr. Dähnhardt, Leipzig-Gohlis, Marbachstraße 9.
Buchdruckerei Richard Hahn (H. Otto), Leipzig.

Mitteilungen
des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde

Nr. 8. (Korrespondenzblatt) Dezember 1908.

Bericht über die zweite Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde.

Am 2. und 3. Oktober fand die zweite Tagung des Verbandes in Berlin, in der altangesehenen Ressource zur Unterhaltung statt.

Dort bereiteten die mit ihren Damen zahlreich erschienenen Mitglieder der Berliner Vereine, insbesondere des Vereins für Volkskunde, am Abend des 2. Oktober den auswärtigen Gästen einen überaus herzlichen Empfang. Nach liebenswürdiger Begrüßung durch Herrn Prof. Dr. Roediger entfaltete sich ein reiches Programm volkskundlicher Vorführungen. Alte Volkslieder, gesungen von Frau Klossegk-Müller, Frl. Friedel und Frl. Schmidt, neue Volkslieder, von dem erzgebirgischen Volksdichter Herrn Anton Günther zur Gitarre vorgetragen, Herdenreigen und Kuhpolka, auf zwei Schwegelpfeifen, sowie Ländler, auf Mundharmonika und Gitarre von Herrn Georg Drechsler zu Gehör gebracht, Alphornklänge und Kuhreigen auf dem Antilopenhorn, Signale nebst deren volkstümlichen Deutungen von Herrn Kgl. Kammermusiker Königsberg vorgeführt, dazwischen Jodelkünste des greisen Schweizers Joseph Felder und Kasperlespiele des Herrn Ganzauge aus Dresden — das alles zog in rascher Folge vorüber und wurde mit Dank gegen die Veranstalter, namentlich die Herren Prof. Roediger und Prof. Bolte, aufmerksam entgegengenommen.

Am 3. Oktober, vormittags 10 Uhr, folgte die geschäftliche Beratung der Abgeordneten.

Anwesend waren die Herren:

Dr. Brunner, als Vertreter der Kgl. Sammlung für Volkskunde zu Berlin,
Dr. Dähnhardt, als Schriftführer des Verbandes,
Prof. Dr. Hauffen, als Vertreter des Ausschusses für deutschböhmische Volkskunde in Prag und des Verbandes für Egerländer Volkskunde,
Prof. Dr. Helm, als Vertreter des Vereins für bayerische Volkskunde,
Prof. Dr. Kahle, als Vertreter des Badischen Vereins für Volkskunde,
Direktor Dr. Lauffer, als Vertreter des Vereins für Hamburger Geschichte,
Prof. Dr. John Meier, als Vertreter der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde,
Prof. Dr. Mogk, als Vorsitzender des geschäftsführenden Ausschusses des Verbandes und als Vertreter des Museums für Völkerkunde in Leipzig,
Dr. Peßler, als Vertreter des Hamburger Museums für Völkerkunde,
Prof. Dr. Roediger, als Vertreter des Vereins für Volkskunde in Berlin,

Prof. Dr. Sartori, als Vertreter des Rheinisch-westfälischen Vereins für Volkskunde,
Pfarrer Schulte, als Vertreter der Hessischen Vereinigung für Volkskunde,
Prof. O. Seyffert, als Vertreter des Vereins für sächsische Volkskunde,
Prof. Dr. Siebs, als Vertreter der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde,
H. Sökeland, als Vertreter des Vereins der Kgl. Sammlung für Volkskunde Berlin,
Dr. Träger, als Vertreter der Berliner Anthropologischen Gesellschaft,

überdies eine größere Zahl Herren mit beratender Stimme, darunter Herr Prof. Dr. Bolte, Berlin, und Herr Prof. Dr. Wossidlo, Waren i. Meckl.

1. Der Vorsitzende eröffnete die Versammlung, hieß die Erschienenen zur gemeinsamen Arbeit willkommen und gedachte sodann der Männer unserer Wissenschaft, die seit der Eisenacher Delegiertenversammlung (24. Mai 1907) verstarben: Prof. Gallée, Elard Hugo Meyer, Albrecht Dieterich und Geh. Sanitätsrat Dr. Lissauer.

2. Dr. Dähnhardt erstattete den Geschäftsbericht, aus dem hervorging, daß die Registrierung der Volkslieder (vgl. Mitt. Nr. 5, Punkt 5) vom Verein für sächsische Volkskunde beendet ist, die Verbindung mit der österreichischen Organisation der Volksliedersammlung teils gelungen, teils in Aussicht gestellt ist. Die Bibliographie des deutschböhmischen gedruckten und handschriftlichen Volksliederbestandes — eine Arbeit, die zwei bis drei Jahre dauern dürfte — hat Herr Prof. Hauffen zugesagt. Für die Aufnahme der zu erwartenden Materialien hat die Direktion der Universitätsbibliothek zu Leipzig einen Raum zur Verfügung gestellt. Ein Schema, nach welchem der Bestand an Drucksachen und handschriftlichen Sammlungen volkskundlichen Inhaltes von den einzelnen Vereinen einheitlich verzettelt werden kann (vgl. Mitt. Nr. 5, Punkt 4), hat der Ausschuß nach Verständigung mit dem Vorsitzenden der 5. Abteilung der Geschichts- und Altertumsvereine, Herrn Prof. Brenner, ausgearbeitet und versandt. — Wie Herr Prof. Kahle mitteilte, sind die Volkslieder der alemannischen Teile Badens ebenfalls fertig registriert. — Im Auftrage des abwesenden Rechners legte Dr. Dähnhardt sodann die Rechnung vor, die mit einem Kassenbestand von 243 Mk. 34 Pfg. abschloß. Die Rechnung wurde von den Herren Sökeland und Ludwig geprüft und richtig befunden, worauf dem Rechner Entlastung erteilt wurde.

3. Prof. Kahle brachte die von ihm und Dr. Hugo Hepding (Gießen) ausgearbeiteten Leitsätze zur Sammlung der Zaubersprüche und Segen des deutschen Sprachgebietes zur Besprechung (vgl. Mitt. Nr. 5, Punkt 7). Sie wurden mit geringen Änderungen angenommen und werden demnächst den Vereinen zugesandt.

4. Zur Frage der Zeitschriftenschau, über die Prof. Mogk berichtete, wurde ein Antrag des Ausschusses in der folgenden von Prof. Roediger und Prof. John Meier formulierten Fassung angenommen:

„Der Verband hält den Fortbestand der Zeitschriftenschau im bisherigen Umfang, nur mit genauerer Sichtung des Materials, für notwendig und sagt der Hessischen Vereinigung für Volkskunde seine pekuniäre Unterstützung zu, sobald ihm die Mittel zu seiner Arbeit zur Verfügung stehen. Ueber die Einzelheiten wird der Ausschuß beauftragt, mit der Hessischen Vereinigung in Verbindung zu treten.“

5. Es folgte die Beratung über die zu beschaffenden Mittel. Zuvor erklärte die Versammlung auf Anregung des Herrn Prof. Roediger und besonderen Antrag des Herrn Prof. Kahle, den Ausschuß bei aller Weiterarbeit nach besten Kräften zu unterstützen, und beauftragte ihn hierauf, eine Petition an den Reichskanzler zu richten und persönlich beim Reichsamt des Innern vorstellig zu werden. Es soll hierbei zunächst lediglich die Sammlung der Volkslieder betont werden.

6. Zur Frage der Angliederung an den „Internationalen Bund folkloristischer Forscher FF" wurde auf Antrag des Ausschusses beschlossen:

„Die Einzelvereine sollen ihre Mitglieder auf die Vorteile des Internationalen Bundes folkloristischer Forscher aufmerksam machen und die wissenschaftlich Tätigen zum Beitritt auffordern."

7. Hierauf gelangten noch folgende Anträge des Ausschusses zur Annahme:

1. „Solange dem Verbande keine Mittel zur Verfügung stehen, die die Anstellung einer Hilfskraft ermöglichen, bleiben die eingesetzten Ausschüsse bestehen."
2. „Die Vereine werden ersucht, innerhalb ihrer Vereinsgebiete von den Getreidepuppen photographische Aufnahmen zu machen und das Auftreten der verschiedenen Formen festzustellen."

Herr Mielke erklärte sich bereit, einen Entwurf darüber vorzulegen.

8. In die Volksliederkommission wurde auf Antrag von Prof. Bolte Herr Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Friedländer gewählt. Dieser nahm die Wahl dankend an.

9. Auf Antrag von Herrn Sökeland wurde der Ausschuß beauftragt, eine Änderung des § 14 der Statuten (Beitrag betreffend) bis zur nächsten Tagung vorzubereiten.

10. Für den nächsten Verbandstag wurde Graz gewählt.

11. Der geschäftsführende Ausschuß wurde durch Zuruf wiedergewählt.

Auf die Beratung folgte ein Vortrag des Herrn Prof. Hauffen über das österreichische Volkslied und seine vorbereitete Herausgabe, der unten abgedruckt ist. Ein zweiter Vortrag, den Herr Pfarrer Schullerus in Hermannstadt zugesagt hatte, mußte leider ausfallen, da dieser durch amtliche Gründe am Erscheinen verhindert war. Um $2^1/_2$ Uhr schloß der Vorsitzende mit herzlichen Dankesworten die Sitzung.

Um 5 Uhr fand eine von zahlreichen Teilnehmern (über 250) besuchte öffentliche Versammlung statt, welche durch die Gegenwart des Herrn Geheimen Oberregierungsrats Dr. Schmidt, der in Vertretung des Herrn Unterrichtsministers erschienen war, ihre besondere Auszeichnung erhielt. Nach einer Ansprache des Herrn Prof. Dr. Mogk, die wir unten im Wortlaut wiedergeben, ergriff Herr Prof. Dr. Siebs das Wort, um Ziele und Aufgaben der Volkskunde eingehend zu erläutern. Der Vortragende setzte zunächst die Entwicklung der volkskundlichen Bestrebungen in Deutschland auseinander; wenn auch einzelne hervorragende Gelehrte, vor allem die Brüder Grimm, Müllenhoff, Schmeller, Weinhold sich schon vorher um Brauch und Sitte, Sage und Märchen, Lied und Glauben des Volkes gekümmert hatten, so war die Pflege dieser Dinge doch recht eigentlich der Zeit nach 1870, seit dem Erstarken des deutschen Nationalgefühls, vorbehalten. In neuester Zeit verdanken wir reiche Förderung

indirekt der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften, denn durch die von ihr angeregte Katalogisierung der deutschen Handschriften ist der Volkskunde — wie an den von Dr. Klapper in Breslau gemachten Entdeckungen gezeigt wurde — reicher Stoff zugeführt worden: besonders in den Predigthandschriften des späten Mittelalters ist vieles Wissenswerte zur Erforschung des Volksglaubens in der Sagen- und Märchenliteratur enthalten. Durch geeignete Beispiele beleuchtete der Vortragende dann die Methodik der einzelnen Forschungsgebiete und warnte vor Leichtgläubigkeit und ungenügender Nachprüfung des mündlich gesammelten Stoffs; er forderte strenge Organisation der Sammeltätigkeit, wodurch wirklich brauchbares Neue von schon Bekanntem und stets Wiederholtem gesondert werde. Hierzu aber seien Mittel nötig, und auch in anderer Hinsicht sei die Unterstützung durch die Regierung der Einzelstaaten und des Reiches unerläßlich; um stetige Wiederholungen des schon Aufgezeichneten zu vermeiden, sei es wünschenswert, daß die guten und weite Kreise interessierenden Veröffentlichungen der Sagen, Sitten und Bräuche, Märchen, Lieder für Schulen und Bibliotheken allgemein zur Verfügung gestellt würden, und dadurch würde auch überall Liebe zur Sache geweckt werden. So dankenswert es sei, daß für Beschaffung greifbarer Gegenstände und Abbildungen — vom prähistorischen Steinbeil bis zur modernen Flinte — den Museen und Schulen fast ungezählte Mittel zuflössen, so sei es doch bedauerlich, daß die rein geistigen Äußerungen des Kulturlebens so ganz zu kurz kämen, daß nicht den Bibliotheken, den Lehrern und Schülern ebenso reich die Quellen rein geistigen Lebens flössen, die der Phantasie und der Heimatliebe fruchtbaren Boden schaffen.

Der Vortragende gab dann als Beispiel wissenschaftlicher Darstellung eine kurze Zusammenfassung der wichtigsten Sitten und Bräuche bei der Verlobung und Hochzeit und zeigte, wie aus diesen unter Hinzuziehung älterer Quellen ein Bild der germanischen Einrichtung und Feier des Brautlaufes und der Heimführung gewonnen werden kann.

Alsdann sprach der Redner mit kurzem Worte über die Erforschung von Haus- und Kirchenbau, Dorf- und Stadtanlage und Volkstracht. In wissenschaftlicher Beziehung könne auf diesem letzteren Gebiete wohl mehr geschehen als in praktischer Hinsicht zum Schutze der Volkstrachten, denn von jeher sei das Landvolk der städtischen Mode gefolgt, und das werde sich auch in Zukunft nicht ändern lassen. Eine andere Frage sei es, ob nicht unsere höheren Kreise einmal die Kraft in sich fühlen würden, einen deutschnationalen Willen in ihrer Kleidung auf irgendeine Weise zu betätigen, anstatt sich die Formen ihrer Gewänder von Pariser Kokotten oder englischen Dandies vorschreiben zu lassen.

Zum Schluß wies der Redner auf die hohe Bedeutung der Mundartenpflege und -forschung sowie auf den historischen Wert der Volkskunde hin; auch betonte er die wichtigen sozialen Aufgaben, die fast alle Berufe aufs engste mit der Volkskunde verknüpften: dem Gesetzgeber und Juristen sei es nötig, mit dem Rechtsempfinden des Volkes näher vertraut zu sein; der Arzt würde der heillosen Kurpfuscherei am besten dadurch begegnen, daß er Verständnis für Empfinden und Überlieferungen des Volkes gewinne; der Geistliche werde unsinnigem Aberglauben wirkungsvoller entgegentreten usw.

So hob der Redner den wissenschaftlichen, ästhetischen, sozialen und nationalen Wert der Volkskunde hervor und forderte zu gemeinsamer Arbeit an ihrer Hebung auf.

An diesen Vortrag schloß sich ein glänzendes Festmahl an. Das Hoch auf den Kaiser als den Förderer volkskundlicher Bestrebungen brachte Herr Prof. Dr. Mogk aus. Er verlas hierbei folgende Depesche, die als Antwort auf ein am Vormittage an Seine Majestät übersandtes Huldigungstelegramm eingetroffen war:

„Se. Majestät der Kaiser und König nehmen lebhaftes Interesse an den Bestrebungen deutscher Vereine für Volkskunde, erhoffen von der diesjährigen Tagung fruchtbare Anregung und lassen für den Huldigungsgruß bestens danken.

Auf Allerhöchsten Befehl. Der Geheime Kabinettsrat i. V. v. Berg."

Herr Prof. Roediger dankte allen, die zum Gelingen der Tagung beigetragen hätten, insbesondere den Vertretern der Vereine und dem Herrn Kultusminister, der einen Vertreter entsandt habe; Herr Geh. Oberregierungsrat Schmidt hob in seiner Erwiderung hervor, daß das Ministerium den Bestrebungen des Verbandes aufmerksame Teilnahme zuwende und sie nach Kräften fördern werde, er ermunterte zu weiterem Gedeihn der Arbeit und trat warm für die Wiederbelebung des Volksgesanges ein; Herr Geheimrat Friedel begrüßte den Verband als Vertreter des Oberbürgermeisters der Stadt Berlin, als Direktor des Märkischen Provinzialmuseums und als Vorsitzender der „Brandenburgia", Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg, die dem Verbande bereits am Vormittage eine eigene Festschrift „Beiträge zur Volkskunde" überreicht hatte; Herr Prof. O. Seyffert dankte dem Berliner Ortsausschuß für seine mühevolle Arbeit, Herr Prof. Bolte feierte die Damen, Herr Prof. Erich Schmidt richtete herzliche Dankesworte an die auswärtigen Vertreter, besonders Österreichs und der Schweiz.

Nach der Tafel kam der volkskundliche Charakter des Tages noch einmal zur Geltung. Volkslieder, die von Fräulein Bremer, Herrn Hjalmar Arlberg und Herrn Anton Günther gesungen wurden, Jodler und Heimatlieder des Herrn Joseph Felder und Meister Ganzauges Kasperletheater erregten lebhaften Beifall.

Ein fröhlicher Ball, der die Teilnehmer noch lange beisammen hielt, bildete den Schluß. Voll herzlicher Dankbarkeit sind dann alle, die in der Reichshauptstadt eine so schöne Gastlichkeit genossen, in die gewohnten Geleise des Lebens und der Arbeit heimgekehrt. Eine Heimkehr voll Vertrauens in die künftige Entwickelung des Verbandes!

Möge uns die Stadt, in der einst Karl Weinhold der Volkskunde zu wissenschaftlichem Ansehen verhalf, einen neuen Aufschwung volkskundlicher Forschung bringen, reichen Gewinn für die Wissenschaft und für das gesamte deutsche Volk. O. D.

Der Einfluß der Volkskunde auf die verschiedenen Zweige der Wissenschaft und Kunst.

Ansprache von Professor Dr. Eugen Mogk aus Leipzig.

Hochverehrte Damen und Herren!

Nachdem wir uns diesen Vormittag wissenschaftlich und theoretisch mit der Volkskunde beschäftigt haben, begrüßen wir Sie an diesem Abend, wo

wir nach alter Sitte auch der Praxis ihr Recht einräumen. Wir treten jetzt bald in die Zeit der Kirchweihen, jener alten volkstümlichen Feste unter christlichem Namen, die noch heute vielfach im Volke der Höhepunkt des festlichen Jahres sind. Von ihnen sagt schon Johannes Agricola, der Landsmann und Zeitgenosse Luthers: „Zu den Kirchmessen gehen die Deutschen zusammen und sind fröhlich und guter Dinge; es geschieht aber des Jahres nur einmal; darum ist es löblich und ehrlich, sintemal die Leute dazu geschaffen sind, daß sie freundlich und ehrlich untereinander leben sollen." Wenn wir nun heute unsre Tagung mit einem Mahle, wie es bei den Kirmessen nie fehlen darf, beenden, so handeln auch wir löblich und wandeln in den Bahnen unsrer Vorfahren, zumal wir noch seltner als sie zu solcher Festlichkeit uns zusammenfinden. Doch bevor wir zu dieser leiblichen Nahrung übergehen, gestatten Sie uns noch etwas geistige Vorkost, die Sie mit unsern Zielen bekannt machen und Ihnen zeigen soll, daß das Mägdlein „Volkskunde", das einst hier in Berlin zu frischer Lebenskraft erwacht, schon ein stattliches und vielbegehrtes Fräulein geworden ist.

Noch nicht zwei Jahrzehnte sind verstrichen, als hier in der Zentrale des deutschen Reiches Karl Weinhold das Aschenbrödel deutscher Wissenschaft an die Hand nahm, es ihres Küchengewandes entkleidete und ihm den ihm gebührenden Sitz bereitete. Seitdem ist das frische Mädchen in seiner Schönheit erkannt und ein Liebling vieler geworden, die mit wissenschaftlichem Ernst Liebe zu ihrem Volke verbinden und einen klaren Blick für das praktische Leben haben. Die zahlreichen Vereine für Volkskunde, die in vielen Ländern und Provinzen Deutschlands unter der Leitung wissenschaftlich geschulter Männer entstanden sind, legen hiervon Zeugnis ab. Eine neue Zeit ist hereingebrochen; unser altes Volkstum schwindet immer mehr. Was von ihm noch vorhanden ist, soll — vielleicht in letzter Stunde — gesammelt, wissenschaftlich bearbeitet und für die Gesamtheit nutzbar gemacht werden, damit uns spätere Geschlechter nicht einer Unterlassungssünde zeihen. Hier ist zugleich ein Gebiet geistiger Arbeit, auf dem der Gelehrte gemeinsam mit dem Laien, dem Mann aus dem Volke tätig sein kann und das sich so trefflich eignet, die Kluft sozialer Gegensätze zu überbrücken. Die Volkskunde ist eine Wissenschaft aus dem Leben und für das Leben. Hierüber wird Ihnen mein Kollege Siebs berichten; mir gestatten Sie nur, daß ich in diesem Mittelpunkte geistigen Lebens und der Wissenschaft in wenigen Zügen auf die befruchtende Tätigkeit der Volkskunde hinweise, die sie auf andre Zweige der Wissenschaft und die Kunst ausgeübt hat.

Wer Volkskunde treibt, muß auch Völkerkunde treiben, d. h. er muß sich mit dem ganzen Ideenkreis der Naturvölker beschäftigen. Wer stammheitliche Volkskunde allein treibt, legt sich selbst eine Scheuklappe an, die ihm nie einen klaren Blick in die seelischen Äußerungen seines Volkes gibt. Nur durch die vergleichende Volks- und Völkerkunde werden uns die kulturellen Überreste unsers Volkes aus längst vergangenen Zeiten, aus seiner Kindheit und Jugend, erst verständlich. Durch diese vergleichende Volkskunde sind zahlreiche Wissenschaften in ganz neue Bahnen gelenkt worden. Was hat man früher nicht alles über den altgermanischen Götterglauben gefabelt und gedichtet: erst durch die Volkskunde wird uns allmählich die Religion unsrer Vorfahren klar, erst durch sie wird den Quellen der Wert zugesichert, der ihnen gebührt. Nach Useners treffenden Bemerkungen liegen die Anfänge und der Entwicklungsprozeß des Glaubens und Kultes aller Kulturvölker in einer vorlitera-

rischen Zeit; sie können wir nur entziffern aus den Überlebseln, die die Völker aus ihrer Jugend jahrtausendelang namentlich in Sitte und Brauch erhalten haben. So hat die Religionsgeschichte aller Kulturvölker durch die Volkskunde einen neuen Aufschwung genommen. Ganz besonders ist er in der der klassischen Völker, vor allem der Griechen, zu beobachten. Usener, Erwin Rohde, von den jüngeren besonders der leider zu früh verschiedene Albr. Dieterich haben die griechische Mythologie, haben die antiken Lebensanschauungen mit dem Volkstum der Gegenwart verquickt und so einen frischen Zug in das Studium des klassischen Altertums gebracht und es dem Fluch des Epigonentums entrissen. Unter dem Einflusse der Volkskunde löst sich das, was man einst als Mythologie auffaßte, einerseits in Religionsgeschichte auf, anderseits in Göttersage und Göttermärchen.

Auch an der Heldensage ist die Volkskunde nicht spurlos vorübergegangen. Wohl herrscht noch vielfach die Anschauung, daß die Heldengestalten verblaßte Götter seien, allein die volkskundlichen Forschungen A. Olriks und die völkerpsychologischen Beobachtungen Wundts haben ihr ganz den Boden entzogen. Schon klopft die Volkskunde bei der literarischen Forschung an. Ich meine hier nicht bei der Behandlung des Märchens, der Sage, des Volksliedes; diese Dichtungsarten sind volkskundliche Objekte und sind als solche immer behandelt worden. In seiner Prager Rektoratsrede verlangt Sauer als Vorbedingung aller literargeschichtlichen Forschung gründliches Studium des Volkstums, das jeder Dichter aus seiner Heimat, aus seiner Familie mitgebracht hat; er erhofft hieraus eine Regeneration der Literaturgeschichte. — Und was von der Literaturgeschichte gilt, gilt noch mehr von der Kultur-, von der Staatengeschichte. Hier lehrt uns die Volkskunde den Boden kennen, auf dem allein die individuelle Begabung und Ausbildung auf Erfolg rechnen kann. Denn kein Talent hat Erfolge, wenn seine Ideen nicht Anerkennung, nicht ein Echo in der Seele seines Volkes finden. In Erkenntnis dieser Tatsache hat Lamprecht in Leipzig für sein neubegründetes kulturhistorisches Seminar eine besondere Abteilung für das Studium der Volkskunde geschaffen. Ich erinnere ferner an die Bedeutung, die volkskundliche Tätigkeit für die Sprachwissenschaft, für die Geschichte unsrer Muttersprache hat. Was dieser die Volkssprache, der Dialekt leisten kann, ist schon vor 100 Jahren von Schmeller erkannt. Aber erst in den letzten Jahrzehnten ist man seinem Fingerzeig gefolgt, und unter dem Einflusse der volkskundlichen Bewegung hat man in den verschiedenen Ländern deutscher Zunge begonnen, den dialektischen Wortschatz zu sammeln und in diesen Wörterbüchern zugleich die Zeugnisse volkstümlichen Denkens, Tun und Handelns aufzuschichten. In mustergültiger Weise haben die Schweizer mit ihrem Idiotikon den Anfang gemacht; Elsaß, Schwaben sind nachgefolgt, bei den Siebenbürger Sachsen, in den Rheinlanden, in Sachsen, Thüringen, Schleswig-Holstein ist man rüstig an der Arbeit, an der das ganze Volk teilnehmen soll, und es ist zu hoffen, daß auch die andern Teile unsers Vaterlands, besonders auch die Deutschen in Österreich, noch folgen. Die Arbeit für die Dialektforschung zu konzentrieren und so die Wege zu einem großen deutschen Dialektwörterbuche zu bahnen, das wäre eine Aufgabe des Verbandes der deutschen Akademien, ganz im Sinne ihres Stifters Leibniz. Leider hat unser Volk und unsre Wissenschaft von dieser Seite nicht viel zu hoffen, worauf erst jüngst wieder von berufener Seite hingewiesen worden ist. Hier ist auch die Forderung gestellt worden, daß alle philologische

Arbeit von der Totalität des Volkslebens auszugehen habe und daß der Reformprozeß der Philologie von einer systematischen Ausschöpfung der noch im Volke fließenden Quellen geleitet und gefördert werden müsse.

So erwarten fast alle Gebiete humanistischer Wissenschaft von der Volkskunde Unterstützung und erhoffen durch sie Verjüngung in dem großen Gärungsprozesse unsrer Zeit. In klarer Erkenntnis dieser Tatsache haben außerdeutsche Völker der Volkskunde an ihren Universitäten eine Pflegstätte geschaffen.

Doch der erfrischende Einfluß der Volkskunde geht über das philologisch-historische Gebiet hinaus. Schon beleben Erzeugnisse der Volksdichtung, des Volksglaubens, der Volkskunst, Dialektproben unsre geographischen Hand- und Lehrbücher; Zoologen und Botaniker lassen das Volk erzählen, was es von unsern Pflanzen, von unsern Tieren weiß und wie es ihr Leben und ihre Namen in kindlich-naiver Weise auffaßt.

Selbst die Rechtswissenschaft hat begonnen, zur Volkskunde in die Lehre zu gehen, und die trefflichen Arbeiten von Post, Löwenstimm, Hellwig u. a. zeigen klar, wie fruchtbringend volkskundliche Forschung für die juristische Wissenschaft und Praxis werden kann. Und dasselbe hat die Medizin getan. Welche Rolle die Volksmedizin im Leben aller Völker und zu allen Zeiten gespielt hat, ist ja bekannt. Aber erst in neuerer Zeit hat man sich daran gemacht, diesen Ausfluß der Volksphantasie von wissenschaftlich-medizinischem Standpunkte aus zu betrachten, und hier ist Prof. Magnus, neben dem fleißigen Höfler der beste Kenner der Volksmedizin, zu dem Ergebnis gekommen, das er am Schlusse seines letzten Werkes als die Frucht jahrelangen Forschens niederlegt: „Die Volksmedizin, sagt er, verdient unser Interesse, unsre Teilnahme, sogar unsre Unterstützung. Sie kann unter Bevormundung der Medizin und unter staatlicher Aufsicht ein hochgeschätzter, geradezu unentbehrlicher Teil des Krankendienstes werden."

Zeigt sich in den eben berührten Gebieten der Einfluß volkskundlicher Forschung zunächst in den Werkstätten der Wissenschaft, so greift er bei der Kunst bereits in das öffentliche Leben. Gedanken- und Gefühllosigkeit hat in den verflossenen Jahrzehnten in Stadt und besonders auf dem Lande einen Baustil gezeitigt, bei dessen bloßem Anblick einem kalt wird: gerade, kahle Wände, die Mauern weiß von oben bis unten, ohne allem oder mit ganz verfehltem Schmuck. Der ganze Typus ist jenen Häuschen nachgebildet, die man als Schachtelbudenware für wenige Pfennige kaufen kann. Wie äußerlich, so sind die Häuser auch innen beschaffen: alles viereckig und schön regelmäßig, in der Ecke der moderne eiserne Ofen, kalt in seinem Stil wie der ganze Raum. Das sind Aufenthaltskasernen, aber keine Wohnstätten, in denen man behaglich nach des Tages Last und Mühen ausruhen und wo im Kreise der Familie das Gemüt zu seinem Rechte kommen kann. Wir haben gestern das hübsche Lied von der Ofenbank gehört; in solch öden Räumen ist dies sicher nicht entstanden. Dieser unerfreuliche, gemütlose Baustil hat nicht unwesentlich dazu beigetragen, daß vielenorts das Gemütsleben unsres Volkes vertrocknet ist. Auch die Umgebung der Heimat, der Wald, der Weg am Flusse, auf dem Anger, wo man sich sonst an der Natur erfreute und das Herz in harmlosem Geplauder ausschüttete, ist vielfach den Forderungen unsrer modernen Industrie zum Opfer gefallen. So ist das Volksleben verödet. Gegen diese Verödung ist aus den volkskundlichen Bestrebungen heraus der Heimatsschutz entstanden, der die Pflege heimatlicher Natur, Kunst und

Bauweise auf sein Programm gesetzt hat. Auf dem Gebiete der bildlichen Darstellung, namentlich auf Gefäßen, Möbeln, Schmuckgegenständen ist jetzt „Volkskunst" das Losungswort geworden: man greift zurück auf die schlichten Erzeugnisse, an denen vergangene Geschlechter ihre Freude gehabt haben, und überall kann man die Beobachtung machen, daß diese auch heute noch auf den schlichten wie den gebildeten Mann viel wohltuender wirken, als die Karikaturen moderner Kunstrichtungen. Ich verweise ferner darauf, zu welchem Ansehen in unsern Tagen das schlichte Volkslied gelangt ist. Einst hörte man es nur in Hütten und auf der Straße, jetzt erfreut es in großen Sälen Herz und Gemüt von Tausenden, die scheinbar dem Volkstum entrückt sind, und auch im kaiserlichen Palaste ist es Liebling und Schützling geworden. Durch die Anregung des wackern Pommer in Wien ist es neu erweckt und das Interesse dafür überall hingetragen worden, wo die deutsche Zunge erklingt. Selbst auf unsre Literatur ist die volkskundliche Bewegung nicht ohne Einfluß geblieben: sie hat die deutsche Dorf- und Kleinstadtdichtung zu hoher Entfaltung gebracht und ihr durch die Schöpfungen Ganghofers, Hansjakobs, Roseggers, Sohnreys u. a. Tausende von Freunden zugeführt.

So können wir in der Wissenschaft und Kunst hinblicken, wohin wir wollen: überall hat sich die Volkskunde Eintritt verschafft und eine Gemeinde zu gründen gewußt. Und es sind nicht die schlechtesten der Nation, die ihr huldigen. Aber was für uns das wichtigste ist: wo sie regiert, da schweben Kunst und Wissenschaft nicht in den hohen, kalten Regionen, die für den gewöhnlichen Sterblichen unerklimmbar sind, sondern sie leben im Volk und bleiben mit diesem in stetem Wechselverkehr. Und dadurch gibt die volkskundliche Forschung der Nation mit Zinsen das Kapital zurück, das es von ihr empfangen hat. In diesem Sinne will unser Verband wirken und schaffen, und er erbittet sich dazu Ihre Unterstützung: wir arbeiten zum Wohle des deutschen Volkes, zum Wohle unsrer Mitmenschen.

Über das Volkslied in Österreich und seine vorbereitete Herausgabe.

Vortrag von Professor Dr. Adolf Hauffen aus Prag.

Meine Herren! Ich möchte hier keinen abgerundeten Vortrag über das österreichische Volkslied halten, sondern im Kern nur über ein Unternehmen berichten, welches, wenn alle Ansätze und Wünsche reifen, ein würdiges Denkmal des Volksliedes in Österreich werden soll. Aus mehr als einem Grunde beschränke ich mich hier nur auf das deutsche Volkslied in Österreich.

Gibt es nun ein deutsch-österreichisches Volkslied, das an gemeinsamen hervorstechenden, typischen Eigenschaften erkennbar, sich vom Volkslied in Deutschland und in der Schweiz als eine besondere Erscheinung abhöbe? Diese Frage muß, so allgemein gehalten, verneint werden. Denn in den verschiedenen Ländern und Gauen Österreichs gibt es deutsche Stämme, die voneinander in der Mundart und im Wesen zu verschieden sind, um die gleichen Volkslieder zu schaffen. Außerdem sind die Hügelländer des Westens und Nordwestens, sowie die Umgebungen größerer Städte mit dem deutschen Reich durch hundert Fäden so innig verbunden, daß sie auch am allgemein deutschen Liederschatz innigen Anteil haben. Andererseits aber gibt

es in Österreich wieder Landschaften, die durch hohe Gebirgszüge, durch fremde Volksstämme vom Reiche und auch von ihrem Volkstum in Österreich getrennt sind, deren Lieder darum in Stoff und Form, in den Singweisen ein ganz eigenartiges Gepräge zeigen, ohne daß die gemeinsamen Fäden abgerissen würden.

Eine Darstellung der besonderen Art des deutschen Volksliedes in Österreich müßte also einzelne Ländergruppen und Landesteile ins Auge fassen: die Alpenländer, die Sudetenländer, Sprachinseln usw. Hier blühen die Lieder wie Feld-, Wiesen-, Wald- und Alpenblumen in vielgestaltigen Formen und Farben und zeigen doch in einzelnen abgeschlossenen Gebieten eine bodenständige Flora. Ich kann hier bei der Betrachtung dieser Volksdichtung nicht verweilen und weise nur auf meine ausführliche Charakteristik des deutschen Volksliedes in Österreich-Ungarn hin, die vor 14 Jahren in der „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde" an der Spitze des vierten Bandes erschienen ist.

Nur weniges möchte ich aus dieser Studie herausgreifen. In ganz Deutsch-Österreich werden Lieder in der Mundart gesungen. Von zwei Gesichtspunkten aus, von der geographischen Lage und den Verkehrsverhältnissen einerseits, vom Stoff und der Art der Lieder andererseits, kann man den Gebrauch der Mundarten beobachten. Danach sind die Lieder im südlichen Österreich, in den Alpenländern, auch im Böhmerwald, der volkskundlich dazugehört, in der Sprachinsel Gottschee — alles gebirgige und waldreiche Gegenden — zum großen Teil in der heimischen Mundart gehalten, vielfach noch in ganz urwüchsiger Form. Im nördlichen Niederösterreich, namentlich in der Umgebung von Wien, in Mähren (mit Ausnahme des abgeschlossenen Kuhländchens), in Schlesien, in Deutschböhmen, also in Ebenen und Hügelländern mit stärkerem Verkehr als in den anderen Gebieten Österreichs, ist der Liederschatz ungefähr zu zwei Dritteilen schriftdeutsch, zu einem Drittel mundartlich. Und zwar sind schriftdeutsch die Balladen und erzählenden Lieder höheren Stils, mit Rittern und Edelfräulein, Schlössern und Burgen, auch die geschichtlichen Lieder, welche alle nicht an bestimmte Landschaften gebunden sind, welche überall Spannung, Mitleid, Bewunderung erwecken, welche früh von wandernden Handwerksburschen, Reitern, Landsknechten, Studenten, Hausierern von Land zu Land getragen, auf Flugblättern und in Sammlungen gedruckt, von Tonsetzern in der Singweise umgearbeitet worden sind und so auch ihre ursprünglich mundartliche Färbung abgestreift haben. Ähnlich verhält es sich mit den meist von Geistlichen verfaßten kirchlichen Liedern, mit den feierlichen Chorgesängen von Bergleuten, Soldaten und Zünften. Diese Art Lieder werden auch in abgelegenen Ländern, also auch in den Alpen, wenigstens im letzten Jahrhundert, zumeist schriftdeutsch gesungen. Dieser feierlichen Volksdichtung steht eine weit größere Schar von schlichten, auch meist kürzeren Liedern gegenüber, mit Stoffen, die aus dem gewöhnlichen Leben des Alltags, aus örtlichen Ereignissen und Zuständen, auch mit deutlich landschaftlicher Färbung erwachsen sind. Alle mit einer packenden, anschaulichen, witzigen, auch derben Darstellung versehen, alle von Leuten aus dem Volke und darum in der Mundart verfaßt. Besonders beliebt sind darunter die Vierzeiler, die in der österreichischen Alpenwelt heimisch und ungemein reichlich vertreten sind, aber auch anderwärts nicht fehlen. Alle diese Lieder werden auch in den Sudetenländern, wie überhaupt in Mittel-

deutschland, in der Mundart gesungen. Besonders die Reime und Spielverse der Kinder, welche ja überall auf deutschem Boden — die Großstädte nicht ausgenommen — die Schriftsprache erst in der Schule lernen. Freilich bringen in jüngerer Zeit durch heimkehrende Burschen, die beim Militär, und durch Mädchen, die in Großstädten gedient haben, immer mehr schriftdeutsche Lieder auch in abgelegene Gegenden ein, wie in den Böhmerwald, in die Sprachinsel Gottschee und zu den Siebenbürger Sachsen. Diese Lieder werden dort zuweilen in die Mundart umgesetzt. Doch auch der umgekehrte Weg wird eingeschlagen, so daß mundartliche Lieder in Städten ins Schriftdeutsche umgesetzt werden. Da dies nicht immer vollständig durchgeführt wird, so zeigen viele Lieder von Schleswig-Holstein bis nach Kärnten und Siebenbürgen ein Gemisch von Schriftsprache und Dialekt. Man kann auch beobachten, daß z. B. Egerländer Lieder ins Erzgebirge dringen und in die dortige Mundart umgesetzt werden. Absichtliche Verwendung von Mundart und Schriftsprache in einem Liede findet nur bei Gesprächsliedern statt, z. B. in der in Tirol und in der Steiermark viel gesungenen „Beichte der Sennerin".

Was ist nun in Österreich geschehen, um den großen und wertvollen Liederschatz herauszugeben? Ich möchte Sie nicht mit einer langen Liste von Namen und Titeln langweilen, nur auf das Wichtigste muß hier hingewiesen werden. Jedes ganz deutsche oder zum Teil deutsche Kronland in Österreich hat bereits eine oder auch mehrere Sammlungen gezeitigt. Für Niederösterreich besteht nur eine kleine, hauptsächlich aus dem Wienerwald geschöpfte Sammlung von Tschischka und Schottky (1819, 2. Aufl. 1844, Neuausgabe 1906 von Friedrich Krauß, der aber übersehen hat, daß die erste Auflage 43 Lieder enthält, die in die zweite nicht aufgenommen worden sind; außerdem „Kinderlieder" von Blümml-Wurth (1906). In Oberösterreich haben wir die Sammlung von Anton von Spaun (mit Singweisen, 1845, 3. Aufl. 1882); in Salzburg die von Vinzenz Maria Süß (1865); in Tirol, abgesehen von älteren, zum Teil unverläßlichen Ausgaben, eine jüngere, ungemein wertvolle, durch „Nachlesen" bis heute ergänzte Sammlung von F. F. Kohl (1899 ff.). In Steiermark ist die letzte Sammlung welche auf den handschriftlichen Liederbeständen des Erzherzogs Johann, sowie auf Vorarbeiten von Weinhold und Rosegger fußt, von Anton Schlossar (1881) herausgegeben worden. Hervorzuheben sind auch A. Werles Almlieder (1884). Kärnten besitzt eine ältere Sammlung von Pogatschnig und Herrmann (1869 f.) und eine neue mit Singweisen von Hans Neckheim (1893); Österreich-Schlesien eine von Anton Peter (1865); Mähren nur eine Sammlung, und zwar die älteste landschaftliche Sammlung von Volksliedern überhaupt, J. G. Meinerts „Lieder aus dem Kuhländchen" (1817). In Deutschböhmen haben wir drei kleinere landschaftlich begrenzte Sammlungen von A. Paudler „Nordböhmische Volkslieder" (1877), von A. Kirschner „Gesänge aus dem Aussiger Gau" (1887) und von John und Czerny „Egerländer Lieder" (1898/1901) und eine das ganze Land umfassende, sehr reichhaltige Sammlung von Hruschka und Toischer (1891). Für Innerösterreich die „Almer" von J. G. Seidl (1850), für die Alpen überhaupt die „Schnaderhüpfel" von L. von Hörmann (1881). Für ganz Deutsch-Österreich sind die großen Verdienste zu rühmen, die sich Regierungsrat Dr. Josef Pommer um unsere gute Sache erworben hat: durch zahlreiche Ausgaben von Volksliedern mit Singweisen, namentlich

durch seine „444 Jodler und Juchezer“ (2. Aufl. 1906), durch seine Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“ und durch die 1889 erfolgte Begründung des deutschen Volksgesangsvereins in Wien. Seinem Beispiel folgten die Vereine in Bozen, Brünn, Graz, Liesing, Wien (Volksliedverein), und im deutschen Reich Benrath, Gera und Neuruppin, die alle zur Pflege des lebenden Volksliedes gegründet worden sind.

Man sollte nach dem Vorgeführten meinen, es wäre genügende Arbeit geleistet worden, doch ist das nicht der Fall. Die älteren genannten Sammlungen haben in der Regel keine oder nur wenige Singweisen, sie zeigen ferner unbeabsichtigte oder willkürliche Änderungen, ja bewußte Fälschungen. Auch die Mundart ist unzulänglich oder geradezu falsch wiedergegeben. So hat noch bei einer vor kurzem erschienenen Sammlung Krauß und Blümmls, „Ausseer und Ischler Schnaderhüpfler“, Pommer arge Schnitzer nachgewiesen. Ferner sind manche der älteren Sammlungen auch antiquarisch nicht mehr zu beschaffen. Zahllose wertvolle Lieder sind verstreut in landschaftlichen Zeitschriften, Heimatkunden, Jahrbüchern und Zeitungen, deren ältere Jahrgänge nur wenigen oder überhaupt nicht zugänglich sind. Abgesehen von diesem gedruckten Bestand, der also einer einheitlichen Verarbeitung und Herausgabe dringend bedarf, ist noch ein großer Schatz unbekannter Lieder zu heben, teils aus noch unbenützten Handschriften, teils aus dem Volksmund. So besitzt z. B. das Museum in Salzburg eine umfängliche Liedersammlung aus dem Nachlaß von Süß und der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen mehrere alte handschriftliche Liederbücher vom 18. Jahrhundert herauf mit Singweisen. Allerorten werden auch in älteren bäuerlichen und bürgerlichen Familien wertvolle alte handschriftliche Liederbücher mit Singweisen und Begleitung von Zither, Gitarre oder Klavier aufbewahrt, aber als pietätvoll gehüteter Familienbesitz auch gegen größere Summen nicht hergegeben, so daß man sich der Mühe oder Kosten einer Abschrift unterziehen muß.

Mit dem Aussterben des lebenden Volksliedes hat es in Österreich noch seine guten Wege. Freilich nur in Hochtälern, Waldbergen und Gegenden mit reiner Feldwirtschaft. „Vor dem Qualm der Fabriken verschwinden die Volkslieder, wie einst die Elfen vor dem Schall der Glocken.“ (Böckel.) Seitdem in Deutschland Volkslieder gesammelt und aufgezeichnet werden, — und das ist bald 150 Jahre her — ertönt immer wieder die Klage, das Volkslied sterbe aus, man könne es nur mehr von einigen alten Frauen hören, es sei die höchste Zeit, die vorhandenen Reste durch Schrift und Druck festzuhalten und vor dem Untergang zu retten. Aber seit Herders Bemühungen, der auch das Wort Volkslied geprägt hat, seit Arnims und Brentanos Sammlungen wurden in allen deutschen Landschaften Tausende und aber Tausende von Volksliedern gefunden. Und je später, um so tiefer wurde geschürft und um so reicheres Edelmetall zutage gefördert. Goethe hat im Sommer 1771 für Herder „auf seinen Streifereien im Elsaß aus den Kehlen der ältesten Mütterchen“ ein Dutzend Balladen „aufgehascht“. Kurt Mündel, der ein Jahrhundert später elsässische Volkslieder sammelte, teilt nach strenger Auswahl unter seinen Funden 256 Stücke mit. Zwei Beispiele aus meinen eigenen Erfahrungen: Aus der Sprachinsel Gottschee hat Schröer in seinem Wörterbuch dieser Mundart (1876) 30 Lieder veröffentlicht. Man hatte damals den Eindruck, es wäre alles. In meinem Buch über diese Sprachinsel (1895) habe ich 150 durchwegs mundartliche

Volkslieder herausgegeben. Und nun teilt mir Prof. Tschinkel, der Leiter des Gottscheer Ausschusses mit, daß die mit Hilfe der Lehrer J. Pertz und W. Tschinkel ziemlich abgeschlossene Aufsammlung für das neue Unternehmen 800 Lieder enthalte. Ferner die 1891 erschienene Sammlung „Deutsche Volkslieder aus Böhmen" bringt — abgesehen von den Vierzeilern und Kinderreimen — ein halbes Tausend Volkslieder, welche nach der ausdrücklichen Erklärung der Herausgeber „damals noch vom Volke gesungen wurden oder noch bis in die neueste Zeit bekannt waren". Und wir haben für das neue Unternehmen ungefähr 10000 Lieder und einige tausend Melodien beisammen.

Und daß Volkslieder noch immer von neuem entstehen, beweist Pommer für die Steiermark und Jungbauer für den Böhmerwald; und zwar längere erzählende und geschichtliche Lieder. Denn Vierzeiler werden in den Alpen jeden Sonn- und Feiertag beim Tanzen, Trinken, Liebeln und Hänseln nur so aus den Ärmeln geschüttelt.

Und was bisher in Österreich noch nicht besteht, das soll bei dem neuen Unternehmen mit allem Eifer angestrebt werden: eine für alle Kronländer und Nationen Österreichs nach einheitlichen Grundsätzen mit größter Sorgfalt durchzuführende Ausgabe, die ein abgerundetes, möglichst erschöpfendes Gesamtbild von der Fülle der älteren und der noch lebenden Volksdichtung in Österreich wiedergeben soll. Die Vorgeschichte, die bisherigen Ergebnisse und die noch erforderlichen Aufgaben dieses neuen Unternehmens möchte ich jetzt vorführen.

* * *

Im Jahre 1902 hat die Wiener Musikverlags-Gesellschaft Universal-Edition den Plan gefaßt, eine Ausgabe von Volksliedern aus ganz Österreich in einzelnen Heften zu veröffentlichen, woraus dann ein Sammelwerk mit Liedern in den verschiedenen österreichischen Sprachen erwachsen sollte. Der damalige Minister für Kultus und Unterricht, Wilhelm Ritter von Hartel, hat in einem Erlaß die Behörden aufgefordert, namentlich die Schulleitungen, Musikanstalten und Vereine zum Sammeln von Liedern und Melodien zu veranlassen. Die ganze Sache aber kam nicht recht in Fluß. Beiträge liefen spärlich ein und blieben schließlich ganz aus. Pommer hat nun in seiner Zeitschrift gezeigt, wie unklar man sich über die Ziele war, und durch eine ausführliche Eingabe ans Ministerium diese Angelegenheit in den richtigen Weg geleitet. Daraufhin hat der Minister am 22. November 1904 mehrere Fachleute zu einer Sitzung nach Wien berufen, wo nach längeren Beratungen beschlossen wurde, eine auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende mehrbändige Gesamtausgabe unter dem Titel „Das Volkslied in Österreich" vorzubereiten. Ungarn blieb aus staatsrechtlichen Gründen beiseite. In dieser Sitzung wurde auch ein engerer Ausschuß gewählt, der nach Pommers Entwurf die Grundzüge für die Sammlung ausarbeitete. In der zweiten Sitzung des Hauptausschusses am 10. April 1905 wurden diese Grundzüge durchberaten, sowie die Arbeitsausschüsse und deren Vorsitzende für die einzelnen Kronländer und Nationen bestellt, und zwar in der Weise, daß für Böhmen ein deutscher und ein tschechischer Ausschuß, ebenso für Mähren und Schlesien zusammen, für die deutschen Alpenländer und für die Polen, Ruthenen, Kroaten, Slowenen, Rumänen, Italiener und Ladiner je ein Ausschuß gebildet wurde. Bis zum

Sommer 1906 haben alle Ausschüsse die Sammeltätigkeit eingeleitet. Die Regierung hat für dieses ganze Unternehmen ungefähr 20000 Kronen fürs Jahr bewilligt.

Auf Grund des schon erwähnten Entwurfes hat Pommer eine ausgezeichnete „Anleitung zur Sammlung und Aufzeichnung von Volksliedern" fertiggestellt. Hier wird zunächst der Gegenstand der Aufsammlung genau bestimmt: Weltliche und geistliche Volkslieder, Balladen und Liebeslieder, Vierzeiler, Arbeitslieder, Lieder zu Bräuchen und Volksschauspielen, Tänze, Rufe, Jodler und Juchezer; alles mit den Singweisen. Auch Sprüche, Scherzpredigten und Sprichwörter. Kurz zusammengefaßt: „Zu sammeln ist alles und jedes, was das Volk an Volksdichtung und Volksmusik noch besitzt und einstens besaß." Ferner finden wir hier eine kurze Darlegung der Begriffe Volkslied und volkstümliches Lied mit Beispielen; genaue Anweisungen für die Aufzeichnung der Singweisen und Belehrungen über Rhythmus, Tonart, Begleitung, ferner über Sammlung handschriftlicher und gedruckter Liederbücher und Flugblätter. Dem letzten Abschnitt „Wie macht man das Volk mitteilsam?" folgt ein Fragebogen mit 22 knapp gehaltenen Fragen.

Diese allgemeine Anleitung wurde dann von den übrigen deutschen Ausschüssen, den Rumänen in der Bukowina und den Ladinern in Tirol je nach den gegebenen Verhältnissen unwesentlich abgeändert. Die Arbeitsausschüsse der anderen Nationen haben auf Grund des ersten Entwurfs selbständige Anleitungen verfaßt. Der Leiter des slowenischen Ausschusses hat sogar einen Fragebogen von vielen tausend Fragen dem Unterrichtsministerium zur Drucklegung unterbreitet.

Von den bisherigen Ergebnissen der übrigen deutschen Arbeitsausschüsse kann ich nur weniges mitteilen, nämlich das, was ich den Angaben, die in Pommers Zeitschrift erschienen sind, entnehme. Der Vorsitzende des Ausschusses für Niederösterreich, Karl Kronfuß, hat in einem Vortrag (Februar 1908) mit Recht betont, daß man nur von einem tirolischen, steirischen, kärntnischen Volkslied spreche, doch nie von einem niederösterreichischen, als ob dieses Land nichts zu bieten hätte. Er weist nun auf Grund der neuesten Sammelergebnisse, worunter sich auch über hundert Tänze befinden, an vielen Beispielen nach, daß das niederösterreichische Volkslied an Reichhaltigkeit den Alpenländern nicht nachstehe, sondern sie an Mannigfaltigkeit übertreffe, und ferner, daß die Harmonisierung der Volksweisen besonders eigenartig sei. In Tirol haben einzelne Sammler ungemein viele Volkslieder zusammengebracht: so Adjunkt L. Pirkl 1250, Prof. N. Neßler 1200, Kurat J. Bacher 500 Lieder — fast alle mit den Melodien —, ferner der Chormeister E. Lucerna über 100 Tänze. Nach dem bisherigen Ergebnis von 4000 Volksliedern schätzt der Vorsitzende Prof. J. Wackernell den gesamten Liederbestand auf 20000 Stück. Er rühmt in seinem Bericht die fleißige Mitarbeit seiner Studenten (Germanisten) und wundert sich, daß gegen alle Erwartung die Volksschullehrer dort wenig leisten. In Steiermark und Kärnten haben sich eine große Zahl von Sammlern zur Verfügung gestellt. In der Steiermark wurden bis zum Herbst 1907 gegen 1300 Lieder, darunter 130 geistliche, 330 weltliche erzählende Lieder mit 150 Singweisen, gegen 600 Schnaderhüpfel, 2 Volksschauspiele, viele Reimsprüche, über 20 Jodler und 100 Tänze — ungerechnet die von Pommer schon in früheren Jahren und kürzlich gesammelten Weisen — gezählt. In Kärnten haben zwei Sammler besonders viel zustande gebracht: Bürgerschuldirektor

B. Schüttelkopf und Fachlehrer Liebleitner, der erstere im südlichen Kärnten ungefähr 1000 Lieder, der letztere in Mittelkärnten 250 Lieder, 20 Jodler und 50 Vierzeiler, fast alle mit den Melodien. Im ganzen sind hier zusammengekommen 500 Lieder, 4 Volksschauspiele und 17 handschriftliche Liederbücher, darunter mehrere geistlichen Inhalts. In dem für Oberösterreich und Salzburg gemeinsamen Arbeitsausschuß haben der Komponist J. Reiter und die Lehrer J. Welser und M. Zauner die Sammeltätigkeit in die Hand genommen. In Mähren-Schlesien haben sich der Vorsitzende Musiklehrer J. Götz und die übrigen fünf Ausschußmitglieder je ein abgegrenztes Sammelgebiet ausgewählt. Bis Ende 1907 sind in beiden Ländern 900 Lieder, 1200 Vierzeiler, 500 Sprüche, 150 Tänze, 30 Kinderspiele und 12 Volksschauspiele zusammengekommen. Außerdem sollen die längst vergriffenen Sammlungen von Meinert und Peter neu gedruckt werden.

Ausführlicher kann ich natürlich über unsern Ausschuß für das deutsche Volkslied in Böhmen berichten. Ich bin zum Vorsitzenden, zum Leiter der Sammeltätigkeit, zum Herausgeber der Texte und zum Verfasser der Einleitung und der Anmerkungen bestellt worden, Prof. Dr. Heinrich Rietsch, der Vertreter der Musikwissenschaft an unserer Universität, der vor einigen Jahren das schöne Buch „Die deutsche Liedweise“ veröffentlicht hat, zum Redaktor der Singweisen. Prof. Dr. Hans Tschinkel übernimmt die Überprüfung der Schreibung der mundartlichen Lieder. Als tüchtigen Phonetiker hat er sich durch sein vor kurzem erschienenes Buch „Die Grammatik der Gottscheer Mundart“ bewährt. Zum Regierungsvertreter ist Statthaltereisekretär Rudolf Freiherr Procházka, der sich als Komponist und Musikschriftsteller einen guten Namen erworben hat, ernannt worden.

Die Sammeltätigkeit geht in Deutschböhmen etwas anders vor sich als in den übrigen Kronländern, und zwar aus folgendem Grunde: Im Auftrag der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen, die ich hier vertrete, habe ich in den Jahren 1894 bis 1900 in ganz Deutsch-Böhmen mit Hilfe von ungefähr 200 Lehrern sämtliche Gebiete der Volksüberlieferungen gesammelt. Die Ergebnisse, darunter Tausende von Liedern und Singweisen und viele, zum Teil sehr alte handschriftliche Liederbücher sind im Volkskunde-Archiv der genannten Gesellschaft aufbewahrt. Diesen wertvollen Bestand hat die Gesellschaft dem Unternehmen des Unterrichtsministeriums unter der Bedingung überlassen, daß die wissenschaftlichen Ergebnisse der Bearbeitung des eingelaufenen Materials in den „Beiträgen zur deutschböhmischen Volkskunde“ von mir veröffentlicht werden sollen. Aus diesem Grunde hat auch das Ministerium unseren Arbeitsausschuß nicht zu einer allgemeinen Sammeltätigkeit verpflichtet, wie anderwärts, sondern nur zu einer ergänzenden. In diesem Sinne sind wir auch vorgegangen.

Unser Ausschuß mußte ferner einen Abschnitt der schon besprochenen Anleitung Pommers durch einen neuen ersetzen, den über die Schreibung der baierisch-österreichischen Mundart. Die Ausschüsse in den deutschen Alpenländern konnten ihn ungeändert übernehmen. Bei uns war das nicht möglich, weil das deutsche Volk in Böhmen — gegenwärtig zweieinhalb Millionen — verschiedenen Stämmen und Mundarten angehört. Trotz der Mannigfaltigkeit der von Ort zu Ort sich allmählich verändernden Mundarten, kann man doch im ganzen vier große Gruppen unterscheiden, welche verschiedenen deutschen Stämmen angehören, die nicht nur in

Deutschböhmen angesiedelt sind, sondern jenseits der Landesgrenzen, also in Nieder- und Oberösterreich, sowie jenseits der Reichsgrenze in Baiern, Sachsen und Schlesien. Neben der baierisch-österreichischen Mundart im südwestlichen Böhmen mußten noch berücksichtigt werden die oberpfälzische oder nordgauische Mundart in Westböhmen (Egerland und Umkreis), die obersächsische oder sogenannte „nordböhmische“ Mundart im westlichen und mittleren Teile Nordböhmens (Erzgebirge und dem Vorlande bis zur Elbe) und endlich die schlesische Mundart im östlichen Böhmen. Dieser Abschnitt bringt in unserer Fassung eine genau durchgeführte Anleitung zur Schreibung der Laute. Da die geplante Liederausgabe für weitere Schichten berechnet ist, konnte die Schreibung nicht streng phonetisch sein; doch ist sie so gehalten, daß die verschiedenen Färbungen der mundartlichen Aussprache aus den verschiedenen Gebieten Böhmens entsprechend wiedergegeben werden.

Wie überall industriereiche, im lebhaften Verkehr liegende Gegenden arm an Volksliedern sind, so ist auch in Nordböhmen, in den großen Kohlengebieten von Dux, Brüx, Teplitz und östlich der Elbe, in den an Fabriksunternehmen so reichen Gegenden, wo auch aus Mangel heimischer Arbeitskräfte Massen von tschechischen Arbeitern eingeschleppt werden, der lebendige Liederquell vollständig versiegt. Aus diesen Gebieten haben wir so gut wie nichts eingeheimst. Eine erfreuliche Fülle von Liedern aber spenden noch Gegenden, wo die Feldwirtschaft die Leute ernährt; erstaunlich reich sind die Waldgebiete. So haben wir gleich als erste Ausbeute, Anfang 1907, unserem tüchtigsten Sammler Gustav Jungbauer, aus allen Teilen des Böhmerwaldes 500 erzählende Lieder, darunter 200 mundartliche und 200 Singweisen, ferner — alles in der Mundart — 800 Vierzeiler, 300 Kinderreime, Lieder zu bestimmten Bräuchen, 40 Tänze, 400 Reimsprüche, außerdem 9 handschriftliche Liederbücher und 16 handschriftliche Volksschauspiele zu verdanken. Jungbauer war auch im verflossenen Sommer in der von Niederösterreich hereinragenden Sprachzunge Neubistritz und hat im Dorfe Artholz an einem Nachmittag mehr zustande gebracht, als andere Sammler in Monaten. Nicht so reichhaltige, aber doch erfreuliche Sammelergebnisse sind aus dem Erzgebirge und aus Westböhmen eingelaufen, so aus der Umgebung von Schmiedeberg unter anderen 40 schriftdeutsche und 47 mundartliche erzählende Lieder, ein Weihnachts-, ein Dreikönigs-, ein Sommer- und Winterspiel und zahlreiche Singweisen, aus dem Bezirke Mies unter anderem 20 schriftdeutsche Volksballaden, 5 längere mundartliche Lieder und mehrere Tanzlieder mit wechselndem Rhythmus. Das sind nur Beispiele.

Die Art und Durchführung der Sammeltätigkeit weicht zum Teil bei uns auch von der in den übrigen Kronländern ab. Bei den anderen Ausschüssen sammeln Leiter und Mitglieder selbst. Pommer ist in einer besonders glücklichen Lage, weil er seine heimische steierische Mundart völlig beherrscht und in ausgezeichneter Weise auch die schwierigsten Melodien, so mehrstimmige Jodler, nach dem Gehör aufzeichnen kann. Er steigt in die Berge, lauscht in den Alpenhütten dem Gesang der Senner und Sennerinnen, trinkt, singt und plaudert in den Dorfwirtsstuben mit Holzknechten, Jägern, Bauerndirnen und Burschen und macht da große Ausbeute. In seiner, jedem Sammler sehr empfehlenswerten frisch geschriebenen Schrift: „Über das älplerische Volkslied und wie man es findet“ (2. Auflage, Wien 1908) gibt er aus seinen vieljährigen Erfahrungen lehrreiche Beispiele, wie man das Mißtrauen und

die Befangenheit der Älpler überwinden kann. Geldspenden, meint er, führen zu keinem Ziel, das Auftischen von Freibier und Wein dürfe nur mit Maß angewendet werden. Und nun zeigt er, wie man die Leute in eine gemütliche, heitere und darum gesprächige und auch sanglustige Stimmung versetzen kann. Auch Prof. Dr. Lessiak, der Leiter des kärntnischen Ausschusses, hat selbst in den verschiedensten Tälern seines Heimatslandes über 500 Lieder aufgezeichnet. Mitglieder einzelner Ausschüsse sind auch tüchtige Volksliedsänger. Außer Pommer noch Kronfuß und Götz, im Tiroler Ausschuß Lucerna und Kohl, in Kärnten K. Liebleitner, in Oberösterreich J. Kränzl.

Das ist bei uns leider nicht der Fall. Bei der bunten Vielgestaltigkeit der Mundarten in Deutschböhmen wäre auch niemand in der Lage, mit den Landleuten der verschiedenen Gaue in ihrer Mundart zu verkehren. Ich beherrsche diese nur soweit theoretisch, daß ich (mir schriftlich vorliegende) Dialektlieder verstehe. Von Anfang an haben wir darum den Grundsatz gehabt, für einzelne abgerundete Stammesgebiete je einen Leiter der Sammeltätigkeit auszuwählen. Am besten bewährt haben sich bisher reifere Studenten, Germanisten, die also fachmännisch vorgebildet sind, die in dem betreffenden Gebiet geboren und aufgewachsen und darum mit der Mundart, sowie mit den örtlichen und persönlichen Verhältnissen der Heimat völlig vertraut sind. Manche haben selbst tüchtige musikalische Kenntnisse; andere bedienen sich zur Aufzeichnung der Singweisen heimischer Berufsmusiker. Da diese Studenten auch meine Hörer sind, so hatte und habe ich Gelegenheit, ihre Eignung zu dieser schwierigen, aber dankbaren Aufgabe kennen zu lernen. Und da sie mir die Ergebnisse persönlich bringen, so bleibe ich mit ihnen in ständigem, gegenseitig anregendem Verkehr. Das ist freilich, wird man meinen, etwas gar zu bequem. Aber ich habe weder in der früheren, noch in der gegenwärtigen Leitung der Sammeltätigkeit die kleine Mühe gescheut, in verschiedene Gebiete zu reisen und mich mit den Gewährsleuten mündlich in Verbindung zu setzen. So war ich im Herbst 1907 in Mies und im Egerland, im verflossenen September im östlichen Böhmen, im Isergebirge, im Braunauer Ländchen und im Adlergebirge. Hier habe ich hauptsächlich den Zweck verfolgt, zu den zahlreichen wertvollen Texten, die wir aus früherer Zeit unserm Mitglied Anton Kahler, Beamten des deutschen Landeskulturrats, und dem gegenwärtig in Innsbruck wirkenden Prof. Dr. J. Hoffmann verdanken, die noch fehlenden Singweisen zu erlangen. Ich habe hier hauptsächlich mit musikkundigen Lehrern, Kapellmeistern und Regens-Chori verkehrt und überall die Zusage baldiger Erfüllung meiner Wünsche erhalten. Tatsächlich sind inzwischen schon ungefähr 100 Singweisen eingetroffen. Da wir die Schönhengster und die Iglauer Sprachinsel, deren in Böhmen liegende Teile volkskundlich zu Mähren gehören, mit Zustimmung des Ministeriums dem Ausschuß für Mähren und Schlesien abgetreten haben, so ist also der Kreis um ganz Deutschböhmen geschlossen und die Einleitung der Sammeltätigkeit durchgeführt. Wir hoffen in den nächsten zwei Jahren noch viel einzuheimsen, aber der Grundstock ist bereits ungemein stattlich.

Wie soll nun diese Stoffmasse gesichtet, bearbeitet und herausgegeben werden? Hier harren des Ausschusses noch schwere Aufgaben. Die erste Vorarbeit, womit wir im nächsten Jahr beginnen wollen, ist — um eine Übersicht zu gewinnen — eine Inventarisierung des Bestandes der uns handschriftlich vorliegenden Lieder und Liederbücher, sowohl unseres Ausschusses, wie der Gesellschaft, des Vereins für Geschichte und anderer Archive, ferner

der Lieder in deutschböhmischen Zeitschriften, Heimatskunden usw. Wir werden diese Inventarisierung nach den Bestimmungen der vom Verbande eingesetzten Volksliedkommission durchführen, wie es wahrscheinlich auch die andern deutschen Arbeitsausschüsse tun werden.

Bei dieser wichtigen Vorarbeit werden wir schon die Spreu von den Körnern scheiden können und nur das auswählen, was sich für die geplante Ausgabe eignet. Hier ergeben sich wieder neue Schwierigkeiten. Nur einiges möchte ich herausgreifen. So die erotischen Lieder, oder sagen wir gut deutsch die unzüchtigen Lieder. Dem schlichten Volke ist Lüsternheit völlig fremd. Aber das Volk betrachtet mit Recht das Geschlechtliche als etwas Natürliches, da es durchaus nicht von der Zimperlichkeit der überbildeten Städter angekränkelt ist. Das Gesundderbe auch auf dem geschlechtlichen Gebiete gehört zur Eigenart der unteren Schichten und kommt in vielen Liedern, besonders in den Schnaderhüpfeln und in den Fenstersprücheln kräftig zum Ausdruck. Nicht nur in den Alpen, sondern auch in den Sudetenländern gibt es Tausende solcher „Wildlinge"; doch immer ist hier nicht das Unzüchtige die Hauptsache, sondern der Witz. Wir werden natürlich auch manches davon aufnehmen, soweit es wirklich Volkslieder sind und der Eigenart des betreffenden Stammes entsprechen. Das Ärgste werden wir in die Anmerkungen verweisen. Doch wollen wir nicht so vorgehen, wie Blümml, der wegen seiner fleißigen Erforschung unseres Volksliedes Anerkennung verdient, bei seiner Sammlung „Erotischer Volkslieder aus Deutsch-Österreich" (1905) vorgegangen ist. Er bringt hier neben Proben naiver Sinnlichkeit in Liedern aus dem Landvolke, was ja ganz in Ordnung ist, auch niemals gesungene „Erzeugnisse städtischer Bordelle, von denen man sich", wie Bolte mit Recht gerügt hat, „mit Ekel abwendet".

Ferner: zahlreiche Lieder, nicht nur ältere balladenartige Lieder, die über ganz Deutschland verbreitet sind, sondern auch Vierzeiler und kurze Liebeslieder sind in den meisten Ländern Österreichs üblich. Welches Land soll also diese überall gemeinsamen Lieder herausgeben? Nur bei sehr wenigen Stücken ist der Entstehungsort zu erschließen; örtliche Anspielungen sind gar selten und können auch später eingefügt worden sein. Die mundartliche Färbung ist nicht immer für die Heimat entscheidend, denn häufig werden solche Lieder, welche in anderen Landschaften Aufnahme finden, in die dort übliche Mundart übertragen. Mehrfacher Abdruck ganz gleicher Lieder in verschiedenen Ausgaben wäre mißlich. Doch soll andererseits wieder ein Land, in dem nachweislich ein Lied seit langer Zeit heimisch ist, als heimisch betrachtet und viel gesungen wird, zugunsten eines andern Landes, das vielleicht die gleichen Anrechte darauf hat, ausgeschieden werden? Über diese Fragen und über die Art der Anordnung im einzelnen wird noch eine Beratung der Vorsitzenden und Musikfachmänner aller Ausschüsse in Wien nötig sein.

Inzwischen gehen die verschiedenen Ausschüsse ihre eigenen Wege. In der Steiermark sind fünf Bände veranschlagt: I. Über 3000 Tänze. II. Gegen 1000 Jodler und Juchezer. III. Über 5000 Schnaderhüpfel. IV. Erzählende, geistliche, Liebeslieder u. a. V. Die übrige Volksdichtung und Musik; Nachträge. Die ersten zwei Bände liegen druckfertig vor. Das Ministerium hat aber vorläufig Bedenken, das ganze Unternehmen mit Bänden zu eröffnen, die nicht eigentliche Lieder, sondern Melodien ohne oder nur mit geringem Text bringen.

Unser Ausschuß hat die Absicht, die Ausgabe in drei Bänden zu veröffentlichen, von deren Umfang jetzt noch nichts Bestimmtes gesagt werden kann. Der erste Band soll geistliche Lieder, Balladen, geschichtliche, Liebeslieder, im ganzen zumeist schriftdeutsche Lieder größeren Umfangs enthalten. Bei dem zweiten Bande wollen wir versuchen — natürlich mit Vermeidung von Wiederholungen — für die verschiedenen abgerundeten Stammesgebiete die diesen abgelegenen Gegenden besonders eigentümlichen Lieder zusammenzustellen, die dort heimisch sind, die heimische Umwelt, Sitten und Festbräuche zeigen. Hierher gehören meist kürzere, durchaus mundartliche Lieder und Vierzeiler. Der dritte Band soll die Volksdichtung in weiterem Sinne bringen. Also zunächst nicht Gesungenes: Reimsprüche an Häusern, auf Grabsteinen, sowie auf Totenbrettern, die im Böhmerwald noch reichlich vorhanden sind. Dann Kinderreime, -lieder und -spiele und Arbeitslieder. Ferner kürzere Volksschauspiele, die heidnisch-germanischen Bräuchen entstammen, also Adventspiele, Sternsingen, Maiumzüge, Schwerttanzreime, Frühlingsspiele, Sommer- und Winterspiele, auch Lieder, die in umfängliche Volksschauspiele eingelegt sind. Die Varianten für Text und Melodie, sowie die sprachlichen Erklärungen sollen am Fuß abgedruckt werden; die Behandlung der Stoffe soll in den Anhang kommen, eine kurze Zusammenfassung der wissenschaftlichen Ergebnisse in die Einleitung. Was die Aneinanderreihung im einzelnen betrifft, so kann die sogenannte künstlerische Anordnung nur von einem Dichter an seiner Gedichtsammlung seinem eigenen Gefühl entsprechend durchgeführt werden; bei einer von Gelehrten herausgegebenen Volksliedsammlung müssen aber sachliche und stoffliche Gesichtspunkte walten.

Zum Schluß meines Berichtes möchte ich noch in möglichster Kürze die Frage erörtern, wie wir es bei der Auswahl mit dem Begriff Volkslied halten wollen. Pommer spricht in einigen Abschnitten seiner Anleitung vom echten, wirklichen oder eigentlichen Volksliede. Der Gerechtigkeit wegen haben wir in einer Anmerkung dazu die neueste, von Pommer einigermaßen abweichende Definition John Meiers hinzugefügt, welche aus dessen ergebnisreichen kritischen Untersuchungen erwachsen ist und bei den Fachgenossen viel Anklang gefunden hat. Meier sagt in seiner Schrift „Kunstlieder im Volksmund" (S. II f.): „Als Volkspoesie werden wir diejenige Poesie bezeichnen dürfen, die im Munde des Volkes lebt, bei der aber das Volk nichts von individuellen Anrechten weiß oder empfindet und der gegenüber es .... eine unbedingt herrschende Stellung einnimmt." Aus den weiteren Ausführungen Meiers ergibt sich noch folgendes: Jedes Lied hat ein bestimmtes, meist geistig höherstehendes Individuum zum Verfasser. Ob dieses Lied nun einen bekannten oder unbekannten, einen den Volksschichten oder den gebildeten Ständen angehörigen Verfasser hat, ob Anlage, Ton, Stil des Liedes volksmäßig oder kunstmäßig sind, ob es aus alten Überlieferungen schöpft oder Persönliches zeigt, das alles sind nur nebenherlaufende („akzessorische") Eigenschaften, die das Wesen der Sache nicht berühren. Jedes Lied kann nur dann Volkslied werden, wenn es vom Volk wie ein herrenloses Gut aufgenommen wird, das dauernd leben bleibt, also „volkläufig" wird und vom Volke nach dessen Geschmack und nach teilweise künstlerischen Gesichtspunkten umgestaltet wird. Ähnliches gilt für die Melodien.

Diese Definition hat ein junger, aber erstaunlich reifer, gegenwärtig in Prüfungsnöten stehender Student, Gustav Jungbauer, berichtigt und ergänzt in seinem vor einem halben Jahre in den „Beiträgen zur deutschböhmischen

Volkskunde" erschienenen Buche „Volksdichtung aus dem Böhmerwalde" (S. III f., XI). Meier beklagt mit Recht („Kunstlied und Volkslied", S. 18), daß sich bei der Betrachtung der Eigentümlichkeiten des Volksliedes kein Ausgangspunkt für die Untersuchung gewinnen lasse, daß Verschiedenheiten bestehen, aber in welcher Richtung sich die Entwicklung bewege, sei nicht zu entscheiden, da ihr Anfang und Endpunkt nicht zu fassen sei. Dadurch würden alle Untersuchungen feinerer Art unmöglich. Jungbauer war nun in der günstigen Lage — als Bauernsohn mitten unter den Landleuten Oberplans, der Heimat Stifters, aufgewachsen — „Urformen" von Liedern heimischer Bauerndichter kennen zu lernen und, unterstützt vom Gedächtnis alter Leute, die weitere Entwicklung und Verarbeitung in mehreren Fassungen zu verfolgen. Von diesem Standpunkt aus meint er, daß als Volkslied dem innersten Kern nach nur ein solches Lied gelten könne, das nicht nur „volkläufig" sondern auch „volksentstanden", also von einem Mann aus dem Volke, von der Kunstdichtung unbeeinflußt, gedichtet worden ist. Ich muß gestehen, daß es mich persönlich schmerzlich berührt hat, daß auch solche weitschweifige Erzeugnisse des Volksgesanges, wie sie gerade in der genannten Schrift mitgeteilt werden, die poetisch minderwertig sind und auch durch den langen Vorgang der Vereinfachung und Umbildung im Volksmunde nicht zu ästhetischem Genuß befähigt werden, wirkliche Volkslieder sein sollen, und nicht die herrlichen Lieder, die uns aus dem 15. und 16. Jahrhundert erhalten und heute noch im Volke lebendig sind, weil diese sicher zum größten Teil von Kunstdichtern verfaßt wurden. Natürlich gibt es auch viele neuere nachweislich „volksentstandene" Lieder von hohem poetischen Wert.

Wir werden aber bei unsrer Ausgabe den Begriff Volkslied nicht so eng fassen, wie Jungbauer es macht, der übrigens diese Formel rein theoretisch, nur für das Volkslied im strengsten Sinn aufgestellt hat, ohne praktische Folgerungen daraus ziehen zu wollen. Und wir werden auch den Begriff Volkslied nicht so weit fassen, wie es in der reichhaltigen, schönen, vom deutschen Kaiser veranlaßten Ausgabe „Volksliederbuch für Männerchöre" geschehen ist, wo neben vielen, ausdrücklich so bezeichneten, „Volksliedern" auch zahlreiche Kunstlieder, die ohne Veränderungen im Volke beliebt geworden sind, für die Männergesangsvereine mit Recht Aufnahme gefunden haben. Wir werden uns vielmehr an die altbewährten Begriffe Volkslied und volkstümliches Lied halten, glücklich geprägte (diese wesensverwandten, allmählich ineinander übergehenden Erscheinungsformen trefflich bezeichnenden) Ausdrücke, welche Meier erfreulicherweise auch beibehalten hat. Denn „volkläufig" klingt nun einmal nicht gut. Ich habe über diese beiden Begriffe vor mehreren Jahren (in der „Zeitschrift für deutsches Altertum" 45, Anz. S. 66—70) gehandelt und meine daselbst ausgesprochene Auffassung nicht geändert. (Diese Ausführungen sind zu umfänglich, als daß ich sie hier wiederholen könnte.) Wir werden also diese beiden Gruppen Volkslied und volkstümliches Lied mit Vorsicht, doch ohne Engherzigkeit und, soweit als möglich, getrennt in unsere Ausgabe aufnehmen.

Aus diesem Berichte werden Sie ersehen, daß wir in Österreich fleißig am Werke sind. Auch in der Schweiz haben sich die Freunde des Volksliedes zusammengetan. Die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, die Lehrer, sowie die Gesangs- und Musikvereine haben im November 1906 einen Aufruf und Fragebogen für eine vorbereitete Gesamtausgabe versendet. Wir Deutsche außerhalb der Reichsgrenze wünschen aber vom Herzen, daß auch in unserem

Mutterlande, dem Deutschen Reiche, die wissenschaftliche, aber auch ausgesprochen nationale Aufgabe in Angriff genommen werde, den Volksliederschatz des Reiches möglichst vollständig aufzusammeln, zu bergen und herauszugeben. Wenn nur die Mittel beschafft werden, an tüchtigen Arbeitern wird es nicht fehlen.

Über die Erforschung der Rethrasagen.[1]

Von Richard Wossidlo.

Das Rethra-Problem, das seit 1768, d. h. seit dem bekannten Streit über die Echtheit der sogenannten Prilwitzer Idole die mecklenburgische Altertumsforschung auf das lebhafteste beschäftigt hat, d. h. die Frage, wo wir das Nationalheiligtum der Mecklenburger Wenden, die Orakelstätte des Liutizengottes Radegast-Zuarasici zu suchen haben, ist neuerdings wieder in den Vordergrund des Interesses gerückt worden durch die Grabungen, welche mit Hilfe der von der Virchow-Stiftung bewilligten Mittel die von der Berliner Anthropologischen Gesellschaft eingesetzte Rethra-Kommission unter der unermüdlichen und in höchstem Maße sachkundigen und sorgfältigen Leitung des Ingenieurs Oesten aus Berlin seit vier Jahren an und in den beiden bei Neubrandenburg gelegenen Seen, der Tollense und der Lieps, vornehmen läßt.[2]

Die Lösung des Problems nun war bisher stets entweder auf historisch-kritischem Wege, d. h. durch eine eindringende Würdigung der beiden Berichte, die uns Thietmar von Merseburg und Adam von Bremen hinterlassen haben (auf die Schwierigkeiten, welche die Vergleichung der beiden Berichte bietet, kann ich hier nicht eingehen), oder auf rein archäologischem Wege versucht worden. Der Wert von Flurnamen und Volkssagen war nicht erkannt. Auch der Leiter der jetzigen Grabungen glaubte anfangs dieser Hilfsmittel entraten zu können

Mir waren schon zu Anfang der neunziger Jahre in Waren bei Leuten, die aus der Neubrandenburger Gegend stammten, Sagen über Rethra begegnet. Die Erklärung eines Gelehrten, dem ich sie vorlegte, solche Sagen seien zweifellos jungen Ursprungs und erst durch die wiederholten Grabungen der Neubrandenburger Forscher entstanden, hat mich leider damals von weiteren Nachforschungen zurückgehalten. Als dann im Mai 1906 der zweite Bericht Oestens erschien, der mir den Eindruck weckte, daß man auf dem Wege zum Ziele sei, d. h. daß Rethra bei Neubrandenburg zu suchen sei

---

[1]) Kurz bevor unser Verband in Berlin tagte, hatte in Lübeck eine Tagung des Gesamtvereins deutscher Geschichts- und Altertumsvereine stattgefunden, wobei Herr Prof. Richard Wossidlo über seine Rethrasagen-Forschung sprach. Auf Bitten der Schriftleitung dieses Korrespondenzblattes hat der verdienstvolle Forscher die Güte gehabt, auch den Mitgliedern des Verbandes von jenem Vortrage in dem folgenden stark verkürzten und erheblich veränderten Berichte Kenntnis zu geben.

[2]) Der Umstand, daß der Wasserspiegel beider Seen heute um anderthalb Meter höher ist als zur Wendenzeit (das Stauwerk der am Ende des 13. Jahrhunderts gebauten Vierrademühle in Neubrandenburg hat diese Erhöhung bewirkt) und daß dadurch der Umfang der in den Seen gelegenen Inseln erheblich gegen früher verändert ist, erschwert die Grabungen außerordentlich. Die Berichte Oestens finden sich in der Ztschr. f. Ethnol. 1904 S. 758 ff., 1905 S. 981 ff., 1906 S. 1006 ff., 1908 S. 559 ff.

(nicht weniger als 15 Orte waren schon für Rethra in Anspruch genommen, Oesten selbst hatte zuerst bei Feldberg gegraben), da schien es mir erwünscht, an Ort und Stelle weiter nachzuforschen und festzustellen, ob nicht doch jene früher gefundenen Sagen auf alter Überlieferung beruhten.

Ein kurzer Vorstoß im Juni 1906 ergab eine überraschend reiche Ausbeute, darunter eine Sage von der Vergrabung des goldenen Gottes der Wenden im „Blankenburger Teich“ bei Prillwitz, deren Mitteilung an die Rethra-Kommission zur Folge hatte, daß diese, ohne weitere Sagenfunde abzuwarten, lediglich auf Grund dieser Sage an die Ausgrabung des Teiches heranging, die auch jetzt wieder fortgeführt werden soll.[1]) Schon die Mannigfaltigkeit dieser ersten Ausbeute aber hatte mir gezeigt, daß hier nur planmäßige Arbeit zum Ziele führen könne. Ich stellte daher die Sammelarbeit vorläufig ein, um mich besser rüsten zu können.

Durch eine eingehende Prüfung der älteren Geschichtswerke, der umfangreichen Idolliteratur und der Berichte über die früheren Grabungen suchte ich zunächst Klarheit zu gewinnen, ob und inwieweit die heute umlaufenden Volkssagen auf gelehrtem Wege ins Volk gedrungen sein könnten. Die ganze ältere Literatur gab fast gar keine Ausbeute. Latomus-Steinmetz, um 1600 Rektor in Neubrandenburg, der zuerst Rethra bei Prillwitz sucht, sagt nichts von lebender Überlieferung. Im Idolstreit wird der Volkssage nur in ganz unbestimmten Wendungen Erwähnung getan, obwohl es doch nahe genug gelegen hätte, der dunklen Fundgeschichte der Idole und den Grundlagen der Schatzgräberei des Gideon Sponholtz nachzugehen. Boll hat nur zwei belanglose Sagen über den Bacherswall.

Erst Niederhöffer (1857) bringt mehrere größere Sagen über Rethra, die dann im Auszuge in das Werk von Bartsch, der Eigenes nicht hinzufügt (für das Strelitzer Land fehlten ihm die Sammler fast ganz), in die vielgelesenen Chroniken von Penzlin und Prillwitz, in Lesebücher und Zeitungen übergingen. Zwei dieser Niederhöfferschen Sagen sind echt, wenn auch aufgeputzt, die dritte ist ein willkürliches, aus mehreren echten Bruchstücken zusammengestelltes und mit fremden Zutaten geschmücktes Machwerk: von Heinrich dem Löwen und einem König von Rethra weiß die echte Volkssage nichts.

Daß aus diesen Quellen die von mir bis dahin gefundenen Sagen nicht stammen könnten, war mir klar. So mußte ich zunächst an der Annahme festhalten, die sich mir von vorneherein bei der Lebendigkeit der Einzelzüge aufgedrängt hatte, daß die lebende Überlieferung des Volkes in die Wendenzeit zurückreiche. Das ließ weitere erhebliche Ausbeute erhoffen. Daß sich Sagen sogar aus vorslavischer Zeit im Mecklenburger Volke erhalten haben, hatte ja schon früher der die Volkssage bestätigende Fund des Peckateler Bronzewagens gezeigt.

Ich suchte dann weiter mit der Flurnamenforschung vertraut zu werden und in den „Irrgarten der slavischen Mythologie“ einzudringen. Sammelfahrten endlich in die Umgebung anderer wendischer Kultstätten, so der Burgwälle am Plauer See, bei Krakow und am Malchiner See, gaben mir von dem Charakter heimischer Burgwallsagen ein besseres Bild, als ich es aus Bartsch und den von meinen Mitarbeitern und mir selbst früher gesammelten Sagen gewinnen konnte.

[1]) Bisher sind hier nur die Reste eines steinzeitlichen Pfahlbaues aufgedeckt worden.

Im Frühling 1907 ging ich dann in der Tollense-Gegend selbst an die Sammelarbeit heran. Das Aufnehmen der Flurnamen erwies sich als ein vorzügliches Mittel, um in der ganzen Gegend heimisch zu werden und die Leute zu unbefangenen Mitteilungen anzuregen. Ich habe dann bis heute[1]) 59 Dörfer der Gegend Penzlin — Neustrelitz — Stargard — Neubrandenburg, zum Teil von Haus zu Haus, abgesucht und eine Fülle von Sagen gefunden, wie sie wohl bei keiner anderen historisch bedeutsamen Stätte bisher aufgedeckt worden ist. Unbeeinflußt durch die Berichte Thietmars und Adams und die Ergebnisse der bisherigen Grabungen hab ich nach Kräften versucht, immer nur den Tatbestand aufzunehmen, niemals etwas in die Leute hineinzufragen, die krausen, sich vielfach direkt widersprechenden Berichte in allen Einzelzügen festzuhalten, und immer wieder die Glaubwürdigkeit des Gewährsmannes zu prüfen und festzustellen, aus welchen Quellen er schöpfte. Vor absichtlichen Täuschungen glaube ich durch vierundzwanzigjährige Sammlererfahrung geschützt zu sein. Aus Zeitungsberichten und den Mitteilungen der Oestenschen Arbeiter geschöpfte Angaben abzuwehren, bedarf es meist nur weniger Worte. Wirklich sagenkundige Leute merken, wenn man ihnen in rechter Weise naht, sofort, worauf es ankommt.

Manche Sagen sind auf zwei und drei Dörfer beschränkt. Die Landesgrenze (seit 1701) und eine Sprachscheide gehen mitten durch das Sagengebiet hindurch. Am reichsten sind die Dörfer, die unmittelbar an der Lieps liegen. In der weiteren Umgebung verblaßt die Sage merkwürdig schnell. Nur die Glockensage geht in einem Umkreis von etwa drei bis vier Meilen ins Land hinein. Aber Leute, die aus jenen Dörfern stammen oder dort einen Teil ihres Lebens verbracht haben, sind natürlich weithin zerstreut: so ist des Suchens kein Ende. Ich habe mir eine, demnächst durch die Kirchenbücher zu vervollständigende Liste aller Familien angelegt, die vor 50 und 100 Jahren in jenen Dörfern ansässig waren, und suche festzustellen, ob und wo noch Nachkommen solcher längst verstorbenen Leute leben, die mir von betagten Gewährsmännern als besonders sagenkundig bezeichnet worden sind. Manche der heute umlaufenden Sagen sind nach sich gegenseitig stützenden Angaben zuverlässiger Gewährsmänner in die dritte und vierte Generation hinauf zu setzen, stammen also aus einer Zeit, wo von einer Rethrafrage überall noch keine Rede war. Es stellt sich heraus, daß bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hinein das Bild von der Wunderstadt und ihren vergrabenen Schätzen den Leuten noch völlig vertraut gewesen ist.

Die ganze Gegend zeichnet sich durch starke Ansässigkeit der Bevölkerung aus, wie denn schon das Zusammenfallen vieler Familiennamen mit Ortsnamen davon zeugt, wie fest die Bevölkerung mit dem Boden verwachsen ist. Fremde Schnitter sind noch heute in einzelnen Dörfern eine unbekannte Erscheinung. Es kommen andere Umstände hinzu, welche die ungewöhnliche Zähigkeit und Lebendigkeit der Überlieferung erklären. Die Schilderungen von Masch lehren, daß die ganze Umgebung der Lieps noch vor 140 Jahren ein erheblich anderes Aussehen hatte, daß zahllose Grab- und Befestigungsanlagen von der alten Zeit zeugten, die seitdem zerstört worden sind: der Bau der Chaussee, die von Neubrandenburg nach Neustrelitz führt und nahe an der Lieps vorbeigeht, hat große Verwüstungen angerichtet. Aber auch die weitere Umgebung, die so reich ist an Resten von Burgen, Schlössern und Klöstern

[1]) d. h. bis Ende November.

wie keine andere Gegend Mecklenburgs (hier hat unser großer Landsmann Schliemann die glühende Liebe zur Wiedererweckung vergangener Herrlichkeit in sich aufgenommen) hielt die schaffende Phantasie des Volkes rege Auch die durch Oestens Grabungen teilweise schon bestätigten Berichte der Fischer und Steinfahrer über Reste alter Dammanlagen in der Lieps gaben der Überlieferung immer wieder neue Nahrung.

Es ist in hohem Grade beachtenswert, wie sehr hier die Sagen z. B. von der wilden Jagd, vom Mart, vom Drak, von Werwölfen und andere Sagenkreise, die sonst fast überall in Mecklenburg einen breiten Raum einnehmen, zurücktreten. Aber von Raubrittern, von Burgen und Schätzen wird nirgends so viel erzählt wie hier. Und das große Sammelbecken ist immer wieder der Sagenkreis von Rethra. Erst ein genauer Einblick in das ganze Sagennetz einer Gegend gibt sichere Grundlagen für das Urteil über Alter und Bedeutung der einzelnen Sagenzüge.

Freilich je mehr von dieser Sagenmasse ans Licht kommt, desto schwerer wird es, das dichte Gewebe zu entwirren: die Fäden schlingen sich hinüber und herüber. An Überraschungen wird man gewöhnt. Fast jeder neue Fund beleuchtet einen früheren. Kleine unbedeutende Züge gewinnen plötzlich Wert. Und der scheinbare Gegensatz mancher Sagen löst sich auf, sobald man davon absieht, die Richtigkeit aller Angaben an Thietmars Bericht zu messen, der doch nur nach Hörensagen schildert und im wesentlichen nur den einen Tempel im Auge hat. Aber auch an allerlei seltsamem Rankwerk, an Anachronismen, volksetymologischen Deutungen usw. fehlt es wie bei jedem größeren Sagenkreise nicht. Prill z. B., der angebliche Erbauer von Prilwitz, wird mit Till, d. h. Tilly, dem Eroberer Neubrandenburgs, zusammengeworfen u. a. m. Ich werde später alle solche Entgleisungen sorgfältig buchen, sie gehören mit zum Bilde; daß sie den Wert der Hauptmasse nicht im mindesten in Frage stellen können, ist selbstverständlich. Und noch eins sei betont: die Möglichkeit, daß Einzelzüge auf gelehrtem Wege sich in die Volkssage eingeschlichen haben, muß natürlich stets im Auge behalten werden. Die Frage endlich, ob besonders altertümliche Sagen in die vorslavisch-germanische Zeit zurückreichen, ist sehr schwer zu entscheiden; darauf kann ich hier nicht näher eingehen. Daß die ganze Gegend schon in vorslavischer Zeit stark besiedelt gewesen ist, lehren noch heute vorhandene Grabanlagen und prähistorische Funde mannigfacher Art.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen gehe ich dazu über, von dem Inhalt der Sagen ein ungefähres Bild zu geben. Ich kann hier nicht vollständige Sagen mitteilen; ich fasse nur kurz die bisherigen Ergebnisse zusammen, die natürlich durch neue Funde noch wesentlich erweitert und berichtigt werden können.

Da hier eine Karte des Sagengebietes nicht beigegeben werden kann, so nenne ich kurz die wichtigsten Namen: Ortschaften am Tollenseufer westlich von Neubrandenburg: Broda, Meiershof, Rehse, Wustrow; östlich von Neubrandenburg: Klein-Nemerow. In der Tollense bei Wustrow: die Fischerinsel. Ortschaften am Liepsufer: westlich Zipplow, Prilwitz (dahinter Hohenzieritz usw.); an dem Südufer: Eliasbach, Pferdeberg und Blankenburgsteich (dahinter die Meierei Ehrenhof); am östlichen Ufer Usadel (dahinter der Zechow-Wald). Zwischen der Lieps und der Tollense (mit Verbindungsgräben) das Liepser Bruch, östlich davon Krickow. Im Liepssee die Inseln Kietzwerder (vor Prilwitz) und Hanfwerder (vor dem Liepser Bruch).

1. Die Frage, die selbst nach den Erfolgen der jüngsten Grabungen manchem noch immer strittig erschien: ob denn überhaupt Rethra an dem Tollense- und Lieps-See zu suchen sei, wird durch die Volkssage endgültig entschieden. Es ist völlig undenkbar, daß die Gesamtheit der von mir gefundenen Sagen auf gelehrtem Wege ins Volk gedrungen sei. Nur die Annahme einer unausgesetzten mündlichen Überlieferung von der Wendenzeit her vermag den heutigen Besitz des Volkes zu erklären. In keiner anderen Gegend Mecklenburgs hat sich die Erinnerung an die Wenden (de Wennschen) so lebendig erhalten wie hier.

2. Auch die heutigen und noch mehr die älteren Flurnamen reichen zum Teil auf wendische oder der wendischen unmittelbar folgende Zeiten zurück. Die Namen der Fischereizüge sind besonders bemerkenswert.

3. Durch die Ergebnisse der früheren und der jetzigen Grabungen wird die Richtigkeit der echten Volkssage in manchen Punkten bestätigt, in keinem sicher widerlegt. Wie weit sie mit Thietmars und Adams Schilderungen in Übereinstimmung zu bringen ist, kann erst untersucht werden, wenn die Sammelarbeit abgeschlossen ist.

4. Die Angaben hochbetagter Leute lassen erkennen, daß früher an dem Ufer der Lieps erhebliche Flächen mit Wald bedeckt waren, die heute beackert werden. So kommen wir dem Bilde jener silva ab incolis intacta et venerabilis magna, von der Thietmar redet, näher.

5. Als Namen der Stadt treten in der Volkssage auf: Schöne Reda (Rede, Reta) o. ä., Magareta u. ä. und Ninive. Reda findet sich schon in den annales Augustenses und später bei Fabricius (1597). Ninive erinnert an das Niniveta (statt Vineta) des codex Puchenii von Helmold. Die heute in Gelehrtenkreisen übliche Form Rethra ist ebenso wie die Form Rethre, die sich bei Adam und Helmold findet, der unbeeinflußten Volksüberlieferung völlig fremd. Ein zuverlässiger Gewährsmann erklärte mit großer Bestimmtheit, die Stadt habe zwei Namen gehabt: den zweiten (außer Schöne Reda) hatte er vergessen.

6. Von einer Zerstörung der Stadt durch Menschenhand weiß die Volkssage nichts; sie erklärt ihren Untergang durch eine Überflutung oder eine Überlastung des Bodens und bringt damit andere Veränderungen der Erdoberfläche in nahegelegenen Dörfern in Zusammenhang. Diese Annahme der Volkssage steht nicht im Widerspruch mit der geschichtlichen Überlieferung. Die in älteren Geschichtswerken sich vielfach findenden Angaben über eine dreifache Zerstörung beruhen auf falscher Kombination. Nur die Nachricht der annales Augustenses über den Zug des Bischofs Burchard von Halberstadt ist mit Sicherheit auf Rethra zu beziehen.

7. Die Sagen über die Flucht der Wenden und die Bergung der Tempelschätze weichen stark von einander ab: hier kreuzen sich nahezu 20 verschiedene Nachrichten, die zum Teil wieder durch Schatzsagen der weiteren Umgebung bestätigt werden. So soll z. B. in einem der Mollenstorfer Grabhügel Maria mit dem Jesuskinde vergraben liegen. Die Flurnamen auf der Grenze von Mollenstorf und Zahren (Düwelswisch, Heiligtum u. a.) weisen auf alte Kultstätten hin.

8. Eine aus guter Quelle stammende Sage bezeichnet ein Kultbild als ein silbernes Kalb, das an einem Balken befestigt gewesen sei.

9. Was die Lage Rethras anlangt, so will die Mehrzahl der Sagen die Stadt auf den kleineren der beiden Seen, die „Lieps" beschränkt wissen; andere suchen sie in der Tollense.

10. Die „Fischerinsel" in der Tollense bei Wustrow, auf der zuerst Beyer, dann Brückner (seit dem Brückenfunde bei Wustrow im Jahre 1887), zuletzt Oesten den Radegasttempel gesucht haben (Oesten hat eine starke Boden- und Uferbefestigung festgestellt), wird in einer Sage, die Kennzeichen hohen Alters an sich trägt, Wilenso genannt. Der Fischereizug an der Westseite der Insel führt noch heute, was Oesten wohl entgangen ist, den Namen „Wendshöken" oder „Wendshöpen".

11. Die Sage, die Thietmar erwähnt, von dem aus dem See bei dem Tempel auftauchenden Eber, dessen Erscheinen als Vorzeichen eines Krieges gelte, hab ich bisher in der lebenden Überlieferung nicht wieder gefunden. Wohl aber bringt, was bisher nicht beachtet ist, soweit ich sehe, Müllenhoff eine ganz ähnliche Sage aus Flensburg: das scheint die neuerdings von Historikern verfochtene Annahme zu stützen, daß auch in Schleswig Slaven gewohnt haben. Auch in Pommern haben sich verwandte Sagen erhalten.

12. Bedeutsam tritt das Festland von Wustrow hervor. In dem Gutsgarten liegt nach der Sage das goldene Kalb. Schon in einem Prozeß vom Jahre 1530, dessen Akten Beyer im Schweriner Archive fand, handelt es sich um Schatzgräbereien, die „hart am Torwege des Bauhofes von Wustrow" vorgenommen worden sind: ein Umstand, der auf das Alter der Rethra-Schatzsagen ein helles Licht wirft.

13. Auch das benachbarte Rehse und das ganze Tollenseufer bis Broda hin hat Überlieferungen, die zweifellos in wendische Zeit zurückreichen. Ein Ackerstück „bei der heiligen Eiche" wird in einem Kirchenvisitierbuch von 1574 genannt: „Swenn'eek" hieß noch vor kurzem eine jetzt verfallene alte Eiche. Beim nahen Meiershof zeigt sich nach der Volkssage ein Drache, der aus der Erde hervorkommt und wieder verschwindet: das klingt an eine unten zu erwähnende Sage von einer aus der Erde täglich hervorkommenden Wunderpflanze an. — Nach einer Brodaer Überlieferung lag die Stadt in der Tollense in der Richtung von Meiershof nach Klein-Nemerow hinüber. Die starksprudelnden Quellen bei Klein-Nemerow wollen nach der Volkssage den goldenen Gott aus der Tollense wieder herausschaffen. Ein Fischereizug zwischen Meiershof und Broda führt noch heute einen unanständigen Namen,[1]) der nach der Volkssage früher auch den Dörfern Godendörp (vgl. Kuhn-Schwartz, Ndd. Sagen, S. 32) und Gottesgabe eigen war: in allen drei Fällen scheint es sich um altheilige Stätten zu handeln, die verächtlich gemacht werden sollten.

14. Auch Broda, der alte Fährort — später Sitz eines Klosters, bewahrt in Flurnamen und Sagen viel alte Überlieferung. Eine Neubrandenburger Sage sucht die untergegangene Stadt in den Wiesen am Tollensefluß.

15. Die unmittelbare Umgebung von Prilwitz ist mit Sagen angefüllt, von denen aber manche aus jüngerer Zeit stammen. Der „Schloßberg", auf dem Masch den Rethratempel suchte (hier hat eine mittelalterliche Burg ge-

[1]) In dem Programm von Kühnel „Die slavischen Ortsnamen in Mecklenburg-Strelitz", II (1883), S. 36, wird dieser Fischereizug „bodentog" genannt. Sein Gewährsmann, ein Verwandter des Fischereipächters, gestand mir, daß er diesen Namen gewählt habe, weil er den anstößigen Namen nicht habe nennen mögen. Man muß eben beim Sammeln der Flurnamen stets an Volksschichten sich wenden, die solche Rücksichten nicht kennen.

standen), tritt wenig hervor. Mehrere Schatzgräbersagen haben zum Mittelpunkt den Landrat von Bredow, der zu Maschens Zeit wiederholt Bronzefunde gemacht hat. Der im Idolstreit vielgenannte Flurname „Rhetrerberge" wird bei Kühnel aus dem Flurregister von 1759 belegt.

16. Auch die Geschichte der Prilwitzer Idole wird durch zwei Überlieferungen beleuchtet. Näheres kann hier nicht angedeutet werden.

17. Im Hinterlande von Prilwitz sehe ich altes Priester- und Tempelland. Hohenzieritz war noch vor fünfzig Jahren als Hexendorf verschrien — wie auch andere Dörfer in der Nähe wendischer Kultstätten, so z. B. Rambow beim Sageler Burgwall. — Der 1898 abgebrannte Dorfviehstall in Hohenzieritz führte im Volksmunde den Namen „Nobelskrog": derselbe Name, dessen mythischer Charakter ja bekannt ist, kehrt auch beim nahen Kratzeburger Burgwall wieder, auf dessen Bedeutung für die Rethrafrage schon Lisch hingewiesen hat. — Im „Heidenholt" in der Hohenzieritzer Forst haben sich nach der Volkssage die letzten Wenden behauptet. — In dem im selben Walde gelegenen „Stribbow-See" wohnen weibliche Gottheiten. — Im „Faulen See" auf Wendfelder Feldmark liegt nach der Volkssage der Wendenkönig begraben. — Im benachbarten Blumenholz weisen Flurnamen wie Gottskamp auf altes Tempelland hin.

18. Die vor Prilwitz liegende Insel „Kietzwirel", auf der Oesten eine starke wendische Besiedelung nachgewiesen hat, erscheint in einer bedeutsamen Visionssage als Stätte eines Tempels.

19. Die Feldmark der zu Prilwitz gehörenden Meierei Ehrenhof (im Süden der Lieps) hat sicher mit zum heiligen Bezirke gehört. Der Name hat, wie der Flurname „Ihrenköll" zeigt, nichts mit dem Vornamen des Landrats Ehrenreich von Bredow zu tun, wie immer behauptet wird. Der Weg, der vom Gutshofe an die Prilwitz-Usadeler Landstraße heranführt (früher ging er bis an die Lieps weiter), war nach der Sage „der alte Weg nach Schöne Reda".

20. Über den „Spitzberg", der nicht weit von diesem Wege liegt, läuft eine Sage um, die auf den Kult einer weiblichen Gottheit schließen läßt.

21. Der nahe kalkhaltige, in die Lieps fließende „Eliasbach" (im Volksmunde Liers bäk oder Liersch bäk), der Mittelpunkt der Spuksagen der ganzen Gegend, scheint der Grenzbach des heiligen Bezirkes nach Westen hin gewesen zu sein. Auch bei anderen wendischen Kultstätten ist es ein Bach, bei dem der Spuk beginnt.

22. Die Sagen von dem nahegelegenen „Pferdeberg", aus dem der Pferdedieb Schruckfoot, mit elfenbeinernem Rock bekleidet, hervorkommt, bewahren die Erinnerung an das Kultbild einer slavischen Gottheit (Svantevit?), das hier auf ragender Höhe, von der aus man das ganze Seengebiet überschaut, seinen Stand hatte. Diese Sagen finden ihr Gegenstück in der Sage von dem Dämon Knickerbeen, der an der Lauenburgischen Grenze haust, und auch die Sage vom Viting im „Sonnenberge" bei Parchim ist nahe verwandt.

23. Die ganze Umgebung des Blankenburg-Teiches ist voll von merkwürdigen Überlieferungen, die auf alte Heiligkeit der Stätte schließen lassen. Die obenerwähnte Sage übrigens von dem goldenen Gotte, der hier vergraben sei, ist auf drei Dörfer beschränkt.

24. Die Überlieferung des Volkes von einem Damm in der Lieps, der von Usadel her bis in die Gegend des Pferdeberges führe, verdient eine Nachprüfung.

25. Auf der Feldmark von Usadel, die noch zu Maschens Zeit an Grabdenkmälern und Befestigungsanlagen überreich gewesen ist, tritt in der Volkssage der „Paterenenberg" hervor: nördlich von ihm hat Oesten eine Dammaufschüttung aufgedeckt.

26. Das an Usadel grenzende Krickow, das bisher von der archäologischen Forschung ganz vernachlässigt worden ist, war nach der Volkssage der Marktplatz von Rethra. Hier haben nach einer Sage die Wenden auf ihrer Flucht Halt gemacht und den goldenen Gott angebetet. Von einem Damm, der nach der Volkssage von den Hofgärten aus zur Lieps nach Schöne Reda hinunterführte, sind noch heute Reste vorhanden: seine Richtung wird festzulegen sein. Flurnamen wie Hexenkeller, Irrgooren u. a. sind bedeutsam. Von der „Kiwenitzkuul" gehen Sagen um, die auf den Kult weiblicher Gottheiten hinzudeuten scheinen. In der „Krickower bäk" haben wir den Grenzbach, der den heiligen Bezirk nach Norden hin abschloß, zu sehen: auch hier häufen sich wieder die Spuksagen, die zum Teil in sehr alte Zeit hinaufragen.

27. Die alte Heiligkeit des „Liepser Bruches" wird in Flurnamen wie „Wiekbäk" (das ist die ältere Namensform für das Wietbäk der Karten — der Name findet sich auch sonst bei sicher wendischen Burgwällen), „Nonnenbäk" und „blag' Wisch" (beide altmythisch) bezeugt. — Auf der „kleinen Horst" hier im Liepser Bruch liegt nach mehrfach beglaubigter Sage das goldene Kalb. — Hier war der „Wendenkirchhof". An der westlichen Spitze des Bruches, dem „Bacherswall", hat Oesten eine Befestigungsanlage nachgewiesen.

28. Die Gegend zwischen dem Liepser Bruch und der Insel „Hempwirel" ist nach beachtenswerten Sagen die eigentliche Stätte von Rethra. Hier taucht am Johannistage (in allen Rethrasagen ist es wie auch sonst in den Sagen von wendischen Burgwällen immer nur der Johannistag, an dem das Untergegangene ans Licht kommt) allerlei Goldenes hervor.

29. Der Hanfwerder selbst war nach der Angabe eines Gewährsmannes, der aus guter Quelle schöpfte, die Stätte eines Tempels; hier liege der Schatz begraben. Auf der Insel, auf der früher bei der Beackerung wendische Kulturreste in sehr großen Mengen ans Licht gekommen sind, haben schon Boll und Brückner gegraben. Oesten hat hier eine Uferbefestigung nachgewiesen. Ein Steindamm führt, nach den Angaben alter Leute, unter der ganzen Oberfläche der Insel hin.

Hier auf dem Hanfwerder sind früher, was Oesten entgangen zu sein scheint, Tierknochen und Hirschgeweihe in großer Zahl gefunden worden. Es ist möglich, daß diese Funde mit der Angabe Thietmars, daß der Tempel „pro basibus diversarum sustentatur cornibus bestiarum", in Zusammenhang zu bringen ist, wie auch in der Stadt Malchow, der Stätte eines anderen wendischen fanum cum idolis, Hirschgeweihfunde gemacht worden sind. Natürlich würde, wenn fortgesetzte Grabungen hier Spuren eines Tempels ergeben sollten, damit nicht erwiesen sein, daß wir es hier mit dem von Thietmar beschriebenen Radegasttempel zu tun hätten. Es wäre sehr wohl möglich, daß hier in der Nähe des Marktplatzes Krickow ein Heiligtum stand, in dem die niederen Volksschichten zu opfern pflegten, während der Kriegsgott Radegast auf der Fischerinsel verehrt wurde.

Eine solche Annahme könnte durch einen weiteren Umstand eine Stütze gewinnen. Hier auf dem Hanfwerder findet sich, wie schon Steusloff (1907) hervorgehoben hat, Holunder (Fleeder) in ungewöhnlicher Menge und Stärke. Die Beobachtung Beyers in seiner wertvollen Arbeit über die wendischen Schwerine in Mecklenburg (1867), daß Flurnamen wie Fleederkuul, Fleederbarg u. a. sich auffallend oft bei wendischen Burgwällen finden, hat sich für ganz Mecklenburg als richtig erwiesen. Und auch im Rethragebiete (bei Rehse und in der Zechower Forst) finden sich diese Namen. Nun hat schon Beyer, dem das starke Vorkommen des Holunders auf dem Rethragebiete noch unbekannt war, eine Nachricht des Miletius herangezogen, daß die Sarmaten einen Gott Putscaetus verehrt hätten, den sie sich unter einem Holunderbaume wohnend dachten und den sie zu bitten pflegten, bei Marcopolus, dem deus magnatum et nobilium, für sie Fürbitte einzulegen. Einen Gott Puschaitis hatten nach derselben Quelle auch die Slaven. Das mecklenburgische Pustekow liegt in der Nähe einer wendischen Kultstätte. Das alles will genauer erforscht sein. Eine eindringende Untersuchung des ganzen Hanfwerders und seiner Umgebung ist jedenfalls ein dringendes Erfordernis.

30. Aber auch das Hinterland von Usadel, die große „Zechow" genannte Forst, in der schon Masch Rethra gesucht hat, ist angefüllt mit Sagen, die zum Teil in wendische Zeit zurückweisen. Das „schwarze Bruch" bei Ehrenhof, der Schauplatz einer Vision, die lange „Krämerkuul", die noch vor sechzig Jahren nach den Angaben eines zuverlässigen Gewährsmannes durch Grabanlagen und botanische Merkwürdigkeiten ausgezeichnet war (hier war nach der Volkssage der eigentliche „Aufenthaltsort" der Wenden), die Umgebung von „Rodenkrog", in der ein goldener Hahn die Leute schreckt, der „Keulenberg" mit der sicher alten Sage von der jeden Mittag aus der Erde hervorkommenden menschenkopfartigen Wunderpflanze, die den Arm des christlichen Pastors, der sie fortbannen will, lähmt, u. ä. m., das alles macht mir zur Gewißheit, daß wir es hier in dieser Forst mit der Hauptmasse jenes obenerwähnten heiligen Waldes zu tun haben, und daß auch in diesem Walde sich Kultstätten befunden haben. Auch das nahe Wanzka — noch heute die Stätte eines Marktes — tritt in Flurnamen und Sagen bedeutsam hervor.

31. Ich gewinne eben, je tiefer ich in den Sagenkreis der ganzen Gegend eindringe, immer mehr die feste Überzeugung, daß wir es bei Rethra mit einer ausgedehnten civitas zu tun haben, die eine größere Anzahl von Befestigungsanlagen und auch mehrere Tempelstätten umschlossen hat. Die Grenze des ganzen Gebietes festzustellen, wird, wenn überhaupt, nur mit Hilfe der Sagenforschung gelingen können.

Wie die Zeitungen kürzlich meldeten, hat die Rethra-Kommission erfreulicherweise beschlossen, die Grabungen mit Eifer fortzuführen, sobald die nötigen weiteren Mittel aus der Virchow-Stiftung bewilligt sein werden. Die Kommission wird sich einer ernstlichen Prüfung des Ergebnisses der Sagenforschung nicht länger entziehen können, ohne der Sache zu schaden.[1]) Und wir dürfen an der Hoffnung festhalten, daß es vereinter Arbeit gelingen werde, das Problem, das nun schon soviel Kraft in Anspruch genommen hat, in seinem Hauptteile der Lösung zuzuführen.

[1]) Unmittelbar nach Absendung dieses Berichtes erhielt ich die Aufforderung, der Rethra-Kommission beizutreten und ihr die von mir gesammelten Sagen vorzulegen.

Allein — wie auch immer der Wert der Volkssage für die archäologische Forschung sich stellen mag — die Rethrasagenforschung trägt ihren Wert und ihren Lohn in sich selber. Erst in diesen zwei Jahren hab ich den unerschöpflichen Sagenreichtum des Mecklenburger Volkes in vollem Umfange würdigen lernen. Ich werde die Sammelarbeit weiterführen, bis die ganze Umgebung in weitestem Umfange planmäßig abgesucht und der letzte erreichbare Gewährsmann ausgefragt ist. Dann werde ich mich den übrigen wendischen Kultstätten der Heimat zuwenden. In etwa zwei bis drei Jahren hoffe ich dann den ganzen Sagenkreis in urkundlicher Form ans Licht bringen zu können. Die Vergleichung mit der Masse der übrigen Sagen der Heimat, die in meinen Händen ist, sowie auch die Durchforschung der Flurnamen wird die Eigenart der auf wendische Zeit zurückgehenden Überlieferungen aufdecken, vielleicht auch slavischen Kult in helleres Licht stellen können.

Möchte man auch in anderen deutschen Ländern, in denen Slaven wohnten, ernstlich an die Sagenforschung gehen. Der Lohn wird nicht ausbleiben. Auch um die Vinetasagen z. B. hat sich ja niemand bisher ernstlich bemüht. Das eben ist die Lehre, die die Rethraforschung nahelegt, daß wir doch, wie in allen volkskundlichen Dingen, so auch in der deutschen Sagenforschung erst am Anfange stehen und daß die Überlieferung des Volks doch zäher ist, als man zu glauben pflegt.

Zu Mitteilungen Nr. 7, S. 4.

Im Anschluß an den Aufsatz von Markgraf (Mitt. Nr. 7, S. 4) sei darauf aufmerksam gemacht, daß auch in Freiberg i. S., also ebenfalls im Gebiete östlich der Saale, das Verzelen bis zur Mitte des 16. Jahrh. sehr häufig angewandt wurde. Vgl. den Abdruck des Freiberger Verzählbuchs, cod. dipl. Sax. reg. II. 14, S. 177 und den ausführlichen Aufsatz von H. Ermisch, Neues Archiv f. sächsische Geschichte, 13, S. 1, wo S. 3 auch auf vereinzeltes Vorkommen des Verzelens in anderen obersächsischen Städten hingewiesen wird.

Gießen. G. Lehnert.

An die Rechnungsführer der Vereine.

Die Jahresbeiträge bitten wir vom 1. Januar 1909 ab an den neuen Rechnungsführer des Verbandes,

Herrn Rechtsanwalt C. Rothe, Chemnitz i. S., Theaterstraße 86,

zu senden. Wir hoffen schon am nächsten Verbandstage einen neuen Zahlungsmodus vorschlagen zu können.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Schriftleitung: Dr. Dähnhardt, Leipzig-Gohlis, Marbachstraße 9.
Buchdruckerei Richard Hahn (H. Otto), Leipzig.

Mitteilungen

des

Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde

(Korrespondenzblatt).

Nr. 11. Juli 1910.

Delegiertenversammlung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde.

Der von dem Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine und dem Verband deutscher Vereine für Volkskunde eingereichte Antrag (vgl. Mitt. Nr. 10) ist der Hamburger Oberschulbehörde, Sektion für die wissenschaftlichen Anstalten, vorgelegt worden, und die Sektion hat die Genehmigung zur Angliederung der Hauptstelle für deutsche Volkskunde an das Museum für Hamburgische Geschichte erteilt. Zur weiteren Verfolgung dieser Angelegenheit wird am **Sonnabend, den 1. Oktober 1910, vormittags 10 Uhr** in **Weimar,** im Hotel Elephant, eine Delegiertenversammlung stattfinden, die sich hauptsächlich mit der Errichtung der Hamburger Hauptstelle für deutsche Volkskunde beschäftigen und das von Herrn Professor Dr. Lauffer aufgestellte Programm beraten wird. Auch die Frage der Volksliedersammlung soll zur Erörterung gelangen.

Das Volkslied in Österreich.

Von Josef Pommer.*)

Grundzüge für die Sammlung österreichischer Volkslieder.

Diese vom hohen k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht geplante Sammlung soll in einzelnen, national abgegrenzten Bänden die gesamte Volksmusik und namentlich das Volkslied der einzelnen in Österreich lebenden Völker und Stämme umfassen. Die Hauptaufgabe besteht in dem Aufspüren und Aufsammeln jener in den breiten, mittleren und unteren Schichten des Volkes entstandenen oder doch dort verbreiteten Lieder, Tänze und anderen musikalischen Äußerungen des Volkslebens, welche bis zum heutigen Tage noch nicht aufgezeichnet worden sind. Ferner werden in die Sammelarbeit einzubeziehen sein jene Erzeugnisse des musikalischen und dichterischen Volksgeistes (Lieder jeder Art und Form, rythmische Rezitationen mit inbegriffen, Schnadahüpfel, Jodler, Tänze usw.), welche zwar bereits niedergeschrieben

*) Für gütige Genehmigung des Abdruckes ist die Schriftleitung dem Herrn Verfasser zu herzlichem Danke verpflichtet.

oder schon gedruckt und in Zeitschriften, fliegenden Blättern, geschriebenen Liederbüchern, handschriftlichen oder gedruckten Sammlungen u. dgl. niedergelegt, aber noch nicht kritisch verarbeitet worden sind. Die auf Grund dieser Sammelarbeit herzustellenden Ausgaben sollen streng wissenschaftlichen Charakter haben. Es wird in ihnen deshalb auch die ganze bereits vorhandene einschlägige Literatur kritisch zu behandeln und in die Bearbeitungen einzubeziehen sein. Die dringendste Arbeit ist und bleibt jedoch die Aufzeichnung des noch nicht Entdeckten oder doch noch nicht Veröffentlichten aus dem Volksmunde. Tag für Tag sinkt ja wertvolles Volksgut in die Vergessenheit für immer. Eile tut not!

Soll der Erfolg dieser Sammelarbeit nicht dem Zufalle anheim gegeben sein, so muß sie planmäßig vorbereitet und fachmännisch geleitet sein. Soll die Hauptforderung, welche man an eine solche Sammlung vom wissenschaftlichen Standpunkte stellen muß, die Vollständigkeit, auch nur annähernd erreicht werden, so wird man sich an die große Öffentlichkeit wenden und alle Gebildeten, die mit dem Volke Fühlung haben oder aus demselben hervorgegangen sind, insbesondere Lehrer, Geistliche, Beamte, Ärzte, Studenten, zur Mitarbeit heranziehen müssen. Zu diesem Zwecke ist die Ausarbeitung einer Anleitung zur Sammlung und Aufzeichnung dieses poetisch-musikalischen Volksgutes und die Veröffentlichung und Aussendung eines Fragebogens notwendig.

Im Volksliede ist Dichtung und Musik in lebendiger Einheit verbunden, beide sind deshalb aufzuzeichnen. Nur in jenen Fällen, in welchen eines von beiden nicht zu erreichen ist, darf man sich mit der Niederschrift des anderen Teiles begnügen.

Die geplante Sammlung wird, wie schon der Titel besagt, der Hauptsache nach das Volkslied in seiner lyrischen Form, aber auch episch-lyrische Volksballaden und epische Lieder enthalten. Auch das Schnadahüpfel mit seinen verschiedenen Weisen, auch sogenannte Tanzeln, Gasselsprüche, ferner auch Dramatisches, Weihnachtsspiele, Lieder und Reimsprüche zu Frühlings-, Ernte- und Hochzeitsbräuchen u. dgl. sollen in der Sammlung Beachtung finden.

Wir erweitern den Begriff des Volksliedes hiermit, bis er sich dem Umfange nach mit dem der Volksdichtung überhaupt deckt. Auch nach der musikalischen Seite sind die Grenzen weiter abzustecken: Jodler, Juchezer, Rufe, Nachtwächter- und Kammerlieder und namentlich Tanzweisen sind in die Sammeltätigkeit mit einzubeziehen. Der Begriff des Volksliedes ist nach dieser Richtung somit derart verallgemeinert worden, daß er sich mit dem der Volksmusik deckt. Was sich noch außerdem gelegentlich aufdrängt und sonst vielleicht nicht oder doch nicht leicht mehr zugänglich sein dürfte: Beobachtungen über volkstümliche Musikinstrumente, über Tanz und Tracht, über Brauch und Sitte, über Sprache des Volkes, wird nicht abzuweisen, sondern, soweit es mit dem Volksgesange und der Volksmusik zusammenhängt, zur Kenntnis zu nehmen sein. Für die wissenschaftliche Verwertung wird nach Möglichkeit gesorgt werden. Hauptsache bleibt natürlich immer das eigentliche Volkslied selbst.

Für die Beurteilung des Volkscharakters und -geschmackes ist es aber auch wichtig zu wissen, welche Kunstlieder das Volk besonders in sein Herz geschlossen hat. Wenn es diese unverändert singt oder doch unverändert in seine Liederbücher einschreibt, genügt es, die Dichtungen in Kürze unzweideutig zu bezeichnen, ohne daß eine Abschrift derselben anzulegen wäre.

Das gesammelte Material ist den einzelnen Arbeitsausschüssen, deren Adresse in den Tagesblättern der betreffenden Länder bekannt gegeben wird, einzusenden.

Seine wissenschaftliche Prüfung und Verarbeitung ist Sache der in den einzelnen Ländern zur Sammelarbeit berufenen Arbeitsausschüsse und des leitenden Hauptausschusses.

Die Sammler mögen sich bei ihrer Arbeit stets vor Augen halten, daß sie die Hauptaufmerksamkeit darauf zu lenken haben, daß ihre Niederschriften das Gehörte nach Wort und Weise in möglichst photographischer Treue und ohne jede subjektive Zutat wiederzugeben haben.

Die Liedweisen sollen nicht harmonisiert oder mit einer Begleitung versehen werden. Sie sind niederzuschreiben, genau wie sie das Volk singt, mit allen Abweichungen vom Normalen in Rhythmus, Takt, Tonfolge und Harmonie, mit denen sie vom Volke selbst gesungen werden. Singt das Volk ein Lied einstimmig, so ist es einstimmig wiederzugeben; lebt aber ein Lied zwei-, drei- oder mehrstimmig im Volke, so sind auch diese weiteren Stimmen möglichst getreu aufzuzeichnen. Dasselbe gilt von der Begleitung auf volkstümlichen Instrumenten, als Schwegelpfeifen, Sackpfeifen, Klarinetten und anderen Blasinstrumenten, Geigen, Zither, Hackbrett, Gitarre, Zieh- und Mundharmonika u. dgl.

Die Liedertexte sind genau nach der Volkssprache wiederzugeben. Derbheiten sollen nicht ausgemerzt oder abgeschwächt werden. Entscheidend ist n i c h t die Orthographie der Schriftsprache, sondern die lebendige Volkssprache. Es ist daher die möglichst genaue und getreue Wiedergabe der mundartlichen Klänge durch die Schrift anzustreben.

Da man von Laien eine streng wissenschaftliche phonetische Schreibung der Mundart nicht erwarten und verlangen kann, wird man sich damit begnügen müssen, nur die auch dem ungeschulten Ohre sich aufdrängenden auffallendsten Eigentümlichkeiten der Volkssprache in einer einfachen, anschaulichen, das Wortbild möglichst wenig verändernden Weise einheitlich bezeichnet zu erhalten.

Lieder und Tänze zeichne man in einer bequemen, einfachen Tonart, mit möglichst wenig Vorzeichen in mittlerer Tonhöhe auf; wünschenswert ist jedoch, daß die absolute Tonhöhe, in der die Lieder vom Volke gesungen werden, angedeutet werde.

Die einzelnen Stücke sind gesondert auf Quartblättern oder Halbbogen in gut lesbarer Schrift zu verzeichnen. Es ist nur eine Seite des Papieres zu beschreiben. Der Name des Sammlers, die Namen der Personen, nach deren Angabe das Lied (Stück) aufgezeichnet wurde, der Fundort, das Verbreitungsgebiet des Liedes,

sein mutmaßliches Alter, die Zeit seiner Niederschrift ist, soweit als möglich, bei jedem Stück gesondert mit größter Gewissenhaftigkeit anzugeben. Einerseits soll hierdurch eine Nachprüfung ermöglicht, anderseits aber auch das Verdienst, das dem Vorsänger wie dem Sammler zukommt, anerkannt werden. Auch Erklärungen mundartlicher Ausdrücke, Bemerkungen zum Verständnisse des Textes und ähnliche Zusätze sind erwünscht und werden die verdiente Berücksichtigung finden.

Man spüre auch den Leuten aus dem Volke nach, die in ihren Kreisen als Liederdichter und Improvisatoren bekannt sind. In vereinzelten Fällen gelingt es nämlich, bei neuentstandenen Volksliedern den „Dichter" ausfindig zu machen. Vor Leichtgläubigkeit sei jedoch gewarnt, denn häufig behaupten Leute, die ein Lied gerne und vielleicht ausschließlich singen, daß sie dies ihr Leiblied auch selber „gemacht", d. i. erfunden haben, ohne daß diese Behauptung den Tatsachen entspricht.

In jene Gegenden, in denen das Volkslied im Aussterben begriffen ist, werden einzelne oder mehrere Fachmänner zur Aufsammlung des noch Vorhandenen entsandt werden müssen.

Personen, welche die Sammelarbeit nicht selbst besorgen können, mögen wenigstens durch Angabe von Quellen unserer Arbeit Vorschub leisten, indem sie die Anschriften von Liedersängern und -sängerinnen, von Volksmusikanten, von Besitzern einschlägiger handschriftlicher Aufzeichnungen u. dgl. bekanntgeben.

Auf Grund der im Vorstehenden beschriebenen großen, möglichst umfassenden wissenschaftlichen Ausgabe ist auch eine zweite, kleinere populäre Ausgabe geplant, deren Zweck die Wiederbelebung der Pflege des Volksliedes in Schule, Haus und Gesellschaft sein soll. Sie wird eine Auswahl der besten und wertvollsten Volkslieder enthalten in einfachem, echt volkstümlichem musikalischen Satze je nach der Eignung der einzelnen Lieder für Chorgesang oder Einzelgesang mit Begleitung eines Instrumentes (Klavier, Gitarre, Zither).

Auch die Herstellung dieser Ausgabe wird von künstlerischem und wissenschaftlichem Standpunkte aus unter Leitung des Hauptausschusses und Mitwirkung der einzelnen Arbeitsausschüsse erfolgen.

Ihr Erscheinen ist einem späteren Zeitpunkte vorbehalten.

Aufforderung.

Unsere Mitglieder werden gebeten, den Jahresbeitrag möglichst bald, spätestens bis zum 1. September an unsern Schatzmeister

Herrn **Rechtsanwalt Rothe,** Chemnitz i. S., Theaterstraße 86

einzusenden.

Schriftleitung: Rektor Prof. Dr. Dähnhardt, Leipzig, Königstr. 28. — Druck der Hansa, Dresden.



32101 065208660

